Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, Wilh. Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Zweiter Theil.

Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.

Von Martin Philippson.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1882.

Westeuropa

im

Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.

Von

Dr. Martin Philippson,
Professor an der Universität Brüssel.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1882.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Beginn des Satzes am 14. Februar 1882.

Vorwort.

Dieser Band umfaßt die Geschichte der Entstehung des Calvinismus, seiner Verbreitung im westlichen Europa, der Kämpfe, die er dort zu bestehen hatte oder herbeiführte, der Friedensschlüsse unter Heinrich IV. von Frankreich, unter Albert und Isabella in den Niederlanden. Mit den universalistischen katholischen Bestrebungen gingen Hand in Hand die Versuche Philipps II., den Habsburgern die Weltmonarchie zu gewinnen. Die Darstellung derselben sowie ihres Scheiterns in Folge des Widerstandes Elisabeths von England sowie Heinrichs IV. steht mit der Geschichte des Calvinismus und seiner Gegner in engstem Zusammenhange.

Ich habe mich durchaus innerhalb der Grenzen dieses Doppelthemas gehalten und selbst lockende Ausflüge in Nachbargebiete vermieden. Man hat meinem „Zeitalter Ludwigs XIV.", das in dieser selben Sammlung erschienen ist, den Vorwurf gemacht, gewisse Partien, zum Beispiel die brandenburgisch-preußische Geschichte, über Gebühr vernachlässigt zu haben, ohne daß man dabei bedachte, daß diese Gegenstände andern Bearbeitern zu besonderer Behandlung anvertraut waren. Ich glaube, daß in einer Sammlung, die ein großes zusammenhängendes Ganzes bilden soll, Wiederholungen und doppelte Schilderungen so viel möglich vermieden werden müssen, nicht nur um der äußern, sondern auch um der innern Einheit des Werkes willen: denn niemals werden mehrere Darsteller dieselben Dinge ganz auf gleiche Weise auffassen und dem Leser vorführen.

Dem Kenner werden die ungewöhnlichen Schwierigkeiten einer übersichtlichen Schilderung der Geschichte Westeuropas in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hinlänglich bekannt sein. Die Literatur über diesen Zeitraum ist eine fast unabsehbar große, und doch mangeln für viele Theile desselben, z. B. für die Endepoche von Calvins Leben, für die Gesammtheit von Philipps II. Regierung, für den niederländischen Freiheitskampf und zumal die inneren Zustände der Niederlande, noch abschließende oder nur genügende Werke. Indem man die Ergebnisse zu einer volksthümlichen Darstellung zusammenfassen will, bemerkt man, daß eine Menge höchst wichtiger Fragen noch ungelöst ist, und sieht sich gezwungen, auf die Gesammtheit der Quellen zurückzugehen und manche Gegenstände fast monographisch zu behandeln. Daher eine Reihe von Exkursen, die in den Rahmen eines solchen Buches eigentlich nicht passen, und die sich dennoch als unvermeidlich herausstellen. Ich mache hier nur auf die Bayonner Zusammenkunft des Jahres 1565, den Frieden von St. Germain en Laye, die Bartholomäusnacht, den

„großen" Plan Heinrichs IV. in der französischen Geschichte; in der niederländischen auf die Charakteristik Wilhelms von Oranien und Marnix' von St. Aldegonde; in der spanischen auf Don Carlos und die Eboli-Perez-Frage; in der großbritannischen auf die Darstellung Maria Stuarts aufmerksam. In dieser letztern Angelegenheit hat zwar seit der Veröffentlichung des bezüglichen Abschnittes dieses Buches ein Autor*) den Tadel, den er wegen seiner ungründlichen und kritiklosen Biographie der unglücklichen Schottenkönigin von vielen Seiten geerntet hatte, in einer historischen Zeitschrift wiederholt durch lautes Schelten gegen jede abweichende Meinung zu übertönen gesucht — allein damit hat er mich und wohl jeden Unparteiischen weniger als je überzeugt.

Auch in dieser Arbeit habe ich besondern Nachdruck auf die innere Geschichte der leitenden Völker gelegt. In der That erklärt sie gründlicher und deutlicher als die äußern Ereignisse den gewaltigen Umschwung, der sich mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in den gegenseitigen Machtverhältnissen der westeuropäischen Nationen vollzieht.

Es schien nach reiflicher Erwägung angemessen, der eigentlichen Arbeit eine Entstehungsgeschichte derjenigen Elemente voranzuschicken, welche den Kampf gegen die Reformation und zumal gegen den Calvinismus auf religiösem Gebiete vorzüglich übernahmen: besonders des Jesuitenordens und der durch das Trienter Konzil neu gestalteten und befestigten römischen Orthodoxie. Auf ersterem Gebiete konnte ich mich auf zahlreiche Vorarbeiten stützen, wenn auch meine Auffassung von Loyolas Charakter, in Folge der ausgiebigen Benutzung der Ueberreste seines Briefwechsels, von der meiner Vorgänger nicht unbeträchtlich abweicht. Die Geschichte des Tridentinums hat in neuester Zeit durch Urkunden- und Tagebücherpublikationen eine fast vollständige Aufhellung erfahren. Eine irgendwie genügende pragmatische Schilderung dieses hochwichtigen Konzils fehlt jedoch gänzlich, und war es für eine zusammenfassende und räumlich beschränkte Darstellung nicht ganz leicht, das ausgedehnte Material in geeigneter Weise zu bearbeiten. Ich habe mich hier der Erörterung der ausschließlich theologischen Fragen so weit irgend möglich enthalten, und vielmehr vorzüglich die politischen und kirchenpolitischen Momente, sowie deren Einfluß auf die weitere Entwickelung deutlich zu machen gesucht. Für den Historiker erschien mir dies als die einzig richtige Behandlung der Geschichte eines Konzils.

Der Verfasser weiß sehr wohl, daß seine Arbeit, trotz eifrigen Willens, an manchen Orten lückenhaft und ungenügend ist. Mögen diese Mängel mit den bereits von hervorragenden und sachkundigen Fachgenossen in und außer Deutschland gewürdigten besonderen Schwierigkeiten gerade dieser Aufgabe und mit der örtlichen Entfernung des Verfassers von den Mittelpunkten deutscher literarischer und wissenschaftlicher Thätigkeit entschuldigt werden!

Brüssel, im Dezember 1883.

Martin Philippson.

*) Arnold Gaedeke.

Einleitung.

Die katholische Gegenreformation um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Erste Abtheilung.

Die Gründung des Jesuitenordens.

I. Die Anfänge der katholischen Gegenreformation.

Die katholische Kirche ist der großartigste historische Organismus, der je bestanden hat. Fast zwei Jahrtausende hindurch hat sie es vermocht, eine große Anzahl von Völkern unter derselben Leitung und unter denselben Einrichtungen zu vereinigen. Die kirchlichen Anstalten, die hierarchische Ordnung, die überkommene Politik, welche genügten, der Kirche ihren Bestand und ihren Einfluß zu bewahren, als der rauhe Germane sich um die Oberherrschaft mit dem verfeinerten und entarteten Römer stritt, wußten sich auch die kriegerische Landaristokratie des Lehnstaates, die trotzigen und betriebsamen Republiken der mittelalterlichen Freistädte unterthan zu machen. Und wie die Verschiedenheit der Zeiten, so fand auch die Verschiedenheit der Nationen Raum innerhalb dieser wunderbaren Gliederung. Der Syrer und der Armenier waren ihr ergeben und verpflichtet, wie der Deutsche und Engländer, der Franzose und Italiener, der slavische Pole und der skandinavische Nordmann. Wann hat man je wieder eine Fügung von so stählerner Biegsamkeit und doch auch Festigkeit gesehen, wo eine Politik und Veranstaltung, die so den Anforderungen der entgegengesetztesten Kulturstufen und Nationalanlagen gerecht zu werden wußte; beweglich genug, um jedem und allen zu genügen, stark genug, um jeden Gegensatz abzuwehren und zu ersticken? Vergebens waren in den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung die Barbaren als Heiden oder als Arianer gegen sie angeprallt — wenige Jahrhunderte, und dieselben waren die treuesten Glieder dieser Kirche. Vergebens erhoben sich volksthümliche, Herz und Geist beherrschende Ketzereien — nur die Asche der Scheiterhaufen zeigte bald, wo dieselben bestanden hatten. Vergebens arbeitete die Philosophie an der Zersetzung der Dogmen, an der Auflösung der hierarchischen Ordnung — das feste Gefüge der katholischen Religion wußte allen diesen Versuchen zu widerstehen: um ein kleines, und es schlossen sich die Maschen ihres starken Netzes über den kecken Eindringling und erstickten

1*

ihn. Siegreich unterwarf sie alle Widersacher. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war die Kirche, war ihr Haupt, der Papst, schlechthin das herrschende Element im Abendlande geworden. Völker und Könige gehorchten zitternd dem Greise, der als Statthalter Christi auf Erden die Regierung der Welt beanspruchte und inne hatte.

Die Kirche hatte richtig erkannt, daß, um sich in der rohen und gewaltthätigen Gesellschaft der Feudalzeit aufrecht zu erhalten, sie eines starken materiellen Untergrundes, der materiellen Machtmittel nicht entrathen könne. Sie bot hierzu ihre ganze geistige Ueberlegenheit auf, und so ward sie in der That in allen Ländern die größte Grundbesitzerin, die reichste der Reichen. Die barbarische Pracht, durch welche die weltlichen Großen dem Volke zu imponiren suchten, wurde durch den geschmackvollern Pomp übertroffen, mit dem Bischöfe und Aebte sich umgaben. Eine zahlreiche Vasallenschaar war bereit, sich auf den Ruf des geistlichen Herrn zu erheben, und oft sehen wir letztern, gepanzert und mit Lanze oder Streitkolben bewaffnet, selbst an ihrer Spitze kämpfen. Am Hofe des Königs begegnen wir vor allem den Geistlichen: sie sind seine Berather in Frieden und Krieg, sie verwalten seine Schätze, sie sitzen in seinem Gerichte, sie gehen als Gesandte in fremde Staaten, sie schreiben seine Urkunden nieder und verfassen seine Gesetze. Wie hätte man mit Erfolg sich gegen eine Kirche erheben mögen, die so das ganze öffentliche und private Leben umfaßte, die auf dem weltlichen Gebiete nicht minder als auf dem geistlichen überwog, die Gewissen und Verstand, Körper und Besitz gleicherweise unter ihre Herrschaft gebracht hatte?

Es konnte aber nicht fehlen, daß der Genuß dieser weltlichen Macht, dieses weltlichen Reichthums und Glanzes die Kirche mehr und mehr von ihrer eigentlichen Aufgabe abwendete. Mit weltlichen Zwecken beschäftigt, inmitten des weltlichen Getriebes lebend, übermüthig sich des allgemeinen Herrscherthums erfreuend und von demselben Vortheil ziehend, entfremdeten sich die Diener der Kirche, vom höchsten bis zum niedrigsten, den religiösen Anschauungen, Gefühlen und Uebungen. Wie hätten dieselben auch Stand halten können gegen all' die anderartigen Einflüsse, die sie schließlich verdrängen mußten? Schon im dreizehnten Jahrhundert begegnen wir den lebhaftesten Klagen über die Entartung der Geistlichen. Aber die Verderbniß schrieb sich ganz besonders erst von der Epoche der Päpste von Avignon her. Diese französischen Päpste, die, um äußerer Veranlassung willen, selbst den geheiligten Mittelpunkt der römischen Kirche — die ewige Stadt — verlassen hatten, stellten ihren Untergebenen das schlimmste Beispiel vor Augen, indem sie ihre hohe und verantwortliche Stellung nur als eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern, von Genüssen und egoistischen Gewaltakten ausbeuteten. Einst hatte sich im 11. Jahrhundert Papst Gregor VII. gegen die weltlichen Mächte erhoben im Namen der durch die Simonie, durch den Schacher mit geistlichen Aemtern verletzten Würde der Kirche. Das war der Ausgangspunkt geworden für den Sieg der letztern über Kaiser und Könige. Jetzt wurde die Simonie von dem römischen Bischofe

selbst ausgeübt, und von dieser hohen Stelle durchdrang die Krankheit alle Rangklassen des Klerus. Indem die Päpste immer mehr die Wahlfreiheit der Domkirchen und Klöster vernichteten, indem sie durch Provisionen und Reservationen sich in immer weiterem Umfange die Ernennung zur Bischofs- und Abtwürde anmaßten, gewöhnten sie sich, dieselbe an den Meistbietenden zu übertragen. So wußten sie auf Kosten der Kirche sich selbst wie ihren Angehörigen und Günstlingen erstaunliche Schätze zu sammeln. Die Bischöfe ahmten ein solches Verfahren getreulich nach und suchten sich schadlos zu halten, indem sie ihrerseits die geistlichen Aemter ihrer Diözesen, ohne jede Rücksicht auf Kenntnisse oder persönliche Würdigkeit, versteigerten. Niemals gaben sie eine Pfarre unter 4—500 Gulden ab. Nicht mehr der innere Beruf führte zur geistlichen Würde, sondern der Wunsch, die Vorrechte eines Klerikers zu genießen und in den Besitz eines kirchlichen Benefiziums zu gelangen. Dieses letztere, vom Kardinalat bis zur untersten Vikarsstelle, wurde überhaupt nur unter dem Gesichtspunkte des mehr oder minder beträchtlichen Einkommens betrachtet, das mit ihm verbunden war. Kein Wunder, daß sich die Reihen der Geistlichkeit mit unwürdigen, rohen, ja ungläubigen Elementen füllten, denen nichts ferner lag, als den Pflichten ihrer Stellung gerecht zu werden. Zahllose Beschlüsse der Konzilien untersagten bei strenger Strafe die Vereinigung mehrerer Benefizien in derselben Person. Man kehrte sich nicht daran; denn es war leicht, für Geld vom päpstlichen Hofe Dispens von jeder Art kirchlicher Gesetze zu erhalten. In England z. B. kannte man Priester, die mehr als zwanzig Benefizien inne hatten, d. h. deren Einkünfte bezogen. Die Pflicht der kirchlichen Residenz, des Aufenthaltes des Geistlichen in seinem Amtssprengel, wurde ganz allgemein vernachlässigt; es gab Pfarreien, die ihren Pastor, Bisthümer, die ihren Bischof nie zu sehen bekommen hatten. Diejenigen Priester, die noch regelmäßig Residenz hielten, suchten sich doch so viel wie möglich ihren kirchlichen Obliegenheiten zu entziehen, indem sie irgend einen armen und unwissenden Menschen für geringen Lohn damit betrauten, selbst aber ungestört die Vortheile ihrer Stellung genossen. Die Predigt, die anstrengendste dieser Pflichten, wurde von der Weltgeistlichkeit grundsätzlich den Mönchen überlassen. Die übrigen Kultushandlungen mußten von den Privaten um schweres Geld erkauft werden. Man vermehrte die äußere Pracht der Kirche, die Zeremonien und die religiösen Feste; man bestrafte mit Härte die mindeste Abweichung von dem Buchstaben kirchlicher Vorschriften und Lehren; aber der religiöse Geist, die tief innerliche Ueberzeugung, die herzliche Hingebung waren fast überall aus der umfassenden hierarchischen Gliederung verschwunden. Die Religion war zu einer Art gewaltigen Fetischismus geworden, der ausschließlich dazu bestimmt schien, die Priesterkaste zu bereichern, der es aber nicht mehr verstand zum Herzen des Volkes zu reden, die bösen Leidenschaften zu zähmen und den Unglücklichen Trost zu spenden.

Die Mönchs- und Nonnenorden waren nicht minder entartet wie der Weltklerus. So viele Uebertreibungen auch die volksthümlichen Spottlieder

und Erzählungen jener Zeit enthalten mögen, man ersieht doch aus ihnen, wie allgemein die Ansicht von der Sittenlosigkeit der Religiosen verbreitet war. In der That, Ehrgeiz, Neid und Ueppigkeit herrschten in den Klöstern; die Gelehrsamkeit, die einstmals in denselben mit so vieler Sorgfalt gepflegt worden, war fast völlig aus ihnen verschwunden. Wie die Bischöfe, so betrieben auch Aebte und Aebtissinnen die Jagd, Festlichkeiten und Ausschweifungen jeder Art, ja an Kriegen und Turniren betheiligten sich die Prälaten. Die Klagen und Verbote aller Provinzial- und Nationalkonzilien legen nur allzu deutliches Zeugniß ab von allen diesen Gebrechen.

Schon im vierzehnten Jahrhundert erhebt sich ein Vertrauter des Papstes Johann XXII., ein eifriger Vertheidiger der Rechtgläubigkeit und der päpstlichen Allmacht, der Spanier Alvaro, mit Macht gegen diese Mißbräuche, in einem Buche, das den bezeichnenden Titel führt: De planctu Ecclesiae. Hundert Jahre später schreibt der Kardinallegat Julius Cesarini an den Papst Eugen IV.: „In der That, die Zügellosigkeit des Klerus hat dermaßen zugenommen, daß sie beinah den Haß, den die Laien gegen ihn hegen, und die Angriffe der Hussiten rechtfertigt." Noch ein Jahrhundert später sagt ein Papst selbst, Hadrian VI., in der Instruktion an einen seiner Legaten (1522): „Wir wissen, daß seit lange viele verwerfliche Dinge in der Umgebung des heiligen Stuhles vorgehen, kirchliche Mißbräuche, Amtsüberschreitungen — alles ist zum Ueblen gewendet. Und von dem Haupte hat sich die Verderbtheit über die Glieder erstreckt, von dem Papste über die Prälaten. Wir haben alle gesündigt, kein Einziger ist, der gut gehandelt hätte, kein Einziger."[1]) Hadrian bat den berühmten Erasmus, der Kirche zu Hülfe zu kommen, die so gefährdet sei „durch die schweren Verbrechen der Menschen und besonders der Geistlichen".[2]) Einige Jahre später, 1538, kam eine Kongregation von vier Kardinälen und fünf Prälaten, welche Papst Paul III. ernannt hatte, um ihm Vorschläge zu allgemeiner Reform zu unterbreiten, zu dem verzweifelten Ausrufe: „Welch' schrecklicher Anblick für einen Christen, der die katholische Welt durchwandert! Alle Hirten haben ihre Heerden verlassen und sie Söldlingen anvertraut. Die religiösen Orden sind derart verderbt, daß sie zum großen Aergerniß für die Laien werden und durch ihr Beispiel gewaltigen Schaden anrichten. Und in der Mehrzahl der Frauenklöster gehen öffentliche Greuel vor sich, zur großen Entrüstung der Bürger." Im Jahre 1541 schreibt der Jesuit Lefèvre an Loyola:[3]) „Wollte Gott, es gäbe in dieser Stadt Worms nur zwei oder drei Geistliche, die nicht mit Buhlerei und andern notorischen Vergehungen befleckt wären und ein wenig Eifer für das Heil der Seelen besäßen." Einer der leidenschaftlichsten Gegner der Ketzerei, der Bischof Caraffa von Chieti, der spätere Papst Paul IV., bemerkt einem

1) Raynaldi, Annales ecclesiastici, ad an. 1522. 2) propter gravissima hominum scelera, maxime ecclesiasticorum. 3) Crétineau-Joly, Histoire de la Compagnie de Jésus. Bd. I. (Paris 1844.) S. 166.

Freunde: „Die üblen Eigenschaften der Welt- und selbst Klostergeistlichen haben dem Volke einen Ekel eingeflößt vor den Messen, vor dem Gottesdienst, vor kirchlicher Autorität und Macht.“ 1)

Es wäre überflüssig, Anführungen dieser Art noch mehr zu häufen. Die Reden der Prälaten auf dem Konzil von Trient enthalten zahllose Klagen über denselben Gegenstand. Die katholischen Kirchenfürsten selber legen die schnelle Verbreitung der Ketzerei, die Leichtigkeit, mit der sie ganze Völker ergriff, hauptsächlich den Fehlern und Vergehen des Klerus zur Last. So sagte 1565 der Bischof Anton von Prag vor versammelter Provinzialsynode: „Diejenigen täuschen sich nicht, welche den Ursprung so vieler Unglücksfälle der Kirche und so großer Zerrüttung der Sekten in der Entartung eines zügellosen Klerus suchen.“ Nicht minder rief der Kardinal Markus von Hohenems, der Neffe des Papstes Pius IV., auf der in seiner Bischofsstadt Konstanz tagenden Synode aus: „Das verfluchte und abscheuliche Betragen der Geistlichkeit hat zum größten Theil all unser Elend verschuldet. Nach dem Urtheil aller Verständigen muß man die Stürme unserer Zeit ausschließlich den Verbrechen, der Trägheit und grenzenlosen Nachlässigkeit der Priester beimessen.“ 2) — Wer möchte so gewichtigen Stimmen widersprechen?

Es wäre ungerecht, die römische Kurie und den Klerus ausschließlich für diese traurigen Vorgänge verantwortlich zu machen; die Ursachen der Entartung der Kirche gegen Ende des Mittelalters liegen vielmehr in allgemeinern und umfassendern Verhältnissen. Seit den Kreuzzügen hatte der Handel mit dem Orient einen gewaltigen Aufschwung genommen. Bald entwickelte sich auch in den Städten Deutschlands, Italiens, Frankreichs die Großindustrie: beide hatten den allgemeinen und privaten Reichthum in ungeahnter Weise erhöht. Infolge dieser Thatsache hatte sich seit dem dreizehnten Jahrhundert der Luxus in steigendem Maße vermehrt; in Kleidung, Nahrung, Schmuck der Wohnung, kurz in der ganzen Lebensweise. Zugleich aber war durch die Berührung der Occidentalen mit der hohen Kultur der mohammedanischen Welt, durch die Reaktion gegen die Übergriffe der Kirche auf das weltliche Gebiet, endlich durch den Einfluß der Renaissance ein skeptischer Geist in die gebildeten und leitenden Klassen des Abendlandes eingedrungen. Er hatte dieselben mehr und mehr jenes blinden Vertrauens auf die Kirche, jener unerschütterlichen Ergebenheit für dieselbe beraubt, welche den früheren Jahrhunderten so große Sicherheit und in sich abgeschlossene Ruhe verliehen hatten. Unglücklicher Weise hatte die europäische Menschheit kein anderes Ideal, keinen anderen hohen und begeisternden Lebenszweck zum Ersatze für den verlorenen kindlichen Glauben zu finden vermocht: so tastete sie unsicher umher und suchte die innerliche Leere und Hohlheit durch sinn-

1) Bromato, Storia di Paolo IV. (Ravenna 1748.) I, 101. 2) Brauburger, De formula reformationis ecclesiae. (Mainz 1782.) S. 332. 335.

liche Freuden und Ausschweifungen jeder Art zu verbergen und auszufüllen. Eine Immoralität, eine Verderbniß sonder Gleichen, kaltblütige Verletzung aller sittlichen Grundsätze machen die Signatur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts aus. War es nicht natürlich, daß die Geistlichkeit, reich mit äußern Gütern ausgestattet, der religiösen Überzeugung durch Philosophie und Humanismus nicht minder entfremdet als die Laienwelt selbst, sich durch die allgemeinen Tendenzen und Zeitströmungen mit fortreißen ließ?

Allein diese Hingabe an die verwerfliche Richtung der Epoche war doch um vieles bedenklicher für die Priester, als für die andern Klassen der Gesellschaft. So unmoralisch auch die Laienwelt war, sie war doch auf das Höchste entrüstet, den Klerus schamlos alle seine Existenzbedingungen selbst verletzen, offen gegen seinen hohen und erhabenen Beruf verstoßen zu sehen. Ja, noch mehr. Infolge eines leicht erklärbaren Irrthums schrieb man die Glaubenslosigkeit und moralische Auflösung der Zeit der Verderbniß der Kirche zu, indem man derart Ursache und Wirkung mit einander verwechselte. Man erhoffte also von einer gründlichen Verbesserung der inneren Disziplin und äußeren Thätigkeit der Kirche eine beträchtliche Hebung des allgemeinen sittlichen Zustandes.

Die Reformation war zuerst innerhalb des Rahmens der Kirche selbst, auf dem Wege der Konzilien versucht worden. Diese Bewegung jedoch war durch die Schuld der Päpste im Sande verlaufen. Da hatten sich dann alle Geister, welche eine Besserung der wahrhaft unerträglichen religiösen und sittlichen Verhältnisse anstrebten, von der überlieferten Kirche ab-, einer entschiedeneren dogmatischen und hierarchischen Revolution zugewendet. Die Hussiten, die mährischen Brüder, die oberdeutschen und niederländischen Mystiker, die Humanisten, so verschieden auch ihr Ausgangspunkt und ihre Ziele waren, sie stimmten überein in dem mehr oder minder bewußten, aber im Grunde gleich unversöhnlichen Gegensatze wider den Katholizismus. Vielleicht hätte die Kirche dennoch allen diesen Gegnern Stand halten können, wenn sie nicht selber durch die Renaissance in einen Prozeß innerer Auflösung gerathen wäre. Unter den Päpsten Eugen IV., Nikolaus V., Pius II. stieg der Humanismus auf den Stuhl Petri. Schon der erste dieser Kirchenfürsten hatte die Gelehrten in großer Zahl nach Rom berufen, damit sie ihm die Pamphlete und Bullen gegen die Väter des Basler Konzils verfaßten; als Belohnung hatte er diesen Heiden, diesen Anhängern Platos, kirchliche Würden, ja Bisthümer übertragen Sein Nachfolger Nikolaus V. war, als er sich noch Thomas Parentucelli nannte, einer der eifrigsten und tüchtigsten Humanisten gewesen. Nachdem er Papst geworden, verwandte er die ungemessenen Reichthümer, welche der h. Stuhl von der ganzen christlichen Welt zu ziehen gewohnt war, zur Erbauung prächtiger Paläste im klassischen Style; zur Besoldung der Schriftsteller, selbst Gegner der Kirche wie des Lorenzo Valla, oder skeptischer Spötter wie des Filelfo; zur Errichtung einer wahren Übersetzungsfabrik alter Autoren; zur Gründung der berühmten päpstlichen

Bibliothek, der Vaticana. Dieser Papst kümmerte sich sehr wenig um die Interessen der Kirche. Er umgab sich nicht mit Bischöfen und Mönchen, sondern mit den geistreichen Gelehrten der Renaissance. Diese Unterwerfung der höchsten kirchlichen Würde unter die Tendenzen des Humanismus brachte für jene keine geringe Gefahr mit sich. Die Gelehrten, die der gute Papst mit dem Gelde der Kirche an seinem Hofe unterhielt, griffen dieselbe sowie die christlichen Lehren und Sitten in bittersten Spottschriften an. Man ließ sie ruhig gewähren, man lachte dazu, ohne zu ahnen, wie bedrohlich das Alles für die Existenz des Katholizismus selber war. Nikolaus' zweiter Nachfolger, Pius II., war gleichfalls von dem humanistischen Berufe ausgegangen. Sehr spät erst, nach einem bewegten Leben und als Vater mehrerer natürlicher Kinder, hatte er die Weihen genommen. Als Papst verfaßte er Kommentarien über seine eigene Regierung; in seinen Breven ahmte er den Styl der Briefe Ciceros nach. Mehr als hundert Humanisten waren an seinem Hofe als Protonotarien und Abbreviatoren beschäftigt. Sie richteten inmitten der Kurie eine platonische heidnische Akademie ein, deren Vorsteher, Pomponius Leto, sich Pontifex maximus nannte, wie zum Gegensatze wider den christlichen Pontifex, den Papst. Von den Nachfolgern Pius' II. erwähnen wir nur Leo X., in dessen Umgebung man offen die christliche Kirche verspottete und es zum guten Tone rechnete, sich als Gegner der katholischen Rechtgläubigkeit zu erklären. Dieser Leo X. hatte nichts von einem Priester, er ließ in seiner Gegenwart die obszönen Lustspiele des Plautus aufführen, er zog einen lateinischen oder griechischen Klassiker der Bibel vor und die profane Musik der Messe. Der römische Klerus ahmte die Kurie getreulich nach. Diese Geistlichen bewiesen jedem, der es hören wollte, daß es zwischen der Seele des Menschen und des Thieres keinen Unterschied gäbe; indem sie die Messe sagten, setzten sie derselben Gotteslästerungen zu. Ein Frommer wie der junge Luther und ein Skeptiker wie Erasmus waren in gleichem Maße entrüstet über den Unglauben derjenigen, welche die eifrigsten Vertheidiger der Religion hätten sein sollen.[1])

Mußten die christlichen Völker sich nicht schließlich fragen, unter welchem Vorwande man sie zum Gehorsam gegen eine Kirche zwinge, die ihren eigenen Häuptern ein Gegenstand des Spottes geworden? Eine Kirche, welche ihre Priester mit sichtbarer Geringschätzung ausbeuteten zu lediglich persönlichen Zwecken, die mit ihrer wahrhaften Bestimmung nichts gemein hatten?

Nach diesen mehr als zur Hälfte heidnischen Humanisten sah man dann auf dem päpstlichen Stuhle Politiker und Soldaten, wie Sixtus IV., Innocenz VIII. und Julius II., die Krieg führten, in den Nachbarländern Aufstände und selbst Meuchelmord anstifteten, Gewaltthaten und Verbrechen aller Art begingen, um für ihre „Neffen", die in Wahrheit sehr häufig ihre Söhne waren, weltliche Fürstenthümer zu gründen. Ist es noch nöthig, Alexander VI.

1) Ranke, Werke. XXXVII, 48 f.

zu nennen, diesen nichtswürdigen Borgia? In welchen furchtbaren Abgrund von Unsittlichkeit und Frevel war das Papstthum zu dieser Zeit gesunken! Ganz Europa kannte diese Vorgänge und war darüber entrüstet. Besonders die deutschen Völker, die von Natur mehr zu innerlichem Leben, zu ernster religiöser Überzeugung hinneigten, als die Romanen, lösten sich mehr und mehr von dem verderbten und verkommenen Papstthume und von einer Kirche los, die den Glauben an sich selbst verloren hatte.

Das sind die hauptsächlichsten Umstände, die im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts die Erhebung Luthers und Zwinglis begünstigten und sie mit einer Schnelligkeit und in einer Ausdehnung zum Siege führten, wie weder ihre Urheber noch ihre Gegner sie erwartet hatten. Der im Jahre 1532 zu Nürnberg abgeschlossene Religionsfriede gewährte den deutschen Protestanten alle Freiheit ihre Lehre auszubreiten: und so groß war der Haß gegen den Klerus und zumal gegen das Papstthum, so groß die Gleichgültigkeit gegen die überlieferte Religion, daß bald neun Zehntel der Deutschen sich zu der lutherischen Reformation bekannten. In der Schweiz hatte letztere nicht gleichen Erfolg. Die Niederlage und der Tod Zwinglis in der Schlacht bei Kappel setzte der örtlichen Ausdehnung der reformatorischen Bewegung Schranken; immerhin hatte dieselbe in den großen städtischen und gewerbfleißigen Kantonen bereits den Sieg davongetragen, und nur die kleinen Kantone mit ihrer Bevölkerung von Bauern, Hirten und Jägern blieben der alten Kirche treu. In Dänemark und Norwegen hat die Krone der widerstrebenden Bevölkerung die neue Lehre aufgezwungen und sie genöthigt, sich derselben zu unterwerfen. Im Jahre 1530 war der Triumph des Lutherthums in Dänemark vollendet; 1537 hatte es sich Norwegens bemächtigt; und selbst das entlegene Island mußte dasselbe gegen Mitte des sechszehnten Jahrhunderts annehmen. In Schweden begünstigte der junge König Gustav Wasa, der Befreier seines Volkes von dänischer Knechtschaft, die Reformation; freilich that er es zumeist aus politischen und finanziellen Gründen, aber mit Beharrlichkeit und großem Geschick: und schon 1527 schaffte der Reichstag von Westerås den Katholizismus im ganzen Königreich ab. Endlich der äußerste der großen Staaten germanischer Rasse, England, befolgte zwar nicht sogleich das von jenen andern Ländern gegebene Beispiel; allein auch er sagte sich entschlossen und vollständig von Rom und dem Papstthume los. Schon wurden selbst die romanischen Völker von der Ketzerei ergriffen: in Frankreich, in Italien, sogar in Spanien bildeten sich Gemeinden von Anhängern Luthers; und Mönche, Bischöfe und Kardinäle neigten offenkundig zu dessen Lehren hin.

Nun kam freilich der weltliche Arm der wankenden Kirche zu Hülfe. Die rohe Gewalt, das Schwert des Soldaten, der Strick des Henkers, die Scheiterhaufen der Inquisition verhinderten noch in einem Theile Europas den völligen Sieg der religiösen Umwälzung. Aber was vermochte eben diese rohe Gewalt auf die Länge wider den allmählichen Prozeß langsamer Auflösung im Innern der Kirche? Kein Kaiser, kein König hätte die Kirche retten können,

wenn sie an inneren Leiden zu Grunde ging. Der Katholizismus war verloren, wenn er in seiner eigenen Mitte nicht Elemente und Männer fand, um ihn aus sich selbst heraus wieder herzustellen, um ihm wiederzugeben, was er seit Jahrhunderten verloren hatte: Glauben, Ueberzeugung, Begeisterung, Alles was die geistlichen Führer stark macht und die Masse der Gläubigen mit Anhänglichkeit an sie erfüllt. Es handelte sich hier um die ganze Zukunft des Katholizismus.

Und trotz dieser furchtbaren Gefahr begriffen die Päpste dieser Zeit in keiner Weise die schweren Pflichten, welche die kritische Lage der Kirche ihnen auferlegte. Klemens VII. (1523—1534) nahm durchaus keinen aufrichtigen Antheil an dem Kampfe gegen die Fortschritte des Lutherthums. Im Gegentheil, er betrachtete sich zu allererst als einen der weltlichen Fürsten Italiens. Wenn er überhaupt ein allgemeineres und höheres Gefühl als persönlichen Ehrgeiz hegte, so war es sicher dasjenige italienischen Patriotismus. Er wünschte sehnlichst die schöne Halbinsel von dem Joche der Barbaren zu befreien. In dieser Absicht bekämpfte er Karl V., den römischen Kaiser, welcher die stärkste Säule der katholischen Religion in Deutschland war, und nöthigte ihn gerade durch diese seine Feindschaft, in jenem Lande die Ketzer gewähren zu lassen. Man weiß, daß in dem damals ausbrechenden Kriege Klemens ebenso wie sein Verbündeter Franz I. von Frankreich besiegt wurden. Klemens mußte sich vollständig dem Willen des triumphirenden Kaisers unterwerfen. Um demselben gefällig zu sein, verweigerte er nun dem englischen Herrscher Heinrich VIII. die gewünschte Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragon, einer Tante Karls V., und diese Weigerung hatte den Abfall Englands zur Folge. Die Politik Klemens VII. begünstigte überall die Gegner der Kirche. Ja noch mehr. Nachdem er infolge seines Bündnisses mit dem Kaiser der Kirche eine schmerzliche Wunde durch Englands Loslösung zugefügt hatte, wandte sich dieser unbeständige Politiker von neuem gegen den Imperator und suchte, durch die Vermittlung Franz' I., bei den deutschen Protestanten ein Bündniß gegen Karl V. nach. Der letztere, von dem Papste angegriffen, mußte nun gleichfalls um die Gunst der Lutheraner buhlen. Diese Ereignisse sind es, welche den Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens und den überraschenden Aufschwung erklären, den nach diesem Vertrage die Reformation überall im Reiche nahm. Die weltliche Richtung, die, trotz aller trüben Erfahrungen, das Papstthum unter Klemens VII. innehielt, hatte die drohende Eventualität einer völligen Zerstörung der Kirche noch näher gerückt.

Sein Nachfolger Paul III. war unter dem ausschließlichen Einfluß der Renaissance aufgewachsen. Er drückte sich mit vieler Eleganz und selbst mit gesuchter Zierlichkeit nicht allein in seiner Muttersprache, sondern auch im Lateinischen und sogar im Griechischen aus. Er zog zahlreiche Gelehrte in seine Umgebung. Er liebte Pracht, schöne Paläste, Gemälde und Bildsäulen; und bei allem Prunken mit Wissen und Kunst huldigte er zugleich Aberglauben jeder Art, welcher mit der Religion im geraden Gegensatze stand.

Jede wichtige Entschließung machte er von der Konstellation der Gestirne abhängig und glaubte fest an glückliche und unheilvolle Tage. Da er im Uebrigen ein sehr intelligenter Mann war, so begriff er vollkommen die Nothwendigkeit einer tiefgehenden Reform im Schooße des Katholizismus selbst. Aber sein wahres Interesse war nicht darauf, sondern auf persönliche und egoistische Zwecke gerichtet. Er hatte einen seiner natürlichen Söhne anerkannt und von diesem Enkel. Dieser Familie, den Farnese, wollte er zu souveränen Fürstenthümern und erblichen Herrschaften verhelfen. Solche Pläne beschäftigten ihn viel mehr als die Bedürfnisse der Kirche. Seine verheißungsvollen Verbesserungsversuche gab er binnen kurzem völlig auf.

Mit einem Worte, das Papstthum that nichts, um den allerseits bedrohten Katholizismus zu retten. Das Heil sollte ihm von einer andern Seite kommen, von den niederen Stufen der Hierarchie, außerhalb der offiziellen Kreise der römischen Kurie.

Die Reformbewegung, die alle Welt als dem Katholizismus nothwendig anerkannte, auf daß er mit Erfolg den Kampf gegen die religiösen Neuerungen durchführen könne, trat zuerst in den Mönchsorden hervor. Freilich war sie im Beginne an sich wenig bedeutend, allein sie wurde sehr wichtig durch ihre Folgen, durch die Opferwilligkeit, das Verlangen nach Sittenstrenge und nach Erneuerung des religiösen Geistes, welche sie bald in allen Kreisen der katholischen Welt erzeugte. Das Zeichen dazu wurde zunächst von einem Orden minderer Wichtigkeit, dem der Camaldulenser, gegeben.

Dieser Orden war im Jahre 1012 von dem heiligen Romuald zu Camaldoli bei Arezzo in Toskana als eine besonders strenge Unterabtheilung der Benediktinergemeinschaft gegründet worden. Indeß, wie es so zu geschehen pflegt, im Laufe der Zeiten hatte er von der Herbheit seiner Regeln mehr und mehr verloren. Die Camaldulenser hatten beträchtliche Besitzungen erworben; sie hatten fast alle, gegen den Willen und Geist des Stifters, auf das Einsiedlerthum verzichtet und lebten gemeinschaftlich in Klöstern.[1]) Der Sprößling einer venezianischen Patrizierfamilie, Paul Giustiniani, ein gelehrter Theologe, der in dem reifen Alter von 34 Jahren in den Orden eingetreten war, unternahm es, denselben zu den Einrichtungen seines Stifters zurückzuführen. Er zog sich mit einigen Anhängern in die Höhlen von Masaccio, im Kirchenstaate, zurück, welche die Camaldulenser ihm abgetreten hatten. Bald wurden andere Einsiedeleien nach dem Muster von Masaccio errichtet, wohlhabende Personen, die in die neue Congregation eintraten, übertrugen ihre Besitzungen auf dieselbe. Hadrian VI., besonders aber Klemens VII. bestätigten sie und schenkten ihr eine Kirche in der Nähe von Masaccio. Nachdem Giustiniani im Jahre 1528 gestorben, wurde der Mittelpunkt der neuen Congregation nach der Einsiedelei des Monte della Corona übertragen. Die Regeln sind mit der größten Strenge abgefaßt. Selbst in den Versamm-

1) Helyot, Histoire des ordres monastiques. V. (Paris 1718.) S. 236 ff. 263 ff.

lungsstunden müssen die Einsiedler das schärfste Schweigen beobachten, mit Ausnahme zweier Tage im Winter und dreier im Sommer, wo man ihnen erlaubt, mit einander zu reden. Sie sind verpflichtet, die Frühmesse um Mitternacht zu singen. Ihre Nahrung ist außerordentlich einfach. Die aszetische Congregation des Monte della Corona verbreitete sich mit ziemlicher Schnelligkeit über Italien, Deutschland und Polen.

Allein ihr Einfluß auf die Laienwelt war ihrer eigenen Natur nach so gut wie null. Was hätte man von der Abschließung einiger von Trübsinn oder Mystizismus ergriffenen Personen zur Befestigung des wankenden und mit völligem Untergange bedrohten Katholizismus erwarten können?

Viel wichtiger war im Jahre 1525 die Reform des Franziskanerordens durch Matthias de Bassi.[1]) Klemens VII. gestattete diesen Neuerern, eine besondere Congregation zu bilden, die zum Zeichen der Rückkehr zu den Observanzen des Ordensstifters, des heiligen Franz von Assisi, die lange und spitze Kapuze annahm, mit welcher der Heilige auf allen seinen Bildern dargestellt ist, und die ihnen den Namen der Kapuziner verschafft hat. Ihr Eifer, die auffallenden Bekehrungen, die sie durch ihre Predigten herbeiführten, die Hülfe, die sie dem Volke bei Gelegenheit einer ansteckenden Krankheit leisteten, alles dies verschaffte ihnen allgemeine Achtung und eine schnell zunehmende Anzahl von Mitgliedern. Matthias de Bassi wurde ihr erster Generalvikar und gab ihnen auch ihre Konstitutionen, die sie zu der größten Armuth sowohl in ihrer Kleidung und Nahrung, als auch in der Einrichtung ihrer Häuser und Kirchen verpflichteten. Jede Art von Vorräthen wurde ihnen durchaus untersagt: jeden Tag sollten sie bei den Gläubigen Almosen in Naturalien zu ihrem Lebensunterhalte zusammenbetteln. Fasten, Stillschweigen, Kasteiungen wurden ihnen empfohlen. Allein ihre Hauptzwecke waren nicht Beschaulichkeit und religiöse Uebungen, sondern die Thätigkeit in der Welt und für die Welt, und besonders der Einfluß auf das Volk, auf die unteren Klassen.

Der ganze Orden der Kapuziner hat etwas Vulgäres, ja oft Komisches an sich, in seinem äußeren Auftreten, in der Wichtigkeit, die er unbedeutenden Einzelheiten und lächerlichen Formalitäten beimißt, endlich in den Mitteln, deren er sich stets bedient hat, um den Geist der Volksmassen zu beeinflussen. Allein es wäre ungerecht, wenn man verkennen wollte, daß, besonders in Italien, die Kapuziner wirklich die Freunde, Tröster und geistlichen Leiter des Volkes geworden, daß sie ihm in seinen Nöthen, bei Hungersnoth, Seuchen und dem Elend des Krieges, jeder Zeit getreulich zu Hülfe gekommen sind. Der Charakter des Gewöhnlichen selber, welcher diesem Orden eigen ist, hat denselben dem Volke näher gebracht und sichert ihm einen bedeutenden Einfluß auf diese einfachen und rauhen Gemüther, welche den Feinheiten hoher Bildung und geläuterten Geschmackes unzugänglich wären. Ohne Zweifel

---

1) Helyot VII, 164 ff.

haben die Kapuziner viel gethan, um in ganz Italien die unteren Klassen dem Katholizismus und der römischen Kurie zu erhalten. In Hinsicht hierauf muß man sie unter den Elementen erwähnen, die zu der Reform und Wiedergeburt der überlieferten Religion bedeutend beigetragen haben.

Während die Kapuziner ihre Sorgfalt den geistigen Bedürfnissen des Volkes widmeten, begann eine andere religiöse Genossenschaft sich mit dem materiellen Wohl der Armen und Unglücklichen zu beschäftigen. Es sind dies die Barmherzigen Brüder, deren Orden, im Jahre 1540 von dem Portugiesen Juan de Dio gestiftet, sicher einer der schönsten Schöpfungen und der kostbarsten Zierden des Katholizismus geworden ist. Ohne es direkt zu beabsichtigen, haben die Barmherzigen Brüder durch den Glanz ihrer bescheidenen Tugenden, durch die unermüdlichen Dienste, die sie den Leidenden und Elenden geleistet, mehr für die Befestigung des Katholizismus gethan als hundert Bischöfe und Doktoren der Theologie. Die Kranken, die sie vom Tode errettet, die Eltern oder Kinder, deren Theuerstes sie gepflegt hatten, alle diejenigen endlich, die ihr edles Wirken mit angesehen, mußten auf den Katholizismus einen Theil der tiefen Dankbarkeit übertragen, welche die Barmherzigen Brüder so reichlich verdient hatten.

Allein die erwähnten Gründungen sind an unmittelbarer Wirksamkeit für die Wiederbelebung des Katholizismus nicht zu vergleichen mit den Orden von Regularpriestern, welche zur selben Zeit errichtet wurden. Der erste dieser Orden einer neuen Art, dem Datum nach, der zweite an Wichtigkeit ist derjenige der Theatiner.

Gaëtan von Thiene, sein Stifter, wurde als Sprößling einer altadligen Familie im Jahre 1480 zu Vicenza geboren.[1]) Nach Vollendung sorgfältiger Studien begab er sich nach Rom und wurde dort sogleich von Julius II. unter die Zahl der päpstlichen Protonotarien aufgenommen. Indeß er blieb dieser halbweltlichen Laufbahn nicht treu und zog es vor, die Weihen zu nehmen (1516). Bald darauf schloß er mit einer Anzahl anderer Priester und Prälaten der römischen Kurie, sechzig in allem, die gleich ihm von lebhaftem Schmerze über den Verfall der Kirche und die steten Fortschritte der lutherischen Ketzerei erfüllt waren, einen Bund, der sich durch religiöse Uebungen und Erörterungen auf wirksame Predigt zur Wiedergewinnung der Zweifelnden und Abtrünnigen vorbereiten wollte. Sie fanden sich in der kleinen Kirche der Heiligen Sylvester und Dorothea im Trastevere zusammen und nannten ihre fromme Gemeinschaft, welche die Ketzerei hauptsächlich durch friedliche Mittel bekämpfen wollte, das Oratorium der göttlichen Liebe. Der Ruf desselben und zumal Gaëtans verbreitete sich schnell über Italien, und dessen venezianische Landsleute beriefen ihn zur Gründung wohlthätiger und frommer Einrichtungen in die Heimath. Er entwickelte da eine bewunderns-

1) Acta Sanctorum, mens. Augusti. II, 240 ff. — Ant. Caraccioli, Caietani Thienaei vita. (Cöln 1612.) Cap. 9. 10.

werthe und höchst fruchtbare Thätigkeit und wandte sein ganzes beträchtliches Vermögen den Armen zu. Allein schließlich — und das wurde der entscheidende Wendepunkt — machte diese mystische und auf rein private Ziele gerichtete Frömmigkeit allgemeineren, umfassenderen und zugleich praktischeren Ideen Platz. Die gewaltigen Fortschritte der Ketzerei führten Gaëtan zum Nachdenken über die Ursachen des unverkennbaren Verfalles der Kirche, und wie so viele andere glaubte er dieselben hauptsächlich in der Verderbtheit des Weltklerus, desjenigen Theiles der Geistlichkeit zu finden, der vorzüglich mit der Sorge für das Seelenheil und mit dem Troste der Gewissen betraut war. Er beschloß also diesem Uebel soviel möglich abzuhelfen durch Stiftung eines Institutes, welches das Leben, die Sitten und die Bildung der Pfarrgeistlichkeit zu reformiren und ihr die Tugenden der ursprünglichen Kirche zurückzugeben bestimmt war. Um diese große Idee zu verwirklichen, kehrte er nach der Hauptstadt der katholischen Welt zurück. Allein es ist sehr zweifelhaft, ob Gaëtan Thatkraft, geistige Fähigkeiten und persönlichen Einfluß in hinreichendem Maße besaß, um seine Ziele zu erreichen. Wirklich war dieser treffliche Mann mehr dazu angethan, die Unglücklichen zu trösten, Kranke zu pflegen, einige verirrte Seelen dem katholischen Glauben zurückzugewinnen, als einen wichtigen Orden zu gründen.

Zum Glück für seine Idee traf er auf einen Prälaten, der mehr als er selbst zu ihrer Verwirklichung befähigt war: es war Johann Peter Caraffa.[1])

Johann Peter Caraffa, geb. 1476, gehörte einer der erlauchtesten Familien des Königreichs Neapel an, die mit ungeheuren Besitzungen, Herzogthümern, Fürstenthümern, Marquisaten, Grafschaften und Baronien reichlich ausgestattet war. Johann Peter zeigte schon als Kind ebensoviel Intelligenz wie Eifer und Leidenschaftlichkeit in allem, was er unternahm, und machte zunächst bewundernswerthe Fortschritte in weltlichem Wissen. Aber im Alter von 14 Jahren faßte er den Entschluß, sich in ein Dominikanerkloster zurückzuziehen. Das entsprach nun keineswegs den Wünschen seines ehrgeizigen Vaters, der ihn zu einer hohen weltlichen Stellung oder mindestens zu glänzenden geistlichen Würden bestimmt hatte. Er entriß ihn also seinem Zufluchtsorte mit Gewalt. Der junge Mann mußte sich unterwerfen. Er vollendete seine Studien im Griechischen und selbst im Hebräischen und reiste dann nach Rom ab, versehen mit mehreren der reichen kirchlichen Benefizien, über welche seine mächtige Familie verfügte. Ohne Mühe wurde er, 1503, unter die päpstlichen Protonotarien aufgenommen. Im folgenden Jahre trat ihm einer seiner Verwandten ein Bisthum ab, das sich auf den Domänen der Caraffa befand und deßhalb stets einem ihrer Sprößlinge verliehen wurde, das Bisthum von Chieti, oder — wie es mit seinem antiken Namen genannt wurde — von Theano. Johann Peter hatte zu Rom einen Oheim, der Kardinal war: natürlicherweise erlangte der junge Bischof bald einen großen

---

1) Bromato, Storia di Paolo IV. Bd. I.

Einfluß in der ewigen Stadt, nahm an den wichtigsten päpstlichen Kongregationen Antheil und wurde endlich als päpstlicher Nuntius nach Spanien und nach England gesandt. Zum Lohn für seine Dienste erhielt er das Erzbisthum Brindisi; aber man fuhr fort ihn den Theatiner Bischof zu benennen, da er einmal unter dieser Bezeichnung allgemein bekannt war.

Nach der Empörung Luthers wurde Caraffa einer der glühendsten Vertheidiger des katholischen Glaubens. Er nahm mit Gaëtan von Thiene, Sadolet und vielen andern an dem Oratorium der göttlichen Liebe Antheil; aber seiner streitbaren Natur gemäß veröffentlichte er auch direkt gegen Luther theologische Streitschriften. Sein Eifer für eine rechtgläubige Reform im Gegensatz zu der revolutionären Reform des Wittenberger Augustiners verlieh ihm besondern Einfluß bei dem Papste Hadrian VI., der denselben Ideen ergeben war. Unglücklicher Weise starb Hadrian bald, und sein Nachfolger Klemens VII. kümmerte sich viel mehr um politische Angelegenheiten als um die Kirchenverbesserung. Caraffa verzweifelte daran, mit einem solchen Papste etwas ernstliches auszurichten. Um wenigstens seine eigene Seele zu retten, beschloß er schon, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Indeß besaß er zu viel Thatkraft, zu viel Neigung für ein thätiges und wirksames Leben, als daß er nicht mit Freuden den Gedanken seines ehemaligen Gefährten Gaëtan von Thiene begrüßt hätte, einen Plan, der ihm die Möglichkeit in Aussicht stellte, klösterliche Abgeschiedenheit mit fortwährender selbständiger Arbeit für die Reform der Kirche zu verbinden. Er erlangte also von Gaëtan die Erlaubniß, sich ihm anzuschließen. Schwerer fiel es ihm, von dem Papste die Genehmigung zur Niederlegung seines bischöflichen Amtes zu erwirken; denn Klemens VII. schätzte ihn hoch wegen eben der Eigenschaften, die ihm selbst abgingen. Johann Peter drängte indeß den Pontifex so lange, bis er endlich die gewünschte Erlaubniß erhielt. Zur allgemeinen Verwunderung der Römer, die an ein solches Schauspiel wenig gewöhnt waren, verzichtete er also auf seine beiden Bisthümer, um in freiwilliger Armuth an der Reform der Weltgeistlichkeit zu arbeiten. Der Papst gewährte ihm wenigstens die Fortführung des Titels eines Bischofs von Theano.

Welch' eigenthümlicher Gegensatz zwischen diesen beiden Männern, die sich hier zu gemeinsamem Werke verbanden: Johann Peter Caraffa und Gaëtan von Thiene! Jener thatkräftig, hart, heftig, ungeduldig, mit den Geschäften vertraut, ebenso bereit zu zerstören wie aufzurichten. Der andere „der den Menschen wie ein Engel, sich selbst wie ein Erdenwurm erschien",[1] demüthig, sanft, fromm, von wenigen Worten, mit Gebeten, Buße, Werken des Erbarmens und der Selbsthingebung beschäftigt. Es leuchtet ein, daß in diesem Bunde Caraffa wie durch seine bischöfliche Würde so auch bald durch seinen Einfluß und persönliche Bedeutung der hervorragendere war. Der ursprüngliche Gedanke, der zweifellos dem heiligen Gaëtan zuzuschreiben

1) Castaldo, Vita S. Caietani Thienaei. (Rom 1619.) Cap. 9.

ist, war der, eine religiöse Gemeinschaft nicht von Mönchen, sondern von Priestern zu bilden, die beisammen leben und die drei klösterlichen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ablegen, aber dabei für das Volk den Gottesdienst versehen und die Sakramente verwalten sollten, wie die Weltgeistlichen. Deßhalb gab man der neuen Einrichtung den Namen einer Kongregation von Regularpriestern. Sie waren befreit von allen den rein formellen Pflichten, von allen den Zeremonien und Kultushandlungen, welche den Mönchen die meiste Zeit in Anspruch nehmen. In eine Kongregation zusammengefaßt, in gemeinsamen Häusern vereinigt, wollten sie einträchtig an der moralischen und religiösen Hebung der Außenwelt arbeiten. Es war das damals ein ganz neuer Gedanke, der dieser Verbrüderung und ihren Nachahmern, zumal den Jesuiten, eine große Kraft verliehen hat. Indeß der wirkliche Zweck der Kongregation war doch weniger, der Frömmigkeit der Laien zu Hülfe zu kommen, als den Geistlichen selbst den Weg zur Reform zu zeigen; nicht sowohl durch Vorschriften, die niemals beobachtet wurden, oder durch Strafen, die man schnell vergaß, sondern durch die unwiderstehliche Macht des guten Beispiels, durch Bethätigung jener sittlichen Vollkommenheit, die der Idee des katholischen Priesterthums zu Grunde lag. Ueberdies wollte Caraffa, der trotz aller Frömmigkeit vorzüglich von brennendem Ehrgeiz erfüllt war, aus seiner Kongregation eine Pflanzschule von Bischöfen und hohen kirchlichen Würdenträgern machen. In der That mußten die in dieser strengen und heilsamen Schule erzogenen Geistlichen nicht am geeignetsten sein zur Verwaltung der Diözesen und zur Hebung des untergeordneten Klerus nach dem Sinne der Brüderschaft? Eine Vorschrift, die anscheinend das Ergebniß der äußersten Demuth und der völligen Verachtung alles Irdischen war, trug in Wahrheit dazu bei, von Beginn an der neuen Einrichtung einen aristokratischen Charakter zu verleihen. Man untersagte ihr nicht nur jede Art persönlichen und kollektiven Besitzthums, sondern auch das Bitten um Almosen, welche sie vielmehr von der freiwilligen Selbstthätigkeit der Gläubigen erwarten sollte. Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Brüderschaft in beständiger Gefahr des Verhungerns geschwebt hätte, wenn ihre Mitglieder nicht reichen Familien angehörten, die regelmäßig für den Unterhalt derselben zu sorgen gewillt und in der Lage waren. Der Orden der Kapuziner, dem gleichfalls Vermögen und Vorräthe verboten waren, hatte es für nothwendig erachtet, diese durch eine geordnete und systematische Bettelei zu ersetzen. Da letztere von den Anhängern Gaëtans und Caraffas ausgeschlossen wurde, so waren sie auf die dauernde Wohlthätigkeit derjenigen angewiesen, die ein persönliches Interesse an ihnen hatten. — Caraffa, dieser Sprößling eines hochadligen Geschlechts, widersetzte sich übrigens einer großen numerischen Ausdehnung seiner Kongregation und führte eine strenge Auswahl für die Zulassung zu derselben ein.[1]) Er erreichte in der That seinen Zweck; seine

1) Brief Caraffas an Silvago, 1533; angef. von Bromato I, 115.

Brüderschaft wurde beinahe ausschließlich aus vornehmen jungen Leuten zusammengesetzt. Diese letzteren in ihrer doppelten Eigenschaft als Edelleute und Mitglieder einer Kongregation, die bald großen Ansehens genoß, hielten es unter ihrer Würde, Pfarrämter anzunehmen, und verließen die Gesellschaft nur, um mit hohen kirchlichen Würden bekleidet zu werden. Man nannte die Kongregation alsbald ein Seminar von Bischöfen.

Schon am 24. Juni 1524 erhielten die Stifter von Klemens VII. ein päpstliches Schreiben, welches ihr Institut genehmigte, demselben die Vorrechte der regulirten Chorherren vom Lateran bewilligte, es unmittelbar unter den Schutz des heiligen Stuhles stellte und ihnen gestattete einen Probst zu erwählen, dessen Gewalt jedoch nur drei Jahre währen sollte. Sofort verzichteten die Mitglieder auf alle ihre Besitzungen und Einkünfte — was besonders sehr verdienstlich von Seiten Caraffas war, der, außer seinem eigenen sehr beträchtlichen Vermögen, noch eine große Menge reicher kirchlicher Benefizien innegehabt hatte. Er war so sehr die Seele der neuen Kongregation, daß er auf den eigenen Wunsch Gaëtans zum ersten Probst erwählt wurde und man nach ihm, dem Theatiner Bischofe, die ganze Vereinigung Theatiner benannte. Die enge Vereinigung äußerster Armuth mit adelsstolzem Ehrgeize, welche die Kongregation der Theatiner charakterisirt, ist unzweifelhaft das Werk Caraffas und nicht des demüthigen und bescheidenen Gaëtan von Thiene. Ihre Einrichtungen selbst verhinderten die Theatiner, ihren Einfluß schnell und weithin auszudehnen. Derselbe beschränkte sich ausschließlich auf Italien. Dort bekämpften sie die Ketzerei, bildeten eine gewisse Zahl von fähigen und würdigen Bischöfen aus und gaben durch ihre Selbstverläugnung und ihren religiösen Eifer ein heilsames Beispiel. Noch wichtiger war vielleicht, daß sofort nach ihrem Muster ähnliche Kongregationen gestiftet wurden. Die bekannteste unter diesen ist diejenige der Regularpriester von St. Paul oder Barnabiten, wie sie nach ihrer Kirche des heiligen Barnabas in Mailand genannt wurden. Um 1530 von Anton Maria Zacharias von Cremona begründet, stellten die Barnabiten gleichsam einen demokratischen Zweig der Theatiner vor. Ihre Hauptaufgabe war, die Zweifelnden und Abgefallenen zum katholischen Glauben zurückzuführen. Ueber ganz Italien, Frankreich und Böhmen verbreitet, haben ihre „Kollegien“ in der That Tausende von Ketzern der Kirche wiedergegeben.

Von nur lokaler Bedeutung sind die Sommasken in Oberitalien, um 1528 gestiftet.

Um vieles wichtiger war es, daß im Jahre 1548 ein junger Florentiner Edelmann, Philipp von Neri[1]) die Gesellschaft der heiligen Dreifaltigkeit gründete. Man nennt Philipp von Neri nicht ohne Grund den Apostel von

1) Ant. Galloni, Vita Sti. Philippi Neri; Hier. Barnabeo, Vita Sti. Philippi Neri: Acta Sanct. Maii. VI, 463 ff. 524 ff. — A. Capecelatro, The life of St. Philipp Neri (übers. von Pope, 2 Bde., London 1882).



Papst Paul IV., Caraffa.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Nicolas Beatrizet (um 1515—1560).

Rom: in der That vielleicht Niemand hat soviel wie er zur Reform des römischen Klerus und zur sittlichen Hebung der ganzen Bevölkerung der ewigen Stadt beigetragen. Die Erinnerung an ihn ist noch heute dort eine lebhafte. Aus dieser Gesellschaft ging 1575 die Kongregation des Oratoriums hervor, die berühmt geworden ist durch eine große Anzahl gelehrter und geschickter Vertheidiger des Katholizismus, ausgezeichneter Professoren und unerschrockner Missionäre.

Man sieht, ein fieberhafter Drang nach Gründung neuer Orden hatte sich der romanischen Völker bemächtigt — ein Beweis des Wiedererwachens des religiösen Gefühles und des katholischen Geistes bei ihnen und zumal bei den Italienern. Aber keine dieser Einrichtungen des sechszehnten Jahrhunderts kann an Wichtigkeit und merkwürdigen Ergebnissen mit derjenigen verglichen werden, die beinahe die jüngste unter ihnen war: mit den Regularpriestern der Gesellschaft Jesu.

II. Die Gründung des Jesuitenordens.

In keinem Lande Europas hat sich so lange wie in Spanien die Gesinnung erhalten, welche die zweite Hälfte des Mittelalters charakterisirt. In Folge der gewaltigen mehrhundertjährigen Bewegung der Kreuzzüge hatte im Abendlande sich eine mystische, schwärmerische Frömmigkeit auf das engste mit dem kühnen unternehmungslustigen Geiste des Ritterthums durchdrungen. Diese eigenthümliche Kultur, die nicht ohne Größe und Reiz war, und der wir die schönsten Schöpfungen des Mittelalters verdanken, war allerorten unter der zersetzenden Wirkung der Renaissance, unter dem Einflusse des mächtig sich entwickelnden bürgerlichen Gewerbslebens, vor den Erfolgen einer kühlen fürstlichen Interessenpolitik verschwunden. Anders in Spanien. Dies Land, durch seine geographische Lage dem Mittelpunkt europäischer Bildung weit entrückt, durch den hohen Wall der Pyrenäen von derselben geschieden, war wenig von jenen neuernden Bewegungen berührt worden. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war es unablässig mit dem Kampfe gegen die mohammedanischen Mauren und Araber beschäftigt, der, Rassen- und Glaubenskrieg zugleich, allen Unternehmungen und Interessen der Spanier eine starke religiöse Färbung verlieh. Durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals fiel die Einnahme von Granada, die endgültige Austreibung der Moslemin vom Boden der Halbinsel und damit die Beschließung der Araberkriege zusammen mit der Entdeckung Amerikas, mit dem Beginne einer Reihe von Fahrten und Eroberungen, die besonders dazu bestimmt waren, die Heiden einer neuen Welt zum Christenthum zu bekehren. Noch einmal wie während der acht Jahrhunderte des Streites gegen den Islam, war die Verbreitung des katholischen Glaubens auf das engste mit der Größe und dem Ruhm des spanischen Namens verbunden. Indem der Edelmann, der Soldat, der Conquistador Castiliens für seine eigene Ehre, für die Ehre seines Königs und seines Vaterlandes kämpfte, stritt er zugleich für die Ehre Jesu und der Jungfrau. Wie treu spiegelt sich doch diese katholische und mystische Richtung des ritterlichen Geistes bei den Spaniern ab in dem Roman des Amadis von Gallien, der in dieser selben Zeit zwischen 1492 und 1508 verfaßt wurde, und seinen zahllosen Fortsetzern und Nachahmern! Ist es unter diesen Umständen verwunderlich, daß ein Hauptmann Karls V. der Stifter eines religiösen Ordens geworden ist, der dazu bestimmt war, das Kriegerthum mit der Religion zu verbinden und mit allen Waffen die Gegner des Glaubens zu bekämpfen?

Don Iñigo (Ignaz) Lopez von Recalde wurde im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola in der baskischen Provinz Guipuzcoa geboren. Seine Familie war eine der angesehensten des Landes. Sie genoß mit einem andern Geschlechte des ausschließlichen Privilegs, bei der Thronbesteigung eines neuen Monarchen und andern außerordentlichen Gelegenheiten namentlich zu dem feierlichen Akte der Lehnshuldigung einberufen zu werden.[1]) Ignaz, der Jüngste von dreizehn Kindern, sollte sich als Soldat und Höfling durch die Welt helfen; seine literarische Erziehung wurde deßhalb gar sehr vernachlässigt. Wirklich diente er zuerst als Page dem Könige Ferdinand dem Katholischen, dann als Knappe dem Herzoge von Najara, dessen Vorfahren stets die Familie der Recalde von Loyola beschützt hatten. Sein romantischer Geist und sein junges Herz waren zumeist von ritterlichen Ideen erfüllt: Liebesabenteuer, Waffenthaten, Kriegsruhm, persönliche Eitelkeit, der Wunsch, mit seinen Waffen und Pferden zu glänzen — das waren die Gegenstände, die seine Einbildungskraft beschäftigten. Ein lebhafter Ehrgeiz trieb ihn an, sich in allen diesen Dingen vor seinen Genossen auszuzeichnen. Die Dame seines Herzens wählte er unter den Prinzessinnen des Königshauses: sie war mehr als Gräfin oder Herzogin, gestand er viele Jahre später einem seiner Vertrauten.[2]) Der Amadis von Gallien mit seinen glänzenden Ritter- und Liebesthaten war seine bevorzugte Lectüre. Zugleich aber war er eifriger Katholik. Er dichtete eine Romanze zu Ehren des heiligen Petrus, den er als seinen besondern Schutzpatron betrachtete.

Als im Jahre 1521 die Franzosen Navarra angriffen, sicherte der Herzog von Najara, der Vizekönig des Ländchens, dessen Hauptstadt Pampelona durch eine kleine Besatzung, in der auch Loyola eine Kompagnie befehligte. Er zeichnete sich hier durch seinen zähen Muth aus. Als nach Einnahme der Stadt die Franzosen die halb eingeschossene Citadelle stürmten, stand er heldenkühn auf der Bresche, bis ihm eine Kugel das rechte Bein zerschmetterte und zugleich ein Steinsplitter den linken Fuß traf (20. Mai 1521). Die Spanier streckten die Waffen. Uebrigens behandelten die Sieger den Tapfern mit großer Schonung und ließen ihn auf sein nahes väterliches Schloß bringen. Leider befand sich damals die Wundarzneikunst noch in ihrer Kindheit, und zumal in diesem entlegenen Winkel des baskischen Landes fehlte es durchaus an guten Aerzten. Die Behandlung von Ignaz' Wunden war sehr ungeschickt; die Knochen wurden so schlecht zusammengefügt, daß man sie noch zweimal wieder aufbrechen mußte! Diese Marter verhinderten nicht, daß der Aermste auf immer hinkend blieb. Er litt unsagbare Schmerzen, die er jedoch mit heroischer Geduld ertrug.

Während der langen Monate seiner Krankheit suchte er im Lesen ein Mittel die Langeweile zu verscheuchen und so viel möglich seine Leiden zu

1) Acta Sanct. mens. Julii. VII, 422. — Maffei, Ignatii Vita, lib. I, Cap. 1.
2) L. Gonzalez, Acta Sanct. Jul. VII, 634.

vergessen. Selbstverständlich forderte er zunächst Ritterromane; da aber solche sich nicht in dem Schlosse vorfanden,[1]) so gab man ihm das „Leben Christi" und die „Blumen der Heiligen" in spanischer Sprache. Mehr und mehr fesselten ihn diese für ihn neuen Stoffe. Die Martyrien und wunderbaren Thaten der Heiligen, zumal des Dominicus und des Franz von Assisi, erschienen bald seinem abenteuerlustigen und durch Schmerz und Fieber erregten Geiste nicht minder ruhmvoll und nachahmenswerth als die der Helden und fahrenden Ritter. Sein stets starker und lebendiger Ehrgeiz wandte sich also nach dieser Richtung. Anfangs stritten noch in seinem Herzen die frühern Eindrücke, die ritterlichen Vorstellungen, die Liebe zu seiner Dame mit den neuen Ideen; aber diese siegten doch mehr und mehr ob. Er glaubte, daß St. Peter, an den er sich besonders mit seinen Gebeten gewandt, ihn durch unmittelbare Dazwischenkunft von dem Tode gerettet habe. Auch mußte er sich wohl überzeugen, daß seine schlecht geheilte Wunde, die ihn für den Rest seines Lebens zum Hinken verdammte, ihm die militärische Laufbahn für immer verschloß. So entschied er sich, der geistliche Soldat Christi, der Jungfrau, des heiligen Petrus zu werden; aber nicht ein gewöhnlicher Soldat, sondern ein Hauptmann der christlichen Miliz. Er hoffte, indem er durch Mühen, Fasten und Wachen im Namen Gottes Satan und die Hölle bekämpfe, im Himmel jenen Glanz und jene Reiche zu gewinnen, die Amadis und seines Gleichen durch ihre Ritterthaten sich auf Erden eroberten.

Man sieht, daß wiederum die enge Verschmelzung des ritterlichen Wesens mit dem Mystizismus, befruchtet von brennendem Ehrgeiz, den Entschlüssen Loyolas ihren Ursprung gab. Nicht Reue, nicht das Bedürfniß, durch das Opfer seines ganzen Wesens Annäherung an Gott zu suchen, führten Ignaz zum Einsiedlerleben — sondern der Wunsch, sich unter allen Menschen durch Thaten auszuzeichnen gleich den Wundern der Heiligen, deren Biographien er soeben studirt hatte, ihnen an Verdiensten und Ruhm ähnlich zu werden.

Als Reconvaleszent bereitete er sich langsam auf die neue Lebensweise vor, die er sich gewählt. Dann, ohne Wissen seiner Familie, beeilte er sich, im März 1522, seinen Entschluß unwiderruflich zu machen, indem er die Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit ablegte. Und sofort unternahm er seine erste Pilgerfahrt zu dem wunderthätigen Bildniß der Madonna auf der steilen Höhe des Montserrat, bei Barcelona. Schon unterwegs geißelte er sich täglich, um sich mit seiner neuen Beschäftigung vertraut zu machen. Als er zu dem Heiligthum gelangt, hängte er in demselben seine Waffen auf und hielt dann vor dem Bildnisse die Waffenwacht, ganz wie ein Knappe am Vorabend des Ritterschlages, nach dem Rituell, das er im Amadis gelesen hatte. So tief waren diese ritterlichen Vorstellungen noch in seinem Sinn eingewurzelt und begründet, so sehr noch beeinflußten sie ihn sogar nach dem Wechsel seines Lebenszweckes! Am folgenden Morgen trennte er sich von

1) Ribadeneira, Vita Ignatii; AA. SS. Jul. VII, 670.

seinen kostbaren Gewändern, die er einem Armen schenkte, und kleidete sich als bettelnder Pilger. Eine allgemeine Beichte beschloß diese Aufnahme in seinen neuen Stand.

Die Absicht Loyolas war, sich nach Jerusalem zu begeben und dort für die Bekehrung der Ungläubigen thätig zu sein. Allein die Pest verhinderte ihn, sich sofort nach Palästina einzuschiffen. Er zog sich also nach dem katalonischen Städtchen Manresa, etwa sieben Meilen nordwestlich von Barcelona zurück, um dort in Buß- und Gebetübungen die Stunde der Abfahrt zu erwarten. Hier, in Manresa, hatte er nun eine innerliche Krise zu überstehen, ganz wie die, welche zwanzig Jahre früher Luther bis an den Abgrund der Verzweiflung geführt hatte. In dem Dominikanerkloster des Ortes — und nicht in einer Höhle, wie die ausschmückende jesuitische Legende später zu berichten wußte — unterzog er sich den härtesten Prüfungen. Er geißelte sich täglich drei Mal, er betete kniend ununterbrochen sieben Stunden lang, er wehrte Nachts gewaltsam den Schlaf ab. Er nährte sich ausschließlich von Brod und Wasser. So hoffte er es den Heiligen gleich zu thun, in deren Zahl dereinst aufgenommen zu werden er inbrünstig begehrte. Aber je ärger er seinen Körper peinigte, um so kränker wurde seine Einbildung. Er fühlte keine Genugthuung, keinen Trost: im Gegentheil, er verzweifelte daran, jemals die göttliche Gnade und den himmlischen Ruhm, nach denen er strebte, erlangen zu können, da die Last seiner Sünden allzu groß sei. Er weinte Tag und Nacht und endlich fühlte er sich versucht, sich aus dem Fenster seiner Zelle zu stürzen; nur der einzige Gedanke hielt ihn zurück, daß er damit eine neue Sünde begehen würde.[1])

Es ist von hohem Interesse zu beobachten, in wie verschiedener Weise Luther und Ignaz von Loyola sich aus dieser trüben Lage befreiten. Der Deutsche, der mit kühlerer Einbildungskraft ausgerüstet und zugleich Theologe von Beruf war, tröstete sich mit der Lehre von der vollkommenen Erlösung durch Christus, die er in der Bibel zu finden glaubte, und folglich, indem er sich auf diese Bibel gläubig stützte. Der fanatische und ehrgeizige Spanier, dessen Gehirn mit abenteuerlichen Ritter- und Heiligengeschichten vollgepfropft war, hatte Visionen: er meinte zu bemerken, daß die finstern Gedanken ihm vom Teufel und seinen Dämonen, die wohlthuenden und erbaulichen Vorstellungen aber von Gott und seinen Engeln eingeflößt würden. Eine neue sehr schwere Krankheit, die durch einen vorzeitigen Tod die Verwirklichung seiner schwärmerisch ehrgeizigen Pläne zu vereiteln drohte, schien ihm bei eintretender Genesung ein neuer Grund, den Versuchungen Satans zu widerstehen, ein für allemal mit seinem frühern Leben abzuschließen, eine neue Existenz zu beginnen, voll Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes, voll Vertrauen auf seine eigenen Bestrebungen. Dahin glaubte er von Gott geführt zu sein, wie ein „Schüler von seinem Lehrer".

1) Ribadeneira, S. 673 f.

Allmälig erschienen ihm Aszese und freiwillige Marter gar wie ein Unrecht gegen den Schöpfer, der ja den Körper ebensogut wie den Geist gebildet, und gegen diesen letztern, der durch die Schwächung seines materiellen Genossen selber entkräftet werde. Loyola meinte nun, sich von seinem Schlafe nichts abbrechen zu müssen, um mit desto mehr Stärke für den Ruhm und die Ehre Gottes arbeiten zu können.[1]) Diese Anschauungsweise von den Pflichten eines frommen und der Kirche ergebenen Christen, so völlig entgegengesetzt seinen ersten Lebensplänen für den neuen Stand, ist später charakteristisch geworden für den Orden, den er gründete.

Nachdem er so den Frieden mit sich selbst geschlossen, nahmen die Visionen, die ihm sein überreiztes Gehirn und sein religiöser Ehrgeiz vorspiegelten, immer glänzendere Farben an. Er glaubte Jesus und die Jungfrau zu sehen; die geheimnißvollsten Mysterien der Religion verwandelten sich für ihn in greifbare Gegenstände, die er mit körperlichem Auge erblickte. Er sah auch den Teufel unter der Form einer schillernden Schlange, aber je mehr er betete, desto blasser und häßlicher wurde das Reptil. Welch tiefgreifender Unterschied zwischen dem Wesen des Wittenberger Mönches und dem des Aszeten von Manresa! Luther begnügte sich damit, sich auf Gottes Wort zu stützen, das aller Welt offenbart war. Ignaz verlangte mystische Visionen, die nur in seiner eigenen Einbildungskraft lebten und die aus ihm ein bevorrechtetes und unter Millionen auserwähltes Wesen machten.

Nachdem er zehn Monate in Manresa zugebracht, und mannichfache Abenteuer bestanden hatte, gelangte er endlich nach Italien und konnte sich von hier aus noch im Jahre 1523 nach Palästina einschiffen. Das Schicksal der Welt hätte vielleicht einen andern Verlauf genommen, wenn Loyola seine Absichten in dem heiligen Lande hätte ausführen und hier sein Leben mit der Tröstung der unterdrückten Christen und der Bekehrung ihrer ungläubigen Tyrannen hätte verbringen können. Er sah sich jedoch von den Häuptern des katholischen Klerus in Jerusalem selbst abgewiesen, die von diesem unwissenden, aller Hülfsquellen ermangelnden, freundlosen und jeder Rücksicht auf die Erfordernisse ihrer politischen Lage entbehrenden Fanatiker nur Uebles erwarteten. Ignaz mußte in sein Vaterland zurückkehren und zwar als Bettler, der für seine Ernährung und Weiterbeförderung auf die Güte mitleidiger Seelen angewiesen war.

Allein diese Reise sollte nicht ohne wichtige Folgen bleiben.

Er hatte sich überzeugt, daß er, um irgend einen Zweck zu erreichen, vorher umfassende Kenntnisse erwerben müsse, und so widmete er sich dem Studium. Zwei Jahre hindurch arbeitete er in Barcelona; dann besuchte

---

1) Genelli, das Leben des heiligen Ignaz von Loyola. (Innsbruck 1848.) S. 382 ff. — Dieses Werk ist besonders wichtig durch die Mittheilung der Correspondenz Loyolas, die hier zum großen Theil das erste Mal herausgegeben wird, und die uns Loyola in einem ganz neuen Lichte, und zwar sehr oft im Widerspruch mit der jesuitischen Ueberlieferung, zeigt.

er die philosophischen Vorlesungen an der Universität Alcala und endlich die theologischen Curse in Salamanca. Dieser Mann mit eisernem Willen, mit einer Entschlossenheit, die nichts entmuthigte, setzte sich auf die Schulbank im Alter von 33 Jahren! Aber noch inmitten dieser vorbereitenden Beschäftigungen gab er Kindern sowie Männern und Frauen aus dem Volke Katechismusstunden und predigte auf öffentlicher Straße. Schon handelte er wie ein Sektenhäuptling: er wußte fromme Personen, besonders Damen für sich zu gewinnen, die, von seinem Mystizismus und seiner warmen, hinreißenden Beredsamkeit gefesselt, ihn mit Geschenken überhäuften; schon scharte er um sich eine gewisse Zahl von Schülern und Anhängern.[1]) Die Inquisition wurde selbstverständlich auf diese Bestrebungen Loyolas aufmerksam und glaubte in ihm einen Schüler der gnostischen Sekte der Illuminaten zu finden, die zu jener Zeit sich an verschiedenen Orten Spaniens gezeigt hatte. Ignaz wanderte zweimal in die Kerker des heiligen Offiziums, einmal in Alcala, wo er 42 Tage, und dann in Salamanca, wo er 3 Wochen darin zubrachte. Man überzeugte sich von seiner Unschuld, aber befahl ihm, erst vier Jahre lang die Theologie zu studiren, bevor er predige oder Religion lehre. Loyola sah in diesem Mißgeschick Prüfungen, die Gott ihm auferlege, um ihn desto besser zu seiner Apostelrolle vorzubereiten. Aber es flößte ihm doch Widerwillen gegen seine Heimath ein, und er entschloß sich dieselbe zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. In der That, wo hätte er besser die gründlichen Kenntnisse erwerben können, die man von ihm verlangte, als in Paris, an jener Sorbonne, welche die berühmteste theologische Fakultät der ganzen christlichen Welt war? Endlich hoffte er in dieser großen Stadt und unter der überaus zahlreichen akademischen Jugend leichter Gefährten zu finden zur endlichen Ausführung seiner Absichten, eine Gemeinschaft zur Bekehrung der Heiden und Ketzer zu gründen. Er legte die ganze Reise zu Fuß zurück, mitten im Winter; am 2. Februar 1528 langte er in der französischen Hauptstadt an.

Die Anforderungen der Pariser Universität waren größer als die der spanischen Schulen. Loyola mußte also seine Studien völlig wieder von vorne beginnen und im Collegium Montaigu noch einmal Grammatik und Philosophie durcharbeiten, ehe er sich abermals mit der Theologie beschäftigen konnte. Welche großartige und düstere Entschlossenheit von Seiten eines vierzigjährigen Mannes, sich mitten unter die Kinder zu setzen, um die Anfangsgründe des Wissens zu studiren! Die Biographen Loyolas haben, um sein Verdienst zu erhöhen, behauptet, er sei von allen Hülfsmitteln entblößt gewesen und habe sein Brod an den Thüren erbetteln müssen. Aber seine Briefe beweisen unwiderleglich, daß er von seinen Freunden und zumal seinen Freundinnen in Barcelona regelmäßig Unterstützung empfing, und daß er

---

1) Orlandino, Historia Societatis Jesu; Bd. I. (Rom 1615.) Buch I, Cap. 52, S. 14.

durchaus nicht zögerte, ihnen neue Gaben abzuverlangen, nicht nur für seinen Lebensunterhalt, sondern auch für die Kosten der akademischen Grade, die er sich ertheilen ließ. Während der Ferien ging er regelmäßig in die verschiedenen Städte Belgiens[1]) und selbst bis nach London, und zwar weniger, um Almosen zu erbitten, als um sich regelmäßige Pensionen zu verschaffen.

Auf diese Weise verschaffte er sich hinreichende Geldmittel, um mit bewußter Consequenz auf sein eigentliches Ziel, wie es ihm mit jedem Tage deutlicher vor Augen stand, hinzuarbeiten: auf die Gründung eines neuen Ordens zur Ausbreitung des katholischen Glaubens. Er gewann dafür zunächst seinen Zellengenossen im Collegium St. Barbe, den Savoyarden Peter Le Fèvre, der vom Schäfer Student der Theologie geworden war, sowie seinen eigenen Landsmann Franz Xaver aus Pampelona, einen jungen Mann von vornehmer Geburt und hohen geistigen Fähigkeiten, der schon Professor der Philosophie am Colleg Beauvais war, aber auf seine angesehene kirchliche und weltliche Stellung verzichtete, um das Schicksal seines Freundes zu theilen. Bei dieser Gelegenheit entfaltete Ignaz bereits sein großes Geschick in der Behandlung und zumal in der Gewinnung von Menschen. Er fesselte zunächst Le Fèvre an sich, indem er ihm in seinen Geldnöthen zu Hülfe kam; und Xaver, indem er ihm Zuhörer für seine ersten Vorlesungen verschaffte, was, wie Jedermann weiß, der vornehmste Wunsch eines jungen Docenten ist. So führte er sich in ihr Vertrauen ein und nahm ihr Herz gefangen. Dann begann er sie zu bearbeiten, ihnen allmälig denselben ehrgeizigen Enthusiasmus einzuflößen, der seine eigene Seele erfüllte. Nach einigem Zögern und Widerstreben gaben sie sich ihm völlig hin. Er unterwarf sie strengen geistlichen Uebungen, Fasten und körperlichen Leiden und machte so schließlich aus ihnen seine gelehrigen Werkzeuge. Nicht zufrieden mit diesem ersten Erfolge verwandte er die reichen Geldmittel, die er sich zu sammeln gewußt, um sich einer noch größeren Anzahl seiner Landsleute zu bemächtigen: Jakob Lainez aus Almanza, Alfons Salmeron aus Toledo, Nikolaus Bobadilla, alles arme junge Leute, und außerdem des Portugiesen Simon Rodriguez von Azevedo.

Endlich hatte Loyola seinen nächsten Zweck erreicht: am 15. August 1534 gründeten seine Gefährten mit ihm den neuen Orden. Sie legten in der Marienkirche auf dem Montmartre das dreifache Gelübde der Keuschheit, Armuth und eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina zur Bekehrung der Moslemin und zur Unterstützung der armen syrischen Christen ab. Für den Fall, daß dieses letztere Gelübde nicht ausführbar sei, versprachen sie sich

1) Vergl. M. S. Historia breviter complectens initium ac progressum Societ. Jesu in civit. Antverp. (Brüssel, Bibl. de Bourgogne): Cum R. P. Jacobus Laynez Antverpiam venisset, sese in amicitiam mercatorum hispanorum qui tum Antverpiae erant insinuavit ... eorum maxime qui R. P. Ignatium (piae memoriae) Lutetia venientem hospitio acceperant suisque eleemosynis eius studia fouerant, dum Lutetiae operam litteris daret.

völlig dem Papste zur Verfügung zu stellen zu dessen beliebiger Verwendung, ohne irgend eine Bedingung oder Entschädigung. Der eigentliche Zweck ihrer Vereinigung war also noch ziemlich unbestimmt und unsicher. Zwei Franzosen, Codure und Brouet, und der Savoyer Claudius Le Jay schlossen sich bald darauf der kleinen Vereinigung an.

Das sind die bescheidenen und geringfügigen Anfänge des Jesuitenordens!

Die Verbündeten beendeten zuerst ruhig ihre Studien, dann — im Jahre 1535 — trennten sie sich, um zunächst jeder seine eigenen Geschäfte zu ordnen und sich dann im Januar 1537 in Venedig wieder zu treffen. Loyola kehrte noch einmal nach Spanien zurück. Er vertheilte dort seine Besitzungen an die Armen und an fromme Stiftungen und erregte das



Medaille mit dem Bildniß Loyolas.
Umschrift: Ignat(ius) Societ(atis) Iesu Fundat(or).
Originalgröße. (Berlin, Königl. Münz-Cabinet.)

Staunen seiner Landsleute durch seine begeisterte Predigt und durch die Strenge seines Lebenswandels. Zu der verabredeten Zeit trafen die zehn Freunde in Venedig zusammen. Sie stießen jedoch daselbst auf neue Hindernisse. Zwischen der Republik und dem türkischen Reiche war soeben ein Krieg ausgebrochen, der für den Augenblick ihre Reise nach dem Orient unmöglich machte. Loyala wurde noch einmal der Ketzerei angeschuldigt und entging der Verurtheilung nur mit großer Mühe. Er begann seine früheren Entschlüsse aufzugeben: noch ein Jahr wollte er auf venezianischem Gebiete warten, ob er und seine Gefährten inzwischen ein Mittel finden würden, sich nach dem h. Lande zu begeben; wenn nicht, so wollten sie darin den Willen der Vorsehung erkennen, die ihnen ein anderes Feld der Thätigkeit bestimme. In der That fand Ignaz bald in Venedig seine endgültigen und wahrhaften Ziele.

Nach der Plünderung Roms im Jahre 1527 hatte sich Caraffa mit seinen Theatinern in Venedig niedergelassen und dort die Ueberwachung der Kranken-

und Armenhäuser übernommen. Loyola nahm im Colleg der Theatiner seine Wohnung und widmete sich mit allem Feuer seines Charakters dem Dienst in ihren Hospitälern. Er glaubte in den Zwecken dieser Gemeinschaft die wirklichen Aufgaben für einen Soldaten Gottes zu finden; besonders in der Predigt, dem Kampfe gegen die Ketzerei, dem Unterricht. Aber die engen Grenzen, die Caraffa seiner Congregation gesetzt hatte, schienen ihm allzu beschränkt. Er hatte darüber mit dem Theatiner Bischof immer ärgerlichere Streitigkeiten, welche am Ende einen völligen Bruch herbeiführten, der in der That fast unvermeidlich war zwischen diesen beiden Eisenköpfen, diesen beiden ehrgeizigen und herrschsüchtigen Männern, die zudem Nationen angehörten, die sich auf das bitterste haßten. Das hinderte nun freilich Loyola nicht, den Theatinern den Grundgedanken und viele charakteristische Züge für seinen eigenen Orden zu entlehnen.

Wie gewöhnlich verschweigen die Biographen Loyolas sorgfältig einen Umstand, der durch die Briefe des Heiligen vollständig erwiesen ist: nämlich daß er während seines venezianischen Aufenthaltes fortfuhr, regelmäßige Geldsendungen von seinen frommen Freunden und Freundinnen in Spanien zu beziehen. Er sagte selbst, „der Zustand seiner Gesundheit erlaube ihm nicht mehr, die Armuth und physischen Anstrengungen zu ertragen".[1] Die Lobsprüche freiwilliger Armuth und völliger Entsagung, mit welchen die jesuitischen Geschichtschreiber so freigebig ihren Ordensstifter bedenken, sind also sehr übertrieben. Er wußte sehr wohl mit seinem Eifer für den Himmel irdische Klugheit und selbst List zu vereinen.

Einige der Gefährten Loyolas begaben sich nach Rom und erlangten hier vom Papst Paul III. die Genehmigung ihrer Mission in Palästina, die Erlaubniß, sich von einem beliebigen Bischof zu Priestern weihen zu lassen, und außerdem beträchtliche Geldsummen. Nach ihrer Rückkunft ließen sich Ignaz und diejenigen seiner Gefährten, die noch nicht Priester waren, in diesen Stand aufnehmen. Dann fingen sie an, in den Städten der Republik zu predigen. Sie waren mit Lumpen bedeckt, sie erschienen erschöpft von Fasten und Selbstpeinigung; sie sprachen ein Gemisch von spanisch und italienisch; aber trotz der Seltsamkeit ihrer Erscheinung oder vielleicht gerade wegen derselben, brachten sie einen tiefen Eindruck auf das Volk hervor. Dazu trug freilich ihre musterhafte und strenge Lebensweise, damals unter den italienischen Priestern etwas ganz Ungewöhnliches, vieles bei.

Nach Ablauf des Wartejahres fanden sie noch keine günstige Gelegenheit, sich in den Orient zu begeben. Man darf wohl voraussetzen, daß sie innerlich schon darauf verzichtet hatten, denn mit etwas gutem Willen würden sie schon die Möglichkeit gefunden haben, nach Palästina vorzudringen. Aber Loyolas früher mystische und unbestimmte Absichten hatten jetzt endlich eine

---

1) Brief an Cazander, 12. Februar 1536; Menchaca, Epistolae Sancti Ignatii. (Bologna 1804.) I, 2.

sichere und zielbewußte Gestalt angenommen. Im Spätherbst 1537 beschloß man sich von neuem nach Rom zu begeben und zwar auf verschiedenen Wegen, damit ein Jeder Muße habe, besonders über die Organisation des neuen Ordens nachzudenken. Ignaz selbst erfand damals den Namen, der endgültig für die Gesellschaft angenommen wurde. Theils um sie zu verhindern, sich nach seinem eigenen Namen zu bezeichnen, theils um an seine früheren militärischen Vorstellungen und Gedanken wieder anzuknüpfen, beschloß er, sie die Compagnie Jesu zu taufen — „wie eine Cohorte oder Centurie, zum Kampfe gegen die geistlichen Feinde gebildet", „wie Menschen, die mit Leib und Seele unserm Herrn Jesus Christus sowie seinem wahrhaftigen und gesetzmäßigen Statthalter auf Erden ergeben sind". [1]) — Freilich haben die Jesuiten später behauptet, Jesus sei ihr wahrer Stifter gewesen, und sie hätten weiter nichts gethan, als das Leben der Apostel und deren unmittelbarer Schüler zu erneuern. [2]) Aber das sind mystische und besonders hoffärtige Erklärungen, die mit der historischen Wahrheit nichts zu thun haben.

Die ganze zukünftige Thätigkeit der Gesellschaft Jesu ist bereits in diesem kühnen und stolzen Namen und der Erläuterung enthalten, welche die Gründer derselben ihm gegeben haben. Ihr militärischer und offensiver Charakter sprach sich in dieser Bezeichnung ebenso deutlich aus, wie die Behauptung, die wahre Repräsentantin Jesu und seiner Kirche zu sein. Es war eine Einrichtung ohne Gleichen in der katholischen Religion.

Es ist also nicht zu verwundern, daß Loyola und seine Freunde anfangs keine sehr günstige Aufnahme in der ewigen Stadt fanden. Man zeigte sich erstaunt und unruhig über diese neue Erscheinung, über diese Hand voll Männer, die so anmaßend auftraten; man verhöhnte sie als Ketzer.

Ignaz langte in Rom gegen Schluß des Jahres 1537 an. Wie früher seine Gefährten, so erfuhr auch er sofort viel Wohlwollen von Seiten Paul III., der bei dieser Gelegenheit mehr Einsicht in die Interessen der Kirche zeigte, als die Mehrzahl der römischen Prälaten. Zweien von der Gesellschaft räumte er theologische Lehrstühle an der Sapienza, der römischen Universität, ein, und allen wurde die Erlaubniß zum Predigen gewährt, von welcher sie denn auch mit vielem Erfolge Gebrauch machten. Aber gerade deßhalb fanden sie zahlreiche Gegner und Neider, die während acht Monate, vom März bis zum November 1538, sie auf das bitterste verfolgten. Man beschuldigte sie offen der Ketzerei und Volksverführung. Sogar eine gewisse Anzahl Kardinäle bekämpften Ignaz und die Seinigen. Einer dieser Kirchenfürsten ging so weit, dem Wirthe Loyolas zu befehlen, er solle ihn nicht länger beherbergen.

Ein anderer wie Loyola hätte den Muth verloren; Ignaz jedoch blieb unerschütterlich. Er suchte die Kardinäle auf, und die Energie seiner Haltung, die Begeisterung seiner Rede machte einen lebhaften Eindruck auf sie. Er wußte

1) Deliberatio primorum patrum; AA. SS. Jul. VII, 463. 2) Imago primi saeculi Soc. Jesu. (Antwerpen 1640.) S. 64.

sich Aktenstücke zu verschaffen, die ein ungünstiges Licht auf seine Ankläger warfen. Er machte Zeugen seiner früheren Prozesse und Freisprechungen in Spanien und Paris ausfindig. Er schrieb an die Städte und an die Fürsten Italiens, welche die religiöse Thätigkeit seiner Gefährten einst zu schätzen Gelegenheit gehabt hatten, und erhielt von ihnen die wärmsten Empfehlungen. Endlich wußte er kühn bis zum Papste selbst vorzudringen. Er hatte mit demselben eine Unterredung von einer ganzen Stunde, und zwar in so erfolgreicher Weise, daß er Paul III. völlig für sich gewann. Auf unmittelbaren Befehl des h. Vaters begann der Gouverneur von Rom eine neue gründliche Untersuchung, die zu einem für Ignaz und seine Gefährten höchst rühmlichen Urtheilsspruch führte (18. November 1538). Diese Sentenz, welche die Makellosigkeit ihres Lebens und ihrer Lehren außerordentlich pries, machte in Rom bedeutendes Aufsehen, das noch durch andere Umstände vermehrt wurde. Denn der Papst selbst vertraute ihnen die religiöse Erziehung der Jugend in mehreren neuerdings von ihm gegründeten Schulen an. Auch entfalteten sie während einer Hungersnoth, die im Winter 1538 auf 39 die ewige Stadt heimsuchte, eine bewundernswerthe und aufopfernde Thätigkeit, die ihnen die allgemeine Achtung erwarb.

Alle diese Ereignisse verschafften ihnen zahlreiche Novizen, so daß sie in der That daran denken konnten, ihre Gesellschaft endgültig zu organisiren. Zu ihren beiden frühern Gelübden der Keuschheit und Armuth fügten sie jetzt, als drittes, das eines unbedingten Gehorsams. Der militärische Geist, der nach so langem Zwischenraum und so vielen Wandlungen noch nicht in Loyola erloschen war, ließ ihn den vollkommen grenzenlosen blinden Gehorsam als die vorzüglichste aller Tugenden betrachten. Während man in den andern Orden den General nur auf einige Jahre und unter bestimmten Beschränkungen erwählte, beschlossen die Jesuiten, den ihrigen auf Lebenszeit zu ernennen und ihm eine unbegrenzte Gewalt zu übertragen. „Sie sollten," wie sie in ihrer ersten Bittschrift an den Papst sagen, „in dem General Christus wie anwesend und personifizirt verehren."

Es hieß das beinah' einen neuen Papst zu Seiten des heiligen Vaters aufstellen. Allein dieser sollte keinen Grund haben, Eifersucht oder Furcht in Betreff des Jesuitengenerals zu empfinden. Denn zu den drei gewöhnlichen Gelübden fügten sie noch ein viertes: „ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu widmen; ausschließlich dem Herrn und dem römischen Pontifex als Stellvertreter Gottes auf Erden zu frohnden; so daß sie verpflichtet seien, soweit es möglich unmittelbar und ohne irgend eine Zögerung oder Entschuldigung auszuführen, was der gegenwärtige Papst oder später seine Nachfolger ihnen befehlen würden."

Loyola faßte in fünf Capiteln die Beschlüsse, die sie soeben angenommen, zusammen und ließ sie durch den Kardinal Contarini im September 1539 dem h. Vater zur Bestätigung überreichen.

Möge man sich nun die Lage des Papstthums zu jener Zeit vorstellen.

In Deutschland griff der Abfall mit unerhörter Geschwindigkeit um sich; in Frankreich, Polen, Spanien, Italien selbst, hatte Luther zahlreiche Anhänger gewonnen. Die skandinavischen Länder, England hatten sich schon der römischen Kirche entzogen. Die Katholiken sogar, diejenigen, die noch treu geblieben, machten der Kurie und ihren Mißbräuchen eine erbitterte Opposition, tadelten sie und griffen sie an. Der Kaiser verlangte mit Nachdruck eine völlige Reform, die den heiligen Stuhl mit dem Verluste seiner einträglichsten Vorrechte bedrohte. Die Lage schien für das Papstthum wahrhaft verzweifelt. Und da kam nun eine Anzahl leidenschaftlicher, kriegerischer, entschlossener Männer, die sich dem h. Vater zu blindem Gehorsam und zugleich zum Kampf bis aufs Messer für seine Größe und Autorität erboten. Das schien fast zu schön, um Glauben zu verdienen. Paul III. freilich war ihrer Bitte um Genehmigung von vornherein günstig gestimmt. Allein nach dem Gebrauche des römischen Hofes betraute er eine Kommission von drei Kardinälen mit der Prüfung der vorläufigen Konstitutionen der Jesuiten. Diese drei aber waren der Anstalt Loyolas feindlich, und der einflußreichste unter ihnen, Guidiccioni, war ein erklärter Gegner aller religiösen Orden, die, wie er sagte, in der Kirche mehr Unordnung und Aergerniß als Nutzen hervorgebracht hätten. Er wollte die Gesetze der Jesuiten nicht einmal ansehen.

Loyola jedoch war, wie wir schon gesehen, nicht der Mann, sich leicht abschrecken zu lassen; sein Eigensinn und seine politische Schlauheit, diese in ihrer Verbindung so recht spanischen Eigenschaften, überwanden alle Hindernisse. Einer seiner hervorragendsten Beschützer war der würdige und gelehrte Kardinal de Carpi. Die wichtige venezianische Familie Contarini verwandte sich für ihn; ebenso Margarethe von Oesterreich, Herzogin von Parma, die als Tochter Karls V. und als Gattin eines Enkels des Papstes doppelten Einflusses am römischen Hofe genoß. Vielleicht wirksamer noch war die Freundschaft Johann III. von Portugal, eines Fürsten von fanatischster Rechtgläubigkeit, der einige Väter des Ordens zu seiner Verfügung zu haben wünschte, um sie in seinem Reiche und in den portugiesischen Colonien zu verwenden. Sein Gesandter in Rom, Mascarenha, arbeitete mit Eifer, um den Widerstand Guidiccionis und seiner Collegen zu überwinden[1]). Es gelang ihm das um so vollständiger, als ja der Papst im Grunde seinen Schützlingen günstig gesinnt war. Die Kommission gab also endlich nach und befürwortete die Zulassung der Jesuiten. Loyola hatte damit einen vollständigen Sieg davongetragen. Seine lange Wartezeit in Rom, die drei Jahre gedauert hatte, empfing nun ihren Lohn. Paul III. gewährte durch die Bulle Regimini militantis Ecclesiae — ein Titel, der dem Zwecke der neuen Gesellschaft sehr entsprechend war — vom 27. September 1540 den Konstitutionen des Ordens seine Genehmigung, jedoch unter der

1) Loyola an seinen Neffen, 16. März 1545; Menchaca.

Bedingung, daß die Zahl der Mitglieder niemals 60 überschreiten solle. Das war also die Geburtsstunde dieser gefürchteten Gesellschaft, die so ganz aus jenem spanischen Geiste hervorgegangen, der sich in merkwürdiger Weise aus der militärischen Richtung und dem religiösen Fanatismus zusammensetzte. Der Zweck dieser Vereinigung war der Kampf gegen die Ketzerei mit allen nur möglichen Mitteln, der Predigt, dem Unterricht, literarischen, gelehrten und politischen Schriften, der List und der Gewalt, dem Einfluß bei Großen und Mächtigen, dem Kerker und dem Scheiterhaufen. Dieser Zweck wurde von allen seinen Mitgliedern mit bewundernswerther Gewandtheit, Geschicklichkeit und Beharrlichkeit verfolgt. Krieg war die Losung des Stifters selbst. Er sagte: „Ich glaube nicht den Kriegsdienst verlassen, sondern ihn nur auf Gott übertragen zu haben." Und einer der jesuitischen Schriftsteller ruft aus:[1]) „Was Hamilkar für Hannibal, das war Ignaz für uns; auf seine Veranlassung gelobten wir ewigen Krieg am Fuße des Altars." Die Grabschrift Loyolas vergleicht ihn mit den größten Feldherrn des Alterthums. Die Gesellschaft selbst liebte es, sich als die Legion Gottes darzustellen, erfüllt mit Löwenmuth und großherziger Verachtung aller Gefahren: „Jeder von uns gilt ein ganzes Heer."[2]) Wie man sieht, waren die Jesuiten vom ersten Augenblick ihrer Ziele gewiß, wußten ganz genau, was sie wollten, und hatten zugleich eine sehr klare Vorstellung von ihren eigenen Verdiensten und Vorzügen.

Es versteht sich von selbst, daß Loyola zum ersten General des Ordens erwählt wurde. „Er hat uns Alle in Jesus Christus geboren und mit seiner Milch ernährt," sagte Salmeron auf seinem Stimmzettel. Ignaz, der sich schicklicher Weise nicht selbst ernennen konnte, gab ein weißes Blatt ab, offenbar um seine eigene Candidatur nicht zu bekämpfen. Wenn er nach der Wahl sich den Anschein gab, die Ehre, die man ihm erwiesen, abzulehnen, so war dies eine bloße Formalität, um den Anstand zu wahren; denn er war von vornherein sicher, daß seine Weigerung nicht angenommen werden würde.

Wirklich war Loyola trefflich dazu geeignet, die neue Vereinigung zu schnellen Erfolgen zu führen. Man sehe nur seine ausdrucksvolle Physiognomie: das hagere und doch kräftig gebaute Gesicht, die breite schön gewölbte Stirn, die kleinen aber listigen Augen, die kräftig gebogene Nase, den energischen Mund, dessen voll hervortretende Unterlippe noch die mühsam gebändigte Sinnlichkeit anzeigte. Ignaz von Loyola besaß die vor allem nöthige Tugend, um ein großes und wichtiges Unternehmen glücklich zu leiten: er war fest von der Güte der Sache überzeugt, die er vertheidigte. Er glaubte sich von Gott erwählt, um dessen Feinde zu vernichten und die Macht und das Ansehen der Kirche in ihrem früheren Glanze wiederherzustellen. „Das Vertrauen auf Gott muß so groß sein, daß man nicht zögern

1) Imago primi saec. soc. Jesu. VI, 864. 2) Ebendas. I, 59. III, 401. 410.

dürfte, das Meer auf einem Brette zu durchfahren, wenn man kein Schiff hat."[1]) Er hatte in sich jeden andern Wunsch, jedes andere Interesse erstickt, als die, Gott d. h. der römischen Kirche zu dienen. In dieser Sache entfaltete er eine Ausdauer, eine Thatkraft, die sich durch nichts ermüden ließen. „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn dürfen stets nur einen Fuß auf dem Boden haben, der andere muß erhoben sein zur Fortsetzung der Reise." Er ertrug mit stolzer Geringschätzung alle Anstrengungen und Entbehrungen, den Spott und die Beleidigungen der Welt. Neben dieser großen Aufgabe gab es für ihn kein anderes Interesse, aber eben deßhalb opferte er ihr jede andere Rücksicht. „Der Verzicht auf seinen eigenen Willen ist mehr werth, als Todte wieder zu beleben;" ein bewundernswerther Grundsatz, fruchtbar an wichtigen Folgen! In einem solchen Streite kannte er keine Furcht: „Kein Sturm ist so übel wie die Windstille, und kein Feind so gefährlich, als keinen Feind zu haben."

Aber diese Sache schien Ignaz so heilig und dabei von so unvergleichlicher Wichtigkeit, daß er alle Mittel für gut hielt, um ihr zu dienen und sie zu befördern. „Vorzügliche Klugheit," sagt er selbst, „vereint mit mittelmäßiger Heiligkeit ist mehr werth, als größere Heiligkeit mit minderer Klugheit." Sind nicht alle moralischen Irrthümer, in welche die Jesuiten verfallen, im Keime in diesen Worten enthalten, die so verwunderlich von Seiten eines Mannes klingen, der sich ehemals mystischer Frömmigkeit ergeben hatte? Da hat man eben das spanische Wesen; niemals würde ein niederländischer oder deutscher Mystiker einen solchen Grundsatz haben aussprechen können! Man weiß, daß die Jesuiten stets ausgezeichnete Seelenfänger gewesen sind. Der h. Ignatius selbst hat sie diese wenig beneidenswerthe Kunst gelehrt: „Ein guter Seelenjäger muß zuerst viele Sachen stillschweigend hingehen lassen, als wenn er sie gar nicht bemerkte; später wenn er sich erst des Willens bemächtigt hat, kann er den Tugendschüler lenken, wohin er will." — „Man muß nicht gleich zuerst den in weltliche Interessen versunkenen Leuten von geistlichen Angelegenheiten sprechen; das hieße ohne Köder und Lockspeise fischen wollen." Und was waren die Leute, welche dieser, wie er sagte, vor der göttlichen Vorsehung so demüthige Priester in seine Gesellschaft aufnehmen wollte? Sein vertrauter Sekretär, Pater Polanco, belehrt uns darüber zur Genüge: „Loyola sah bei denen, die sich anboten, weniger auf die natürliche Güte als auf die Festigkeit des Charakters und Geschicklichkeit für die Geschäfte, denn er war der Meinung, daß die, welche nicht für die öffentlichen Angelegenheiten sich eigneten, auch nicht für die Gesellschaft paßten."[2]) Die Frömmigkeit hatte offenbar geringen Werth, wo es sich um die zeitlichen Interessen der Gesellschaft Jesu handelte. In einem sehr ausführlichen Briefe an den Rektor des Jesuitenkollegs von Coimbra, aus dem Jahre 1551,[3]) führt Polanco

1) Sententiae asceticae S. P. de Loyola pro quotidiana consideratione (Mindelheim 1716). 2) Polanco, Dichos y hechos de Loyola, citirt bei Genelli. 3) Alcazar, Historia Toletanae provinciae Soc. Jesu (Madrid 1710).

die Eigenschaften auf, welche der Pater-General bei den Novizen der Gesellschaft zu finden wünscht. Es sind besonders „gute natürliche Anlagen, und Fähigkeit, sei es für die Wissenschaften, sei es für die äußerlichen guten Werke;" man will junge Leute von schöner Gestalt, von angenehmem Aeußern, „wie es unsere Art des Lebens und unsere Beziehungen zum Nächsten erheischen". Kein Wort von religiösem Beruf, von echter Frömmigkeit als Bedingungen für die, welche der Compagnie beizutreten verlangen: Verstand und Lebensklugheit, ein hübsches Aeußere — das ist Alles, was Loyola fordert! Gewiß sehr bezeichnend für den Charakter des h. Ignaz und der Gesellschaft, die er gegründet hat.

Eine solche Persönlichkeit, aus Religiosität, Entsagung, Fanatismus, List, wilder und unbedenklicher Thatkraft zusammengesetzt, wird uns heutzutage wenig sympathisch sein, wo wir Freimuth und Geradheit als die wichtigsten moralischen Erfordernisse des Mannes betrachten. Aber wir können uns nicht enthalten, die Einsicht Loyolas und seinen eisernen Willen zu bewundern, und werden sicher gestehen, daß er nicht leicht besser hätte veranlagt sein können für die Organisation und die Ausdehnung eines streitbaren Ordens.

Indeß er war eben nur dazu geschaffen, nicht zu Schöpfungen höhern Ranges. Welch' Gegensatz zwischen ihm und der rauhen Ehrlichkeit seines von ihm verabscheuten Gegners, jenes niedersächsischen Bauernsohnes, jenes Luther, dessen ganzes Werk er hätte zerstören wollen! Aber dieser plumpe sächsische Bauer mit seiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe hat einen ganz andern Erfolg gehabt und hat in ganz anderm Maße schöpferisch gewirkt, als der feine und schlaue Baske, dessen religiöser Eifer selbst eine starke Färbung bedenklicher List zeigte. Die höhere Moralität verlieh auch die höhere Bedeutung.

III. Schnelle Ausbreitung des Jesuitenordens.

Kaum war die Gesellschaft Jesu vom Papste genehmigt, als sie sofort ihre Thätigkeit begann. Die kleine Anzahl ihrer Anhänger war in beständiger Bewegung, um überall die Dienstleistungen des Ordens geltend zu machen, und zumal um ihn zu vergrößern und auszudehnen, sowie um seinen Einfluß zu verstärken. Ignaz befolgte das Prinzip, keinen seiner Untergebenen in dessen Heimath zurückzusenden; denn da konnte er Anknüpfungspunkte und Interessen haben, die dem Vortheile des Ordens zuwider wären. Im Gegentheil, er befehligte die Franzosen nach Portugal, die Italiener nach Frankreich, die Spanier nach Italien. Er wollte aus seinen Ordensbrüdern Kosmopoliten machen, die zu jedem Dienste bereit wären, sich überall zurecht fänden, keine andere Heimath kennten, als die Gesellschaft selbst. Während der ersten Jahre ließ er sie beständig in die entlegensten Länder reisen, so daß sie in jedem nur kurze Zeit blieben: um sie zahlreicher erscheinen zu lassen, als sie wirklich waren, sowie um den Fürsten und Völkern die Thätigkeit des neuen Ordens vor Augen zu führen; andrerseits aber auch, um die blinde Unterwürfigkeit der Genossen zu erproben.

Die Wirkung dieser geschickt berechneten Maßregel war eine überraschende. Sechs Jahre nach ihrer Stiftung war die Sozietät in der ganzen Welt berühmt, und die Zahl ihrer Angehörigen zählte nach Hunderten. Ignaz hatte sich nie an die Maximalziffer von 60 Mitgliedern gehalten. Mit kühner Auslegungskunst zählte er dazu nur die vollberechtigten Ordensglieder, die Professen, die er während seines ganzen Generalats nur wenig vermehrte, indem er diesen höchsten Grad denjenigen vorbehielt, die mit seinem eigenen Geiste erfüllt und dabei der Gesellschaft vorzüglich nützlich und nothwendig waren.[1]) Bald wurde er überhaupt sehr schwierig in der Annahme neuer Mitglieder und in ihrer Beförderung zu wichtigen Aemtern.

Die Päpste vermehrten unaufhörlich die Vorrechte eines Ordens, der sich den Interessen des heiligen Stuhles und des Katholizismus im Allgemeinen so nützlich erwies. Schon 1543 hob Paul III. die Beschränkung auf 60 Mitglieder wieder auf. 1545 übertrug er dem Orden die ausgebreitetsten Vollmachten zur Verwaltung der Eucharistie, der Beichte und Absolution in allen Theilen der Welt, sowie zur Predigt. Zwei Jahre später befreite er die

---

1) Orlandino, Lib. IV. cap. 1. S. 101.

Jesuiten auf ewige Zeiten von der Verpflichtung, die Frauenklöster zu überwachen, damit jene sich ausschließlich den besondern Zwecken ihrer Gesellschaft widmen könnten. 1549 gewährte er ihnen ein für allemal sämmtliche Privilegien der Mönchsorden, besonders dasjenige, für alle Vergehen, die nach kanonischem Rechte dem heiligen Stuhle vorbehalten waren, Ablaß zu ertheilen. Diese letztere Vollmacht erlosch sonst während der Dauer des Jubeljahres — aber Papst Julius III. setzte eine Ausnahme für die Jesuiten fest, für welche diese Beschränkung niemals vorhanden sein sollte. Ueberhaupt begünstigte Julius den Orden nach Kräften. Im Jahre 1550 bestätigte er dessen Konstitutionen sowie Alles, was sein Vorgänger ihm zugestanden hatte, und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Im folgenden Jahre bedrohte er mit der großen Exkommunikation und allen Strafen, die aus derselben erflossen, diejenigen, welche die Einrichtungen, Rechte und Privilegien der Gesellschaft angreifen, oder ihre Mitglieder in der gesetzlichen Ausübung ihrer Funktionen behindern würden.

Indeß nicht den Schutz der Päpste allein suchte Loyola für seinen Orden zu gewinnen. Er entfaltete vielmehr auch nach anderen Richtungen für seine Zwecke die erstaunlichste Geschicklichkeit. „Er wußte," sagt wohlgefällig der offizielle Geschichtschreiber der Gesellschaft,[1]) „nicht allein den Papst und die Kardinäle, sondern auch die Gesandten der Könige und Fürsten und alle diejenigen Leute in Rom zu gewinnen, deren Stellung Beachtung erheischte und deren Einfluß es rathsam erscheinen ließ, ihnen den Hof zu machen. Er besuchte sie oft selbst oder ließ sie durch seine Gefährten besuchen und war bestrebt sie sich zu verpflichten. In Folge dieses seines unterwürfigen Benehmens zeigten die Prinzen sich ihm zugänglich, herablassend und wohlwollend." — Aber süßliche Worte und kriechendes Betragen waren nicht die einzigen Mittel, durch welche die Gesellschaft Jesu sich die Gunst der Fürsten zu sichern suchte: man hatte noch zuverlässigere Wege, um zu diesem erwünschten Ziele zu gelangen. Zunächst versprach man ihnen zur Vergeltung ihrer Wohlthaten die Hülfe des ganzen Ordens, dessen Macht man noch zu übertreiben pflegte. Man wollte den Staatenlenkern zeigen, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, sich gut mit den ehrwürdigen Vätern zu stellen.[2]) Und dann schlug man den Fürsten eine für beide Theile nützliche Operation vor: die Einziehung eines Theiles der Güter anderer Orden, um sie zur Hälfte den Jesuiten, zur andern der weltlichen Macht zu übertragen. Die Gesellschaft Jesu schmückte dieses saubere Geschäft mit dem wohlklingenden Namen der Reform der Klöster aus. Die Fürsten hatten natürlicher Weise ein Interesse daran, die Hand auf die geistlichen Güter zu legen, und unternahmen mit Vergnügen diese Sache zum gemeinsamen Vortheil ihres Schatzes und der Compagnie, zumal diese letztere sie sicher zum Ziele zu führen wußte, mit Hülfe der Kardinäle, die ihr ergeben waren. In diesem Sinne arbeitete

1) Orlandino, lib. VII, cap. 1, S. 198. 2) Beispiele: Druffel I, 407 ff., Menchaca S. 538.

Loyola in Baiern und ganz besonders in Spanien. In Betreff des letzten Unternehmens sagt er selbst, er wünsche, „daß die Sache zu gutem und heiligem Ziele gelange, sowohl für Seine Hoheit (Karl V.) als auch für seine unwürdigen und sehr ergebenen Diener (Jesuiten) zur größeren Ehre Gottes!"[1]) Welche Mischung von List und Heuchelei! — Wenn sie im Gegentheil einem Fürsten eine für diesen unangenehme oder nur für die Compagnie nützliche Entschließung anzuzeigen hatten, so verschanzten sie sich regelmäßig hinter den Willen des heil. Vaters, selbst wenn dieser nicht den mindesten Antheil daran hatte.

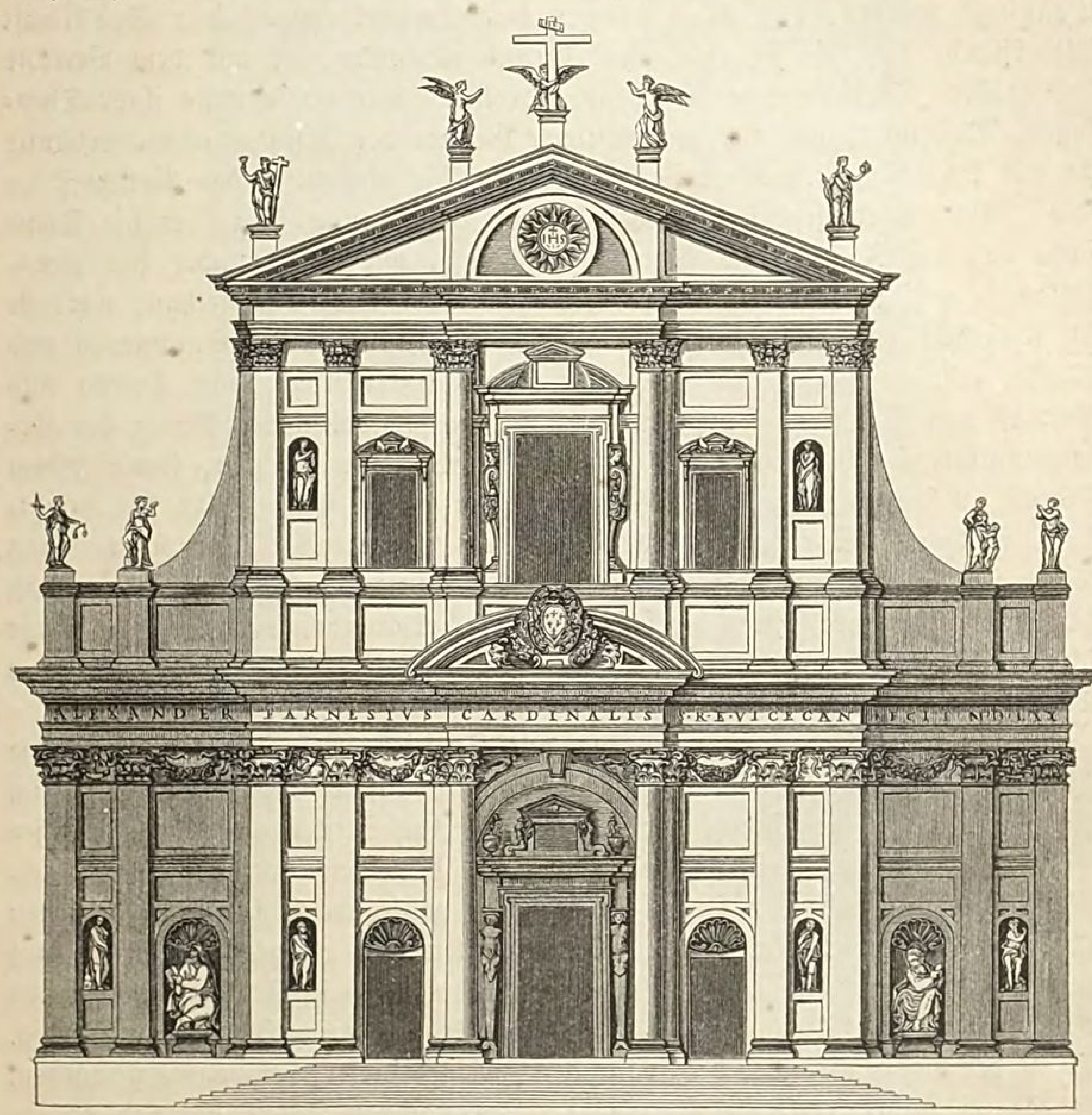
Solchen Mitteln verdankt der Orden zum großen Theile seine schnellen Erfolge.

Innerhalb des nächsten Jahrzehnts sehen wir ihn über ganz Italien verbreitet. In vielen Städten wird er allmächtig, der Berather des Volkes, der Leiter der Wohlthätigkeitsanstalten, die dann wieder seinen Zwecken dienen müssen. Überall bekämpft er die lutherischen Ideen, ohne Rücksicht auf die Stellung ihrer Beschützer.

In Rom selbst begründete Ignaz die erste Residenz seines Ordens im Jahre 1550; er bestimmte sie dazu, das Mutterhaus der ganzen Gesellschaft zu werden. Es ist dies das Collegium romanum. Man lehrte daselbst die scholastische und Moraltheologie, die h. Schrift, lateinisch, griechisch, hebräisch nach den Methoden der Pariser Universität, der man die Mehrzahl der Professoren entlehnte. 1555 gingen schon aus dem Collegium romanum hundert Schüler hervor, um sich über die verschiedenen Staaten Europas zu zerstreuen. Zwei Jahre später erwarb Loyola den Palast Salviati, auf dessen Platz sich noch heute das Gesù erhebt. Bald sah man Kardinäle und Doktoren der Theologie mit Eifer den Vorlesungen des Collegiums folgen, das so eine große Wichtigkeit für die gesammte katholische Kirche erlangte. — Rom wurde noch in einem anderen Sinne der Mittelpunkt der Arbeiten der Loyoliten. Da Deutschland damals der Heerd der Reformation war, wünschte Loyola dieselbe in ihrem Geburtslande und durch Deutsche selbst zu bekämpfen. Deßhalb faßte er 1552 den Plan, in Rom ein germanisches Colleg zu gründen und dort junge Leute dieser Nation zum Dienste des Jesuitenordens zu erziehen. Papst Julius III. und 33 Kardinäle, welche diesen Gedanken höchlichst billigten, beeilten sich, hierfür 3000 Goldthaler jährlich zu zeichnen, was nach heutigem Geldwerthe etwa 240,000 Mark ausmacht. Am 31. August 1552 wurde das Collegium germanicum bestätigt. Die Zöglinge mußten ein Glaubensbekenntniß unterzeichnen und, nach Verlauf einer Probezeit, sich eidlich verpflichten, sowohl während ihres Aufenthaltes im Colleg als nachher sich unbedingt dem Willen des Papstes zu unterwerfen. Das germanische Colleg hat in seinen Anordnungen den bischöflichen Seminarien zum Muster gedient,

1) Druffel, a. a. O.; Briefe Loyola's bei Genelli, Nr. 36, 40; und Menchaca S. 325.

die später von dem Trienter Konzil organisirt wurden. Im ersten Jahre zählte es bereits 22 Zöglinge, im zweiten 25. Man verband mit demselben ein Erziehungsinstitut für junge Edelleute, denn überall suchten die Jesuiten sich vorzüglich auf den Adel zu stützen, der durch Reichthum und Einfluß ihnen selbstverständlich weit nützlicher sein konnte und mußte, als das gewöhnliche Volk.



Vorderansicht der Kirche del Gesù zu Rom.
1568 von Giacomo Barozzio, genannt Vignola (1507—1573) begonnen, vollendet durch seinen Schüler Giacomo della Porta. (Nach dem Kupferstich Rom 1573, von Marius Cartanus.)

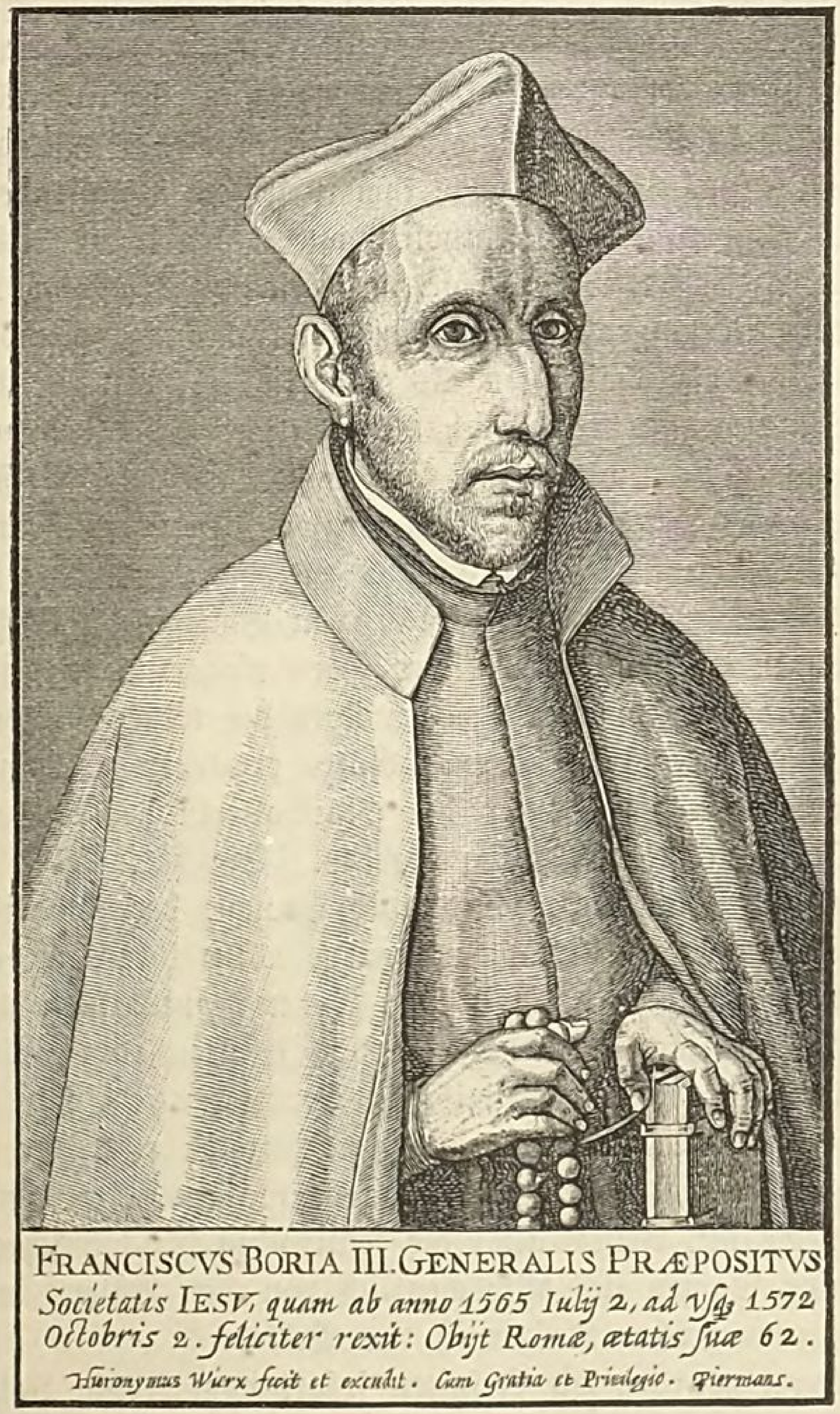
Außerhalb Italiens handelte es sich vor allem darum, den Orden in den noch katholischen Ländern auszubreiten, um ihm neue Anhänger und Einkünfte zu verschaffen, und zugleich, um in diesen Ländern die Keime der Ketzerei zu ersticken. Loyola und die Seinen fanden aber nicht überall bei Völkern und Fürsten dieselbe begeisterte Aufnahme wie in Italien.

Karl V., ein Gegner des unbeschränkten päpstlichen Einflusses, zeigte sich ihnen

keineswegs günstig. Ihre vollständige und dabei ausschließliche Abhängigkeit vom h. Stuhle war allen seinen Anschauungen von der nothwendigen Einwirkung der Könige auf die Kirche sowie seinem festen Entschlusse zuwider, in seinen Staaten keine Gewalt zu dulden, die nicht dem Monarchen unterthan sei. Überdies leisteten die Dominikaner, die in ihrer Eigenschaft als Inquisitoren eine große Macht in dem damaligen Spanien besaßen, und überall von der Krone begünstigt wurden, aus allen Kräften dem Emporkommen einer Gesellschaft Widerstand, die, wie sie nicht ohne Grund fürchteten, sie mit dem Verluste des größten Theiles ihres Ansehens bedrohte. Der berühmteste ihrer Theologen, Melchior Cano, war der erbitterte Gegner der Jesuiten und überhäufte sie mit Angriffen, indem er sie beschuldigte, die Vorläufer des Antichrist zu sein. Als unwiderleglichen Beweis seiner Behauptung führte er die Thatsache an, daß Ignaz keine Wunder vollbringe, wie die Gründer des Franziskaner- und des Dominikanerordens schon bei Lebzeiten gethan, weil sie in Wahrheit von Gott gesandt waren. Die Universitäten Salamanca und Alcala erhoben sich gegen sie. Der Kardinal-Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, Don Martinez Siliceo, verbot unter Strafe der Exkommunikation allen seinen Diözesanen, bei ihnen zu beichten, sowie seinem Klerus, in irgend einer Verbindung mit Jesuiten zu stehen. In der Hauptstadt Aragons, Saragossa, schleuderte der Generalvikar den Kirchenbann wider sie, so daß das Volk einen förmlichen Aufstand gegen sie erhob. Man verbreitete über ihre Sitten die schmählichsten Verläumdungen. Nur mit Mühe schützte der Papst sie einigermaßen gegen das Übelwollen des spanischen Klerus.

Allein ihr Orden war zu eng mit Spanien verknüpft, als daß diese Zustände lange hätten dauern können. Der spanische Geist verkörperte sich gleichsam in der Gesellschaft der Loyoliten. Ihr Stifter war Spanier, ihre wichtigsten und begabtesten Glieder gehörten derselben Nation an. So fesselten tausend Bande den Orden an Spanien, zahlreiche Sympathien existirten zwischen ihm und diesem Volke. Seinen ersten und glänzendsten Erfolg auf dem Boden der Halbinsel verdankte er einem der angesehensten und mächtigsten Aristokraten, dem Vizekönige von Catalonien Franz Borja, Herzog von Gandia. Er ist der wahre Gründer des spanischen Zweiges dieser Compagnie geworden, der er im Jahre 1548 selbst beitrat. Im nächsten Jahre übergab er ihr die Universität, die er auf eigene Kosten in seiner Stadt Gandia gegründet hatte. Sein beträchtlicher Einfluß wurde zu Gunsten der Jesuiten verwendet. Übrigens erklärte sich das gewöhnliche Volk, das von denselben Gefühlen beseelt war, die im Jesuitenorden herrschten, bald fast überall für diesen. In Valencia konnte keine Kirche die Menge beherbergen, die sich um den jesuitischen Prediger drängte. In der Universitätsstadt Alcala riß ein anderer, ein Mann ohne Verbindungen und selbst ohne literarische Kenntnisse, Franz Villanueva, alle Welt durch das Feuer seiner Beredsamkeit hin. An der berühmtesten Hochschule Spaniens, in Salamanca, erbauten sie ein Collegium

im Jahre 1548. Von diesen beiden Universitäten aus, ehemals ihren Gegnerinnen, die sie aber jetzt, Dank ihrem unwiderstehlichen Einfluß auf den spanischen Nationalgeist, sich unterthan gemacht hatten, breiteten sie sich bald über ganz Spanien aus.



Franz von Borja.
Originalgroßes Facsimile des Kupferstiches von Hieronymus Wierx (1551—1619).

In den spanischen Niederlanden wurden sie zunächst nicht offiziell zugelassen. Aber Le Fèvre gewann eine Anzahl junger Leute aus den besten Familien, die dann an der altbekannten Universität Löwen gemeinschaftlich lebten und studirten. Sie hatten harte Angriffe von Seiten der Professoren zu bestehen, welche die Aufdringlichkeit der neuen Gesellschaft fürchteten. Der

Bischof von Cambrai, Robert von Croy, untersagte sogar den Jesuiten alle kirchlichen Funktionen in seinem Sprengel. Trotz aller dieser Hindernisse breiteten sie sich in den Niederlanden nach ihrer Weise aus, langsam, allmälig, ohne viel Geräusch. Das genügte nun Loyola aber keineswegs. Er begrüßte also mit Freuden den Verzicht des ihm wenig günstigen Kaisers auf seine niederländischen Besitzungen im Jahre 1555, in der Hoffnung bei dessen Nachfolger freundlichere Aufnahme für seine Gesellschaft zu finden. Er sandte noch im selben Jahre den Jesuiten Ribadeneira an Philipp II. Indeß der letztere liebte damals Loyolas Anstalt noch keineswegs; erst später erkannte er die großen Dienste, welche dieselbe ihm in seinem umfassenden Kampfe für die ausschließliche Herrschaft des Katholizismus leisten könne. Überdies widersetzten sich alle Niederländer, Bischöfe und Pfarrer ebensowohl wie Bürger und Adlige, dem Verlangen der Jesuiten um Zulassung. Schon damals bezeichnete man die Gesellschaft Jesu als gefährlich für den Weltklerus und die Mönchsorden, als Leute, welche sich die weltliche Gewalt anmaßten. Doch sie waren nie um Mittel verlegen. Sie fanden kräftigen Beistand bei Don Gomez de Figueroa, Herzog von Feria, dessen Bruder Mitglied der Gesellschaft war, und der selbst großen Einfluß auf den Geist des Königs besaß. Auf sein Verlangen erhielten sie endlich von Philipp im Jahre 1556 die Erlaubniß, sich in den flandrischen Provinzen niederzulassen, jedoch mit der Einschränkung, die den dortigen Gesetzen über die todte Hand entsprach, nur mit Einwilligung der Stände liegende Güter erwerben zu können.

Glücklicher Weise für sie war die Statthalterin der Niederlande, Margarethe von Oesterreich, ihnen völlig ergeben. Sie hatte selbst ihren Beichtvater aus ihrer Mitte erwählt. Trotz der Proteste der flandrischen und der brabantischen Stände ermöglichte sie es ihnen, 1562 ihre Collegien in Löwen und in Antwerpen zu gründen. In der großen Handelsstadt waren es ausschließlich reiche spanische Kaufleute, die die Jesuiten dort einführten, unter offenbarer Antipathie der einheimischen Bevölkerung.[1]) In Löwen hatte Le Fèvre sehr große Erfolge und wußte eine Anzahl der besten jungen Theologen für den Orden zu gewinnen. Und ebenso begeisterten sich für ihn die Frauen, zumal die der Aristokratie; die jesuitischen Geschichtschreiber erzählen selbst, daß einige Damen sich allwöchentlich von den Vätern der Gesellschaft geißeln ließen, zum großen Aergerniß des Volkes.[2])

In Portugal wurden die Jesuiten sofort vom König Johann III. mit wahrer Begeisterung aufgenommen. Das war der Fürst nach dem Herzen der Compagnie; ihn pflegten sie allen andern christlichen Herrschern als Muster vorzuhalten. Er erbat sich sofort zwei von ihnen, den Franz Xaver und Simon Rodriguez. Der erstere begab sich schon im Jahre 1541 nach den

1) MS. Historia complectens initium ac progressum Societ. Jesu in civit. Antverp. (Brüssel, Bibl. de Bourgogne). — Es ist dies der offizielle Bericht der Antwerpener Jesuiten. 2) Imago pr. saec. l. VI, S. 736.

portugiesischen Besitzungen in Ostasien, erwarb den Ruhm eines Apostels und Heiligen und starb dann inmitten seines Berufes als Heidenbekehrer in China. Rodriguez dagegen, selbst aus portugiesischem Adel, gewann in dem kleinen Königreiche eine hohe Stellung und bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung, den Adel und zumal die königliche Familie. Er verschaffte dem Orden eine beträchtliche Anzahl Mitglieder aus den ausgezeichnetsten Jünglingen der höhern Klassen. Diese Jesuiten entfalteten vielen Eifer für die Religion und flößten übrigens durch reinen Lebenswandel und aufopfernde Wohlthätigkeit allgemeine Achtung ein. Sie reformirten den königlichen Hof und wurden die Berather der Fürsten und Großen. Schon 1543 ward Rodriguez mit der Erziehung des Kronerben Dom Sebastian betraut. Zum Lohn ihrer Dienste gründete ihnen Johann III. ein Haus in Lissabon und das große Colleg zu Coimbra, das bald 200 Mitglieder ihres Ordens beherbergte. Sie verstanden es zumal, sich des ganzen höhern Unterrichtes zu bemächtigen. Sie wurden schließlich die wahren Herren des Reiches, und als ihr Zögling Dom Sebastian im Jahre 1557 seinem Vater auf dem Throne folgte, stellte er ihnen das ganze Land zur Verfügung. Man weiß, welchen Mißbrauch sie damit getrieben und wie sie den frühen Tod des Königs und, auf sechzig Jahre hin, den Untergang der portugiesischen Unabhängigkeit herbeigeführt haben.

Frankreich war für sie nicht weniger wichtig als Spanien und Portugal. Schon 1540 hatte Ignaz einige junge Mitglieder seines Ordens nach Paris geschickt, um dort zu studiren; aber zunächst vermied man noch sorgfältig sie in irgend einer Weise von den übrigen Studenten zu unterscheiden. Loyola hielt eben eine höhere Bildung für unbedingt nothwendig für den Erfolg seiner Untergebenen und wartete im Uebrigen seine Gelegenheit ab. Wirklich wurde ihnen unter Heinrich II., einem fanatischen Gegner der religiösen Umwälzung, die Stimmung der Regierungskreise recht günstig. Der Bischof von Clermont, Wilhelm Du Prat, ein Sohn des bekannten Kanzlers Franz I., warf sich zum Beschützer der Gesellschaft auf. Er beherbergte sie in Paris in seinem Hotel de Clermont, das späterhin Ordenshaus wurde, und vermachte ihnen einen großen Theil seiner Güter. Ein noch mächtigerer Freund der Gesellschaft war Karl von Guise, Erzbischof von Reims und Kardinal von Lothringen. Während seines Aufenthaltes in Rom war der Kardinal von Ignaz persönlich gewonnen worden; er veranlaßte (Januar 1550) Heinrich II. den Jesuiten in der Hauptstadt die Erbauung eines Profeßhauses und eines Collegs zu gestatten. Aber das Königthum war damals in Frankreich noch nicht absolut, und die Jesuiten hatten dort gefährliche Feinde. Das Parlament, welches den Uebergriffen des Klerus immer widerstrebte, der Bischof von Paris, Du Bellay, und selbst die Sorbonne widersetzten sich ihnen mit Eifer; die Pfarrer traten dieser Opposition bei. Der französische Charakter des sechszehnten Jahrhunderts hatte mit den Einrichtungen Loyolas wenig gemein; und außerdem fürchtete man nicht ohne Grund den Einfluß und die Macht

des Ordens, Gefahr für das Ansehen der übrigen Geistlichkeit und für den innern Frieden des Reiches. Das Pariser Parlament weigerte sich also, den erwähnten königlichen Befehl einzuregistriren, und diese Formalität war unerläßlich für die gesetzliche Gültigkeit der königlichen Edikte. Es erklärte dabei die Gesellschaft Jesu für verderblich dem Monarchen, dem Staate und der geistlichen Ordnung. Vergebens sandte der König 1552 dem Parlamente gemessene Befehle, ohne weitern Aufschub seine Ordonanz von 1550 einzutragen.

Die hohe Körperschaft suchte die Angelegenheit in die Länge zu ziehen und forderte das Urtheil der Pariser Universität ein. Sie wußte dabei sehr wohl, was sie that. Im Jahre 1554 verdammte die Sorbonne die Gesellschaft Jesu durch einen feierlichen Spruch, der von ihr sagte, sie sei „gefährlich für den Glauben, dazu angethan, den Kirchenfrieden zu stören, die Mönchsorden umzustürzen, und geeigneter zu zerstören als aufzubauen". Die Thätigkeit der Gesellschaft, so wie sie sich später entwickeln sollte, wurde also von der Sorbonne sehr wohl erkannt und geschildert.

Ihr Urtheil genügte, um gegen die Jesuiten einen furchtbaren Sturm zu entfesseln. Die Pfarrer und Prediger jeder Art griffen sie auf der Kanzel und im Beichtstuhl an. Feindselige Anschläge bedeckten die Mauern der Sorbonne. Man trug von Haus zu Haus Flugschriften, die gegen sie gerichtet waren. Nach dem Muster Du Bellays verbot eine große Anzahl französischer Bischöfe, den reformatorischen Ideen günstig, ihnen jede geistliche Handlung in ihrem Sprengel. Frankreich blieb ihnen also vorläufig fast völlig verschlossen.

Eine Reaktion zu ihren Gunsten trat erst einige Jahre später ein, nachdem die offiziellen Verfechter des Katholizismus in Frankreich wie anderswo erkannt hatten, daß die Jesuiten die gefährlichsten Gegner der Protestanten seien. Da, im Jahre 1561, stimmte die Versammlung der französischen Geistlichkeit in Poissy für ihre Zulassung, freilich unter der Bedingung, daß sie sich der Autorität der Diözesanbischöfe unterwürfen, auf ihre besonderen Vorrechte und selbst auf ihren Namen verzichteten, der, nach der Meinung der Versammlung, eine unerträgliche Anmaßung sei. Die Jesuiten protestirten zuerst gegen diese Beschränkung, aber bald unterwarfen sie sich zum Scheine und versprachen Alles, was man von ihnen forderte, selbstverständlich mit dem festen Entschlusse, sich davon so bald wie möglich freizumachen. Nicht ohne Ursache haben ihre Gegner ihnen vorgeworfen, sich in fast unmerklicher Weise in Frankreich eingeschlichen, sich klein gemacht zu haben, um später desto größer zu werden.[1]) In Frankreich wie überall suchten sie vorzüglich sich des höhern Unterrichtes zu bemächtigen, dessen entscheidende Wichtigkeit für die Bildung des Nationalgeistes sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit wohl erkannt hatten.

---

1) Ant. Arnauld, Plaidoyer contre les Jésuites. (Paris 1595.) S. 8b.

Ihre Thätigkeit fand ein bei weitem günstigeres Feld in Deutschland.[1]) Hier war es ihre Aufgabe, die lutherische Ketzerei auf dem Boden selbst zu bekämpfen, auf dem sie entstanden war. Sie widmeten sich dieser Arbeit mit ebenso viel Eifer wie Geschicklichkeit. Loyola sagte selbst in einem Rundschreiben vom 25. Juli 1553: „Unsere Gesellschaft muß mit besonderer Hingebung nach dem schwachen Maße unserer Kräfte Deutschland Hülfe bringen, welches die Seuche der Ketzerei den größten Gefahren aussetzt."

Unmittelbar nach der Bestätigung des Ordens durch Paul III. begab sich eines seiner bedeutendsten und thätigsten Mitglieder, Le Fèvre, nach Deutschland, wohin ihm einige Monate später Bobadilla und Le Jay folgten. Zuerst fand Le Fèvre mehr Beistimmung bei den spanischen und italienischen Herren in Karls V. Umgebung als bei den Deutschen. Aber er wurde binnen kurzem nach Spanien entsandt, und seine Gefährten waren glücklicher als er. Bobadilla wußte sich bei dem Herzog Wilhelm IV. von Baiern einzuführen, während Le Jay, nachdem er die süddeutschen Bischöfe in ihrem Kampf gegen das Lutherthum unterstützt, die Gunst des römischen Königs Ferdinand I. sich verschaffte. Dieser Fürst war so von dem schlauen Jesuiten entzückt, daß er ihn auf den Triester Bischofssitz befördern wollte. Aber nun trat Loyola selbst dazwischen, um diese Erhöhung eines seiner Untergebenen zu verhindern. Er führte als Gründe seines Widerspruches an, daß man auf diese Weise die Compagnie ihrer besten und begabtesten Mitglieder berauben würde, und daß das Gelübde vollkommener Demuth und Unterwürfigkeit, welches sie abgelegt, sie daran verhindere, hohe kirchliche Stellungen einzunehmen. Indessen die wirklichen Beweggründe Loyolas waren sehr verschieden von denjenigen, die er für klug hielt geltend zu machen. Er fürchtete, daß die zum bischöflichen Range erhobenen Jesuiten sich ihren Verpflichtungen als Ordensmitglieder entziehen und dem blinden Gehorsam gegen den General entsagen würden, welcher die Grundlage und der Stützpunkt der ganzen Einrichtung war. Endlich aber sollte jeder Jesuit nur auf die Gesellschaft selbst seine Hoffnung auf Auszeichnung und Belohnung setzen, nur durch sie Macht und Einfluß gewinnen. Deßhalb durfte er mit keinen andern Würden bekleidet werden, als denjenigen, welche die Compagnie selbst ihm übertragen konnte. Nur die Interessen der Verbrüderung sollten ihn beschäftigen; für sie allein sollte er arbeiten, auf sie alle geistigen und physischen Kräfte vereinigen. Deßhalb wurde Le Jay genöthigt, auf das Bisthum zu verzichten. Aber mehr noch. Loyola beschloß sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um auf immer das Verbot kirchlicher Würden für seine Schüler festzustellen. Man erließ eine Konstitution, die es als Todsünde für den Jesuiten erklärte, ein Bisthum oder irgend anderes hohes Kirchenamt anzunehmen.

---

1) S. Sugenheim, Gesch. der Jesuiten in Deutschland. (Frankfurt a. M., 1847.) I, 5 ff.

Man sieht, daß die Gesellschaft Jesu bei weitem folgerichtiger und thatkräftiger zu Werke ging, als die Mönchs- und selbst Bettelorden, die, im Gegentheil, das Aufsteigen ihrer Mitglieder zur Stellung eines Bischofs oder Kardinals stets mit Freuden begrüßt hatten.

Wenn es sich übrigens darum handelte, einem Herrscher gefällig zu sein, der sich den Jesuiten günstig gezeigt hatte, und von dem sie noch große Vortheile erhofften, trugen sie durchaus kein Bedenken, ihr eigenes Gesetz zu verletzen. Schon Ignaz selbst gestattete im Jahre 1554 auf Verlangen des Königs von Portugal, daß der Jesuit Juan Nuñez zum Patriarchen von Aethiopien ernannt und zwei andere Mitglieder ihm als Bischöfe beigegeben wurden.

In Deutschland selbst traten die Jesuiten zum ersten Male als Vorkämpfer der rücksichtslosen Politik der römischen Kurie auf.

Karl V. hatte 1548 durch den Reichstag das Interim beschließen lassen, welches dazu bestimmt war, in ganz Deutschland beobachtet zu werden und als Grundlage der Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten zu dienen. Wie man weiß, beruhte das Interim fast ausschließlich auf katholischen Prinzipien und enthielt nur wenige verhältnißmäßig unbedeutende Zugeständnisse für die Neuerer. Allein das genügte, um es Paul III. und dem römischen Hofe als unannehmbar erscheinen zu lassen. Es handelte sich also für sie darum zu verhindern, daß das Interim allgemein im Reiche beobachtet werde. Sie beauftragten Bobadilla, den mächtigsten katholischen Fürsten Deutschlands, seinen Freund Wilhelm IV. von Baiern zum Widerstande gegen die Beobachtung des Interims durch die Altgläubigen zu veranlassen. Er arbeitete daran mit solchem Erfolge, daß nicht nur Wilhelm die Einführung des Interims in sein Land verhinderte, sondern daß auch die katholischen Fürsten im Allgemeinen den Kaiser nöthigten, selbst die Beschränkung des Interims auf die Protestanten auszusprechen. Freilich rächte sich nun Karl an dem Urheber seiner Niederlage. Unter dem Vorwande beleidigender Ausdrücke, deren Bobadilla sich gegen die Person des Kaisers bedient hätte, wurde derselbe aus Deutschland ausgewiesen.

Der heilige Stuhl und der Jesuitenorden hatten ihren Zweck erreicht, sie hatten den Kaiser mattgesetzt und das Gelingen seines Interims verhindert. Da trug Ignaz kein Bedenken, sein Werkzeug zu verleugnen, um nicht den Kaiser, der den Jesuiten ohnehin wenig günstig war, noch mehr zu erbittern. Er verweigerte also Bobadilla den Eintritt in das Profeßhaus zu Rom. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß einige Zeit nachher, als Karl V. die Sache aus den Augen verloren hatte, Bobadilla wieder völlig zu Gnaden aufgenommen ward.

Indeß erst drei Jahre später, im Jahre 1551 wagte es Ferdinand, die Jesuiten in seine Länder einzuführen. Er erbat sich anfänglich nur Le Jay und einen andern Ordensbruder zu dessen Beistand.[1]) Ignaz jedoch, der

1) Lasso an König Ferdinand, 18. Januar 1551; Druffel, Briefe und Akten. I, 560.

sich äußerst erfreut darüber zeigte, seinen Orden in Oesterreich Fuß fassen zu sehen, ging ohne Weiteres über die Wünsche des Königs hinaus, indem er demselben 11 Ordensmitglieder zusandte. Ferdinand räumte ihnen ein verlassenes Dominikanerkloster zur Wohnung ein. Der Rektor dieser ersten Jesuitenkolonie auf deutschem Boden, Le Jay, starb schon 1552. Allein er erhielt einen Nachfolger, der viel bedeutender und wichtiger war als er: Canisius.

Peter Canisius war zu Nymwegen im Jahre 1520 geboren. An der streng rechtgläubigen Universität Cöln, wo er studirte, hatte er sich durch seine Gelehrsamkeit und außerordentlichen Scharfblick hervorgethan. Er hatte dann in Mainz zufällig die Bekanntschaft Le Fèvres und durch diesen des Jesuitenordens gemacht. Voll Ehrgeiz und Intelligenz hatte der junge Mann sofort erkannt, welch' aussichtsreiche Laufbahn die Gesellschaft ihm eröffne, um eine wichtige Rolle zu spielen, einen beträchtlichen Einfluß auszuüben, unter die Großen dieser Welt zu treten. Er ließ sich also in dieselbe aufnehmen. Le Fèvre hatte ihn zuerst in Cöln selbst verwandt zum Kampfe gegen den Kurfürst-Erzbischof Hermann von Wied, welcher dort die religiöse Reform einführen wollte. Wirklich trug Canisius durch seine thätigen und gewandten Bemühungen viel dazu bei, die wichtige Reichsstadt der Kirche zu erhalten. Doch Ignaz, getreu dem Grundsatze, seine Untergebenen nie zu lange in demselben Lande und zumal in ihrer Heimath zu belassen, sandte ihn als Lehrer der Rhetorik in das Jesuitenkolleg nach Messina. Im nächsten Jahre sehen wir ihn wieder in Deutschland und zwar in Baiern, in der Universität Ingolstadt. Hier hatten die Neuerer öffentlich ihre Anschauungen gelehrt. Canisius widersetzt sich dem und trägt die Theologie nach den römischen Meinungen vor. 1550 zum Rektor ernannt, macht er aus dieser Universität eine der Festungen des deutschen Katholizismus. Diese energische und erfolgreiche Thätigkeit lenkte auf Canisius die Aufmerksamkeit des römischen Königs. Auf Ferdinands Bitten beordert man Canisius nach Wien, und hier wird dieser 32jährige Mann der Rektor der dortigen Jesuiten und bald der Vertraute des Königs. Der lebhafteste Wunsch Ferdinands, wie jedes besonnenen und aufrichtigen Anhängers der alten Lehre, war eine durchgreifende Reform in den verderbten Sitten des Klerus, in denen alle Welt die vorzüglichste Ursache jenes allgemeinen Abfalles erblickte, welcher die Existenz der Kirche selbst in Frage stellte. Canisius entsprach vollkommen diesem dringenden Bedürfniß des Katholizismus, diesem angelegentlichsten Wunsche Ferdinands I. Er begründete ein Seminar, in dem fünfzig junge Leute für den Stand der Weltgeistlichen erzogen und unterrichtet wurden.

Dafür wollte der König Canisius belohnen, und er verlangte, wie ehemals für Le Jay, die Erlaubniß ihm die Bischofswürde zu übertragen, dieses Mal aber in seiner eigenen Hauptstadt. Ignaz dachte gar nicht daran, das Verlangen des Königs zu erfüllen und eines der wichtigsten Ordensmitglieder

von dem General unabhängig zu machen; aber er that Alles, um Ferdinand mit dieser Weigerung auszusöhnen. Zuerst gestattete er Canisius, einen andern Wunsch des Königs zu erfüllen und sich mit der Anfertigung eines katholischen Katechismus zu beschäftigen. Damals war die katholische Lehre noch nicht hinreichend entwickelt. Die Pfarrer, wenig unterrichtet und übrigens sich um die geistlichen Interessen nicht viel bekümmernd, kannten jene fast nicht und lehrten sie noch weniger; endlich hatten die Angriffe der Lutheraner und Reformirten die Ueberzeugung der Katholiken sehr erschüttert. Niemand wußte genau, was rechtgläubig und was ketzerisch sei. Ein guter Katechismus, kurz und doch vollständig, erschöpfend und doch für mittelmäßige Intelligenzen begreiflich, war für die noch katholisch gebliebenen Bevölkerungen äußerst nothwendig. Canisius stellte ihn in kurzer Zeit her, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß sein Buch klassisch für seine Glaubensgenossen geworden ist, in alle Sprachen übersetzt und in mehr als fünfhundert Auflagen verbreitet wurde. Es war das eine große Genugthuung für Ferdinand und alle guten deutschen Katholiken, und machte ihnen den Jesuitenorden doppelt theuer.

Zugleich erlaubte Loyola dem Canisius, die Verwaltung des Wiener Bisthums, freilich ohne den bischöflichen Titel, auf ein Jahr in die Hand zu nehmen, — allerdings zählte dieses Jahr dann 48 Monate. Aber er stellte dabei die Bedingung, daß die Einkünfte des Bisthums weder Canisius persönlich noch der Jesuitengesellschaft übertragen würden. Das war ein wahrer Meisterstreich! Loyola bewies dem römischen König, daß er ihm zu Gefallen soviel möglich selbst die Gesetze der Compagnie übertrete, daß diese stets den Fürsten und Monarchen zu Gebote stehe. Welch' Gegensatz zu der hartnäckigen Opposition, dem mürrischen Wesen der lutherischen Unterthanen des Königs! Und zugleich zeigte er eine großartige Selbstverleugnung. Er überzeugte Ferdinand, daß die Gesellschaft nur den Ruhm Gottes und die Größe der Kirche im Auge habe, daß sie freiwillig auf jeden Reichthum, auf jeden besonderen Vortheil verzichte.

Diese wohlberechnete That der Selbstlosigkeit brachte sofort die Früchte, die Ignaz ohne Zweifel davon erwartet hatte. Ferdinand schenkte den Jesuiten 1554 das von den Carmelitern verlassene Kloster zur Errichtung ihres Collegs, und dabei ein Einkommen von 1200 Goldgulden. Einige Jahre später konnten sie, getreu ihrem Grundsatze, besonders die Aristokratie zu gewinnen, in der Hauptstadt eine Lehranstalt für vornehme junge Leute gründen. Und mehr noch. 1558 übertrug ihnen Ferdinand auf immer zwei theologische Lehrstühle an der Wiener Universität, zum großen Theil um den protestantischen Geist zu bekämpfen, der damals an dieser Hochschule überwog. Man sieht, wie sie sich mehr und mehr des Unterrichts aller Grade bemächtigten. — Ihr Einfluß wurde sehr bedeutend. In seinen Unterhandlungen mit dem Papst verwandte Ferdinand die Jesuiten oft als Vermittler, ja geradezu als seine Beauftragten.

So vervielfältigte sich der Orden in der österreichischen Hauptstadt.

Und die zweite Residenz Ferdinands, der Mittelpunkt des großen und blühenden Königreiches Böhmen, Prag, wurde ihnen gleicherweise 1555 eröffnet. Der Monarch hatte seinem lieben Freunde Canisius nichts abzuschlagen. Wenn die Böhmen das furchtbare Unheil hätten voraussehen können, mit dem die Jesuiten sie siebzig Jahre später heimsuchen sollten, sie würden bis auf den letzten Mann aufgestanden sein, um die Mitglieder des neuen Ordens zu vertilgen, die damals bescheiden und in geringer Zahl in Prag einzogen! Aber schon 1555 war die Einführung der Patres in diese Stadt gleichsam eine Herausforderung der ungeheuren Mehrheit des böhmischen Volkes, die mit Begeisterung die Lehren Huß' und Luthers angenommen hatte. In der That, kaum hatten die Jesuiten von dem Klemenskloster, das ihnen Ferdinand eingeräumt, Besitz ergriffen, als sie dort für Ketzer- sowohl wie Katholikenkinder eine Schule eröffneten: sie verbargen gar nicht ihr Ziel, die Propaganda. Das Volk bedrohte sie, griff sie und ihre Schüler thätlich an. Aber Canisius blieb fest, im Vertrauen auf die Hülfe des Herrschers, und trug einen völligen Sieg davon. Einige Jahre später wurde das Colleg in eine Akademie der philosophischen und theologischen Wissenschaften verwandelt und mit Einkünften im Betrage von 130,000 böhmischen Groschen ausgerüstet.

Die Jesuiten haben es stets verstanden, sich geschickt der jederzeit vorherrschenden Richtungen zu bedienen: ratione habita temporum, wie sie zu sagen pflegten. Unter demselben Vorwande, der ihnen bei Ferdinand schon geglückt: daß sie nur gekommen, um die Geistlichkeit und den Religionsunterricht zu heben, wußten sie sich in dem zweitgrößten katholischen Staate Deutschlands, in Baiern, festzusetzen.[1]) Herzog Wilhelm IV. war ihr ergebener Freund gewesen; sein Sohn und Nachfolger Albrecht V. (seit 1550) neigte viel mehr zu Frieden und Duldung und war ihnen anfangs wenig günstig. Trotz eines ihnen von seinem Vater gegebenen Versprechens und der Verwendung seines Schwiegervaters, Königs Ferdinand, verweigerte er ihnen die Gründung eines Collegs. Indeß Canisius wartete ruhig günstigere Gelegenheit ab, um dennoch in Baiern einzudringen; und sie blieb dann auch nicht lange aus. Albert V. hatte beträchtlich zum Abschluß des Augsburger Religionsfriedens im Jahre 1555 beigetragen. Daraus machten ihm die unbedingten Anhänger Roms einen schweren Vorwurf und beschuldigten ihn laut der Ketzerei. Albert war darüber um so tiefer bekümmert, als er im Grunde dem väterlichen Glauben treu geblieben war und nur vieles an der äußeren Ordnung der Kirche tadelte, auch die Wiederversöhnung mit den Protestanten herbeisehnte. Da faßte ihn nun Canisius: er stellte ihm vor, daß er kein besseres Mittel habe, aller Welt seine Rechtgläubigkeit zu erweisen, als die Begünstigung der von allen wahren Katholiken so hoch geachteten Gesellschaft

---

1) v. Lang, Geschichte der Jesuiten in Baiern (Nürnberg 1819). — Dazu v. Druffel, Briefe und Akten.

Jesu. Der Herzog ließ sich überreden, und schon im selben Jahre, im Dezember 1554, errichtete er ihr in Ingolstadt ein Colleg und sicherte ihr eine Rente von 800 Gulden sowie gewisse Naturaleinkünfte zu. Es war gewiß kein Zufall, daß diese erste Jesuitenkolonie in Baiern gerade in der Universitätsstadt gegründet wurde. Ja Canisius wußte sich in kurzer Zeit derart die Gunst dieses wohlgesinnten aber schwachen Fürsten zu erwerben, daß derselbe in München ein zweites Colleg gründete, dessen Rektor Canisius' eigener Bruder Theodor wurde.

Uebrigens ward Canisius für seine bewundernswerthen Anstrengungen und Erfolge für den Vortheil des Ordens belohnt. Der General ernannte ihn zum Vorsteher der neuen Ordensprovinz Oberdeutschland, welche die deutschen und ungarischen Staaten der Habsburger, sowie Baiern, Schwaben, und die Schweiz umfaßte. —

Loyolas Auge folgte überall bis in die entferntesten Länder seinen Getreuen und Untergebenen. Wie merkwürdig ist doch dieser Mann, der, zuerst gewöhnlicher Soldat, dann Asket und Prediger, mit einem Mal Hunderte von Mitgliedern seiner Gesellschaft unter den verschiedensten Völkern zu lenken, die ganze christliche Welt, die Interessen der Fürsten und Staaten, Politik und Kirche klaren Blickes zu umfassen, mit mächtigen Monarchen wie mit seines Gleichen zu verkehren verstand. Unter seiner Leitung macht der Orden rapide und sichere Fortschritte, erleidet nicht eine Niederlage.

Die Instruktionen, die er den Vätern über die Art gab, in der sie die Geschäfte und zumal Fürsten und einflußreiche Persönlichkeiten zu behandeln hätten, sind ein wahrer Schatz praktischer Psychologie. Sie erweisen außerordentliche diplomatische Eigenschaften bei diesem Manne, der allen menschlichen Rücksichten fern zu stehen behauptete.

Wirklich wurden die Beziehungen zwischen der Gesellschaft und den weltlichen Mächten immer inniger. Schon boten letztere ihre Dazwischenkunft einflußreichen Persönlichkeiten an, die irgend eine Gunst bei dem heiligen Vater zu erlangen wünschten.

Wir sehen Ignaz der Compagnie Jesu die Bestimmung geben, der sie stets treu geblieben ist: das heißt, die orthodoxen, unduldsamen, ausschließlichen Richtungen in der Kirche offen zu vertreten und nach Vermögen zu befördern. Schon 1543 richtete Loyola an den Papst eine Petition, die verlangte, daß ein Kanon des Laterankonzils vom Jahre 1215 wieder in Kraft gesetzt werde, der den Aerzten verbot, in Fällen schwerer Krankheit die Patienten weiter zu besuchen, wenn dieselben nicht beichteten. Der Widerstand der Aerzte ließ noch dieses Mal seine Bemühungen scheitern, aber man sieht wohl, welche Richtung der Orden von Beginn an nimmt. In einer wichtigeren Angelegenheit, der des Interims, hatte er, wie wir gesehen, einen völligen Erfolg davongetragen.

Siegreich nach Außen, war nach Innen die Verwaltung Loyolas streng und folgerichtig. Er verbot seinen Untergebenen die Lektüre der verführe-

rischen Schriften des Erasmus von Rotterdam, dessen konfessionelle Weitherzigkeit, die sich in so schöner und liebenswürdiger Form ausspricht, den beschränkten und fanatischen Eifer der Schüler des heiligen Ignaz hätte abschwächen können. Besonders kannte letzterer aber keine Schonung, wenn seine Autorität und mit ihr die strenge Disziplin des Ordens in Frage kam.

Niemand genoß in demselben, nach dem General, eines größeren Ansehens als Lainez; Niemand war tiefer in den Geist der neuen Institution eingedrungen; Niemand hatte so thätigen Antheil an der ersten Gesetzgebung der Gesellschaft genommen. Er war zur Stellung eines Provinzials von Italien erhoben worden. Aber als er es wagte, in einer nebensächlichen Frage Loyola zu widersprechen, wurde er von diesem auf das tiefste gedemüthigt und mußte seine Verzeihung durch klägliche Unterwürfigkeitsbezeugungen erkaufen.

Noch schlimmer erging es dem Simon Rodriguez, jenem Portugiesen, der zu den ersten Mitgliedern des Ordens gehört und sein Vaterland für denselben erobert hatte. Als er es versuchte, in der ihm untergebenen Provinz Portugal eine selbständigere Stellung einzunehmen und einen aszetischen Geist einzuführen, der mit den Ansichten des Stifters nicht übereinstimmte, wurde er abgesetzt und nach San Feliz, einem kleinen portugiesischen Oertchen, verbannt. Dort sah er sich dazu verurtheilt, sich ausschließlich mit seinem eigenen Seelenheile zu beschäftigen, ohne Auftrag oder Verpflichtung für den Orden — gewiß die schlimmste Strafe für einen so ehrgeizigen und thätigen Mann wie Rodriguez. Später wurde er nach Rom berufen und unmittelbar unter die Aufsicht des Generals gestellt.

Die Demüthigung so einflußreicher Mitglieder war zweifellos für Loyola ein großer Triumph, aber er beruhigte sich nicht mit diesen Erfolgen; im Gegentheil wurden sie für ihn eine Veranlassung, gegen seine Untergebenen um so rücksichtsloser die größte Strenge zu entfalten. Er sandte an die Obern der Gesellschaft ein Rundschreiben, in dem er ihnen die sofortige und rücksichtslose Ausstoßung aller Widerspänstigen anbefahl. Er billigte laut das Verfahren des Paters Kessel in Köln, der wiederholt neun bis zehn Personen auf einmal ausgeschlossen hatte. Es schien ihm trotz aller Verdienste Franz Xavers, als ob derselbe schon zu lange das Provinzialat in Indien verwalte, und er berief ihn deßhalb ab; aber als dieser Befehl nach Asien gelangte, war der wackere Missionär bereits gestorben. Loyola war selbstherrlich und sogar tyrannisch, wie jeder Mensch schöpferischen Geistes und großer Thatkraft. Er hat seinem Orden auf immer den Grundsatz unbedingter Autorität und Unterwürfigkeit einzuflößen verstanden.

Inmitten seiner Allmacht glaubte er das Beispiel der Demuth geben zu müssen. Nicht allein fand er alltäglich die Zeit sich in die Küche zu begeben und dort mit den niedrigsten Arbeiten zu beschäftigen, sondern er berief auch im Jahre 1550 die Häupter der Compagnie zusammen, um die Last des Generalats in ihre Hände niederzulegen: es versteht sich von selbst, daß

sein Anerbieten nicht angenommen wurde.[1]) Sollten wir uns in der Annahme täuschen, daß diese Maßregeln nur bestimmt waren, ein glänzendes Beispiel der Bescheidenheit und Unterwürfigkeit zu geben, die absolute Herrschaft des Generals erträglicher und zugleich desto verbindlicher zu machen? Wir werden bald sehen, was man von den Ansichten Loyolas in Betreff seiner Gewalt wirklich zu denken hat.

Mit seiner Familie hatte Ignaz vollständig brechen zu müssen geglaubt. Seit dem Jahre 1540 hat er ihr nicht einmal mehr einen Brief geschrieben, und alle Anknüpfungsversuche der Seinigen trafen bei ihm auf taube Ohren.[2]) Er lebte nur noch für seinen Orden und in seinem Orden — kein anderes Band, weder das der Natur, noch das der Dankbarkeit, sollte ihn mehr fesseln.

Unter seiner Leitung war die Gesellschaft Jesu so mächtig geworden, daß sie selbst von der päpstlichen Gewalt sich zu emanzipiren wagen konnte.

Am 23. Mai 1555 war der Kardinal Caraffa unter dem Namen Paul IV. Papst geworden. Es war dies jener Gründer der Theatinerkongregation, der 17 Jahre früher sich mit Loyola entzweit und seitdem mit Aerger den schnellen Aufschwung der Jesuitengesellschaft, der Nebenbuhlerin der seinigen, mit angesehen hatte. Er hatte noch andere Gründe, jener abgeneigt zu sein: denn er liebte die Inquisition und mit ihr die Inquisitoren, die Dominikaner, die, wie wir wissen, die erbitterten Gegner der Jesuiten waren. Johann Peter Caraffa hatte außerdem stets die Spanier verabscheut, denen er sofort nach seiner Thronbesteigung den Krieg erklärte; Ignaz und die meisten Mitstifter seines Ordens aber waren Spanier. Endlich gab es in Rom selbst einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, der die Jesuiten haßte und sie stets mit Angriffen und selbst Verläumdungen verfolgt hatte. Vergebens eilte Loyola sofort nach der Erhöhung seines früheren Gegners in den päpstlichen Palast, um Gehorsam und Unterwürfigkeit zu beweisen. Paul IV. blieb den Jesuiten immer feindlich. Er wollte sie zum regelmäßigen Chordienst wie die Mönchsorden zwingen. Aber er mußte schließlich vor dem hartnäckigen Widerstande Loyolas weichen und ihnen die Einrichtung ihres Instituts nach ihrem Gefallen frei lassen.

Noch in einer anderen Angelegenheit wurde der Papst durch diesen schon 15 Jahre nach seiner Stiftung übermächtigen Orden besiegt.

Paul versuchte die Gesellschaft ihres besten Mitgliedes, Lainez, zu berauben. Er berief ihn in den Vatikan und betraute ihn mit wichtigen Geschäften. Aber kaum hatte derselbe erkannt, daß man ihn nur dem Orden entziehen wollte, als er aus dem päpstlichen Palaste entfloh und in das Profeßhaus zurückkehrte. Sollte man es glauben? Die Jesuiten waren schon

1) Ribadeneira, AA. SS. Jul. VII, 710 f. 745 f. — Ribadeneira war Mitglied der Gesellschaft seit ihrer endgültigen Konstitution im Jahre 1540. 2) Man sehe den Brief Loyolas an den Herzog von Najara vom 26. August 1552; ebendas. S. 769 f.

so einflußreich, daß selbst ein autokratischer und leidenschaftlicher Charakter, wie Paul IV., es nicht wagte, von seiner Gewalt Gebrauch zu machen, und den Widerspänstigen zur Unterwerfung unter seinen Willen zu zwingen!

Die Abneigung Pauls IV. konnte also Ignaz während seines letzten Lebensjahres nicht allzusehr beunruhigen. Die wirklichen Unannehmlichkeiten kamen ihm vielmehr aus seinem Orden selbst. Seine Assistenten, die sahen, daß seine Kräfte merklich abnahmen, wollten ihm im Herbst 1554 einen Vikar zur Seite stellen. Da wurde er, der sich den Anschein gegeben, seine hohe und glänzende Stellung mit Freuden aufgeben zu wollen, sehr ungehalten. Indeß seine Räthe wandten gegen ihn sanfte Gewalt an, und endlich mußte er zugeben, daß die in Rom anwesenden Professen am 1. November 1554 einen Vikar für ihn erwählten in der Person des Pater Hieronymus Nadal. Aber nach einem Jahre war Loyola völlig von seinen Leiden genesen, und da entledigte er sich seines lästigen Gehülfen, indem er ihn nach Spanien sandte. Erst ganz kurze Zeit vor seinem Tode, als er sein Ende nahe fühlte, überließ er die Lenkung seiner Gesellschaft den drei Vätern Johann Polanco, Christoph Madrid und Hieronymus Nadal.

Befreit von der Sorge für irdische Angelegenheiten beschäftigte sich dieser stets thätige Geist noch mit religiösen Einrichtungen. Er setzte für seinen Orden die vierzigstündigen Gebete ein, welche die Kirche bald adoptirte und noch jetzt während der letzten drei Tage des Karnevals abhält. Er diktirte gleicher Weise Sentenzen über seine Lieblingstugend, den Gehorsam. So starb er, 65 Jahre alt, vollständig in seiner Lebenskraft erschöpft, am 30. Juli 1556. Wie einst auf der Bresche von Pampelona der Hauptmann, so hatte jetzt der Ordensgeneral bis zum letzten Augenblicke mit eiserner Konsequenz seine Pflichten treu erfüllt.

Er hatte sich auf seinem Todtenbette sogar sagen können, daß sein Werk vollkommen gelungen war, über alles Erwarten hinaus. Kein Stifter eines religiösen Ordens hatte noch während seines Lebens seine Schöpfung so gedeihen sehen. Seine Schüler waren schon über die vier Erdtheile verbreitet und aller Orten in rühriger Thätigkeit. Seine Gesellschaft zählte 1000 Mitglieder, unter denen freilich nur 35 Professen, in hundert Häusern, die in dreizehn Provinzen eingetheilt waren.[1]) Allein wenn er geglaubt hatte, hauptsächlich auf die Ketzer wirken zu können, so hatte er sich doch getäuscht. Die Gesellschaft Jesu blühte vorzüglich in den südlichen Ländern, deren Rechtgläubigkeit niemals ernstlich gefährdet worden: in Spanien, Portugal und Italien, in jenem Theil der romanischen Welt, der fast gänzlich dem Katholizismus treu geblieben. Sie war aus der Pyrenäenhalbinsel hervorgegangen, und da besaß sie auch ihre stärkste Grundlage; sie zählte nicht weniger als sieben spanische und portugiesische Provinzen. In Italien befand sich der Mittelpunkt des Ordens: Rom mit dem Collegium romanum und germa-

1) Sacchino, Bd. I, Kap. 2 ff., S. 1.

nicum und seiner Provinz, die, ganz Mittel- und Süditalien umfassend, unmittelbar von dem General verwaltet wurde. Die Provinz Sizilien war von dem dortigen Vizekönig Juan de la Vega gegründet, den, während er noch kaiserlicher Gesandter in Rom gewesen, der listige Ignaz für sich und sein Werk gewonnen hatte. Die eigentliche Provinz Italien umfaßte den nördlichen Theil der Halbinsel. Alle diese Distrikte waren mit einer großen Anzahl von Collegien und Profeßhäusern versehen. Aber im Norden der Alpen und Pyrenäen hatte man viel geringern Erfolg gehabt. Dort widersetzten sich der Nationalcharakter, die Reformrichtungen, der Protestantismus mit Nachdruck den Fortschritten der Compagnie. Die Provinz Frankreich enthielt nur ein einziges Colleg, dessen Dasein noch nicht einmal offiziell anerkannt war. Oberdeutschland hatte freilich Wien, Prag, Ingolstadt, München; aber lediglich die Gunst einiger Fürsten und nicht die Zustimmung der Bevölkerungen hatte die Jesuiten in diese Städte eingeführt. Die Provinz Niederdeutschland mit den flandrischen Ländern existirte nur noch auf dem Papier.

Man ersieht aus diesem kurzen Ueberblick, wie außerordentlich übertrieben die Ansichten einiger Geschichtschreiber sind, die von der Gründung des Jesuitenordens unmittelbar den Rückgang des Protestantismus datiren.[1]) Die Ketzerei in Italien und Spanien ist nicht durch die Jesuiten, sondern durch die römische und spanische Inquisition unterdrückt worden, d. h. durch den Papst, durch Philipp II. von Spanien und die Dominikaner. In Frankreich haben die Jesuiten während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts keinen beträchtlichen Einfluß ausgeübt. Wir haben gesehen, wie langsam und schwierig ihre Fortschritte in Deutschland waren. In der That macht nach 1540 wie vorher der Protestantismus in Deutschland, Polen, Ungarn, in den skandinavischen Reichen, den Niederlanden, England und Schottland beständige Eroberungen. Erst das Konzil von Trient, von dem wir später sprechen werden, das Schwert Philipps II., die fortwährenden Anstrengungen des ganzen Hauses Oesterreich und der polnischen Wasa zwingen ihn zum Stillstand und zum Rückzug. Die Jesuiten haben dabei eine sicherlich sehr wichtige, aber doch immer zweite Rolle gespielt.

1) Man sehe u. a.: Macaulay, Englische Geschichte, Kap. 6.

IV. Die Ordensgesetze der Jesuiten.

Um die schnellen Fortschritte der Gesellschaft Jesu zu verstehen, um den bedeutenden Einfluß zu erklären, den sie während dreier Jahrhunderte auf die katholische Welt geübt hat, muß man ihre Gesetze ins Auge fassen, welche die hauptsächlichste Ursache ihrer Erfolge, ihre Vorzüge und Fehler geworden sind.

Es ist unzweifelhaft, daß die Grundlage dieser Konstitutionen von Loyola selbst geschaffen worden; schon 1540 wurden Gesetze von ihm der ersten Generalkongregation unterbreitet.[1]) Indeß das waren doch nur Keime für die späteren so ausführlichen und eingehenden Konstitutionen der Gesellschaft. Während der folgenden zehn Jahre seines Generalats arbeitete Loyola daran ohne Aufhören; und im Jahre 1550 berief er die Professen ein, um ihnen das jetzt weiter ausgearbeitete Gesetzbuch noch einmal zur Berathung zu unterbreiten. Endlich wurden die so entstandenen Konstitutionen 1553 den Ordensmitgliedern kund gethan. Aber es ist nicht weniger gewiß, daß sie 1558, nach dem Tode Loyolas, von Lainez vervollständigt und überarbeitet worden sind. Daß jedoch nicht Loyola, sondern Lainez — wie man das vielfach behauptet — der wirkliche und eigentliche Verfasser sei, ist völlig unbegründet. Man hat sich auf das Axiom gestützt, Loyola sei ein Fanatiker, ein Schwärmer und Aszet gewesen, unfähig der listigen Berechnung, der tiefen Menschenkenntniß, der mehr geschickten als aufrichtigen Politik, wie sie im Gesetzbuch der Jesuiten hervortreten. Allein die Korrespondenz des h. Ignaz giebt uns von ihm ein ganz anderes Bild, als es gewöhnlich gezeichnet wird, und enthält die Mehrzahl der Grundsätze, die in den Konstitutionen vorherrschen. Lainez dagegen war während der Jahre 1540—1556 viel zu wenig in der Umgebung des Generals, als daß man ihm einen sehr wichtigen Antheil an der Redaktion des ungefähr im Jahre 1556 beendeten Gesetzbuches zuschreiben könnte. Er hat demselben in der That durch die Abänderungen des Jahres 1558 und besonders durch seine „Deklarationen" eine noch weniger religiöse und noch mehr politische Färbung gegeben, aber im Grunde hieß das nur die Tendenzen verstärken, die Loyola schon ausgedrückt und betont hatte.

---

1) S. über das Folgende die offizielle Geschichte des Ordens, von Orlandino (lib. III, cap. 5; lib. X, cap. 48—51, Bd. I, S. 72, 316 ff.); und seinem Nachfolger Sacchino (lib. II, cap. 49, Bd. II, S. 48, ed. Antverp. 1620).

Loyola ist nun ganz unbestritten der Verfasser der Exercitia spiritualia, der geistlichen Uebungen, durch welche die Laien zur Ergebenheit für den Orden, die Novizen zum Eintritt in denselben vorbereitet werden sollen. Sie sind allerdings einem älteren Werke des Benediktinerabtes von Manresa, Garcia de Cisneros, nachgeahmt,[1]) das Ignaz während seines dortigen Büßerlebens gefunden hatte; indeß er hat dasselbe völlig umgearbeitet und mit dem Stempel seiner großartigen Menschenkenntniß und seiner bewundernswerthen praktischen Befähigung versehen. Sie erschienen im Jahre 1548, unter Approbation des Papstes Paul III.

Die Uebungen spiegeln nicht allein treu den Geist wieder, welcher den Stifter des Ordens Jesu beseelte; sie haben auch eine große Wichtigkeit an und für sich. Die Jesuiten selbst bezeugen einstimmig und sogar offiziell, daß, besonders in den ersten Zeiten, die meisten Mitglieder durch jene den geistlichen Beruf empfangen haben, daß man jenen vorzüglich die frühesten Fortschritte der Compagnie verdankt.[2]) Es ist offenbar, daß die Lektüre allein nicht hinreicht, diesen tiefen Eindruck hervorzubringen, der vielmehr das Ergebniß gemeinsamer, durch geschickte und erfahrene Meister geleiteter Meditationen ist. Die geistlichen Uebungen dauern ungefähr vier Wochen und umfassen die Gewissensprüfung, Nachdenken, Betrachtung, Gebet. Dabei soll der Meister dem Alter, den Fähigkeiten, den geistigen Eigenschaften und der weltlichen Stellung des Schülers die größte Beachtung schenken, um die Uebungen sei es leichter und einfacher, sei es schwerer und komplizirter zu gestalten.

Das ganze Buch ist ein psychologisches Meisterwerk. Mit wahrer Virtuosität beherrscht es das menschliche Herz, seine verborgensten Beweggründe, seine feinsten und seine gröbsten Empfindungen. Die höchsten Ideen wie die sinnlichen Instinkte des Menschen werden in den Dienst der Absichten des Verfassers gestellt, die darauf hinauslaufen, die Seele Gott, d. h. der katholischen Kirche gänzlich zu unterwerfen. Kein Mittel ist dabei vergessen, und am wenigsten die äußerlichen: wie die genaue schriftliche Aufzählung der Sünden und ihre häufig wiederholte Beichte durch den Schüler; die Erregung der Einbildungskraft bis zur Herbeiführung von Hallucinationen; vollständige Zwiegespräche des Gläubigen mit seiner eigenen Seele und seinem eigenen Gewissen, sowie mit Christus, der Jungfrau und den Heiligen; die Verpflichtung, moralischen Schmerz und Selbstverachtung zu empfinden, und Thränen zu vergießen; glühende Gebete, die jedesmal dem behandelten Gegenstande angepaßt sind; das deutliche Bild des gekreuzigten Jesus sowie der Hölle mit allen ihren Martern. Und diese Qualen sind bis ins einzelne durchgeführt, lebendig dargestellt, sozusagen materiell empfunden. Man soll die Gräuel der Hölle durch jeden der fünf Sinne geradezu körperlich wahrnehmen.

---

1) Abt Birker hat das einzige, den Jesuiten entgangene Exemplar des Buches in Monte-Cassino aufgefunden und es 1856 in Regensburg veröffentlicht. 2) Vgl. u. a. das Directorium in Exercitia spiritualia.

Das ist eben eine Eigenthümlichkeit dieser Uebungen: die Sinne werden nicht weniger aufgeregt als der Geist, das Herz und die Einbildungskraft. Die Schrecken der Nacht werden heraufbeschworen, verstärkt durch ein plötzliches Erwecken um die Mitternachtsstunde. Wenn man die Phantasie des Schülers düster stimmen will, so stellt man ihn vor menschliche Gebeine, wenn man im Gegentheil ihm die Idee kräftigen und gesunden Lebens und der Auferstehung einzuprägen beabsichtigt, so giebt man ihm frische, duftende Blumen in die Hand.

Selbst die Gesten sind genau regulirt, je nachdem der Verfasser sie geeignet glaubt, die von ihm gewollten Empfindungen und Eindrücke herbeizuführen. Fasten und Geißelungen sollen das Fleisch völlig den religiösen Aspirationen unterwerfen. Man soll Stellungen einnehmen, die geeignet sind, eine gewisse Seelenrichtung hervorzubringen, sich hermetisch gegen das Tageslicht abschließen, um nicht in der innern Betrachtung gestört zu werden, in gewissen Pausen ein- und ausathmen, hier weinen dort seufzen, von Zeit zu Zeit innehalten und sich unterbrechen. Kurz der Mensch wird sozusagen in einen Automaten verwandelt, allen Gefühlen zugänglich, die man bei ihm herbeiführen will. Es ist, wie Michelet sehr gut gesagt hat, „die in Mechanik verwandelte Moral", oder wenn man will, ein moralischer Hypnotismus.

Aus den kräftigsten Bestrebungen des Herzens und des Geistes macht Loyola materielle Empfindungen und Eindrücke. Es ist das geradezu Götzendienst, aber so wirksam, wie man ihn wohl nie zuvor gesehen. Dabei sind Theatercoups und dramatische Kunstgriffe nicht gespart. Der Schüler soll in der Einbildungskraft jeden Moment des Lebens der Jungfrau und Jesu mit durchmachen, ihre Handlungen sehen, ihre Worte hören, „ihren milden und sanften Geruch fühlen", ihre Kleidung und ihre Geräthe berühren und küssen. In der letzten Woche muß er sich erfüllen mit der unendlichen ewigen Freude Christi und seiner Mutter im Himmel. Er muß Gott alle seine Freiheit, Erinnerung, seine Denkkraft und seinen Willen übertragen. Er muß Gott erkennen, wie er in allen seinen Kreaturen lebt[1]) — man sieht, wie Loyola vom Mystizismus mit seiner starken pantheistischen Färbung ausgegangen ist. Alles kommt von Gott, Alles ist in Gott, Alles kehrt zu Gott zurück.

Das ganze Leben wird in jeder Einzelheit durch strenge Vorschriften geregelt. Loyola gibt sehr eingehende Rathschläge, um die Einflüsterungen des Teufels von der göttlichen Einwirkung zu unterscheiden. Der finstere Mystizismus seiner jüngern Jahre macht sich in diesen Auseinandersetzungen geltend, die an seine eigenen Seelenkämpfe in Manresa erinnern. Wie sehr hatte er sich seitdem selbst von solchen Stimmungen entfernt!

Dieses wichtige Buch ist nun keineswegs langweilig wie die Mehrzahl der moralisirenden Bücher; es ist vielmehr mit unterhaltender Abwechslung,

---

1) speculari Deum in singulis existentem creaturis suis; Exerc. spirit. ed. Antverp. 1635, S. 92.

mit einer Lebhaftigkeit und Energie verfaßt, die unaufhörlich das Interesse wach erhalten. Selbst der kühle und skeptische Leser, dessen Gefühle und Ideen denjenigen des Verfassers gerade entgegengesetzt sind, wird sich niemals gelangweilt oder zurückgestoßen fühlen, und leicht den ungeheuren Einfluß verstehen, den die geistlichen Uebungen, noch dazu in der Hand der geschickten und wenig bedenklichen Väter der Compagnie, auf Tausende frommer und gläubiger Seelen haben ausüben müssen. Wirklich sind diese Uebungen stets das beste Mittel geblieben, um den Orden durch enthusiastische, fanatische, mit lebhafter Einbildungskraft begabte junge Leute zu rekrutiren; und ferner um ihm zahlreiche Laien und Priester zu gewinnen, die bedingungslos und entschlossen sich einer so heiligen und so vollkommen geleiteten Gesellschaft ergaben.

Und welches ist das letzte Wort dieser psychologischen Vorbereitung, die den Menschen vernichtet, seine ganze Freiheit zerstört, in ihm eine wilde und ausschließliche Begeisterung, eine krankhafte Frömmigkeit erzeugt, ihn mit fieberhaftem Fanatismus erfüllt? Dieses letzte Wort ist die völlige Unterwerfung unter die römische Kirche. „Man muß die größte Hochachtung für die heilige Lehre hegen, nicht nur für diejenige, die man die positive nennt, sondern auch für die Scholastik." Der heilige Thomas von Aquin, der heilige Bonaventura und andere neuere Theologen werden an Würde der Bibel gleichgestellt. Wir werden sehen, daß diese fast gotteslästerliche Anschauung der Jesuiten auf dem Trienter Konzil völlig obsiegte. Am stärksten aber ist, was Loyola in den geistlichen Uebungen, in der dreizehnten Regel von der Uebereinstimmung mit der Kirche, sagt: „Endlich um vollkommen einstimmig und konform mit der katholischen Kirche zu sein: wenn sie definirt hat, daß etwas, das unseren Augen weiß erschien, schwarz ist, müssen wir sofort erklären, daß es schwarz." Es war dies in der That eine der Lieblingsvorschriften Loyolas, die er gern wiederholte. Kräftiger konnte man die Lehre vom Opfer des Verstandes nicht ausdrücken! Und in der letzten Regel dieses Kapitels, die zugleich den Schluß des ganzen Werkchens bildet, sagt Ignaz: „Obwohl es sehr lobenswerth und nützlich ist, Gott aus reiner Liebe zu dienen, muß man nichts destoweniger auch gar sehr die Furcht vor der göttlichen Majestät empfehlen; und zwar nicht nur jene Art von Furcht, die wir die kindliche nennen, und die ohne Zweifel recht fromm und heilig ist, sondern auch die andere, welche die knechtische genannt wird." Blinder Glaube an die hierarchische Kirche und knechtische Furcht vor Gott, das sind die letzten Empfehlungen und die wichtigsten Prinzipien der Gesellschaft Jesu!

In der That hielt Loyola diese Ideen für nothwendig für das Heil der Kirche. „Dieser Mann," sagt ein begeisterter Vertheidiger der Jesuiten,[1] „sah die katholische Welt in einer jener Krisen, die über das Schicksal der Völker entscheiden. Diese waren in Bewegung und Aufruhr, um sich von der römi-

---

1) Crétineau-Joly, Histoire de la compagnie de Jésus. (Paris 1844.) I, 58

schen Gemeinschaft zu trennen. Der heilige Stuhl, durch so häufigen Abfall eingeschüchtert, wußte sich nur mit den Waffen des Glaubens zu vertheidigen." Deßhalb wollte Ignaz eine thatkräftigen und kühnen Führern durchaus ergebene und unterworfene Armee bilden, um rücksichtslos die Ketzerei mit allen Waffen, den weltlichen sowohl wie den geistlichen, zu bekämpfen. Von dem beschaulichen Leben nahm er nur soviel herüber, wie nöthig war, um seine Schüler mit religiösem Eifer und unerschütterlicher Treue für die römische Kirche zu erfüllen. In einem 1548 an Franz von Borja gerichteten Briefe empfiehlt ihm Ignaz, allmälig die Ausdehnung seiner frommen Uebungen einzuschränken, um vielmehr praktischen Beschäftigungen obzuliegen. „Was die Pein anbetrifft, der Ihr Euren Körper unterwerft, so würde ich um des Erlösers willen es vermeiden, den geringsten Tropfen meines Blutes zu vergießen." Erkennt man wohl in diesen Worten noch den Aszeten von Manresa? Welch' eigenthümlicher und zunächst unerklärlicher Gegensatz! Indeß in Manresa wollte Loyola den himmlischen Ruhm und die irdische Größe durch Nachahmung der Heiligen gewinnen, die gegen ihr eigenes Fleisch gewüthet haben; und 1548 wollte er zu demselben Ziele gelangen als Führer einer großen und einflußreichen Gesellschaft, die dazu bestimmt war, in der Welt und für sie zu leben, das Reich Gottes nicht durch innere Arbeit zu gewinnen, sondern durch Aufgebot aller Kräfte des Körpers und des Geistes zu Gunsten der römischen Rechtgläubigkeit und Priesterherrschaft.

Dieser Gedanke herrscht in allen Gesetzen des Ordens vor und wurde von Ignaz mit der ganzen Zähigkeit seines Charakters verwirklicht. Jesuiten, die sich zeitweilig aszetischen Uebungen widmen wollten, wurden deßhalb von dem General mit sofortiger Ausweisung aus der Gesellschaft bedroht.[1]) Ignaz selbst trug kein Bedenken, auf den Rath seines Arztes, der über diese große Fügsamkeit des heiligen Mannes sehr erstaunt war, während der Fasten Fleisch zu essen.

Als ehemaliger Krieger wußte Loyola sehr wohl, daß in der Schlacht zumeist die strengste Disziplin von Seiten der Soldaten und selbst der Offiziere nöthig ist. Und so ist blinder und unbeschränkter Gehorsam die hauptsächliche Grundlage des zu unaufhörlichem Kampfe wider die Feinde der Kirche bestimmten Jesuitenordens. Freilich ist er dieser Gesellschaft nicht ausschließlich eigen, sondern wir treffen die Forderung vollkommener Unterwürfigkeit in allen Mönchsregeln an, schon seit dem heiligen Basilius, dem Vater aller Religiosen.[2]) Besonders der heilige Franz von Assisi hatte darauf gedrungen, daß der geistliche Mensch sich wie ein Leichnam betrachten müsse, der Seele und Willen nur von dem Geiste Gottes empfange und sich mit vollkommener Nachgiebigkeit der göttlichen Leitung unterwerfe. Loyola hat augenscheinlich den Franziskanern das Bild vom Leichnam und andere Vergleiche entlehnt, welche den vollkommenen Mangel an Eigenwillen gegenüber den Anordnungen

1) Genelli. 2) Huber, Der Jesuiten-Orden. (Berlin 1873.) S. 49.

Gottes und der Oberen ausdrücken. Aber Niemand hat mit gleicher Konsequenz wie er auf den gänzlichen bedingungs- und schrankenlosen Gehorsam als Grundlage seiner ganzen Einrichtung hingewiesen.

Und mehr noch. Der Gehorsam darf nicht rein äußerlich und materiell ohne eigene Ueberzeugung sein; solche Leute, sagt Loyola, müssen unter die niedrigsten Sklaven und Thiere gerechnet werden.[1]) „Nein," ruft er in einem Schreiben an die portugiesischen Jesuiten vom 26. März 1553 aus,[2]) „wir müssen zu einem höhern Grade emporsteigen, der des Oberen Willen zu dem unsern macht; uns mit seinem Befehle derartig verschmelzen, daß nicht nur dessen Ausführung sich in der Wirkung zeigt, sondern auch die Zustimmung in unserer Willensrichtung, so daß wir genau dasselbe wie er wollen und nicht wollen." Aber selbst das ist nach St. Ignaz noch nicht die höchste Stufe der Tugend des Gehorsams. „Wer sich völlig Gott opfern will, ist verpflichtet außer seinem Willen auch seine Einsicht ihm darzubieten; so daß er nicht nur dasselbe will, sondern auch dasselbe meint, wie der Obere; daß er ihm sein Urtheil so weit unterwirft, wie nur frommer Wille die Denkkraft beugen kann."

Loyola liebt es sehr, auf diesen Gegenstand — den Gehorsam — zurückzukommen. In den verhältnißmäßig geringen Ueberresten seines Briefwechsels finden wir fünf Schreiben, die sich ausführlicher darüber verbreiten. Auch die Ordensgesetze, die päpstlichen Bestätigungsbullen befehlen den Jesuiten an, unbedingt den Obern zu folgen, in denen sie den gegenwärtigen Christus zu erkennen haben. Der sofortige Gehorsam, selbst auf ein bloßes Zeichen des Vorgesetzten hin (Constit. VI, 1, 1), wird anbefohlen; um ihm sogleich zu folgen, muß man sogar die Vollendung eines angefangenen Buchstabens unterlassen. Und hier finden wir auch den charakteristischsten Ausspruch über den ganzen Gegenstand: „Möge Jedermann überzeugt sein, daß diejenigen, die unter dieser Verpflichtung zum Gehorsam leben, genöthigt sind, sich von der göttlichen Vorsehung durch das Mittel ihrer Vorgesetzten bewegen und leiten zu lassen, als ob sie ein Leichnam wären (perinde acsi cadaver essent), der sich überall, wohin man will, bewegen und sich auf jede beliebige Weise behandeln läßt: oder ebenso wie der Stab eines Greises, der dem, welcher ihn in der Hand hält, überall und in allen Dingen dient, wozu er ihn gebrauchen will." Man schuldet den Gehorsam in allen Gelegenheiten, wo er nach der Liebe ausführbar ist. Dieser ziemlich allgemeine und unbestimmte Ausdruck wird durch die von den Vätern Lainez und Salmeron entworfenen und von der Generalkongregation des Ordens im Jahre 1558 endgültig festgesetzten „Deklarationen" näher bestimmt:[3]) „Hierunter sind alle Dinge begriffen, in denen keine offenbare Sünde enthalten ist." Und ebenso sagt Loyola selbst an einer andern Stelle der Konstitutionen (III, 1, 23), man müsse überall gehorchen, „wo man keine Sünde sehe". Aber auch diese Be-

1) Maffei, Ignatii vita. lib. III, cap. 7. 2) Institutum Societat. Jesu. II, 162.
3) Tit. II, §§ 17. 19. 21 ff.

schränkung des Gehorsams, so unbestimmt sie ist, ist nur reine Heuchelei. Denn die Konstitutionen (VII, 5) schreiben selbst ausdrücklich vor, man müsse dem Papste *ohne jede Eingrenzung*, sogar die der Sünde, gehorsamen; und man sei gleichermaßen verpflichtet, „*eine Tod- oder leichtere Sünde zu begehen, wenn der Obere sie im Namen unseres Herrn Jesus Christus oder mit Berufung auf den Gehorsam anbefiehlt*: was für die Dinge oder Personen geschehen kann, für die man es für sehr nützlich hält zum Wohle des Einzelnen oder zum *allgemeinen Besten*". — So werden durch die Konstitutionen Loyolas selbst die schlimmsten Anschuldigungen der Gegner des Jesuitenordens völlig gerechtfertigt. Unter dem so überaus dehnbaren Vorwande irgend eines Nutzens kann der Obere dem Jesuiten das furchtbarste Verbrechen anbefehlen, und dieser muß es ausführen „kraft des Gehorsams". Und die schändliche Einrichtung wird begründet durch die cynisch heuchlerischen Worte: „damit man höhern Ruhm und Beifall gewinne bei Christus, unserm Schöpfer und Herrn!"

Diese mit der unbedingtesten Disziplin, mit Aufhebung jedes individuellen Fühlens und Denkens, mit kühler Geringschätzung der Moral durchgeführte Organisation war jedenfalls sehr erfolgverheißend für einen jungen, von begeisterten und hochbegabten Führern geleiteten Orden. Sie hat der Gesellschaft Jesu schnelle, erstaunliche Siege erfechten helfen. Sie gibt geschickten Fechtern eine scharfe und schneidige Waffe in die Hand. Aber man darf auch nicht verkennen: persönliche Initiative, Unabhängigkeit des Denkens, Individualität und eigene Kraft sind unentbehrlich zum Schaffen und Begründen wirklich großer und dauernder Dinge. Eine Gesellschaft, in der jede Originalität dauernd ertödtet wird, die ihre Mitglieder alles eigenen Denkens zu entwöhnen sucht, die aus ihnen einfach Maschinenräder macht, kann sich nicht lange auf der Höhe erhalten und muß schließlich mehr und mehr entarten. In seinen besten Zeiten, während der Periode seines Aufschwungs, besaß der Orden zahlreiche bemerkenswerthe, aber durchaus keine wahrhaft großen Männer. Wie hätte in der That ein wirklich hervorragender Geist dieser gesetzlichen Knechtschaft, dieser Verbildung des Herzens und der Intelligenz widerstehen können? Und seit lange ist die Gesellschaft Jesu in offenbarem Niedergange begriffen, ist ihr Name schreckhafter, als ihre thatsächliche Bedeutung; indem man auf ihre Rechnung alle die unvermeidlichen und nothwendigen Folgen des großen Kampfes setzt, den die katholische Kirche seit drei Jahrhunderten gegen den modernen Geist aussicht. Nicht die Compagnie Jesu, sondern die furchtbare, unvergleichliche Organisation der römischen Kirche hält allem Ansturm der Jetztzeit Stand — eine Organisation, die sich wunderbar den Bedürfnissen jeder Epoche anzupassen, sowie mit seltener Klugheit und Energie der Waffen ihrer Gegner selbst zu bedienen versteht; während die Jesuiten der veralteten Ueberlieferung Loyolas und Lainez' treu bleiben. Wo sind denn jetzt die Gelehrten, Politiker und Märtyrer, wie sie ehedem aus dem Schooße der Gesellschaft hervorgingen? Sie sind verschwunden aus

diesem, durch sein eigenes Prinzip unrettbar der Altersschwäche verfallenen Orden! —

Unter den übrigen Gelübden der Jesuiten wird die Keuschheit von den Konstitutionen mit wenigen Worten abgethan (VI, 1, 1). Ausführlicher (VI, 2) wird die Armuth behandelt. Loyola erklärt sie als den festen Wall des Glaubens, die man aus diesem Grunde lieben und in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahren müsse. Er verbietet deßhalb den Professen und Koadjutoren, sowie ihren Häusern jede Art von Besitz.

Das klingt nun sehr streng. Aber unter dem Vorwande, diese Vorschriften zu erläutern, mildern die „Deklarationen" sie derart, daß wenig davon übrig bleibt. Die Häuser und Kirchen der Professen können keine festen Einkünfte haben: sehr wohl; aber wenn Jemand ihnen ein Geschenk mit solchen macht, so dürfen sie dasselbe annehmen unter der Bedingung, daß die Gesellschaft nicht selbst die Verwaltung führt! Das ist gewiß eine feine Ausflucht. Alle Collegien, Novizenhäuser, Erziehungsinstitute u. s. w. der Jesuiten, alle die zahlreichen Mitglieder, die nicht Professen oder Koadjutoren, sind von der Verpflichtung zur Armuth ausgenommen. Im Gegentheil, die Collegien dürfen alle Schenkungen und Vermächtnisse für sich und ihre Bewohner frei annehmen. (Instit. I, 277). So konnte der Jesuitenorden trotz seines Gelöbnisses der Armuth sich beträchtlich bereichern. Mit jener moralischen Weitherzigkeit, welche diesen Orden auszeichnet, erlaubten die Deklarationen nach dem Grundsatze: Res minimae pro nihilo ducuntur, den Collegien mit kleinen Unterstützungen aller Art den Profeßhäusern zu Hülfe zu kommen. Die Konstitutionen schreiben den Jesuiten vor, die kirchlichen Handlungen völlig unentgeltlich vorzunehmen; sehr wohl, bemerken die Deklarationen, aber wenn Jemand für die geistlichen Dienste, die wir ihm geleistet, aus eigenem Antriebe uns durch Almosen entschädigen will, so können wir ohne Zögern annehmen. Die Konstitutionen verbieten den Mitgliedern das Reiten; die Deklarationen erlauben es im Gegentheil, wenn die Gesundheit oder die Bedürfnisse des Dienstes der Gesellschaft es räthlich erscheinen lassen. Und so für die Kleidung, kurz für alles immer so unbestimmte und allgemeine Ausnahmen, daß sie schließlich die anscheinend strengsten und ernstesten Regeln völlig auflösen und vernichten.

Endlich aber hebt eine Entscheidung der Konstitutionen selbst auch für die Professen und Koadjutoren die Pflicht der Armuth völlig auf. Sie erlauben nämlich (IX, 3, 6. 7.) dem General Schenkungen anzunehmen, die nicht für ein einzelnes Colleg, sondern für den ganzen Orden bestimmt sind, und damit zu schalten, wie es ihm und den übrigen Würdenträgern des Ordens beliebt. Es ist einleuchtend, daß man mit diesem System dazu gelangte, das Gelübde der Armuth rein nominell zu machen, „so oft und wie man es nützlich finden wird zum größeren Ruhme Gottes," prout ad majorem DEJ gloriam senserit expedire. Den neu eintretenden Mitgliedern des Jesuitenordens ließ man noch lange die Verwaltung ihrer

Güter, bis man sie durch Mittel aller Art zur Abtretung der Gesammtheit oder eines Theiles derselben an den Orden vermocht hatte.[1])

Was man aber der Compagnie einmal gegeben, das behält sie auf immer; das Mitglied, das ihr mit seinen Besitzungen ein Geschenk gemacht, erhält, wenn es ausgestoßen wird, nicht das Mindeste zurück. Selbst die Professen, die vor Gott und Menschen feierlich die Armuth beschworen, können, nach den Deklarationen (S. 384 E), von dem Oberen ermächtigt werden, für die Gegenwart und besonders für die Zukunft alle ihre Eigenthumsrechte zu bewahren — augenscheinlich um für die Gesellschaft die Chancen neuen Erwerbes zu vermehren.

Die Armuth war also für diesen Orden im Allgemeinen nur ein leeres Wort. Man hatte so viele Ausnahmen von dieser Regel festgesetzt; man hatte so große finanzielle Mittel in den Händen des Generals und der Provinziale vereinigt; man hatte ihnen darüber ein so unbegrenztes Verfügungsrecht zugestanden: daß wir sagen können, jeder Jesuit war reich oder arm, lebte gut oder schlecht, hatte viel oder kein Geld, je nachdem es seinen Oberen nützlich erschien. So ist die Armuth nur eine andere Art des Gehorsams, den jeder Jesuit seinen Vorgesetzten schuldet. Nach der Auffassung Loyolas bedeutet das Gelübde der Armuth die Loslösung des Herzens von den äußeren Gütern, die Gleichgültigkeit gegen die letzteren. Aber gerade deßhalb, gerade wegen dieser Indifferenz, kann der Jesuit, sobald die Zwecke des Ordens es fordern, beträchtliche Geldsummen verwenden, auf das behaglichste leben, sich kostbar kleiden, „zur größeren Ehre Gottes", wie Lainez selbstverständlich hinzusetzt.[2]) Im Gegentheil schrieb man eine gewisse Pflege des Körpers und der äußern Erscheinung vor. Der Jesuitenorden hatte ja von Beginn an die Absicht, beträchtlichen Einfluß auf die Welt zu gewinnen; er wollte besonders die höhern Klassen der Gesellschaft sich geneigt machen. Ein zurückstoßendes und häßliches Aeußere, wie das der Kapuziner, Minoriten und anderer Bettelmönche, hätte ihm aber die Verwirklichung dieses Planes sehr erschwert. Man mußte sich also über alle Gesetze und Gelübde keck hinwegsetzen, um der Gesellschaft die Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten zu erleichtern. Zumal Lainez hat diese Tendenz auf das unbedenklichste verfolgt. Uebrigens sind weder die Konstitutionen noch die Deklarationen, noch selbst die späteren Regeln das letzte Wort für die Jesuiten. Außer ihrem gedruckten Gesetzbuch existiren geheime Instruktionen, welche die Generale nach und nach den Oberen ertheilt hatten. Die Jesuiten haben diese Thatsache stets geleugnet, aber sie ist hinreichend erwiesen durch das Vorhandensein zweier handschriftlicher Exemplare dieser Instruktionen in der Bibliothek der Münchener Akademie.[3])

---

1) Examen generale. Kap. 4, §. 2. Instit. I, 346. 2) Declarationes. S. 411. M.
3) Friedrich, Beiträge z. Gesch. d. Jesuitenordens; Abhandl. der Bair. Akad. d. Wiss. XVI, 97. (1881.) — Uebrigens spricht Prof Friedrich den seit 1612 von den Gegnern der Jesuiten so häufig veröffentlichten Monita secreta jeden offiziellen Charakter ab.

Dasselbe Verfahren: anscheinend strenge Regeln und dann allgemein gehaltene Ausnahmen, die Alles dem Belieben der Oberen anheimstellen, finden wir auch bei der Aufnahme von Novizen wieder. Die Konstitutionen erwähnen ganze Kategorien von Leuten, denen die Aufnahme unter keiner Bedingung zu gestatten ist. Die Deklarationen räumen aber den Oberen ein umfassendes Dispensationsrecht ein:[1]) selbst ein Verbrecher, ja Mörder, kann an einem andern Orte aufgenommen werden als dem, wo er seine Missethat begangen. Ueberhaupt aber, wenn die Gesellschaft glaubt, daß ein zu den verbotenen Kategorien gehöriger Kandidat ihr irgend welchen Nutzen „für den Dienst Gottes und unseres Herrn des Papstes" bringen könne, so soll sie bei der Kurie die Erlaubniß zu seiner Aufnahme durchsetzen. Der General kann Novizen unter dem gesetzlichen Alter von 14 Jahren acceptiren: so daß die Verführung reicher oder vornehmer Kinder zum Eintritt in den Orden ermöglicht war. Man sieht Lainez überall rücksichtslos die Konstitutionen übertreten, wo es sich um die weltlichen Interessen der Gesellschaft handelt.

Die regelmäßige Dauer des Noviziats ist zwei Jahre, doch kann auch hier durch die Oberen eine Abkürzung oder Verlängerung eintreten. Die Novizen befinden sich in einem besonderen Hause unter Aufsicht eines Novizenmeisters. Sie werden[2]) von allen Personen ferngehalten, die sie für das weltliche Leben zurückgewinnen könnten; sie dürfen auch nur mit den Gefährten verkehren und ausgehen, die der Obere ihnen bestimmt. Selbst mit ihren Eltern sollen sie nur selten und unter Aufsicht sprechen: alle Briefe, die sie schreiben oder empfangen, werden von dem Novizenmeister gelesen. Sie haben von ihren Eltern zu reden, als ob dieselben schon verstorben wären. Ja man muß ihnen anrathen, jede selbst schriftliche Verbindung mit ihrer Familie aufzugeben, „da dieselbe gewöhnlich viel mehr dazu dient, die innere Ruhe zu stören, als diejenigen, die sich mit geistlichen Dingen befassen, zu fördern".[3]) Man wollte sich der Beute versichern, deren man sich einmal bemächtigt hatte, und den angehenden Jesuiten von jeder andern Rücksicht als der der Interessen und des Willens der Gesellschaft loslösen.

Die Novizen werden zu den niedrigsten Diensten des Hauses angehalten, absichtlich Demüthigungen und selbst Versuchungen unterworfen. Es versteht sich, daß sie die geistlichen Uebungen Loyolas durchzumachen haben. Sie sind verpflichtet, dem Oberen alle Vorgänge ihres Herzens und Geistes mitzutheilen und geduldig die Bußen anzunehmen, die er über sie verhängt. Man theilt ihnen die päpstlichen Bullen mit, welche die Compagnie bestätigt haben, aber von den Regeln der letzteren gibt man ihnen nur einen kurzen Abriß[4]) in die Hand, der von den wirklichen Zielen und Mitteln des

---

1) Exam. gener., cap. 2, Declar.; Instit. I, 343. — Constit. Declar., ebendas. I, 362. 2) Constit. III, 1; I, 370 ff. 3) Examen gen. 4, 6, und Declar. ebendas. C. 4) Abgedruckt Instit. II, 70 ff.

Ordens nichts enthält, so daß sie im Grunde über die Gemeinschaft, in die sie eintreten wollen, völlig im Dunkeln bleiben. Die Mittheilung dieses Auszuges soll der Compagnie nur die Möglichkeit geben vorzuschützen, daß die Novizen den wichtigen und entscheidenden Schritt, sich für das ganze Leben ihrer Gesellschaft anzuschließen, mit völliger Sachkenntniß thäten. Andererseits hat der Orden jederzeit das Recht, den Novizen ohne weitere Formalität auszuschließen. — Eine gewisse Anzahl Novizen treten nach Ablauf ihrer Probezeit freiwillig oder gezwungen in die Reihen der weltlichen Diener, die als Köche, Oekonomen, Thürhüter, Krankenpfleger, Wäscher, Gärtner, Almosenvertheiler, Verwalter der Ordensgüter und Häuser thätig sind. Sie erhalten weder wissenschaftliche Bildung noch die Priesterweihe, müssen aber das dreifache Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ablegen und werden dann weltliche Koadjutoren genannt. Sie haben übrigens Antheil an allen geistlichen Verdiensten und Vorrechten der Gesellschaft.

Die Mehrzahl der Novizen dagegen, zumal diejenigen, die einige Anlage für das Studium verrathen haben, werden unter die Scholasten aufgenommen. Da sie, obwohl noch nicht in feierlicher Weise, die drei Gelübde sowie den Eid, der Gesellschaft treu zu bleiben, ablegen müssen, so werden sie schon als Mitglieder der letztern betrachtet, aber freilich zu der Verwaltung derselben noch nicht zugelassen. In den Ordenscollegien werden sie zunächst im Lateinischen und in allgemeiner Bildung, dann während vier Jahre in der Theologie unterrichtet. Am Ende ihrer Studien werden sie, wenn die Gesellschaft sie dazu für passend hält, zu Priestern geweiht, und zugleich gewöhnt man sie daran, mit der Außenwelt und zumal mit den der Gesellschaft anvertrauten Laienschülern zu verkehren. Während dieser langen Studienjahre wird der Scholast weder durch viele Uebungen der Frömmigkeit noch durch weltliche Thätigkeit in Anspruch genommen; seine Hauptpflicht ist, sich von seinen Lehrern mit der größten Unterwürfigkeit und Demuth leiten zu lassen. Am Schlusse muß er sich einer allgemeinen und sehr eingehenden Prüfung unterziehen, damit die Oberen von seinen Kenntnissen und seiner Befähigung für die Zwecke der Gesellschaft ein zuverlässiges Bild erhalten. Nachdem er noch drei Tage von Thür zu Thür gebettelt, um sich an Armuth und Demüthigungen zu gewöhnen, sowie seine Gelübde mit dem Zusatz wiederholt hat, sich besonders der Erziehung der Jugend widmen zu wollen, empfängt er den Titel eines geistlichen Koadjutors. Als solcher ist er thätiges Mitglied des Ordens, wird besonders als Lehrer verwendet, kann Rektor eines Collegs werden und unter gewissen Bedingungen an den Provinzial- sowie Generalkongregationen des Ordens theilnehmen.

Dies ist die gewöhnliche Laufbahn des Jesuiten. Allein die Stifter der Gesellschaft waren umsichtig und erfahren genug, um zu begreifen, daß dieselbe gelegentlich ein Interesse daran haben werde, Männer, die nicht in ihr herangebildet, auf ehrenvolle Weise an sich zu ziehen. Sie trugen dafür Sorge, indem sie den Grad der Professen der drei Gelübde schufen. Diese Kategorie

stellte an ihre Mitglieder keine bestimmten Erfordernisse der Vorbildung, genoß aber derselben Rechte wie die geistlichen Koadjutoren. Die Professen der drei Gelübde sollten sich durch Verdienste um den Orden und hervorragende Eigenschaften auszeichnen, ihre Zahl stets eine sehr beschränkte sein.

Endlich diejenigen unter allen Jesuiten, die der Gesellschaft den größten Nutzen gewährten, und denen dieselbe unbedingtes Vertrauen schenken konnte, wurden von dem General in die höchste Klasse, die der Professen der vier Gelübde, befördert. Sie sind die Häupter oder vielmehr die einzig wirklichen Mitglieder des Bundes, erfüllen alle seine Verpflichtungen und legen in feierlichster Weise vor dem General oder seinem Beauftragten das vierte Gelübde eines besondern Gehorsams gegen den Papst in Betreff der Missionen ab. Die Zahl dieser Professen ist niemals sehr groß gewesen. In der That haben wir gesehen, daß bei dem Tode Loyolas ihrer nur 35 waren, und im Allgemeinen machen sie höchstens zwei Prozent der Mitglieder aus. Sie werden nur nach strengen Proben ihrer Frömmigkeit und Hingebung ernannt; sie leben, abgesehen von den Schwachen und Kranken sowie den in außerordentlichem Auftrage Beschäftigten, in den Profeßhäusern, die keine festen Einkünfte besitzen, nur von Almosen unterhalten werden sollen. Aus ihnen erwählt man besonders die Missionäre der Gesellschaft. Uebrigens können sie, wie jeder andere Jesuit, aus dem Orden ausgestoßen werden, ohne den mindesten Bruchtheil ihres früheren Vermögens und ohne Subsistenzmittel zu erhalten; nur daß der General allein bei ihnen zur Vollziehung dieser Strafe berechtigt ist. Kein Jesuit hatte einen Schutz gegen diese fürchterliche Macht, die ihn jeden Augenblick bedrohte und wie ein Rohr brechen konnte. Niemand aber hatte das Recht, aus eigenem Entschlusse den Orden zu verlassen: die päpstlichen Privilegien gaben letzterem die Befugnisse, gegen solche Deserteure erforderlichen Falles die äußersten kirchlichen Zuchtmittel anzuwenden.

Man sieht, diese jesuitische Hierarchie war wohl gegliedert und geregelt; jedem Ehrgeize, jeder Geistesrichtung war ein weites Feld eröffnet. Unterricht, politische Thätigkeit, Verwaltungsämter, reine Wissenschaft — Alles konnte man hier finden, je nachdem es der Neigung und dem besondern Talente eines Jeden entsprach. Aber Alle, welches auch ihr Rang, waren gleicher Weise einem harten und unerbittlichen Despotismus unterworfen.

Mit nicht minderer Zweckmäßigkeit war das Beamtenthum der Gesellschaft organisirt. Einerseits ein grenzenloser Absolutismus, dann wieder eine nie rastende Beaufsichtigung, der die höchsten Beamten in größerem Maße als die niederen unterlagen.

Der General allein ernennt die sämmtlichen Funktionäre: die Novizenmeister, den Rektor eines jeden Collegs, den Superior jedes Profeßhauses, die Prokuratoren, welche die weltlichen Angelegenheiten der Ordensresidenzen zu behandeln haben, ja selbst die Provinzialen. Die niederen Beamten haben regelmäßig dem Provinzial, nicht minder jedoch dem General selbst Bericht zu erstatten. Der General kann ihre Befugnisse erweitern oder verringern,

sie absetzen, wann es ihm beliebt. Rektor und Superior wurden außerdem durch Konsultatoren beaufsichtigt, offizielle Rathgeber, die zugleich über deren Amtsführung dem Provinzial wie dem General regelmäßig Nachricht zu geben hatten.

Ebenso unterlag der Provinzial der Aufsicht der Provinzialkongregationen, die alle drei Jahre aus den Professen der vier Gelübde, den Rektoren und Prokuratoren der Provinz gebildet wurden und dem General durch besondere Gesandte über die Geschäftsführung in der Provinz und die gesammte Lage derselben Bericht erstatteten.

Jeder Beamte des Ordens also besitzt eine unbeschränkte Gewalt in seinem Wirkungskreise, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst unter schärfster Kontrole steht und, sowie er den Zwecken des Ordens nicht völlig entspricht, ohne Anstand seiner Stellung enthoben werden kann. Am schwierigsten war es, diese beiden Bedingungen bei dem Leiter der Gesellschaft, bei dem General zu vereinigen. Der General hat an sich eine unumschränkte Macht. Er wird unter den Professen der vier Gelübde auf Lebenszeit von der Generalkongregation gewählt, die aus dem Provinzial und zwei Erwählten einer jeden Ordensprovinz zusammengesetzt ist. Er ist unbegrenzter Herr aller Ordensangehörigen, des Schicksals und der Bestrebungen der ganzen Vereinigung. Alle Beschränkungen, welche die Konstitutionen ihm aufzuerlegen scheinen, sind in Wirklichkeit nicht vorhanden, denn in fast allen Fällen darf er dieselben überschreiten, so oft es ihm gut scheint. Er ist die Quelle aller Gewalten und jeder Beförderung, der höchste Richter über Zulassung und Ausschließung, der Verwalter des Gesellschaftsvermögens. Er besitzt ein Verzeichniß aller Mitglieder und selbst der Novizen; und die ausführlichen sich gegenseitig kontrolirenden Berichte, die zu Tausenden jährlich über Alles und Jeden bei ihm einlaufen, setzen ihn in den Stand, eine jede Persönlichkeit auf das Genaueste zu kennen und zu beurtheilen. Mit einem einzigen Federstrich kann er denjenigen vernichten, der nach ihm der einflußreichste in der Compagnie ist. Die Provinziale müssen ihn über die Verhältnisse ihrer Provinz beständig auf dem Laufenden erhalten, so daß er dort seine Absichten in jedem Augenblicke zur Ausführung bringen kann. Er soll sich übrigens mit keiner selbst religiösen Angelegenheit beschäftigen, die dem Orden Jesu fremd ist. Auf seinem Todtenlager ernennt er den Vikar, der die Gesellschaft bis zur Wahl eines neuen Generals verwaltet.

Aber wenn die Macht des Generals unbeschränkt ist, so lange er für das Wohl des Ordens arbeitet, ist er wiederum der genauesten und eingehendsten Ueberwachung unterworfen, damit er nichts unternehme, was den Interessen der Vereinigung zuwider wäre. Beständiges Mißtrauen und allgemeine Spionage sind die Grundsätze, die auf jeder Stufe des Jesuitenordens vorherrschen. Sein Lenker gilt nur als sein oberster Diener; die Souveränetät gehört vielmehr der ganzen Gesellschaft an.[1]) Der General

1) Constit. X, 7.

kann nichts an den Konstitutionen ändern, noch ein Ordenshaus verkaufen, ohne die Zustimmung der Generalkongregation. Sie stellt ihm unabsetzbare Beamte zur Seite, die zu seiner Beaufsichtigung bestimmt sind. Da ist zuerst der Admonitor, der ihn zur Pflicht und zur Ehre Gottes zurückrufen soll, wenn er dagegen fehlt. Noch wichtigere Beamte sind die vier Assistenten des Generals, die von derselben Generalkongregation ernannt werden, die den General erwählt. Sie sind gleichfalls Professen, und der General kann sie nur um der wichtigsten Gründe willen von seiner Person entfernen. Ihre gewöhnliche Beschäftigung ist, als eine Art Minister die Angelegenheiten der vier großen Ordensdistrikte — Indien, Spanien und Portugal, Frankreich und Deutschland, Italien — unter der Autorität des Generals zu verwalten und deren Interessen bei ihm zu vertreten. Allein sie konnten auch gemeinschaftlich berathen und ihre einstimmig gefaßten Beschlüsse dem General unterbreiten, der in allen wichtigen Dingen nicht ohne ihre Zustimmung handeln sollte. Endlich aber hatten die Assistenten ein noch bedeutsameres Amt: die Beaufsichtigung des Generals. Nicht nur, daß seine Lebensweise, sein persönliches Budget, seine Zeiteintheilung lediglich von ihnen geordnet wurde, sondern auch im Falle dauernder Krankheit oder Unwürdigkeit des Generals hatten sie die Pflicht und, mit Mehrheit von drei Stimmen gegen eine, das Recht, die Generalkongregation zu seiner Suspension oder Absetzung einzuberufen. Versäumen die Assistenten, gegen einen ungeeigneten General einzuschreiten, so haben die Provinziale oder auch die Provinzialkongregationen die Aufgabe, eine Generalkongregation zur Beseitigung der Uebelstände zu versammeln. Der General aber hat keine Befugniß, einem solchen Beschlusse sich zu widersetzen.

Man sieht, es sind hinreichende Maßregeln getroffen, um der Gesellschaft eine zweckentsprechende Leitung zu sichern. Ist doch sogar der Stifter des Ordens von den Assistenten genöthigt worden, zeitweise sein Amt einem Stellvertreter zu übertragen!

Der General selbst durfte nie aus freien Stücken seine Entlassung nehmen, noch eine anderweitige kirchliche Würde sich übertragen lassen. Man wollte auf diese Weise verhindern, daß er durch den Reiz einer hohen kirchlichen Stellung versucht werde, die Interessen der Gesellschaft zu Gunsten eines katholischen Fürsten oder auch des Papstes selbst hintenan zu setzen.

Das also ist, in kurzen Zügen, die Organisation des Jesuitenordens, der man das Lob großer Einsicht, Geschicklichkeit und Zweckmäßigkeit nicht versagen kann. Sie ist selbst unvergleichlich unter dem Gesichtspunkte der engen Verschmelzung der Prinzipien der Autorität und der Verantwortlichkeit, die auf allen Stufen der Ordenshierarchie durchgeführt war. Allein dieses Ziel war nur erreicht, indem man die Spionage auf die Höhe eines Systems, einer geheiligten Pflicht erhob. Es war eine Inquisition in beständiger Thätigkeit. Der Novize wurde vor seinem Eintritte benachrichtigt, daß „zu seinem größern geistlichen Fortschritt und besonders zu seiner vollständigen

Unterwürfigkeit und Demuth er damit zufrieden zu sein habe, daß alle seine Irrthümer und Fehler und Alles, was an ihm auffalle und sich bemerklich mache, den Oberen mitgetheilt werde durch Jeden, dem es zur Kenntniß komme". Er mußte „es gleichmüthig aufnehmen, von den andern verbessert zu werden, und selbst zur Besserung der andern beitragen, sowie Alles sagen, was er wußte, zumal auf den Befehl und die Frage des Oberen".[1]) Kann man sich ein energischer ausgebildetes System gegenseitiger Angeberei vorstellen? Wehe dem, der dieser Tyrannei Widerstand zu leisten wagte: er wurde mit Demüthigungen überhäuft! „Wer zum Stolze zu neigen scheint, muß mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt werden, die recht geeignet sind, ihn zu beugen," sagen die Konstitutionen (III, 1, 13). Wie schrecklich gar war das Schicksal des Unglücklichen, der ausgeschlossen wurde! Er war jedes Besitzthums, jeder Hülfsquelle beraubt. Ueberall fand er sich im Streite mit der mächtigen Gesellschaft, die ihn als einen Unwürdigen aus ihrer Mitte entfernt hatte, ein Gegenstand des Aergernisses und des Hasses für jeden guten Katholiken.

So wurde jede Individualität ohne Mitleid gebrochen; aus jedem Schüler des Ordens machte man einen niedrig denkenden Sklaven, um sich seiner desto besser für die Zwecke der Gesellschaft bedienen zu können. Und wie die Unabhängigkeit des Charakters sollte auch die Unabhängigkeit der Meinungen zu Gunsten einer allgemeinen Uniformität des Ordens ausgerottet werden. „Mögen wir Alle dasselbe glauben und Alle dasselbe sagen," schreiben die Konstitutionen vor (III, 1, 18). Kein Buch darf ohne Billigung des Generals veröffentlicht werden (VIII, 1, 8). Neue Ansichten dürfen nicht ohne Zustimmung der ganzen Gesellschaft gebilligt werden; und wenn die katholischen Lehrer selbst über einen Punkt im Streite sind, so müssen alle Jesuiten nur eine Meinung darüber annehmen, nämlich diejenige, die der Gesellschaft am vortheilhaftesten ist.[2])

Es erhellt aus diesen deutlichen Vorschriften, daß der Jesuitenorden für jede Lehre, die von einem seiner Mitglieder mündlich oder schriftlich ausgesprochen wird, haftet und verantwortlich ist. Vergebens hat er diese Solidarität, wenn sie ihm allzu gefährlich erschien, zu läugnen versucht. Die erwähnten und noch weitere Gesetzesparagraphen lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Die Jesuiten haben dann auch andere Ausreden hervorgesucht. Wenn das Buch eines der Ihrigen allzu großes Aergerniß erregte, so läugneten sie ganz einfach dessen Existenz, indem sie erklärten, es sei von ihren Gegnern geschmiedet; oder wenn das unmöglich war, so bestritten sie doch, daß ein Jesuit es verfaßt.[3])

1) Examen gener. 4, 8. 2) magis conveniens Nostris; Declar. in Const. III, 1 O; VIII, 1 K. 3) Beispiele bei Friedrich, Beiträge zur Gesch. des Jesuitenordens; Abhandl. d. Bair. Akad. d. Wissensch. Bd. XVI. (1881.) S. 87 ff.

Das also ist das Werk Loyolas und Lainez': eine bewunderungswerthe, großartige, einheitliche und furchtbare Schöpfung, eine kriegerische Maschine, die Jahrhunderte hindurch niemals ihre Dienste versagt, vielmehr stets auf das Kräftigste gewirkt hat wider jede gründliche Reform der Kirche, wider jede Duldsamkeit in den Anschauungen und im Leben, wider jede Geistesfreiheit. Bald mit den Königen gegen die Völker, bald mit den Völkern gegen die Könige verbündet, haben die Jesuiten nur einen einzigen Zweck gekannt: der Orthodoxie in der katholischen Kirche, der katholischen Kirche in der ganzen Welt, sich selbst in der orthodoxen Welt zum Siege zu verhelfen. Sklave seiner Gesellschaft gegenüber, fühlte sich der Jesuit nach Außen gestützt und vertheidigt durch die Tausende seiner Brüder. Er wußte, daß ein Heer hinter ihm stand, ihm beizustehen, ihn aus jeder Noth zu retten, mit ihm auf dasselbe Ziel hinzuarbeiten; und der geringste unter ihnen konnte selbstbewußt ausrufen: „Mein Name ist Legion!"

Am wirksamsten wurde der Orden zunächst durch seine erziehliche Thätigkeit, auf die schon Ignaz ein großes Gewicht legte; und zwar die Heranbildung ebensowohl der Laien aus den besseren Ständen wie der Priester. Die Jesuiten konnten sich bald ihrer bedeutenden Erfolge im Unterricht rühmen. „Wir sehen," sagt einer ihrer ältesten Geschichtsschreiber,[1] „viele von denjenigen, die noch vor kurzer Zeit auf unseren Schulbänken saßen, im Kardinalspurpur glänzen. Andere von ihnen sind an die Regierung der Städte und Staaten gekommen. Wir haben Bischöfe und ihre Rathgeber erzogen; selbst andere religiöse Gemeinschaften haben sich mit unsern Zöglingen erfüllt." Bald gab es keine Klasse der Gesellschaft, kein politisches oder soziales Interesse, mit denen die Jesuiten nicht durch ihre Unterrichtsthätigkeit eng verknüpft gewesen wären. Dadurch allein schon wären sie eine Weltmacht geworden. Unablässig schritt der Orden voran, gestützt und gefördert — wenn wir von dem einzigen Paul IV. absehen — durch den wirksamen Schutz aller Päpste. Der h. Stuhl hat stets sehr wohl den außerordentlichen Nutzen begriffen, den ihm die Jesuiten bringen mußten; er hat vielleicht nicht hinreichend eingesehen, daß der römische Bischof mehr und mehr abhängig werden mußte von diesen gefährlichen Dienern. Mit Hülfe ihres engen und besonderen Bündnisses mit den Päpsten erwarben die Jesuiten sofort eine ausnahmsweise Stellung in der Kirche. Wir sehen sie dieselbe benutzen, um einen beträchtlichen Einfluß auf die großen Versammlungen auszuüben, die berufen wurden, die römische Kirche endgültig zu reorganisiren: Versammlungen, die den modernen Katholizismus begründeten. Mit ihnen haben wir uns jetzt zu beschäftigen, um die innere Reform der katholischen Kirche völlig zu verstehen.

1) Orlandino, Bch. VI, Kap. 70.

Zweite Abtheilung.

Das Konzil von Trient.

I. Die erste Trienter Versammlung.

Als Martin Luther die Aera der Kirchenreformation eröffnet, hatten weder er noch seine Nacheiferer daran gedacht, eine Trennung im Schoße der christlichen Kirche des Abendlandes herbeiführen zu wollen. Ihre Absicht war vielmehr gewesen, die gesammte katholische Welt auf der Grundlage der christlichen Urzeit neu zu konstituiren. Damit hatten sie nun freilich nicht den gewünschten Erfolg. Wenn auch die Nothwendigkeit von Reformen allgemein anerkannt wurde, so verblieben doch die Päpste, die mächtigsten Fürsten und ganze Völker fest auf dem Boden der kirchlichen Ueberlieferung. Anstatt sich unter dem Banner der religiösen Neugestaltung zu vereinigen, trennten sich die christlichen Nationen in verschiedene Bekenntnisse und stellten sich feindselig einander gegenüber. Zu welcher Autorität aber sollte man greifen, um den drohenden furchtbaren Konflikt zu vermeiden, um alle diese Gegensätze auszugleichen? So üble Erfahrungen man auch in dem vorhergehenden Jahrhundert mit dem Konzil gemacht hatte, es blieb dasselbe die einzige Hoffnung für den allgemeinen religiösen Friedensschluß.

So lange die Reformation noch auf das Reich beschränkt war, hatten die Deutschen — schon auf dem Reichstage zu Nürnberg 1524 — ein Nationalkonzil gefordert. Darauf war aber Kaiser Karl V. nicht eingegangen, da er seine Stellung nicht ihres universalen Charakters entkleiden und deßhalb von einer gesonderten religiösen Haltung Deutschlands nichts wissen wollte. Er schlug deßhalb vielmehr ein allgemeines christliches Konzil vor. Aber damit traf er wieder in Rom auf entschiedenen Widerspruch. War bei der allgemeinen Stimmung der Geister nicht zu fürchten, daß eine solche Versammlung sich auf den Standpunkt ihrer Vorgängerinnen von Konstanz und Basel stellen, sich dem Papstthume übergeordnet erklären und seine Gewalt zu Gunsten der nationalen und bischöflichen Unabhängigkeit zerstören würde? Jedenfalls würde sie viele der Mißbräuche angreifen und abschaffen, die für die römische Kurie

ebenso viele Quellen sicherer Bereicherung waren. Bei dem ersten Gerüchte von der Einberufung eines Konzils fiel der Preis aller verkäuflichen Aemter am päpstlichen Hofe um ein beträchtliches.[1]) Alle die, welche sich in ihren persönlichen Interessen bedroht sahen — und das war fast die ganze Umgebung des Papstes — arbeiteten gegen ein Konzil. Es gab für den Papst noch einen besonderen Grund, dasselbe zu fürchten. Würde nicht der nach seinen Siegen über den französischen König Franz I. schon allzu mächtige Kaiser Karl V. die Ansprüche seiner Vorgänger erneuern und eine maßgebende Einwirkung auf die Synode verlangen? Er war aber, wie man wohl wußte, trotz seines katholischen Eifers, durchgreifenden Reformen der kirchlichen Disziplin und Hierarchie sehr geneigt, auf Kosten des h. Stuhles, seiner Kardinäle und Beamten.

Deßhalb wußte Klemens VII., so oft ihn auch die politischen Verhältnisse zwangen, dem Wunsche des Kaisers gemäß im Allgemeinen dem Konzilsgedanken zuzustimmen, dennoch dessen Verwirklichung immer zu verhindern.

Eine andere Schwierigkeit ergab sich von Seiten der Lutheraner. Sie hatten freilich seit lange ein allgemeines Konzil zur Abstellung der religiösen Uebelstände und zur Herbeiführung der kirchlichen Einheit gefordert; aber sie verstanden unter demselben ganz etwas anderes, als Kaiser und Päpste. Luther hatte unbedenklich die Autorität der Synoden bestritten, in denen der Papst oder dessen Legaten den Vorsitz führten. War es in der That zweifelhaft, daß jetzt eine solche Versammlung die lutherische Lehre verwerfen und, mit Ausnahme gewisser Verbesserungen, das ganze Gebäude der römischen Kirche aufrecht erhalten würde? Sich einem derartigen Konzile unterwerfen, hätte für die Lutheraner bedeutet, auf alle ihre religiösen Ueberzeugungen Verzicht zu leisten. Sie verlangten also stets ein „freies" christliches Konzil, das, ohne Beeinflussung von Seiten der Kurie, seine Entscheidungen nur auf die h. Schrift begründe und auch den Laien die Auseinandersetzung ihrer Ansichten und Wünsche gestatte. Das Schmalkaldener Bündniß, der Nürnberger Religionsfriede nöthigten Karl, auf Anwendung der Waffengewalt wider sie zu verzichten.

Um so dringender wurde er der Kurie gegenüber, und das Kardinalkollegium hielt es endlich für nöthig, seinen Forderungen Rechnung zu tragen. Nach dem Tode Klemens VII. erhielt Kardinal Farnese — Paul III. — nur unter der Bedingung die Tiara, daß er die Einberufung der schon so lange inständig begehrten allgemeinen Synode versprach. Wirklich verkündete er unter dem 12. Juni 1536 die Bulle, welche das ökumenische Konzil für den Mai kommenden Jahres nach Mantua zusammen berief. Da jedoch brach, noch 1536, der Krieg zwischen dem Kaiser und Franz I. von neuem aus, und die Eröffnung des Konzils wurde einstweilen unmöglich, gewiß nicht zum Kummer des neuen Papstes!

---

1) Brief Sangas an den Erzbischof Pimpinello; Pallavicini III, 7, 1.



Papst Paul III.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Agostino Veneziano (blühte 1509—1536).

Karl aber beharrte mit der ihm eigenen Zähigkeit und Konsequenz auf seinem Plane, der ihn als den Schutzherrn der allgemeinen Kirche zu zeigen und seinen katholischen Reformgedanken die Verwirklichung zu bringen bestimmt war. Paul wagte nicht offen zu widerstehen: auf den 1. Mai 1538 berief er von neuem das Konzil ein, dieses Mal nach Vicenza. Aber nicht vergebens hatte ihn ein französischer Diplomat respektwidrig den „Fuchskopf" zubenannt; mit listiger Geschicklichkeit wußte er die Opposition der Protestanten und neue Zwistigkeiten zwischen den Beherrschern Spaniens und Frankreichs zu benutzen, um das Konzil mehrfach aufzuschieben, schließlich gar auf unbestimmte Zeit.

Unglücklicher Weise für das päpstliche Interesse nahmen die Gefahren für den Katholizismus dermaßen überhand, daß selbst ein so weltlich gesinnter Fürst, wie Paul III., sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, es müsse zu dessen Rettung vor gänzlichem Untergange endlich etwas Ernstliches geschehen, und man könne sich nicht mehr mit den kleinen Künsten römischer Diplomatie begnügen. Der größte Theil Deutschlands, England, Skandinavien waren abgefallen; in Italien und Frankreich griffen die neuen Lehren immer mehr um sich. Die einsichtigsten römischen Staatsmänner sprachen es laut aus, daß nur ein allgemeines Konzil den Katholizismus vor völliger Auflösung bewahren könne.[1])

Unter diesen Umständen ließ sich Paul III. wirklich von Karl, in der Zusammenkunft von Lucca 1541, dafür gewinnen, die Eröffnung des Konzils auf den 22. Mai 1542, und zwar in Trient, festzusetzen. Der Ort der Vereinigung war ein Zugeständniß für die Deutschen, die stets die ökumenische Synode in ihrem Reiche versammelt zu sehen gewünscht hatten, damit die Theologen ihrer beiden Bekenntnisse sich dort um so leichter einfinden, auch die Konzilsväter um so besser die religiösen Zustände und Bedürfnisse des Reiches beurtheilen könnten. Bisher hatte der Papst sich dem stets widersetzt: einmal weil er fürchtete, daß der Kaiser auf ein in seinem eigenen Gebiet tagendes Konzil allzu großen Einfluß üben würde; und dann weil er vermeiden wollte, daß die deutschen Ketzer durch ihr zahlreiches Erscheinen oder gar durch den Druck ihrer Waffen jenes zu einer feindseligen Stellung gegen den heil. Stuhl veranlaßten. Allein die Größe der Gefahren, welche den Katholizismus in Deutschland bedrohten, und andrerseits der Wunsch, dem Kaiser gefällig zu sein, veranlaßten ihn nun zu einem wenigstens halben Entgegenkommen: Trient war freilich eine Stadt größtentheils italienischer und somit eifrig katholischer Bevölkerung; aber es gehörte zum Reiche, und sein Bischof stand unter der Schutzherrschaft des römischen Königs Ferdinand, Bruders Karl V.

1) Man sehe u. a. die Briefe Morones bei Lämmer, Monumenta Vaticana, 180. 242 f. 256 ff.; Sadolets in den Opera Sadoleti, I, 277; Cochläus' und Contarinis bei Dittrich, Regesten und Briefe Contarinis. (Braunsberg 1881.) S. 116. 216. 337.

Wirklich wurde dieses Mal das Konzil eröffnet; allein da inzwischen ein neuer — der vierte — Krieg zwischen Karl V. und Franz I. ausgebrochen war, wurde es von so wenigen Prälaten besucht, daß es Paul abermals, durch Bulle vom 6. Juli 1543, vertagen mußte. Ein übles Gestirn schien über dieser für die ganze Christenheit so wichtigen Angelegenheit zu herrschen.[1])

Ein endgültiger Friede, am 14. September 1544 zu Crespy abgeschlossen, besiegelte durch für den Kaiser sehr günstige Bedingungen die Vortheile, welche dieser über die Franzosen davongetragen hatte. Da glaubte dann auch Paul III. sich die Gunst des Siegers in vollem Umfange sichern zu müssen. Er sandte an ihn nach Deutschland den Kardinal Alessandro Farnese, der in der That den mächtigen Kaiser völlig für den Papst gewann. Der letztere versprach nämlich, jenem in der Konzilssache gänzlich zu Willen zu sein und ihm mit aller Kraft zur Unterwerfung der Protestanten zu helfen, „sollte er dafür auch seine Tiara verkaufen müssen". War doch auch der Friede zu Crespy von den beiden katholischen Herrschern hauptsächlich in der Absicht geschlossen worden, die gefährdete katholische Religion zu retten und die Ketzerei zu bekämpfen, der Spielraum zu lassen Karl bisher zu seinem sehr großen Kummer sich genöthigt gesehen hatte. Dieser doppelte Umstand wurde verhängnißvoll für die Richtung, die auf dem Konzile vorwiegen mußte. Wäre der Kaiser in guten Beziehungen zu den Protestanten geblieben, hätte er die feindliche Stellung beibehalten, die er während des französischen Krieges gegen Paul III. eingenommen, so wäre eine Möglichkeit vorhanden gewesen, daß das Konzil die Eintracht zwischen Katholiken und Protestanten auf Kosten des Papstthums herbeiführte. Aber da der Kaiser nunmehr seinem natürlichen Hange gefolgt war, im Bündniß mit dem heil. Stuhle den Entscheidungskampf gegen die Lutheraner zu unternehmen, war der Weg des Konzils nach einer ganz andern Richtung hin vorgezeichnet. Es mußte sich auf den Standpunkt des ausschließlichen und traditionellen Katholizismus begeben: da konnte es wohl noch die Kirche bessern, sie von zahlreichen Mißbräuchen befreien, ihr Ueberzeugung und Religiosität zurückgeben — nicht aber zum Frieden mit den Lutheranern gelangen, den „Verirrten" (desviados), wie Karl selbst sie zu nennen pflegte.

Am 17. September 1544 erfolgte die päpstliche Bulle, die alle Bischöfe der Christenheit aufforderte, sich zum 14. März 1545 in Trient einzufinden. Die Fürsten wurden eingeladen, persönlich oder doch durch Gesandte sich an

---

1) v. Druffel, Kaiser Karl V. und die römische Kurie (Abh. d. Bair. Ak. d. Wiss. Histor. Klasse XIII, [1877] S. 145), hat mich nicht davon überzeugt, daß die Vereinigung des Konzils im J. 1542 nur eine neue Ausflucht des Papstes gewesen sei. Dieser fleißige und gewissenhafte Schriftsteller scheint mir hier zu viel Gewicht auf die Darstellungen der kaiserlichen Staatsmänner zu legen, die damals gegen die Familie Farnese wegen deren Neutralität in dem französisch-kaiserlichen Kriege sehr erbittert und deßhalb geneigt waren, in allen Handlungen jener den Ausfluß teuflischer List zu sehen.

der heiligen Versammlung zu betheiligen, und zur Ausführung von deren Beschlüssen mitzuwirken.

Die Stadt Trient, welche durch diese Ereignisse auf Jahre hinaus der Mittelpunkt des religiösen Lebens im Abendland, der Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, liegt in einem weiten und fruchtbaren Thale; die Etsch durchströmt dasselbe, hohe Berge schließen es ein. Das italienische Klima, das in ihm vorherrscht, wird durch den frischen Hauch der Alpen gemildert. Welch' wunderbarer Gegensatz: zwischen den sonnigen Thalgefilden, mit Reben, Kastanien, Oelbäumen und Mais bedeckt, und den wilden, während des größten Theils des Jahres von Schnee funkelnden Berggipfeln! Die Stadt zählte damals 1050 Häuser, also etwa 10,000 Bewohner.[1]) Ein Theil der Bevölkerung bestand aus Deutschen, die heute fast gänzlich aus ihr verschwunden sind; sie hatten eigene Stadtviertel inne. Die Zahl schöner Paläste war beträchtlich, und unter ihnen zeichnete sich die bischöfliche Residenz, das prächtige Schloß Buon Consiglio ebenso aus, wie unter den Kirchen die herrliche Kathedrale, in romanischem Style erbaut. Eine andere bemerkenswerthe Kirche war Santa Maria Maggiore, ganz aus röthlichem Marmor errichtet, die für die Sitzungen des Konzils bestimmt wurde; noch jetzt hängen in ihr zahlreiche Bildnisse der Prälaten, die dieser Versammlung angewohnt.

Dem Namen nach Herr des Landes war der Bischof. Aber er hing von dem Hause Oesterreich ab, nicht nur in seiner Eigenschaft als Reichsfürst, sondern auch weil der Graf von Tirol mehrfache politische Rechte über die Stadt ausübte: und Graf von Tirol war eben der Römische König Ferdinand I. Damals war Fürst-Bischof von Trient Baron Christoph Madruzzo, der Sohn eines der ersten Generale des Kaisers; er selbst nicht minder dem Hause Oesterreich ergeben, das ihm zu neunzehn Jahren die Bisthümer Trient und Brixen, und erst kurz vor unserer Epoche, zu 35 Jahren, den Kardinalshut verschafft hatte.

Indeß gerade wegen seines engen Verhältnisses zu den Habsburgern erhielt er keinerlei Antheil an der Leitung des Konzils. Dieselbe war vielmehr drei Kardinälen der Kurie unter dem Titel päpstlicher Legaten anvertraut. Erster Präsident wurde Johann Maria de Monte, ein Mann niederen Ursprungs und auch von geringen Fähigkeiten; nicht ohne Gelehrsamkeit, aber leidenschaftlich, jähzornig, den wechselnden Eindrücken des Augenblicks hingegeben. Das war keine glückliche Wahl: aber ihre Mängel wurden wieder aufgewogen durch die Persönlichkeit des zweiten Legaten, Marcell Cervino, Kardinals vom heil. Kreuz. Er war ein wahrhaft frommer, aufrichtig religiöser Prälat; früher Erzieher der Enkel Pauls III., der jungen Farnese; der vertraute Freund des Kardinals Caraffa, des uns bekannten

---

1) Tagebuch Massarellis; bei Döllinger, Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient. (Nördlingen 1876.) I, 67.

Führers der katholischen, kurialen, unduldsamen Reformpartei am römischen Hofe. Wie Caraffa, so wünschte auch Cervino gründliche Reform, aber im Sinne strenger Hierarchie, Allmacht des heil. Stuhles, Vernichtung der Ketzer. Trotz persönlich untadligen Wandels ein wahrer Italiener in unbedenklicher List, war er bereit, im Interesse seiner Sache alle Künste der Diplomatie aufzubieten: durch geschickt angewandte Belohnungen und Strafen, sagt er selbst,[1]) gedenke er zum Ziele zu gelangen. Der dritte Legat war gewählt, um der Partei des Ausgleichs einen Schein von Genugthuung und Hoffnung zu geben. Es war Reginald Pole, ein Engländer aus königlichem Geschlechte, den Heinrich VIII. wegen seiner Anhänglichkeit an die römische Kirche aus der Heimath vertrieben hatte. Ein geistig höchst bedeutender und dabei gründlich gelehrter Mann, wünschte Pole einen Weg zu finden, auf dem man sich mit den Protestanten wieder vereinigen könne. Leider stand die Stärke und Zuverlässigkeit seines Charakters nicht auf derselben Höhe, wie seine intellektuellen Fähigkeiten. Uebrigens waren die Dinge derart geordnet, daß Pole von vorn herein matt gesetzt war. Die drei Legaten sollten gemeinschaftlich die Arbeiten des Konzils leiten, und zwar als blinde Werkzeuge des Papstes, der ihnen die eingehendsten Instruktionen ertheilte und sich in allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Entscheidung vorbehielt.

Nun fehlte doch viel, daß das Konzil wirklich im März 1545 seine Sitzungen hätte eröffnen können. Den ganzen Sommer hindurch blieben vielmehr die Legaten in Trient fast allein.[2]) Neue Schwierigkeiten hatten sich in Deutschland erhoben.

Die Protestanten weigerten sich entschieden, und mit Recht, das Trienter Konzil irgendwie als ein solches anzuerkennen. Was konnten sie von einer Versammlung erwarten, die ausschließlich aus ihren Gegnern zusammengesetzt und durch eine Gewalt geleitet war, die ihre Todfeindin — als die Verdammung ihrer Lehren und ihrer Führer?[3]) Aber die Synode bedrohte sie auch direkt. Man hatte ihnen bisher den Religionsfrieden immer nur bis zum Zusammentritt des allgemeinen Konzils bewilligt; würde man jetzt nicht die Trienter Versammlung zum Vorwande nehmen, um alle frühern Zugeständnisse für erloschen zu erklären? Der Kaiser weigerte sich durchaus, darüber beruhigende Versicherungen zu geben: und das war um so bezeichnender, als gerade damals Karl seine Strenge wider die niederländischen Protestanten verdoppelte und sein nunmehriger Freund Franz I. Tausende unglücklicher Waldenser niedermetzeln ließ. „Ist das also die Reform der Kirche, die sie machen wollen, das die Grundlage ihres Konzils!" ruft der protestantische Geschichtsschreiber Sleidan schmerzlich aus. Das Konzil, von dem man Einigung und Frieden erhofft hatte, drohte nur Zwietracht und Krieg zu bringen.

1) Quirini, Epistolae Poli. IV, 302. 2) Raynaldi, Annales Ecclesiastici. XXI, 1. (Cöln 1722.) S. 326. Nr. 4. 3) Sleidan an Sturm, 4. April 1545; Baumgarten, Sleidans Briefwechsel. (Straßburg 1881.) S. 40 f.

Indeß Karl hatte seine Vorbereitungen für den Kampf gegen die Lutheraner noch nicht beendet und durfte letztere deßhalb nicht zum äußersten treiben. So bat er den Papst, die wirkliche Eröffnung des Konzils noch aufzuschieben, und gewährte den deutschen Protestanten vielmehr ein neues Religionsgespräch mit den Katholiken auf dem Reichstage zu Worms (1545), das freilich nur dazu bestimmt war, sie durch leere Hoffnungen auf Ausgleich zu täuschen und hinzuhalten.

Der Papst aber und seine Legaten waren höchlichst darüber ergrimmt, daß das Konzil auf unbestimmte Weise verschoben wurde aus Rücksicht auf Protestanten, auf Ketzer. Der Kardinal-Legat Alessandro Farnese war darüber so erzürnt, daß er plötzlich Deutschland verließ und nach Rom zurückkehrte.[1]) Endlich drohte Paul III. das Konzil von Trient weg nach einer italienischen Stadt zu verlegen und es so unter den unmittelbaren Einfluß der Kurie zu stellen.

Mit diesem Schreckschuß erreichte er auch vollständig seinen Zweck. Die Eröffnung der Synode in einer italienischen Stadt würde den Zorn aller Deutschen, der Katholiken ebensowohl wie der Protestanten, hervorgerufen haben, auch würde dem Kaiser selbst jede Einwirkung auf jene abgeschnitten worden sein. Um dies zu verhüten, und da sich überdies der Wormser Reichstag seinem Ende zuneigte, gab er seine Zustimmung zu dem Beginne der Konzilsverhandlungen und verzichtete sogar auf seine frühere Forderung, selbst den Gang der Arbeiten der Versammlung zu bestimmen.[2])

Diese Zugeständnisse von Seiten des Kaisers bedeuteten für den Papst einen wahren Sieg. Er benutzte ihn mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit der Kurie, um das Konzil nach seinen eigenen Absichten zu leiten. Die weltlichen Fürsten, die Bischöfe und Gläubigen Frankreichs und Deutschlands erwarteten von dem Konzil vor allem eine völlige Reform der Kirche, ihres Hauptes und ihrer Glieder, und deßhalb verlangten sie von ihm vorzüglich die Ausmerzung der zahlreich in ihr vorhandenen Mißbräuche. Gerade entgegengesetzt jedoch war die Absicht der römischen Kurie. Sie wollte der Synode durchaus keine Gewalt über den heiligen Stuhl zugestehen, noch durch diese Versammlung die zahlreichen Vorwände beseitigen lassen, unter denen Rom seit Jahrhunderten die Bisthümer, die Klöster und die Völker im Allgemeinen ausplünderte. Rom erwartete vielmehr vom Konzil eine neue und feierliche Verkündung der römischen Dogmen, um auf diese Weise die Verurtheilung der Protestanten durch die Vertretung der Gesammtkirche herbeizuführen. Nach Erlangung dieses Resultates wollte der Papst das Konzil auflösen; die Abstellung der Mißbräuche sollte ihm selbst, als dem allgemeinen Richter in kirchlichen Dingen vorbehalten, das heißt auf unbestimmte Zeit vertagt werden. In diesem Sinne instruirte er seine Legaten:

1) Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten. S. 23. 2) Kaiserliche Instruktion an Juan de Vega; L. Maynier, Étude historique sur le Concile de Trente I. (Paris 1874.) S. 192. Anm. 1. — Tagebuch Massarellis.

„Was die Reform betrifft, so darf man sie auf keine Weise weder vor den Dogmen noch mit ihnen zugleich behandeln, da dies nur eine untergeordnete und unwichtigere Veranlassung der Zusammenberufung des Konzils ist. Doch müßt Ihr in dieser Angelegenheit mit Geschicklichkeit und großer Vorsicht verfahren."[1]) Die Instruktion befahl außerdem, im Gegensatze zu den frühern Konzilien, alle Urkunden ausschließlich im Namen des heil. Stuhles und der Legaten auszustellen. — Indem der Papst so die Reform als unwichtig bezeichnete und das Konzil in vollkommene Abhängigkeit von dem heil. Stuhl versetzte, hatte er sich von Beginn an in unversöhnlichen Widerstreit gebracht mit den Wünschen des Kaisers und der „Ultramontanen", wie man damals auf der Apenninenhalbinsel die nicht italienischen Völker, jenseits der Alpen, benannte.

Da Paul also der Verwirklichung seiner Absichten ziemlich sicher war, befahl er die Eröffnung des Konzils für den 13. Dezember 1545 an. Alle wohldenkenden Katholiken fühlten sich durch dieses Ereigniß wie von einer schweren Last befreit.[2]) Sie hatten den langen Aufschub des Konziles, das während acht Monate weder hatte leben noch sterben können, als eine tiefe Schande betrauert; die Kirche schien mit Unfruchtbarkeit und Ohnmacht geschlagen. Jetzt erhofften sie den Beginn besserer und glücklicherer Zeiten.

Freilich glich das Konzil noch kaum einer wahren Vertretung der allgemeinen Kirche. Bei der feierlichen Eröffnung waren nur 34 Prälaten zugegen, fast alles Italiener. Von den weltlichen Fürsten hatten nur der Kaiser und König Ferdinand ihre Oratoren gesandt.[3])

Sofort zeigten sich im Schooße dieser kleinen Versammlung die Parteien, die sich während der ganzen Dauer der Synode bekämpfen sollten: die Anhänger einer gründlichen Reform auf der einen, die Diener der päpstlichen Allmacht auf der andern Seite. Die ersteren forderten für das Konzil den Titel der „Vertretung der Gesammtkirche" (Ecclesiam universalem repraesentans). Eine solche Benennung würde sozusagen den Papst von der höchsten Vertretung der christlichen Welt ausgeschlossen und ihn, wenigstens der Form nach, dem Konzil untergeordnet haben. Gerade deßhalb[4]) bekämpften die Legaten den Vorschlag und trugen hierin wirklich einen vollkommenen Sieg davon.

Bei weitem wichtiger noch war die Regelung des Modus der Abstimmung auf dem Konzile. Zu Konstanz und Basel hatte man nach Nationen votirt, um nicht die heiligsten Angelegenheiten der christlichen Welt dem Zufalle der Zahl der von jedem Volke gerade anwesenden Väter zu überliefern. Die Legaten in Trient dagegen setzten das persönliche Votum durch. Der Grund hierfür ist leicht zu finden. Man weiß, daß es in Italien mehrere Hunderte zum

1) Le Plat, Monumenta ad historiam conc. Trident. spectantia. III, 295.
2) Pole an Paul III., Quirini IV, 34 f. — Vgl. Druffel, Abhdl. XVI, 79.
3) Protokoll der ersten Sitzung; Theiner, Acta genuina concilii Tridentini. I, 27.
4) Brief der Legaten vom 5. Januar 1546; Mendham, Memoirs of the council of Trent. (London 1842.) S. 38.

Theil sehr kleiner Bisthümer gibt, während die übrigen katholischen Nationen mit einer verhältnißmäßig geringen Zahl ausgedehnter Diözesen versehen sind. Indeß an Rang war ein italienischer Bischof, der vielleicht fünf- bis sechstausend Seelen zu leiten hatte, einem deutschen, französischen oder spanischen gleich, der damals mindestens 150—200,000 Gläubigen vorstand. So sicherte die Abstimmung nach Köpfen den Sieg stets den Italienern, die immer die treuen Satelliten des Papstes gewesen sind; denn mit ihm waren sie eng vereint durch die Gemeinsamkeit der Nationalität, der Sprache, zahlreicher Interessen; unter ihnen erwählte er die apostolischen Nunzien, die Kardinäle, die Bischöfe in partibus infidelium. Die ganze Zukunft eines italienischen Bischofs hing von dem guten Willen des heiligen Stuhles ab.

Besonders den Deutschen, die sämmtlich einer gründlichen Reform zugethan waren, wollte die Kurie soweit möglich den Einfluß auf das Konzil benehmen. Deßhalb verweigerte der Papst, gegen das Beispiel der früheren Konzilien und gegen den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, den Prokuratoren abwesender Bischöfe das Stimmrecht. Die deutschen Prälaten nämlich wurden durch den beständigen Kampf gegen die Ketzerei in ihren Diözesen zurückgehalten und konnten nur durch Prokuratoren an der Synode theilnehmen; Paul aber zog es vor, selbst den noch katholischen Theil Deutschlands mißvergnügt zu stimmen, als daß er in vollem Konzile, vor der ganzen Christenheit die kühnen Wünsche der deutschen Nation hätte vortragen lassen.

Man verstärkte dann noch die Reihen der unbedingten Anhänger der päpstlichen Sache, indem die Legaten einer Anzahl armer Bischöfe Pensionen während ihres Aufenthaltes in Trient auszahlten oder ihnen doch für den Fall ihres Wohlverhaltens Beförderung zu einträglicheren Würden in Aussicht stellten.[1])

Diese unbedenklichen und schlauen Maßregeln schienen der Kurie von vorn herein den Sieg zu sichern. Der Kaiser sah mit Verdruß diese Umtriebe, die seinen Wünschen für eine gründliche Kirchenverbesserung und für Schwächung der päpstlichen Gewalt nur wenig Aussicht auf Verwirklichung ließen. Er forderte deßhalb den Führer der spanischen Bischöfe auf dem Konzil, Pacheco, Kardinal von Jaen, dringend auf, sich muthig und beharrlich den Usurpationen des päpstlichen Hofes zu widersetzen und keine Ausdehnung von dessen Befugnissen zu gestatten. Ueberdies ermahnte er die spanischen Bischöfe, sich in größerer Zahl auf das Konzil zu begeben. Die Spanier haben dort in der That eine wichtige Rolle gespielt. Während der ersten Epoche der Versammlung waren sie die einzigen „Ultramontanen", die dort in einigermaßen beträchtlicher Menge erschienen. Sie traten mit Nachdruck und Geschick den Plänen des heiligen Stuhles und den Intriguen der päpstlich-italienischen Partei entgegen. Wenn sie auch an Zahl ihren Widersachern nicht gleich waren, so ersetzten sie dies zum großen Theil durch ihre Ge-

1) Quirini IV, 14 ff.

lehrsamkeit, ihren religiösen Eifer, ihre strenge Frömmigkeit, ihr persönliches Ansehen. Sie wurden dabei von Theologen ersten Ranges unterstützt: wie Domingo de Soto und Bartolome Carranza, jener der vorzüglichste Professor von Alcala, dieser von Salamanca. Obwohl durchaus dem katholischen Glauben ergeben, wollten sie denselben doch von der römischen Tyrannei und den weltlichen Mißbräuchen befreien, mit welchen die Nachlässigkeit und Geldgier des päpstlichen Hofes ihn verunstaltet hatten. Sie glaubten ebenso fest wie die gallikanische Kirche, daß das Konzil dem Papste übergeordnet sei; und der Vertreter ihres Herrschers in Trient, Diego de Mendoza, gleich berühmt als Dichter, Feldherr, Staatsmann und Gelehrter, war völlig derselben Meinung.[1])

Der Kampf brach zum ersten Male in dem Augenblicke aus, als es sich darum handelte, die bei den Arbeiten des Konzils zu beobachtende Ordnung zu bestimmen. Der Papst und seine Legaten forderten nachdrücklich, daß man mit der Definition der Dogmen als dem wichtigsten Gegenstande der Religion beginne. Dadurch sollte der Bruch mit den Protestanten unversöhnlich gemacht, das Reformwerk auf immer vertagt werden. Der Kaiser dagegen wünschte, daß die Synode sich noch nicht offen gegen die Protestanten erkläre, vielmehr durch weise Reformen den Weg zur Versöhnung bahne; zumal Kardinal Madruzzo war der eifrige Verfechter dieser kaiserlichen Politik. Die spanischen Bischöfe aber und einige wenige Italiener, die nicht sklavisch der Kurie unterthan waren, wünschten wenigstens, daß vor allem eine ernstliche Reform dem bedrängten und zweifelnden Gewissen der Katholiken zu Hülfe komme. Sie erklärten den Legaten ohne Umschweif, daß sie keine Lust hätten, sich hinters Licht führen zu lassen, wie das dem Pisaner Konzil durch Alexander V. und dem Konstanzer durch Martin V. geschehen.

Unter solchen Umständen fürchteten die Legaten sich einer unzweifelhaften Niederlage auszusetzen, wenn sie, der Vorschrift des heiligen Vaters gemäß, auf dem Vortritt der Dogmen beharrten. Sie wählten deßhalb den Ausweg, durch verschiedene Kommissionen beide Fragen zu gleicher Zeit zu behandeln. Und hiermit drangen sie wirklich, trotz heftiger Widerrede Madruzzos, durch (22. Januar 1546). Aber im Ganzen war dieses Ergebniß doch eine Niederlage der unbedingt päpstlichen Partei, die nun auf ihren Lieblingswunsch, alle hierarchischen und disziplinaren Angelegenheiten dem heiligen Stuhle ausschließlich vorzubehalten, verzichten mußte. So faßte auch Paul III. die Sachlage auf und überhäufte Legaten und Konzil mit Vorwürfen. Jene indeß wußten ihn bald zu beruhigen. Sie schrieben dem Kardinalnepoten Farnese: sie würden die Verhandlungen über die Dogmen immer dermaßen in die Länge zu ziehen wissen, daß der Papst Zeit habe, ihnen seine Entscheidung über die zu gleicher Zeit schwebenden Reformfragen kund zu thun. „Auf diese Weise," sagten sie, „werden wir ohne Geräusch zu dem Ziele gelangen,

1) Maurenbrecher S. 79.

das wir uns gesteckt haben, nämlich jede Entscheidung des Konzils zu verhindern, die dem heiligen Vater unangenehm wäre."[1]) Wie bewundernswerth ist doch diese Diplomatie der italienischen Priester, die selbst aus einer Niederlage Vortheil für sich und ihre Sache zu ziehen wissen!

Man dürfte nicht behaupten, daß die Entscheidungen des Konzils nicht hinreichend und reiflich vorbereitet worden wären. Jede Frage wurde zuerst von den Doktoren der Theologie berathen, dann von einer besonderen Kommission diskutirt und endlich von der Generalkongregation entschieden. Die feierlichen und öffentlichen Sitzungen sollten nur zur Publikation der Dekrete dienen. Wenn man sich indeß auf einen allgemeinern Gesichtpunkt stellt, so muß man gestehen, daß diese Beschlüsse an einem schweren Fehler litten. Die Versammlung war, mit wenigen Ausnahmen, lediglich aus Italienern und Spaniern zusammengesetzt. Das Bündniß, das Papst und Kaiser abzuschließen im Begriffe waren, hatte das Konzil geschaffen und war ausschließlich auf demselben vertreten. Konnte man sagen, daß dies wirklich eine Vertretung der allgemeinen Kirche war, die über die wichtigsten Fragen der Religion, des Kultus und des moralischen Lebens entschied? Frankreich, die germanischen und slavischen Völker nahmen daran keinen Theil. Und die Versammlung von Theologen, die die wahren Urheber der Dekrete waren, bestand nur aus Mönchen und besonders aus Dominikanern, die zu aller Zeit sich als Vertheidiger der Rechtgläubigkeit und der scholastischen Ideen gezeigt hatten. Die ganze erste Periode des Trienter Konzils wurde von dem Geiste des heiligen Thomas von Aquin beherrscht, dessen „Summa" von den Legaten ebenso wohl wie von den Theologen eifrig studirt und zu Rathe gezogen wurde.

Die Grundlage aller christlichen Bekenntnisse ist die Bibel. Es war also sehr natürlich, daß das Konzil seine Arbeiten begann mit der Diskussion der Frage von der Lehre der Kirche über jedes der Bücher der heil. Schrift, deren Text und kanonische Übersetzungen. Alle Väter waren einstimmig, sämmtliche Bücher des Alten und des Neuen Testamentes als zu dem biblischen Kanon gehörig und unerläßlich für den katholischen Glauben zu bezeichnen. Ein solches Ergebniß war vorauszusehen und überdies der Zustimmung der Protestanten sicher; wichtiger und entscheidender war die zweite Frage, die man zu diskutiren hatte: nämlich ob die kirchliche Überlieferung für den gläubigen Katholiken denselben Werth habe wie die Bibel oder, wenn nicht, welche Verbindlichkeit jener zuzuschreiben sei? Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es das Grundprinzip des Protestantismus war, die Bibel als allein für den Christen bindend zu betrachten und die Auslegung der heil. Bücher dem vom heil. Geiste erleuchteten Gewissen des Einzelnen zu überlassen — so begreifen wir, daß dies einer der Hauptpunkte für die Entscheidungen des Konzils war. Da zeigte es sich nun, daß es unter den Bischöfen des Konzils mehrere gab, die man kühn als Kryptoprotestanten bezeichnen kann: sie behaupteten,

---

1) Briefe der Legaten; Mendham S. 49. 51. 69.

daß die Bibel völlig zum Seelenheil genüge, und daß deßhalb von der kirchlichen Ueberlieferung überhaupt nicht die Rede zu sein brauche. Der Führer dieser Partei war Nacchiante, Bischof von Chioggia, um den sich noch sechs Prälaten gruppirten — arge Lutheraner, wie schon vorher selbst der reformfreundliche Madruzzo sie den Legaten denunzirt hatte.[1]) Eine Mittelpartei, welche nur der unmittelbar apostolischen Ueberlieferung religiösen Werth zuerkennen wollte, hatte nicht mehr Erfolg, als die Anhänger Nacchiantes. Die Mehrheit des Konzils erklärte die kirchliche Ueberlieferung in ihrer ganzen Ausdehnung für ebenso verpflichtend wie die Bibel. Durch diesen Beschluß war jede Aussicht auf eine Verständigung mit den Protestanten zerstört, der Riß zwischen der alten und der neuen Lehre unheilbar gemacht. In der That, indem man der Tradition einen unbegrenzten Werth zuschrieb, unterwarf man sich damit allen Entscheidungen der früheren Konzilien und Päpste, nahm die ganze Lehre und hierarchische Ordnung an, wie dieselben aus dem Mittelalter hervorgegangen waren. Von diesem Standpunkte aus konnte man noch einige Verbesserungen in den äußeren Formen der Kirche einführen, die Dogmatik erläutern und systematisch ordnen — aber jede gründliche Aenderung war ausgeschlossen und mit ihr jeder Gedanke an wahrhafte Befriedigung der tief empfundenen religiösen Reformtendenzen des gesammten europäischen Nordens. Es war dies überhaupt der wichtigste Punkt für den römischen Hof. Wir dürfen sagen: fast alle übrigen Beschlüsse des Trienter Konzils waren die nothwendigen Folgen dieser Entscheidung.

Ebenso einseitig, ebenso konservativ verfuhr man in der Frage der Bibelübersetzungen. Man erklärte (März 1546) die Vulgata für die einzig authentische Uebertragung, die in Rom in einer gereinigten Ausgabe publizirt werden solle, und verbot unter den strengsten Strafen den Druck oder Verkauf von Bibeln oder religiösen Schriften, die nicht von der kirchlichen Behörde gebilligt seien. Man wollte also die ganze religiöse und politische Literatur unter die strengste Aufsicht der Theologen stellen, jede unabhängige Diskussion der biblischen Texte verurtheilen. Durch eine Art kirchlichen Staatsstreiches wollte man die Vulgata, deren zahlreiche Irrthümer und fehlerhaften Ausdrücke damals ebenso gut aufgedeckt und bekannt waren wie heute, mit dem Charakter der Unfehlbarkeit bekleiden!

In der vierten öffentlichen Sitzung (8. April 1546) wurden diese Beschlüsse des Konzils über die biblischen Bücher, ihre Uebersetzung und die Tradition verkündigt.

Diese Dekrete waren weit davon entfernt, dem Papste Paul III. zu gefallen. Er fand es anmaßend von Seiten des Konzils, Beschlüsse über die wichtigsten Glaubensfragen zu fassen, ohne die Billigung und Zustimmung des heil. Stuhles vorzubehalten. Das Konzil nahm also die Miene an, sich dem Papstthume überordnen zu wollen! Auch schien es selbst den Theologen

1) Lutheranissimi; Massarelli (bei Döllinger I.) S. 226.

der Kurie etwas Ungeheuerliches, der Vulgata, dieser überall als mangelhaft bekannten Uebersetzung, ohne weiteres die Unfehlbarkeit zuzusprechen. Nur mit Mühe gelang es den Legaten, den heil. Vater von gewaltsamen Schritten wider das Konzil abzuhalten. Er gab endlich nach, unter der Bedingung, daß dessen sämmtliche Entscheidungen, vor ihrer endgültigen Veröffentlichung, der Billigung des heil. Stuhles unterworfen würden.[1])

Eine wichtige Angelegenheit der kirchlichen Reform beschäftigte zunächst die Väter des Konzils: die wirksame Ordnung der Predigt. Viele andere Gegenstände hingen damit zusammen: die öffentliche Verlesung der Evangelien mußte regularisirt, ein Katechismus entworfen, in jeder Diözese der religiöse Unterricht geordnet werden. Man mußte Bischöfe und Pfarrer zur regelmäßigen Predigt anhalten, zu Gunsten des Ordinarius die bisherige Freiheit der Mönche, zu predigen wo es ihnen beliebte, künftighin beschränken. Zumal dieser letztere Punkt gab zu lebhaftem Streite Anlaß, und die Parteien auf dem Konzil verschoben sich einigermaßen. Denn die meisten Bischöfe wünschten bei dieser Gelegenheit den Regularklerus völlig ihrer Gewalt zu unterwerfen; die Mönche dagegen, die in Trient in großer Zahl und durch gelehrte und beredte Männer vertreten waren, suchten ihre Unabhängigkeit womöglich noch auszudehnen. Sie wurden dabei von den Legaten unterstützt, weil das Papstthum stets in den Orden die ergebensten und eifrigsten Vertheidiger seiner Allmacht gefunden hatte. In den Kongregationen tauschten Bischöfe und Ordensgenerale, Bischöfe und Legaten bittere und spitzige Bemerkungen aus. Die Bischöfe warfen den Mönchen vor, sich jeder kanonischen Bewachung zu entziehen und gefährliche Lehren zu verbreiten; ihre Gegner antworteten, die Trägheit und das weltliche Gebahren der Bischöfe habe die Regulargeistlichkeit gezwungen, sich der völlig vernachlässigten Predigt anzunehmen. Es kam schließlich zu den ärgerlichsten Szenen zwischen dem jähzornigen und reizbaren ersten Vorsitzenden de Monte und den Bischöfen.[2]) Die letzteren wollten die Gelegenheit benutzen, die ihnen ihre Vereinigung als souveränes Konzil bot, um den Papst zur Rückgabe der früheren Vorrechte ihres Standes zu nöthigen, und gleichzeitig um den Regularklerus ihrer richterlichen Gewalt zu unterwerfen. Jeder Bischof sollte, so zu sagen, Papst in seiner Diözese sein. Man forderte, daß die Pflicht des Bischofs, in seiner Diözese zu residiren, für göttlichen Rechtes erklärt und damit jeder Dispens von ihr unmöglich gemacht werde; denn bisher hatte man letzteren stets in Rom für Geld oder durch Gunst erhalten können. Dabei gingen die eifernden Prälaten mit der Kurie keineswegs schonend um. Der Bischof von Lanciano klagte den römischen Hof an, gegen Bestechung Mörder und Hurer unter seinen Schutz zu nehmen. Der Bischof von Badajoz trug kein Bedenken auszurufen: Das Hinderniß für eine Ab-

---

1) Pallavicini, Istoria del Concilio di Trento. B. VI, Kap. 13, §. 6, VII, 2, 1.
2) Raynaldi ad an. 1546. Nr. 65. — Gen. Calenzio, Documenti inediti sul concilio di Trento. (Rom 1874.) S. 3.

stellung der Mißbräuche liege besonders in Rom; man müsse sich an den Kaiser wenden, der solle die Sache des Episkopats in die Hand nehmen.[1]) Man verlangte die Erklärung, daß die Kardinalswürde, die ihren Inhaber zu beständigem oder wenigstens zeitweisem Aufenthalt in Rom zwinge, mit dem Bischofsamte unvereinbar sei.

Der übertriebene Eifer einiger Bischöfe und ihre allzuscharfe Ausdrucksweise gaben dem ersten Legaten die Möglichkeit, die gegen den heil. Stuhl gerichteten Angriffe abzuwehren. Die Mehrzahl der Prälaten war von den Uebertreibungen ihrer radikalen Amtsbrüder erschreckt. Sie begriffen sehr wohl, daß in der gefährlichen Lage, in der die Kirche sich befand, sie mit dem Papstthum nicht völlig brechen dürften, daß nur die Einigkeit den Katholizismus noch retten konnte. Man nahm also mit Freuden den Vorschlag des Kardinals Cervino an, die Angelegenheit der Residenz zu vertagen. Ebenso fand man einen Mittelweg in dem Streite zwischen Bischöfen und Mönchen: man erlaubte den letzteren, ohne bischöfliche Zustimmung in den Kirchen ihres eigenen Ordens, in den andern Kirchen aber nur nach Einholung derselben zu predigen.

So hatten die Klugheit und Geschicklichkeit der Legaten in den meisten Fällen den Sieg über den unbeholfenen Eifer und die Uneinigkeit der Bischöfe davongetragen. Die mißbräuchlichen Rechte des römischen Hofes waren nicht abgeschafft; die Mönche blieben in weitem Umfange unabhängig in ihrer Predigt. Freilich, die Bischöfe fanden sich in einer Zwangslage. Ueberall von der Ketzerei angegriffen, durfte die Kirche sich nicht den Luxus eines Schisma gestatten. Wenn der Papst die Auflösung des Konzils aussprach, so waren die Prälaten, um nicht den Lutheranern in die Hände zu arbeiten, genöthigt, sich zu unterwerfen und heimzukehren, während die Würde und Autorität des h. Stuhles unversehrt blieb. Wir werden also sehen, daß im Allgemeinen die Synode, wenn sie sich auch zeitweilig gegen den Willen des Papstes und die ihr wohl bekannten Mißbräuche seiner Kurie empört, sich doch schließlich demselben immer wieder unterwirft. Wie sehr hatten sich diejenigen getäuscht, die von dem Konzile eine vollständige Umwälzung in Kirche und Hierarchie erwarteten!

Der Papst durfte sich gleichfalls eines völligen Erfolges in einer Frage rühmen, in der seine Absichten in geradem Gegensatze zu denjenigen des Kaisers standen. Wir wissen, daß Karl, obwohl bereits zum Kriege gegen den Landgrafen von Hessen und den sächsischen Kurfürsten entschlossen, sich nicht seinen eigenen protestantischen Bundesgenossen gegenüber kompromittiren, überhaupt zunächst vermeiden wollte, dem Kampfe den Charakter eines Religionskrieges aufzuprägen.[2]) Deßhalb verlangte er wiederholt, man möge sich nicht mit Dogmen beschäftigen, bei denen die katholische Lehre offen gegen die lutherische streite, besonders aber die Frage der Erbsünde ver-

1) 10. Juni 1546; Theiner I, 140 f. 2) Nuntius Verallo an den Legaten in Trient, 13. Juni 1546; Quirini IV, 304.

meiden. Die Kurie dagegen wünschte den Bruch mit den Ketzern unheilbar gemacht und der letzteren Meinungen von dem Konzil verurtheilt zu sehen. Gerade die Erbsünde, befahl Paul wiederholt, solle man sofort zur Diskussion stellen. Und trotz der Proteste und selbst Drohungen der kaiserlichen Gesandten, gewannen auch hier die Legaten, unterstützt von allen Italienern und den Franzosen, völlig die Oberhand, und alle Vertagungsanträge scheiterten kläglich. Es versteht sich von selbst, daß die Beschlüsse des Konzils über das erwähnte Dogma den Anschauungen der Protestanten geradewegs widersprachen. Vergebens suchte der Kaiser wenigstens die Veröffentlichung der Dekrete über die Erbsünde noch aufzuschieben. Das Konzil mißachtete noch einmal seine Wünsche, und die Publikation geschah in der fünften feierlichen Sitzung am 17. Juni 1546.

Die Synode arbeitete also völlig nach den Anweisungen des heiligen Vaters. Ihr Ansehen und ihre Wichtigkeit nahmen fortwährend zu durch die Ankunft einer immer größeren Zahl von Prälaten sowie der Gesandtschaften aller größern katholischen Staaten, mit Ausnahme Polens.

Indeß sahen die Legaten mit einigem Bangen den Verhandlungen über die Rechtfertigungslehre entgegen, die nun auf der Tagesordnung stand. Hier traf man auf den wichtigsten und originellsten Theil der ganzen protestantischen Doktrin, die, wie man weiß, das Heil des Menschen ausschließlich auf den Glauben an Jesus Christus und auf den Opfertod des letzteren begründet, indem sie in den guten Werken der Menschen nur eine Bethätigung des Glaubens sieht. Gerade in diesem Punkte fand eine Berührung der Anschauungen zahlreicher katholischer Würdenträger mit denjenigen der Lutheraner statt; und so waren die Legaten nicht ohne Besorgniß. Dazu kam, daß der Kaiser fortwährend das Konzil ermahnte, sich mehr um die Kirchenverfassung zu kümmern und die Diskussion von Dogmen aufzugeben, die das Erscheinen der Protestanten in Trient völlig unmöglich machen würde. Die Legaten, d. h. die beiden Eiferer De Monte und Cervino, wünschten gerade deßhalb, zur Vermeidung ärgerlicher und gefährlicher Diskussionen, jede mögliche Opposition von vornherein zu ersticken. Da aber boten sich ihnen zwei Hindernisse: einerseits der Einfluß des Kaisers, der in einer zum Reiche gehörigen Stadt nicht wohl vermieden werden konnte; und dann die unmittelbare Einwirkung des Kardinals Madruzzo, des Bischofs und Fürsten von Trient, unbedingten Verfechters der kaiserlichen Reformideen. Deßhalb sehen wir die beiden Legaten auf zwei Ziele hinarbeiten: Madruzzo die weitere Theilnahme am Konzil unmöglich zu machen, und das letztere von Trient in eine wirklich italienische und sogar womöglich päpstliche Stadt zu übertragen. Zu diesem Behufe erbaten sie sich vom Papste eine neue Sendung italienischer Bischöfe, denn die „Ultramontanen“ wollten nun einmal nicht blindlings der päpstlichen Fahne folgen.

Diese machiavellistischen Pläne wurden durch die Entwicklung der politischen und militärischen Ereignisse gefördert.

Im Juni 1546 hatte Karl V. mit dem Papst das Bündniß zur Vernichtung der Protestanten abgeschlossen; er hatte versprochen, ihnen ohne die Zustimmung des heil. Vaters kein religiöses Zugeständniß zu machen. Allein er suchte noch immer sein Spiel vor den Augen der Welt zu verbergen. Da er eine Anzahl protestantischer Fürsten für sich gewonnen hatte, so behauptete er, der Krieg sei keineswegs zur Herbeiführung einer religiösen Reaktion, sondern nur zur Züchtigung und Unterwerfung einiger aufrührerischen Reichsstände bestimmt. Der Papst dagegen zögerte nicht einen Augenblick, zum großen Kummer Karls V., den heiligen Krieg gegen die Ketzer zu proklamiren und die wichtigsten katholischen Staaten zur Theilnahme an demselben aufzufordern. Eine päpstliche Armee, von einem Farnese, einem Enkel Pauls III., befehligt, marschirte gen Norden und zog dicht bei Trient vorüber, um zum Kaiser zu stoßen. Inzwischen befand sich dieser anfangs in übler Lage. Er hatte nur wenig Truppen um sich; die Schmalkaldener Verbündeten dagegen vereinigten eine starke Streitmacht, schlossen ihn in Baiern ein und bemächtigten sich der Ehrenberger Klause, die den Eintritt in Tirol beherrscht. Ihr General Schärtlin zeigte die Absicht, nach Süden, vielleicht gegen Trient selbst vorzudringen. Welcher Fang wäre für ein protestantisches Heer die Vertretung der katholischen Kirche mit den apostolischen Legaten gewesen! Wirklich glaubten viele Väter oder schützten vor zu glauben, sie seien in Trient nicht mehr in Sicherheit. Am 15. Juli sagte der Erzbischof von Corfu laut und öffentlich in der Generalkongregation: der Aufenthalt in Trient sei zu gefährlich, und verlangte die Vertagung des Konzils. Der Erzbischof von Siena stimmte ihm völlig bei. Seitdem hörten die Legaten nicht auf, sowohl direkt als durch geheime Mittel auf dasselbe Ziel hinzuarbeiten.

Um so mehr, als ketzerische Meinungen sich keck auf der Synode hören ließen. Die Bischöfe geriethen einander über die Rechtfertigungslehre ganz buchstäblich in die Haare.[1]) Die Legaten suchten also zunächst die Väter zu ermüden, indem sie den Termin für die nächste öffentliche Sitzung immer weiter hinausschoben. Die kaiserlichen Kardinäle Madruzzo und Pacheco waren darüber entrüstet, und in der Kongregation vom 30. Juli fand eine überaus heftige Szene zwischen ihnen und De Monte statt. Pacheco klagte die Legaten offen an, die Abstimmungen zu fälschen und sich willkürlich über die Entscheidungen der Konzilsmehrheit hinwegzusetzen. Der erste Präsident antwortete mit gewohnter Heftigkeit, indem er in beleidigender Weise von einem vernünftigeren und einem weniger vernünftigen Theile der Versammlung sprach. Eine Einmischung Madruzzos gab De Monte die erwünschte Gelegenheit, mit demselben Streit anzufangen, um so der Synode den fernern Aufenthalt in dessen Stadt unmöglich zu machen. De Monte behandelte

---

1) Man vergl. die burleske Szene zwischen den Bischöfen von La Cava und Chiron; Theiner I, 192.

den Kardinal von Trient auf so kränkende Weise, daß dieser den Saal mit der Herausforderung verließ: „Nehmt meine Worte wie Ihr wollt, ich bin ein Edelmann," mit offenbarer Anspielung auf die niedere Abstammung des ersten Legaten. Dieser hatte erreicht, was er schon lange wünschte. „Wenn Ihr ein Edelmann seid," antwortete er, „so bin ich nicht gemein, und ich werde mich an einen Ort begeben, wo kein Edelmann mich tyrannisiren kann." So sagte er die Uebertragung des Konzils in eine unter päpstlicher Herrschaft befindliche Stadt voraus. Wirklich wurde er dazu durch päpstliches Breve vom 3. August ermächtigt.

Wenn man den Briefwechsel der Legaten durchblättert, kommt man bald zu dem unzweifelhaften Schlusse, daß der Zorn De Montes zum größten Theil ein künstlicher und beabsichtigter war, bestimmt, durch einen Konflikt mit den kaiserlichen Kardinälen und besonders mit dem von Trient einen scheinbaren Vorwand zum Verlassen der letzteren Stadt hervorzubringen. Und dann: Madruzzo, bisher der Führer der unabhängigen Reform und kaiserlichen Partei, verschwand völlig vom Konzil. Er sah sich, auf die Anklagen De Montes hin, von Rom aus dermaßen mißhandelt und bedroht, daß er um Verzeihung bitten mußte und sich völlig zurückzog. Das Konzil wurde immer mehr von allen denjenigen gereinigt, welche nicht durchaus den Wünschen der Legaten Rechnung trugen. Manche dieser Bischöfe, wie der von La Cava, wurden von der gefügigen Mehrheit mit Schimpf von der Synode vertrieben. Der Kardinal Pole, obwohl dem Namen nach einer der Präsidenten, hielt sich von einer Versammlung entfernt, die je länger je mehr seine gemäßigten und versöhnlichen Bestrebungen verwarf. Unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit hatte er sich nach Padua zurückgezogen und erlangte endlich vom Papste seine völlige Abberufung.

Aller dieser Gegner entledigt, hofften De Monte und Cervino leicht den Widerstand einiger Prälaten gegen die Uebertragung des Konziles brechen zu können. In vertraulichen Briefen an einflußreiche Amtsbrüder in Rom sprachen die beiden Legaten offen aus, der deutsche Krieg sei nur ein Vorwand für die Verlegung. Sie fügten hinzu, letztere sei um so wichtiger, als es sich jetzt darum handle, die Rechte des Bisthums gegenüber dem heiligen Stuhle zu bestimmen, und man hierbei des Konziles in einer päpstlichen Stadt sicherer sei als in Trient. — Das war das Verfahren der päpstlichen Diplomatie, die sich stets mit frommen und tugendhaften Motiven zu schmücken wußte, während in der That Eigennutz sie leitete und ihre Mittel auf Lug und Trug hinausliefen!

Aber als die Legaten auf dem Punkte waren, der Generalkongregation die Verlegung vorzuschlagen, griff der Kaiser mit Entschiedenheit dagegen ein. Er hatte den Protestanten erfolgreich widerstanden und sich mit den österreichischen, spanischen, italienischen und päpstlichen Truppen zu vereinigen gewußt. Er war nun stärker als seine Gegner, und mit seiner Macht war auch sein Ansehen gewachsen. Man konnte offenbar den Vorkämpfer

der Kirche und des Papstthums selbst nicht vernachlässigen. Er aber erklärte dem heil. Vater und den Legaten peremptorisch, daß er eine Vertagung oder Verlegung des Konzils niemals dulden werde. Wider Cervino, den er für seinen eifrigsten und gefährlichsten Gegner hielt, sprach er direkte Drohungen aus und verlangte sogar in Rom dessen Abberufung.[1])

Der Papst und seine Legaten hatten nicht den Muth, offen mit dem mächtigen Herrscher zu brechen, welcher das Schicksal der Kirche in Händen hatte. Sie zogen es vor, für den Augenblick zu weichen, eine günstigere Zeit für die Verwirklichung ihrer Pläne abzuwarten. De Monte erklärte zu allgemeiner Ueberraschung in der Kongregation vom 13. August: in den letzten Wochen habe man wegen des Durchzuges der Truppen und der Durchreise des Kardinals Farnese nach Deutschland wenig gethan; jetzt aber, wo die Angelegenheiten in Deutschland sich sehr günstig gestaltet, müsse man die Arbeiten der Versammlung ernstlich wieder aufnehmen, auch dürfe Niemand Trient verlassen, da jede Besorgniß vor einer Gefahr verschwunden sei. Die schon von Trient abgereisten Bischöfe wurden von den Legaten durch Eilboten zurückberufen.

Indeß der hervorragendere unter den beiden Legaten, Cervino, wollte deßhalb auf die römischen Absichten noch nicht Verzicht leisten. Da man sie gegen den Willen des Kaisers nicht verwirklichen konnte, suchte er mit dem letzteren ein Uebereinkommen zu treffen. Er erbot sich, augenblicklich auf die Veröffentlichung der Rechtfertigungslehre zu verzichten, um so dem Kaiser die Zeit zu geben, vorerst die Protestanten zu entwaffnen. Karl dagegen sollte die Suspension des Konzils, zunächst auf sechs Monate, sowie die Ueberweisung der gesammten Disziplinarreform an den Papst gestatten. In diesem Sinne schlossen die Legaten einen Vertragsentwurf mit den Vertretern Karls in Trient ab. Allein diese Uebereinkunft fand nicht die Billigung des Kaisers (Dezember 1546). Da brachen die Legaten, voll Grimm, sich fortwährend von diesem Herrscher behindert zu sehen, die Verhandlungen ab, und noch am Nachmittage desselben Tages, wo die Botschaft des Kaisers eingetroffen, ermahnte De Monte die Väter, einen Termin zur feierlichen Veröffentlichung der Dekrete über die Rechtfertigungslehre festzusetzen: trotz der heftigen Proteste Pachecos und der spanischen Prälaten entschied die allezeit unterwürfige italienische Mehrheit, daß die nächste öffentliche Sitzung schon am kommenden 13. Januar stattfinden sollte. Es war das ein neuer Beweis, wie wenig begründet die Behauptung der Legaten war, das Konzil sei in Trient allzu sehr dem kaiserlichen Einflusse unterworfen.

Diese sechste öffentliche Sitzung war von der größten Wichtigkeit. Man publizirte in derselben die Kapitel und Kanons über die Rechtfertigungslehre und befestigte dadurch auf immer die Theilung der Christenheit in zwei feind-

---

1) Der Kaiser an Juan de Vega, seinen Gesandten in Rom, 31. Juli; Maurenbrecher S. 72.*

liche Kirchen. Es war dies ein entscheidender Augenblick! Das Konzil setzt im fünften Kapitel fest, daß der Beginn der Rechtfertigung die freiwillige Gnade Jesu Christi sei, die ohne jedes Verdienst des Menschen eintritt, die aber dieser annehmen oder zurückstoßen kann; so daß er selbst (Kap. 6) ein Verdienst an seiner Rechtfertigung hat durch seine Bereitwilligkeit zum Glauben, seine Reue, seine guten Entschlüsse zur Abtödtung des Fleisches, seinen Gehorsam gegen die Anordnungen der Kirche, seine guten Werke (Kap. 10. 16). Jeder Gläubige kann die göttliche Gnade zu erlangen hoffen, aber Niemand ist sicher sie zu erlangen (Kap. 9). Eine Todsünde hat den Verlust der Gnade zur Folge, selbst wenn der Glaube unberührt geblieben (Kap. 15). Das waren alles Sätze, die der protestantischen Lehre geradezu widersprachen. In 33 Kanons wurde die feierliche Verdammung über alle entgegengesetzten Meinungen verhängt.

Das Konzil nahm gar keine Rücksicht auf den Kaiser mehr; es stand völlig unter dem Einflusse Cervinos, dessen klerikaler Eifer durch Haß und Rachsucht gegen Karl gesteigert wurde. Noch in derselben Sitzung beschloß man, allen Bischöfen, die ohne genügende Entschuldigung der Versammlung fern geblieben, den Prozeß zu machen. Die Mehrheit sprach offen aus, daß sie damit vor allen die deutschen Bischöfe im Auge hatte.[1])

Die Väter arbeiteten mit Eifer und Fleiß daran, das dogmatische Gebäude der Kirche mit immer neuen Wällen gegen jedes Eindringen der Ketzerei zu umgeben. Wie sehr hatten sich abermals diejenigen getäuscht, die von der Synode die Aussöhnung mit den Protestanten erhofft hatten! Man ging zu einem Glaubensdekrete über die Sakramente über. Auf den früheren Konzilien hatte man nicht die ketzerischen Ansichten im Allgemeinen, sondern die ketzerischen Lehrer persönlich angegriffen und letzteren so das Recht und die Gelegenheit gegeben, vor der Versammlung selbst ihre Anschauungen zu vertheidigen. In Trient verfuhr man anders. Paul III. fürchtete, daß, wenn man die Protestanten vor das Konzil berufe, sich in demselben Meinungsverschiedenheiten herausstellen würden, die der Welt zeigten, daß viele Bischöfe im Grunde zu den lutherischen Meinungen hinneigten. Er befahl demnach, keinen Namen außer den Luthers anzuführen, der soeben gestorben war und also nicht mehr schaden konnte, sowie jedes gerichtliche und deßhalb kontradiktorische Verfahren zu vermeiden. So konnte man freilich mit Leichtigkeit abwesende Feinde bekämpfen und besiegen! Das Konzil setzte in vierzehn Artikeln über die Sakramente im Allgemeinen, siebzehn über die Taufe und vier über die Konfirmation im Besondern fest, daß die Sakramente sieben an Zahl, daß sie unentbehrlich seien zur Erlangung der göttlichen Gnade, daß die Priester allein das Recht hätten, sie zu ertheilen u. s. w.

Lebhafter entbrannte der Kampf über das wieder hervorgeholte Reformdekret über die Residenz der Bischöfe. Kann der Papst letztere von dieser

1) Pallavicini VIII, 18, 13; IX, 1, 12.

Pflicht dispensiren oder nicht? Er kann es, wenn sie menschlichen, historischen Rechtes ist; er vermag es nicht, wenn Gott selbst den Bischöfen die Residenz auferlegt hat. Diese letztere Meinung wurde besonders, durch Wort und Schrift, von den Spaniern vertheidigt. Es handelte sich dabei keineswegs um eine bloße, jedes praktischen Werthes entbehrende Theorie, wie die Legaten glauben machen wollten. Zehnmal schon hatten die Konzilien die Abwesenheit der Bischöfe von ihren Sprengeln verboten; aber diese Vorschriften waren ohne Erfolg geblieben, weil die Päpste stets mit der größten Bereitwilligkeit Dispense gewährt hatten. Im Jahre 1538 hatte eine Kommission von Kardinälen selbst konstatirt, daß es beinahe keinen Bischof mehr gebe, der noch regelmäßig Residenz halte![1]) Offenbar mußte Abhülfe für so verderbliche Zustände geschaffen werden. Außerdem wollten die Bischöfe der Unabhängigkeitspartei dem Papste die Ernennung würdiger und fähiger Prälaten auferlegen, während die Legaten und deren Anhänger hierbei nur von einer demüthigen Bitte an den h. Vater reden hören wollten.

Trotz der langen Dauer dieser Kämpfe war das schließliche Ergebniß leicht vorher zu sehen. Während die Zahl der „Ultramontanen" wenig zunahm, sandte die Kurie von den hunderten ergebener italienischer Bischöfe immer mehr nach Trient. Unbekümmert um die Reformwünsche der auswärtigen Nationen, suchten dieselben nur den Beifall des päpstlichen Hofes zu erlangen, durch ihr numerisches Uebergewicht die Opposition der Fremden mundtodt zu machen. Der Bischof von Saluzzo wagte schon dem Konzil die allgemeine Autorität zu bestreiten, weil der Papst ihm nicht anwohne, und von spanischen Füchslein zu sprechen, die heimlich an der Unterwerfung des h. Vaters unter das Konzil arbeiteten.[2]) Widersprechende Prälaten drohte man ohne weiteres als Ketzer vor die Inquisition zu zitiren! Was blieb da noch von der vielgerühmten Freiheit des Konzils übrig? Und mit diesen Mitteln der Einschüchterung erlangte man wirklich den gewünschten Zweck. Die Unabhängigkeitspartei wich vor den Schlägen, welche Legaten und Mehrheit ihr beständig zufügten, zurück. Sie verzichtete darauf, in dem Dekrete über die Residenz der Kardinäle zu erwähnen, welche die Spanier stets demselben hatten unterwerfen wollen. Freilich hatte dem Papste diese Sache so sehr am Herzen gelegen, daß er deßhalb an die Spanier ein besonderes Schreiben voll Vorwürfe gerichtet hatte.

Am 5. März 1547 fand also die siebente öffentliche Sitzung statt. Man publizirte in derselben die Verfügungen über die Sakramente und über die bischöfliche Residenz. In dem letztern Dekret war die Entscheidung der wichtigen Fragen, ob diese Verpflichtung göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei, richtig vermieden. Es verbot nur, mehrere Bisthümer, Pfarreien oder sonstige kirchliche Benefizien in derselben Person zu vereinigen. Es befahl, daß jeder

---

1) Le Plat II, 601. 2) Generalkongregation v. 15. Januar 1547; Theiner I, 383.

erwählte Bischof sich innerhalb sechs Monaten weihen lassen müsse. Es unterwarf die Kandidaten des Priesteramtes einer Prüfung vor dem Diözesanbischofe und gab diesem letzteren das Recht, alle Kirchen seines Sprengels und selbst sein Domkapitel zu revidiren und zu reformiren. Alles das waren ohne Zweifel treffliche Vorschriften. Aber da die Legaten es durchgesetzt, daß man dem Dekrete die Formel voranstellte: „ohne in etwas die Autorität des h. Stuhles zu vermindern" — so hatten sie allen Mißbräuchen wieder Thür und Thor eröffnet; zumal ja die Erklärung, daß die Residenz den Bischöfen von Gott selbst auferlegt sei, ausgelassen war! Das Recht des Papstes, von jener Verpflichtung zu dispensiren, blieb also bestehen, Intrigue und Bestechung konnten von neuem die strengsten und nothwendigsten Kirchengesetze verletzen!

Die Sitzung vom 5. März sollte einstweilen die Arbeiten der Synode beschließen. Ohne es zu ahnen, war dieselbe dicht vor einer Katastrophe angelangt.

Wir wissen, daß das Konzil sein Dasein der Ueberzeugung Pauls III. verdankte, er könne des guten Willens des Kaisers nicht mehr zur Rettung der Kirche aus den sie von allen Seiten bedrohenden Gefahren entrathen. Um für das Papstthum die starke Hülfe Karls V. zu erhalten, hatte er des letztern Wunsch erfüllt, die Vertretung der katholischen Christenheit in eine Stadt des deutschen Reiches zusammen zu berufen. Indeß nun hatte sich seit einigen Monaten die Lage völlig geändert. Der Kaiser hatte über seine protestantischen Gegner überall den Sieg davongetragen. Süddeutschland war bis Ende 1546 in seine Hand gerathen; die Eroberung Norddeutschlands im nächsten Feldzuge konnte kaum zweifelhaft erscheinen.

Diese Vortheile der kaiserlichen Sache waren entscheidender, als der Papst erwartet hatte. Nun fürchtete er die deutschen Protestanten, die er verloren glaubte und die jedenfalls mit Karl unheilbar zerfallen schienen, nicht mehr. Gegen letzteren aber begann er Eifersucht und Besorgniß zu fühlen. Würde der Kaiser als unbestrittener Herr Deutschlands nicht mit doppelter Wucht auf Italien, auf dem Papstthum lasten? Schon hatte er zum Statthalter Mailands den Ferdinand Gonzaga eingesetzt, einen unversöhnlichen Feind der Farnese; schon hatte dieser Streit begonnen mit Pier Luigi, dem Sohne des Papstes, durch ihn Herzog von Parma und Piacenza. Indeß wäre es ungerecht, zu behaupten, daß nur weltliche Beweggründe, die Sorge für seine Stellung als italienischer Fürst oder die Bestrebungen zu Gunsten seiner Familie den Papst zur Stellungnahme gegen den siegreichen Karl V. veranlaßt hätten. Den Ausschlag gab vielmehr die Befürchtung, den h. Stuhl in gänzliche Abhängigkeit von den Habsburg gerathen zu sehen, selbst in Fragen des Glaubens; den Triumph der Reformtendenzen Karls V. über den hierarchischen Konservatismus der römischen Kurie zu erleben. Hatten sich doch in Trient selbst die Interessen beider Mächte als mehr und mehr unversöhnlich gezeigt. Des Kaisers Minister und Vertrauter, Granvella, höhnte ganz unverholen über diese wenigen italienischen Bischöfe, die der ganzen

Welt Gesetze vorschreiben wollten.[1]) Die Legaten ihrerseits sprechen es immer wieder in ihren vertraulichen Briefen aus, sie könnten sich nur auf die Italiener verlassen. Die Veröffentlichung der Dekrete über die Rechtfertigungslehre in der sechsten Sitzung erschien aller Welt als ein wahrer Akt der Feindseligkeit gegen den Kaiser.[2]) Und schon machte sich dieser Gegensatz auch in den politischen Angelegenheiten geltend.

Karl war auf das unangenehmste überrascht, als der Papst im Januar 1547 nicht nur seine Truppen von dem kaiserlichen Heere abberief, sondern ihm auch ankündigte, der päpstliche Schatz vermöge die im vorjährigen Vertrage versprochenen Hülfsgelder nicht mehr zu zahlen. Ja noch mehr, Paul schlug auch rund ab, ihm die fernere Ausbeutung der spanischen Kirche zu gestatten, deren Reichthümer bisher die Armeen des Kaisers zum großen Theile unterhalten hatten. Die Nepoten Pauls, die Farnese, begannen mit Franz I. Unterhandlungen, der trotz der feierlichen Verheißungen im Vertrage von Crespy sich anschickte, den beständigen militärischen und politischen Fortschritten des Kaisers ein Ziel zu setzen, und wirklich bereits Kriegsvorbereitungen traf, den Sachsen und Hessen Hülfsgelder versprach und über ein großes Bündniß gegen Karl mit Venedig, Dänemark und Schottland unterhandelte.[3]) So alliirte sich der Papst, freilich mittelbar, mit den Ketzern gegen den Kaiser, den Vorkämpfer des katholischen Glaubens wider die Ketzer!

Karl zeigte sich über seinen ungetreuen Verbündeten, den Papst, höchlichst entrüstet und gab seinem Grimm in seinen Gesprächen mit dem Nuntius ungeschminkten Ausdruck. Wollte man ihm doch den Sieg aus den Händen reißen im selben Augenblick, wo er ihn sicher zu halten glaubte. Er kündigte dem päpstlichen Botschafter an, er werde den spanischen Klerus besteuern und Kirchengüter veräußern auch ohne Genehmigung Sr. Heiligkeit; denn es handle sich um einen Kampf wider Ketzer, und so werde er dabei weniger Gewissensbedenken empfinden, als der Papst fühlen müsse, indem derselbe bei solchen Umständen sein Geld im Koffer behalte, um es zur Bereicherung und Vergrößerung seiner Familie zu verwenden. Ja Karl drohte mit einem Frieden und selbst Bündniß mit den Protestanten, mit deren Hülfe er sich leicht an allen seinen Gegnern rächen könne.

Paul glaubte sich wirklich von dem Kaiser schwer bedroht und wollte deßhalb vor allem das Konzil gänzlich dessen Einwirkung entziehen. So kam er auf den Plan einer Verlegung der Synode nach einer italienischen Stadt zurück: doch war er ein zu feiner Politiker, um seinen Widersachern Gelegenheit zu geben, ihn wegen eines solchen Gewaltstreiches persönlich vor der Christenheit anzuklagen. Er genehmigte demgemäß den Vorschlag de Montes

---

1) Ranke, Werke IV, 353. 2) Ribier, Lettres et Mémoires d'État. (Paris 1677.) I, 602. 3) Dep. Mesnages, französ. Gesandten bei dem Kaiser; Bucholtz, Gesch. Kaiser Ferdinands I. VI, 518 ff. — Verschiedene Depeschen der französ. Gesandten bei Ribier, I, 593 ff. 595 ff. 600. 606 ff. 610. 613. 617 f. 627 ff.

und Cervinos, die Mehrheit der Väter selbst solle die Ueberführung nach Bologna beschließen.

Ein Vorwand war leicht gefunden. In den ersten Wochen des Jahres 1547 waren zwei Mitglieder des Konzils sowie einige Theologen und Diener gestorben, wie dies bei einer so zahlreichen Versammlung meist bejahrter Personen sehr natürlich war. Sofort behaupteten die Legaten, eine Scharlachfieber-Epidemie sei in Trient ausgebrochen, und beauftragten den offiziellen Arzt des Konzils, den damals berühmten Doktor Fracastor, mit einer Untersuchung. Dieser Vertrauensmann der Legaten verfehlte selbstverständlich nicht, von schwerer Ansteckungsgefahr und sogar von der Pest zu reden.[1]) Ein Dutzend päpstlich gesinnter Bischöfe nahmen darauf sofort die Flucht, und nun hatten die Legaten den gewünschten Vorwand, die Epidemie und die unaufhaltsame Desertion der Bischöfe in der Generalkongregation vom 9. März 1547 zur Sprache zu bringen, indem sie schlauer Weise die Verantwortlichkeit für die zu treffenden Maßregeln dem Konzile selbst zuschoben.

Sie waren ihrer Sache von vornherein gewiß. Trotz der leidenschaftlichen Einreden der kaiserlichen Prälaten, trotz der Proteste der einheimischen Aerzte, welche, auf die Zahlen der Sterblichkeitsliste gestützt, die ganze Epidemie für eine Chimäre erklärten, ging die päpstliche Mehrheit mit Einstimmigkeit und Schnelligkeit in dem gewünschten Sinne voran. Mußte man sich doch beeilen, damit der Kaiser nicht von der geplanten Umwälzung zuvor Nachricht erhalte und Gegenmaßregeln treffen könne. Schon am 11. März beschloß man, mit 38 Stimmen gegen 14 und vier Enthaltungen, die Uebertragung des Konzils in den Kirchenstaat. Die Legaten lüfteten einigermaßen die Maske, hinter der sie sich versteckt, indem sie Bologna als Versammlungsort in Vorschlag brachten, was selbstverständlich sofort angenommen wurde. In den nächsten Tagen schon hatten sie und alle ihre Getreuen Trient verlassen. „In Bologna sind wir aus der egyptischen Sklaverei in das gelobte Land geführt," schrieb einer von ihnen wenige Monate später.[2])

Indeß blieben Pacheco und die kaiserlichen Bischöfe in Trient, wie Karl ihnen längst befohlen hatte. Ein wahres Schisma hatte sich im Konzil vollzogen. Von neuem war die Zukunft des Katholizismus von schweren Gefahren bedroht!

---

1) Selbst der kirchliche Historiker Raynaldi beschuldigt Fracastor und seinen Genossen Balduini der Täuschung. 2) Baluze-Mansi III, Appendix, S. 145.

II. Die zweite Trienter Versammlung.

Der Form nach hatten ohne Zweifel die in Trient zurückgebliebenen Prälaten Unrecht. Nicht der Papst und seine Legaten, die große Mehrheit des Konzils selbst hatte dessen Verlegung nach Bologna beschlossen, in völlig rechtmäßiger und unanfechtbarer Weise. Allein es war so klar wie das Sonnenlicht, daß diese Entscheidung auf Veranlassung der Präsidenten, ja des h. Vaters selbst getroffen worden war. Würde man sonst gewagt haben, gerade eine päpstliche Stadt für die künftigen Versammlungen zu wählen? Die kaiserlichen Gesandten behaupteten sogar, bestimmte Beweise für die Einmischung Pauls zu besitzen.[1]) Auch genehmigte er die Verlegung des Konzils nachträglich vor versammeltem Kardinalskollegium.

Freilich hatten die Dinge sich etwas schneller entwickelt, als der Papst geglaubt hatte. Selbst bei einigen Kardinälen fand er lebhaften Widerspruch. Er fing an, sich vor den Folgen des Geschehenen einigermaßen zu fürchten, zumal er Schlag auf Schlag sehr üble Nachrichten, von seinem jetzt gewählten Standpunkte aus, empfing. Der Vorwand für die Uebertragung des Konzils zeigte sich sofort in seiner ganzen Nichtigkeit, da unmittelbar nach der Abreise der Mehrheit von Trient dort jede Spur der angeblichen Epidemie verschwand. Auch blieben trotz der gemessensten Befehle aus Rom fast sämmtliche kaiserliche Prälaten ruhig in Trient, indem sie erklärten, daselbst die Wiedereröffnung des einzig gesetzmäßigen Konzils abwarten zu wollen. Ferner starb Franz I., auf den Paul alle seine Hoffnung gesetzt, schon am 31. März 1547, und sein Nachfolger Heinrich II. nahm zuerst eine durchaus friedfertige Haltung an. Der Sultan, auf dessen Angriffe gegen die Habsburg der Papst gleichfalls gerechnet, schloß mit denselben einen Waffenstillstand. Karl aber war mächtiger und furchtbarer denn je. Der Sieg bei Mühlberg, 24. April 1547, überlieferte ihm die Fürsten von Sachsen und Hessen, ja legte ganz Deutschland ihm zu Füßen.

Unter solchen Umständen hielt der Papst es für gerathen, an ihn den Kardinal Sfondrato zu senden, um zu versuchen, ihn für die Bologner Versammlung zu gewinnen. Vergebliche Hoffnung! Karl wies die Versicherung

---

1) Dep. Mendozas, Rom, 18. September 1547; Döllinger, Beiträge zur polit., kirchl. und Kulturgesch. (Regensburg 1862.) I, 115.

des Papstes, an der Verlegung des Konzils unschuldig zu sein, mit Hohn zurück. Er zeigte sich auf das äußerste ergrimmt. Er drohte, mit gewaffneter Hand gegen Rom zu ziehen: die Plünderung vom Jahre 1527 war noch in Aller Erinnerung! Er stellte ein förmliches Schisma, die Einberufung eines antipäpstlichen Konzils in Trient in Aussicht.

Karl, wie jeder geschickte Diplomat, verstand es, im passenden Augenblicke seinen Zorn und die Feindseligkeit seiner Absichten zu übertreiben, um den Gegner einzuschüchtern. Sein Plan war vielmehr, nie den Kreis der römischen Kirche zu verlassen, nie völlig mit dem h. Stuhl zu brechen, sondern nur diesen zur Unterwerfung unter seine eigenen Anschauungen, zur Wiederherstellung des Trienter Konzils, zum Ausgleich mit den gedemüthigten deutschen Protestanten zu nöthigen. Befahl er doch den in Trient Gebliebenen, zwar diese Stadt unter keinem Vorwande zu verlassen, aber auch sich jeder konziliaren Thätigkeit zu enthalten, um nicht eine Kirchenspaltung hervorzurufen. Die Geschichte des Basler Konzils zeigte zu deutlich, wie geringen Erfolg man von einer antipäpstlichen, schismatischen Synode zu erwarten hatte. Den Spuren jenes zu folgen, hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn Karl, wie Heinrich VIII. von England, sich an die Spitze einer besondern Kirche hätte stellen wollen. Aber das war allen Ueberzeugungen und zugleich den universalistischen Tendenzen des Kaisers zuwider. Auch würde ihm Spanien, die wahre Grundlage und Stütze seiner Macht, nie auf diesen Weg gefolgt sein. Der Aufenthalt seiner Bischöfe in Trient sollte nur dazu dienen, gegen die Bologner Versammlung zu protestiren und die Rückkehr der übrigen Prälaten dorthin zu erleichtern.

Wirklich glich die Versammlung in Bologna in nichts einem allgemeinen Konzile. Es befanden sich daselbst kaum dreißig Bischöfe, alles Italiener, die Hälfte davon Söldner der Legaten.[1]) Kein Gesandter eines weltlichen Fürsten war dort erschienen. Der Papst selbst ersuchte dieses Pseudokonzil, sich — zunächst bis zum September — zu vertagen und auf die Entwerfung irgend eines Dekrets zu verzichten. Allein damit vermochte er den Kaiser nicht zu befriedigen, der vielmehr, von diesem Zeichen offenbarer Schwäche Pauls ermuthigt, fester als je auf dessen völliger Unterwerfung beharrte.

Dazu wollte aber der Papst sich nicht verstehen. Er flehte Heinrich II. um Hülfe an, der wirklich sich dem Kaiser feindseliger gegenüber zu stellen anfing, auch einige französische Gesandte und Bischöfe nach Bologna schickte. Nun war Paul wieder voll Hoffnung: er wollte die Zahl der Prälaten in Bologna bis auf hundert vermehren, dann mit dem Konzile in dieser Stadt Ernst machen.

Die Lage wurde damit schwieriger für Karl. Indem er im Grunde kein Schisma wollte, hätte er sich den Entscheidungen der Bologner Versammlung

---

1) Ihre Liste bei Calenzio, S. 40 ff. — Regelmäßig besoldet sind 14 Bischöfe; andere erhalten gelegentlich Unterstützungen.

nicht widersetzen können. Da beschloß er, den Papst abermals einzuschüchtern durch einen Gewaltstreich, der jenen in seinen innigsten Gefühlen verwunden mußte. Durch Ferdinand Gonzaga ließ er Pierluigi von Parma, seinen gefährlichsten Gegner unter den Farnese, in Piacenza überfallen und diese wichtige Festung durch spanische Truppen besetzen; Pierluigi fand selbst dabei den Tod (September 1547).

Das war ein furchtbarer Schlag für den alten Papst. Seine Empfindungen als Vater und sein Familienehrgeiz waren zugleich hart getroffen. Trotz aller vom Kaiser beobachteten Vorsicht wußte man sofort, von wem der Streich ausgegangen war. Paul war außer sich: mit Frankreich, Venedig, ja den Türken und Barbaresken wollte er sich verbinden — „sich dem Teufel ergeben", wie der Kardinal Farnese cynisch ankündigte — die italienischen Staaten Karls erobern und unter die Alliirten vertheilen.[1]) Allein keiner von diesen Plänen glückte. Die Venezianer waren viel zu vorsichtig, um wegen eines kranken Greises, dessen Tod offenbar nahe bevorstand, sich die Feindschaft der Habsburg aufzuladen. Die Agenten des Papstes und der Franzosen in den kaiserlichen Besitzungen in Italien wurden entdeckt und bestraft. Endlich betheiligte sich Heinrich II. an den inneren Wirren Schottlands und gerieth dadurch in einen Kampf mit England. Der nahm ihn so in Anspruch, daß er den Papst wissen ließ, er könne jetzt nicht an einen Krieg mit dem Kaiser denken; ja er machte dem letztern Freundschaftserbietungen.[2]) Da mußte freilich Paul III. nothgedrungen auf jede Rache für den Tod seines Sohnes verzichten und Piacenza einstweilen in den Händen des Kaisers belassen.

Wie Karl auf politischem Gebiete die Initiative ergriffen hatte, so begann er auch auf dem religiösen den Angriff. Auf dem Augsburger Reichstage im Herbste 1547 versprachen die Häupter des deutschen Protestantismus, sich einem abermals nach Trient einzuberufenden Konzil unterwerfen, der Kaiser ihnen dort persönliche Sicherheit und das Recht der freien Auseinandersetzung ihrer Lehrmeinungen verschaffen zu wollen. Des Papstes geschah dabei gar nicht Erwähnung. Deutschland schien geeinigt ohne und selbst wider den Papst. Alle Intriguen des Kardinals Sfondrato[3]) scheiterten an dem Unwillen selbst der katholischen Reichsstände gegen den Papst; die geistlichen Fürsten und sogar der Primas von Polen, der Erzbischof von Gnesen, forderten von Paul in direkten Schreiben die unverzügliche Herstellung des Konzils von Trient.

Der heilige Vater sah sich mit der äußersten Mißachtung behandelt; noch mehr aber schmerzte es ihn, daß die Spanier so gar keine Anstalten trafen, den Farnese das feste Piacenza zurückzugeben. So arbeitete er sich in die äußerste Erbitterung gegen den Kaiser hinein. Zwischen ihm und dem spanischen Botschafter kam es zu wirklich skandalösen Auftritten, zu herbem

1) Maurenbrecher S. 163. — Druffel I, 74 f. 77 ff. — Döllinger, Beiträge. I, 86 f. 117 f. 121 ff. 2) Heinrich II. an Kardinal Du Bellay, 15. Januar 1548; Ribier II, 113 f. 3) v. Druffel III, 77.

persönlichen Zank.[1]) Die Aussicht, daß die Protestanten in großer Zahl in Trient erscheinen würden — obwohl offiziell der Papst das stets gefordert hatte — war ihm in Wahrheit sehr unangenehm. Es war dies vielmehr einer seiner Hauptgründe gegen die Rückkehr des Konzils nach Trient, da er von ihrer Gegenwart eine Verstärkung der Opposition gegen die Kurie und den Sieg der „Ultramontanen" fürchtete.[2]) Er hob Truppen aus, um wenigstens den Kirchenstaat gegen einen Handstreich der Kaiserlichen zu schützen. Nur der Form nach wich er dem Drängen Karls und der Deutschen: er und die Synode erklärten sich zur Rückkehr nach Trient bereit, aber unter Bedingungen, die für den Kaiser und die Protestanten völlig unannehmbar waren. Die klerikalen Mitglieder des heiligen Kollegs, vor allen Caraffa und Cervino, waren seine hauptsächlichsten Rathgeber, Leute, welche die Kirche auf den mittelalterlichen Grundlagen wieder aufbauen, von einer Gleichberechtigung der weltlichen mit der geistlichen Gewalt durchaus nicht reden hören wollten. Es handelte sich hier allerdings um den Kampf zweier großer, allgemein geschichtlicher Prinzipien: das erklärt zum guten Theil die von beiden Seiten gezeigte Hartnäckigkeit.

Der Kaiser wollte unter allen Umständen den Trotz der Kurie brechen; dann glaubte er, da die Protestanten schon geschwächt und gedemüthigt waren, die weltgeschichtliche Aufgabe des Ausgleiches zwischen den beiden Religionsparteien unter seiner Aegide gelöst. Er befahl also, den großen Schlag gegen den widerstrebenden Papst auszuführen. Der Generalfiskal von Kastilien Franz Vargas, und Martin Velasco legten am 18. Januar 1548 in den schärfsten Ausdrücken vor den zu Bologna versammelten Vätern feierlichst Verwahrung ein gegen alle deren Akte, die sie für null und nichtig erklärten, ebenso wie die Verlegung des Konzils selbst. Sie kündigten zugleich an, der Kaiser würde die durch die Nachlässigkeit des Papstes und die Anmaßungen eines ungesetzlichen Konzils gefährlich bedrohten Interessen der Kirche selber in die Hand nehmen. Der gleiche Protest, der um so heftiger schien, je feierlicher die Formen waren, die ihn umgaben, wurde in Rom vor dem heiligen Vater und der Versammlung aller Kardinäle durch D. Diego Hurtado de Mendoza, den kaiserlichen Gesandten, ausgesprochen.

Welche stolze Stellung nahm Karl da ein! Noch einmal setzte er dem Papstthum die kaiserliche Gewalt in all der Ausdehnung entgegen, welche dieselbe im alten Rom und während der ersten Hälfte des Mittelalters als Schutzmacht der Kirche gehabt hatte. Er that es mit Nachdruck und Beharrlichkeit und — sagen wir es gleich — mit Erfolg. Vergebens schlug Paul III. den Ausweg vor, in Trient nur die deutschen Angelegenheiten, das Uebrige aber in einer italienischen Stadt zu verhandeln. Mendoza wies diesen Plan mit stolzer Ironie zurück, indem er sagte, es liege weder Seiner Majestät

1) Die Einzelheiten bei Lafuente, Historia general de España. XII, 511 ff.
2) Pallavicini (X, 7, 3) gesteht das offen ein.

noch Seiner Heiligkeit ob, dem heiligen Geiste Schranken zu setzen, da derselbe doch dem Wesen nach frei sei und dem Konzile alle Beschlüsse eingeben könne, die ihm gefielen.

Bald darauf belegte der Senat von Mailand, auf kaiserlichen Befehl, unter wenig stichhaltigen Vorwänden alle Einkünfte des Kardinals de Monte von seinem Bisthum Pavia mit Beschlag.

Karl aber ging auf dem Wege der selbständigen Regelung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, ohne Rücksicht auf den Papst, entschlossen weiter voran. Er hatte von dem letztern die Sendung von Kardinälen nach Deutschland gefordert, die mit hinreichenden Vollmachten versehen wären, um in diesem Lande das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und die theilweise Säkularisation der Kirchengüter autorisiren zu können.[1]) Da Paul damit zögerte, veröffentlichte der Kaiser in eigenem Namen das „Interim", das bestimmt war, einstweilen für ganz Deutschland gültiges religiöses Gesetz zu werden. Es unterschied sich nicht nur der Form und dem Ausdrucke nach vielfach von den Dekreten des Trienter Konzils, sondern gestattete auch, ohne die vorgängige Zustimmung Roms, das Abendmahl in beiderlei Form und die Verheirathung der Priester (Mai 1548). Im folgenden Monat gaben Kaiser und Reichstag, ebenfalls ohne den Papst zu fragen, ein neues Edikt über die Kirchenreform, das viele lobenswerthe Dinge enthielt und zumal — was der Kurie stets als eine Gefahr für seine Allmacht erschien — häufige Provinzialkonzilien anordnete.

Vergebens legte der heilige Stuhl gegen diese Einmischung der weltlichen Gewalt in kirchliche Angelegenheiten Verwahrung ein. Kardinal Farnese sagte, er wolle im Interim sieben oder acht Ketzereien nachweisen; der Kaiser habe gewaltiges Aergerniß in der Christenheit erregt. Karl kümmerte sich wenig darum und fuhr fort, alle Vermittelungsvorschläge des Papstes abzulehnen: er wollte die Wiederaufnahme der Trienter Versammlung, nicht mehr, nicht weniger. Allein es stellte sich doch heraus, daß er zur Durchführung des Interims der päpstlichen Mitwirkung nicht entrathen könne. Daß die Bischöfe verheirathete Priester zu gottesdienstlichen Verrichtungen zuließen, daß sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt bewilligten, daß andrerseits die protestantischen Fürsten nichts für ihre okkupirten Kirchengüter zu fürchten hatten — zu dem Allen bedurfte man besonderer Vollmachten vom Papste. Nun beauftragte freilich Paul im September 1548 den Bischof Pighino von Ferentino, und Lippoman, den Koadjutor von Verona, sich nach Deutschland zu begeben und dort mit dem apostolischen Nunzius — dem Bischof von Fano — in Gemäßheit der Gewalten, die er selbst ihnen geben werde, an dem Ausgleich mit den reuigen Ketzern zu arbeiten. Allein das Alles war viel mehr Schein eines Zugeständnisses, als Wirklichkeit. Karl hatte für diese wichtige Aufgabe Kardinäle verlangt; Paul gewährte ihm nur einfache Bischöfe. Und diese sollten

1) Döllinger, Beiträge. I, 151. 153. — Druffel I, 113 ff.

die Priesterehe und den Verzicht auf eingezogene Kirchengüter nur immer für einzelne Fälle aussprechen, keineswegs in allgemeiner Weise, um nicht für fromme und rechtgläubige Seelen Aergerniß und Zweifel hervorzurufen. Endlich verzögerten jene Legaten zuerst ihre Reise und dann die Veröffentlichung ihrer Vollmachten mehrere Monate lang, so daß die deutschen Diözesen sich in der größten Verlegenheit befanden und die Ausführung des Interim allerorten stockte. Durch diese Intriguen wollte der Papst nur den Kaiser zwingen, ihm zuvor Piacenza und sein Gebiet wieder auszuliefern. Er war überzeugt, der Kaiser bedürfe seiner zur Regelung der deutschen Angelegenheiten. Um aber letztere einstweilen wieder zu verwirren, den Kaiser desto abhängiger von der Kurie zu machen, rieth Paul schamlos dem französischen Herrscher, die schottischen Katholiken ihren kalvinistischen Gegnern zu opfern, um dann mit aller Macht den deutschen Protestanten gegen den rechtgläubigen Kaiser zu helfen![1]) So viel wichtiger war diesem Pontifex die Politik als die Religion, deren Schutz doch die Aufgabe und der Grund seines hohen Amtes war! Aber er hatte noch einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die französische Regierung hegte tiefes Mißtrauen gegen Paul, diesen „Fuchskopf"; lebhafte Freundschaftsversicherungen wurden vielmehr zwischen Heinrich II. und Karl V. ausgetauscht. Der Papst mußte abermals weichen — aber er wich doch nur Schritt für Schritt. Im Mai 1549 wurden die Vollmachten der Legaten den einzelnen deutschen Bischöfen übertragen; doch waren dieselben derart mit Einschränkungen und Bedingungen umgeben, daß man von ihnen nicht viel Erfolg erwarten konnte. „Ich will den Kaiser zur Ader lassen," sagte Paul zu dem französischen Botschafter d'Urfé, „ohne daß er sein Blut sieht." Allein Karl war scharfblickend, und gab auch seinerseits für die Rückstellung Piacenzas nur sehr unbestimmte Hoffnung.

Wie sehr war doch dieser ganze Streit entartet; wie unwürdig, jeder höhern Rücksicht bar, nur auf egoistische und persönliche Vortheile gerichtet ist zumal die Politik des Papstes! Die höchsten religiösen Aufgaben der Christenheit wurden der Frage des Besitzes einiger kleiner italienischer Festungen untergeordnet!

Endlich versuchte Paul, dem Kaiser durch List beizukommen. — Zunächst brachte er demselben ein schweres Opfer, indem er formell und endgültig die Versammlung von Bologna auflöste (17. September 1549); er begründete diese Maßregel durch die Ankündigung, daß er nun die Reformdekrete in Rom selbst aufstellen lassen werde. Das Bologner Konzil hatte während seiner zweiundeinhalbjährigen Dauer nicht einen einzigen Beschluß fertig gebracht! Diese Unthätigkeit des unter dem Schutze der Kurie stehenden Konzils, der Umstand, daß der Papst es nie für legitim zu erklären gewagt hatte, endlich nun die Suspension: alles das machte eine schwere Niederlage für das Papstthum aus. So beurtheilten die Ultras der päpstlichen Partei — unter

1) Dep. des Kard. Du Bellay, 28. März 1549; Druffel I, 211.

anderen der Kardinal de Monte — die Sachlage. Die Reformpartei in Rom, z. B. der Kardinal Pole, waren nicht minder erschreckt und bekümmert über den schmählichen Ausgang des ganzen Konzils, dessen Zusammentritt sie vier Jahre früher mit so lebhaften Hoffnungen begrüßt hatten.[1]) Es schien, als sei die Kirche mit Unfruchtbarkeit geschlagen, als sterbe sie langsam an Altersschwäche.

Der Papst hatte nur seine kleinlichen Intriguen, die materiellen Vortheile des römischen Hofes im Auge. Er zeigte die wahre Absicht, die er bei der Auflösung der Pseudo-Synode gehabt, indem er zur selben Zeit wiederholt und nachdrücklich die vier hervorragendsten unter den in Trient gebliebenen Prälaten nach Rom berief, damit sie dort an der Berathung der nöthigsten Reformen theilnähmen.[2]) Er wollte offenbar der Trienter Versammlung ebenso wie der Bologner endgültig ein Ziel setzen, die Kurie zum Mittelpunkt der Kirchenverbesserung machen, die ohne Zweifel in diesem Falle nur zur Vermehrung der päpstlichen Macht und Einkünfte gedient hätte. Die spanischen Prälaten aber geriethen durch diesen unbedingten Befehl des Papstes in nicht geringe Verlegenheit. Sie schrieben dem Kaiser: sie fühlten sich in ihrem Gewissen beängstigt, wenn sie nicht der Anweisung ihres kirchlichen Obern gehorchten, zumal dieselbe nichts Ungerechtes enthalte. Da stellten sie dem Kaiser die Alternative: er möge den Papst zur Rücknahme seiner Anordnung bewegen, oder er müsse ihnen gestatten, sich nach Rom zu begeben (September 1549).

Aber das Eine konnte Karl und das Andere wollte er nicht thun. Es war eine kritische Lage wie zwei Jahre früher, vor der Einnahme Piacenzas. Der Kaiser beschloß abermals die Offensive zu ergreifen, den eigensinnigen Greis nicht zu schonen; ihn noch einmal in seinen persönlichen Neigungen und in seinem Familienehrgeiz tief zu verwunden. Er erklärte rund heraus, Parma und Piacenza gehörten nicht der Kirche, sondern bildeten einen untrennbaren Bestandtheil des Herzogthums Mailand. Also, anstatt Piacenza herauszugeben, forderte er noch Parma! Er zeigte sich bereit, den Ottavio Farnese, dem sein Großvater Paul III. das Herzogthum Parma und Piacenza übertragen hatte, zu entschädigen; aber nur nachdem Papst und Kardinalkolleg die beiden Städte in aller Form an Mailand abgetreten; übrigens sollte diese materiell sehr reiche Entschädigung nicht aus souveränen Gebieten, sondern aus Ländereien im Königreich Neapel bestehen. Dieses Anerbieten erschien wie Spott, wenn man bedenkt, daß Pauls Hauptbestreben war, seiner Familie eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Da Papst und Kardinäle darauf durchaus nicht eingingen, fiel auf jenen von neuem ein furchtbarer Schlag nieder. Derselbe Oktav Farnese, für den er stritt, wurde von seinem Schwiegervater, dem Kaiser, veranlaßt, der Lehnshoheit der Kirche

1) Quirini, Epistolae Poli. IV, 68. 2) Die betr. Aktenstücke im Brüsseler Archiv.

abzusagen und die des Reiches anzuerkennen. Paul III., der so oft durch Nepotismus gesündigt hatte, wurde nun durch eben das, wodurch er gefehlt, grausam gestraft. Diese wiederholten Unglücksfälle und Demüthigungen brachen endlich dem 83jährigen Greise das Herz. Er starb am 10. November 1549. Er hatte große geistige Fähigkeiten besessen, zumal die eines nie um seine Mittel verlegenen, wenig bedenklichen, äußerst gewandten Diplomaten. Zugleich war er ein guter Verwalter gewesen, im Grunde wohlwollend, von seinen Unterthanen geliebt. Aber er hatte die Tendenzen seiner Zeit bekämpft, und eben deßhalb war er besiegt und mit ihm das Papstthum so tief gedemüthigt worden, wie nie zuvor.

Der Kaiser hatte seit lange das Hinscheiden Pauls erwartet und darauf gerechnet. Vielleicht hatten seine letzten Maßregeln schon darauf gezielt, das Ende des hochbetagten Papstes zu beschleunigen, der so oft geprahlt hatte, er werde den kränklichen Kaiser überleben! Karl hätte nun sehr gewünscht, einen der reformfreundlichen Kardinäle, zumal Reginald Pole, auf den päpstlichen Thron erhoben zu sehen. Wirklich fehlten diesem Prälaten, auf den die ganze freisinnige Partei unter den Katholiken ihre Hoffnungen gesetzt hatte, im Konklave nur zwei Stimmen zu der für die Wahl erforderlichen Zweidrittelmehrheit. Aber die französischen und zu Frankreich neigenden Mitglieder des heil. Kollegs, sowie die strengen Eiferer traten wider ihn im entscheidenden Augenblicke mit solcher Festigkeit auf, daß die Kaiserlichen auf seine Erhebung verzichten mußten. Da es sich nun um ein Mitglied der Gegenpartei handelte, nahm Don Diego de Mendoza den Kardinal de Monte an, den Legaten von Trient und Bologna. Er hatte sich freilich übereifrig und extrem in seiner klerikalen Richtung gezeigt, aber auch wenig befähigt; und gerade wegen seines Egoismus, seiner Bereitwilligkeit jedem Eindrucke nachzugeben, seiner aufbrausenden Leidenschaftlichkeit galt er als leicht zu leiten. Am 7. Februar 1550 wurde er erwählt; er nannte sich Julius III.

Der spanische Staatsmann hatte sich nicht in ihm getäuscht. Zu der längst ersehnten hohen Stellung gelangt, wollte der neue Papst nur die weltlichen und literarischen Annehmlichkeiten derselben genießen. Um also den Frieden zu bewahren und zugleich um die Zukunft seiner Familie zu sichern, glaubte er vor allem sich mit dem ersten Monarchen Europas, mit dem Kaiser, gut stellen zu müssen. Wie waren doch die Franzosen enttäuscht, denen er vor seiner Wahl die schönsten Versprechungen gethan hatte! Dagegen ging er mit Eifer auf die Wünsche des Kaisers für Erneuerung des Trienter Konzils ein. Im Juli 1550 begab sich Msgr. Pighino wieder nach Deutschland, wo er mit des Kaisers vertrautem Minister Granvella einen förmlichen Vertrag zu diesem Behufe abschloß. Der Papst versprach darin, einstweilen die Gültigkeit der früheren Trienter Beschlüsse nicht zu erwähnen, um die Protestanten nicht abzuschrecken; der Kaiser, die Deutschen nöthigenfalls mit Gewalt zum Konzil zu bringen, auf demselben nichts gegen

die Gerechtsame der französischen Krone vorzuschlagen, auch sich in der Nähe Trients aufzuhalten und dort jeden Angriff auf die päpstliche Autorität zu verhindern.



Papst Julius III.
Originalgroßes Facsimile des Kupferstiches von Enea Vico (um 1512—1570).

Ganz und gar schien Julius III. für die konziliaren Ideen gewonnen. Er söhnte sich mit Pacheco aus, dem Führer der in Trient verbliebenen Spanier. Er setzte eine Kommission von sechs Kardinälen ein zur Verschärfung der für Ernennung zu kirchlichen Benefizien nothwendigen Bedingungen; und darin saßen Pole und Sfondrato, beide gründlichen Reformen geneigt. Eine zweite Kommission hatte die Mißbräuche des Konklave zu untersuchen und abzustellen.

Leider war es überaus schwer, die beiden Hauptmächte der katholischen Welt zu demselben Unternehmen zu vereinigen.

Heinrich II., unter der Leitung der ehrgeizigen Familie der Guise, war damals fest entschlossen, den Supremat Karls V. in Europa mit allen Mitteln zu bekämpfen. Er war sehr gereizt wider Julius III., der schmählich die französische Partei, die ihn auf den Thron gehoben, verlassen hatte und zu den Spaniern übergegangen war. Wie hätte der König sich nun an einem Konzile betheiligen sollen, das Papst und Kaiser gemeinsam zu Stande brachten und leiteten? Unter dem boshaften Vorwande: Trient biete als den Habsburg untergebene Stadt nicht hinreichende Sicherheit für die Unabhängigkeit des Konzils, wie dies ja Se. Heiligkeit früher als Legat stets behauptet habe[1]) — wies er jede Betheiligung Frankreichs an der Synode kurzweg ab. Indeß Heinrich war weit, und die kaiserlichen Besatzungen in Siena und Gaëta waren nahe — und so berief Julius III., ohne auf die Verwahrungen Frankreichs Rücksicht zu nehmen, am 14. November 1550 das Trienter Konzil von neuem auf den 1. Mai des kommenden Jahres ein.

Die Wahl der zur Leitung der Verhandlungen bestimmten Präsidenten war recht charakteristisch. Als erster Vorsitzender ward der Kardinal Marcell Crescenzio ernannt, ein vornehmer Römer mit tüchtigen canonistischen Kenntnissen, der als ein Anhänger des Kaisers galt, aber doch vor allem eifriger und selbst heftiger Vertheidiger der Gerechtsame des heil. Stuhles war. Als Gehülfen waren ihm unter dem bescheidenen Titel Nunzien zwei Bischöfe beigegeben: Pighino, damals Erzbischof von Siponto oder Manfredonia, und Lippoman von Verona. Beide waren von ihrer deutschen Legation her dem Kaiser wohl bekannt, aber doch vorzüglich den Interessen der Kurie ergeben.

Das war eben der schwache Punkt aller dieser Kombinationen, der Umstand, der im Grunde einen glücklichen Ausgang des Konzils unmöglich machte: trotz aller augenblicklichen Freundlichkeit und Einmüthigkeit gingen in Wirklichkeit die Absichten des Kaisers und des päpstlichen Hofes weit auseinander. Der letztere wollte die kirchlichen Dogmen so klar und unzweifelhaft neu formulirt sehen, daß die Protestanten besiegt, mit der Vertretung der ganzen christlichen Kirche in Zwiespalt gebracht und endlich vom Kaiser als Vollstrecker der konziliaren Beschlüsse zur Unterwerfung genöthigt würden. Karl dagegen wünschte vor allem so wichtige und durchgreifende Reformen, daß die Lutheraner sich damit begnügen und freiwillig mit der römischen Kirche aussöhnen könnten.[2]) Man wird leicht begreifen, daß bei einer solchen Divergenz ein Verständniß auf die Länge unmöglich war, und daß das Konzil früher oder später einen abermaligen Bruch in dem kaiserlich-päpstlichen Bündniß herbeiführen mußte.

---

1) Kardinal Tournon an Connetable, 20. April, und Heinrich II. an d'Urfé, 5. August 1550; Ribier II, 275 f. 279. 2) Kaiserl. Instr. an Franz v. Toledo, 5. Januar 1552; Maurenbrecher S. 276.

Dazu kamen weitere Schwierigkeiten. Der deutsche Episkopat und in noch höherm Grade selbstverständlich die Protestanten fühlten die entschiedenste Abneigung gegen eine Versammlung, die nicht nur vom Papste zusammenberufen, sondern auch infolge der Beschaffenheit der Vorsitzenden und des numerischen Uebergewichtes der Italiener völlig und zweifelos dem päpstlichen Einfluß unterworfen war. Trotz aller Bemühungen Karls wollte zunächst kein Deutscher sich zum Konzile begeben. — Zwischen dem Papst und dem Kaiser auf der einen, Frankreich auf der andern Seite begannen im Sommer 1551 die Feindseligkeiten in Italien selbst. Heinrich II. verhinderte auch die mit ihm verbündeten Schweizer, an dem Konzile Theil zu nehmen.

Als man das letztere am 21. Mai 1551 eröffnen wollte, waren — abgesehen von den Präsidenten und dem Kardinal Madruzzo — nur vierzehn Prälaten anwesend. Mit Rücksicht auf diese entmuthigende Thatsache beschloß die Mehrheit der kleinen Versammlung, die nächste öffentliche Sitzung bis zum 1. September zu vertagen; während des ganzen Sommers that man lediglich nichts. Der Papst, der sich von diesem Mißerfolg persönlich getroffen fühlte, und dessen Stärke nicht gerade Beharrlichkeit war, bedrohte den Kaiser in wenig verhüllten Worten mit einem vollständigen Bruche, wenn er nicht sein Versprechen erfülle und die Bischöfe und Fürsten Deutschlands nach Trient bringe.[1])

Karl mußte anerkennen, daß die Klagen des Papstes nicht unbegründet waren. Er wandte einschneidende Mittel an; und zwei Tage vor der öffentlichen Sitzung langten die Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz und Trier, am nächsten Tage zwei andere deutsche und zwei spanische Bischöfe in der Konzilstadt an. Dann kamen die Gesandten König Ferdinands, die Bischöfe von Wien und Agram, endlich fünf Abgesandte der Löwener Universität, ausgezeichnete Theologen, die dort eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung der Dekrete gespielt haben. Besonders die beiden Kurfürsten wurden mit Freuden begrüßt und ihnen ausgezeichnete Plätze in der Versammlung eingeräumt.

Die erste Sitzung, am 1. September 1550, war nur dadurch wichtig, daß man beschloß, die Berathungen an demselben Punkte wieder zu beginnen, wo man sie im März 1547 abgebrochen hatte. Das hieß offen erklären, daß man alle Dekrete des ersten Trienter Konzils für gültig anerkannte, trotz der entgegengesetzten Wünsche des Kaisers und der Protestanten! Wie schwach war also die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der beiden christlichen Bekenntnisse, wenigstens auf friedlichem Wege! Und dabei brachte diese Sitzung noch einen feierlichen Protest des französischen Herrschers gegen die Synode, deren Beschlüssen er jeden obligatorischen Charakter für sein Königreich absprach. Julius III., nicht minder leidenschaftlich als da er noch der Kardinal

1) Eigenhändiger Brief Julius III. an den Kaiser, 27. Juli 1551; Maurenbrecher S. 154*.

de Monte hieß, war darüber derart erbittert, daß er dem Könige von Frankreich den Prozeß machen und, mit oder ohne die Zustimmung des Konzils, seine Thronentsetzung aussprechen wollte. Mit so kindischen Entwürfen beschäftigte sich die Einbildungskraft dieses leichtgläubigen und jähzornigen Papstes!

Man verhandelte in Trient zunächst über das Sakrament des Abendmahls. Es ist bekannt, daß über diesen schwierigen und zu allen Zeiten strittigen Punkt die Reformatoren selbst durchaus uneins waren. Aber gerade im Gegensatze zu all' den heterodoxen Meinungen und eben weil seit fünf Jahrhunderten die Lehre der Kirche hierin sich allmählich genau fixirt hatte, wurde es leicht, zehn ketzerische Ansichten aufzustellen und zu verurtheilen. Man hielt daran fest, daß sowohl im Brode wie im Wein jedesmal der ganze Körper Christi unmittelbar enthalten sei. Nur ein einziger Artikel stieß auf Schwierigkeiten, nämlich der achte: es handelte sich dabei um die Kommunion unter beiderlei Gestalt. Wirklich hatte die ursprüngliche Kirche bis zum zwölften Jahrhundert allen Gläubigen den Kelch eben so gut wie das Brod gereicht. Erst das vierte Laterankonzil stellte die Lehre auf, daß Christus in jedem Theilchen der Hostie gegenwärtig sei, so daß das Blut Christi schon mit seinem Körper, dessen unzertrennlicher Gefährte es wäre, genommen würde. Damit wurde das Abendmahl unter beiderlei Gestalt unnöthig, und man beschränkte, um die aus der Verschüttung einzelner Weintropfen hervorgehende Entheiligung zu vermeiden, den Gebrauch des Kelches auf die das Abendmahl spendenden Priester. Doch hatte die Kirche seitdem hierin mancherlei Zugeständnisse gemacht. Um den Frieden mit den Hussiten herzustellen, hatte das Baseler Konzil verfügt: „wegen vernünftiger Gründe könne man die Erlaubniß, das Volk unter beiderlei Gestalt kommunizíren zu lassen, gewähren". Dasselbe hatte man den der venezianischen Herrschaft untergebenen Griechen gestattet, die sich sonst der römischen Kirche angeschlossen hatten. Es gab damals etwa 600,000 dieser unirten Griechen. Auch in Frankreich hatten mehrere Klöster sowie die königliche Familie Vorrechte in dieser Hinsicht. Noch jüngst hatte Papst Paul III. selbst, im Jahre 1548, den deutschen Bischöfen für ihre Diözesen eine ähnliche Vollmacht übertragen. Wirklich gab es auf dem Konzil eine beträchtliche Partei, die, um sich den Protestanten zu nähern, nicht die nothwendige, wohl aber die fakultative Gestattung des Laienkelches forderte. Dagegen erhoben sich besonders die Jesuiten Lainez und Salmeron, die der Papst als seine theologischen Vertreter nach Trient geschickt hatte. Und wirklich wollten die Mehrheit der spanischen und besonders die italienischen Bischöfe nichts von einem Zugeständnisse hören, das, wie sie sagten, der Kirche den Schein des Wankelmuths und der Ungewißheit geben und die Unzufriedenen ermuthigen würde, noch weitergehende Anforderungen zu stellen. Mit großer Mühe setzte es der Vertreter des Kaisers in Trient, Graf Montfort, bei den Präsidenten und Prälaten durch, daß der achte Artikel, der das Abendmahl unter beiderlei Gestalt für

ketzerisch erklärte, ausgelassen wurde, um nicht die Protestanten zu erzürnen, die schon zum Theil nach Trient unterwegs waren.

In der That sah man in der dreizehnten Sitzung des Konzils, 11. Oktober 1551, bereits zwei Gesandte des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg erscheinen. Sie kündigten sogar an, freilich in etwas unbestimmten Ausdrücken, ihr Fürst sei bereit, sich als getreuer Sohn der Kirche zu benehmen und sich den Beschlüssen des Konzils zu unterwerfen. Dieses auffallende Vorgehen eines protestantischen Fürsten wird ganz einfach durch die Thatsache erklärt, daß Joachim lebhaft die Anerkennung seines Sohnes Friedrich als Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt durch den Papst wünschte, obwohl der junge Mann noch nicht das kanonische Alter erreicht hatte. Nichts destoweniger wurde die Gesandtschaft mit Freuden begrüßt[1]) als Anzeichen der bevorstehenden Unterwerfung aller andern Protestanten und ihrer Ankunft auf dem Konzile.

Man kam deßhalb den Deutschen freundlichst entgegen. In der dreizehnten Sitzung wurde offen erklärt, man habe den erwähnten Artikel ausgelassen, „weil diejenigen aus dem sehr edlen Lande Germanien, die sich Protestanten nennen, vor dessen endgültiger Definition erst von dem heiligen Konzil angehört zu werden wünschten".[2]) Um ihnen die Reise nach Trient und die Rückkehr in den Schoß der Kirche zu erleichtern, gewährte ihnen das Konzil freies Geleit sowie unbegrenzte Befugniß des freien Wortes und selbst das Recht, nur selbstgewählten Richtern Rede zu stehen.

Alles schien also nach Wunsch zu gehen. Aber die Hoffnungen derjenigen unter den versammelten Vätern, die nicht ausschließlich der Kurie ergeben waren, wurden durch das anmaßende und tyrannische Benehmen Crescenzios bedeutend erschüttert. Er war augenscheinlich darüber entrüstet, daß man auf die Protestanten so viel Rücksicht nahm und daß in den Reformdekreten die Bischöfe ihre Rechte auf Kosten des heiligen Stuhles auszudehnen begannen. Der Papst und seine Vertreter empfanden die Thatsache sehr unangenehm, daß die Botschafter und Theologen, die der Kaiser auf das Konzil gesandt, in Uebereinstimmung mit der im Interim bethätigten Versöhnungspolitik, in vielen Fragen eine antipäpstliche und sogar den Protestanten ziemlich günstige Haltung angenommen hatten. Man ist überrascht, diese gelehrten Kanonisten, wie Vargas, Malvenda und andere mehr, sich von Beginn der Diskussionen an in direkten Widerspruch mit Rom stellen zu sehen. Hat etwa Karl damals schon einen neuen Aufstand der Protestanten befürchtet, wenn man ihnen auf dem Konzil nicht hinreichend Rechnung trüge? Jedenfalls mußte ein solches Auftreten für die Kurie sehr peinlich sein. Schon be-

---

1) Der Bischof von Orense an Granvella, 12. Oktober; Levassor, Lettres et mémoires de François de Vargas. (Amsterdam 1699.) S. 156. 2) Man sehe den Bericht Wilhelms von Poictiers, niederländischen Orators, vom 11. Oktober; Brüsseler Archiv.

zeichnete der Papst selbst die Trienter Väter als „leidenschaftliche und parteiliche Menschen“.[1])

Unter solchen Umständen beschloß Crescenzio, sein Präsidentenrecht strenger und beschränkender auszuüben und damit die Berathungen des Konzils so schnell wie möglich zu Ende zu führen. Denn er erwartete nichts Gutes von dieser Synode. Vor allem wollte er die ketzerischen Theologen verhindern, wirklich auf dem Konzile zu erscheinen und dort vor der ganzen Welt ihre Beschwerden, Anschauungen und Wünsche auseinander zu setzen. Er schlug also der Generalkongregation vom 5. November ganz einfach vor, die Prälaten sollten lediglich über die Artikel abstimmen, wie die Theologen sie vorher aufgestellt, ohne das Recht sie zu amendiren. Die Theologen aber befanden sich vollständig unter dem Einflusse der beiden Jesuiten, die in ihrer Eigenschaft als Abgesandte des heiligen Vaters ihre Meinung immer zuerst und mit großer Weitläufigkeit abgaben. Allein hier erlitt der Legat eine schmerzliche Niederlage. Auf den Rath des Erzbischofs Guerero von Granada, der, wie die große Mehrheit des damaligen spanischen Klerus, trotz katholischen Fanatismus keineswegs zur Unterwerfung unter die päpstliche Allmacht bereit war, wies das Konzil den Vorschlag zurück, indem es die endgültige Aufstellung und Redaktion der Kanons den Prälaten selbst vorbehielt.

Diese Demüthigung versetzte den stolzen Legaten in großen Zorn, und er benutzte jede Gelegenheit zur Vergeltung. Bald warf er einem Bischof vor, derselbe sei ein Ignorant und wisse nicht was er sage, bald, er sei ein offenbarer Ketzer. Er glaubte sich Alles erlauben zu dürfen, denn vor dem Kaiser hatte er, nicht mit Unrecht, jede Scheu verloren. Karl befand sich nämlich in sehr schwieriger Lage zwischen den Franzosen, den Türken und den Protestanten, und so vermied er sorgfältig jeden allzustarken Druck auf den Papst, um ihn nicht den ersteren in die Arme zu treiben.[2])

Eine solche Behandlung erschien jedoch den geistlichen Fürsten Deutschlands, zu denen sich auch der Kurfürst von Köln gesellt hatte, sowie den von Nationalstolz und Unabhängigkeitsgeist erfüllten spanischen Bischöfen unerträglich. Alle wünschten sobald wie möglich diesen entlegenen Alpenwinkel verlassen zu können, wo sie sich schutzlos dem Hochmuth und den Beleidigungen des Legaten überliefert sahen. Dieser verfehlte übrigens nicht, die bedeutendsten Prälaten zur Entfernung vom Konzil zu ermahnen. Noch andere Umstände vermehrten das Mißtrauen der Bischöfe in den Erfolg der Synode. Die Zahl der Prälaten blieb sehr beschränkt und kam kaum über die fünfzig hinaus. Die Franzosen hielten sich beständig fern; und der Umstand, daß 120 italienische Bischöfe in Rom verweilten, anstatt sich zum Konzile zu begeben, schien der beste Beweis, daß der Papst demselben übel wollte. Und dabei verbreiteten sich bereits gegen Ende November 1551 in Trient Ge-

1) Päpstliche Instruktion an Camajano (September 1551); Druffel III, 242.
2) Granvella an den Bischof v. Orense, 9. November 1551 (Levassor S. 185).

rüchte über die feindseligen Absichten der Protestanten und Franzosen gegen den Kaiser und damit gegen das Konzil. Auch ging es mit den Reformdekreten keineswegs voran. Crescenzio erlaubte nur die Diskussion verhältnißmäßig unbedeutender Artikel, und selbst diese wurden stets so gedreht, daß sie der Kurie die alte Willkür, vielleicht in etwas vorsichtigerer Form, aber doch der Sache nach ungeschmälert beließen. „Es hieße sich unmögliche Sachen in den Kopf setzen, wenn man hier irgend etwas gegen den Willen des Papstes zur Annahme bringen wollte," schrieben die Theologen des Kaisers erzürnt an ihren Herrn. Die dreizehn Reformkapitel über die Ertheilung kirchlicher Würden, die außerordentliche kirchliche Gerichtsbarkeit u. s. w., welche in der vierzehnten Sitzung (25. November), veröffentlicht wurden, befriedigten Niemand; denn die „Kurialen" fanden, daß sie zu weit, die Unabhängigen, daß sie nicht weit genug gingen. Der kastilische Generalfiskal Vargas schrieb dem Bischof Granvella: „Mit unserer schmählichen und thörichten Reform werden wir zum Gespött und Gelächter der ganzen Welt."[1])

Der Einzige, der sich noch wirklich für das Konzil interessirte, als für seine persönliche Schöpfung und das alleinige Mittel, zum religiösen Frieden zu gelangen, war der Kaiser. Sein ganzes Lebenswerk stand auf dem Spiele. Eine vorzeitige Auflösung der Synode hätte den Protestanten nur eine zweifache Möglichkeit gelassen: entweder sich blindlings dem Papstthum zu unterwerfen oder den Kampf gegen den Katholizismus und den Kaiser zu beginnen. Er war von vornherein überzeugt, daß sie die zweite dieser Alternativen wählen würden, und zwar zu einer Zeit, wo der Krieg zwischen Karl und Frankreich von neuem ausgebrochen war, wo die Beziehungen zwischen jenem und dem Papst gerade wegen des Konziles sich täglich mehr trübten.

Die politische und religiöse Stellung Karls wurde gleicherweise bedroht durch eine Suspension der Synode. Indeß es gab nur einen einzigen Weg, um hier zu einem glücklichen Ergebnisse zu gelangen, nämlich durch einen gegen den Papst ausgeübten Zwang: und den glaubte Karl nicht einschlagen zu können. Es blieben ihm also nur Palliative, um wenigstens der Welt zu zeigen, daß er für den üblen Ausgang der Versammlung nicht verantwortlich sei. Zu diesem Behufe hielt er durch Tadel und Drohungen die deutschen und spanischen Prälaten in Trient fest und drang in die protestantischen Reichsstände, nach dem Muster des brandenburgischen Kurfürsten ihre Gesandten zum Konzile zu schicken. Sie gehorchten zum Theile, wahrscheinlich mehr, um den Kaiser nicht allzu früh zu erzürnen, als in der aufrichtigen Hoffnung und Absicht, durch dieses Mittel den Religionsfrieden herzustellen. Der Herzog von Würtemberg, Kurfürst Moritz von Sachsen und mehrere süddeutsche Reichsstädte beauftragten ihre Diplomaten und Theologen mit der

---

1) Levassor S. 208.

Reise nach Trient. Straßburg wurde durch den berühmten Historiker Sleidan vertreten.[1])

Inzwischen war der Widerstreit zwischen dem Legaten und den kaiserlichen Prälaten immer heftiger geworden. Jener wollte die Verhandlungen über das Sakrament der Priesterweihe benutzen, um durch das Konzil die völlige Abhängigkeit des ganzen Klerus von der päpstlichen Gewalt sanktioniren zu lassen; die Spanier dagegen und die Vertreter Karls betonten den göttlichen Charakter des Bisthums. Die unvermeidliche Folge dieses wie des früheren Konzils war ein tiefgehendes Zerwürfniß zwischen Kaiserthum und Kurie. Julius III. bestärkte Crescenzio in seinen papalistischen Bemühungen, ja er versprach, ihm die Nachfolge auf dem päpstlichen Thron sichern zu wollen.[2]) Ebenso wurde der hervorragendere unter den beiden Nunzien, Pighino, zum Kardinal in petto ernannt.

Die Lage des Konzils wurde noch durch den Umstand erschwert, daß die Protestanten dort durchaus nicht mit den versöhnlichen Absichten anlangten, die der Kaiser bei ihnen vorausgesetzt hatte. Sie waren über die Herrschaft, die der Papst über dasselbe ausübte, erbittert: sie meinten, Karl habe sie getäuscht, das sei nicht das Konzil, das er den Deutschen verheißen. Sie statteten dem Legaten keinen Besuch ab und verkehrten mit ihm nur durch Vermittelung der kaiserlichen Oratoren sowie des Kardinals von Trient und der geistlichen Kurfürsten. Die Glaubensbekenntnisse, die sie überreichten, von Melanchthon und Brenz verfaßt, stellten sich in schärfsten Gegensatz zur katholischen Lehre. Die Gesandten widersprachen einer ganzen Reihe von früheren Beschlüssen des Konzils, forderten unparteiische Richter über die strittigen Lehren, verlangten, daß der Papst keinerlei Einfluß auf die Synode mehr üben, die anwesenden Prälaten von dem ihm geleisteten Treueide entbunden werden sollten. Julius III. dagegen hatte als unerläßliche Bedingung dafür, daß man die Protestanten nur anhöre, bezeichnet: daß sie zuvörderst die Einheit der Kirche unter dem Papste als dem Statthalter Christi, sowie die gesetzgebende Gewalt und sämmtliche Entscheidungen des Konzils anerkennten.

Man sieht, die Meinungen und Absichten waren allzu entgegengesetzt, als daß ein Ausgleich möglich gewesen wäre. Dazu kam, daß manche Prälaten die frühere Wahl der Bischöfe durch Klerus und Volk der Diözese wieder herstellen wollten. Der Kaiser verlangte Reformen, Crescenzio wollte nur von Definirung von Dogmen hören: die Verwirrung wurde unheilbar. Die öffentliche Sitzung des 25. Januar 1552 führte lediglich zu einem Vertagungsdekrete und zu einer neuen umfassenderen und eingehenderen Geleitserklärung für die Protestanten.

1) Dessen Briefe während des Konzils sind von Baumgarten (Straßburg 1881) herausgegeben. Sie enthalten nicht gerade viel Neues, erweisen aber bei dem Verfasser einen klaren Blick und richtige politische Voraussicht. 2) Päpstl. Instruktion für Montefiascone, 23. November 1551; Druffel I, 821.

Lange widersetzte Crescenzio sich der Zulassung der lutherischen Gesandten zur Generalkongregation; endlich brachen die Vertreter des Kaisers seinen Widerstand. Karl wollte in jedem Falle die Protestanten von seinem guten Willen überzeugen und sie sich geneigt erhalten. „Unsere und euere Sache sind identisch," sagten zu den deutschen Gesandten seine Oratoren.[1]) So erschienen jene am 24. Januar 1552 vor der Generalkongregation. Aber diese Thatsache führte nur neue Gefahren herbei. Rom und Wittenberg trafen in heftigster Weise auf einander. Der Legat sah mit Schrecken, daß die Reden der Lutheraner einen tiefen Eindruck auf die Prälaten hervorbrachten. „Viele Bischöfe freuten sich über die Forderungen der Deutschen," sagt ein spanischer Theologe; „die Lutheraner sprachen viele gute Dinge aus, welche die Väter des Konzils selbst nicht auszudrücken wagten," sagt ein anderer, „wie gut, daß das Volk sie nicht gehört hat."[2]) Natürlich empfanden der heil. Vater und seine Anhänger einen wahren Abscheu vor dem kühnen Auftreten der Ketzer, das auf die Prälaten leicht eine ansteckende Wirkung hätte üben können. Man war entschlossen, lieber das Konzil aufzulösen, als die Wiederholung solcher Szenen zu gestatten; und schob selbst jede klare und bestimmte Antwort auf die Forderungen der Protestanten unaufhörlich hinaus. Bei dem Kaiser beschwerte Julius III. sich über „die Unverschämtheit, Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit" der Ketzer. Und es blieb nicht bei leeren Worten. Trotz der lebhaften Klagen der Protestanten, daß man nicht die Ankunft ihrer Theologen abwarte, vielmehr die Beschlüsse des Konzils überstürze, bemühten sich die Präsidenten, so viele Gegenstände der kirchlichen Lehre wie möglich vor der Ankunft und ohne die Theilnahme der lutherischen Gottesgelehrten entscheiden zu lassen. Man suchte die deutschen Gesandten zu beruhigen, indem man ihnen sagte, daß alle diese wie die früheren Beschlüsse des Konzils noch einmal mit ihren Theologen durchberathen werden sollten. Aber in Wahrheit waren der Papst, die Kurie und deren Anhänger fest entschlossen, an den Entscheidungen der Synode nicht das mindeste ändern zu lassen. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß sie das gar nicht konnten, ohne den katholischen Standpunkt zu verlassen. Die Hoffnung Karls V., durch ein von Rom geleitetes und beeinflußtes Konzil zur befriedigenden Lösung der religiösen Frage zu gelangen, war eben eine Chimäre!

Die Gegensätze wurden immer schärfer und bitterer. Der Legat, vom Papste als allzuschwach getadelt, verweigerte selbst die Annahme des Manuskriptes des würtembergischen Glaubensbekenntnisses. Man kam zu keinerlei Lösung, und während der nächsten Wochen that das Konzil absolut nichts. Die Spanier, die zum großen Theile ihre Kirchen schon seit mehr als sechs Jahren verlassen hatten und jetzt jede Hoffnung auf einen günstigen Aus-

1) Bericht Sleidans v. 29. Januar 1552; Baumgarten S. 211. 2) Levassor S. 468 f. 477.

gang des Konzils verloren, empörten sich zum erstenmale offen gegen die kaiserlichen Gesandten, indem sie laut und nachdrücklich die Suspension der Synode forderten. Die deutschen Kurfürsten sahen sich von Rom mit Mißgunst behandelt und jede Möglichkeit eines Ausgleiches mit ihren protestantischen Landsleuten, wie sie ihn zumal in den Fragen des Abendmahles und der Priesterehe gewünscht hatten, vernichtet. Jetzt hörten sie von dem Bündniß, das soeben zwischen Frankreich und den deutschen Protestanten abgeschlossen war; und da sie deßhalb für die Sicherheit ihrer eigenen Besitzungen fürchteten, kehrten sie sich nicht mehr an die Befehle des Kaisers und traten mit anderen deutschen Bischöfen im März 1552 die Heimreise an. Der Papst, der im Begriffe stand mit Heinrich II. Frieden zu schließen, hatte keine günstigere Meinung über das Konzil. Er beklagte sich, daß man ihn seiner gesetzlichen Autorität berauben wolle, daß die spanischen Bischöfe der päpstlichen Gewalt nicht minder feindlich seien als die Lutheraner selbst. „Aber ich werde nicht dulden," rief er aus, „daß man uns unter dem Vorwande von Mißbräuchen entreiße, was kein Mißbrauch, sondern ein wesentlicher Bestandtheil unserer Macht ist. Das wird nicht sein, wir werden es keineswegs erlauben, lieber werden wir die Welt zusammenstürzen lassen."[1]) Darauf gingen dann auch die meisten Italiener von Trient fort, so daß ihrer nur fünf oder sechs zurückblieben. Wie hätte eine solche Versammlung noch der ganzen Christenheit Gesetze geben dürfen! Daß die deutschen Protestanten sich ihr unterwerfen würden, daran war überhaupt nicht mehr zu denken.

Eine geraume Weile klammerte sich nichtsdestoweniger der Kaiser noch an dieses Scheinkonzil. Er machte die verzweifeltesten Anstrengungen, mit Crescenzio sich über die nothwendigsten Reformen ins Einvernehmen zu setzen. Er war in dieser Zeit wie geblendet durch seine früheren Erfolge. Da wollte er nicht an die treulosen Umtriebe Moritz' von Sachsen glauben, über die er doch von allen Seiten Nachricht erhielt, nicht glauben an den nahen Aufstand der Protestanten, den doch alle Welt vorhersah, nicht glauben endlich an die Aussichtslosigkeit der Konzilverhandlungen. Erst Anfang März überzeugte er sich von dieser letzteren Wahrheit und gestattete die Suspension der Versammlung.

Damit war das Schicksal des Konzils entschieden. Indeß während langer Wochen schleppte sich dasselbe noch nutzlos hin, weil weder die Vertreter des Papstes noch die des Kaisers die Verantwortlichkeit der Auflösung auf sich nehmen wollten, vielmehr jede der beiden Parteien das Odium einer solchen Maßregel der andern zu überlassen wünschte. Da zogen die Protestanten sie aus der Verlegenheit. Deren Gesandte hatten schon vorher das Konzil verlassen, unter lebhaften und gerechten Klagen, daß sie auf ihre Vorschläge und Beschwerden gar keine Antwort empfingen. Dann rückten die Truppen Sachsens, Hessens, Albrechts von Brandenburg-Kulmbach nach dem Süden vor, um den Kaiser aus Deutsch-

1) Ranke, Werke XXXVII, 180.

land zu vertreiben. Zugleich empfing der französische König die Schlüssel der Stadt Metz. Am 4. April nahmen die Protestanten Augsburg, und Moritz von Sachsen machte Miene in Tirol einzudringen. Diese Ereignisse bestimmten endlich den Papst, den Präsidenten die Auflösung des Konzils und die Sendung einiger Prälaten nach Rom anzubefehlen, die dort im Verein mit dem heil. Vater selbst das Reformwerk fortsetzen sollten. Die Präsidenten jedoch zogen es vor, nicht aus päpstlicher Machtvollkommenheit zu handeln, sondern dem Konzile seine Suspension auf zwei Jahre vorzuschlagen. Diese Proposition wurde am 28. April 1552 mit allen Stimmen gegen diejenigen von zwölf Spaniern angenommen, die noch immer ihre Treue gegen ihren bedrängten Herrscher beweisen wollten. Crescenzio, der schon seit dem 20. März[1]) schwer erkrankt war, ließ sich nach Verona bringen, wo er nach wenigen Tagen starb, ohne für seine Verdienste die glänzende Belohnung erhalten zu haben, die Julius III. ihm versprochen. Inzwischen hatten sich die Väter des Konzils — die Gegner der Suspension ebenso wohl wie deren Anhänger — auf die Nachricht vom Einzuge Moritz' in Innsbruck und der Flucht des Kaisers eiligst gen Süden gerettet. Selbst die Bewohner von Trient verließen aus Furcht vor den Protestanten ihre Häuser und suchten in Bergen und Wäldern Zuflucht. Die Stadt, wenige Wochen vorher noch voll von Leben, Geschäften und Festlichkeiten, war nun ganz öde und verlassen.

Karl hatte auf kirchlichem Gebiete nicht weniger als auf politischem eine völlige Niederlage erlitten. Das Konzil, der Form nach bis auf bessere Zeiten aufgeschoben, war thatsächlich aufgelöst. Würde es sich jemals wieder zusammen finden? Das war damals wenig wahrscheinlich. Die Ursachen des unglücklichen Ausganges der zweiten Trienter Synode sind unschwer zu finden. Julius III. hatte den Wünschen des Kaisers gemäß das Konzil zusammenberufen, weil er denselben für unwiderstehlich hielt. Er hatte gehofft, daß er selbst durch sein Bündniß mit Karl Frankreich werde unterwerfen können, das sich den politischen und persönlichen Entwürfen des heiligen Vaters zu widersetzen wagte. Heinrich II. sollte durch vereinte Wirkung der kirchlichen Donnerkeile und der weltlichen Waffen Karls V. aus Frankreich vertrieben werden. Und zugleich hatte der Kaiser die Protestanten zur Unterwerfung unter die Entscheidungen des von den Vertretern des heil. Stuhles präsidirten und geleiteten Konzils zu nöthigen. Nun waren alle diese chimärischen Hoffnungen in Rauch aufgegangen. Karl, der durchaus keine Lust verspürte, Protestanten und Franzosen zu gleicher Zeit zu bekämpfen, hatte vielmehr Alles gethan, um die ersteren an sich zu fesseln, und sich auf der Synode zu ihrem Anwalt und Helfer aufzuwerfen. So hatten sie dort eine für Rom sehr bedenkliche und gefährliche Rolle spielen können. Dabei hatten die deutschen und spanischen Bischöfe Trotz und Ungehorsam gegen den heil. Stuhl

1) Wilhelm von Poitiers an die Regentin der Niederlande, 30. April; Brüsseler Archiv.

weitgehende Unabhängigkeitsgelüste an den Tag gelegt. Zugleich hatten die militärischen und politischen Angelegenheiten sich gar nicht nach den Wünschen des Papstes gestaltet: anstatt in seinem eigenen Reiche angegriffen zu werden, hatte der französische König in Italien, in Deutschland Eroberungen gemacht. Der Kaiser hatte sich gegen seinen päpstlichen Verbündeten sehr lau erwiesen, vor allem durchaus keine Lust gezeigt, der Absetzung eines rechtmäßigen Königs — Heinrichs II. — durch die Kurie irgend Vorschub zu leisten. Auch war der geldgierige Julius es müde geworden, seine Einkünfte und seinen Schatz für einen Krieg zu verwenden, der nur Niederlagen brachte und der selbst im günstigsten Falle lediglich dem Kaiser nützen konnte. Das Vordringen der Franzosen und ihrer Verbündeten bis an die Grenze des Kirchenstaates schüchterte den furchtsamen und wenig beharrlichen Papst gründlich ein. So hatte er schon im Oktober 1551, kurze Zeit nach der wirklichen Eröffnung des Konzils, sich zur Frontveränderung angeschickt und Unterhandlungen mit Frankreich begonnen. Endlich hatten dieselben zu einem Waffenstillstande geführt, der im April 1552 abgeschlossen wurde.

Seitdem hatte der Papst kein Interesse mehr gehabt, den Kaiser zu schonen. Die Stellung, die dieser und seine Prälaten auf dem Konzil eingenommen, hatte Julius tief gekränkt. Er beschloß, dieser der päpstlichen Gewalt so gefährlichen Synode ein Ende zu machen. Da hatten nun seine unversöhnlichen Gegner, die deutschen Protestanten, selber die Ausführung seines Beschlusses übernommen und durch ihr schnelles Vordringen das Konzil gesprengt. Die Ereignisse gestalteten sich für den Kaiser so unglücklich, daß derselbe in Mitteleuropa jede Macht, jeden Einfluß verlor. Die Forderungen der Protestanten wurden durch die beiden Friedensschlüsse zu Passau und Augsburg ratifizirt — alle Hoffnung, jene zum Ausgleich mit der überlieferten Kirche zu nöthigen, war verschwunden. Und zugleich scheiterte Karl mit dem Versuche, auf französisches Gebiet einzudringen, ja nur den Franzosen ihre jüngsten Eroberungen zu entreißen. Durch so viele Enttäuschungen und Unglücksfälle gebrochen, von den Trümmern seines ganzen politischen und religiösen Systems umgeben, verzichtete er 1555 und 1556 auf alle seine Reiche, um sich in St. Yuste einzuschließen und dort bald zu sterben. Mit ihm schienen die Tendenzen abgedankt zu haben, die zweimal zur Einberufung des Trienter Konzils geführt hatten.

III. Die Eröffnung der dritten Trienter Versammlung.

Karl V., der hauptsächliche Vertreter und Beförderer der konziliaren Richtung, war vom Schauplatze verschwunden. Der lange furchtbare Krieg, der seit 1551 zwischen den beiden katholischen Hauptmächten wüthete, machte überdies das Wiederaufleben derselben unmöglich. Wie hätte man Franzosen, Spanier und Engländer, die einander heftig befehdeten, auf derselben Synode vereinigen können?

Inzwischen war Julius III. 1555 gestorben. Sein früherer Amtsbruder vom ersten Trienter Konzile, Cervino, war ihm unter dem Namen Marcellus II. gefolgt, trug aber nur drei Wochen lang die päpstliche Tiara. Darauf hatte man den leidenschaftlichen und hartnäckigen Neapolitaner Caraffa als Paul IV. erkoren. Der war nun ein grimmiger Feind jedes Ausgleiches mit irgendwie freisinnigen Ideen. Er warf Kardinäle und Bischöfe als der Ketzerei verdächtig ins Gefängniß, rief den wegen seiner gemäßigten Anschauungen anrüchigen Pole von seiner Legation in England ab und wüthete gegen alle die, welche nicht eifrige Anhänger der strengsten römischen Rechtgläubigkeit und kurialen Allmacht waren. Ein solcher Papst konnte unmöglich dem Konzile günstig sein. Er versuchte selber die nothwendigsten Verbesserungen der Kirchendisziplin herbeizuführen, aber ohne jeden nennenswerthen Erfolg. Man mußte sich überzeugen, daß wirklich nur ein ökumenisches Konzil hier zu helfen vermochte. Allein die religiösen Angelegenheiten erschienen Paul IV. minder wichtig als der Krieg, den er mit mehr Leidenschaft als Glück wider Karl V. und dessen Sohn Philipp II. führt. Ein erklärter Feind der Habsburg, verweigerte er auch nach der Abdankung Karls die Anerkennung von dessen Bruder Ferdinand I. als Kaiser.

Durch seinen erbitterten Kampf gegen eine der beiden katholischen Hauptmächte, durch seine erfolgreichen Bemühungen den Zwist zwischen denselben zu verschärfen und zu verlängern, hat Paul IV. trotz seines grenzenlosen Hasses gegen die Ketzerei mehr als irgend ein anderer zu deren Ausdehnung beigetragen. Die deutschen Landsknechte verbreiteten sie in Frankreich und den Niederlanden. Philipp II. und Heinrich II. waren durch ihren gegenseitigen Streit derart beschäftigt, daß sie sich um die Sektirer wenig kümmern konnten. England wurde durch die Anmaßung und Herrschsucht Pauls, nach der kurzen katholischen Reaktion der Maria Tudor, dem Protestantismus unter

der jungen Königin Elisabeth endgültig in die Arme getrieben. Dadurch war auch im benachbarten Schottland der Sieg des Calvinismus entschieden. Die Feindseligkeit dieses Papstes gegen die Habsburg zwang, neben den Angriffen der Türken, den Kaiser Ferdinand I., die Gunst der mächtigen protestantischen Reichsfürsten nachzusuchen. Neun Zehntel der Deutschen waren damals der neuen Lehre zugethan, selbst Baiern war auf dem Punkt, zu ihr überzugehen.[1]) In den österreichischen Erblanden gehörte ihr die Mehrheit des Adels und der Bürgerschaft an. Schon machte Polen Miene, dieses Beispiel nachzuahmen: der Adel wollte hier die Bischöfe wegen ihrer allzugroßen Abhängigkeit von Rom aus dem Reichstage ausgeschlossen sehen und forderte stürmisch die Einberufung eines Nationalkonziles. Der Osten Europas,



Revers einer Medaille von Papst Julius III.
Darstellend die Erhebung der Anglia durch den Papst, Kaiser Karl V., Philipp II., Maria die Katholische und Kardinal Pole. Originalgröße.
(Berlin, Königl. Münz-Cabinet.)

wie die germanische Mitte und der skandinavische Norden, drohte vom Katholizismus abzufallen. Die tiefe Verderbniß des Klerus[2]) erklärt in der That die Allgemeinheit dieser Stimmung im ganzen Erdtheil.

Die schnellen und großen Fortschritte der Ketzerei in allen übrigen und in ihren eigenen Ländern erschreckten die beiden Könige Philipp und Heinrich derart, daß sie zu deren gemeinsamer Bekämpfung im Frühjahr 1559 zu Câteau-Cambrésis Frieden schlossen. Indeß man sah wohl ein, daß Strenge und Gewalt allein hier nicht helfen konnten, daß, wenn man nicht den leidenschaftlichen Wünschen der christlichen Völker nach wahrhafter und gründlicher Reform der Geistlichkeit, der Kirche, der Dogmen durch ein allgemeines Konzil Rechnung trug, der Katholizismus mit völligem Untergange bedroht sei. Der französische Herrscher, der Senat von Venedig, der Herzog von Florenz, die

1) v. Ranke, Werke VII, 80 f. 2) Man sehe hierüber die Denkschrift der Löwener Theologen an Philipp II., v. 11. Mai 1558; Brüsseler Archiv, Inventaire de 1864, 8.

katholischen Fürsten auf dem Augsburger Reichstage des Jahres 1559 — alle verlangten Entfernung der Mißbräuche, Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt, Einschärfung der Pflichten des Klerus, klare und deutliche Definition der Dogmen, Erfüllung der gläubigen Herzen mit Zutrauen, Hoffnung und Begeisterung.[1])

Zum Glücke für den Katholizismus starb Paul IV. bald nach dem Abschluß des Friedens von Câteau-Cambrésis, am 18. August 1559. Das Kardinalkolleg konnte sich nicht ganz dem Einflusse der in der ganzen katholischen Welt verbreiteten Anschauungen entziehen und legte jedem seiner Mitglieder die Verpflichtung auf, im Falle seiner Erwählung zum Papste das Konzil einzuberufen, die Kurie selbst zu reformiren und eine große Anzahl von kirchlichen Mißbräuchen abzuschaffen. Allein lange Zeit konnte es sich nicht über den neuen Pontifex einigen. Endlich, nach vier Monaten, erkor es (26. Dezember 1559) den Johann Angelus Medici, einen Mailänder; er nannte sich Pius IV.

Im Jahre 1499 geboren, gehörte Johann Angelus Medici keineswegs der berühmten Florentiner Familie dieses Namens an. Er war vielmehr von niederem Ursprunge und dankte all' sein Glück seinem Bruder, Giangiacomo, einem unerschrockenen und gewandten aber auch durchaus listigen und grausamen Soldaten. Giangiacomo schwang sich in kaiserlichen Diensten zum General auf und erhielt das Marquisat von Marignano; so vermochte er seinen Bruder an dem päpstlichen Hof einzuführen. Nachdem er eine Schwägerin Peter Ludwig Farneses — eine Orsina — geheirathet, ließ er durch diesen Sohn Pauls III. den Gianangelo zum Kardinal der heiligen römischen Kirche befördern.[2]) Doch war der neue Kirchenfürst seiner hohen Stellung nicht unwürdig. Er war ein guter Kanonist, Doktor der Rechte; ein wohlwollender liebenswürdiger Mann, der mit aller Welt in Frieden zu leben bestrebt war, leicht zu erzürnen aber nicht weniger schnell zur Versöhnung geneigt. Paul IV. hatte ihn gerade wegen dieser seiner Mäßigung und wegen seiner Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, dessen Unterthan er war, gehaßt. Der Kardinal Medici hatte Rom verlassen müssen. Er hatte dann in Pisa und Mailand gelebt, in würdiger, ja glänzender Weise mit literarischen Arbeiten, der Erbauung prächtiger Paläste, umfassendem religiösem Wirken beschäftigt. Als er nach dem Tode Pauls IV. nach Rom zurückkam und dort am Konklave Theil nahm, sagte er laut: man müsse Deutschland zurückgewinnen, indem man ihm Laienkelch und Priesterehe bewillige, nach dem Vorgange der Böhmen und Orientalen.[3]) Er trat mit seinen Sympathien für den Kaiser, mit seinen persönlichen Anschauungen als Gegner des von Paul IV. befolgten religiösen und politischen Systems auf: das war wahrscheinlich der Grund, aus welchem die Kardinäle ihn auf den päpstlichen Thron erhoben.

1) Vgl. Albéri, Relazioni venete al Senato. X, 24. — Bucholtz, Ferdinand der Erste. IX, 564 ff. — Cantu, Gli eretici d'Italia. II, 419. 2) Relation Girol. Soranzos (Alberi X). 3) Sickel, Zur Gesch. des Konzils von Trient. (Wien 1872.) 17 ff.

Wirklich zeigte sich Pius IV. bereit, das im Konklave geleistete Versprechen auszuführen, das Konzil wieder einzuberufen und zwar nach seinem früheren Versammlungsort Trient. Indeß er traf dabei auf ernste Schwierigkeiten von Seiten einiger Fürsten, die, obwohl der konziliaren Idee durchaus günstig, dieselbe in einer für den heiligen Stuhl bedenklichen Weise ausführen wollten. Der Kaiser und der französische König verlangten für die Synode, außer manchem andern, völlige Freiheit der Berathungen und Beschlüsse; auch forderten sie als Versammlungsort eine wirklich deutsche Reichsstadt, nicht eine in Wahrheit italienische, wie Trient. Da wäre man der Betheiligung der deutschen Bischöfe sicher und dürfte selbst die Ankunft der Protestanten erhoffen — und um der deutschen Nation, sowie des Ausgleichs mit den Protestanten willen solle doch das Konzil hauptsächlich stattfinden.

Der Kardinal Medici war ein Mann der Mäßigung und der Versöhnlichkeit gewesen. Als Papst jedoch durfte er nicht ausschließlich seinen persönlichen Neigungen folgen. Er fühlte sich als Nachfolger einer langen Reihe von Päpsten verpflichtet, deren tausendjährige, mit so großer Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit durchgeführte Politik auch seinerseits zu bethätigen. Seine Verantwortlichkeit als Haupt der Kirche verhinderte ihn, Zugeständnisse zu machen, die er als Kardinal nicht zurückgewiesen haben würde. Obwohl persönlich ein Gegner der Inquisition, ließ er sie doch gewähren, weil er das für seine Pflicht hielt. Sein Schwestersohn Karl Borromeo, den er zu seinem Staatssekretär, seinem Günstling, seinem Orakel machte, bestärkte ihn in dieser Anschauungsweise. Man kennt diesen, später von Paul V. unter die Heiligen erhobenen Karl Borromeo: er war ein Mann edler Gesinnung, literarisch und kirchlich gebildet, ohne jede Selbstsucht, einfach und arm inmitten von Reichthum und Macht, voll glühender Ueberzeugung, der nur für die Kirche, für seine Pflichten als Bischof und Kardinal lebte. Ein solcher Charakter war nicht dazu angethan, den Ketzern und ihren Begünstigern nachzugeben. Wir sehen also Pius IV. sich mit aller Kraft den Anforderungen Ferdinands I. und des jungen französischen Königs Franz II. widersetzen. Er meinte, in einer deutschen Stadt werde das Konzil allzu abhängig sein von den theils ketzerischen, theils zu radikalen Reformen neigenden Deutschen, zumal der Kaiser schwach und der Einwirkung seines halb lutherischen Sohnes Maximilian zugänglich war. In Italien allein sei die Rechtgläubigkeit des Sieges sicher; dafür aber, sagte er, wolle er Blut und Leben opfern. Er wollte weder von einem freien Konzile reden hören, wie der Kaiser es verlangte, noch von einem neuen, wie die Protestanten es wünschten, sondern nur von einem ökumenischen Konzil im Allgemeinen, das die Fortsetzung der beiden früheren Trienter Versammlungen wäre und deren sämmtliche Dekrete von vornherein als gültig anerkennte.[1])

---

1) E. Reimann, Unterhandlungen Ferdinands I. mit Pius IV.; Forsch. z. deutsch. Gesch. (1866) VI, 591. — Sickel, a. a. O. S. 50.



Papst Pius IV.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Nicolas Beatrizet (um 1515—1560).

Bei diesen Umständen begannen er und die römischen Prälaten sich von dem Gedanken eines Konzils sogar mehr und mehr abzuwenden: als ein wichtiges Ereigniß den Entschlüssen der Kurie wieder eine andere Richtung aufnöthigte.

Unter dem Einflusse der reformfreundlichen Königin-Mutter, Katharina von Medici, berief der junge Franz II. eine Notabelnversammlung nach Fontainebleau ein, um über die traurigen religiösen Zustände in Frankreich Rath zu pflegen. Da brachten nun die anwesenden Prälaten die schwersten Anschuldigungen gegen den heiligen Stuhl vor und forderten, man solle den religiösen und politischen Unordnungen durch ein Nationalkonzil Abhülfe schaffen, ohne sich weiter um den Papst zu kümmern. Wirklich beschloß man, die Bischöfe Frankreichs auf den 10. Januar 1561 zu versammeln, damit sie, wenn der Papst den einmüthigen Wünschen der Christenheit nicht Genüge schaffe, Alles zu einem Nationalkonzil vorbereiteten.

Von einem solchen aber sah man den völligen Abfall Frankreichs von Rom, nach dem Vorgange Englands unter Heinrich VIII. voraus. Vergebens boten Pius IV. und auch der spanische Herrscher[1]) Alles auf, um dies drohende Ereigniß zu verhüten: die französische Regierung beharrte auf ihren Entschlüssen.

So erblickten Pius IV. und Philipp II. nur in einem allgemeinen Konzil die mögliche Rettung vor jener furchtbaren Vereinigung der gallikanischen Kirche. Der Papst sagte offen zu dem ihm persönlich sehr vertrauten venetianischen Gesandten Mula: nur um das Zusammentreten einer speziell französischen Nationalsynode zu vermeiden, wolle er baldmöglichst das ökumenische Konzil einberufen.[2]) Und noch klarer drückt sich über diesen Punkt Kardinal Borromeo in seinen Briefen an den Nunzius in Wien aus, der im Allgemeinen die Zustimmung des Kaisers zu diesem Entschlusse zu erwirken hatte.[3])

Nun aber waren zuvörderst noch zwei große Schwierigkeiten zu überwinden: wo sollte das Konzil sich vereinigen? und war es als ein neues oder als Fortsetzung der früheren Trienter Synoden zu betrachten?

In der ersteren Frage hatte die Kurie es hauptsächlich mit dem Kaiser zu thun, auf dessen Gebiet Trient lag, und der zugleich noch immer als oberster Schutzherr der Kirche, wenigstens in der staatsrechtlichen Theorie, galt. Zum Glück für die Kurie zeichnete sich Ferdinand nicht gerade durch Stärke des Charakters und Festigkeit der Ansichten aus. Sie überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten, sandte ihm einen geweihten Hut und Degen und brachte damit einen um so tiefern Eindruck auf ihn hervor, als er früher schmerzlich bedauert hatte, daß Paul IV. ihm die Anerkennung seiner kaiserlichen Würde versagt. Nach dieser klug berechneten Vorbereitung schickte man ihm einen neuen Nunzius, einen verschlagenen Venetianer, den Bischof Delfin von Fano, der

1) Weiß, Papiers d'Etat du card. Granvelle. VI, 137 ff. 2) Raynaldi, ad an. 1560, Nr. 57. — Relazion Girol. Soranzos; Alberi X, 117. 3) Briefe Borromeos bei Cyprianus, Tabularium ecclesiae Romanae seculi XVI. (Frankf. u. Leipz. 1743.) S. 84. 95 ff. 101 f.



Kaiser Ferdinand I.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1556, von Hans Sebald Lautensack (um 1507—1560).

Im Hintergrunde Ansicht von Wien.

rechtzeitig Verheißungen wie Drohungen anzuwenden wußte. Die Protestanten, sagte er, werde man durch die weitestgehende Freiheit des Zutrittes und der Meinungsäußerung auf dem Konzil beruhigen; verweigere aber der Kaiser Trient, so werde der Papst die Synode nach Rom selbst einberufen. Durch mehrwöchentliche Unterhandlungen gelang es ihm wirklich, Ferdinand zur Annahme Trients als Ort der Versammlung zu bewegen. Es war diese Nachgiebigkeit freilich ein übles Vorzeichen für das Gelingen der Reformwünsche des Kaisers! — Wie sollte Frankreich nun allein dem Begehren der Kurie widerstehen?[1]) Auch diese Macht willigte endlich in die Wahl Trients: ein erster großer Triumph der römischen Diplomatie in der Konzilsangelegenheit!

In der zweiten Frage zeigten sich der Kaiser und Frankreich beharrlicher. Sie war in der That von großer Bedeutung. Betrachtete man die neue Trienter Synode lediglich als Fortsetzung der beiden früheren, so erkannte man damit deren Dekrete als rechtsgültig an, die doch die Reformforderungen Ferdinands und der Pariser Regierung zum großen Theil von vornherein unmöglich machten. Niemals würden die deutschen Lutheraner, die französischen Calvinisten sich einem solchen Konzil unterworfen haben, das in seinen früheren Sitzungen ihre Lehre schon auf das Schärfste verdammt hatte. Man war dann von der Herstellung des religiösen Friedens nur weiter entfernt denn je. — Der spanische König und Klerus dagegen, die sich an die unbefleckte katholische Rechtgläubigkeit starr hielten, waren fest entschlossen, die Synode nur als Fortsetzung des Konzils von 1545 und 1551 anzunehmen.[2]) Nun steht es fest, daß im Grunde die Kurie völlig die spanische Auffassung billigte, da sie weder die nachgiebige Gesinnung des Kaisers und der Franzosen gegen die Ketzer theilte, noch die früheren Trienter Dekrete in Zweifel ziehen lassen wollte. Allein durfte man das Konzil ohne und gegen die Deutschen und Franzosen abhalten? Unmöglich. Hier konnte man den Widerstand des Kaisers nicht zu brechen hoffen, weil er Furcht vor den Protestanten hatte, die laut ankündigten: würden Ferdinand und die katholischen Reichsstände an einer Fortsetzung des ehemaligen Konzils theilnehmen, das ihnen eine so erbitterte Feindschaft bewiesen, so würden sie diese Thatsache als einen Bruch des Passauer Friedens und folglich als Kriegserklärung betrachten. Einer solchen Drohung zu trotzen, war Ferdinand nicht in der Lage.

Um Niemanden zu kränken, wählte der Papst einen Mittelweg. In der Bulle vom 29. November 1560, in der er das Konzil auf das Osterfest des nächsten Jahres einberief, gebrauchte er zweideutige Ausdrücke, welche die Fortsetzung weder aussprachen noch verneinten. — Diese Erneuerung der Trienter Synode war übrigens ein nachträglicher Triumph für die Bestrebungen Karls V.; zugleich auch ein Ereigniß von unermeßlicher Wichtigkeit für die katholische Kirche in der Gegenwart und in der Zukunft!

1) Der Kardinal v. Lothringen an den Bischof von Rennes, 11. Nov. 1560; Le Laboureur, Mémoires de Castelnau. I, 475 f. 2) Acta concilii Tridentini a card. Paleotto conscripta; Theiner II, 527.

Nun muß man sagen, daß Pius IV., nachdem das Konzil endgültig beschlossen, sich redlichst bemühte, demselben einen wahrhaft ökumenischen Charakter zu geben. Seine Nunzien, welche die Einladungsschreiben zu überbringen hatten, gingen nicht allein an die katholischen Fürsten und Republiken, sondern auch an die Schismatiker Europas, Asiens und Afrikas und ganz besonders an die protestantischen Staaten, wie der Kaiser es ihm angerathen. Allein bei diesen letzteren hatte er keinen Erfolg. Die deutschen Protestanten hatten durch den Augsburger Religionsfrieden weit mehr erreicht, als irgend ein Konzil ihnen gewähren konnte. Sie waren überdies mit Recht über die Verfolgungen erbittert, die gerade damals Rom über ihre unglücklichen italienischen Glaubensgenossen, zumal in Kalabrien, verhängte. Sie stellten Bedingungen, die, von ihrem Standpunkte ganz gerechtfertigt, doch für den Papst unannehmbar waren. Sie waffneten von vornherein, um sich gegen jeden Zwang zu vertheidigen, der im Namen des Konzils auf sie hätte ausgeübt werden können.[1]) — Die französischen Calvinisten, die damals den völligen Sieg ihrer Sache in Frankreich erhofften, zeigten sich nicht nachgiebiger. Die protestantischen Herrscher Dänemarks, Schwedens, Englands untersagten den Nunzien selbst den Eintritt in ihr Gebiet.

Damit war entschieden, daß auf dem Konzile nur die katholischen Fürsten und Völker Europas vertreten sein würden. Auch diese hegten in Bezug auf jenes sehr verschiedene Anschauungen und Wünsche.

In Frankreich starb der junge König Franz II. schon im Dezember 1560. Sein Bruder Karl IX. war noch ein Kind, und für ihn führte Katharina von Medici die Herrschaft. Sie war aus allen Kräften bestrebt, mit den Hugenotten sich gut zu stellen, Frieden und Ordnung dem von den Religionsparteien zerrissenen Frankreich zurückzugeben. In dieser Absicht bat sie schon vor Eröffnung des Konzils, mit voller Zustimmung der französischen Bischöfe, den h. Vater, ihrem Reiche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu gewähren. So hoffte sie die große Mehrheit der französischen Calvinisten zur Kirche zurückzuführen.

Allein der römische Hof nahm wenig Rücksicht auf Katharina von Medici, die er wegen ihrer bedrohten Lage in Frankreich nicht sehr fürchtete, und der er ihre Schwäche den Ketzern gegenüber vorwarf. Pius IV. versicherte freilich dem französischen Botschafter, daß für seine Person er keinerlei Abneigung gegen das Zugeständniß des Kelches und selbst der Priesterehe verspüre, die er stets für mehr dem historischen als dem göttlichen Rechte widersprechend betrachtet habe. Allein über eine so folgenschwere Angelegenheit, setzte er hinzu, müsse er zunächst seine Brüder, die Kardinäle befragen. Und da traf er sofort auf den Widerstand des zelotischen Theiles der Kardinäle und

1) Ueber diese Verhandlungen findet man die genaueste Schilderung in der Depesche Commendones und Delfins, Naumburg 8. Febr. 1561 (Miscellanea di storia Italiana, Turin 1865, S. 54 ff.); dem Berichte Delfins an den Kaiser v. 10. Febr. (Bucholtz IX, 673 ff.); den Akten, die Raynaldi gibt, ad an. 1561, Nr. 19 ff.

zugleich des spanischen Botschafters. Philipp II. theilte in der That durchaus nicht die versöhnlichen Ideen seines Vaters, sondern arbeitete grundsätzlich auf die Aufrechterhaltung der strengsten Rechtgläubigkeit hin. Sein Gesandter in Rom, Franz Vargas, forderte den Papst auf, ein so „verbrecherisches“ Verlangen ohne weiteres abzuweisen.[1]) Wirklich vergaß Pius IV. mehr und mehr die den Franzosen gemachten Versprechungen und bekannte sich zu den Meinungen der Mehrheit der Kardinäle und des spanischen Königs, den er, nicht ohne Grund, für die festeste Säule der katholischen Sache hielt. Er antwortete endlich, daß man, ohne der Kirche ungehorsam zu werden, nicht die Sakramente in einem Lande anders denn in den übrigen spenden könne. Er gab der französischen Regierung den Rath, sich mit ihrem Anliegen an das Konzil zu wenden.[2])

Diese wenig versöhnliche Haltung des h. Vaters in einer Angelegenheit, die in nichts das katholische Dogma betraf und in der man, hundertunddreißig Jahre früher, den Hussiten vollkommen Genüge gethan hatte, brachte auf die französische Regierung einen sehr üblen Eindruck hervor und verringerte bedeutend deren Hoffnung auf ein günstiges Ergebniß des Konzils. Sie schickte also zuvörderst keine Bischöfe auf dasselbe, sondern nur drei Gesandte, um ihm ein ausführliches Verzeichniß der von ihr gewünschten Reformen zu übergeben. Die den französischen Gesandten ertheilten Instruktionen geben ein treues Bild der Absichten der Regentin auf kirchlichem Gebiete. Sie verlangten die förmliche Erklärung, daß das Konzil ein neues sei; sollte dagegen dasselbe als die Fortsetzung der beiden früheren Versammlungen bezeichnet werden, so hatten die Gesandten Verwahrung einzulegen und Trient zu verlassen. Sie hatten abermals die Verlegung der Synode in eine süddeutsche Reichsstadt und für die Protestanten vollkommene Freiheit der Meinungsäußerung auf jener zu beantragen. Ja noch mehr. Das Konzil sollte gänzlich vom päpstlichen Einflusse befreit, auch deutlich ausgesprochen werden, daß der Papst kein Recht habe, das mindeste an den Beschlüssen der Versammlung zu ändern oder von ihnen zu dispensiren. Die Hauptaufgabe des Konzils sei, die Disziplin und die Sitten der Geistlichkeit zu bessern, „am Haupt und an den Gliedern“ der Kirche, die Hierarchie auf den Stand der Urkirche zurückzuführen. Die Willkür und die finanziellen Uebergriffe der Kurie sollten in Wegfall kommen. Endlich wurde den Gesandten vorgeschrieben, zur sicherern Erlangung aller dieser Reformen stets freundschaftlich mit den Oratoren des Kaisers zusammenzuwirken, von dem man wußte, daß er gleichfalls einer gründlichen Kirchenverbesserung geneigt sei.

Ferdinand I., in Spanien geboren und dort unter der Aufsicht des berühmten Kardinals Ximenez erzogen, war in seiner Jugend ein eifriger Anhänger des Katholizismus, starrer und ausschließender gewesen, als sein Bruder,

---

1) Depesche Vargas' vom 21. Nov. 1561; Weiß VII, 429. 2) Le Plat IV, 733. 739 ff. — Sickel S. 234. — Döllinger, Beiträge. I, 366 ff.

der Kaiser, selber. Aber mit fortschreitendem Alter hatte er seine Anschauungen geändert. Von seinem Bruder mit der Verwaltung eines großen deutschen Territoriums und später mit den Einzelheiten der Reichsregierung beauftragt, hatte er sich allmählich den deutschen Sitten und Ansichten angepaßt. Er hatte sich von der Unmöglichkeit überzeugt, anders als durch Zugeständnisse die Protestanten zu gewinnen und damit zum innern Frieden im Reiche zu gelangen. So hatte er den Reichsständen zu Passau und Regensburg fast völlige Religionsfreiheit, bald auch seinen Erbländern die Predigt des Wortes Gottes zugestehen müssen. Offenen und heitern Sinnes, wenn auch zum Jähzorn geneigt, dabei prunkliebend, wenig beharrlich in seinen Entschlüssen, war Ferdinand nicht zum Märtyrerthume gemacht. Die politische Nothwendigkeit überzeugte ihn von der Unentbehrlichkeit kirchlicher Reformen, obwohl er im Herzen stets ein guter Katholik blieb. Freilich wurde durch diese schwankenden Seelenstimmungen seine ganze Haltung unsicher, ungewiß; er wechselte häufig seine Entschlüsse, indem er bald eifrigen Katholiken, bald den Neuerern sein Ohr lieh. Sein ältester Sohn Maximilian dagegen, der damals den Titel eines böhmischen Königs trug, war dem Herzen nach Protestant und hatte dies früher offen gezeigt. Er war sehr unterrichtet, kannte genau die Literatur und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen europäischen Völker, liebte Musik und Wissenschaften: so war es nicht zu verwundern, daß dieser geistvolle Fürst sich den neuen Ideen zuwandte. Indeß seinem feinen, empfindlichen, poetischen Wesen fehlte es an Festigkeit und Entschlossenheit. Unter dem doppelten Einflusse seines Vaters sowie seines Vetters und Schwagers Philipp II. wurde er dazu gebracht, seine wahren Meinungen zu verheimlichen. Aber war nicht zu fürchten, daß er, wenn die Kirche seinem Gewissen gar keine Zugeständnisse machte, sich von neuem offen gegen sie erkläre?[1]) — Bei der Eröffnung des Konzils waren die kaiserlichen Oratoren die ersten auf dem Platze. Sie waren beauftragt, den Protestanten jede mögliche Genugthuung und Freiheit zu verschaffen, sich jeder Suspension oder Ueberführung nach einer italienischen Stadt, sowie der Beschränkung der synodalen Freiheiten zu widersetzen.[2])

Bald brachte der Kaiser wichtigere Vorschläge, die auf bedeutsame grundsätzliche Fragen Bezug hatten. Unglücklicherweise gab es fast Niemanden auf dem Konzil, der sie vertheidigte und ihnen zum Siege verhalf. Die Protestanten, denen sie Genüge thun sollten, hielten sich fern; die katholischen Reichsfürsten ihrerseits hatten sofort dem Nunzius Commendone erklärt, daß, wenn die Protestanten nicht nach Trient gingen, sie sich gleichfalls nicht dahin begeben würden, wegen der Gefahren, mit denen die Nachbarschaft der Ketzer sie bedrohe, und weil sie für ihre eigenen Unterthanen die Ansteckung

---

1) Reimann, Maximilian 1554—1564; Hist. Zeitschr. 1. Serie, Bd. XV, S. 1 ff.

2) Instr. für die kaiserlichen Gesandten, 1. Jan. 1562; Sickel S. 252 ff. — Articuli Legatis exhibiti per oratores Caesaris, 13. Febr.; Le Plat V, 33 ff.



Maximilian II.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Martin Rota (blühte 1558—1586).

fürchteten. Im Grunde war es besonders, wie die drei geistlichen Kurfürsten dem Kaiser eröffneten, die Besorgniß, die Protestanten möchten darin einen Akt der Feindseligkeit sehen, welche sie zurückhielt.

Das Reich betheiligte sich also nicht am Konzil, und Ferdinand war darauf angewiesen, auf demselben, so gut es eben ging, seine Erbländer vertreten zu lassen, die gleichfalls zum größten Theile bereits dem Protestantismus anheimgefallen waren. Indeß seine kaiserliche Würde selbst gab ihm schon eine gewisse Autorität, und er beschloß, sie zu Gunsten der Reform und des Ausgleichs anzuwenden.

Er bildete aus mehreren Bischöfen und Doktoren der Theologie eine Kommission, die ihm im September 1561 eine ausführliche Denkschrift über die einzuführenden Kirchenverbesserungen überreichte.[1]) Allein dieselbe erschien dem Kaiser zu radikal. Er wandte sich also an mehrere seiner Räthe, um neue Vorschläge für das Konzil entgegen zu nehmen; zuerst an den Vizekanzler Seld und seinen eigenen Beichtvater Cithardus, dann an den Geheimrath Dr. Gienger und den Bischof von Gurk, dessen gemäßigte Ansichten der religiösen Richtung des Kaisers am meisten entsprachen. Der Sekretär Ferdinands, Singkhmoser, und Staphylus, früher Protestant und nach seiner Bekehrung zum Katholizismus Professor in Ingolstadt, haben diesem sogenannten „Reformationslibell" des Kaisers seine endgültige Gestalt gegeben. Es war in Inhalt und Form gemäßigter, aber andrerseits noch viel eingehender und ausgedehnter, als die Denkschrift der ersten Kommission. Es forderte eine vollständige Reform der Kurie, ein Verringerung der Zahl der Kardinäle bis auf 26, die Abschaffung der ärgerlichen und gesetzwidrigen Dispense und Exemptionen, sowie der noch lange nicht beseitigten Mehrheit der Benefizien; die Residenz aller kirchlichen Würdenträger, sowie die Unterdrückung der Simonie bei deren Ernennung; Beschränkung der Exkommunikationen; Verbesserung des Gottesdienstes und Einführung der Volkssprache in denselben; Nöthigung der Geistlichen zum sittlichen und erbaulichen Lebenswandel; Gestattung des Abendmahles in beiderlei Gestalt, des Fleischessens zur Fastenzeit und der Priesterehe, „deren Berechtigung aus der h. Schrift bewiesen werden kann". — Am 22. Mai 1562 wurde diese Denkschrift dem kaiserlichen Gesandten in Trient zugestellt, um dem Konzile als offizielle Vorschläge Ferdinands unterbreitet zu werden.[2])

Die Herzoge von Baiern und Cleve schlossen sich diesen Forderungen an. Kurz, man kann sagen, daß alle Katholiken nördlich der Alpen, mit wenigen

---

1) Le Plat V, 213 ff. — Prof. Sickel hat im Archiv f. österreichische Gesch. Bd. XLV (1871) S. 24 ff. bewiesen, daß diese Denkschrift nicht durch den bekannten Staphylus, sondern durch eine Kommission entworfen wurde, zu welcher u. a. die Bischöfe von Prag und Merseburg gehörten. 2) E. Reimann hat in den Forsch. z. deutschen Gesch. Bd. IX (1868) 177 ff. dargethan, daß das seit lange gesuchte „Reformationslibell" nichts anders ist, als die Denkschrift der zweiten Kommission. — Der Zeitpunkt ist genauer bestimmt worden durch Sickel, Arch. f. österr. Gesch. XLV, 39.

Ausnahmen, einstimmig gründliche Reformen verlangten, die offenbar den Zweck hatten, die alte Kirche der neuen näher zu bringen. Wie freisinnig waren damals die Anschauungen der deutschen und französischen Katholiken!

Vielleicht hätten sie verwirklicht werden können, wenn in der That die kaiserlichen Gesandten sich eng an die Franzosen angeschlossen hätten, die durch die stets wachsende Zahl der theilnehmenden französischen Bischöfe auf dem Konzile mehr Einfluß besaßen als die Deutschen. Unglücklicherweise ließ es die Reformpartei an Einigkeit und Ausdauer ermangeln. In Folge ihrer geringen Energie und Geschicklichkeit hatten die französische und die kaiserliche Regierung schon in der wichtigen Frage des Versammlungsortes nachgeben müssen; dieselben Fehler führten auch ihre Niederlage auf dem Konzile selbst herbei.

Der europäische Süden war von den Lehren der deutschen und schweizer Reformatoren wenig berührt worden. Aber auch da fühlte man das Bedürfniß eingreifender Reformen der Hierarchie, um den Beschwerden der Völker und der Einzelnen abzuhelfen und der Kirche selbst das Leben zurückzugeben, welches dieselbe ganz zu verlassen drohte.

Sogar der fanatische König von Portugal stellte eine Reihe von Forderungen auf, die wenig dazu angethan waren, dem heiligen Vater zu gefallen, und welche zum Theil den Wünschen des Kaisers und der Franzosen entsprachen. Und doch hat das einstimmige Verlangen der ganzen katholischen Welt auf dem Konzil nur zum geringern Theil Verwirklichung gefunden!

Viel wichtiger als der portugiesische Herrscher war der mächtige König von Spanien, jener Philipp II., den man als den besten und fast einzigen Retter der von allen Seiten angegriffenen und unterminirten Kirche betrachtete. Merkwürdigerweise hatte Philipp im Beginne die Erneuerung des Konzils nicht gebilligt. Er glaubte viel mehr Einfluß auf den Papst in seiner Isolirtheit als auf eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen zu haben, unter denen es ohne Zweifel viele von der Ketzerei Angesteckte gäbe.[1]) Er fand dann einen vorzüglichen Vorwand in der päpstlichen Einberufungsbulle, deren Annahme für sich und die spanische Geistlichkeit er hartnäckig verweigerte, weil in derselben das Konzil nicht ausdrücklich als eine Fortsetzung der früheren Versammlungen bezeichnet worden sei. Es sei dies, sagte er, eine solche Unzuträglichkeit, eine solche Gefahr für die Religion, daß unter diesen Umständen es besser sei, die Synode nicht zu versammeln. Wie dürfe man das Dekret über die Rechtfertigungslehre, das stärkste Bollwerk gegen die Ketzerei, noch einmal dem Zweifel und der Diskussion unterwerfen!

Indeß die Ankündigung eines französischen Nationalkonzils sowie des

---

1) Man sehe über diese Gesinnung des spanischen Königs Pallavicini XXIII, 6, 12; Raynaldi, ad an. 1560, Nr. 58; Döllinger, Beitr. I, 344 f.; Documentos inéditos para la hist. de España. IX, 94.

Religionsgesprächs zwischen Katholiken und Hugenotten in Poissy änderten (Juni 1561) seine Anschauungsweise: um diesen Ereignissen ihren gefährlichen Charakter zu benehmen, mußte man das Trienter Konzil zur Wahrheit machen.[1]) Nicht allein nahm Philipp nunmehr die Konvokationsbulle an, sondern sandte auch zahlreiche spanische Prälaten nach der Synodalstadt, um auf die Entscheidungen der Versammlung den gebührenden Einfluß zu üben.

Trotz aller Vorstellungen seines Oheims, des Kaisers, sollte derselbe für die unbedingte Aufrechterhaltung der früheren Beschlüsse und, dessen zum deutlichen Zeichen, für die förmliche Erklärung der Fortsetzung geltend gemacht werden. In diesem Sinne hatten auch seine Gesandten zu wirken. Keinerlei Zugeständniß an die Neuerer, weder in den Dogmen noch den Formen der Kirche! Wenn die französische und die kaiserliche Regierung in ihren religiösen Ausgleichsbestrebungen gescheitert sind, so war dies zum guten Theile die Schuld Philipps, der freilich hierin nur der getreue Vertreter der in seinem fanatisch rechtgläubigen Volke und zumal in seiner Geistlichkeit vorherrschenden Ideen war.

Stimmten in dieser Hinsicht die Absichten Philipps mit denjenigen der Kurie überein, so waren sie denselben in Betreff der Vertheilung der Gewalten in der Kirche durchaus entgegengesetzt. Die Spanier in ihrem sehr entwickelten Selbstbewußtsein und Nationalstolz wollten von der Knechtung der Kirche unter dem absoluten Willen des heiligen Stuhles nichts wissen. Auch hier gibt nicht der Herrscher den Ton an, sondern seine Staatsmänner und Prälaten zeichnen ihm den Weg vor, den er für die konziliaren Angelegenheiten zu befolgen hat.[2]) Wie die Deutschen und Franzosen verlangten die Spanier vollkommene Unabhängigkeit für die Synode, die freilich unter der Leitung der Delegirten des heiligen Vaters zu stehen hat, sonst aber die höchste und unfehlbare gesetzgebende Gewalt über die ganze Kirche besitzt. Sie forderten demgemäß eine offene Erklärung, daß das Konzil die allgemeine Kirche vorstelle; daß jeder Prälat und Fürst dort frei seine Vorschläge anbringen könne; daß der Papst nur das Recht der formellen Anerkennung und Veröffentlichung, nicht aber das der materiellen Prüfung der Konzilienbeschlüsse ausübe.

Wir sehen also die drei katholischen Großmächte einig in dem Verlangen uneingeschränkter Freiheit für die Synode. Und doch wurden sie hierin von der Kurie geschlagen, obwohl dieselbe nur von einem Theile des italienischen Episkopats unterstützt ward. Denn Rom handelte folgerichtig, erkannte deutlich seine Ziele, wich vor keinem Kunstgriff einer unbedenklichen Diplomatie zurück; während der Kaiser, Frankreich, Spanien niemals einig waren und sich sogar häufig auf religiösem wie auf politischem Gebiete bekämpften. Und dann, Spanien allein verfocht seine Anschauungen

---

1) Le Laboureur I, 459 ff. 781. 2) Vgl. die zahlreichen diesbezüglichen Schriftstücke im ersten Theile von Döllingers Beiträgen.

mit Nachdruck, indem es von Beginn an eine bedeutende Anzahl fähiger, gelehrter und sittenstrenger Prälaten auf das Konzil sandte. Wenn Deutschland und Frankreich dieses Beispiel befolgt hätten, würde die Zukunft der Christenheit sich anders gestaltet haben. Allein, wie wir sehen werden, das Gegentheil fand statt — und so unterlagen die drei Großmächte den klug geleiteten Anstrengungen des heil. Stuhles.

Freilich haben nun die Spanier, indem sie sich auf die Bedeutung und Thätigkeit ihres Herrschers und Staates für die katholische Sache und auf die wichtige Rolle beriefen, die sie selbst auf dem Konzile spielten, dort einen ganz besonderen und hervorragenden Einfluß ausüben wollen. Sie benahmen sich auf demselben sehr oft als die Herren, und sogar als anmaßende und übermüthige Herren. Es kann keineswegs in Abrede gestellt werden, daß sie das Konzil und den persönlich zu gemäßigter Reform neigenden Papst daran verhindert haben, auch den bescheidensten Forderungen der Franzosen und Ferdinands I. Genüge zu thun. Allein das gelang ihnen doch nur, weil sie in diesem Punkte fast die ganze Kurie und die überwiegende Mehrheit der italienischen Bischöfe auf ihrer Seite hatten. Jedesmal, wo sie mit diesen beiden Mächten in Widerstreit waren, erlitten sie Niederlagen, in der Frage der Freiheit des Konzils sowohl wie in der seiner Dauer. —

Pius IV. seinerseits hatte vor den feindlichen Absichten der „ultramontanen" Völker die größte Angst. Deßhalb nöthigte er die widerstrebenden italienischen Bischöfe, zum Gegengewichte, sich in großer Zahl auf das Konzil zu begeben; deßhalb betraute er nicht weniger als fünf Kardinäle mit dessen Leitung und Beeinflussung im Sinne der Kurie.

Sie bildeten einen glänzenden, des heil. Stuhles und der erlauchten Versammlung durchaus würdigen Vorstand der Synode.

Der vornehmste von ihnen und deshalb durch den Rang eines ersten Präsidenten ausgezeichnet war Herkules Gonzaga, Kardinal von Mantua, ein Bruder des regierenden Herzogs dieses kleinen Staates, übrigens ein Prinz voll der besten Gesinnung, dem Kaiser durchaus ergeben. Der zweite, Jakob Puteo aus Nizza, war ein vortrefflicher Kanonist. Dann kam Hieronymus Seripando, ehemals Augustinergeneral, der sich in dieser Eigenschaft auf der ersten Trienter Synode durch seine Gelehrsamkeit, Sprachenkenntniß, Beredtsamkeit und zugleich gemäßigte Gesinnung ausgezeichnet hatte. Später hatte ihn, trotz des Widerstandes der Eiferer, Karl V. zum Erzbischof von Salerno, Pius IV. selbst zum Kardinal ernannt. Dagegen war der vierte Vorsitzende, Ludwig Simonetta, übrigens ein berühmter Kanonist, der Vertrauensmann der konservativen Partei des Kardinalkollegs. Der fünfte war Stanislaus Hosius, der Sohn eines Krakauer Bürgers. Nach glänzenden Studien auf der Universität Padua hatte derselbe als Bischof von Ermeland mit großem Erfolge die Reformation im östlichen Europa bekämpft. Da er mehrere Jahre die Nunziatur in Wien verwaltet, kannte er auf das genaueste die

Zustände Deutschlands und die Anschauungen Ferdinands I. Puteo erkrankte, und an seiner Statt ernannte Pius, einige Monate später, seinen eigenen Schwestersohn, den Kardinal Mark Sittich von Hohenems, einen noch sehr jungen und völlig unerfahrenen Prälaten, der eben damals damit beschäftigt war, das Vaterunser in lateinischer Sprache zu erlernen.[1]) Seine Wahl zu einem so bedeutsamen Posten erregte allgemeines Staunen; der Papst führte zur Entschuldigung an, Hohenems sei Deutscher von Geburt und Bischof des deutschen Sprengels von Konstanz, und er habe ihn aus Rücksicht auf den Kaiser und die deutsche Nation ernannt.

Die Zögerungen und Bedenklichkeiten Philipps II. ließen noch einmal das Zustandekommen des Konzils in sehr unsicherm Lichte erscheinen. Der Papst selbst wurde zweifelhaft. Um Ostern 1561, den festgesetzten Termin, fanden sich nur einige der Legaten und neun Bischöfe in Trient ein. Monate lang war die Synode thatsächlich suspendirt. Erst als der spanische König die Einberufungsbulle angenommen (Juni 1561) begann das Bild sich zu verändern. In immer wachsender Zahl strömten seitdem die Prälaten nach Trient. Sie sahen sich daselbst auf das freundlichste aufgenommen von dem jungen Freiherrn Ludwig Madruzzo, dem sein Oheim, der unseren Lesern wohlbekannte Kardinal Christoph Madruzzo, soeben das Bisthum Trient abgetreten und der Papst gleichfalls die Kardinalswürde ertheilt hatte.

Als nun endlich, gegen Ende des Herbstes, die spanischen Prälaten in Trient eingetroffen waren, setzte der Kaiser noch einen Aufschub von mehreren Wochen durch, da er in seinem Optimismus die Hoffnung nicht aufgab, seine deutschen Bischöfe zur Theilnahme an der Synode zu bewegen. Allein schließlich verlor der Papst die Geduld. Die Lage in Frankreich wurde immer bedrohlicher. Die Versammlung der französischen Geistlichkeit, die radikalen Reformwünsche, welche sie aussprach, das Religionsgespräch, das mit ihr verbunden wurde, und dessen für die Hugenotten sehr günstiges Ergebniß — alles dies erfüllte Pius IV. mit Schrecken. Es war hohe Zeit, die offizielle Vertretung der katholischen Gesammtkirche in Thätigkeit treten zu lassen. Mit Zustimmung der Legaten setzte er die erste öffentliche Sitzung des wieder versammelten Konzils auf den 18. Januar 1562 fest. „Wir wünschen," schrieb er den Legaten, „als Edelmann, guter Papst und guter Christ, daß ein gutes Konzil abgehalten werde. Wir sind entschlossen, es zum Ziele zu bringen, seine Beschlüsse anzunehmen und auszuführen."[2])

Die Spanier standen einstweilen allein der ungeheuren Ueberzahl kleiner italienischer Bischöfe gegenüber, die der Papst unaufhörlich nach Trient entsandte. Aber trotz ihrer Vereinzelung und numerischen Schwäche entfalteten sie sofort eine solche Festigkeit und Entschlossenheit, daß ihnen, zumal bei ihrer zweifellosen Rechtgläubigkeit und Sittenreinheit, ein noch beträchtlicherer Ein-

1) Sickel, Zur Gesch. des Trienter Konzils. S. 235. 2) Pius IV. an die Legaten, 19. Dez. 1561; Monumenti di Beccadelli. II, 304.

fluß, als sie ihn sechszehn Jahre früher ausgeübt hatten, zufiel. Ihr Führer war ein Veteran des Konzils, Guerrero, Erzbischof von Granada, der schon früher der päpstlichen Partei kühn die Spitze geboten hatte. Bei ihm versammelten sie sich gewöhnlich, um über ihr gemeinsames Vorgehen auf dem Konzile zu berathen.

Ihre erste Handlung war die Forderung, daß man, wie Pius IV. es in der That dem spanischen Botschafter Vargas versprochen hatte, schon in der ersten Sitzung das Konzil als eine bloße Fortsetzung erkläre. Indeß die Legaten waren vorsichtiger als der heil. Vater. Sie sahen voraus, daß ein solcher Schritt, gleich im Beginn der Synode gethan, eine kräftige Verwahrung des Kaisers und der Franzosen, wahrscheinlich selbst ihre förmliche Trennung von dem Konzile herbeiführen würde, das dann völlig seinen ökumenischen Charakter verloren hätte. Mit großer Mühe bestimmten sie die spanischen Prälaten zu der Zusage vorläufigen Schweigens über diesen Punkt.

Aber in einer andern Angelegenheit leisteten die Spanier den Legaten hartnäckigern Widerstand. Diese hatten in dem Eröffnungsdekret der Versammlung die letztere nicht nur als unter der Leitung der Legaten stehend bezeichnet (praesidentibus legatis), sondern auch als ausschließlich nach deren Vorschlägen handelnd (proponentibus legatis ac praesidentibus). So schien Alles, was die Synode thun würde, lediglich aus den Anträgen der Legaten hervorzugehen, schienen alle Prälaten dagegen jeder Initiative, jedes Vorschlagsrechts beraubt. Offenbar wollten die Legaten das Ansehen des Konzils zu Gunsten des päpstlichen verringern und sich zugleich in den Stand setzen, jeden der Kurie mißfälligen Antrag von vorn herein abweisen zu können. Einige Spanier, zumal Guerrero, legten heftige Verwahrung ein gegen dieses Verfahren der Legaten; indeß da dieselben beschönigende Erklärungen gaben, wagte die Mehrheit nicht, diesen für die konziliare Freiheit so gefährlichen Ausdruck zu beseitigen. Es war dies ein neuer Sieg der päpstlichen Partei, ein Sieg, der nicht ohne Bedeutung war. Man weiß ja, wie groß auf religiösem und besonders hierarchischem Gebiete der Einfluß von Formen und Formeln auf den Grund der Dinge selbst ist!

Wenn die Spanier keine Unterstützung gegenüber der immer mehr zunehmenden Zahl von Italienern fanden, so war eben auf keinem Punkte ein günstigerer Erfolg wahrscheinlich. Sie selbst fühlten das sehr wohl. Einen Monat später (16. Februar) schrieb Guerrero seinem Könige: „Wenn Eure Majestät uns nicht zu Hülfe kommt, würde es besser sein uns zu befehlen, daß wir von hier abreisen und zu unseren Kirchen zurückkehren. Denn hier werden wir nichts ausrichten. Seine Heiligkeit kündigt ihre Entschlüsse den Legaten an, diese schlagen sie vor, und sofort stimmen alle Italiener und selbst einige Nichtitaliener zu." Noch grimmiger äußert sich der Gesandte Vargas, den man freilich durch falsche Verheißungen unwürdig getäuscht hatte.[1]

1) Weiß VI, 470—502. 505—510. 517 f.

Philipps II. eigene Gesinnungen ließen ihn die Klagen seiner Staatsmänner und Prälaten bereitwillig aufnehmen. Er that deßhalb bei dem Papste Vorstellungen, damit derselbe die Formel proponentibus legatis zurückziehe — allein zunächst ohne den geringsten Erfolg. Während Pius beständig behauptete, dieselbe habe keinerlei reelle Wichtigkeit, strafte er sich selbst offenbar Lügen, indem er sie hartnäckig aufrecht erhielt. Dabei beschwerte er sich bitter über den spanischen König, der ihn unaufhörlich quäle, ärger als Deutsche und Franzosen, und von ihm Unmögliches verlange; noch mehr aber über die spanischen Prälaten in Trient, von denen ein jeder den Papst spielen wolle.[1])

Bei der übrigens rein formellen Eröffnungssitzung (18. Januar 1562) fanden sich bereits 117 Prälaten zusammen, weit mehr als je vorher in Trient oder Bologna gewesen. Dieses Mal wollte eben der heilige Stuhl ernstlich das Konzil. Aber alle die hier versammelten Väter waren Romanen, und mehr noch, lediglich Südromanen. Ein so begrenzter Theil der christlichen Welt wagte es nun, dem ganzen germanischen, gallischen, skandinavischen und slavischen Europa ohne weiteres Gesetze aufzuerlegen. Mehr als je fühlte das Papstthum sich italienisch, fühlten die Italiener sich als Herren der ganzen Kirche!

Um zunächst alle irritirenden Fragen zu vermeiden, begann man die Revision und Vervollständigung des von Paul IV. zum ersten Male verfaßten Index verbotener Bücher. Man hatte zunächst beschlossen, bei dieser Gelegenheit allen Ketzern, die in Trient erscheinen wollten, einen allgemeinen Freibrief zu gewähren, damit sie dort ihre Anschauungen vertheidigen könnten. Allein die Spanier wandten ein, daß dann alle von der Inquisition Angeschuldigten und Eingekerkerten ihre freie Entsendung nach Trient fordern und damit vollauf Gelegenheit zum Entkommen erhalten würden — was sehr schädlich für die religiösen Zustände Spaniens und zugleich dem gemessenen Befehle ihres Königs zuwider wäre, der ihnen verboten habe, auch nur die mindeste Einmischung in die Angelegenheiten der Inquisition zu dulden. Die Legaten würdigten das Gewicht dieser Gründe; und schließlich hatten sie selbst auch nicht Lust, den Gefangenen der römischen Inquisition einen Vorwand zur Wiedererlangung der Freiheit zu gewähren. Man suchte lange vergeblich nach einem Ausweg, um die Interessen der Inquisition mit dem den Protestanten zugesagten freien Geleit in Einklang zu bringen. Schließlich begnügte man sich damit, allen von der Kirche Ausgeschlossenen einen günstigen und freundlichen Empfang in Trient zu versprechen. Es war ein reiner Hohn, daß, während man den Ketzern jeden förmlichen Geleitbrief verweigerte, der Kardinal von Mantua zugleich, auf Verlangen der kaiserlichen Gesandten, alle Protestanten zur dritten öffentlichen Sitzung auf den 14. Mai nach Trient einlud. Uebrigens blieb,

1) Dep. Vargas' vom 4. Mai; Döllinger, Beiträge. I, 415 ff.

gleichfalls auf Begehren des Kaisers, die Augsburger Konfession einstweilen im Index prohibitorum noch unerwähnt, zum großen Aerger der Spanier.

Endlich fand man auch einen Ausweg in der Geleitsfrage. Man beschloß, den im Jahre 1551 nur den deutschen Protestanten bewilligten und denselben durchaus genügenden Freibrief auf die Dissidenten aller Staaten auszudehnen, wo dieselben nicht besonderen Strafgesetzen unterlägen. Letzteres aber war in Spanien, Portugal und Italien der Fall, so daß die Protestanten dieser Länder stillschweigend von dem Geleit ausgeschlossen und der vollen Strenge der Inquisition überliefert waren. Die Legaten beruhigten den mißtrauischen König Philipp II. noch durch einen besonderen Brief:[1] „Niemand, von welchem Range er auch immer sei, der vor der heiligen spanischen Inquisition erschienen, solle je zu seiner Verantwortung vor das Konzil vorgelassen werden.“ Die Inquisition und ihre Opfer wurden also durch den Geleitbrief nicht berührt.

Das Alles war sehr fein und schlau ausgeklügelt, aber nicht offen und ehrlich und blieb eben deßhalb völlig wirkungslos. Hatten die Vorsitzenden des Konzils wirklich von derartigen Maßregeln noch einen Einfluß auf die Protestanten erhofft? Wohl schwerlich. Sie wollten nur später darauf hinweisen können, daß man den Ketzern Gelegenheit zur Versöhnung mit der Kirche gegeben, jene aber dieselbe nicht benutzt hätten und somit die Schuld an der Fortdauer des Zwistes trügen.

Nach Beendigung der Geleitsfrage — vielmehr eine reine Formalität — griff man in Trient die Reformsache an. Zumal Seripando zeigte sich voll Eifer, bessere Zustände in der Geistlichkeit zu begründen. Indeß mit dem Vorsitze in der Reformkommission wurde unter dem Vorwande seines ausgezeichneten kanonistischen Wissens der eingefleischte Kurialist Simonetta betraut. Der brachte es dann auch glücklich dahin, daß die zwölf Artikel, welche die Kommission entwarf, ausschließlich nebensächliche und früher schon oft berührte Gegenstände betrafen; nur der erste war wichtig, der den Bischöfen und Pfarrern auf das strengste die Residenz anempfahl. Und diesen Artikel beantragte, nach reiflicher Ueberlegung, Simonetta ganz bei Seite zu lassen, weil er fürchtete, derselbe möge zu Diskussionen führen, die dem heil. Stuhle unangenehm wären! Allein die kaiserlichen Gesandten verhinderten das Gelingen dieser Intrigue, indem sie nachdrücklich erklärten: wenn man den einzigen wichtigen Punkt des ganzen Reformplanes unterdrücke, zeige man dem Kaiser, daß man mit ihm, dem Konzil und der ganzen Christenheit sein Spiel treibe, und nöthige ihn, sich völlig von der Synode zurückzuziehen. Durch diese Drohung erschreckt, unterzogen die Legaten wirklich die zwölf Artikel, ohne jede Einschränkung, am 11. März der Berathung der Generalkongregation. Aber niemals verziehen sie dem Kaiser seine störende Einmischung, und sie suchten nach einer Gelegenheit, um ihm und den Seinen

1) 10. Mai 1562; Docum. inéditos p. la hist. de Esp. IX, 183 f.

ihre üble Laune empfinden zu lassen. Sie weigerten sich also, das Bestreben Ferdinands, durch Festsetzung strenger Strafen gegen die säumigen Bischöfe die deutschen Prälaten doch noch zum Besuche der Synode zu zwingen, irgend zu unterstützen. Freilich hatten sie gewichtige Gründe, die Ankunft einer größern Zahl „ultramontaner“ Bischöfe nicht zu wünschen, Gründe, die sie jedoch nicht offen aussprechen konnten: sie wollten die Unabhängigkeitspartei nicht vergrößern, nicht die feste Mehrheit verlieren, welche die italienischen Bischöfe ihnen gewährten.

Was die Legaten und zumal Simonetta gefürchtet hatten, traf übrigens in vollem Maße ein. Die Frage der Residenzpflicht, die schon in der ersten Trienter Vereinigung die größten Schwierigkeiten hervorgerufen und eben deßhalb keine endgültige Lösung empfangen hatte, entfesselte in der Versammlung des Jahres 1562 einen Sturm, der dieselbe gänzlich auseinander zu sprengen drohte.

Eine große Anzahl der anwesenden Prälaten hielt, und zwar mit gutem Grunde, die Residenzpflicht für die unentbehrlichste Basis jeder ernstlichen Kirchenverbesserung und wollte ihr deßhalb göttlichen Ursprung zuschreiben, damit der Papst nicht mehr, wie bisher, ihre Verletzung zu dulden oder selbst geradezu von ihr zu dispensiren vermöge. Dieses Unwesen hatte einen so großen Umfang angenommen, daß selbst in dem glaubenseifrigen Spanien die Menge der niemals in ihrem Sprengel erschienenen Bischöfe und Pfarrer auf ein Zehntel der Gesammtzahl veranschlagt wurde.[1]) Viele Trienter Väter meinten, eine so durchgreifende und nothwendige Reform sei dem Interesse und Ansehen des heil. Stuhles nur dienlich. Andere Bischöfe aber und zumal die Italiener — auch sie hatten nicht völlig Unrecht — sahen eine solche Erklärung als eine Neuerung an, welche die päpstliche Gewalt bedeutend einschränken mußte. Und würden ihre Gegner, nachdem sie diesen ersten Erfolg erlangt, die Macht des römischen Bischofs nicht bald auch auf anderen Punkten zu verringern streben? Die glücklichen Inhaber mehrerer kirchlichen Benefizien fürchteten bei der Vernichtung des päpstlichen Dispensrechtes in dieser Beziehung für ihren eigenen Besitz. Die Ansichten der Legaten selbst waren getheilt. Während Mantua und Seripando geneigt waren, sich in diesem Punkte der Entscheidung des Konzils zu unterwerfen, war Simonetta entschlossen, nicht zu weichen, und ermahnte Pius IV., sich allen synodalen Anmaßungen kräftigst zu widersetzen. Das ganze Konzil löste sich bald in zwei feindliche Lager auf, die sich nicht nur mit Gründen, sondern auch mit Beleidigungen und Verleumdungen bekämpften.[2])

Die Berathungen über die Reform spannen sich endlos aus, weil jeder der Väter sich in ausführlichen Reden gefiel. Die Angelegenheit der Residenz-

---

1) Villanueva, Vida litteraria. II, 422. 2) Man sehe darüber den ungeschminkten Bericht des Auditors der Rota und spätern Kardinals Paleotto, bei Theiner II, 551.

pflicht erhitzte immer mehr die Gemüther. Die Hochwürdigen suchten die Reden der Gegner mit Fußscharren zu unterbrechen; sie warfen sich gegenseitig Ketzerei, Frechheit, Unerträglichkeit vor.[1]) Sobald die Legaten einschritten, um die Ordnung wieder herzustellen, beschuldigte man sie, die Freiheit des Konzils beschränken zu wollen.

Da faßten die Kardinäle von Mantua und Seripando einen überraschenden Beschluß. Sei es, daß sie sich nicht mehr anders aus der Verlegenheit zu ziehen wußten, sei es, daß sie wirklich der Bezeichnung der Residenzpflicht als göttlichen Charakters geneigt waren — sie stellten dem Konzil unzweideutig die Frage: ob es diese letztere Erklärung wolle oder nicht? Jedermann war erstaunt, die Legaten der Entscheidung der Synode einen so delikaten Gegenstand unterbreiten zu sehen, den sie vielmehr möglichst zu umkleiden und zu vermeiden hätten suchen sollen. Zumal die unbedingten Anhänger der Kurie waren höchst aufgebracht darüber, daß das Konzil vor die Frage gestellt sei: entweder sich gleichgültig gegen die wichtigste unter den Reformen oder aber der päpstlichen Macht feindlich zu zeigen. Wirklich wagten nur einige dreißig Bischöfe — nur ein Viertel — den göttlichen Charakter der Residenzpflicht geradezu zu leugnen. Beinahe die Hälfte — 66 — sprachen denselben ohne Beschränkung aus. Etwas mehr als ein Viertel stimmte dafür, die Sache der Entscheidung des heil. Vaters anheim zu stellen.

Augenscheinlich war im Grunde die Mehrheit selbst auf diesem größtentheils aus Italienern gebildeten Konzile der Erklärung, die Residenzpflicht sei göttlichen Ursprungs, günstig. Aber da sie der Form nach nicht obgesiegt, so benutzten das die Legaten, um den Mittelweg zu wählen und die Angelegenheit der Entschließung des Papstes zu überweisen. Damit hatte die Synode in schimpflicher Weise auf ihre eigene höchste gesetzgebende Macht in der Kirche Verzicht gethan, ihren Gegnern die Möglichkeit gegeben, sie als die unterwürfige Sklavin des heil. Stuhls zu bezeichnen. Und dem letztern war damit auch kein Gefallen geschehen: er sah sich jetzt vor dieselbe peinliche Alternative gestellt, wie vorher seine Anhänger auf dem Konzile.

Wirklich waren fast alle Prälaten sehr unzufrieden mit dem Gange, den die Ereignisse genommen hatten, und suchten sich von der Verantwortung zu befreien, indem jeder die Schuld auf den andern und besonders auf diesen oder jenen unter den Legaten warf. Der Verleumdungskrieg ging munter voran in Trient; zahlreiche Anklagebriefe, zumal gegen Gonzaga und Seripando, wurden von den blind ergebenen Anhängern der Kurie, den Ehrgeizigen und Stellenjägern, nach Rom gesandt.[2])

Man mußte den Bescheid aus Rom über die Residenzfrage abwarten. So brachte die dritte öffentliche Sitzung, die neunzehnte des Gesammtkonzils seit 1545, nur ein Dekret der Vertagung auf den 4. Juni.

1) Der Erzbischof von Zara an Kardinal Cornaro, 13. April; Baluze-Mansi, Miscellanea, IV. (2. Aufl. Lucca 1764.) S. 223 f. 2) Paleotto S. 555 f. — Erzb. Zara an Kard. Cornaro; Baluze-Mansi IV, 232.

Aber inzwischen empfing man Briefe aus Rom, die einen tiefen Eindruck hervorbrachten.

Pius IV. hatte zuerst vor versammeltem Kardinalkolleg seine Ueberzeugung von der göttlichen Grundlage der Residenzpflicht ausgesprochen.[1]) Allein dieser unsichere und schwankende Charakter wußte sich dem Einflusse seiner Umgebung nicht zu entziehen. Der römische Hof aber war fest entschlossen, den Bischöfen keinerlei Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhl, keinerlei selbständiges Recht zuzugestehen; er fürchtete, daraus die Unbotmäßigkeit des Episkopats und eine allseitige Schmälerung der päpstlichen Einkünfte hervorgehen zu sehen. Andererseits wagte er nicht, sich offen in einer Angelegenheit verneinend zu erklären, die der ganzen Christenheit als hochwichtig erschien, und für die selbst ein Theil der italienischen Bischöfe gestimmt hatte. Man war deßhalb in Rom gegen Mantua und Seripando sowie gegen Alle, welche den göttlichen Ursprung der Residenzpflicht bejaht hatten, höchlichst erbittert; und allmählich theilte sich diese Stimmung auch dem biegsamen Pius mit. Simonetta, der nur der Mehrheit des Kardinalkollegs den Hof zu machen suchte, schürte das Feuer möglichst durch geheime Briefe, die er in großer Zahl nach Rom sandte,[2]) und in denen er seine Amtsgenossen in Trient geradezu des Verrathes, der Verschwörung mit den „Ultramontanen" beschuldigte. Diese Anklagen fanden bei Pius IV., der in seiner Leidenschaftlichkeit seine eigenen früheren Anschauungen völlig vergessen hatte, immer mehr Gehör. Er beschuldigte die Legaten, mit Ausnahme Simonettas, durch ihr tückisches Benehmen eine große Sünde begangen zu haben.[3]) Von Seripando sagte er: „Es reut mich, einen Menschen aus ihm gemacht zu haben; ich möchte lieber 50,000 Dukaten zahlen und ihn nicht zum Kardinal ernannt haben; er ist ein Feind des heil. Stuhles."[4]) Simonetta, der sich schon als Herr der Lage fühlte, suchte Alles hervor, um seine Kollegen in Trient zu ärgern und lahm zu legen.[5]) Pius kündigte schließlich an, er werde, um diesem Streit ein Ende zu machen, drei neue Legaten nach Trient entsenden; der eine von ihnen, San-Clemente, der, als Kardinalpriester, dem Kardinaldiakonen Gonzaga an Rang überlegen war, sollte an dessen Stelle den ersten Vorsitz übernehmen.

Dies wäre nun eine Maßregel von der einschneidendsten Bedeutung gewesen. Sie hätte nicht nur den bisherigen ersten Präsidenten, den Kardinal von Mantua, der sich allgemeiner Achtung erfreute und vom Kaiser sowie dem spanischen Könige sehr geschätzt war, genöthigt, sich ganz vom Konzile zurückzuziehen; sondern sie hätte auch auf unwiderlegliche Weise die völlige Abhängigkeit der Synode vom Belieben des römischen Hofes dargethan. Daraus

1) Dep. Vargas' v. 4. Mai; Döllinger, Beiträge. I, 422. 2) Pallavicini, so kurialistisch er auch gesinnt ist, theilt (XVI, 9, 7 ff.) den Inhalt dieser Briefe mit, die er selber in Händen gehabt. 3) Bisch. v. Lerida an Vargas, 18. Mai; Doc. inéditos. IX, 188 f. 4) Dep. Vargas' v. 23. Mai; Döllinger, Beiträge. I, 438. 5) Musotti, Sommario, 17.

hätte aber leicht die Auflösung des Konzils entstehen können, denn weder Spanier noch Deutsche oder Franzosen würden sich einer solchen Demüthigung unterworfen haben. Beschwerte sich nicht der erste französische Gesandte, Herr von Lansac, bereits darüber, daß das Konzil keineswegs frei sei, wie man versprochen, und daß demselben der heilige Geist mit dem römischen Postbeutel zugesandt werde?[1])

Wirklich erwartete das Publikum im Allgemeinen schon den Zerfall des Konzils, da die inneren Schwierigkeiten der Synode in ganz Europa hinreichend bekannt waren.[2]) Die Spanier und ihre portugiesischen Amtsgenossen in Trient drohten es zum Bruche zu treiben, wenn die Frage vom Ursprunge der Residenzpflicht nicht als erster Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt und endgültig zur Entscheidung gebracht werde. Der Kardinal von Mantua sah sich damit zwischen die Forderung der fremden Prälaten und den Zorn des Papstes gestellt; da er daran verzweifelte, aus dieser Lage einen glücklichen Ausgang zu finden, bot er in Rom seine Entlassung an, weil er ja doch das Vertrauen des heil. Vaters verloren habe. Wirklich wollte Pius IV. nur so lange von der Freiheit des Konzils hören, als dasselbe nach seinem Willen handelte.

Leider war dies nicht die einzige Schwierigkeit, welche die Legaten und mit ihnen die ganze Synode bedrohte. Philipp II. hatte aus Rücksicht auf Franzosen und Deutsche bisher auf die förmliche Erklärung des Konzils als Fortsetzung der früheren Trienter Versammlung verzichtet. Nun waren aber nur wenige französische und deutsche Bischöfe und kein einziger Protestant in Trient erschienen, die Spanier dagegen hatten sich voll Eifer gezeigt. So glaubte der König das Recht zu haben, bei Pius IV. und zugleich bei den Legaten von neuem auf Erfüllung jenes seines Wunsches zu dringen. Die Legaten erkannten das auch vollkommen an und hatten dem spanischen Statthalter von Mailand, dem Marchese Pescara, durch ein förmliches Aktenstück die Zusage gegeben, die erwähnte Erklärung in der nächsten öffentlichen Sitzung des Konzils zu erlassen.[3]) Allein kaum hatten die Gesandten des Kaisers davon Kenntniß erhalten, als sie auf bündigen Befehl ihres Fürsten erklärten, sie würden bei Erfüllung dieses Versprechens sich ebenso wie die deutschen und ungarischen Bischöfe von den Sitzungen des Konzils zurückziehen. Die französischen Gesandten stimmten sofort für sich und ihre Prälaten diesem Entschluß der Kaiserlichen bei.[4]) Diese Franzosen waren überhaupt ein Gegenstand beständiger Sorge für die unglücklichen Legaten; zwei von ihnen, der Präsident Du Ferrier und der Toulouser Parlamentsrath Fabre, waren der Hineigung zur Ketzerei dringend verdächtig. Wirklich hatten sie und ihr

1) Lansac an de Lisle, 19. Mai; Le Plat V, 169. 2) Cromer an Hosius, 8. Juni; Cyprianus S. 233. 3) Sickel S. 305. — Döllinger, Beiträge. I, 415 f. — Doc. inéditos IX, 127 ff. 173 ff. 4) Instruktion des Kaisers vom 22. Mai; Sickel S. 314 ff. Der Kaiser ließ sich hierzu besonders durch die Furcht vor den Protestanten bestimmen. — Le Plat V, 184.

Chef, Herr vor Lansac, von ihrem ersten Auftreten in Trient an eine fast feindselige Haltung gegen das Konzil angenommen. Dabei handelten sie in vollkommener Uebereinstimmung mit den Kaiserlichen, wie ihre Regierung es ihnen jederzeit einschärfte. Sie hatten selbst den Auftrag, sich den Oratoren Ferdinands anzuschließen, wenn diese sich genöthigt sehen sollten zu protestiren und das Konzil völlig zu verlassen. Als Folge eines solchen Ereignisses sah man die sofortige Versammlung einer Nationalsynode in Frankreich und Deutschland und damit wahrscheinlich die völlige Bekehrung dieser Länder zum Lutherthum oder Calvinismus voraus.[1])

In dieser äußersten Verlegenheit fanden die Legaten keinen andern Ausweg als vom Papste die Erlaubniß zu erbitten, das dem spanischen Könige und dem Marchese Pescara gegebene Versprechen verletzen zu dürfen. Zugleich war es ihnen gelungen, die spanischen Prälaten in der Reformfrage zu einem Aufschube zu bewegen. Aber da langte zwei Tage vor der öffentlichen Sitzung, am 2. Juni, aus Rom die gemessene Weisung an, sogleich die Erklärung der Fortsetzung vorzunehmen. Dieser Befehl war dem Papste von denjenigen Kardinälen angerathen, welche die Auflösung des Konzils wünschten und letztere als unvermeidliche Folge einer solchen Anordnung betrachteten. Die Legaten waren auf das Aeußerste erschreckt. Sie beschlossen jedoch, die Instruktion einstweilen unbeachtet zu lassen und einen Bischof an den Papst zu entsenden, um denselben zu einer Aenderung seiner Willensmeinung zu bestimmen. Man hielt also die zwanzigste Sitzung inmitten unbeschreiblicher Verwirrung und Aufregung, ohne irgend wichtiges Ergebniß ab.

Alle Welt war unzufrieden. Das Konzil arbeitete nun schon seit sechs Monaten und hatte noch keinen Beschluß von bleibender Bedeutung fassen können. Besonders die unabhängig gesinnten Prälaten und die Botschafter der weltlichen Fürsten klagten laut darüber, daß die Legaten nur zuließen, was dem Papst gefalle, und daß die kleinen italienischen Bischöfe, von denen viele im päpstlichen Solde standen, es bei der Abstimmung über die Reformfreunde davontrügen. Bei jeder Forderung verschanzten sich die Legaten hinter den Willen des Papstes; und wenn man sich an diesen wandte, antwortete er mit salbungsvollen Redensarten über die völlige Freiheit des Konzils. Ein halbes Jahr war ohne Resultat mit dieser Posse dahingegangen, die nachgerade doch anfing, alle Wohlgesinnten zu erbittern.

Die Dinge konnten so nicht weitergehen, wenn man nicht geradezu eine Empörung der nichtitalienischen Mächte hervorrufen wollte. Die Legaten sahen ein, man müsse sich nun mit nützlicheren und wichtigern Arbeiten beschäftigen: sie begannen also die Artikel vom Abendmahl zu diskutiren, die in der zweiten Trienter Versammlung nicht entschieden worden waren. Es handelte

---

1) Kardinal Ferrara an Kardinal Borromeo, 18. Juni, 28. Juli 1562; Baluze-Mansi IV, 421. 435. — Der Papst an Philipp II. 1. Juni 1562; Doc. inédit. IX, 242 ff.

sich dabei hauptsächlich um die Frage, ob und unter welchen Bedingungen man die Kommunion unter beiderlei Gestalt gewähren könne? Dabei trafen sie jedoch von neuem auf den hartnäckigen Widerstand der Spanier, abermals unter der Leitung des unbeugsamen Erzbischofs von Granada. Diese starrgläubigen Prälaten behaupteten, die Abendmahlslehre sei schon hinreichend von den frühern Konzilien entschieden worden, und es zieme der Kirche nicht, Ketzern und Unzufriedenen Zugeständnisse zu machen; man müsse sich vielmehr ohne Aufschub mit der wichtigen Frage der Residenzpflicht beschäftigen. Wirklich mußten die Vorsitzenden versprechen, den letztern Gegenstand in kürzester Frist wieder auf die Tagesordnung zu setzen. So konnte man in den Verhandlungen über die Abendmahlsfrage fortfahren.

Die Legaten gaben sich nun freilich den Anschein, hierin den Wünschen des Kaisers und der Franzosen entsprechen zu wollen; allein in Wahrheit bemühten sie sich ein solches Zugeständniß zu vermeiden. Einerseits fürchteten sie den Widerstand des spanischen Königs, andrerseits, von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus, wollten sie die Kirche nicht wieder, wie den Hussiten gegenüber, einer Art Niederlage aussetzen. Sie glaubten übrigens, daß wenn man hier nachgäbe, man Gefahr laufe, immer kühnere und gefährlichere Forderungen aufstellen zu sehen. Am römischen Hofe endlich gab es Niemanden mit Ausnahme des Papstes selbst, der den Laien den Kelch hätte zugestehen wollen.[1]) Die Zeiten der Versöhnlichkeit waren seit Paul IV. vorüber; die Kurie befolgte seitdem den Grundsatz: „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich!“ Und dürfte man verkennen, daß sie mit diesem kühnen und beharrlichen Verfahren sehr große Erfolge erlangt hat? Schon zu der Zeit, von der wir sprechen, zeigten sich überall günstige Ergebnisse der intransigenten päpstlichen Politik. Kaiser Ferdinand fand mit seinem „Reformationslibell“ keine Gnade vor den Augen der Legaten, die in demselben nur eine Quelle des Aergernisses und der Verwirrung für das Konzil und der Schwäche für die päpstliche Gewalt sahen. Sie legten es also ganz einfach bei Seite. Ferdinand aber wagte nicht auf seinen Forderungen zu bestehen und gab das ganze, mit so vieler Sorgfalt vorbereitete Reformationslibell auf. Als die Legaten ihm ihre desfallsige Absicht mittheilten, ertheilte er (30. Juni) eine schwächliche Antwort,[2]) die einer Entschuldigung zum Verwechseln ähnlich sah und schließlich nur die Vermehrung der Anzahl der Geistlichen in Deutschland und die Besserung ihres Wandels forderte! Für einen solchen Verbündeten strengten auch die Franzosen sich nicht übermäßig an. So hatten die Legaten gewonnenes Spiel und wußten die kaiserlichen Gesandten, die sich in der Abendmahlsangelegenheit nicht minder schwächlich und ungeschickt zeigten, als ihr Herr, durch Ausflüchte und Zögerungen aller Art[3]) zum geduldigen Warten zu bestimmen. Man begnügte sich damit, durch eine Reihe von Kanons alle die

---

1) Bericht des bairischen Gesandten; Le Plat V, 345. 2) Baluze-Mansi IV, 446 f. 3) Paleotto S. 562.

zu verdammen, welche die Nothwendigkeit des Laienkelches, das Unzureichende des Abendmahls unter einer Gestalt, die göttliche Einsetzung der Kinderkommunion behaupten würden — im Grunde unnütze Erklärungen, da sie schon in Trient selbst im Jahre 1551 erlassen worden waren! Die Reformpartei hatte sich noch einmal überlisten und in den Hintergrund drängen lassen!

Rom setzte dem Verlangen der Völker und Fürsten nach schneller und gründlicher Kirchenverbesserung seine ebenso geschickte wie unbedenkliche Diplomatie entgegen. Um den Schein der Ausführung ihrer Verheißungen zu wahren, kamen die Legaten auf die frühern Reformartikel zurück, aber nur indem sie den wichtigsten oder vielmehr einzig wichtigen, den über die Residenzpflicht, sorgfältig bei Seite ließen. Deutsche und Spanier legten heftige Verwahrung ein gegen diesen Plan, nur von unbedeutenden Dingen zu reden, das Drängendste zu vernachlässigen. Vergebens. Die italienische Mehrheit setzte die Verhandlungen über Nebensächliches fort, bis der Papst seine Entscheidung in der Residenzfrage bekannt gemacht haben würde.

Inzwischen hatte Pius IV. die Gründe der Legaten in der Angelegenheit der Fortsetzung des Konzils geprüft und, mit Abänderung seiner frühern Ansichten, für richtig befunden. Er hatte ebenso wie die Präsidenten deswegen durch besondere Briefe Philipp II. um Verzeihung gebeten, indem er freilich alle Schuld an diesem Sinneswechsel auf die Legaten und besonders auf Mantua warf. Diese letzteren versprachen dafür, die Diskussion der Dogmen an demselben Punkte zu beginnen, wo man sie im Jahre 1552 fallen gelassen hatte, so daß der Charakter des Konzils als eine Fortsetzung der früheren Trienter Versammlungen durch die Thatsachen selbst erwiesen würde.[1])

Da Pius, wenn auch in ungnädiger Weise, in diesem Punkte nachgegeben hatte, war er um so mehr entrüstet, als er von der Zusage der Legaten hörte, bei erster Gelegenheit wieder die Residenzfrage erörtern zu lassen, die man in Rom endgültig der Entscheidung des heiligen Vaters überlassen glaubte, der ohne Zweifel sich nicht beeilt haben würde, sich über diese bedenkliche Angelegenheit auszusprechen. Der Zorn des Papstes und der ganzen Kurie war grenzenlos. Vergebens bot der erste Vorsitzende noch einmal seine Entlassung an; vergebens verlangten von den unabhängigen Prälaten die einen die Erlaubniß, Trient verlassen zu dürfen, und sandten die andern einen Entschuldigungsbrief an Se. Heiligkeit. Simonetta und sein Anhang thaten Alles, um Gonzaga zu kränken und zu behindern. Der letztere zog sich, bis er seine Abberufung erhalten, unter dem Vorwande schwankender Gesundheit von den Sitzungen zurück. Seripando, der von den Römern beinahe ebenso mißhandelt wurde wie Mantua, wollte nach Rom gehen, um dort sein Verfahren zu rechtfertigen.[2]) Das ganze Konzil drohte auseinander zu fallen. Die einflußreichsten italienischen Mitglieder der Reformpartei wurden von

1) Die Originalkorrespondenz über diese Dinge ist Doc. ined. IX, 226—257 abgedruckt; sie modifizirt vielfach den Bericht Paleottos. 2) Musotti S. 20. 39 f.

ihren Freunden und Gönnern in Rom mit Vorwürfen und Drohungen bestürmt. Selbst einer der kaiserlichen Oratoren, Georg Drascovics, Bischof von Fünfkirchen, sah sich wegen seiner allzu freimüthigen Rede über die Residenzpflicht so heftig angegriffen, daß er den Kaiser um Urlaub zur Abreise von Trient bat. Die Bischöfe aber, die sich in entgegengesetztem Sinne ausgesprochen, wurden mit Lob überhäuft und durch die Zusage erfreut, nach dem Ende der Synode eine angemessene Belohnung ihrer Dienste zu erhalten. Sie durften sich auf dem Konzil die schwersten Beleidigungen, die kränkendsten Herausforderungen erlauben, während man ihren Widersachern nur das schnelle Verlassen Trients gestattete. Und dabei sprach man immer mit Nachdruck von der Freiheit des Konzils!

Dieselbe Nöthigung wurde den fremden Mächten gegenüber versucht. Der Papst beschwerte sich heftig über die Gesandten Karls IX.; die Herren Franzosen, sagte er, schienen eher die Vertreter der Hugenotten zu sein. Der Kardinal von Ferrara, der als apostolischer Legat am französischen Hofe residirte, wurde beauftragt, über das Benehmen Lansacs offizielle Beschwerde zu führen. Man befahl ihm, nicht mehr, wie er es bis dahin hatte thun müssen, die Sendung französischer Prälaten nach Trient zu betreiben, weil diese doch nur die Zahl der Uebelwollenden — das heißt der Unabhängigen — vergrößern würden. So wenig wollte man am päpstlichen Hofe von ernsthaften Reformen sprechen hören, daß man vorzog, auf die Mitwirkung einer so wichtigen Nation, wie die französische, am Konzile zu verzichten. Den spanischen Botschafter Vargas bedrohte Pius IV. mit heftigen Zornausbrüchen und verlangte endlich in aller Form dessen Abberufung von Philipp II.

Unzufrieden mit den Prälaten, unzufrieden mit den Fürsten, beschloß der Papst die Synode in eine italienische Stadt zu verlegen. Er war im Begriffe, Rüstungen anzuordnen, um dieselbe an ihrem neuen Versammlungsorte gegen jeden Handstreich zu schützen. Ein offener Kampf schien zwischen dem Papstthum und den „ultramontanen" Ländern ausbrechen zu müssen. Allein so gewaltsame Entschlüsse riefen sofort den Widerspruch aller vernünftigen Menschen hervor. Die Venezianer, auf deren Meinung der Papst viel gab, widerriethen ihm offen ein so leidenschaftliches Verfahren. Sämmtliche Gesandte in Trient, ohne Ausnahme, zeigten dem Kardinal von Mantua große Achtung und Theilnahme und nicht mindere Erbitterung gegen die römische Kurie. Ferdinands Vertreter in Rom, Graf Arco, beklagte sich bei dem Papste selbst darüber, daß man das Konzil jeder Freiheit beraube. Auch unter den besonnenen Anhängern des Papstes ließen sich warnende Stimmen hören: man solle nicht die Hälfte der christlichen Welt zum Abfalle treiben.

Pius IV. und sein Rathgeber sahen ein, daß sie einen Schritt zurückthun müßten. Sie konnten sich dazu um so leichter entschließen, als der Feldzug der Kurie gegen die Unabhängigkeit der Trienter Väter bereits zu wichtigen Ergebnissen geführt hatte. Die freisinnigen italienischen Bischöfe, die sich von denjenigen, die sie als ihre Oberen verehrten und von denen ihre ganze Zukunft

abhing, auf das heftigste angegriffen sahen, verzichteten zum größten Theil auf Fortführung des Kampfes. Und nicht minder bedeutsam war der Erfolg nach außen. Philipp II. befahl seinen Prälaten in Trient, die Frage über den göttlichen Ursprung der Residenzpflicht einschlummern zu lassen. Auch gab er, um seinem Oheim dem Kaiser gefällig zu sein, zu, daß die Angelegenheit der Fortdauer des frühern Konzils nicht entschieden werde.[1])

Pius IV. fühlte sich ebenso siegesgewiß, wie kurz zuvor gereizt und erschreckt: er sah nun Alles in rosigstem Lichte. Nach solchen Zugeständnissen des spanischen Königs meinte er desselben und damit auch der eigenen Herrschaft über das Konzil endgültig versichert zu sein. Denn da gerade um diese Zeit der erste Religionskrieg in Frankreich ausbrach, glaubte er auf dessen Regierung durchaus keine Rücksicht mehr nehmen zu brauchen. Des Kaisers Schwäche aber hatte er genügend kennen gelernt, um denselben nicht übermäßig zu fürchten. Er gab bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit, sein Vertrauen auf die Zukunft kund.

Um so eher dachte er den Trienter Prälaten seine Gnade wieder zeigen zu dürfen. Er beruhigte den Kardinal von Mantua und die Bischöfe der Opposition durch verbindliche und wohlwollende Schreiben. Simonetta, dessen man nicht mehr bedurfte, erhielt Befehle, die unter freundlicher Form seine persönliche Niederlage entschieden, indem sie ihn zum Gehorsam, ja zur Unterwürfigkeit unter den ersten Vorsitzenden ermahnten und ihm auftrugen, jeden Schein zu vermeiden, als genieße er in Rom eines besondern Ansehns. Der Papst, in allem über das Ziel hinausschießend, überhäufte denselben Gonzaga, den er eine Woche vorher vor aller Welt gekränkt und ausgescholten hatte, mit Beweisen der Freundschaft und Achtung und bezeichnete ihn als Führer und Leiter seiner Amtsgenossen und des ganzen Konzils.[2]) Auf Befehl Sr. Heiligkeit mußten sich Mantua und Simonetta förmlich aussöhnen.

Trotz aller dieser Bethätigungen des Wohlwollens hat die Kurie in Wahrheit den widerspenstigen Prälaten niemals verziehen. Keiner von den Italienern, die für den göttlichen Ursprung der Residenzpflicht gestimmt, hat später irgend eine Beförderung oder gar, trotz der wärmsten Empfehlungen, den Kardinalspurpur erlangt. Simonetta aber blieb, trotz des offiziellen Ausgleichs, den anderen Legaten und Allen, die nicht der Kurie blind ergeben waren, äußerst verhaßt.

Das Ungewitter, welches das Konzil auseinander zu sprengen gedroht hatte, war also vorübergezogen. Man konnte in ziemlicher Ruhe die fünfte — oder einundzwanzigste — öffentliche Sitzung abhalten. Man publizirte in derselben die Kanons vom Abendmahl und neun Reformkapitel: freilich ein recht mageres Ergebniß achtmonatlicher Arbeiten eines allgemeinen Konzils!

Mit um so größerm Eifer bereitete man die nächste Sitzung vor, die

1) Instruktion Philipp II. vom 6. Juli; Sickel S. 352 f. 2) Pallavicini XVII, 5, 1, nach den Briefen Borromeos und des Papstes selbst.

auf den 17. September festgesetzt war. Das Meßopfer, mit dem man sich zunächst beschäftigte, wurde schnell abgehandelt. Das Wesen der Messe wurde als das eines allgemeinen Sühnopfers für Todte und Lebende definirt; die Zulässigkeit behauptet, sie zu Ehren eines oder mehrerer Heiligen zu feiern; die lateinische Sprache ausschließlich bei ihr gestattet.

Viel bedeutsamer war die Angelegenheit des Laienkelches. Der Kaiser hatte sie von neuem in den Vordergrund gestellt, indem er eine leicht verständliche Drohung hinzufügte: es sei möglich, sagte er, daß Italien der Reformen nicht bedürfe, allein es wäre doch traurig, die katholische Religion auf einen so kleinen Erdwinkel beschränkt zu sehen. Wie gewöhnlich standen die französischen Gesandten den Kaiserlichen bei. Die Angelegenheit lag in der That weniger ungünstig, als manche Reformfreunde fürchteten; denn der Papst hatte schon seit Wochen sich dafür ausgesprochen, daß man hierin den Wünschen des Kaisers Genüge thun müsse. Wir wissen ja, daß Pius IV. diese Frage immer mehr als Formsache denn als Angelegenheit von wirklicher Wichtigkeit betrachtet hatte; und die bedrohlichen religiösen Zustände Deutschlands und Oesterreichs ließen ihm ein nicht allzubedeutendes Zugeständniß als räthlich erscheinen. Am 22. August also brachte der Kardinal von Mantua den Vorschlag Ferdinands vor das Konzil. Der erste Legat, der im Allgemeinen der gemäßigten Reform zugethan und dabei mit dem Kaiser durch Freundschaft und Verwandtschaft verbunden war, that Alles, um die Versammlung für dessen Interessen zu gewinnen. Ein anderer Legat, Hosius, ein genauer Kenner der deutschen Verhältnisse, unterstützte ihn unter der Hand. Auch die Prokuratoren des Erzbischofs von Salzburg empfahlen eifrigst die Forderungen der kaiserlichen Gesandten. Uebrigens handelte es sich keineswegs um ein allgemeines Zugeständniß: der Laienkelch sollte lediglich den Deutschen, Böhmen und Ungarn und zwar nur denjenigen gewährt werden, die in jeder andern Beziehung gute Katholiken seien.

Und trotzdem war die Stimmung auf dem Konzil dem Wunsche Ferdinands I. nicht günstig. Fast alle Spanier und eine große Anzahl anderer Prälaten wollten von keinem Zugeständniß an die Ketzer hören; viele Andere wollten die Sache dem Papste überlassen, wie früher die Definition der Residenzpflicht. Ungeachtet der versöhnlichen Anschauung des heiligen Vaters hielt sein Theologe, der Jesuitengeneral Lainez, nicht nur eine lange und scharfe Rede gegen den kaiserlichen Vorschlag, sondern verwandte auch seinen ganzen persönlichen Einfluß bei den Bischöfen, um ihn zum Scheitern zu bringen.[1])

Die Abstimmung fand am 6. September statt. Nur 48 Prälaten waren für die Annahme, 52 für die Verneinung, 65 für die Ueberweisung an den Papst.[2])

Der kaiserliche Orator, Bischof von Fünfkirchen, wurde durch dieses Er-

1) Bericht der kaiserl. Oratoren, 18. Sept.; Le Plat V, 504. 2) Ich folge den offiziellen Zahlen des Sekretärs Massarelli; Theiner II, 115.

gebniß tief entmuthigt. Da keiner der Vorschläge eine Mehrheit gefunden, schien die ganze Angelegenheit beseitigt. So verstand auch die Majorität der Väter die Lage. Allein Drascovics faßte allmälig wieder Zutrauen und setzte es bei der günstigen Stimmung Gonzagas und wahrscheinlich auch Hosius' durch, daß die Legaten dem Konzil ein neues Dekret unterbreiteten, welches den Wunsch des Kaisers dem Papste anempfahl. Doch auch hierfür fanden sich nur 69 Stimmen; 79 waren dagegen.

Glücklicherweise lag dem Kardinal von Mantua daran, die Absichten des Kaisers nicht so vollständig zurückgewiesen zu sehen, sondern zu einem Ergebnisse zu gelangen, das der von den Deutschen vertheidigten Sache eine Hoffnung auf Gelingen ließ. Nach dem vorliegenden doppelten Votum des Konzils aber hätte der Papst selbst in dieser Sache Ferdinand nichts bewilligen können. Deßhalb verfaßte Mantua ein neues Dekret, das die Angelegenheit ganz einfach dem heiligen Vater anheimstellte.

Da fand nun in der Generalkongregation vom 16. September eine stürmische Scene statt. Viele unter den Vätern riefen aus, man thue ihnen augenscheinlich Gewalt an, man wolle ihnen Beschlüsse auferlegen, die sie schon abgewiesen hätten; einige drohten sogar das Konzil zu verlassen, da es nicht mehr frei sei. In dieser bedenklichen Lage kam Simonetta seinem Kollegen von Mantua zu Hülfe mit der Bemerkung, der Kaiser erwarte eine Entscheidung und man möge deßhalb nur ruhig abstimmen.

Er handelte so, weil er wußte, daß Pius IV. persönlich dem Gedanken, den Unterthanen des Kaisers den Kelch zu bewilligen, nicht abgeneigt sei. Da man also Simonetta, der für den Vertrauensmann des Papstes und der Kurie galt, für den Vorschlag Mantuas eintreten sah, wurde derselbe endlich mit der beträchtlichen Mehrheit von 98 Stimmen gegen 38 angenommen.

Man dürfte nicht behaupten, daß die Gesandten des Kaisers mit großer Geschicklichkeit verfahren wären. Erst hatten sie die Angelegenheit aufschieben und verzögern lassen, sodaß viele Prälaten meinten, dem Kaiser liege im Grunde nicht viel daran. Und dann auf einmal hatten sie dieselbe allzusehr beschleunigt, anstatt mit ihr bis zur Ankunft der französischen Bischöfe zu warten, deren Eintreffen bis zum Oktober oder November zugesichert war, und die nach dem Willen ihrer Regierung zweifellos in Masse für die Gewährung des Kelches gestimmt haben würden. Das hatten ihnen Mantua und alle Wohlwollenden dringend angerathen. Nunmehr waren sie nur durch Dazwischenkunft der Legaten vor einer demüthigenden Niederlage bewahrt worden. Sie schrieben selbst ihrem Fürsten, das letzte Dekret sei „den Vätern gleichsam mit Gewalt abgepreßt worden". Uebrigens erhofften sie vom Papste die Gewährung des kaiserlichen Wunsches, da das Konzil sich nicht geradezu dagegen ausgesprochen.

Darauf ging die Synode zu dem über, was man mit absichtlicher Uebertreibung die „Reform" benannte.

Die Gesandten Ferdinands I. und Karls IX. hatten eine förmliche Um-

gestaltung der Kirche nach dem Wunsche der nordalpinischen Völker und im Sinne einer Annäherung an den Protestantismus verlangt; jene auf Grund des „Reformationslibells" vom Mai 1562, diese auf Grund der Beschlüsse der Synode von Poissy. Die Annahme dieser verschiedenen Vorschläge hätte, wie man sich erinnert, den Charakter der katholischen Kirche, wie er sich seit dem elften Jahrhundert entwickelt, völlig verändert. Dagegen wäre man wahrscheinlich auf einer solchen Grundlage dazu gelangt, die beiden feindlichen Bekenntnisse wenn nicht gänzlich mit einander zu versöhnen, so doch in Frieden neben einander bestehen zu lassen. Aber die Legaten vernichteten absichtlich jede Möglichkeit einer solchen Perspektive, obwohl sie die weltgeschichtliche Bedeutung dieses entscheidenden Augenblickes vollkommen erkannten. Sie erklärten, lieber sterben zu wollen, als dem Konzile solche Artikel zu unterbreiten, die der christlichen Frömmigkeit geradewegs zuwiderliefen. Dagegen erhielten sie vom Papst und dem Kardinal Borromeo die Erlaubniß, dem Konzil einige unbedeutende Punkte des kaiserlichen „Libells" und der Akten von Poissy vorzulegen, „um den Deutschen und Franzosen den Mund zu stopfen," wie sie selbst sagten.[1])

Es wäre unnöthig, auf diese geringfügigen Verbesserungen hierarchischer Einzelheiten einzugehen. Viele unter den Vätern selbst fanden, es sei eines allgemeinen Konzils unwürdig, sich mit so kleinlichen Dingen abzugeben. So kam die sechste — oder zweiundzwanzigste — Sitzung heran, auf der die erwähnten Dekrete veröffentlicht wurden. Es fanden sich auf derselben noch 31 Prälaten — darunter fast sämmtliche Spanier — die gegen die Ueberlassung der Kelchessache an den Papst stimmten und zum Theil förmliche Verwahrung dagegen einlegten.

Die Kurie zeigte sich hingegen sehr davon befriedigt, daß das Konzil so unwichtige und wenig entscheidende Beschlüsse faßte und die endgültige Entscheidung aller einigermaßen bedeutsamen Angelegenheiten vielmehr dem heiligen Vater anheimstellte. Letzterer hob vor versammeltem Kardinalkolleg das Benehmen Gonzagas in den Himmel. Die Widerstrebenden waren tief entmuthigt über das Scheitern aller ihrer Bestrebungen. In einem Augenblick des Kummers und Aergers bat selbst Guerrero den Papst um die Erlaubniß zur Rückkehr zu seiner Kirche[2]) — aber bald werden wir den Erzbischof von Granada wieder ebenso kühn und unerschrocken in seiner Opposition wiederfinden, wie je zuvor.

1) ut obstruantur eorum ora; Raynaldi ad an. 1562. Nr. 63. 2) Docum. ined. IX, 303 ff.

IV. Endgültiger Sieg des Papstthums über die spanische, deutsche und französische Opposition.

Die nächste öffentliche Sitzung war auf den 12. November festgesetzt worden. Die Kurie schmeichelte sich mit der Hoffnung, sie werde die letzte oder doch vorletzte sein, und man werde die Verhandlungen des Konzils im Dezember oder noch früher schließen können. Indessen sollte diese Session erst viel später und unter dem Vorsitze anderer Legaten stattfinden, nach Schwierigkeiten, die oft unüberwindlich erschienen waren.

Zu deren Besiegung rechnete Pius IV. besonders auf seine Lieblingstheologen, die Jesuiten. Sie zeigten in Trient all' die Unerschrockenheit, um nicht zu sagen Anmaßung, die stets ihre Haltung in der Kirche charakterisirt hat; sie benahmen sich dort beinahe als Herren. Einer der Ihrigen, Salmeron, wohnte dem Konzil seit dessen Beginn bei und hatte seine Stellung als päpstlicher Theologe benutzt, um sich keck über die Geschäftsordnung und die Befehle der Legaten hinwegzusetzen: er erklärte geradezu, den letzteren keinen Gehorsam zu schulden. Sie hatten sich darüber bei dem Papste beschwert, der den Stolz des ehrwürdigen Vaters einigermaßen demüthigte. Als der Jesuitengeneral Lainez in Trient anlangte, forderte er sofort einen Platz über den Generalen der Bettelorden, und die Vorsitzenden hatten sich wirklich beeilt, ihm eine bevorzugte Stellung anzuweisen, zum großen Aerger vieler Prälaten.[1]) Er benahm sich fortwährend als erbitterter Gegner der bischöflichen Gewalt, jedes Zugeständnisses an die Neuerer, als leidenschaftlicher Verfechter der päpstlichen Allmacht und der strengsten herkömmlichen Rechtgläubigkeit.

Der erste Gegenstand, den die Legaten nunmehr auf die Tagesordnung setzten, war das Sakrament der Priesterweihe. Man stellte sieben ketzerische Grundsätze auf, um sie von dem Konzil verurtheilen zu lassen: daß die Priesterweihe kein Sakrament sei, daß alle Christen Priester seien, das Neue Testament von keiner Priesterklasse spreche, die Bischöfe den Priestern gleichständen, u. s. w.

Bald indeß sah man abermals Hindernisse von größter und gefährlichster Bedeutung sich erheben.

Zuerst kamen die kaiserlichen und die französischen Gesandten zu den

1) Tagebuch Musottis; Döllinger, Berichte u. Tagebücher. II, 22. 24.

Legaten, um sich über die Verzögerung des Reformwerkes zu beschweren. Sie tadelten außerdem, daß letztere sowohl ihnen wie den Prälaten die zu behandelnden Artikel erst zwei Tage vor der Sitzung der Kongregationen mittheilten, sodaß Niemand die Zeit habe, dieselben hinreichend zu prüfen. Endlich forderten sie, man solle wie bei den frühern Synoden den Vertretern der weltlichen Mächte das Recht zugestehen, ihre Vorschläge selber den versammelten Vätern auseinanderzusetzen.

Sie drohten, die Abstimmung nach Nationen vorschlagen zu wollen — ein Modus, den die Römer verabscheuten, weil er den knechtischen Italienern die Mehrheit genommen und sie den Unabhängigen übertragen haben würde.

Um so mehr fürchtete man in Rom die bevorstehende Ankunft der französischen Bischöfe und besonders des Kardinals von Lothringen, der ihnen als Führer und Leiter zu dienen hatte. Man glaubte, daß sie energisch für alle die „ungeheuerlichen" Forderungen des kaiserlichen Reformationslibells und der Synode von Poissy eintreten würden. In seinem Schrecken sandte der Papst einen besondern Courier nach Spanien, um Philipp II. zu ermahnen, er möge seinen Bischöfen den Widerstand gegen alle solche Usurpationen anempfehlen.[1]) Der Marchese Pescara, der als Statthalter von Mailand zugleich der nominelle Vertreter des Königs für die Angelegenheiten des Konzils war, den aber der römische Hof seit lange für sich gewonnen hatte, gab in der That den spanischen Bischöfen Befehl in diesem Sinne.[2]) Allein die letzteren wußten sehr wohl, daß der Marchese keineswegs die wirklichen Absichten ihres Herrschers wiedergab, und nahmen auf seine Anordnungen keine Rücksicht. — Uebrigens nöthigte der Papst Alles, was er an kleinen italienischen Bischöfen auftreiben konnte, Leute ohne irgend einen persönlichen Werth, sehr häufig ganz verweltlicht und bildungslos, die niemals ihre Diözese vor Augen gesehen, sich nach Trient zu begeben; während diejenigen unter den Prälaten, die auf dem Konzile einige Unabhängigkeit gezeigt — und darunter waren mehrere, die sich durch Gelehrsamkeit und Sittenstrenge bedeutend hervorgethan hatten — sich wider ihren Willen mit der Erlaubniß Trient zu verlassen beglückt sahen.[3]) Die Spanier wurden von neuem wegen ihres feindseligen Benehmens, wie man es in Rom benannte, mit bitteren Vorwürfen überhäuft. So suchte Pius IV. seine Partei zu verstärken und seine Gegner zu schwächen. Durch solche höchst weltkluge aber durchaus nicht religiöse Mittel wollte man den heiligen Geist nach Belieben lenken. Von bewundernswerther Naivität aber ist es, daß dieselben Bischöfe der Minderheit, die sich unaufhörlich über die Intriguen und Gewaltstreiche des römischen Hofes beklagen, sofort über Ketzerei schreien, sowie Jemand Miene macht, an der Unfehlbarkeit eines Konzils zu zweifeln,

1) Döllinger, Beiträge I, 455. 2) Tagebuch Mendozas; Döllinger, Berichte u. Tagebücher. II, 95. 3) Diese Thatsachen werden uns durch sicherlich unverdächtige Zeugen berichtet, nämlich durch zwei streng päpstlich gesinnte Kardinäle: Paleotto S. 592 f. und Pallavicini XIX, 2, 3.

das mit so viel unbedenklicher Schlauheit und offenbarem Uebelwollen vorbereitet, zusammengesetzt und geleitet wurde.

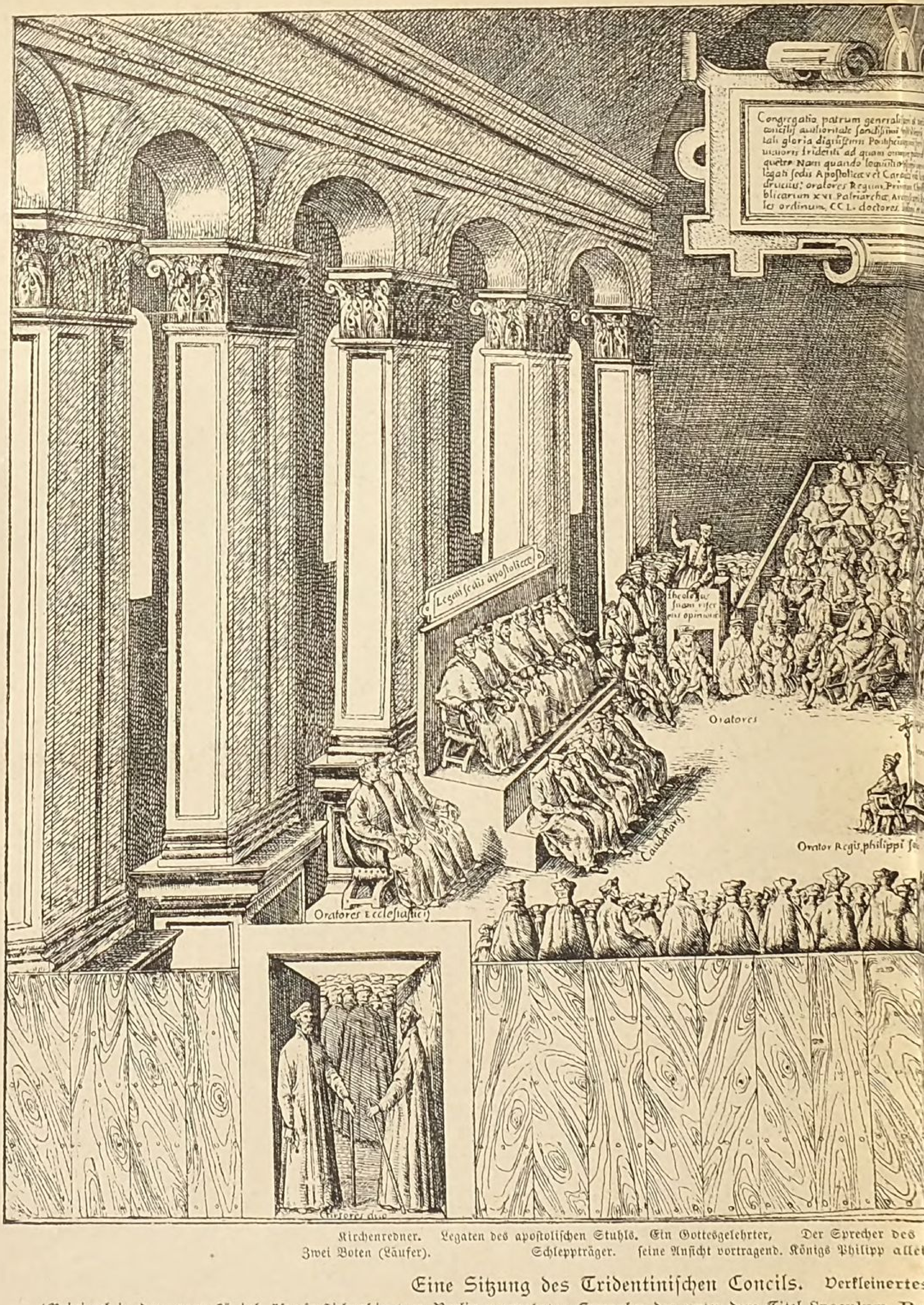
Die Vermehrung der päpstlichen Schaar schien um so nothwendiger, als die Spanier abermals einen dem heiligen Stuhle sehr unangenehmen Gegenstand zur Verhandlung brachten. Wir berühren hier die Hauptursache der völligen Unfruchtbarkeit der konziliaren Arbeiten während fast fünf Monate: sie forderten nämlich, in die Kanons von der Priesterweihe die Erklärung der göttlichen Einrichtung und des göttlichen Rechtes der bischöflichen Würde eingeführt zu sehen. Es war dies eine Angelegenheit, welche die wichtigsten Prinzipien der katholischen Hierarchie berührte. Denn der Papst und seine Anhänger stellten die Behauptung auf, daß die richterliche und verwaltende Macht der Bischöfe ausschließlich vom Papste in seiner Eigenschaft als irdischer Statthalter Christi sich herleite. Nach jener Ansicht war der Papst nur der Erste unter Gleichen; nach dieser war er der allgemeine und allmächtige Bischof, die Einzelbischöfe nur seine Beamten und Werkzeuge. Uebrigens war der Streit auch von großer praktischer Bedeutung. Denn wenn man das göttliche Recht der Bischöfe anerkannte, so nahm man dem Papste jede Befugniß der Einmischung in die bischöfliche Gerichtsbarkeit und in die Vertheilung der kirchlichen Benefizien.

Das war aber noch nicht Alles. Der König von Spanien hatte soeben den Kaiser sowie die Herrscher Frankreichs und Portugals aufgefordert, sich ihm zu einer gemeinsamen Anstrengung für die Beseitigung der Formel proponentibus legatis aus den Konzilsakten zu vereinigen.

Man kann sich leicht den Schrecken der Legaten bei diesem Zusammentreffen unangenehmer und drohender Umstände vorstellen. Sie befanden sich in der That in sehr übler Lage zwischen der Unabhängigkeitspartei von der einen und der despotischen Richtung des päpstlichen Hofes auf der andern Seite. Sie erlangten wenigstens von Pius IV., daß derselbe der noch immer schwebenden Residenzfrage ein Ende machte. Ohne den Streit über deren göttlichen Ursprung zu berühren, setzte man gegen die säumigen Bischöfe und Pfarrer strenge Strafen fest und gewährte andererseits den wirklich residirenden Bischöfen die Entscheidung in einigen bisher dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen, sowie etwas Sicherheit gegen päpstliche Erpressungen.

Man durfte also hoffen, diese störende Angelegenheit beseitigt zu haben. Aber es blieben noch die andern streitigen Punkte. Sie setzten Pius IV. in immer größere Aufregung; die Zuversicht, die ihn jüngst beseelt, war wieder verschwunden. „Alle Bischöfe," rief er aus, „die ich in Trient mit meinen Wohlthaten unterhalte, sind meine Gegner; ich nähre dort ein Heer von Feinden."

In der That hatte Guerero schon am 3. November den Kampf eröffnet, indem er forderte, man solle im siebenten Kanon festsetzen, daß die Bischöfe göttlichen Rechtes und die Stellvertreter Christi seien unter dessen höchstem Stellvertreter, dem Bischof von Rom. Eine große Anzahl spanischer und selbst italienischer Prälaten stimmten ihm zu. Alle Vermittlungsversuche der

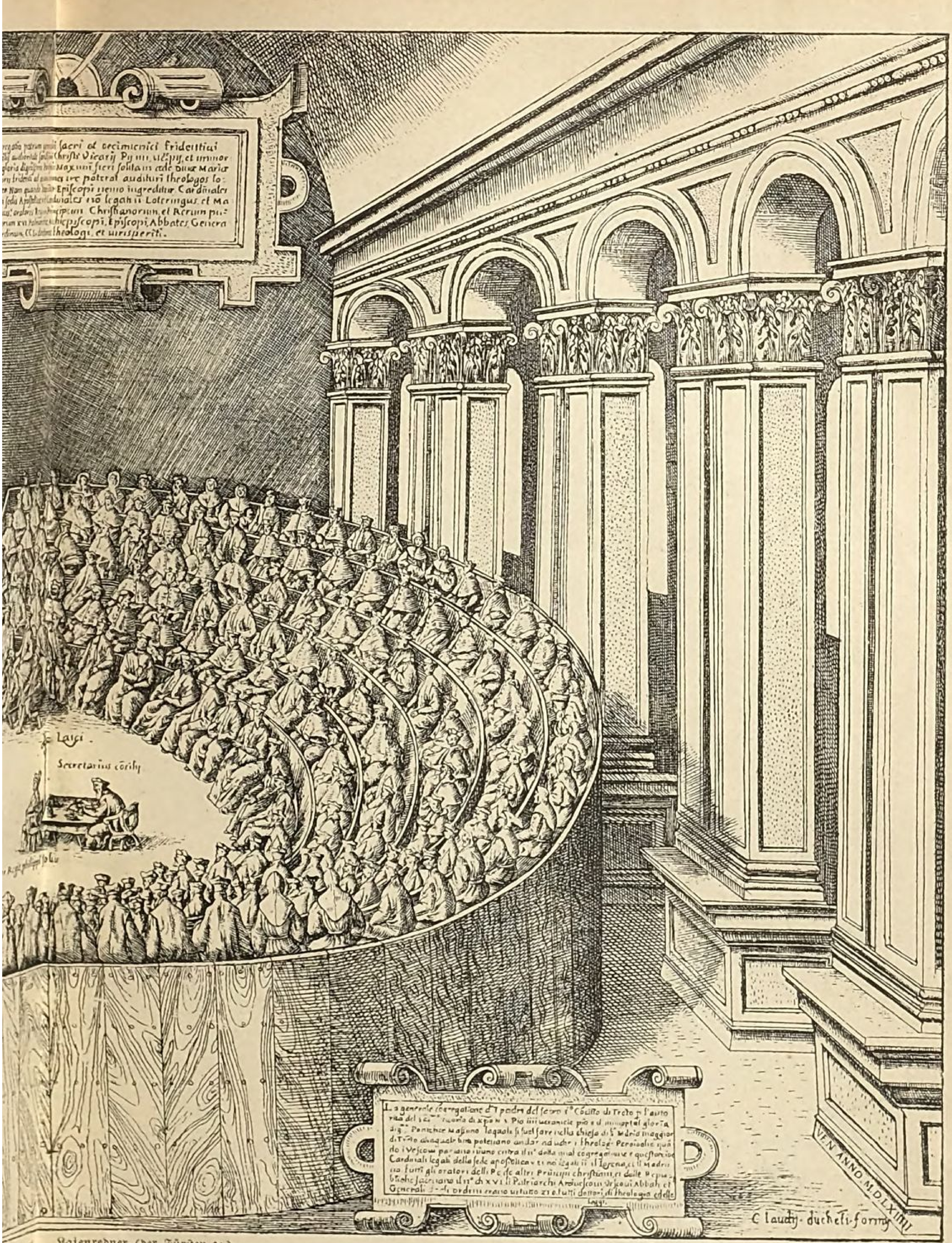


Kirchenredner. Legaten des apostolischen Stuhls. Ein Gottesgelehrter, Der Sprecher des
Zwei Boten (Läufer). Schleppträger. seine Ansicht vortragend. Königs Philipp alle

Eine Sitzung des Tridentinischen Concils. Verkleinerte

(Original in dem vom königl. Kupferstichcabinet zu Berlin verwahrten Exemplar des unter dem Titel Speculum Ro

Die Inschrift der oberen Tafel lautet: „Congregatio patrum generalis sacri et oecimenici tridentini concilij authoritate sanctissimi Cl
quam omnes ire poterant audituri theologos loquentes: Nam quando loquuntur Episcopi nemo ingreditur. Cardinales legati sedi
XVI Patriarchae, Archiepiscopi, Episcopi, Abbates, Generales ordinum CCL doctores theologi et iurisperiti.“ Die Inschrift der unteren
Signore Pio IIII veramente pio, e d'immortal gloria dignissimo, Pontefice Massimo: laquale si suol fare nella chiesa di Sta. Maria
qual congregatione é questo: cioe Cardinali legati della sede apostolica V, et non legati II, il Lorena, et il Madrucio tutti gli ora
et Generali de gli ordini erano in tutto 250. tutti dottori di theologia, e delle leggi.“ Uebersetzung: „Versammlung der Väter des all
frommen und unsterblichen Ruhmes würdigen Pontifex Maximus im Gebäude der h. Maria maggiore zu Trident stattzuhaben pflegte, zu welch
des Apostolischen Stuhles sind fünf, sonstige Cardinäle (Nicht-Legaten) zwei, der von Lothringen und Madruzzi, 16 Redner der ch



Laienredner (der Fürsten 2c.).
Der Secretair des Concils.

Facsimile eines anonymen Kupferstiches; gestochen 1565 in Venedig.
manae Magnificentiae vom Verleger Anton Lafreri in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. in Rom herausg. Sammelwerks.)
risti Vicarij Pij IIII, vere pij, et immortali gloria dignissimi Pontificis Maximi fieri solita in aede divae Mariae maioris tridenti ad
Apostolicae V et Cardinales non legati II Loteringus et Madrucius: oratores Regum Principum Christianorum et Rerum publicarum
Tafel: „La generale congregatione dei padri del sacro santo Concillo di Trento per l'autorita del santissimo vicario di Christo Nostro
naggior di Trento. allaquale tutti potevano andar ad udir i theologi: Percioche quando i Vescovi parlano niuno entra il numero della
ri delli Re, de altri Principi christiani, et delle Republiche facevano il numero di XVI. li Patriarchi, Arcivescovi, Vescovi, Abbati,
emeinen heiligen und ökumenischen Tridentinischen Concils, welche vermöge der Auctorität des heiligen Statthalters Christi, Pius IV., des wahrhaft
r Jedermann zum Anhören der Reden der Gottesgelehrten Zugang hatte: denn wenn die Bischöfe reden, kommt Niemand hinein. Cardinal-Legaten
tlichen Könige, Fürsten und Republiken, 250 Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Ordensgenerale, Gottesgelehrte und Juristen."

Legaten und anderer Väter blieben ohne Erfolg. Am meisten Wirkung wurde durch die Rede des Bischofs von Segovia hervorgebracht, der auf unwiderlegliche Weise darthat, daß es in der Urkirche wohl Bischöfe aber keinen Papst gegeben. Die plumpe Weise, in der Lainez die bischöfliche Gewalt zu Gunsten der päpstlichen zu einem bloßen Schatten herabzumindern suchte, machte durch die Uebertreibung und offenbare Feindseligkeit gegen das Bisthum gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen die Legaten davon erhofft hatten. Selbst bisher gehorsame Bischöfe, wie der von Paris, empörten sich gegen diese schmähliche Herabwürdigung ihres Standes, gegen diese schamlose Verkehrung der ursprünglichen kirchlichen Einrichtungen. Alle Theologen, alle Bischöfe hielten endlose Reden, so daß man die Vertagung der nächsten Sitzung beschließen mußte.

Inmitten dieser Zwistigkeiten langte endlich, von den Einen lebhaft herbeigewünscht, von den Anderen gefürchtet, am 13. November 1562 der Kardinal von Lothringen in Begleitung von achtzehn französischen Bischöfen und drei Aebten in Trient an.

Karl von Lothringen-Guise, Kardinal-Erzbischof von Reims, gewöhnlich der Kardinal von Lothringen genannt, war ein Prälat und Staatsmann, der ebenso sehr durch die feinste Bildung, durch lebhaften und durchdringenden Geist hervorstach wie durch völligen Mangel an moralischem Gefühl und innerlicher Erhebung. Jeder Weg schien ihm gut, der zu Macht und Reichthum führte. Habgierig, rachsüchtig, listig, nutzte er seine genaue Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten, seine künstlerische Beredsamkeit nur für seine persönlichen Ziele aus. Er hoffte den schändlichen Egoismus seines Herzens unter tadellosem Lebenswandel, würdigem Auftreten und heuchlerischer Frömmigkeit zu verbergen; denn im Grunde hatte er gar keine Religion. Für den Augenblick waren in Frankreich die Reformen in Mode, und die Königin-Mutter Katharina von Medici zeigte sich ihnen durchaus günstig. Kein Wunder, daß in den letzten Jahren Karl von Guise sich vollständig dieser Richtung angeschlossen hatte. Die Kurie fürchtete ihn deßhalb auf das äußerste. Man behauptete in Rom und Trient, sein Ehrgeiz verlange nichts Minderes als die Stellung eines unabhängigen Primas von Gallien.[1])

Seine erste Anrede an das Konzil schien die traurigen Erwartungen des römischen Hofes, vollkommen zu rechtfertigen. Er schilderte in derselben weitläufig den verzweifelten Zustand Frankreichs, dem das Konzil nur durch eine gründliche Reform der Sitten und der Disziplin der Geistlichkeit abhelfen könne. Der zweite französische Gesandte, Du Ferrier, wiederholte diese Forderung in einer emphatischen und reichlich mit Bibelsprüchen gespickten Ansprache, die

1) Kard. Ferrara an Kard. Borromeo, 30. Jan., 18. Juni, 8., 28. Juli 1562; Sala, Documenti circa S. Carlo Borromeo, Bd. III. (Mailand 1861.) S. 113. 190. 211. 219. — Depeschen Santa-Croces, Nunzius in Frankreich, vom 5. Aug., 28. Sept.; Cimber u. Danjou, Archives Curieuses. I. Serie, Bd. VI. S. 108 ff. — Bischof von Lerida an Vargas, 18. Mai; Docum. ined. IX, 189.

recht unangenehme Anspielungen auf die gegenwärtige Lage der Kirche und des Konzils enthielt. Die Instruktion, die der geheime Rath Karls IX. dem Kardinal mitgegeben, zählte eine Reihe radikaler Forderungen auf, unter denen sich die Einführung der französischen Sprache in den Gottesdienst, die Gestattung der Priesterehe und alle Zugeständnisse befanden, von welchen man die Wiederherstellung der Kircheneinheit erhoffen zu können meinte.

Um sich gegen die feindseligen Entwürfe Lothringens möglichst zu schützen, stellten die Legaten gegen ihn ein förmliches Spionirsystem auf mit Hülfe Karl Viscontis, Bischofs von Ventimiglia, des Vertrauensmannes der Kurie unter den Trienter Prälaten. Lothringen seinerseits machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen Simonetta und dessen fanatischen und zänkischen Anhang, der ihm übrigens dieses Gefühl reichlich zurückgab. Der Kampf zwischen der unbedingt päpstlichen und der Reformpartei, über das göttliche Recht des Bisthums, wurde immer leidenschaftlicher. Die Gemäßigten unter den Legaten, Gonzaga und Seripando, hätten gern den Spaniern einige Zugeständnisse in diesem Punkte gemacht und hatten mit ihnen mehrfache Konferenzen.[1] Allein die überwiegende Mehrzahl der Italiener widersetzte sich jedem Ausgleich, theils aus Nationalhaß gegen die Spanier, theils um sich die Gunst der Kurie und damit weitere Beförderung zu sichern.[2] Eine Rede Melchior von Vosmedianas, Bischofs von Cadiz (1. Dezember 1562), schien ihnen eine vorzügliche Gelegenheit, ihre Gegner niederzuschmettern. Um zu beweisen, daß die Bischöfe nicht nothwendigerweise die Geschöpfe des Papstes seien, führte der Spanier das Beispiel mehrerer Suffragane des Erzbischofs von Salzburg an, die von ihrem Diözesankapitel frei erwählt und nur von ihrem Metropoliten, nicht aber vom Papste bestätigt wurden und trotzdem eben so wirkliche Bischöfe waren wie diejenigen, welche der heilige Vater bestätigt hatte. Da warf ihm Simonetta entgegen: „Ehrwürdiger Vater, wollt Euch erinnern, daß was der Erzbischof von Salzburg thut, er mit päpstlicher Ermächtigung thut.“ Als die Italiener den Legaten, den man für den eigentlichen Vertreter des Papstes hielt,[3]) sich derart gegen den Redner wenden sahen, erhoben sie sich alle auf einmal, wie auf Befehl; sie riefen: „Hinaus, hinaus, hört ihn nicht an;“ andere: „Er sei verflucht;“ noch andere: „Alle Spanier sind verfluchte Ketzer;“ — worauf der Erzbischof von Granada ihnen zuschrie: „Ihr seid selbst verflucht!“ Die zuversichtliche Haltung der Spanier und zumal des Bischofs von Cadiz, der ruhig seine Rede fortsetzte, indem er unumwunden den päpstlichen Supremat anerkannte, sich aber zugleich über diejenigen, die ihn unterbrochen, bitter beschwerte, machte den Plan der Italiener zu nichte. Sämmtliche nichtitalienische Bischöfe, endlich auch Lothringen und selbst Mantua tadelten mit einschneidenden Worten die Störer der konziliaren

---

1) Beccadelli II, 45 f. 2) Diese wenig lobenswerthen Beweggründe werden von dem Augenzeugen Kardinal Paleotto angegeben (S. 597). 3) Vgl. Dep. der kaiserl. Oratoren vom 7. Juli 1562; Sickel S. 348.

Verhandlungen. Die Reden des Kardinals von Lothringen und des Erzbischofs von Prag, zu Gunsten des bischöflichen Rechtes, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Um ihn abzuschwächen, riefen die Legaten abermals einen Tumult hervor. Hosius, der sonst der gemäßigteste unter ihnen war, sprach über den Bischof von Alife, wegen einer unbedeutenden Sache, einen schweren Tadel aus; und als derselbe sich rechtfertigen wollte, schnitt ihm Simonetta mit der hochfahrenden Bemerkung das Wort ab: Niemand habe das Recht, einem apostolischen Legaten zu antworten.[1]) In Rom billigte man vollständig dieses despotische Auftreten der Legaten, ja ermahnte sie, gegen die Unzufriedenen und Aufrührer auf dem Konzil immer kräftiger und energischer vorzugehen.[2])

Allein diese Gewaltstreiche hatten nicht den erhofften Erfolg. Die Debatten zogen sich wochenlang hin, ohne daß man für den siebenten Kanon eine Jedermann befriedigende Form gefunden hätte. Der Papst hatte einen Augenblick die Absicht, sich selbst nach Bologna zu begeben, um dem Konzile sich zu nähern und auf dasselbe einen unmittelbaren Einfluß üben zu können; indeß die Legaten widerriethen eine solche Maßregel, die leicht den Anschein eines ungehörigen Druckes auf die Synode gehabt hätte.[3]) Die Gemüther waren so erbittert, daß der erste französische Gesandte, Herr von Lansac, dem Papst sagen ließ: er bitte ihn darauf zu achten, daß er sich nicht von einigen Uebelwollenden verführen lasse, denen er nur allzu viel Vertrauen schenke, und die doch nur ihren eigenen Vortheil im Auge hätten. Er rieth ihm, bei den gegenwärtigen Umständen einige von seinen Vorrechten zu opfern, um die übrigen zu bewahren und um Frankreich und sich selbst vor großem Schaden zu schützen. Und das Ansehen dieser rücksichtslosen Franzosen wurde noch beträchtlich durch die Nachricht von dem Siege erhöht, den das königliche Heer soeben — am 19. Dezember — bei Dreux — über die Hugenotten davongetragen hatte. Durch diesen Erfolg ermuthigt und von Katharina von Medici mit dem bestimmten Auftrage versehen, Alles für das Zustandekommen einer gemäßigten Reform zu thun,[4]) überreichten sie am 2. Januar 1563, nach dem Vorgange des Kaisers, den Legaten ein langes „Reformationslibell". Die in demselben enthaltenen Forderungen waren übrigens verhältmäßig bescheiden und berührten in nichts die Dogmen und selbst die Hierarchie der katholischen Kirche. Aber wurden sie angenommen, so hätte Rom und die Geistlichkeit im Allgemeinen viele Einnahmequellen aufgeben, auf das Favoritenthum — die beste Waffe der Kurie — verzichten und sich viel mehr Arbeit und Mühe auferlegen müssen, als bisher. Diese Erwägungen reichten hin, um das französische Reformationslibell den Römern sehr unangenehm zu machen; und noch schmerzlicher war ihnen die Thatsache, daß es sofort

---

1) Erzbischof v. Zara an Kard. Cornaro, 3. Dez.; Baluze-Mansi IV, 276.
2) Borromeo an Hosius, 9. Dez.; Cyprianus S. 264. 3) Musotti S. 42 ff.
4) Nicol. Psalmaeus, Acta Concilii Tridentini; Le Plat VII, II, 109.

in Riva und Padua gedruckt und auf diese Weise der Beurtheilung der ganzen Christenheit unterzogen wurde. Man nahm deßhalb auf die einsichtigen und gemäßigten Vorschläge der französischen Regierung keine Rücksicht und behandelte dieselbe noch schlimmer als den Kaiser. Die Legaten fügten den verschiedenen Sätzen des „Libells" Antwortsprojekte bei, die fast alle ein wenig bedeutsamen Dinge, welche die Franzosen gefordert hatten, zurückwiesen, und sandten dann das Ganze nach Rom. Dort wurde es der Berathung einer Kardinalkongregation übergeben, die noch das Geringe, was die Legaten bewilligen zu können gemeint hatten, verwarfen.

So widersetzte sich die Kurie jeder wichtigen Reform und proklamirte zugleich auf das unzweideutigste den Grundsatz der Oberhoheit des Papstthums über das Konzil, indem sie dessen Entscheidung vorgriff. Ja Pius IV. gab im selben Augenblicke einen schlagenden Beweis für seine gänzliche Nichtachtung der ausdrücklichen Beschlüsse der Synode, indem er eben damit allen den „ultramontanen" Völkern, die eifrig und laut eine Kirchenverbesserung in capite et membris verlangten, kühn den Handschuh zuwarf. Gegen die förmlichen Dekrete des Konzils erhob er damals zwei Kinder aus fürstlichen Häusern zu Kardinälen, ernannte zu Bischöfen Männer, die weder das kanonische Alter noch die akademischen Grade besaßen, und belastete mehrere Stifter mit schweren Pensionen für seine Günstlinge.[1])

Allein die Unabhängigkeitspartei auf dem Konzile, beträchtlich verstärkt und ermuthigt durch die Ankunft der Franzosen und deren zuversichtliche Haltung, zeigte sich keineswegs geneigt, sich den römischen Anmaßungen zu unterwerfen. Sie hatte, der Kurie recht zum Trotze, neben der Frage des göttlichen Rechtes des Bisthums auch die des göttlichen Ursprungs der Residenzpflicht wieder zur Sprache gebracht. Die christlichen Völker begannen sich über diese endlosen Verhandlungen, die so ganz ohne Ergebniß blieben, zu beunruhigen. Man sagte überall, mit Anspielung auf die beiden Angelegenheiten der göttlichen Einsetzung des Bisthums und der Residenzpflicht: das Konzil habe einen Krieg zwischen dem Heiland und dem Papst eröffnet.

Zu diesen beiden Schwierigkeiten hatte sich noch eine dritte gesellt. Pius IV. hatte verlangt, daß im achten Kanon von der Priesterweihe, der von den Bischöfen handelte, der Papst ausdrücklich als „Lenker der Gesammtkirche" — rector universalis ecclesiae — bezeichnet werde. Aber dieser Ausdruck schien die Oberhoheit des Papstes selbst über die Repräsentation der Gesammtkirche, d. h. über das Konzil, zu enthalten. Deßhalb widersetzten sich die Franzosen, die unerschütterlich an der Souveränetät der allgemeinen Synoden festhielten, hartnäckig der Annahme dieser Formel. Sogar der Kardinal von Lothringen, der im Grunde mit der Kurie nicht ganz brechen wollte, glaubte jene nicht annehmen zu können. Die französischen Gesandten aber erklärten

1) Diese unverzeihlichen Handlungen Pius IV. werden uns abermals vom Kard. Paleotto (S. 625) berichtet.

laut: wenn sie so ungeheuerliche Dinge zuließen, würden sie daheim gesteinigt werden. Der heilige Vater seinerseits, ungeduldig wie er immer war, trug diesen Schwierigkeiten keine Rechnung und zeigte sich ergrimmt, daß die Legaten seinem Willen nicht zum Siege verhalfen; abermals wurden spitzige Schreiben zwischen dem Kardinal Borromeo und dem Vorsitzenden des Konzils ausgetauscht.

Die öffentliche Sitzung mußte von einem Monat zum andern hinausgeschoben werden. Der Kardinal von Lothringen bezeichnete diese beständigen Verzögerungen als ein Aergerniß für die ganze Christenheit. Der Bischof von Alife rief in voller Kongregation aus: „Es scheint mir bisweilen, als sei der Antichrist gekommen, so verwirrt ist das Treiben der Väter." Die Legaten suchten offenbar die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, um eine Entscheidung der Residenz- und der Bischofsfrage zu vermeiden, die Prälaten so zu ermüden, daß sie zuletzt auf eine Lösung verzichteten. Wirklich sollten diese ihre Bemühungen schließlich vollständigen Erfolg erlangen. Nicht als ob die Gegner die wahre Absicht der Legaten nicht erkannt hätten; sie sprachen sich offen darüber aus; aber sie vermochten es nicht zu verhindern. Um die Mitte des Januar hörten die Generalkongregationen völlig auf, weil man in keiner der beiden großen schwebenden Angelegenheiten zu einem Beschlusse zu kommen vermochte. Und während die offiziellen Berathungen aussichtslos dahinsiechten, fanden unter den Vätern zahlreiche Privat- und Parteiversammlungen Statt, die nur Intriguen und Unordnung beförderten. „Auf dem Konzil geht Alles drüber und drunter," klagt der Erzbischof von Prag in einer seiner Depeschen an den Kaiser.[1]) Nicht minder unzufrieden, ja verzweifelt lauten die Berichte der Legaten.

Aber Pius IV. war mit dieser jüngsten Wendung der Dinge keineswegs unzufrieden. Sollte er sich darüber beklagen, daß das Konzil sich selbst demüthigte und erniedrigte? Er beeilte sich nur, die Kurie in ein um so günstigeres Licht zu stellen. Am 29. Januar 1563 veröffentlichte er im Kardinalkonsistorium acht Reformartikel, die den schlimmsten Mißbräuchen in der päpstlichen Finanzverwaltung, in der Vertheilung der Benefizien und in den Ehedispensen ein Ziel setzten. Zugleich forderte er, auf den Rath des Kardinals San-Clemente, die in Rom weilenden Gesandten der fremden Mächte, jeden im Besondern, auf, ihre Wünsche nicht dem Konzile, sondern ihm, dem Papste, vorzulegen, der sie dann sofort zu erfüllen bestrebt sein werde.[2]) Gewiß ein vortreffliches Mittel, um das Konzil matt zu setzen, sowie zugleich um jedes Zugeständniß als einen Ausfluß der päpstlichen Autorität und deßhalb in jedem Augenblick zurücknehmbar erscheinen zu lassen!

Zur selben Zeit begab Kaiser Ferdinand I. sich nach Innsbruck, um den Stand der Dinge auf dem Konzil in der Nähe anzusehen; er hatte

---

1) 1. Febr. 1563; Bucholtz IX, 681 ff. 2) Relation des Girol. Soranzo; Alberi V, 118.

von letzterm übrigens eine recht üble Meinung. Der römische Hof beschloß, einen der Synodallegaten nach Innsbruck zu senden, um den Kaiser für den Gedanken eines baldigen Schlusses dieser unfruchtbaren Versammlung zu gewinnen. Nur konnte er sich einstweilen noch nicht in der Personenfrage schlüssig machen, da Mantua und Seripando ihm verdächtig, Simonetta dem Kaiser verhaßt, Hosius zu wenig Politiker waren. Inzwischen hatten die Legaten, welche die Klagen Drascovics' und des Kardinals von Lothringen dem Kaiser gegenüber fürchteten, den letzterm seit dem Jahre 1561 wohl bekannten Bischof Commendone an ihn gesandt. Allein er kam schon nach einigen Tagen mit üblen Nachrichten zurück. Er hatte den Kaiser über den Gang der Dinge in Trient „schmerzlich erregt" gefunden, und meinte, man müsse sich von Seiten dieses Herrschers auf Akte offener Feindseligkeit wider das Konzil gefaßt machen.[1])

Auch die Franzosen traten immer ungestümer auf. Am 11. Februar erschienen sie in der Generalkongregation, um einen Brief Karls IX. in Betreff des Reformationslibells zu überreichen. Du Ferrier hielt abermals eine heftige Rede gegen die Nachlässigkeit der Väter in der Befriedigung der Wünsche seines Königs. Noch einschneidender sprach der Kardinal von Lothringen: „Es ist jetzt das dritte und letzte Mal, daß das Konzil eingeladen wird, den gerechten Forderungen und Beschwerden des Allerchristlichsten Königs sein Ohr zu leihen. Wir brauchen keine Worte mehr, sondern Thaten. Ich schwöre Euch zu vor Gott, Ihr Väter der Synode, daß ich, wenn die Angelegenheit wiederum hinausgeschoben wird, alles irgend Mögliche thun werde, um jeden Franzosen zu überzeugen, daß ich meine Pflicht gethan."[2]) Er drohte, Trient unmittelbar nach dem Osterfeste zu verlassen,[3]) und diese Abreise wäre sicherlich das Signal eines französischen Nationalkonzils geworden. Nun wohl, die Antwort des Konzils bestand — in Ermahnungen an den König, den Kampf gegen die Ketzer fortzusetzen, und in leeren Verheißungen. — Noch weniger Erfolg hatten die kaiserlichen Gesandten mit ihrem Verlangen, dem Konzil die Reformwünsche Ferdinands unterbreitet zu sehen: sie erhielten von den Legaten einen geradezu abweisenden Bescheid.

Der Papst aber war über die Schritte der Franzosen und Deutschen und die angebliche Auflehnung eines Theils der Bischöfe so erbittert, daß er ernstlich daran dachte, das Konzil sofort zu schließen. Man glaubte damals, Lothringen werde noch sechzig weitere französische Bischöfe nach Trient ziehen — und das meinte die Kurie unter allen Bedingungen verhüten zu müssen.

Es war eine verzweifelte Lage. Karl von Lothringen wollte versuchen,

1) Briefe Viscontis aus dem Febr. 1563; Baluze-Mansi III, 438. 442. — Erzb. v. Zara an Kard. Cornaro, 18. Febr.; ebendas. IV, 298. — Bericht Commendones; Pallavicini XX, 4, 3. 2) Dieser letzte Satz, den Raynaldi und infolge dessen auch Le Plat ausgelassen, findet sich bei Paleotto S. 643. 3) Bericht Viscontis, Febr.

ihr mit dem Beistande des Kaisers abzuhelfen, und begab sich zu ihm, am 12. Februar, nach Innsbruck. Wirklich wurde er von Ferdinand, zu dem er in ausgezeichneten Beziehungen stand, sehr freundlich aufgenommen.

Der wirkliche Mittelpunkt der kirchlichen Angelegenheiten in diesem Augenblick war nicht Trient, sondern Innsbruck. Der römische König, der Herzog von Baiern, der Kardinal Madruzzo, der Erzbischof von Salzburg begaben sich dorthin, um über die religiösen Fragen zu verhandeln. Auch der Bischof von Fünfkirchen erschien dort, um seinem Herrn über die Trienter Vorgänge genauen und zuverlässigen Bericht abzustatten. Leider wußte Ferdinand auch in diesem entscheidenden Momente keinen Entschluß zu fassen. Nach der Gewohnheit schwacher Politiker bildete er wieder aus den verschiedensten Elementen — auch der Jesuit Canisius war darunter — eine zahlreiche Kommission, die natürlich endlos über die kirchliche Lage verhandelte.[1]) Die Ankunft des als gefährlichster Gegner der Kurie betrachteten Kardinals von Lothringen schien dieser ganzen Innsbrucker Versammlung eine entscheidende Bedeutung zu geben. Allein der Kardinal wollte sich eben den Weg zur Versöhnung mit Rom immer offen erhalten, und seine Vorschläge für das Verfahren, das man in den konziliaren Angelegenheiten einzuschlagen habe, waren von so unbestimmter und unpraktischer Beschaffenheit, daß der Kaiser sie mit vollem Recht zurückwies. Alle diese fruchtlosen Berathungen bestärkten den Kaiser nur in der ungünstigen Ansicht, die er längst von dem Konzil hegte.

Gerade damals beschwerten sich die Prokuratoren der abwesenden deutschen Bischöfe in Trient, daß man ihnen jetzt das Stimmrecht vorenthielt, welches sie auf den vorhergehenden Trienter Versammlungen besaßen, obwohl ihre Auftraggeber noch durch dieselben Gründe, wie früher, am Besuche des Konzils verhindert seien. Sie wiesen nicht mit Unrecht darauf hin, wie zu fürchten sei, daß Italiener und Spanier, deren Anschauungen und Bedürfnisse von denen der Deutschen so verschieden seien, Alles ausschließlich nach ihrem eigenen Belieben ordnen würden, so daß am Ende das Reich seine Unterwerfung unter die Konzilienbeschlüsse werde verweigern müssen.

Infolge dieser Vorgänge überzeugte man sich in der Umgebung Ferdinands in Innsbruck immer mehr, daß die Mehrheit in Trient selbst für die bescheidensten Hoffnungen keinen Anhalt gebe. Ein Theil der dem Kaiser von seinen Räthen überreichten Denkschriften sprach dies wirklich unumwunden aus. Es war das um so gefährlicher für das Konzil, als der Papst, aus Furcht vor den Franzosen und Spaniern, sich die erdenklichste Mühe zu geben begann, den Kaiser an sich heran zu ziehen und ihn zu bewegen, daß er die Sache der Synode völlig fallen lasse. Er versprach ihm alle möglichen Zugeständnisse und zumal den Laienkelch, nach Schluß des Konzils.

---

1) Vgl. über diese Ereignisse Sickel S. 431 ff., der zahlreiche Irrthümer Sarpis und Pallavicinis berichtigt.

Das Endergebniß von allem dem war, daß Ferdinand sich mit seinen weiteren Forderungen nicht an das Konzil, sondern an den heil. Vater wandte. An jenes begnügte er sich den Bischof von Fünfkirchen zurückzusenden mit dem Auftrage, demselben seine ganze Unzufriedenheit auszudrücken (Anfang März 1563). Uebrigens erhielt man von den verschiedensten Seiten die Nachricht, daß die Bevölkerungen allerorten am Konzil verzweifelten und dessen stete Zögerungen und Streitigkeiten verurtheilten.

Die Schritte, die der Kaiser beim Papste that, waren viel bedeutsamer. Er richtete an ihn zwei Schreiben, ein öffentliches, das den Synodalpräsidenten und den fremden Gesandten mitgetheilt werden sollte, und ein geheimes, das ausschließlich für den heil. Vater bestimmt war (3. März). Der erste dieser Briefe rieth dem Papste von jeder voreiligen Auflösung der Synode ab und ersuchte ihn vielmehr, der endlichen Berathung wirksamer Reformen sowie den Anträgen und Meinungsäußerungen der weltlichen Mächte und der Väter selbst völlige Freiheit zu gewähren. Um alle diese Dinge zweckmäßiger zu regeln, schlug Ferdinand dem heil. Vater eine persönliche Zusammenkunft in Trient vor.

Die geheime Zuschrift ist weit eingehender und wichtiger und zugleich ein interessantes Zeugniß der Anschauung, die damals ein frommer und dabei aufgeklärter Katholik von der Lage seiner Kirche hatte. Die nothwendigsten, augenblicklich zu unternehmenden Verbesserungen — hieß es darin — müßten sich zunächst auf die Art der Wahl der Päpste und der Kardinäle erstrecken, unter die letzteren dürften keine urtheilslosen Kinder noch offenbaren Ignoranten mehr aufgenommen werden. — Es war das eine Anspielung auf die jüngste Kardinalsernennung Pius IV. selbst, der sie auch nur allzuwohl verstand.[1]) — Nach denselben Grundsätzen muß man bei der Wahl der Bischöfe zu Werke gehen. Die gänzliche Abhängigkeit der Mehrheit der auf dem Konzile anwesenden Prälaten von der Kurie und das stete Einmischen der letzteren in die synodalen Verhandlungen wird scharf hervorgehoben und verurtheilt.

Nach Ankunft einer neuen päpstlichen Botschaft wandte der Kaiser sich zum dritten Male an Pius IV. (8. März) in noch energischeren Ausdrücken. Es ist nicht zu verwundern, sagt er da, daß die Lutheraner sich nicht in Trient zeigen wollen, da es genugsam feststeht, daß das Konzil nach den Launen Roms gelenkt wird, daß die Boten stets zwischen beiden Städten hin und her schweben, daß die Väter durch Gaben, Verheißungen und Drohungen beeinflußt sind. So büßt die Synode alles Ansehen ein und wird zur Rolle einer bloß berathenden Sachverständigen-Versammlung herabgesetzt.

Allein die Kurie war entschlossen, vor diesem gleichzeitigen Angriff der unabhängigen Partei auf dem Konzil und der weltlichen Fürsten nicht

1) Sickel S. 453.

zurückzuweichen. Sie wußte sehr wohl, daß die Epoche des Tagens einer ökumenischen Synode für ihre eigene Größe, Bedeutung und materielle Lage entscheidend sei. Sie wußte außerdem, daß alle diejenigen, die Katholiken bleiben wollten, sich nicht geradezu von Rom und dem Papstthume lossagen könnten, dem einzigen Vereinigungspunkte für die Gläubigen gegen den Ansturm der Ketzer. Konnte Ferdinand, konnte Karl IX. wirklich den heil. Vater in demselben Augenblicke bekämpfen, wo sie gegen Lutheraner und Calvinisten stritten? Das war im Grunde unmöglich. Hier ist die schwache Seite der Reformpartei: sie war schließlich dem Papste gegenüber fast wehrlos; die Kurie aber kannte diesen Umstand genau und gründete darauf ihren Plan, sich aufs äußerste jedem Versuch zur Verringerung des Ansehens und des unmittelbaren Einflusses des heil. Stuhles zu widersetzen. Freilich mußte sie für den Augenblick auf den Gedanken der baldigen Auflösung des Konzils verzichten; aber sonst blieben alle Anforderungen des Kaisers völlig erfolglos. Die Legaten gaben ausweichende Antworten. Pius IV. selbst gebrauchte alle Arten von Ausflüchten gegenüber dem kaiserlichen Gesandten. Für den Nothfall rüstete die Kurie sich zu gewaltsamer Abwehr. Sie beschloß dann das Konzil nach Bologna zu verlegen. Zugleich verstärkte sie die Befestigungen der Engelsburg und hob Truppen aus. In dem Entwurf zu einem Antwortsschreiben an den Kaiser (18. März) stellte der Papst die ihm zugeschriebene Absicht einer Auflösung des Konzils kurzweg in Abrede. Er wies, zum Belege seiner ernsten Reformabsichten, auf die Verbesserungen hin, die er selbst in der Kurie eingeführt. Er behauptete, es sei ihm allzuschwer, nach Trient zu gehen, und lud vielmehr den Kaiser ein, sich mit dem Konzil nach Bologna zu begeben, wo er die Kaiserkrone und eine dem Papste gleiche Macht zur Leitung der Synode erhalten solle. Ein geheimes Schreiben machte außerdem einige nicht unwichtige Zugeständnisse. Aber bei reiflicherer Ueberlegung fand man an der Kurie, daß dieselben unnöthig, der Kaiser vielmehr billiger zu haben sei. Man schickte also die beiden Briefe gar nicht ab, und der Papst begnügte sich, an Ferdinand ein äußerst lakonisch gehaltenes Breve zu richten, in dem ihm die demnächstige Sendung eines Kardinals an das kaiserliche Hoflager zur Begleichung aller Schwierigkeiten angekündigt wurde.

Der römische Hof kannte seine Leute sehr wohl. Damals ließ die französische Regierung den Präsidenten Biragne nach Innsbruck reisen, um die Beihülfe des Kaisers zur endlichen Durchführung der Verlegung des Konzils auf deutschen Boden zu erlangen, von welcher letztern allein Katharina von Medici eine Aussöhnung zwischen Protestanten und Katholiken und damit die endliche Herstellung des Friedens in Frankreich und Deutschland erwartete. Diese Schritte fanden aber bei Ferdinand keinen Anklang. Er wollte Alles allein zu Stande bringen, und eben deßhalb scheiterte er überall. Uebrigens hatte die Kurie ihm zu verstehen gegeben, die französische Regierung habe keine andere Absicht mit ihrem Vorschlage, als sich die Sympathien der

deutschen Protestanten zu verschaffen, um dieselben bei Gelegenheit gegen das Haus Oesterreich in das Feld zu schicken.[1]) Endlich widersetzte sich auch Philipp II. in Rom kräftigst einer solchen Verlegung des Konzils: er traf damit nur die eigene Willensmeinung der Kurie. So besiegte diese mit Leichtigkeit alle ihre Feinde; sie waren niemals einig, man konnte die einen unter ihnen stets mit den anderen bekämpfen und in Schach halten.

Die vollständige Unterbrechung der konziliaren Berathungen, die nun schon seit Mitte Januar 1563 dauerte, wurde noch durch zwei traurige Ereignisse verlängert: zuerst — am 2. März — starb der Kardinal von Mantua; zwei Wochen später — 17. März — der Kardinal Seripando, nach kurzer Krankheit, beide persönlich von den Vätern sehr geliebt und hochgeachtet, da sie sich immer versöhnlich, freundlich und wahrhaft fromm gezeigt. Hohenems war schon längst nach Rom zurückgekehrt. Von den beiden andern Legaten war Simonetta den gesammten Nichtitalienern äußerst verhaßt und hatte Hosius sich stets im Hintergrunde gehalten. Sie wagten also nicht für ihre Person den Vorsitz zu übernehmen und baten Se. Heiligkeit, sogleich zwei neue Legaten an Stelle der verstorbenen zu ernennen.

Wirklich beeilte sich Pius IV. ihrem Wunsche nachzukommen. Die Lage war schwierig genug, um ihn zu einem schleunigen Entschlusse zu zwingen. Er wählte zwei Kardinäle, die seit lange sich seines unmittelbaren Vertrauens erfreuten: Morone und Navagero.

Der erstere wurde trotz des Widerstandes der zelotischen Partei im heil. Kolleg zum ersten Vorsitzenden, an Mantuas Stelle bestimmt. Landsmann Pius des Vierten, stand er jetzt in seinem 54. Lebensjahre. Noch in seiner Jugend hatte er schnell die höchsten kirchlichen Würden erlangt; allein in Folge seiner häufigen Gesandtschaften in Deutschland, seiner Bemühungen um den religiösen Ausgleich, seiner immer dringenderern Rathschläge behufs Berufung eines Konzils war er der Hinneigung zum Protestantismus verdächtig geworden. Der fanatische und finstere Paul IV. hatte ihn deßhalb als Gefangenen in die Engelsburg eingeschlossen und ihm durch die Inquisition den Prozeß machen lassen. Unmittelbar nach dem Tode dieses Papstes hatte er die Freiheit wieder erlangt und suchte nun durch großen Eifer für die päpstliche Sache die Anschuldigungen zu widerlegen, die man früher gegen ihn erhoben. Er hatte wirklich den schwachen Pius IV. für sich zu gewinnen verstanden, ward aber seitdem allgemein verachtet wegen seiner Unbeständigkeit. Man nannte ihn den „Brunnen des heil. Patrik“, der, wie man weiß, nach der Legende keinen Grund hat.[2])

Bernhard Navagero, geboren 1507, war ein vornehmer Venetianer, ein Verwandter des berühmten Humanisten Naugerius. Er hatte zunächst der Republik als Staatsmann und zumal als Gesandter gedient. Aber nach dem

1) Dep. des Erzb. v. Rennes; Le Laboureur I, 804. 2) Il pozzo di S. Patrizio, Relaz. des Girol. Soranzo S. 141.

Tode seiner Gemahlin war er in den geistlichen Stand getreten und sofort von Pius IV. zum Kardinal ernannt worden, da er ihn seit lange kannte und schätzte. Mit vollem Eifer nahm Navagero sich der Interessen seines neuen Berufes an, dessen Vorrechte er eifrig gegen alle weltlichen und nicht-italienischen Ansprüche verfocht.

Durch die Ernennung Navageros hatte der Papst die kuriale Partei, durch die Morones die Freunde einer gemäßigten Reform gewinnen wollen. Besonders wichtig aber war diese letztere Wahl wegen der langjährigen Beziehungen des neuen ersten Synodalpräsidenten zu Kaiser Ferdinand, der ihn seinen Freund nannte und über seine Sendung nach Trient lebhaftes Vergnügen äußerte. Gerade auf diesen Umstand gründete die Kurie ihre Hoffnung, in den konziliaren Angelegenheiten trotz aller Schwierigkeiten einen endgültigen und vollständigen Sieg zu erfechten. Dem päpstlichen Hofe kam eben Alles auf den Kaiser an, da Frankreich und Spanien, des langen Harrens müde, immer drohender gegen Rom auftraten. Es war ein entscheidender Augenblick. Der Jesuit Canisius, der sich in des Kaisers Reformkommission einzuschleichen gewußt, um dort der Kurie als Spion zu dienen, sandte immer ängstlichere Berichte über die Stimmung und die Absichten Ferdinands ein.[1]) Und dabei schloß Frankreich Frieden mit den Hugenotten und wurde oppositioneller als je in Trient und am römischen Hofe selbst; schickte Philipp II. den Großkomthur von Kastilien an Pius IV., um ihn zur Abschaffung der Formel proponentibus legatis, zur ernstlichen Ausarbeitung von Reformen, zur Zusicherung langer Dauer des Konzils zu bewegen. Der spanische Herrscher widersetzte sich also in offenster und einschneidendster Weise allen Bestrebungen des h. Vaters in den konziliaren Angelegenheiten. Und man durfte voraussehen, daß er zur Verwirklichung seiner Absichten bei weitem mehr Festigkeit erweisen würde, als Ferdinand oder die Franzosen. Drohte er ja schon, sofort nach Ende des Konzils seine Gesandten von Rom abzuberufen, weil der Papst auf seine Wünsche nicht genügende Rücksicht nehme.[2])

In den Programmen Ferdinands, der Franzosen und Philipps II. gab es eine Reihe bedeutsamer Punkte, wo sie, mit Hintansetzung ihrer sonstigen Meinungsverschiedenheiten, sich leicht hätten einigen und ihren Willen dem Papste auferlegen können: namentlich in Betreff der vollkommenen Freiheit des Konzils, sowie der Reform der kirchlichen Disziplin und Ordnung. Das fürchtete eben die Kurie vor allem. Um aus dieser bedrohlichen Lage herauszukommen, blieb dem h. Vater nichts übrig, als sich an denjenigen unter den Monarchen zu wenden, dessen Wünsche einst die weitestgehenden und einschneidendsten gewesen waren, den man aber längst als den schwächsten und nachgiebigsten erkannt hatte, nämlich an den Kaiser. Schon seit Anfang März

1) Aymon, Lettres et mémoires de Visconti. I, 34. 2) Philipp II. an den Kaiser, 20. Okt. 1562; Doc. ined. II, 562 ff. — Resolution des Herzogs von Alba v. 5. März, Instr. an Vargas und Zuñiga v. 10. März 1563; Döllinger, Beiträge. I, 486. 489 ff.

hatte er ihn mit allen Mitteln zu gewinnen gesucht, zunächst vergeblich; Ferdinand machte sogar Miene, sich auf das engste seinem spanischen Neffen anzuschließen. Aber die Kurie rechnete auf den persönlichen Einfluß des ersten Legaten auf den Kaiser, um ihn umzustimmen und so in die Reihe ihrer Gegner Bresche zu legen.

Morone verweilte demnach (Mitte April) nur wenige Tage in Trient, um sich hier einzuführen, dann reiste er sofort nach Innsbruck weiter. Da blieb er nun einen vollen Monat, während dessen die konziliaren Verhandlungen gänzlich ruhten.

Zunächst hatte Ferdinand sich den Vorstellungen des Kardinals unzugänglich gezeigt. Aber er hatte an seinem Hofe einen geschickten, eifrigen, schlauen Agenten Roms, den Jesuiten Canisius, welcher — wie wir wissen — sich tief in sein Vertrauen eingeschlichen hatte. Der stellte ihm nun vor, wie er durch liebenswürdiges Benehmen bei weitem Größeres vom h. Vater erlangen werde, als durch Trotz und stürmisches Begehren; wie er durch Widerstand vielmehr das Konzil stören, jedes günstige Ergebniß verhindern, die Kirche zu Grunde richten, die Verbreitung der Ketzerei befördern würde.[1]) Diese gewandt vorgetragenen Gründe erschütterten schon den Entschluß Ferdinands einigermaßen. Außerdem war er mit dem Verlaufe des Konzils sehr unzufrieden, in seinen Reformwünschen gründlich entmuthigt. Von seinem spanischen Neffen hoffte er nicht viel Gutes. Hatte er denselben nicht unzählige Male vergeblich ersucht, doch zu bedenken, wie das Reich und die deutschen und ungarischen Erbstaaten der Habsburger sich nicht in der glücklichen Lage Spaniens befänden, das seine religiöse Einheit bewahrt hatte; und daß, um jene wieder zu vereinen und versöhnlich zu stimmen, man nicht allein die Sitten der Geistlichkeit, sondern auch den Gottesdienst und die kirchlichen Gebräuche von Grund aus reformiren müsse?[2]) Philipp hatte dagegen trotzig auf seiner Rechtgläubigkeit, auf seinem starren Konservatismus beharrt, die bescheidensten Anliegen Ferdinands auf dem Konzile zum Scheitern gebracht. Deßhalb begann letzterer wirklich zu glauben, es sei besser, sich mit dem römischen Hofe gut zu stellen und von diesem zu erlangen, was man ihm überall anderwärts verweigere. Wirklich hatte Morone den Auftrag, ihm auf das unzweideutigste das Zugeständniß des Laienkelches sofort nach Schluß des Konzils zu verheißen. Diese Zusage flößte dem Kaiser den Entschluß ein, seine Haltung gegen eine Synode, die sich weniger freisinnig und versöhnlich gezeigt hatte, als der Papst selbst, völlig zu ändern. So gestattete er auch, daß der apostolische Nunzius Delfin zuerst alle für den Papst bestimmten kaiserlichen Schriftstücke durchsehe und verbessere![3]) Ferdinand hatte noch einen andern Grund, sich mit Pius IV. gut zu stellen. Mit großer Aengstlichkeit war er bestrebt, bei der Kurie die Anerkennung seines als nicht gerade katholisch rechtgläubig bekannten Sohnes Maximilian als römischer König durchzusetzen.

---

1) Sacchino, Hist. Societ. Jesu. II, 276. 2) Vgl. u. a. das Schreiben des Kaisers an Philipp v. 30. Dez. 1562; Doc. ined. II, 578 f. 3) Sickel S. 466 f.

Morone wurde von diesen Vorgängen durch Canisius auf das genaueste unterrichtet.[1]) Er wollte den Kaiser in seiner günstigen Stimmung bestärken und wies ihm eine lange Reihe von Reformartikeln vor, die man demnächst dem Konzil unterbreiten werde — selbstverständlich war der Herrscher darüber entzückt. So handelte Morone höchst geschickt nach dem Grundsatze, den er selbst als leitenden Gesichtspunkt seiner ganzen Unterhandlung aufgestellt hatte, „es sei nöthig, ein solches Auskunftsmittel zu finden, das scheinbar dem Kaiser Genüge thue, ohne die Autorität des Papstes und seiner Synodallegaten im mindesten zu verringern, so daß das Konzil völlig vom Papste abhängig bleibe". — Für diese sehr unbestimmten Versprechungen beeilte sich Ferdinand auf die Vorberathung der dem Konzil gemachten Anträge durch Nationalkommissionen zu verzichten; er stimmte, unter gewissen Vorbehalten, der Aufrechterhaltung der Formel proponentibus legatis zu; er tadelte das Aufwerfen sogenannter theoretischer Schwierigkeiten, wie des göttlichen Rechtes des Bisthums, und verhieß, daß hierbei seine Gesandten den Legaten Beistand leisten sollten. Die Freiheit des Konzils behauptete er nur noch in sehr bedingter Weise, während er nunmehr, in schreiendem Widerspruch mit seinen früheren ausdrücklichen Forderungen, den weltlichen Fürsten jedes Recht des Einflusses auf die Synode absprach.[2]) Die unter dem unmittelbaren Einflusse Morones verfaßte[3]) Instruktion an die kaiserlichen Oratoren in Trient (15. Mai 1563) spiegelt diese Fahnenflucht Ferdinands deutlich wieder und nimmt sich mehr wie ein der päpstlichen als der kaiserlichen Kanzlei entstammtes Aktenstück aus. Die Kurie hatte ihr Ziel erreicht. Die Einheit der reformfreundlichen, unabhängigen Partei war gebrochen; eine Bresche war gelegt, durch welche der römische Hof leicht eindringen und auf den Trümmern der kirchlichen Freiheit sein siegreiches Banner aufpflanzen konnte.

Dank der Schwäche des Kaisers und der Zerrüttung der Reformpartei, die deren unvermeidliche Folge war — der Kardinal von Lothringen sprach sich darüber unzweideutig aus — betrachteten die Legaten sich als Herren der Lage. Sie verlangten keck von der französischen Regierung Lothringens Abberufung.[4]) Sie sandten Nikolaus Ormetto an den Herzog von Baiern, um ihm von der angekündigten selbständigen Gewährung des Kelches an seine Unterthanen abzurathen.[5]) Sie erklärten laut, unter Freiheit des Konzils verständen sie nur, daß Jedermann unbehindert seine Meinung sagen dürfe, aber für jeden Beschluß müsse man erst die Zustimmung des h. Vaters erlangen. Wirklich holten sie für jeden wichtigen Artikel der Lehre von der

1) Morone hat selbst einen Bericht über diese Gesandtschaft hinterlassen, von dem Ranke (Werke XXXVII, 218 ff.) Auszüge gegeben hat, da er ihn für noch unedirt hielt; aber er findet sich bereits vollständig bei Schelhorn, Sammlung für die Geschichte. (Nördlingen 1779.) I, 205—225. 2) Die Originalaktenstücke bei Bucholtz IX, 686 ff. und Schelhorn a. a. O. 3) Sickel S. 503. 4) Dep. Santa-Croces v. 27. Juni, S. 145. 5) Erzbischof v. Zara an Erzb. v. Ragusa, 31. Mai, Beccadelli II, 82. — Vgl. Baluze-Mansi III, 509.

Priesterweihe erst in Rom Instruktion ein, und bisweilen verwarf der Papst Entscheidungen, die den Legaten selbst ganz annehmbar erschienen waren.[1]) Und man verlangte noch ernstlich von den Protestanten, daß sie an einem solchen Konzile theilnähmen!

Der Kaiser aber, der wider die Meinung aller seiner Räthe gehandelt, sah sich für seine blinde Unterwürfigkeit dadurch belohnt, daß, nachdem Pius seinen Zweck erreicht, derselbe die verheißene Anerkennung Maximilians auf unbestimmte Zeit hinausschob. „Der Kaiser war ein Mann von geringem Muth," höhnt Musotti, der Sekretär des Lothringers; der Römische König selbst machte seinem Vater bittere und nicht unbegründete Vorwürfe.

Nach der Rückkunft Morones (27. Mai) nahm man in Trient ernstlicher die seit vier Monaten unterbrochenen Arbeiten wieder auf. Es handelte sich besonders um die schwierigen Fragen der unmittelbaren göttlichen Einsetzung des Bisthums und der Ausdehnung des päpstlichen Supremats. Die gallikanischen Prälaten drohten, daß, wenn man noch einmal diesen Supremat in so unbedingten Ausdrücken aussprechen werde, wie es das Florentiner Konzil von 1448 gethan, sie das letztere als ein unberechtigtes Pseudo-Konzil verwerfen würden. Diese kühne Erklärung verhinderte wirklich die italienische Mehrheit, aus Furcht vor einem förmlichen Schisma, die Dinge bis aufs äußerste zu treiben. Allein da man diese Dinge schon seit vielen Monaten diskutirte, machte sich allmälig eine gewisse Abspannung und damit der Wunsch geltend, die streitigen Punkte einfach bei Seite zu lassen. Freilich hätte man sich da die Arbeiten und Kämpfe fast eines ganzen Jahres sparen können! Man begnügte sich also, in den Kanons von der Priesterweihe die Nothwendigkeit der Hierarchie, die gesetzliche Gewalt der Bischöfe, die Rechtmäßigkeit der vom Papste bestätigten Bischöfe zu definiren. Der Widerstand der Spanier wegen einiger Ausdrücke wurde noch am Vorabend der öffentlichen Sitzung durch das beliebte Mittel — Verheißungen für die Zukunft — besiegt. Ebenso ward das Dekret über die Residenzpflicht ganz einfach dadurch Allen annehmbar gemacht, daß man die Frage von dem Ursprung dieser Verpflichtung völlig überging. Man hatte also zehn Monate lang ganz unnützer Weise verhandelt!

Der h. Vater war von der Wendung, die nach dem Abfall des Kaisers die Dinge auf dem Konzil genommen, derart befriedigt, daß er dem letztern eine außergewöhnliche Genugthuung zu Theil werden ließ. Am 24. Juni hatte er dem Kardinalkonsistorium fünf Kanons zu dessen eigener Reform vorgelegt. Sie untersagten eine allzu große Zahl von Kardinälen, sowie die Ernennung von Leuten, die noch nicht das kanonische Alter erreicht, endlich die Aufnahme eines Bruders eines noch lebenden Kardinals. Musterhafter Lebenswandel, sowie sorgfältige Verwaltung ihrer Bisthümer wurden darin den Mitgliedern des h. Kollegs vorgeschrieben. Jeder Kardinal sollte außerhalb der un-

1) Sickel S. 510. 549.

mittelbaren römischen Kirchenprovinz nur ein einziges Bisthum innehaben und in letzterm mindestens einen Theil des Jahres residiren. Die Saumseligen wurden mit Verlust ihrer Kardinalswürde bedroht. — Allein die Kardinäle waren zu selbstsüchtig, um sich derartigen Anordnungen zu unterwerfen, und zogen deßhalb deren Berathung in die Länge. Da faßte Pius plötzlich den Entschluß, die fünf Artikel dem Konzil zur Berathung und Definirung zu übersenden — wahrlich ein bedeutsames Zugeständniß, nachdem er bisher die Angelegenheiten der Kurie stets deren eigener Entscheidung vorbehalten hatte.

Inzwischen hatte Philipp II. neue Schwierigkeiten hervorgerufen. Wir wissen, daß er bereits gegen den h. Stuhl nicht wenig erbittert war; neuerdings hatte es ihn besonders verdrossen, daß in dem langen Streite um den Vortritt zwischen seinen und den französischen Gesandten die Legaten sich mehr auf Seite Frankreichs gestellt hatten. Sein endlich in Trient eingetroffener Botschafter, Graf Luna, nährte nach Kräften seinen Groll. Dieser Graf Luna war ein würdiger Vertreter der Kastilier und ihres Herrschers: von äußerster bis zum Fanatismus gesteigerter katholischer Frömmigkeit, aber zugleich überzeugt, daß Spanien das einzige, sichere Bollwerk des Glaubens, der spanische König dessen zuverlässigster Vertheidiger und Schutzherr und eben deßhalb sein wahrhafter Vertreter und höchster Richter sei. Demgemäß trat er auch auf dem Konzil durchaus herrisch und anmaßend auf; die Ankunft dreier belgischer Bischöfe verlieh ihm erhöhten Einfluß.

Philipp also beschloß, sich am Papste und den Legaten zu rächen. Deßhalb arbeitete er an der Verlängerung der dem heil. Stuhl jederzeit unbequemen konziliaren Verhandlungen: Graf Luna mußte vorschlagen, die deutschen und französischen Ketzer noch einmal zum Erscheinen aufzufordern und den Erfolg dieser Maßregel abzuwarten. Der Kaiser wurde gebeten, sich an diesem Schritte zu betheiligen, der das Reichsoberhaupt so nahe angehe. Welche überraschende Zärtlichkeit für die Ungläubigen von Seiten des katholischen Königs! Zugleich erneuerte derselbe das Verlangen nach Beseitigung des proponentibus legatis und nach völliger Freiheit der konziliaren Verhandlungen.[1]) Wirklich erreichte Philipp seinen Zweck, den Papst in Aufregung und Zorn zu versetzen. Die ärgerliche Stimmung des spanischen Herrschers sprach sich auch in der Haltung Lunas aus, der in jedem Augenblick den Legaten alle erdenklichen Schwierigkeiten bereitete und sie in Madrid, in Rom, allerwärts mit Vorwürfen überhäufte.

In dieser Noth wandte sich Morone mit einem kläglichen Briefe an seinen Freund Ferdinand. Welches Glück in der That für den Papst, nunmehr auf diesen zählen zu können! Er wies das Verlangen der französischen Regierung nach Verlegung des Konzils in eine deutsche Reichsstadt ebenso zurück wie die Forderung des spanischen Königs nach nochmaliger Einladung

1) Instr. an Luna, 9. Juni 1563; Doc. ined. IX, 339 ff.

der Ketzer. Bei so thörichter Zwietracht der weltlichen Mächte konnte offenbar der Sieg der päpstlichen Bestrebungen lediglich eine Frage der Zeit sein!

Das Konzil hatte für den Augenblick nur noch die Kanons in Betreff der priesterlichen Mißbräuche zu verhandeln — freilich ein recht wichtiger Gegenstand. Man verordnete, künftighin ausschließlich wohlbekannte oder von andern Prälaten empfohlene Geistliche zur bischöflichen Würde zu erheben; der Papst sollte den neuen Bischof nur nach genauer Prüfung von dessen Tüchtigkeit durch vier Kardinäle bestätigen. Man nöthigte jenen, binnen sechs Monaten nach seiner Ernennung in Funktion zu treten. Mit wenigen Ausnahmen sollten fürderhin keine Bischöfe in partibus infidelium mehr ernannt werden. Aebte und niederer Klerus wurden in weit erhöhtem Maße der bischöflichen Aufsicht unterworfen. Der letzte Kanon war der bedeutendste und wirksamste; er hat vielleicht mehr, als alle anderen Trienter Dekrete zusammen genommen, für die Wiederherstellung des Katholizismus gethan. Er ordnete nämlich in jeder Diözese die Errichtung eines Seminars zur Heranbildung der jungen Priester an. Man sagte, vom katholischen Standpunkte aus, mit Recht: wenn das heil. Konzil keine anderen Früchte zeitige als diesen Kanon, so würde derselbe schon genügen, die Versammlung zu einer nützlichen und fruchtbaren zu machen.

Allein wo es sich um die Interessen des römischen Hofes handelte, gaben die Väter der Synode, trotz aller prächtigen Reden, schließlich immer nach. Man stritt sich über die Art der Ernennung der Bischöfe sowie über die Abschaffung der Bischöfe in partibus, welche letzteren ausschließlich vom Papste gewählt und unterhalten werden und deßhalb immer und überall seine ergebensten Diener sind. Einige Väter nannten sie „verderbliche Monstra", durch eine List des Teufels erfunden; schon ihre Titel seien eine Lüge. Solche Ausdrücke erbitterten die Päpstlichen; es kam zu den ärgerlichsten Scenen. Der römische König rieth seinem Vater, Innsbruck zu verlassen, da man von einem solchen Konzil keine Verbesserungen erhoffen dürfe.[1]) Der Kardinal von Lothringen, die spanischen Prälaten und selbst der kaiserliche Orator gebrauchten die schärfsten Worte gegen den päpstlichen Hof, der bei der Bestätigung der Bischöfe nur darauf sehe, daß den Dienern, Thürhütern und andern solchen Leuten die taxmäßigen Summen und Geschenke entrichtet würden. Lainez antwortete, nach seiner Weise, mit den schärfsten Ausfällen gegen das Bisthum und mit der unverblümten Forderung, das ganze Reformwerk dem heil. Vater zu überlassen. Die italienische Mehrheit zeigte sich besonders gegen die Franzosen erbittert, deren prahlerische und hochfahrende Reden sie mit beißendem Spotte überschüttete. Die Legaten suchten diese Zornausbrüche zu mäßigen, aber selbstverständlich auf Kosten der Reformpartei. Wirklich gelang es ihnen schließlich, dieselbe abermals aus dem Felde zu schlagen, mit Hülfe jenes Prälaten, der bis dahin als der schlimmste Gegner Roms betrachtet worden war: des Kardinals von Lothringen.

1) Reimann in den Forsch. z. d. Gesch. (1868) VIII, 13.

Schon seit lange hatte der päpstliche Hof die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß die Handlungen der Franzosen keineswegs der Kühnheit und selbst Anmaßung ihrer Reden entsprachen. Im entscheidenden Augenblick gaben sie und ihre Regierung stets den Widerstand auf, den sie vorher so laut angekündigt hatten. Sie gefielen sich in Phrasen völliger Unabhängigkeit, um sich am Ende thatsächlich zu unterwerfen. So erkannten die Römer die eigentliche Gefahr nur in den Spaniern und ihrem Herrscher, deren stolze und feste Haltung, deren tyrannische Forderungen und Rathschläge zumal den Papst auf das äußerste erbitterten.[1]) Pius beschloß demgemäß, einen Versuch zur Gewinnung ihrer Nebenbuhler, der Franzosen, und zumal des Führers derselben auf dem Konzil, des Kardinals von Lothringen, zu machen. War man der Franzosen wie des Kaisers sicher, so brauchte man die Angriffe der Spanier nicht sehr zu fürchten. Schon seit dem Februar 1563 hatte der Papst im Geheimen sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um Lothringen durch schmeichelnde Vertrauensbeweise an sich heranzuziehen. Er benutzte äußerst geschickt die neue ungünstigere Lage des Kardinals in Frankreich infolge des Vertrages zwischen König und Hugenotten zu Amboise, der die Regierung den Gemäßigten — den „Politikern" — zurückgegeben und damit die eifrigen Katholiken sowie besonders die Partei der Guise von ihr ausgeschlossen hatte. Die Kurie ließ nun durch einen Vertrauensmann dem Kardinal vorstellen, wie nur die Freundschaft und der Schutz des heil. Stuhles ihm und seiner Familie eine gesicherte Zukunft zu verheißen vermöge. Mehrere Monate lang hatte er diesen Lockungen widerstanden, zumal die heimische Regierung ihm gleichfalls große Zuvorkommenheit bewies. Aber endlich mußte er sich überzeugen, daß an eine Herrschaft seines Geschlechtes in Frankreich einstweilen nicht zu denken sei; der Papst kargte nicht mit Schmeicheleien und Versprechungen; er sah den Kaiser das Beispiel der Fahnenflucht geben: da verließ auch er die Sache der Reform. Nun wurden die Legaten angewiesen, in allem nach seinem Rathe zu handeln; er wurde zärtlich und dringend nach Rom eingeladen; als Lohn seiner Fügsamkeit ließ man die Legation in Frankreich mit fast unbeschränkter Vollmacht vor seinen Augen erschimmern.[2]) Diese schlaue und geschickte Diplomatie wurde endlich mit vollständigem Erfolg gekrönt. Karl von Lothringen, der nie allgemeine, sondern stets nur persönliche Zwecke verfolgte, wollte seine Familie und sich selbst nicht von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen sehen. Er wußte, daß die Königin-Mutter ihn haßte. Deßhalb meinte er, in der Kurie sich einen Stützpunkt sichern zu müssen. Dieser Frontwechsel des Kardinals entschied den Ausgang des Konzils. Ende Juni sandte er seinen Sekretär nach Rom, um mit dem heil. Vater die Grundlagen eines förmlichen Bündnisses zu vereinbaren.

Für den Augenblick bewog Lothringen — und das war für die Kurie

---

1) Berichte Zuñigas und Vargas', April 1563; Döllinger, Beiträge. I, 496 ff.
2) U. a. die Briefe Viscontis bei Mendham S. 281 f. u. Baluze-Mansi III, 483 ff.

der erste Erfolg ihres geschickten Schachzuges — die französischen Bischöfe, in den Kanons über die priesterlichen Mißbräuche jeden Widerstand aufzugeben. Der Artikel über die Wahl der Bischöfe wurde vertagt, derjenige, der die Unterdrückung der Titularbischöfe verfügte, von der durch die Franzosen verstärkten Mehrheit, gegen die Stimmen der Spanier, Deutschen und weniger Italiener, völlig verworfen.

So konnte man endlich, am 15. Juli 1563, die lange vergeblich erwartete siebente — dreiundzwanzigste — Sitzung des Konzils abhalten, die Kanons über die Priesterweihe und einige Reformdekrete veröffentlichen. Das Konzil war damit immerhin zu nicht unwichtigen Ergebnissen gelangt. Pius IV. war über diesen Erfolg voll Freude, zumal derselbe das ersehnte Ende des Konzils beträchtlich näher rückte. Es zu beschleunigen, schien nunmehr der Kurie die Hauptaufgabe: sie suchte die Zustimmung des Kaisers und der französischen Regierung zu erlangen; dann hoffte man den Widerstand Philipps II. auch überwinden zu können. Hierbei betheiligte sich nun Karl von Lothringen, unbekümmert um alle seine früheren gerade entgegengesetzten Erklärungen, mit dem ganzen Eifer eines Neubekehrten, zumal durch wiederholte Vorstellungen bei Ferdinand. Zuerst leistete der Kaiser Widerstand und antwortete selbst dem Lothringer in ziemlich ironischem Tone. Aber da gebrauchte Pius ein unfehlbares Mittel: er erkannte Maximilian als römischen König an.[1]) Diese Liebenswürdigkeit des Papstes gewann Ferdinand vollständig. Trotz der entgegengesetzten Aufforderungen seines spanischen Neffen versprach er, sich der Schließung des Konzils unter der Bedingung, daß vorher die ihm verheißenen Reformen verwirklicht sein würden, nicht widersetzen zu wollen.[2]) Nachdem die Kurie diesen ersten wichtigen Erfolg erlangt, wandte sie sich vermittelst des Kardinals von Lothringen an die französische Regierung. Wirklich setzte derselbe auch bei dieser seine Absichten durch, da sie die Verzeihung des Papstes für ihren soeben mit den Hugenotten abgeschlossenen Frieden zu erlangen wünschte: und zwar stimmte sie völlig dem Ausspruche des Kaisers zu.[3]) Pius IV. war entzückt; er überhäufte den Kardinal vor versammeltem Konsistorium mit Lobsprüchen und feierte denselben in schwärmerischen Ausdrücken.

In der That hatten er und die Kurie einen glänzenden Sieg erlangt. Die Schlacht war entschieden, die ernsthafte Reform, nur noch von den Spaniern vertheidigt, aussichtslos geworden. Glück und gewandte Diplomatie hatten dem römischen Hofe vollen Erfolg verschafft. Nur der spanische Herrscher blieb fest. Sein Gesandter Luna fuhr fort, sich beständig in befehlendem Tone in die Verhandlungen des Konzils zu mischen, bei jedem Beschlusse desselben zuerst die Ankunft der Befehle des katholischen Königs zu fordern, die spanischen Prälaten wie seine Untergebenen zu behandeln.

---

1) Reimann S. 14. 2) Le Plat VI, 166 ff. — Sickel S. 563 ff.
3) Lothringen an Papst, 16. August; Le Plat VI, 180.

Die Synode beschäftigte sich inzwischen mit dem Sakrament der Ehe. Auf Verlangen Frankreichs wurden nach hartem Kampfe die heimlichen Ehen für ungültig erklärt. Die Gestattung der Priesterehe fand in Folge des Abfalls Lothringens und seiner Franzosen keine anderen Vertheidiger mehr als die Oratoren des Kaisers. Es war dies von Seiten der französischen Prälaten ein wahrer Verrath gegen ihre Regierung, die Generalstände ihres Landes und die Beschlüsse der Versammlung der französischen Geistlichkeit selbst. Diese wichtige Forderung des deutschen und französischen Volkes wurde also vom Konzile fast ohne Debatte, so zu sagen verächtlich bei Seite geschoben! Ja noch mehr. Die Ehelosigkeit wurde nicht allein den Priestern auferlegt, sondern auch im Allgemeinen für besser und seliger erklärt als die Ehe!

Zugleich hatten die Legaten ein anderes wichtiges Werk begonnen: das der allgemeinen Verbesserung des Lebenswandels und der Disziplin der Geistlichen. Unter den 36 Kanons, welche die Legaten aufstellten, behandelte der erste die Wahl und Bestätigung der Kleriker; er enthielt die bedeutsame Neuerung, daß der weltliche Kirchenpatron stets mehrere Kandidaten zur Besetzung des geistlichen Amtes vorschlagen müsse, unter denen der Diözesanbischof zu wählen habe. Die Rechte der weltlichen Patrone sollten (13. Kanon) überhaupt nur dann gültig sein, wenn sie sich auf urkundliche Belege stützten. Fernere Kanons schrieben regelmäßige Provinzialkonzile, eine strengere Aufsicht der Bischöfe über ihre Untergebenen, regelmäßige Predigt vor. Das bischöfliche Prozeßverfahren wurde geregelt. Jeder Verkauf kirchlicher Würden, jede Erpressung gegenüber dem niedern Klerus wurde den Bischöfen untersagt. Der achtzehnte Kanon verweigerte selbst den Kardinälen den Besitz mehrerer Benefizien. Man setzte ein strenges Examen für die Bewerber um eine Pfarrei fest. Der zwanzigste Kanon schaffte die Expektativen ab, die bisher die Kurie freigebig auf kirchliche Pfründen, bei Lebzeiten der Inhaber, anderen Personen ertheilt hatte.

Alles das war sehr gut und nützlich und enthielt zum Theil wirkliche beträchtliche Opfer von Seiten des römischen Hofes. Aber die weltlichen Gewalten kamen noch viel schlimmer fort: man nahm ihnen die Ernennung der Bischöfe, die Erwerbung kirchlicher Zehnten, die Einkünfte vakanter Benefizien; man beschränkte in ausgedehntem Maße das Patronatsrecht. Und nun erst der letzte, sehr ausführliche und eingehende Kanon trat gegen die Regierungen unmittelbar feindlich auf. Er verbot ihnen, mit geringen Ausnahmen, die Heranziehung eines Geistlichen vor die weltliche Gerichtsbarkeit. Er befreite die geistliche Jurisdiktion von jeder Beaufsichtigung durch die weltlichen Richter, wie die spanische und französische Gesetzgebung sie längst festgesetzt hatte, und dehnte die Befugnisse der geistlichen Gerichte in ganz ungeheuerlichem Maße aus. Er schaffte das königliche Placet ab, das für die päpstlichen Bullen und Breven in fast allen Ländern rechtsbeständig war, und verpflichtete vielmehr den weltlichen Arm, zur Ausführung jener allezeit mit-

zuwirken. Kurz, durch diesen einzigen Kanon suchten die Legaten für die päpstliche Autorität auf Kosten der weltlichen Gewalten alles das wiederzugewinnen, was der römische Hof den Bischöfen hatte abgeben müssen, und den Staat abermals unter den schönen Worten „kirchliche Freiheit", „geistliche Immunität" der Kirche zu unterwerfen.

Der Angriff war nun aber doch allzu offen und grob. Die Gesandten der verschiedenen Staaten legten kräftige Verwahrung gegen einen Kanon ein, der jene einer Menge vielhundertjähriger Rechte und zum Theil unentbehrlicher Attribute der Staatsgewalt berauben wollte. Die Legaten versuchten es dagegen zuerst mit ihrem Lieblingsmittel, der Einschüchterung: sie deklamirten heftig gegen solches Attentat auf die Freiheit des Konzils und erbaten sich sogar vom Papste die Erlaubniß, dasselbe suspendiren zu dürfen. Aber schließlich mußten sie doch einsehen, daß sie hier nicht durchdringen würden, und zeigten sich bereit, den bedenklichen Kanon ganz zurückzuziehen. Davon jedoch wollten wieder viele italienische Prälaten nichts hören; so griff man endlich zu dem Ausweg, einstweilen nur über die einundzwanzig ersten Kanons zu verhandeln, den Rest noch zurückzustellen.

Inzwischen begab sich der Kardinal von Lothringen (18. September) nach Rom, wo ihn der päpstliche Hof durch die übertriebensten Schmeicheleien und Verheißungen endgültig an sich fesselte. Man stellte ihm selbst die Nachfolge auf dem päpstlichen Stuhl in Aussicht. Vor seiner Abreise hatte er noch an seinen König einen heuchlerischen Brief geschrieben, um denselben über den letzten Kanon zu beruhigen. Allein hier ließ die französische Regierung sich nicht täuschen. Sie schrieb ihren Gesandten in Trient vor, alle Mittel gegen die geplanten Usurpationen anzuwenden und, wenn man ihnen nicht sofort Genüge thue, Trient zu verlassen. Da auch Philipp in Rom dringende Vorstellungen that, wurden Pius IV. und sein Neffe Borromeo in der That eingeschüchtert und riethen den Legaten Klugheit und Versöhnlichkeit an. Mit ähnlichen Ermahnungen wandte sich Kaiser Ferdinand an „seinen Freund" Morone. Es kam zu offenen Protesten der französischen und kaiserlichen Gesandten in Trient, und selbst die Venetianer, die im Allgemeinen so gemäßigt in ihrem Handeln und durchaus kirchlich waren, schlossen sich diesen Schritten an. Die Mehrheit der Prälaten dagegen gab nicht nach und erließ eine Erklärung, sie würden die Definition der übrigen Reformartikel nicht gestatten, wenn man nicht auch zugleich an die Reform der weltlichen Fürsten gehe. So zeigte das Konzil sich abermals hierarchischer, unzugänglicher den weltlichen Gewalten gegenüber, als der Papst selbst.

Unglücklicher Weise war dies nicht die einzige Schwierigkeit, die noch in der zwölften Stunde das ganze Reformwerk zum Scheitern zu bringen drohte. Die Kardinäle waren höchst aufgebracht darüber, daß einige jener Kanons den Einfluß und die Geldmittel der Kurie einschränken wollten. In ihrem Namen schrieben Kardinal Farnese, der Nepot des verstorbenen Papstes Paul III., und einige seiner Vertrauten Briefe voll Vorwürfe und Drohungen

nach Trient. Dieselben übten eine große Wirkung auf die italienischen Prälaten aus,[1]) die ja fast alle eng mit der Kurie verbunden waren und von ihr abhingen. Die Italiener aber waren um so mehr Herren der Lage, als die meisten Franzosen, die sich ihrer Rolle zu schämen begannen, schon nach der Heimath abgereist waren. Fast nur die Spanier und wenige Niederländer, die sich von der steten Einmischung Roms in die bischöfliche Gerichtsbarkeit befreien wollten, hielten noch den „Kurialisten" Stand.[2]) Der Jesuitengeneral Lainez, der als der Dolmetscher der wahren Gefühle der Kurie betrachtet wurde, sprach sich über die bischöfliche Gewalt so verächtlich und feindselig aus, daß sogar viele italienische Prälaten ihn beschuldigten zu weit zu gehen. Vergebens erklärte der Bischof von Fünfkirchen, er habe aus dem Munde des heiligen Vaters selbst gehört, daß dieser vom Konzile eine Entscheidung über die Reform des Kardinalkollegiums wünschte. Vergebens gab der Kardinalnepot Borromeo dem ersten Präsidenten Morone, der wegen dieser Angelegenheit von Farnese angegriffen worden war, völlig Recht. Vergebens sprach Pius IV. selber über die Kardinäle, die gegen die Verbesserung nach Trient zu schreiben gewagt hatten, einen strengen Tadel aus. Die italienischen Prälaten hielten es für klüger, der Kurie zu gehorchen, die blieb, als dem Papste, der alt und gebrechlich war. Die hauptsächlich aus Italienern zusammengesetzte Reformkommission fügte den Artikeln so viele Bedingungen und Ausnahmen hinzu, daß die ganzen Dekrete wirkungslos geblieben wären. Die Spanier und Franzosen beklagten sich deßhalb; aber den letzteren hielt man das Betragen Lothringens entgegen, der, immer mit Rücksicht auf sein zukünftiges Papstthum, sich die Gunst der einflußreichsten Kardinäle durch Verschaffung französischer Bisthümer und kirchlicher Pensionen zu sichern suchte[3]) — derselbe Lothringen, der auf dem Konzil der eifrigste Vorkämpfer der Reformen gewesen war! Dieses Verfahren des frivol gewissenlosen Kirchenfürsten machte in Trient — selbst auf die Legaten — den peinlichsten Eindruck.

Wieder einmal kamen die Spanier der gefährdeten Unabhängigkeitspartei zu Hülfe. Auf besondern Befehl seines Königs begann Graf Luna von neuem ernstlich die Beseitigung der Formel proponentibus legatis aus allen Verfügungen der Synode zu fordern. Das Konzil aber konnte nicht mit dem spanischen Könige in einem Augenblicke brechen, wo die französischen Gesandten wegen der feindseligen und geringschätzigen Behandlung, die man ihnen hatte angedeihen lassen, sich nach Venedig zurückzogen. Luna ging noch weiter. Er beschwerte sich offiziell über die Legaten bei dem Papste und bat ihn, jenen größere Rücksicht für die Wünsche des katholischen Königs anzubefehlen.

Diese Maßregeln blieben nicht ohne Erfolg. Die Mehrheit der Prälaten bedachte schließlich doch, daß man es nicht auf den Abfall der katholischen

1) Paleotto S. 669. — Pallavicini XXIII, 7, 4. 5. 2) MS. Brief Richardots, Bischofs von Arras, an Margarethe v. Parma, 26. Okt. 1563; Brüsseler Archiv.
3) Paleotto S. 671 f.

Großmächte, die Auflösung des Konzils, vielleicht ein Schisma ankommen lassen dürfe, welches letztere das Todesurtheil wenn nicht der katholischen, so doch der römischen Kirche gewesen wäre. Obwohl einige Eiferer noch laut über die Anmaßung der Fürsten, über die Nothwendigkeit allseitiger Reformen, über die unbeschränkte Gewalt des Konzils deklamirten, vertagte die Mehrheit, auf Vorschlag Morones, den bestrittensten der Kanons, den letzten, bis auf weiteres.

Aber wenn die Legaten gehofft hatten, durch dieses Zugeständniß leichtes Spiel in Betreff der übrigen Reformartikel zu erhalten, so hatten sie ohne die Thatkraft und aufrichtige Ueberzeugung der Spanier gerechnet. Wenn das Trienter Konzil der katholischen Kirche wahrhaft heilsam gewesen ist, wenn man dort noch andere Dinge gethan als die Andersgläubigen zu verdammen und die Bande der Hierarchie enger zu ziehen, so gehört das Verdienst dessen fast ausschließlich den Spaniern an. Sie erhoben sich wie ein Mann gegen die Abänderungen im Sinne der römischen Reaktionspartei, wie die Redaktionskommission dieselben in den Reformentwurf eingeführt hatte. Sie konnten sich dabei auf die laut ausgesprochene Willensmeinung des heiligen Vaters berufen, der wirklich ernsthafter und ehrlicher in der Sache der Kirchenverbesserung dachte, als die große Mehrheit der Kardinäle und der Kurie im Allgemeinen. Der Bischof von Segovia schuldigte die Kommission geradezu des Betruges an.[1]) Sie hätte, sagte er, in die Artikel Dinge hineingebracht, die den Beschlüssen des Konzils klärlich zuwiderliefen. Es sei ungerecht, daß jene in ihrer Mehrheit aus Italienern bestände, so daß die wichtigsten Fragen nach dem Willen einer einzigen Nation entschieden würden. „In diesem Konzil," rief der Bischof von Orense aus, „nimmt man auf die Gesandten der Fürsten und auf die nichtitalienischen Völker durchaus keine Rücksicht. Es wäre besser für uns, gar nicht hier zu weilen, als nur als Zeugen dem Konzile beizuwohnen." Zugleich legten die Spanier gegen die von den Legaten vorgeschlagene Formel: „unbeschadet in allen Dingen der päpstlichen Autorität" Verwahrung ein, da dieselbe von vornherein das Reformwerk mit Unfruchtbarkeit schlage.

Da dieser Widerstand der Spanier den Beifall einiger Italiener und der Mehrzahl der Franzosen fand, mußte die römische Partei wirklich nachgeben. Die Kommission hatte den größten Theil ihrer abschwächenden Aenderungen der Reformartikel wieder zu beseitigen. Zugleich gestanden der erste Präsident und die ganze Synode zu, daß mit den Worten „auf den Vorschlag der Legaten" man kein Präjudiz gegen die Freiheit des Konzils aufstellen, auch weder Jemandem ein neues Recht ertheilen, noch Andere eines alten Rechtes berauben wolle. — Philipp II. und seine Prälaten hatten also auch in letzterem, so viel bestrittenen Gegenstande einen vollen Erfolg davongetragen.

---

1) Theiner II, 444 ff.

Damit waren die erheblichsten Schwierigkeiten beseitigt oder doch hinausgeschoben, und man konnte am 11. November 1563 die achte — oder vierundzwanzigste — Sitzung des Konzils feiern. Doch bot sie kein sehr erbauliches Schauspiel. Zwei der vorsitzenden Legaten und mehr als fünfzig Väter stimmten noch in derselben gegen das die heimlichen Ehen verbietende Dekret. Vierzehn Reformartikel wurden der Entscheidung der nächsten Sitzung vorbehalten.

Der Papst hegte den lebhaften Wunsch, daß diese die letzte sein möge, und hatte bereits am 14. Oktober die Legaten mit den nöthigen Vollmachten zur Schließung des Konzils versehen. Er suchte dazu die Einwilligung des Kaisers, Morone die König Maximilians nach. Der Bischof Visconti von Ventimiglia wurde in gleichem Sinne nach Madrid gesandt. Wirklich stimmte Ferdinand sofort zu und wandte sich sogar direkt an Philipp II., um ihn zu demselben Entschlusse zu veranlassen. Der apostolische Nunzius herrschte unumschränkt am Wiener Hofe; der Vize-Hofkanzler Johann Baptist Weber hatte sich durch dessen Geschenke und Verheißungen völlig gewinnen lassen.[1]) Und solche Leute, wie der schwache unbeständige Kaiser und seine bestechlichen Rathgeber, hatten die Kurie besiegen und der Christenheit eine wirksame Reform verschaffen wollen!

Am 13. November beriefen die Legaten eine Versammlung von 25 Gesandten und hervorragenden Prälaten, um ihnen die Beendigung des Konzils ans Herz zu legen. Sofort hielt der Kardinal von Lothringen eine lange Rede zu Gunsten dieses Vorschlages,[2]) in offenem Ungehorsam gegen die Befehle seines Herrschers, der ihm soeben aufgetragen hatte, zuvor das französische Reformationslibell zur Berathung zu bringen. Seine Worte brachten einen tiefen Eindruck auf die Mehrheit der Versammlung hervor, die freilich zum größten Theile schon vorher für den Gedanken eines baldigen Schlusses der Synode gewonnen war. Selbst die Spanier wagten keinen Widerspruch. Man stellte drei Kommissionen auf, jede aus fünf Bischöfen und fünf Theologen bestehend, um noch in aller Eile die nothwendigsten Kanons über Fegefeuer, Ablaß, Verehrung der Bilder und der Heiligen zu berathen.

Allein den wichtigsten Gegenstand der weiteren Verhandlungen machten die noch übrigen vierzehn Reformartikel aus, und zumal der letzte, der sich auf die weltlichen Fürsten bezog. Von allen Regierungen, auch den dem heiligen Stuhle ergebensten, waren hierüber Verwahrungen und Vorstellungen eingelaufen. Es war für den Papst unmöglich, sich mit allen katholischen Herrschern zu überwerfen; auch würde das von ihm so ersehnte Ende des Konzils durch den unzweifelhaft zu erwartenden Widerstand der Gesandten und der spanischen und französischen Prälaten gegen den berufenen fünfunddreißigsten Artikel verzögert worden sein. Er zog es deßhalb vor, den Legaten

---

1) Sickel S. 628 f. 2) MS. Bericht des Bischofs von Namur an Margarethe von Parma, 15. Nov.; Brüsseler Archiv.

und allen Prälaten ihrer Partei Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der weltlichen Mächte anzubefehlen. Infolge dessen wurde der gefährliche Kanon bis zu nichtssagenden Redensarten abgeschwächt, die nur den Zweck hatten, den Rückzug der konziliaren Mehrheit anständig zu maskiren. Der Rest der vierzehn Artikel wurde mit größter Eile erledigt, und ebenso sechs neue Kanons über Kirchenzucht, die unter anderem die Anwendung der Exkommunikation beschränkten. Außerdem setzte man dreiundzwanzig Kanons über die Reform der Regulargeistlichkeit, sechs über die Frauenklöster fest. Jedermann sehnte sich nach Beendigung dieses langen, nun schon achtzehn Jahre währenden Konzils.

Wirklich schien sich derselben kein Hinderniß mehr in den Weg zu stellen: als plötzlich Graf Luna, und zwar in heftigster Weise, seinen Widerstand dagegen erneuerte. Er führte an, daß einerseits die Zustimmung seines Königs zum Schluß der Synode noch nicht eingetroffen, und daß andrerseits es unziemlich sei — und darin hatte er nicht ganz Unrecht — in wenigen Tagen, ohne die nothwendige reifliche Berathung, die höchst wichtigen und vielbestrittenen Gegenstände vom Fegefeuer, Ablaß und von den Heiligen zu beendigen. Er forderte also die Verschiebung der nächsten öffentlichen Sitzung bis auf den zweiten Tag nach Weihnachten.

Die Legaten waren tief erschrocken. Hatten sie doch von Seiten des Kardinalnepoten die bestimmte Weisung erhalten, das Konzil bis spätestens zum 9. Dezember zu schließen und dann die sofortige Abreise der Prälaten von Trient zu bewirken. Aber vergebens riefen sie vierzig der angesehensten Väter zusammen, um in diesem Sinne zu wirken; vergebens ließ Lothringen in wahrhaft verrätherischer Weise, indem er sich gegen die Absichten seiner Regierung als deren amtlicher Vertreter gerirte, die französischen Bischöfe zu Gunsten der päpstlichen Wünsche arbeiten. Luna gab nicht nach. Er versammelte sowohl die spanischen als auch die den Besitzungen seines Königs in Italien angehörenden Bischöfe, um zu verhüten, wie er sagte, daß durch einen voreiligen Schluß der Synode die Ehre der spanischen Krone mit Füßen getreten werde.

Ohne die Unterschrift der Spanier konnte man offenbar das Konzil nicht beendigen. Die Legaten befanden sich in der peinlichsten Verlegenheit. Allein der römischen Diplomatie hat es nie an schlauen Mitteln gefehlt. Plötzlich verbreiteten Depeschen des Kardinal-Staatssekretärs Borromeo in Trient die Nachricht, der Papst sei schwer erkrankt, er liege am Tode. Einige erzählten selbst, er sei schon gestorben.[1]) „Ich glaube, er hat sich nie wohler befunden," bemerkt einige Tage später einer der eifrigsten Anhänger des heil. Stuhles auf dem Konzil;[2]) „die Nachricht kam so gelegen, um das Ende der Synode herbeizuführen, daß nach dem, was später vorging, der Verdacht sich verbreitete, es sei Alles eine absichtlich ersonnene Fabel gewesen." Es leuchtet

---

1) Psalmaeus S. 133. 2) Mendoza S. 168.

ein, daß der Tod des Papstes während der Dauer des Konzils eine große Verwirrung hervorgebracht hätte: die Vollmachten der Legaten wären erloschen; viele Prälaten hätten versucht, die Wahl eines neuen Pontifex der Synode zu übertragen; Franzosen und Spanier hätten mit weit größerm Nachdruck ihre Forderungen eingreifender, aber sich widersprechender Reformen erhoben. Um diese gefährlichen Streitigkeiten zu verhüten, stimmten jetzt fast alle Bischöfe und Gesandte für den sofortigen Schluß — und selbst Luna widersetzte sich ihm nur noch der Form halber. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß nach Erreichung dieses Zieles der heil. Vater sich von neuem der besten Gesundheit erfreute! Eine am Morgen des 2. Dezember 1563 eilfertig einberufene Prälatenversammlung beschloß, daß die letzte Sitzung schon am folgenden und nächstfolgenden Tage stattfinden und Alles, was in ihr nicht erledigt werden könne, auf günstigere Zeiten verschoben werden solle. — Und so geschah es. Nur einige Spanier und drei Italiener stimmten dagegen. Man umarmte sich unter Freudenthränen, da das große Werk, das so oft dem Scheitern nahe gewesen, nun gelungen war. Am 3. Dezember fand die neunte oder fünfundzwanzigste Sitzung des Konzils Statt. Man veröffentlichte, trotz mehrfacher Opposition, die Dekrete über das Fegefeuer und die Anrufung der Heiligen. Nun waren die Legaten des Erfolges sicher. Sie kündigten den Prälaten an, daß Se. Heiligkeit, deren Tod man schon berichtet, glücklicherweise wieder völlig genesen sei.[1])

Am nächsten Morgen — 4. Dezember — trat ganz früh die Generalkongregation noch einmal zusammen, um eiligst die Lehre vom Ablaß und außerdem einige Dekrete von minderer Wichtigkeit zu berathen. Darauf begab man sich wiederum in die Kirche und setzte die am Tage vorher begonnene öffentliche Sitzung fort. Da nahm man nun endgültig die soeben besprochenen Beschlüsse an und verlas noch einmal alle Entscheidungen der beiden früheren Trienter Synoden. So wurde die bedeutsame Frage, ob das gegenwärtige Konzil die Fortsetzung jener beiden vorhergehenden sei oder nicht, im Sinne der Bejahung gelöst und damit der von Philipp II. von jeher verfochtene Gesichtspunkt als der allein berechtigte anerkannt. — Endlich stimmte man dem Vorschlag der Legaten zu, Se. Heiligkeit um schleunige Bestätigung aller vom Konzile gefaßten Beschlüsse zu ersuchen. Nur Guerrero, der unerschrockene Erzbischof von Granada, rief aus: „Ich halte die päpstliche Bestätigung nicht für nothwendig.“ Das Konzil von Trient wurde mit Gebeten, Danksagungen und Höflichkeitserweisungen geschlossen. 234 Kardinäle, Bischöfe, Ordensgenerale, Aebte und Prokuratoren unterzeichneten die Dekrete, die der heil. Vater schon am 26. Januar 1564 endgültig bestätigte!

1) Psalmaeus S. 134. — Torelli S. 250.

Nach dem Schlusse des Konzils blieb noch eine wichtige Frage zu erledigen: würden die Dekrete der Synode von den katholischen Völkern angenommen werden?

Hier muß man eine allgemeine Unterscheidung im Auge behalten. In allem, was die Lehre im engern Sinne anbetrifft, sind die Entscheidungen eines allgemeinen Konzils ohne weiteres verbindlich für das ganze Bereich der katholischen Kirche. Hier konnte also von irgend einem Widerstande der noch im Schoße der römischen Gemeinschaft befindlichen Länder nicht die Rede sein. Allein für die Dekrete über die Disziplin und Organisation der Geistlichkeit und über den Gottesdienst war die Lage eine andere. Sie bedurften zu ihrer Gültigkeit der Veröffentlichung in jedem Lande und selbst in jedem bischöflichen Sprengel. Und hierbei mußte man sich von Beginn an auf hartnäckigen und schwer zu besiegenden Widerstand gefaßt machen.

Freilich der Kaiser hatte alle seine früheren Forderungen, seine hohen Worte über die Nothwendigkeit einer gründlichen Kirchenverbesserung, seine Klagen über das Vorherrschen der italienischen Nation auf dem Konzile und dessen Unterwürfigkeit gegenüber dem Willen des Papstes vergessen. Mit der schwächlichen und unwürdigen Grundsatzlosigkeit, die wir schon an ihm kennen gelernt, ließ er seine Oratoren, den Erzbischof von Prag und den Bischof von Olmütz, in seinem und seiner Erbländer Namen die Beschlüsse des Konzils mit unterzeichnen. Einige Monate später wurde er dafür belohnt, indem der Papst (April 1564) den deutschen Bischöfen erlaubte, unter gewissen Bedingungen den Laien den Kelch zu gewähren. Das war fast Alles, was von den Forderungen des famosen „Reformationslibells" Ferdinands I. übrig geblieben!

Indeß weder das deutsche Reich noch Ungarn glaubten sich durch die vom Kaiser den Trienter Dekreten gegebene Zustimmung gebunden. Ungarn war auf dem Konzile sehr wenig, das Reich gar nicht vertreten gewesen. Trotz aller Bemühungen des Kaisers und des zum Kardinal erhobenen Commendone haben beide Länder nie in offizieller Weise die Beschlüsse jener Synode angenommen, sondern sich ihnen nur sehr allmälig und stillschweigend unterworfen.

Nach dem von den Vertretern des Kaisers gegebenen Beispiele unterzeichneten die Gesandten der Könige von Polen und Portugal, des Herzogs von Savoyen, der Republik Venedig, des Großmeisters des Johanniterordens, der katholischen Schweizerkantone gleichfalls die Trienter Protokolle. Der Kardinal von Lothringen hatte die Kühnheit, in Abwesenheit der französischen Gesandten und ohne eine Vollmacht dafür zu besitzen, das Konzil im Namen des Allerchristlichsten Königs anzunehmen. [1]) Nur Graf Luna, entschlossen und muthig wie immer, verweigerte seine Unterschrift bis zu ausdrücklicher Einwilligung seines Herrschers.

Auch sollte es sich bald zeigen, daß die zweite katholische Großmacht,

1) Le Plat VI, 302.

daß Frankreich keineswegs geneigt sei, die Anmaßung Lothringens zu ratifiziren. Als derselbe nach der Heimath zurückkam, sah er sich von der Regierung Katharinens von Medici sehr übel empfangen. In einer Versammlung der hervorragendsten Räthe des Königs, der dieser selbst beiwohnte, beschloß man, die Veröffentlichung der Trienter Dekrete auf unbestimmte Zeit zu verschieben, da sie der Autorität des Königs zuwiderliefen und die Vorrechte der gallikanischen Kirche beeinträchtigten.[1]) Der Kardinal sah sich am Hofe so unfreundlich behandelt, daß er sich in seinen Erzsprengel Reims zurückzog; auch er wagte hier nicht die Trienter Reformdekrete zu veröffentlichen, sondern ließ deren einige selbständig im Jahre 1564 durch eine Provinzialsynode beschließen.[2]) Keine der Versprechungen, die man ihm in Rom gegeben, wurde verwirklicht; sein Verrath empfing keinerlei Belohnung.

Die Gründe, aus denen die Krone Frankreich und die französischen Juristen sich der Annahme des Trienter Konzils stets widersetzt haben, sind die schon von jener oben erwähnten Rathsversammlung angegebenen: man hielt die Freiheiten der französischen Kirche und zumal die Rechte der Krone für verletzt durch dessen Beschlüsse. Man verwarf zumal die den Bischöfen von der Synode übertragene Beaufsichtigung der Hospitäler, Bestätigung oder Kassation der Testamente, Anerkennung der Patronatsrechte, Prüfung der königlichen Notare, Gerichtsbarkeit über Ehebruchssachen: alles Dinge, die in Wahrheit nur der Entscheidung der königlichen Richter unterlägen. Man wollte nichts wissen von der Aufhebung der gesetzlich frei gestellten Berufung von jeder geistlichen an die weltliche Gerichtsbarkeit; nichts wissen von einer den Bischöfen und dem Papst in gewissen Fällen eingeräumten Befugniß zur Exkommunizirung weltlicher Fürsten; nichts wissen endlich von der Unterwerfung der französischen Geistlichen unter die römische Gerichtsbarkeit schon in erster Instanz, sowie der Einmischung der Kurie in die inneren Angelegenheiten der französischen Kirchensprengel. Das Alles sei den gallikanischen Gesetzen sowie den Beschlüssen der Parlamente zuwider.[3]) — Vergebens drangen die päpstlichen Nunzien, die Päpste selbst, die Versammlungen der französischen Geistlichkeit immer von neuem in den König, sein Reich den Dekreten und Kanons von Trient zu unterwerfen. Weder Karl IX. noch Heinrich III., weder Heinrich IV. noch selbst die bigotte Marie von Medici haben es gewagt, ein Konzil anzuerkennen, das die geistliche Gewalt auf Kosten des Staates und der Laienwelt ins Ungemessene zu vermehren und in jedem Augenblick die religiöse Zwietracht von neuem anzufachen bestimmt war. Seine Verfügungen sind in Frankreich nie offiziell bekannt gemacht worden.

---

1) Kath. v. Medici an den Bischof v. Rennes, 27. Febr. 1564; Le Plat VI, 320. 2) Mignot, Histoire de la réception du concile de Trente. (Amsterdam 1756.) I, 339. 3) Man sehe die Schrift des Generaladvokaten d'Espesses über die Annahme des Konzils; sowie die Denkschrift des Präsidenten Le Maître über die Dekrete des Konzils: Mignot a. a. O. II, 104 ff., 207 ff.

Der spanische Herrscher war freilich sehr zufrieden mit dem Gange, den die Trienter Verhandlungen in allen dogmatischen Fragen genommen, wo sie zum vollständigen Siege der konservativen Ideen Spaniens über die entgegengesetzten Tendenzen der Deutschen und Franzosen geführt hatten. Allein er war entrüstet über einige Artikel der Reformdekrete, welche den Einfluß der Krone auf die spanische Geistlichkeit vermindern zu müssen schienen.[1]) Trotz aller Aufforderungen, Vorwürfe und Klagen des Papstes verging das Jahr 1564, ohne daß Philipp II. in seinen spanischen, italienischen, niederländischen und burgundischen Ländern die Veröffentlichung der Trienter Dekrete gestattet hätte. Als er endlich für einige finanzielle Angelegenheiten des guten Willens des heil. Stuhles bedurfte, beschloß er 1565 die Publikation, aber unter der ausdrücklichen Bedingung der Ungültigkeit aller derjenigen unter den konziliaren Verfügungen, die den Einfluß des katholischen Königs auf die Ernennung der spanischen Prälaten sowie die Unterwerfung der geistlichen Gerichtsbarkeit unter die weltliche hätten abschwächen können. Im Allgemeinen wurden die Provinzialgouverneure und Vicekönige angewiesen, keine hierarchische oder religionspolitische Neuerung in Folge des Trienter Konzils zu dulden. Der König hatte sich also zum höchsten Richter über die Beschlüsse der allgemeinen Synode aufgeworfen.

Nur unter derselben Einschränkung verfügte die Signorie von Venedig die Annahme des Tridentinums (1564). Sie wahrte alle ihre alten Ueberlieferungen und Souveränetätsrechte.[2])

Anders der Jesuitenzögling Dom Sebastian von Portugal. Zur unendlichen Freude des Pontifex zeigte er demselben im Oktober 1564 die unbedingte Annahme der konziliaren Entscheidungen an.

In Betreff des weit wichtigern Königreichs Polen hatte der Papst große Furcht gehegt. Wirklich besaßen in diesem Lande die Protestanten einen bedeutenden Einfluß, und der Erzbischof-Primas von Gnesen war selbst ihren Anschauungen nicht ganz fremd. Zum Glück für die Kirche war König Sigismund August ein begeisterter Anhänger Roms. So konnte sich seiner der Nunzius Commendone geschickt bedienen, um die Vereinigung eines von dem Primas einberufenen Nationalkonzils zu verhindern und durch eine Art Ueberraschung die Dekrete des Konzils bedingungslos durch den Warschauer Reichstag (1564) ins Werk zu setzen.[3]) Pius IV. war über diesen Erfolg entzückt.

Endlich die sieben katholischen Schweizerkantone unterwarfen sich den Entscheidungen des Konzils, aber nur unter der Erklärung, sie würden nichts thun, um dieselben Anderen und zumal ihren protestantischen Eidgenossen aufzunöthigen.

1) Vgl. meinen Aufsatz „Philipp II. u. die Kirche"; Hist. Zeitschr. Serie II, Bd. III, S. 302 ff. 2) Morosini, Hist. Venet. lib. VIII, 324. — Mignot I, 22. 3) Graziani, Vita di Commendone, lib. II, cap. 10. 11. — Raynaldi, ad an. 1564 nr. 45. 46.

Allein was wollten überhaupt diese kleinen Staaten besagen, da von den katholischen Großmächten nur die deutschen Erblande der Habsburger die Disziplinar- und hierarchischen Beschlüsse des Tridentinums ohne wichtige Einschränkungen angenommen hatten? Auf diesem Felde war also das Ergebniß kein zufriedenstellendes. Dagegen auf dem weiten Gebiete des Glaubens, der katholischen Lehre, des innern Wesens der Geistlichkeit hat das Trienter Konzil eine unermeßliche Wirksamkeit geübt. Man kann kühnlich sagen, daß es die Kirche gerettet, daß es auf immer die Formen und Tendenzen geschaffen hat, in denen seitdem der Katholizismus ausschließlich lebt und wirkt. Es führte eine wahrhafte Wiedergeburt der katholischen Kirche herbei.

Man versetze sich einen Augenblick zurück in die Zeit vor dem Konzile. Welche Verwirrung der Anschauungen und Glaubensmeinungen bei den Katholiken selbst! Sie waren ungefähr darüber einstimmig, daß eine Reform der Kirche durchaus nothwendig sei; aber über die Art und Tragweite dieser Reform gingen die Meinungen unendlich auseinander. Diese Unsicherheit drohte der Kirche jeden festen Boden zu entziehen; sie erfüllte die Seelen der Gläubigen mit Zagen und Zweifel; sie öffnete den protestantischen Einflüssen Thür und Thor. Wer bürgte dafür, daß die in einem allgemeinen Konzil vereinigte Kirche nicht viele von den dogmatischen und hierarchischen Neuerungen annehmen würde, die Luther und Zwingli eingeführt hatten? Hörte man nicht Kardinäle und Bischöfe Grundsätze aussprechen, die sich dem Lutherthume beträchtlich näherten? Selbst der Papst und seine Legaten zeigten sich ebenso wie der Kaiser wiederholt bereit, wenigstens einige unter den protestantischen Lehren anzuerkennen. Wie hätte die große Menge der Katholiken fester und zuversichtlicher sein sollen, als die Kirchenfürsten? Dazu kam, daß die protestantischen Schriften ebenso zahlreich und umfassend wie gewandt und eindringlich waren: durch tausende von Drucken, vom schweren Folianten bis zum Flugblatte, von der lateinischen mit zahlreichen gelehrten Citaten gespickten Abhandlung bis zur volksthümlichen Ansprache an den Bauersmann, drängten sie sich in jede Schicht der Gesellschaft ein. Die Bibel zumal wurde in allen Einzelheiten nach dem Sinne der Neuerer erklärt. Selbst der Katholik konnte sich um so schwerer dem Einfluß dieser Beweisführung entziehen, als man keine genügende Auseinandersetzung und Vertheidigung der katholischen Dogmen besaß. Sogar nach den beiden ersten Trienter Versammlungen durfte der Hofprediger des Königs Maximilian, Johann Sebastian Phauser, behaupten, er sei nicht von dem Glauben der römisch-katholischen Kirche abgewichen, während er doch Lehren vortrug, die sich in nichts von denjenigen der Reformatoren unterschieden.[1])

Aber nachdem die Dekrete des Trienter Konzils veröffentlicht waren, hörte dieser Zustand auf. Der Katholik wußte nun genau, was seine Religion

1) Ed. Reimann, Die religiöse Entwickelung Maximilians; Histor. Zeitschr. XV (1866) S. 15.

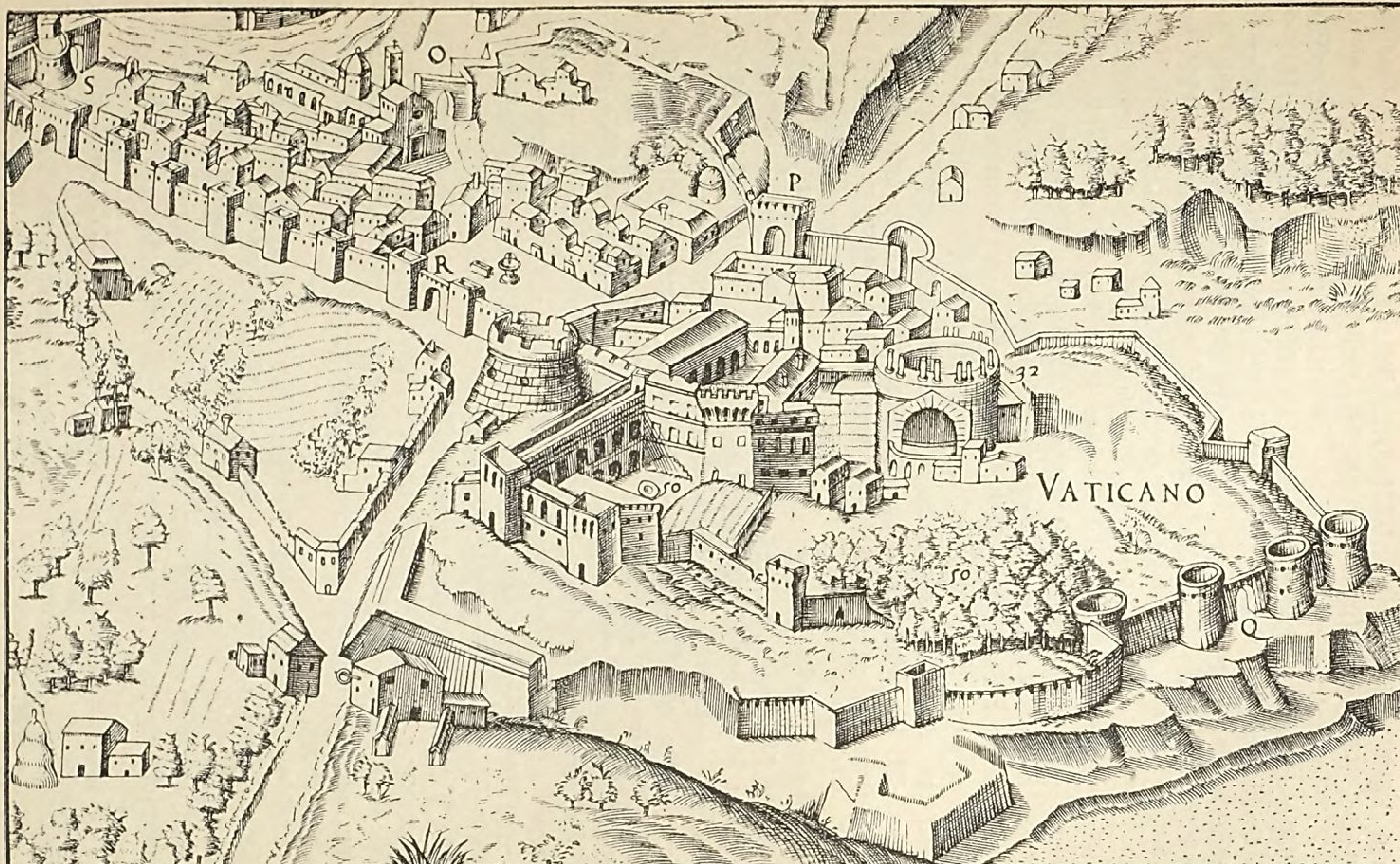
und wer seine Gegner waren. Ein Zweifel war nicht mehr möglich. Die weitläufigen Auseinandersetzungen, welche den Sätzen der Synode beigegeben waren, erläuterten ihm in allen Einzelheiten die Gründe seines Glaubens und lieferten ihm treffliche Waffen, um die Anführungen der Widersacher zu bekämpfen. Hoch aufgerichtet, fest aneinander gefügt stand von neuem das kirchliche Lehrgebäude da, und machtlos prallten von ihm die Waffen der Protestanten ab. Die Kirche hatte sich wiedergefunden, Sicherheit und Zuversicht gewonnen und ihren Gläubigen eingeflößt. Vom Trienter Konzil datirt der Stillstand der bisbahin unwiderstehlich vordringenden Fluth der Reformation; im Gegentheil, der katholische Klerus, der wieder zahlreich, muthig, gut diszipliniert, unternehmend geworden, geht nunmehr zum Angriffe über und drängt den Protestantismus vom Süden nach dem Norden zurück, wo allein derselbe sich zu behaupten vermag. Darin besteht die unermeßliche Wichtigkeit des Trienter Konzils für die Gestaltung der religiösen Kämpfe im sechszehnten Jahrhundert.

Während der beiden ersten Perioden der Synode, in den Jahren 1546, 1547 und 1551, wurde besonders die katholische Lehre auf das vollständigste entwickelt; und zwar wurde hier dem Protestantismus nicht das mindeste Zugeständniß gemacht. Die Kirche wollte kein Mißverständniß mehr dulden. Sie zog es vor, auf immer die nördlichen Länder, viele Millionen Seelen von sich zu stoßen, als den Vorwurf des Wankens in ihren eigenen Glaubenssätzen auf sich zu nehmen. Diejenige Partei unter den Prälaten, die durch einige Zugeständnisse den Frieden mit den Abgefallenen herbeizuführen gewünscht hatte, war in Trient unterlegen. Nicht mit Unrecht hatte die Mehrheit geglaubt, daß, wenn die Kirche auf einige ihrer Dogmen verzichte, überhaupt keine Sicherheit und Beständigkeit herzustellen, dem Zweifel, dem Unglauben der Eingang in die Gemüther der Katholiken bereitet sei. Die Protestanten ihrerseits hatten ein klares und festes Prinzip: die Bibel, obwohl sie dann über die Auslegung der letztern sich nicht einigen konnten. Wenn nun die katholische Kirche auf ihren Grundsatz, auf die eherne Beständigkeit ihrer Dogmen, auf die Heiligkeit der kirchlichen Ueberlieferung, auf ihre ewige und allgemeine Autorität verzichtet hätte, so würde sie keinen Stützpunkt für ihren Kampf wider die Gegner mehr gefunden haben. Sie hätte den Boden unter den Füßen verloren. Die Jesuiten hatten das von Beginn an wohl erkannt: deßhalb haben sie einen so beträchtlichen und überwiegenden Einfluß auf das Konzil ausgeübt. Mit schneidiger Schärfe, mit sicherer Logik hatte dieses das Gebiet des katholischen Glaubens fest bestimmt und abgegrenzt, jede Vermittelung mit anderweiten Ueberzeugungen unmöglich gemacht. Gerade dies sicherte ihr die Mehrheit der abendländischen Völker.

Wenn solches das Ergebniß der ersten großen Periode des Trienter Konzils ausmachte, so waren die Folgen der zweiten, letzten Epoche — 1562

---

*) Zeichenerklärung: 50 Belvedere; 32 im Bau begriffene Peterskirche; *P.* Porta Torriono; *Q.* Porta Posterula *R.* Porta S. Petri; *S.* Porta S. Angeli alias Castelli; *O.* Porta S. Spiritus.



Der Vatican um 1560—70. Theil einer gleichzeitigen topographischen Ansicht von Rom.*)

und 1563 — in der man sich hauptsächlich mit der äußern Gestalt der Kirche beschäftigt hatte, nicht minder bedeutsam.

Wie durchaus waren doch die „ultramontanen", die nicht-italienischen Völker in ihrem Bestreben, die päpstliche Macht zu beschränken, gescheitert! Es ist wahr, der römische Hof hatte in pekuniärer Beziehung verloren, in eben den Vorrechten, die ihn bei allen Völkern verhaßt gemacht; aber sein wirklicher Einfluß, seine Macht waren nur größer geworden. Wir haben versucht, die Gründe dieses seines endgültigen Sieges darzulegen.

Man hatte die Autorität des römischen Bischofes als über dem Konzile stehend anerkannt, indem man ihm das Recht beließ, von den konziliaren Beschlüssen zu dispensiren, die Gültigkeit der letzteren überhaupt von seiner Bestätigung abhängig machte, endlich zahlreiche hochwichtige Angelegenheiten geradezu seiner Entscheidung überwies. Man hatte das Wesen der päpstlichen Macht in einer Weise definirt, die alle Wünsche des Pontifex erfüllte. Man hatte ihn ausdrücklich „Gottes unmittelbaren Statthalter auf Erden" genannt (Sess. VI. De reform. cap. 1). Man hatte hinzugefügt, daß „die höchste Gewalt in der allgemeinen Kirche dem römischen Bischof anvertraut sei" (Sess. XIV. De Poenitent. c. 7). Von noch unmittelbarerer Wichtigkeit war der Umstand, daß das Konzil es nicht gewagt, den Einzelbischöfen die direkte göttliche Einsetzung zuzusprechen. So konnte der Papst sich mit vollem Recht als den allgemeinen Bischof betrachten, der nur einen Theil seiner göttlichen Vollmacht auf die Einzelbischöfe übertrug. In der That wurde durch eine lange Reihe von Bestimmungen das Bisthum enger an Rom gefesselt und unmittelbarer von ihm abhängig gemacht, als je zuvor.[1]) In Betreff der Verleihung der Abteien wurden dem Papste ebenso zahlreiche Vorwände zur Uebertretung der konziliaren Verfügungen zu Gebote gestellt, wie in der Angelegenheit der Mehrheit der Benefizien: er konnte hier im Grunde nach wie vor Günstlinge oder gute Zahler mit vielfachen Pfründen nach Gefallen bedenken.[2]) Der Pontifex behielt das Recht auf die „Annaten", d. h. die beträchtliche Abgabe, die jeder neu gewählte Bischof ihm zu entrichten hatte. Man sieht, der größte Theil der Mißbräuche der päpstlichen Gewalt, die man durch das Konzil hatte abschaffen wollen, blieb bestehen, und dabei war das Papstthum mit einem göttlichern, allgemeinern, erhabenern Charakter bekleidet worden, als je zuvor.

Die gleichfalls versuchte Reorganisation des Kardinalkollegs war auf eine unbestimmte, nichtssagende Redensart (Sess. XXIV. De reform. cap. 1) hinausgelaufen, die den heil. Vater in nichts band. Wirklich sehen wir die späteren Päpste ebenso wie ihre Vorgänger in weit überwiegender Mehrheit italienische Kardinäle ernennen, denselben eine gewisse Menge von Franzosen

1) Man vergl. Sess. VI. De reform. c. 13; Sess. XIV. De Poenit. c. 7; Sess. XXI. De reform. c. 8; Sess. XXIV. De reform. c. 1. 5; Sess. XXV. De reform. c. 2. 2) Sess. VII. De reform. Introd. und c. 5; Sess. XXI. De reform. c. 8; Sess. XXV. De reform. c. 9. — Pallavicini l. XII c. 13, §. 14.

und Spaniern beifügen, aus den andern Völkern aber nur einen oder zwei erwählen; zumal die Deutschen sahen sich bei der Promotion stets hintangesetzt.

Die Bischöfe wurden nun freilich für die noch größere Einschränkung ihrer Unabhängigkeit entschädigt durch die Erweiterung ihrer eigenen Macht über ihren Diözesanklerus. Die richterliche Gewalt der Bischöfe wurde beträchtlich vermehrt und befestigt; für die Visitation ihres Sprengels und die Verbesserung der Sitten ihrer Geistlichkeit wurden sie mit unbeschränkter apostolischer Vollmacht versehen. Die Kapitel der Domkirchen, die bisher eine ziemlich selbständige Stellung eingenommen hatten, mußten sich jetzt völlig der bischöflichen Aufsicht und selbst Rechtsprechung unterwerfen. Auch die Mönche, die nicht in ihren Klöstern wohnten, sowie die Abteien und Stifter, die einem Laien in Kommende gegeben waren, unterlagen der richterlichen Gewalt des Ordinarius. Es war das eine bedeutende Anziehung der Bande der Kirchenzucht zu Gunsten der Bischöfe. Da aber diese nur noch die einfachen Beamten des Papstes waren, so diente im Grunde diese ganze Reform zur weiteren Erhöhung und Vergrößerung der päpstlichen Autorität und Allgewalt.

Jegliche Abänderung im Kultus und den religiösen Ceremonien wurde vom Konzil zurückgewiesen. Die Priesterehe fand die ausdrücklichste und energischste Verurtheilung. Ein weiterer sehnlicher Wunsch der Deutschen und Franzosen war der gewesen, die Messe in der Volkssprache feiern zu dürfen: das Konzil aber verbot bei der Messe jedes andere Idiom als das lateinische (Sess. XXII. De Sacrif. missae, cap. 8). Die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien wurden durch die 25. Session in vollem Umfange aufrecht erhalten. Der Ablaßhandel hatte ein halbes Jahrhundert früher Veranlassung zum Beginn der lutherischen Reformation gegeben. Das Konzil aber billigte denselben; es verbot zwar „den ungerechten Gewinn" dabei — aber man sieht, wie unbestimmt und unklar diese Einschränkung ist, die überdies durch keinerlei Strafandrohung geschützt war. Die Folge war, daß Niemand sich um dieselbe kümmerte, und daß zumal in Spanien der Ablaßverkauf nach wie vor regelmäßig stattfand.

Von hervorragender Bedeutung war ferner der Umstand, daß das Konzil dem Papste allein das Recht anvertraut hatte, die Dekrete der Synode auszulegen (Sess. XXV. Varia decreta). Pius IV. beeilte sich selbstverständlich, in seiner Bestätigungsbulle Benedictus Deus vom 26. Januar 1564 diese Befugniß sich im weitesten Umfange und in strengster Ausschließlichkeit beizulegen. Es ist einleuchtend, daß nunmehr der heil. Vater mit den Beschlüssen von Trient umspringen konnte, wie es ihm gut dünkte, da er allein das Recht hatte, sie zu erklären und zur Ausführung zu bringen, jeden Andern aber, der sich ihm gegenüber auf dieselben berufen würde, zu bestrafen.

So war die Disziplin in der ganzen kirchlichen Organisation strenger und straffer gestaltet. Ein Geist der Autorität von oben, der Unterwerfung

von unten durchwehte das ganze ungeheure Gebäude. Das Papstthum, mit erhöhter Macht bekleidet, begriff die Pflichten, die diese Stellung und die Aufgaben der Kirche ihm auferlegten: die Nachfolger Pius' IV. waren streng fromme und überzeugte Männer, welche der ganzen Kirche ein treffliches Beispiel gaben und durch ihren legitimen sittlichen Einfluß ihre hierarchische und disziplinare Macht verstärkten. Die katholischen Nationen wurden durch die Sittenstrenge des Papstes und seiner Umgebung enger an Rom gefesselt und in ihrem Kampfe wider die Ketzer ermuthigt. Die Trienter Synode hat den Charakter des Papstthumes zu dessen eigenem und der ganzen katholischen Kirche Vortheil geändert.

Die Kirche nahm durchaus ein anderes Aussehen an; sie wurde wirklich durch das Trienter Konzil reformirt. Die folgenreichste aller Maßregeln war in dieser Beziehung ohne Zweifel die Schöpfung der bischöflichen Seminarien (Sess. XXIII. De reform. cap. 18): einer oder mehrerer, unter Aufsicht des Bischofs stehender Lehranstalten zur Heranbildung von Geistlichen in jedem Sprengel. Das Dekret sagte ausdrücklich, man müsse die Kandidaten noch in ganz jugendlichem Alter in das Seminar bringen, um die Priester an die Flucht vor weltlichen Freuden zu gewöhnen, ehe noch die Laster sich des ganzen Menschen hätten bemächtigen können — diese Einrichtung hatte also vor allem eine disziplinarische und moralisirende Aufgabe. Die Unterhaltung der Seminarien wurde durch eingehende und rücksichtslose Verfügungen gesichert. Wenn, wie es zweifellos, die gegenwärtige katholische Kirche an Gelehrsamkeit, Würde, Sittlichkeit und Einfluß auf die Massen die Kirche des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts weit übertrifft, so haben die Seminarien das größte Verdienst an diesem großen Umschwung zum Bessern. Freilich wurden die jungen Leute, oft schon von zwölf Jahren an, von jedem Verkehre und Gedankenaustausch mit der bürgerlichen Gesellschaft getrennt, so daß sie Herz und Geist jedem andern Einfluß als dem ihrer religiösen Obern verschlossen. Starre Abschließung gegen jeden Fortschritt, Unduldsamkeit, Verzicht auf eigenen Willen, blinder Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, Gleichgültigkeit gegen die Anforderungen der Zeit, gegen das Vaterland und dessen Interessen — das Alles sind allerdings für den katholischen Geistlichen schwerwiegende Folgen der Einrichtung der Seminarien gewesen. Aber wollte die katholische Gegenreformation des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Priester etwas anderes machen, als ein willenloses Werkzeug der kirchlichen Zentralgewalt?

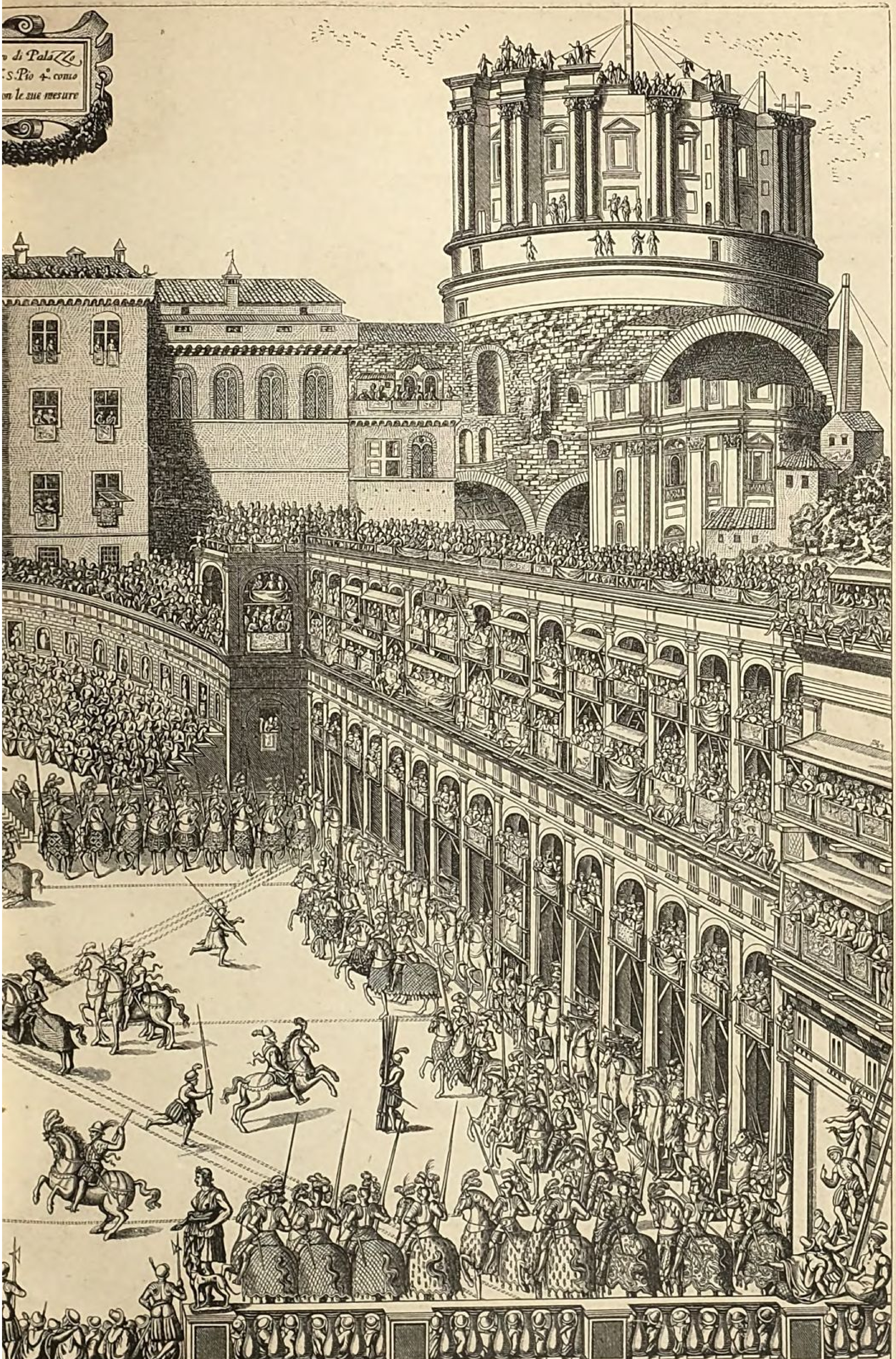
Schon die Gründer des Jesuitenordens hatten, nach dem Vorgang der Reformatoren, die Wichtigkeit des öffentlichen Unterrichts für die religiöse Propaganda vollkommen begriffen. Das Konzil theilte durchaus diese Anschauungsweise. Es begnügte sich also nicht mit Schöpfung der Seminarien, sondern befahl auch, unter bischöflicher Aufsicht, die Einrichtung theologischer und philosophischer Lehrstühle an den bischöflichen und sonstigen reichen Kirchen, sowie Vorträge über die heilige Schrift in den Klöstern an; endlich



Turnier im Theaterraum de

Verkleinertes Facsimile eines erst fälschlich dem deutschen Kupferstecher Jacob Binck (1490 oder 1504—1569) zugeschriebenen Kupfers
Exemplar des von dem Verleger Anton Lafreri in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Rom herausgegebenen Sammelwer
des vaticanischen Theaterraums, der durch den Baumeister Pirro Ligurio vollendet worden war, und zu Ehren der Hochzeit des

Die Inschrift lautet: „Monstra della giostra fatta nel Teatro di Palazzo ridotto in questa forma dalla S(anti)tà di Nostro Signore Pio 4o come
gehabten Turniers, in solcher Weise veranstaltet von seiner Heiligkeit unserm Herrn Pius



n des Vaticans; 1565.

pferstiches; befindlich nebst dem in der Inschrift erwähnten Grundriß in dem vom Kgl. Kupferstichcabinet zu Berlin verwahrten
lwerkes „Speculum Romanae Magnificentiae". — Das Turnier fand während des Carnevals 1565 statt zur Einweihung
des Grafen Anibale Altemps mit Ortensia Borromea. — Im Hintergrunde die im Bau begriffene Kuppel der St. Peterskirche.

ome si vede nella stampa della pianta, con le sue mesure." Uebersetzung: „Darstellung des im Theaterraum des (vaticanischen) Palastes statt-
Pius IV., wie man auf dem Grundriß mit den beigefügten Maßen ersehen kann."

suchte es die Gründung theologischer Fakultäten zu befördern. So wollte es den Katholizismus mit den nöthigen geistigen Waffen ausrüsten, um mit Vortheil die bisher an Gelehrsamkeit und literarischem Verdienst überlegene Ketzerei bekämpfen zu können.

Dabei wurde der Klerus zur strengsten pflichtgemäßen Ausübung seines Amtes genöthigt. Der Pfarrer soll unausgesetzt in seiner Gemeinde weilen, den Kindern die Grundlehren des Glaubens und Gehorsams lehren, väterlich für die Armen und Elenden sorgen, auch regelmäßig predigen. Auf die Predigt legte überhaupt das Konzil mit Recht einen großen Werth. Selbst die hohen Geistlichen werden zu ihr angehalten; in jeder Kirche soll wenigstens an jedem Sonn- und Festtage gepredigt werden; die Prediger sind genauer bischöflicher Aufsicht unterworfen (Sess. VI. De reform. cap. 2). — Diese Maßregeln haben in der That bedeutsam dazu beigetragen, die noch katholisch gebliebenen Bevölkerungen dem väterlichen Glauben zu erhalten und den Einfluß der protestantischen Prediger abzuschwächen. — Gegen unfähige oder unsittliche Geistliche befiehlt das Konzil (Sess. XXI. De reform. cap. 6) mit unnachsichtlicher Strenge vorzugehen. Das hat denn wirklich gute Früchte getragen, auch den Unsittlichen zur Wahrung des äußern Anstandes genöthigt, — freilich immer mit der weitern Folge, die Knechtung der niedern Geistlichkeit unter das Belieben der Bischöfe und, an letzter Stelle, der römischen Kurie zu verschärfen.

Die Klöster entgingen auch nicht dieser allgemeinen Reorganisation der Kirche (Sess. XXV. De regularibus et monialibus). Die Strenge der Regeln, um die man sich bis dahin wenig gekümmert, wurde wieder eingeschärft, die Wirksamkeit dieser Vorschrift durch das bischöfliche Aufsichtsrecht gesichert, in manchen Fällen selbst der weltliche Arm zu Hülfe gerufen.

Das ist, in kurzen Zügen, das große Reformwerk des Trienter Konzils. Von ihm schreibt sich eine Zeit kräftigen Aufschwungs für die katholische Kirche her. Sie erfüllt sich von neuem mit wahrer religiöser Begeisterung, mit grenzenloser Hingebung, mit hoher Sittlichkeit, mit festem Vertrauen in ihre eigene Vollkommenheit und in den Erfolg ihrer Sache. Die ehemaligen Mißbräuche verlieren sich allmälig, und das Volk, dem früher schon der Name Priester verhaßt gewesen, beginnt wieder in ihm seinen geistigen Führer und Berather zu erblicken. Der protestantischen Propaganda tritt die katholische Propaganda entgegen — oft brutal, grausam, blutig, aber doch von fester Ueberzeugung und wirklicher Begeisterung getragen. Die Kirche schließt sich fester zusammen; Jedermann sieht ein, daß ihr Heil in der Einheit, in allseitiger Unterwerfung unter die große römische Zentralleitung besteht. Die Inquisition wird auch außerhalb Spaniens wieder hergestellt, die Gläubigen unterliegen strengerer Kirchenzucht, jede Freiheit in den Meinungen und selbst in den religiösen Gebräuchen wird verboten und unterdrückt. Das Zeitalter der protestantischen Reformation wurde zugleich ein Zeitalter der Wiederbe-

lebung der katholischen Kirche und des Papstthums. Dieselben hatten freilich endgültig viele Millionen Seelen verloren, die dem Protestantismus für immer anheim gefallen waren — aber diese Trennung hatte zur Folge eine größere und stärkere Concentration zu Gunsten der päpstlichen Gewalt und die Wiedergeburt des kirchlichen Geistes. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte sich die öffentliche Theilnahme viel mehr der Gelehrsamkeit, den Sprachen und Künsten der Alten, dem Humanismus zugekehrt. Die Gebildeten, die höheren Klassen der Gesellschaft hatten sich von der Religion abgewandt. Die Päpste selbst hatten nicht mehr an das Christenthum geglaubt. Alles das war nun anders geworden. Was Erasmus von Rotterdam und so viele andere Humanisten gefürchtet, weßhalb sie sich schließlich gegen Luther erklärt hatten, das war nun wirklich eingetreten: auf ein und ein halbes Jahrhundert hinaus ist die Wissenschaft in den Hintergrund gedrängt, beherrscht das religiöse oder vielmehr konfessionelle Interesse die Welt. Die Religionskriege trennen Europa in zwei feindliche Lager und lassen auf tausend Schlachtfeldern das kostbarste Blut in Strömen fließen!

Dem Prinzip des Protestantismus, der individuellen Freiheit, stellt die katholische Kirche das Prinzip der allgemein gültigen Autorität gegenüber. Es ist das in der That ein sehr starkes und furchtbares Prinzip, unter dessen Banner sie während eines ganzen Jahrhunderts wichtige Erfolge über ihre getheilten und uneinigen Gegner davontrug. Zunächst von den Jesuiten verkündet, war diese Tendenz in der Trienter Synode von der ganzen Kirche angenommen worden. Mit Recht hat man gesagt: das Werk dieses Konzils ist aus dem Jesuitenorden hervorgegangen. Und mit dieser Schöpfung des Tridentinums hat noch heute der moderne Geist die bittersten und langwierigsten Kämpfe auszufechten.

Westeuropa

im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.

I. Die Reformation im westlichen und südlichen Europa; Calvin und seine Lehre.

Das sechszehnte Jahrhundert ist eine Zeit gewaltigen Ringens und Kämpfens. Da streitet der neue Glaube wider den alten, die nationale und bürgerliche Freiheit wider den Despotismus, Adel und lokale Gewalten wider die in dem Fürstenthum verkörperte Staatseinheit. Nicht mit dem Worte allein, mit dem Schwerte stehen sich alle diese Parteien gegenüber. Alle Waffen der Gelehrsamkeit, der Dichtung, des Spottes, der überzeugenden Lehre werden aufgeboten, bis immer wieder das Getose der Feldschlacht sie übertönt. Reich an blutigen Gräueln, an wilden Thaten ist diese Geschichte, aber auch reich an glänzenden Opfern für Wahrheit und Recht, an kühnen Bestrebungen, an todesmuthigem Ausharren. Wohl kein Jahrhundert hat eine solche Fülle mächtiger Charaktere, ausgezeichneter Geister hervorgebracht: wo fände man noch in dem Rahmen weniger Jahrzehnte vereinigt Religionsstifter wie Luther, Zwingli, Calvin, Knox; Herrscher wie Karl V., Franz I., Philipp II., Elisabeth, Heinrich IV.; Kriegführer wie Colonna, Franz v. Guise, Coligny, Alexander von Parma, Moritz von Nassau; Staatsmänner wie die Granvella, Wilhelm von Oranien, den Kardinal von Lothringen, Katharina von Medici; Schriftsteller wie Montaigne, Rabelais, Cervantes, Lope de Vega, Ariost, Tasso? Wo sieht man noch ganz Europa für die höchsten Ideen der Menschen in zwei gewaltige stets sich bekämpfende Lager getheilt? Hier, in diesen Kriegen der Feder und des Degens wurde die Zukunft der Welt entschieden.

Im Vordergrunde des Interesses stand die Glaubensfrage. Die religiöse Umwälzung ist das wichtigste Ereigniß dieses Zeitalters, die Thatsache, welche es beherrscht und ihm seinen Namen gibt. Alle andern Richtungen des Lebens werden stets von ihr beeinflußt und münden wieder in sie aus.

Das Maß des Gelingens einer volksthümlichen Bewegung wird immer von der Tiefe und Allgemeinheit des Bedürfnisses abhängen, aus welchem sie hervorgegangen ist, und dem sie entspricht. Und deßhalb zeigt die staunenswerthe Schnelligkeit, mit der die von Luther begonnene Reformation sich in Deutschland verbreitete, wie gewaltig und unwiderstehlich in diesem Lande am Anfange des XVI. Jahrhunderts das Verlangen nach einer kirchlichen und religiösen Umgestaltung war. Auch die Nachbarvölker wurden bald von der Bewegung ergriffen; überall fand der von Wittenberg ausgestreute Samen eine günstige Stätte, ganz besonders aber im Zentrum und Norden des Erdtheils. Geringer war der Antheil im Süden und Westen.

Ein Volk von der Begabung und geistigen Regsamkeit der Franzosen konnte sich freilich nicht völlig den neuen Ideen verschließen, doch waren es zunächst nur die höchstgebildeten Klassen der Nation, die sich mit ihnen erfüllten. Es möchte auf den ersten Blick dieser Umstand befremdlich erscheinen. Nirgends war ja die Sittenlosigkeit und Entartung des Klerus so bitter gegeißelt worden wie in der volksthümlichen Literatur des mittelalterlichen Frankreich; und dann war es Frankreichs König gewesen, Philipp der Schöne, der mit wuchtigen Schlägen auf einmal das Papstthum von der Höhe seiner weltbeherrschenden Stellung herabstürzte. Allein noch unter demselben Herrscher hatte sich eine engere Verbindung zwischen dem heiligen Stuhle und Frankreich gebildet. Da hatte sich die Kurie für ein Jahrhundert auf französischen Boden begeben und in den Dienst der französischen Politik gestellt. So war das Papstthum eine national französische Institution geworden. Die Mehrheit der Kardinäle waren Franzosen gewesen. In den Kämpfen des großen Schisma hatte dann das Volk lebhaft für den französischen Papst gegen seine ausländischen Widersacher Partei genommen. Frankreich hatte sich also von Neuem aufs Innigste dem Papstthume angeschlossen. Und zu diesem historischen Grunde kam ein allgemeinerer. Die Religion, bei den Germanen die Verkörperung eines tief innerlichen Strebens nach dem Idealen und Ewigen, nach Erhebung über die Beschränkung des endlichen Seins, ist bei dem Romanen mehr das Bedürfniß nach einer geistigen Autorität. Autoritätsbedürftig wie im politischen, ist das romanische Wesen auch im seelischen Leben. Diese Hingabe an eine höhere, bestimmende Gewalt kann freilich auf das Gemüth eine ebenso unmittelbare, feurige, fanatisirende Wirkung üben, wie der lebendigere Glaube des Germanen: indeß gerade darum hing das französische Volk mit Eifer an seiner Kirche, gerade deßhalb sträubte es sich feindselig gegen das individualisirende Prinzip des Protestantismus. Der gefällige Pomp des katholischen Kultus übte eine fesselnde Wirkung auf die lebhafte Einbildungskraft und den anspruchsvollen Geschmack des französischen Volkes, während die umfassende und festgegründete Dogmatik sowie die für jede Lage des Lebens bestimmten Heilsanstalten seine Neigung befriedigten, sich von einer höhern, dauernd geregelten Macht leiten zu lassen.

Der Humanismus war es, welcher der Reform in Frankreich den Eingang verschaffte. Allerorten hatte sich die Wissenschaft der Antike als gefährliche Gegnerin des überkommenen Glaubens bewährt, so oft sie sich auch unter den schützenden Mantel der kirchlichen Zeremonien zu bergen suchte. Der Humanismus hatte die alte Universitätsgelehrsamkeit in allen Punkten angegriffen; er hatte die inhaltslose Haarspalterei scholastischer Dialektik durch die fruchtbare Gedankenfülle der großen griechischen Philosophen verdrängt; er hatte den aszetischen Formen des Mittelalters das reiche schöne Leben des Alterthums siegreich gegenüber gestellt. Rücksichtslose Kritik wurde sein Wahlspruch, und kühn wagte er selbst an den biblischen Urtext die prüfende und untersuchende Hand zu legen. Alles Bestehende verfiel dem Zweifel.

König Franz I. hatte nach seinen italienischen Feldzügen die neue Richtung nach Frankreich verpflanzt. Eine glänzende Reihe von Gelehrten weltlichen und geistlichen Standes umgab den Herrscher, sich seiner wirksamen Gunst erfreuend. Recht im Gegensatze zu der Pariser Universität, der eifrigsten Verfechterin der wissenschaftlichen Ueberlieferung des Mittelalters, gründete



Franz I., König von Frankreich.
Medaillon in vergoldeter Bronze von einem Künstler der französischen Schule des 16. Jahrhunderts.
(Im Besitz des Comte de Reiset.)

Franz das königliche Colleg, welches ganz von humanistischem Geiste durchdrungen war. In diesen Kreisen faßte das Lutherthum schnell Boden.[1]) Der kritische Geist des Humanismus zerstörte die gläubige Achtung vor der tausendjährigen kirchlichen Ueberlieferung. Die Gelehrten lasen nun die Bibel in

1) W. G. Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. 2 Bände. (Leipzig, 1855.)

den Ursprachen und entdeckten zu ihrem Erstaunen, wie durchaus deren einfache Lehren und Einrichtungen sich von der pomphaften Entfaltung der katholischen Hierarchie unterschieden. Die frommen Herzen fanden, daß die Pracht und die Laster der damaligen Prälaten den Vorschriften des Evangeliums wenig entsprächen. Des Königs eigene Schwester Margarethe, eine Schriftstellerin von Geist und Begabung, von feinster klassischer Bildung, trotz ihrer frivolen Erzählungen mit hohem sittlichen Ernste erfüllt, ergriff mit Feuer die Lehre vom reinen Evangelium. Nicht minder stimmten ihr zu der vortreffliche Gelehrte Ludwig von Berquin, des Königs Leibarzt Wilhelm Cop, die berühmten Du Bellay, der junge Eiferer Wilhelm Farel. Selbst die Bischöfe von Paris und Meaux, viele Pfarrer schlugen, wenn auch vorsichtig, den von Luther gewiesenen Weg ein. Schon 1523 entstand in Meaux die erste protestantische Vereinigung Frankreichs. Allein sie fanden doch auch entschiedene Widersacher: die Sorbonne, d. h. die theologische Fakultät der Pariser Universität; den Kanzler Duprat, der ehrgeizig nach den höchsten kirchlichen Würden strebte; die einflußreiche Königin-Mutter Luise von Savoyen. Und der König selbst war viel zu weltlich gesinnt und zugleich viel zu despotisch, um dem populären und tief innerlichen Wesen des Protestantismus sich günstig zu erzeigen; mit dem Schimmer humanistischen Wissens und Schriftthums hatte der geistvolle und prunkliebende Monarch sich gern umgeben, aber die volksthümliche religiöse Neuerung fand bei ihm nur Gleichgültigkeit und bald auch Widerspruch. Was hatte Franz I. bei der Reformation zu gewinnen? Er stand unabhängig dem römischen Hofe gegenüber; seine Geistlichkeit hing von ihm weit mehr ab, als vom Papste, zumal seit dem Konkordate von 1516, das dem Könige die Ernennung zu den Prälaturen überließ; selbst die Güter des Klerus steuerten so beträchtlich zu der königlichen Kasse, daß ihre Einziehung und Veräußerung zu Gunsten der Krone von fraglichem Nutzen gewesen wäre. Dagegen mußte eine Reformation mit den Streitigkeiten, die sie unvermeidlich im Gefolge hatte, die kaum befestigte Einheit des Staates und Machtfülle des Königthums wieder erschüttern. „Diese Sekte," sagte Franz vom Lutherthume, „und andere ihrer Art zielen mehr auf die Zerstörung der Königreiche, als auf die Erbauung der Seelen."[1]) So ließ er den Feinden der Lutheraner freie Hand; im Jahre 1525 wurden die ersten von ihnen verbrannt; in Paris wie in der Provinz rauchten die Scheiterhaufen.

Indeß des Königs Orthodoxie blieb immer einigermaßen abhängig von der äußeren Lage des Reiches. Es ist bei allen diesen französischen Königen des sechszehnten Jahrhunderts ein steter Widerspruch zwischen der äußern und innern Politik, ein Widerspruch, der in dieser wie in jener immer von neuem ihre Kraft lähmt. Sie schwanken zwischen der Bekämpfung des Protestantismus im Innern ihres Staates und der Begünstigung der protestantischen Elemente im Auslande. Völlig durchführen ließ sich aber nie eine solche

1) Brantome, Vie des Dames illustres. (Ausg. Paris 1824.) V, 220.

Kombination: eines hinderte immer das andere, und so wurden jene Herrscher weder mit den Habsburgern noch mit den französischen Reformirten je ganz fertig. Als 1529 der Papst sich auf das engste mit dem Kaiser verbündete, Frankreich dagegen eine Allianz mit den deutschen Protestanten einging, ließ Franz I. auch der letztern Glaubensgenossen im eigenen Lande gewähren. Franz Rabelais, von dem Herrscher selbst beschützt, durfte 1533 in seinem Pantagruel die Mißbräuche in Staat und Kirche mit schneidender Schärfe angreifen. Margarethe von Navarra machte aus ihrer Hinneigung zu der neuen Lehre gar kein Hehl. Es kam selbst zur Bestrafung übereifriger katholischer Zeloten. Damals wurde die Universität Bourges, die zu Margarethens Apanage, der Provinz Berry, gehörte, der gelehrte und wirksame Mittelpunkt des französischen Protestantismus.

Hier empfing auch der Mann seine wissenschaftliche Ausbildung, der berufen war, dem westeuropäischen Protestantismus endgültig Gestalt und Richtung zu geben: Johann Calvin.[1])

Wie Luther so ging auch Cauvin oder in der gebräuchlichern latinisirten Namensform Calvin aus den unteren Schichten des Volkes hervor; doch glückte es seinem Vater, einem energischen, herben und strengen Manne, sich zu einer angesehenern Lebensstellung in der Umgebung des Bischofs von Noyon, in der Picardie, emporzuarbeiten. In der letztern Stadt wurde Johann, der zweite von vier Söhnen, am 10. Juni 1509 geboren. Der Vater, bei aller Härte für das Fortkommen des Sohnes eifrig besorgt, bestimmte ihn zum geistlichen Stande und ließ ihm schon früh von den hochstehenden Gönnern kirchliche Pfründen übertragen. Johann Calvin hatte von seinem Vater den ernsten strengen Charakter geerbt, der jedoch bei ihm mit tiefster Innerlichkeit, mit glühender Liebe zur Wahrheit, mit nie versiegendem Eifer für die Studien gepart war. Ehrgeiz, Schroffheit, ausschließliche Lernbegier kennzeichneten den Knaben und Jüngling, der einsam und freundlos in Paris seinen Studien oblag. Inzwischen war sein Vater mit seinen geistlichen Gönnern zerfallen, und mit plötzlicher Wendung nöthigte er nun den Sohn zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Mit demselben grenzenlosen Eifer, den Calvin bisher der Theologie gewidmet, betrieb er jetzt, zunächst in Orleans, die Jurisprudenz. Allein dieselbe vermochte ihn nicht zu befriedigen, und angeregt von einem deutschen Professor Melchior Volmar, der damals in Orleans wirkte, vertiefte

---

1) Die Biographie Calvins von seinem Schüler Theodor de Bèze (Joannis Calvini Vita, Genf 1575). Vgl. A. L. Herminjard, Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française (Genf u. Paris 1866—1872). — Von neueren Arbeiten über Calvin ist für die erste Hälfte seiner Wirksamkeit fast nur zu gebrauchen F. W. Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Th. I. — der einzig erschienene, da sein trefflicher Verfasser leider durch einen frühzeitigen Tod seiner Aufgabe entrissen wurde. Nur selten wird diese vorzügliche und aufrichtige Forschung durch den katholischen Standpunkt Kampschultes einigermaßen beeinträchtigt. — Viel einseitiger protestantisch ist K. Pietschker, Die lutherische Reformation in Genf (Köthen 1875).

er sich mehr und mehr in den Humanismus. Dieser aber hatte, wie erwähnt, in Frankreich eine antikatholische Färbung: und eine solche herrschte besonders an der Universität Bourges, wohin Calvin bald seinem Freunde und Lehrer Volmar folgte. So wurde er allerdings in seinen ehemals durchaus katholischen Anschauungen erschüttert, aber viel fehlte doch, daß er sie schon ganz aufgegeben hätte: dazu waren seine Ueberzeugungen zu tief und ernsthaft. Unsicher und schwankend geworden in seinen religiösen Ideen und Gefühlen, zog er, als der Tod seines von ihm wenig geliebten Vaters ihn im Jahre 1531 von der lästigen Verpflichtung des Rechtsstudiums befreite, es vor, mit vollem Eifer sich den indifferenten humanistischen Bestrebungen zu widmen. Erasmus von Rotterdam zumal stand ihm als Muster vor Augen, jener geistvolle, feine, weltmännische Gelehrte, welcher, der alten Kirche entfremdet, sich auch zu der neuen nicht bekennen wollte, weil er die ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften höher stellte, als den theologischen Streit.

Zweiundzwanzig Jahre alt, siedelte Calvin nach Paris über, einer der damals so zahlreichen Jünger des Humanismus; indeß sein ruhiges, festes Wesen unterschied ihn bereits von der lärmenden, leichtfertigen, wortreichen, eitlen Schar seiner jugendlichen Fachgenossen. Im Jahre 1532 veröffentlichte er eine Erstlingsarbeit, einen gelehrten Kommentar zu des Römers Seneca Abhandlung „Ueber die Barmherzigkeit". Hier erscheint noch nichts von einer Wendung zum Protestantismus — doch war dieselbe nicht mehr fern.

Es waren wohl äußere Ereignisse, welche das lose Band zerrissen, das Calvin noch an die katholische Kirche knüpfte. Sein Vater war im Banne gestorben, sein ältester Bruder, obwohl Kleriker, mit den geistlichen Behörden in Streit gerathen; einer seiner Verwandten, Olivetanus, hing geradezu dem Lutherthum an. Alle diese Einwirkungen erschütterten ihm die tief eingewurzelte Achtung vor der überkommenen Glaubensgemeinschaft, der seine Ueberzeugung schon längst nicht mehr angehörte. Und nun brach er auch mit ihr auf die entschlossene und durchgreifende Art, die ihm eigen war.

Die Zeit dieser entscheidenden Umwandlung, die gegen Ende des Jahres 1532 vor sich gegangen zu sein scheint, war gerade die Epoche, wo die Protestanten in Frankreich etwas freier aufathmen durften, ihre Lehren sogar von einigen Kanzeln der Hauptstadt ertönten. Calvin hielt den Augenblick für gekommen, durch eine großartige öffentliche Demonstration vor ganz Frankreich die evangelische Wahrheit zu bekennen und so zugleich deren Freunde zu ermuntern, deren Gegner einzuschüchtern. Sein Freund Nikolaus Cop, der Sohn des königlichen Leibarztes, Professor der Medizin an der Pariser Universität, hatte als Rektor der letztern am Allerheiligenfeste 1533 eine öffentliche Rede zu halten: Calvin legte ihm einen heftigen Angriff auf die theologischen „Sophisten" der Sorbonne, eine laute Vertheidigung der protestantischen Anschauungen in den Mund. Indeß dieser kühne Streich, geführt von der höchsten wissenschaftlichen Stelle des Landes, verletzte die orthodoxe Partei zu tief, um ungeahndet zu bleiben. Cop sowohl wie Calvin,



Bildniß Johann Calvins.

Facsimile eines Kupferstiches von René Boivin (1530—1598).

dessen Autorschaft bald bekannt ward, wurden zur gerichtlichen Verantwortung gezogen und mußten aus Paris entfliehen.

Cop begab sich nach Basel, Calvin hielt sich unter angenommenem Namen im südlichen Frankreich auf. Wie wenig hatte der Ausgang dieser Sache den von Calvin gehegten Erwartungen entsprochen: sein allzu feuriger Eifer hatte nur eine neue Verfolgung der Evangelischen herbeigeführt. Der junge Flüchtling lebte zurückgezogen bei einem Freunde in Angoulême, mit ernsten Studien beschäftigt. Dann wagte er sich wieder hervor, besuchte verschiedene Orte, selbst Paris, überall für die Verbreitung seiner Ideen thätig. Er veröffentlichte eine theologische Erstlingsschrift, über den Seelenschlaf, die Psychopannychia, die jedoch nicht gegen die Katholiken, sondern wider die damals in Frankreich häufigen Wiedertäufer gerichtet war.

Allein seines Bleibens war in Paris nicht.

Das gewaltsame Auftreten der Wiedertäufer in Münster erhöhte die Abneigung eines so ganz von monarchischer Gesinnung erfüllten Herrschers, wie Franz I. es war, gegen die Protestanten. Eine pöbelhaft heftige Schrift wider die Messe, die er an der Thür seines eigenen Schlafgemaches angeheftet fand, versetzte ihn in grenzenlose Wuth; schon glaubte er die Wiedertäufer in seiner unmittelbaren Umgebung, sah im Geiste Kirchen und Paläste von ihnen niedergebrannt. Nun traten die Scheiterhaufen wieder allwöchentlich in Paris in Thätigkeit. Die schreckliche Strafe der Verbrennung wurde durch sinnreiche Marter verschärft. Der Klerus benutzte den Zorn Franz I., ihn zum Verbot aller Buchdruckerei bei Strafe des Strickes zu bewegen. Doch begriff er zum Glück die Thorheit und Vergeblichkeit einer solchen Maßregel bald und nahm sie nach wenigen Wochen zurück.

Calvin sah mehrere seiner nächsten Freunde eingekerkert und zu qualvollem Tode bestimmt. Unnützes Martyrium widerstrebte stets seiner praktischen Natur, und so wanderte er, gegen Ende des Jahres 1534, mit einem Freunde unter mancherlei Gefahren der deutschen Grenze zu. Er begab sich nach Basel, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, beschäftigt mit einem Werke, das seinen schwer bedrängten französischen Glaubensbrüdern Hülfe und Rechtfertigung bringen sollte: im Frühjahr 1536 verließ die Institutio religionis Christianae die Presse.

Der Sechsundzwanzigjährige hatte das Hauptwerk seines Lebens geschaffen. Mit einem Schlage enthüllte sich der durchbringende Scharfsinn, die unerbittliche Logik, die schrankenlose Thatkraft dieses mächtigen Geistes, dieses gewaltigen Charakters. Freilich ist der Umfang der Institutio in den späteren Bearbeitungen ihres Verfassers auf das Fünffache angewachsen:[1]) indeß alle maßgebenden Gedanken des großen Reformators finden sich bereits in diesem frühesten Entwurfe vor. Nicht zum ersten Male wurde der Ver=

1) Die definitive Gestalt der Institutio sowohl in lateinischer wie französischer Sprache datirt vom Jahre 1559.

such gemacht, die Lehre der Reformation systematisch aufzustellen und wissenschaftlich zu begründen; zum ersten Male aber gelang er in einer meisterhaften Arbeit.

Calvin richtet sein Buch an König Franz I. Aber nicht Mitleid und Barmherzigkeit verlangt der Unbeugsame für seinen Glauben, sondern Gerechtigkeit, ja Anerkennung desselben, Bekehrung des Königs und seines Volkes zur wahren Lehre; sonst werde die göttliche Strafe nicht ausbleiben. Die Bekenner des Evangeliums dagegen würden bestehen unter aller Verfolgung, bis der Herr erscheinen werde, sie zu retten und die übermüthigen Widersacher zu vernichten!

Dieser stolzen Einleitung entspricht nicht nur die muthige, offene, einfache und zutreffende Sprache des Werkes — sowohl in seiner lateinischen wie später in der französischen Bearbeitung — sondern auch die Kühnheit und Vollständigkeit des Lehrgebäudes selbst, das bestimmt war, Millionen zum geistigen Wohnsitze, zur Glaubensfeste zu dienen. Die Klarheit, Schärfe und Feinheit des Styls, die Calvin zum Schöpfer der modernen französischen Prosa machten, ließen die Eindringlichkeit und Folgerichtigkeit seiner Beweisführung um so wirksamer hervortreten.

Luther war ursprünglich von dem Standpunkte der historischen Ueberlieferung in der Kirche ausgegangen und hat ihn auch später nie ganz verleugnet; Calvin aber lehnt ihn entschieden ab und erkennt mit strenger Ausschließlichkeit nur ein Prinzip an: das alleiniger Gültigkeit des durch das Zeugniß des heiligen Geistes im Innern des Menschen beglaubigten und belebten Schriftwortes. Sowohl die kirchliche Ueberlieferung, selbst der ersten Zeiten des Christenthums, als auch jede Einmischung der menschlichen Vernunft wird auf das entschiedenste verworfen. „Dann," heißt es in der Institutio[1]) (XIII, 19), „werden wir mit der wahren Kirche am besten übereinstimmen, wenn wir allerwege dem Worte Gottes gehorsam sind." Die menschliche Vernunft aber erklärt Calvin für völlig unzuverlässig: „Was geschieht denn anders, wenn man uns heißt, mit eigener Kraft zu streiten, als daß wir auf einem Rohre emporgehoben werden, um nach seinem Zerbrechen desto tiefer zu fallen? Ja, unsere Kräfte werden noch zu hoch gestellt, wenn wir sie mit einem Rohrstabe vergleichen: sie sind nur Rauch" (II, 17. 43. 44). — Es war dies von großer Bedeutung: der Protestantismus Luthers und Zwinglis war vorzugsweise ein kritisch-historischer, ausgegangen von der Prüfung der katholischen Kirche; die Reform Calvins war selbstgewisser, positiver, in sich abgerundeter, deshalb kühn, fanatisch, wie alles dogmatische Wesen.

Und wie der formale Gesichtspunkt, so war auch der inhaltliche Kern des Glaubenssystems bei Calvin weit folgerichtiger, schroffer und unduldsamer ausgebildet, als bei Luther oder gar bei Zwingli. Freilich hatte auch Luther die Unfähigkeit des Menschen, sein Heil selbst zu schaffen, die absolute Noth-

1) Ausgabe von 1554.



Zwingli.
Gemälde von Hans Asper (1499—1571); (Zürich, Stadtbibliothek).

wendigkeit der göttlichen Gnadenwirkung auf die menschliche Seele zur Erlösung als den wichtigsten Satz seiner Lehre hingestellt, freilich war auch dem letzteren Christus der einzige Weg zur Seligkeit gewesen: allein Calvin zog aus diesem Prinzipe Schlüsse, vor denen sowohl der Wittenberger wie der Züricher Reformator zurückgeschreckt wären. Wenn die göttliche Gnade allein den Menschen errettet, wenn aber Unzähligen diese Gnade versagt ist: so ist die Gnadenwahl ein absolut freier Akt der göttlichen Souveränität. Gott allein in und mit seinem eingeborenen Sohne (X, 53. XIV, 26) bestimmt von Beginn an jeden einzelnen Menschen — sonder Veranlassung, Verdienst oder Verschulden desselben — sei es zum ewigen Heile, sei es zur ewigen Verdammniß, ohne daß das Geschöpf ein Recht hätte, über diesen Ausfluß der göttlichen Allmacht zu klagen (XIV, 5). Diese göttliche Vorherbestimmung, diese göttliche Prädestination ist unabänderlich, was auch der Mensch thue: wer in der Gnade gewesen, kann derselben nicht verlustig gehen, während der Verworfene rettungslos, „ein zur Schande gebildetes Gefäß", der Verdammung verfallen ist. Denn der Mensch ist nichts, seine Kraft, sein Verdienst, seine Tugend und sein Verschulden sind nichts. Das Einzige, was in grauser Majestät besteht, ist der unveränderliche und ewige Rathschluß Gottes.

Welch' Gegensatz zu Zwingli, der die göttliche Gnade sich jedem Menschen anbieten, diesem den freien Entschluß ließ, sie anzunehmen oder abzulehnen! Ausdrücklich weist Calvin eine solche Anschauung zurück.

Die furchtbare Schroffheit seiner Prädestinationslehre, die nach menschlichen Begriffen zweifellose Ungerechtigkeit, die in derselben liegt, die Vernichtung aller menschlichen Moral, die aus ihr folgt — alles dies blieb dem Scharfsinn Calvins nicht verborgen. Aber nicht anders vermochte er sich die göttliche Vorsehung zu erklären, wenn man ihr nicht Schranken auferlegen und dem Schriftworte widersprechen wolle. Und so ermahnt er die Gläubigen, über diesen „Schauder erregenden Rathschluß" nicht ferner zu grübeln, nicht vermessen an der Ordnung des Herrn zu rütteln und zum eigenen Verderben dessen ewige Weisheit zu tadeln. Vielmehr solle der Mensch mit Ernst und Eifer seiner Seligkeit nachtrachten und unentwegt auf dem Pfade der göttlichen Gnade wandeln. Hier liegt die Schwäche, die Inkonsequenz der Calvin'schen Lehre; denn wenn die Gnadenwahl unwiderruflich, so ist die Tugend nutzlos, das Laster unschädlich (II, 60). Er fühlt das wohl und nennt deshalb die Gegner, die ihn auf diesen Mangel aufmerksam machen, voll Wuth „grunzende Schweine" (XIV, 22). So mußte er den Ausweg treffen, den tugendhaften Wandel als Zweck und äußeres Zeichen der Erwählung zu empfehlen, wenn er nicht die Sittlichkeit vernichten und zugleich die Möglichkeit einer äußeren Kirche aufheben wollte.

Die Prädestinationslehre aber ist es, die dem Calvinismus ihr Gepräge aufgedrückt hat. Sie verlieh denjenigen, die sich für die Auserwählten Gottes

hielten, den fanatischen todeskühnen Muth, die unbeugsame Ausdauer, die Geringschätzung und Härte gegen die „Verworfenen".

Sie übte auch den wesentlichsten Einfluß auf die äußere Gestaltung der kirchlichen Gemeinschaft aus, wie sie in der „Institution" gelehrt und später allerorten verwirklicht ist.

Von Zwingli, von der reformirten Kirche übernahm Calvin den Satz, daß die Kirche die Gemeinschaft der Heiligen sei — aber er verstand doch diese letztere in wesentlich anderm Sinne. Während bei Zwingli die Gemeinschaft der Heiligen die Vereinigung aller derjenigen ist, welche sich der Lehre Christi unterwerfen, umfaßt sie bei Calvin die von Gott in Christo zur Gnade Erwählten (VIII, 4): also unter demselben Namen ein durchaus verschiedener Begriff. Damit nun die wahre und eigentlich unsichtbare Kirche in der irdischen und sichtbaren einen möglichst entsprechenden Ausdruck finde, fordert Calvin nicht nur die beständige Durchdringung aller Kirchenglieder mit der reinen wahren Lehre, sondern auch die strengste und unnachsichtigste Kirchenzucht gegen „die Wölfe in Schafskleidern". Die Gemeinschaft der Heiligen muß durch die schärfsten disciplinarischen Mittel auch als eine heilige gestaltet werden. Die irdische Kirche ist ja nur insofern heilig, als sie zur Vollkommenheit vorschreitet, wirklich vollkommen aber ist sie nie. Indeß — und hier finden wir wieder die Ueberlieferungen von Wycliffe und Zwingli — nicht ein besonderes Priesterthum, das durch nichts gerechtfertigt ist, sondern eben die Gemeinschaft der gleich berechtigten Erwählten, die Gemeinde selbst hat das kirchliche Zuchtrecht auszuüben. Nicht von einem „Geistlichen" spricht Calvin, stets nur vom „Diener" des göttlichen Wortes. Dieses demokratische Prinzip im kirchlichen Leben mußte bei des letzteren überwiegender Bedeutung für den Gläubigen auch das politische beherrschen. Während Luther im Fortgange seines Reformationswerkes seine eigene Ansicht von dem allgemeinen Priesterthum jedes Christen aufgab und abermals eine förmliche geistliche Hierarchie aufbaute, die dann ganz unlogisch wieder in einem Laien, dem Landesfürsten gipfelte, legte die reformirte Kirche den Hauptnachdruck auf die Gemeinde, der sie die kultuelle Verwaltung und die Anstellung des Geistlichen völlig überließ. „Es steht also fest," heißt es in der Institution (VIII, 49), „daß die nach dem Worte Gottes gesetzmäßige Berufung des «Dieners» die sei, wo nach Zustimmung und Billigung des Volkes die gewählt werden, welche tauglich erscheinen." — Freilich war das Lutherthum unter der Leitung und dem Schutze der fürstlichen Gewalt, die reformirte Kirche inmitten republikanischer Gemeinwesen erwachsen. Dieser republikanische Charakter und die Befreiung von der bevormundenden theologischen Macht verliehen den Anhängern Zwinglis und Calvins eine persönliche Selbständigkeit und Begeisterung, eine Kraft der individuellen Initiative und Energie, die wir bei den Lutheranern meist vergeblich suchen würden. Wo man Freiheit und Glauben vereinigen wollte, da fielen die Bevölkerungen nicht dem Lutherthume, sondern dem Calvinismus zu.

Ganz im Gegensatze zu Luther, in Uebereinstimmung mit Zwingli spricht Calvin dem Staate das Recht ab, die Gewissen zu beherrschen. Man soll der Obrigkeit unbedingten Gehorsam leisten, darf selbst einem Tyrannen nicht widerstreben, da er ein Werkzeug des göttlichen Zornes ist. „Aber das ist immer auszunehmen, ja vorzüglich zu beobachten, daß sie uns nicht von dem Gehorsam gegen den Allmächtigen abziehen.“ So groß auch die Gefahr ist, sich dem Könige zu widersetzen: wenn er etwas gegen den Willen Gottes befiehlt, ist der Widerstand geboten. So schließt Calvin sein Kapitel über die politische Verwaltung (XX, 31); und zahllose Male haben seine Anhänger diese Lehre mit Schwert und Pistole verwirklicht.

Ein Geist der innersten, wahrhaftigsten Ueberzeugung durchweht das ganze, wenn nicht überall originelle so doch stets tiefdurchdachte Werk, und der oft bis zur Rohheit gesteigerte Eifer wider alle Gegner machte es in der damaligen Zeit nur um so eindrucksvoller. Gründlich, klar, innig empfunden, vollständig und gut zusammenhängend, wurde die Christliche Institution das kanonische Buch des west- und südeuropäischen Protestantismus, der „Talmud der Ketzerei“, wie die Gegner sie bezeichneten. Selbst ohne die spätere Wirksamkeit Calvins in Genf würde dieses Buch genügt haben, ihn in die erste Reihe der Vorkämpfer der Reformation zu stellen.

Calvin fürchtete durch die Veröffentlichung seines Werkes neue Verfolgungen über sich heraufzubeschwören. Er scheint deßhalb noch vor Vollendung desselben im Drucke Basel verlassen zu haben, um sich nach Italien zu begeben.[1])

1) Ueber den Aufenthalt Calvins in Italien gehen die Meinungen sehr auseinander. A. Rilliet in seiner Lettre à Mr. Merle d'Aubigné (Genf 1864) läßt den Reformator erst im März 1536 sich nach Ferrara auf den Weg machen. Er beruft sich auf einen Brief von Bullinger, der, freilich 21 Jahre später, Calvin daran erinnert, im Jahre 1536 in Basel seine Bekanntschaft gemacht zu haben; ferner auf einen Brief Calvins, in welchem derselbe bemerkt, er habe in Italien eine seiner Abhandlungen mit sich gehabt, welche die Institutio zu sein scheint; endlich auf eine Stelle in der Vorrede zu den Psalmen, in welcher Calvin anführt, er sei unmittelbar nach Herausgabe der Institutio von Basel fortgegangen. Indessen wir stimmen Rilliets Gegner Bonnet in seiner Schrift Calvin en Italie insofern zu, als wir diese Gründe nicht für völlig konkludent halten. Fest steht, daß Calvin in den ersten Tagen des Juli 1536 in Genf eintraf; vorher aber war er, und zwar nach seiner italienischen Reise, noch lange Zeit in Frankreich gewesen, hatte seine bürgerlichen Verhältnisse geordnet und seine Geschwister mit sich genommen. Wenn man die Langsamkeit der damaligen Verkehrsverhältnisse berücksichtigt, so kann eine Reise von Ferrara nach dem nördlichen Frankreich und von hier nach Genf nicht weniger als 6 Wochen in Anspruch genommen haben; dazu 14 Tage für den Aufenthalt in der Heimath: so muß die Abreise von Ferrara spätestens Anfang Mai geschehen sein. Wenn nun aber Calvin erst Ende März Basel verlassen hätte, so würden kaum einige Tage für den Aufenthalt in Ferrara bleiben, was in der That um so weniger möglich ist, als er mit dem dortigen Hofe in vertrauten Verkehr trat und noch verschiedene andere Orte besuchte. Es ist sehr leicht möglich, daß nach Verlauf so vieler Jahre Bullinger sich um einige Monate irrte; die Institution konnte Calvin handschriftlich

Auch in Italien hatte die Reformation zahlreiche geheime und offene Anhänger gefunden.[1]) Freilich die Bevölkerung im Allgemeinen hatte für die kühl verständige Lehre und die einfachen Formen der neuen Religion keine Empfänglichkeit; dabei waren die nationalen und zahllose persönliche Interessen auf das engste mit der Aufrechterhaltung der katholischen Hierarchie und zumal des Papstthums verknüpft. Indeß auch hier bahnte der Humanismus in den höhern und gebildeteren Klassen der Reform den Weg. Ein Buchhändler in Pavia — Calvi — druckte die hauptsächlichsten Werke ihrer Theologen unter italianisirten Namen. Die zahlreichen Deutschen, die als Soldaten, Staatsmänner oder Studenten nach Italien kamen, verbreiteten hier die ketzerischen Ansichten. In Venedig, dem großen Stapelplatz für den Verkehr mit Deutschland, gab es schon seit 1528 Protestanten. In Turin und Pavia hatte ein für die Reform begeisterter piemontesischer Edelmann, Celio Curione, die Lehre Luthers und Zwinglis gepredigt, zumal an dem zweitgenannten Orte unter großem Beifall.

Zwei Richtungen unterscheiden wir alsobald in dieser protestantischen Bewegung in Italien: eine humanistisch aufgeklärte und eine schwärmerisch mystische, beide sowohl der deutschen wie der schweizer Reform entgegengesetzt.

Der hervorragendste Vertreter der ersteren Anschauung war ein vornehmer Spanier, der in Neapel wirkte, Juan de Valdes. Er war früher in der Umgebung Karls V. gewesen, hatte ihn nach Deutschland begleitet, und dort Erasmus von Rotterdam, sowie die Reformatoren kennen gelernt. Auch hatte er sich bereits als philologischer und politischer Schriftsteller bethätigt in einem „Dialog über die Sprachen" und mit seinem Bruder Alfonso, der Sekretär des Kaisers, zumal für die lateinische Sprache und ein gründlicher Gelehrter war, in den „Zwei Dialogen", in denen sie die Politik Karls V. gegen die Kurie vertheidigt und deßhalb die bittere Feindschaft Roms erfahren hatten.[2]) Alfonso war schon 1532 gestorben, während Juan sich nach Neapel in das Privatleben zurückgezogen hatte. Freilich trat Juan Valdes, schwächlich von Gesundheit und mehr aufgeklärten und feinen als unter-

---

mit nach Ferrara genommen haben; und endlich kann sich die Angabe ihrer Veröffentlichung wohl auch auf den Anfang einer solchen, und muß sich nicht gerade auf deren Abschluß beziehen. Diese Erwägungen scheinen uns für die letzten Monate des Jahres 1535 als Datum der italienischen Reise Calvins zu sprechen. Daß er nur kurze Zeit in Italien war, lehrt übrigens der Ausdruck seines Freundes Bèze in seiner J. Calvini Vita: Caeterum ex Italia in cuius fines se ingressum esse dicere solebat, ut inde exiret, in Galliam regressus etc.

1) Merle d'Aubigné, Histoire de la Réformation en Europe au temps de Calvin, t. IV (Paris 1866) S. 569 ff. — Benrath, Bernardino Ochino von Siena (Leipzig 1875). 2) Die Werke Juan de Valdes' finden sich in der Sammlung Reformistas antiguos de España, t. IV. IX—XI. XV—XVII. Im Anhang des letztern Bandes ist eine Sammlung des Briefwechsels der beiden Brüder Valdes, Petrus Martyrs u. A. gegeben. — Weitere biographische und bibliographische Notizen über die Brüder bei Ed. Böhmer, Spanish Reformers (Straßb. u. London 1874, nach den von Wiffen gesammelten Materialien) I, 65 ff.

nehmenden Geistes, nicht sehr in den Vordergrund; aber er fand einen begeisterten Freund in dem Prior Petrus Martyr Vermigli. Unter der Leitung dieser beiden Männer bildete sich in Neapels Vorstadt Chiaja ein Kreis von vornehmen und gelehrten Anhängern und besonders Freundinnen der Reform. Die berühmte Dichterin Vittoria Colonna, die Vertraute Michel Angelos,[1]) andere adlige Frauen, wie Julia Gonzaga, Herzogin von Trajetto, die Schönste ihrer Zeit, gehörten zu ihnen. Hier war nichts von strenger Prädestinationslehre; jeder Mensch kann, nach den Anschauungen dieses Kreises, durch die Erkenntniß Christi und den Glauben an ihn zur Erlösung gelangen. „Ich muß," sagt Valdes, „mich wie vor dem Feuer hüten, irgend Jemand auf irgend eine Weise zu verfolgen, unter dem Vorwande, damit Gott zu dienen." Jede unnütze Peinigung des Körpers, jede Härte gegen Andersgläubige wurde verworfen.[2]) Es war dies eine wahrhaft sonnige und edle Nachfolge des Humanismus! Ein früherer Sekretär Klemens VII., dann päpstlicher Protonotar, Pietro Carnesecchi, ging vollständig zu den Freunden Valdes über.[3]) Der Erzbischof von Otranto gehörte zu den Vertrauten Juans, tröstete ihn bei seinem frühen Tode (1541) und empfahl die Lecture seiner Schriften. Man sagte später, Valdes habe mehr Seelen gemordet, als allen Landsknechten zusammengenommen Leiber zum Opfer gefallen seien. Bei dreitausend Anhänger zählten dort die reformatorischen Ideen, „vorzüglich viele Schulmeister".[4]) Aber auch anderwärts findet man Männer ähnlicher Gesinnung. In Siena lebte der gelehrte Humanist und Dichter Paleario aus Veroli,[5]) der unerschrocken unter seiner durchaus katholischen Umgebung die Rechtfertigungslehre nach deutschem Muster vortrug. Als er im Sinne der deutschen Reformatoren diese Doctrin auseinander gesetzt in dem Büchlein „Von der Wohlthat Christi", das sofort in mehr als vierzigtausend Exemplaren verkauft ward, wurde er vor Gericht gestellt. Obwohl freigesprochen, mußte er die Stadt meiden; aber er ließ zahlreiche Anhänger dort zurück, und als er sofort zuerst in Lucca, dann in Mailand als Professor angestellt wurde, wirkte er in beiden Städten thätigst für die evangelische Lehre. Zumal in Lucca bildete sich eine zahlreiche protestantische Gemeinde.

Aus Siena war auch der Vorkämpfer der schwärmerischen und mehr volksthümlichen reformatorischen Richtung: Bernardin Ochino. Dieser eigen-

1) Man hätte eine Darlegung von Vittoria Colonnas religiösen Bestrebungen in dem sonst sehr verdienstlichen neuesten Werke über diese merkwürdige Frau von A. v. Reumont (Freiburg i. Br. 1881) erwarten dürfen, sieht sich aber in dieser Hoffnung getäuscht. Und doch sind die intimen Beziehungen derselben zu der italienischen Reformation unzweifelhaft; vgl. die Besprechung des angeführten Buches durch K. Benrath in der „Allgem. Ztg." v. 4. Jan. 1882, Beilage. 2) J. de Valdes, 110 Consideraziones, no. 69. 76. 79. 3) Wiffen in der Biographie der Brüder Valdes, im 16. Bande der Reform. esp. p. XVI. 4) Benrath, Ochino 77. 5) J. Bonnet, Aonio Paleario, übersetzt von Merschmann (Hamburg 1862).

thümliche Enthusiast, den aszetische Frömmigkeit in den Orden der Franziskaner von der strikten Observanz getrieben, hatte sich sofort nach der Gründung des noch strengeren Kapuzinerordens in denselben begeben; sein Eifer, seine Büßungen, seine Gelehrsamkeit, seine zündenden Predigten hatten ihm den größten Ruf durch ganz Mittelitalien, den Namen eines Heiligen und vom Papste die Ernennung zum apostolischen Missionar verschafft. Ohne daß er offen zu der Reformation übertrat, begnügte er sich doch, die Bibel seinen Ansichten und Aussprüchen zu Grunde zu legen.

„Schon zeigt sich," ruft Papst Klemens VII. im Jahre 1530 aus, „die pestartige Ketzerei Luthers nicht nur bei weltlichen Personen, sondern auch bei Geistlichen und Mönchen." Wirklich gab es in jeder bedeutenderen Stadt Italiens einen oder mehrere hervorragende Männer, die freiern religiösen Anschauungen huldigten. Selbst in dem päpstlichen Bologna bestand eine kleine protestantische Gemeinde. Das Papstthum erkannte die Nothwendigkeit, die gemäßigteren Anhänger der Reform zu sich herüber zu ziehen: Männer wie Gaspar Contarini, Sadolet, der Erzbischof Fregoso von Salerno, der Engländer Reginald Pole, die im Grunde die Ansicht Luthers von der Rechtfertigungslehre theilten und eine vermittelnde Stellung eingenommen hatten, wurden mit dem römischen Purpur bekleidet. Zumal Papst Paul III. that den geschickten Schachzug, diese Männer wieder an die katholische Kirche zu fesseln, in deren mächtiger Organisation ihre Individualität bald unterging. Dadurch war der eigentlichen Reformation eine Menge bedeutender Kräfte entzogen, die nun innerhalb der alten Kirche selbst eine glückliche und folgenreiche Umgestaltung ins Werk setzten.

Die offenen Anhänger aber der deutschen Lehren fanden eine Stütze und Hülfe in der Herzogin Renata von Ferrara. Diese Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fein gebildet, aufgewachsen in den Ideen ihrer Base Margarethe, aber energischer und aufrichtiger als diese, verheirathet an einen Fürsten, der in keiner Weise ihr geistig ebenbürtig war, hatte ihren kleinen Hof zum Vereinigungsort der Gelehrten und Dichter und zumal der verfolgten Protestanten gemacht. Schon seit 1528 war die Bürgerschaft ihrer Residenz zum großen Theile von lutherischen Ideen erfüllt. Von der Hauptstadt verbreiteten sie sich in die übrigen Theile des Herzogthums, und zumal Modena hieß bald eine lutherische Stadt; der Bischof Morone selbst begünstigte die Neuerer. An diesen Hof wandte sich Calvin, der mit dem praktischen Blicke eines von der Natur zu großer Wirksamkeit bestimmten Mannes stets die geeignetste Stätte für seine Thätigkeit schnell herauszufinden wußte. Die Herzogin Renata nahm mit Freuden ihren Landsmann auf, und hier lebte er nun einige Zeit, freilich unter fremdem Namen, als französischer Edelmann. Er befestigte sie in der protestantischen Ueberzeugung, und die dankbare Fürstin blieb stets mit ihrem geistlichen Führer in brieflicher Verbindung. Ein immer zahlreicherer Kreis von Italienern umgab den begeisterten Prediger. Indeß Calvin blieb allzu kurze Zeit in Ferrara, um dort einen dauernden Einfluß

zu üben. Gerade in jene Zeit fällt der Beginn einer gewaltsamen Zurückdrängung der reformatorischen Bestrebungen in Italien. Im Februar 1536 hatte Karl V. sein strenges Edikt gegen jeden Verkehr mit Ketzern in Neapel veröffentlicht. Dies wirkte bis in weite Kreise. Die Wachsamkeit der Inquisition, die Calvins wahren Namen entdeckt hatte, die feindselige Gesinnung des Herzogs, die katholische Ueberzeugung des weit überwiegenden Theiles der italienischen Bevölkerung: alles dies veranlaßte ihn im Frühjahr 1536 zur Flucht, die bald von der Ueberlieferung auf das abenteuerlichste mit Legenden und Wundergeschichten ausgeschmückt wurde.

Er begab sich nach Frankreich zurück, was er für einige Zeit ohne Gefahr unternehmen durfte, da kein förmliches Urtheil gegen ihn erfolgt war. So soll er in Noyon selbst erschienen sein, hier seine und seiner Geschwister Vermögensverhältnisse zu ordnen; denn er nahm die Seinigen mit sich, um auf lange sein Vaterland zu verlassen, das völlig dem Katholizismus unterworfen schien.

Er hatte die Absicht, sich nach einer protestantischen Stadt Süddeutschlands zu wenden, nach Straßburg oder Basel; allein da abermals Krieg ausgebrochen war zwischen Kaiser Karl V. und dem französischen Könige, war ihm der gerade Weg nach dem Oberrhein versperrt. So mußte er den Umweg durch die Schweiz nehmen. Es war ein providentieller Umstand, der nicht nur über Calvins eigenes Leben, sondern auch über die Zukunft des westeuropäischen Protestantismus entscheiden sollte.

Auf seiner Reise kam Calvin Anfangs Juli 1536 durch Genf, wo er nur eine Nacht zu bleiben gedachte. Hier aber erkannte ein ehemaliger Freund in dem kleinen, magern jungen Gelehrten, mit dem bleichen regelmäßigen Gesichte, dem scharfen Auge, der hohen Stirn, dem spitzen schwarzen Barte, den schon damals weit berühmten, bei allen unterrichteten Protestanten hoch angesehenen Verfasser der Institutio religionis Christianae. Schnell theilte er seine Entdeckung einigen Genfer Geistlichen mit, die beschlossen, unter allen Umständen Calvin in ihrer Stadt festzuhalten, die eines gelehrten, begabten und thatkräftigen religiösen Berathers dringend bedurfte.

Wirklich ließ damals noch nichts in Genf das „protestantische Rom" erkennen.

Genf, an den Grenzen Deutschlands, Frankreichs und Italiens gelegen, an der Stelle, wo die Rhone das Hochland verläßt, war schon frühzeitig ein mächtiger Handelsplatz und die Stätte blühenden Gewerbes, von europäischer Berühmtheit. An politischen Streitigkeiten fehlte es nicht. Wie in so vielen andern mittelalterlichen Bischofstädten gingen auch hier die Rechte der Bürgerschaft, des Domkapitels, des Bischofs, welcher der eigentliche Landesfürst war, und seines weltlichen Vogtes, des Herzogs von Savoyen, bunt durch einander. Indeß der kecke Freiheitssinn der wohlhabenden Bürgerschaft brachte dieser lange Zeit hindurch überwiegende Macht. Mit heiterm, offenem, geistreich geselligem Wesen mischte sich bei dem Genfer

Leichtsinn, Luxus, Verschwendungssucht. Aber je glänzender das kleine Gemeinwesen emporblühte, je wichtiger die Stadt auch strategisch als Schlüssel des Genfer Sees und des obern Rhonethals war, um so mehr suchten die Herzöge von Savoyen ihre Gerechtsame in derselben in eine unmittelbare Landesherrlichkeit zu verwandeln; und wirklich waren die Dinge am Anfang des 16. Jahrhunderts dahin gediehen, daß Genf kaum dem Namen nach sich von den übrigen Städten Savoyens unterschied, dem damals bekanntlich auch das nördliche Ufer des schönen „Leman", die Waadt, gehörte. Herzog Karl III. aber wollte selbst den Namen der Freiheit tilgen, und er gedachte um so leichter zu seinem Ziele zu gelangen, als er einen illegitimen Sproß seines Hauses, Johann, auf den bischöflichen Stuhl von Genf zu bringen gewußt hatte. Freilich erhoben sich gegen diese tyrannischen Pläne die Genfer Bürger unter der Führung von Bonnivard, Berthellier, Bezanson; allein durch List und Gewalt trugen der Herzog und der Bischof im Frühjahr 1519 einen vollständigen Sieg davon. Berthellier wurde hingerichtet, Bonnivard eingekerkert, gegen ihre Anhänger mit Schwert und Einschließung gewüthet. Die savoyisch Gesinnten, die „Mameluken", wie man sie spottweise nannte, hatten einen vollständigen Sieg über ihre Gegner davongetragen, die, weil sie den Anschluß an die Schweiz suchten, als „Eidgenossen" oder französirt Huguenots bezeichnet wurden. Unter dem savoyischen Bischof Johann war die kirchliche Gewalt auf das engste mit den herzoglichen Interessen verbunden gewesen: es ward verhängnißvoll für den Katholizismus, daß auch der Nachfolger Johanns, Peter de la Baume, sich nach einigem Zögern auf die Seite Savoyens wandte. Bis Ende 1525 beherrschte Karl III. mit dem Bischof im besten Einvernehmen unter gesetzlosen Gewaltthaten aller Art die eingeschüchterte Stadt. Savoyische Söldner und Geistliche arbeiteten sich in die Hände; unter den 12,000 Einwohnern gab es nicht weniger als 300 Kleriker. Dann aber kam der Umschwung. Bezanson, aus seiner Heimath geflüchtet, hatte von den benachbarten Kantonen Bern und Freiburg die Zusage der Unterstützung erhalten; auf ihre Hülfe vertrauend, erhoben sich die „Eidgenossen" in Genf, die Stadt wurde in das „Burgrecht", d. h. das enge ewige Bündniß Berns und Freiburgs aufgenommen; die Mameluken und herzoglichen Beamten mußten fliehen (1526). Vergebens griff Karl die Stadt an, die der Erzbischof von Vienne, als Metropolitan, mit dem Interdikt belegte. Die Berner und Freiburger kamen ihren „Mitbürgern" zu Hülfe und schlugen die Savoyer. Im Vertrage von Payerne, 1531, erkannte die gesammte Eidgenossenschaft die Aufnahme Genfs in das Freiburger und Berner Burgrecht an, und mußte der Herzog sich mit einer nur scheinbaren Bestätigung wenig bedeutender Rechte begnügen.

Der politische Kampf war zu Gunsten Genfs entschieden; allein schon war der Same religiöser Zwietracht ausgestreut. Unter den Bundesgenossen Genfs ragte Bern an Macht und politischem Eifer weit über Freiburg hinaus. Es suchte bald ausschließlichen Einfluß auf seine Genfer Freunde zu gewinnen,

und als wichtiges Mittel sollte hierzu die religiöse Gemeinschaft dienen. Während Freiburg treu an dem überlieferten Glauben hing, war Bern längst zur reformirten Lehre übergetreten. Wirklich gewann letzteres auch in Genf einige Anhänger für die Reformation, welche als die „Gutwilligen" bezeichnet wurden. Dieselben erhielten im Jahre 1532 einen thatkräftigen Führer an Wilhelm Farel, einem heftigen feurigen Südländer aus dem Dauphiné,[1]) damals etwas über vierzig Jahre alt, einem fanatischen Gegner des Papstthums und der katholischen Dogmen. Durch die religiösen Verfolgungen genöthigt, seine Heimath zu verlassen, hatte Farel unter dem Schutze Berns protestantische Missionsfahrten in dem Juragebiete begonnen, die obwohl zuerst mit Prügeln und Fußtritten aufgenommen, doch endlich an vielen Orten mit Erfolg gekrönt wurden. Allein in Genf nützte ihm Berns Gunst nur wenig: sein gewaltsames Auftreten empörte die Mehrzahl der Bürger, und bei Todesstrafe wurde er aus der Stadt gewiesen.

Bern war zeitweise durch den Sieg der katholischen Kantone über Zwingli und Zürich, in dem bekannten Kappeler Kriege, derartig entmuthigt, daß es auch nach dieser Beleidigung seines Schutzbefohlenen sich ruhig verhielt; bis dann einige Genfer Protestanten selbst nach Bern kamen und die Stadt zum Einschreiten ermahnten. Dadurch gestärkt, faßten die Berner Herren neue Zuversicht und forderten Genugthuung für ihren Schützling Farel und für die „Freunde der Wahrheit" überhaupt. Es kam darüber zu offenen Kämpfen in Genf zwischen den beiden Religionsparteien, aber sie endeten wiederum mit dem Siege der von Freiburg unterstützten Altgläubigen. Sogar der Bischof Peter de la Baume durfte noch einmal nach Genf zurückkehren.

Gerade das Wiederauftreten dieses alten Anhängers der savoyischen Tyrannei verstimmte jedoch eine große Anzahl von Bürgern, und das herrische und ungeschickte Benehmen des Bischofs nährte die Unzufriedenheit. Ebenso wenig wie die Berner wollte man die Freiburger in Genf allmächtig werden lassen; die Freiheit dieser Stadt schien aufs ernstlichste bedroht. Um sie zu retten, wandte sich der Rath den Bernern und mit ihnen dem Protestantismus zu. Schließlich hielt es der feige Prälat für sicherer, die Stadt zu verlassen und sich in seine reichen savoyischen Abteien zurückzuziehen. Hierdurch wurden die Katholiken und Freiburg entmuthigt, während Bern immer nachdrücklicher die Duldung seiner protestantischen Freunde in der schutzverwandten Stadt forderte. Farel und seine Helfer kehrten nach Genf zurück, die Führer der katholischen Partei wurden wegen Beleidigung der Herren von Bern in das Gefängniß geworfen, die „Gutwilligen" erhielten die Mehrheit im Rathe der Stadt. Tief beleidigt trat Freiburg von dem Burgrechte mit Genf zurück, entzog aber damit seinen und des Katholizismus Anhängern in der Lemanstadt die letzte Stütze. Vergebens suchte der Rath noch hemmend einzugreifen,

---

1) Vie inédite de Farel, par Froment; Mignet, Mémoires historiques (Paris 1854) 388 ff.

unwiderstehlich nahm unter der geschickten Leitung Berns, das mit dem religiösen auch das politische Band zu festigen hoffte, die Zahl der Protestanten unter den Laien und selbst unter den Geistlichen zu. Als der Bischof gegen seine ungetreue Heerde die Waffen ergriff, verschmolz der Begriff der Katholiken mit demjenigen der Mameluken, und der allgemeine Haß, der den letztern galt, traf nun auch jene. Maßgebender als je wurde der Einfluß Berns; im August 1535 stürmten die Schaaren Farels die Kirchen, zertrümmerten Bilder, Statuen und Kruzifixe; seit dem 10. August 1535 wurde in Genf kein öffentlicher katholischer Gottesdienst mehr geduldet. Zuwiderhandelnde wurden mit Gefängniß oder Verbannung bestraft. Zahlreiche Altgläubige verließen die Stadt.

Immer inniger verschmolz die Sache der religiösen Umwälzung mit derjenigen der politischen Freiheit.

Mit Freuden ergriff andrerseits Herzog Karl III. den Vorwand, den ihm der Abfall Genfs vom Katholizismus, die Aufhebung der bischöflichen Gerechtsame in Genf gaben, um nun mit Peter de la Baume vereint den Kampf gegen die rebellische Stadt wieder aufzunehmen. Von der Eidgenossenschaft glaubte er dabei wenig befürchten zu müssen, da dieselbe zwischen dem katholischen und dem protestantischen Bekenntnisse in erbittertem Streite getheilt war. Bald umschlossen und bedrängten die savoyischen Schaaren die Mauern (Herbst 1535): kaum erkannte man noch das alte heitere Genf. Die Vorstädte und Landhäuser waren niedergebrannt, die katholischen Familien geflüchtet; in der Stadt herrschten Verzagtheit und Glaubensfanatismus zugleich; jeden Augenblick fürchtete man die schwachen Bollwerke von dem übermächtigen und schonungslosen Feinde überwältigt zu sehen. Und dabei ließ ein noch Größerer, der König von Frankreich, deutlich merken, daß er nicht ungern selbst sich des wichtigen und wohl gelegenen Ortes bemächtigen würde.

Da endlich in der höchsten Noth, aber nun auch mit der größten Entschiedenheit, kam ihr Bern zu Hülfe; die Walliser und selbst Freiburg schlossen sich ihm an (Anfang 1536). Der Sieg wurde den Verbündeten um so leichter, als Karl III. gleichzeitig von einem französischen Heere angefallen und seiner Stammgebiete beraubt wurde. Nun eroberten die Berner ohne Schwierigkeit die Waadt, während Genf seiner alten Dränger auf immer ledig wurde. In dem „ewigen Frieden" verbürgte Bern den Genfern ihre völlige Unabhängigkeit, allerdings unter der Bedingung, kein Bündniß einzugehen ohne die Zustimmung des mächtigen Alliirten.

So war der Freiheitskampf zu gedeihlichem Ende geführt: allein sonst sah es in Genf wenig erfreulich aus. Nicht nur der Wohlstand, Verkehr und Gewerbe waren zerrüttet; auch die sittliche Ordnung war durch den langen Krieg, die bürgerlichen Streitigkeiten, die religiösen Umwälzungen aufgelöst. Die Schulen standen leer, die Wirths- und Spielhäuser waren um so besser gefüllt. Die Obrigkeit fand bei der an Unruhen gewöhnten Bevölkerung keinen Gehorsam. Unter diesen ungünstigen Umständen mußte Farel erkennen, daß

er allein der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen sei, die äußerlich vollendete Reform auch innerlich durchzuführen. Und deßhalb begrüßte er mit freudiger Hoffnung die Nachricht, daß Calvin in Genf angelangt sei. Sofort stand es bei ihm fest, den müsse man an die Stadt fesseln. Er begab sich in das Gasthaus und bestürmte seinen Landsmann mit der Aufforderung, in Genf an dem Werke des Herrn mitzuarbeiten. Vergebens weigerte sich Calvin; „du schützest deine Studien vor," rief ihm der eifrige Farel zu, „aber im Namen des allmächtigen Gottes verkünde ich dir, sein Fluch wird dich treffen, wenn du uns in seinem Werke deine Hülfe versagst und dich mehr suchest als Christum."

Der junge Gelehrte, bisher in öffentlichen Dingen völlig unerfahren, trat zunächst bescheiden und anspruchslos auf. Indeß allmählich machten seine klaren und geistvollen Predigten einen tiefen Eindruck, und des so viel ältern Farel fast abergläubige Hingebung an den Gefährten verlieh diesem ein um so größeres Ansehen. Sein scharfer und praktischer Verstand ermöglichte es ihm zu unternehmen, was Farel durchaus nicht zu schaffen verstanden hatte: die Organisation der Genfer protestantischen Gemeinde in Lehre und Leben. Das erste war eine bestimmte Bekenntnißformel, das zweite ein Katechismus, den Calvin selbst entworfen hatte. Beides fand nach einigem Zögern Annahme. Die Unterrichtsanstalten wurden gut besucht, auch die gelehrte Schule, der bald selbst von auswärts lernbegierige Jünglinge zuströmten.

Freilich bewies Calvin binnen kurzem, wie wenig sein energisches und unduldsames Wesen thatsächlich der weltlichen Gewalt jene Unabhängigkeit zu lassen gesonnen war, die er in der Christlichen Institution als Lehrsatz aufgestellt hatte. Scharfe sittliche Vorschriften wurden ertheilt, auch kirchliche Disciplinargesetze erlassen, zu deren strenger Ausführung der Rath in Anspruch genommen und thatsächlich veranlaßt wurde. Gegen Andersdenkende und gegen sittliche Ausgelassenheit verhängte man die Exkommunikation und selbst die Verbannung. Das heftige unduldsame Wesen des Calvinismus kam bei dem ersten öffentlichen Auftreten seines Stifters zur Erscheinung.

Dasselbe erregte bei der beweglichen, Genuß und Freiheit liebenden Bevölkerung Genfs die lebhafteste Mißstimmung, die durch Wiedertäufer sowie durch geheime Katholiken eifrig genährt wurde. Man ward immer allseitiger erbittert gegen diese fremden französischen Prädikanten, die so eng zusammenhielten, unabläßig Verwandte und Freunde heranzogen und nun den freien Genfern das Joch auferlegen wollten. Einen Anlaß zum offenen Ausbruch der Unzufriedenheit gab die Forderung allgemeiner Beschwörung der von Farel und Calvin aufgestellten Glaubensformel; und dann trat gegen diese letzteren das mächtige Bern in die Schranken, indem es die Wiederherstellung der von den radikalen Freunden Calvins abgeschafften Berner Kirchengebräuche in Genf forderte. Unter solchen Einflüssen fielen die staatlichen Wahlen im Februar 1538 [1]) durchaus gegen Calvin und dessen Anhänger aus.

---

1) Mit dem Januar 1538 beginnt die Sammlung der Lettres françaises de

Indeß diese gedachten keineswegs nachzugeben: vielmehr hallten die Kanzeln wieder von ihren heftigen Anklagen gegen die städtischen Obrigkeiten, ja gegen die Gemeinde selbst; trotz des staatlichen Verbotes hielten sie den Gottesdienst ab. Darauf beschlossen Rath und Bürgerschaft im April 1538 die Verbannung Calvins, Farels und der übrigen französischen Prediger. Unter Spott und Hohn zogen dieselben ab, während die Bürgerschaft ihre Entfernung wie eine Befreiung von drückendem Joche mit Freudenfesten feierte. Nachdem Calvin und Farel Wochen lang vergeblich sich bemüht hatten, ihre Rückberufung zu veranlassen, zogen sie sich entmuthigt, selbst von ihren Freunden mit Vorwürfen bedacht, nach Basel zurück.

Erst im Herbst 1538 vermochte Calvin sich zu der Uebernahme einer anderweitigen öffentlichen Stellung aufzuraffen. Während Farel in Neuenburg eine Stätte fand, nahm er einen Ruf als Prediger der zahlreichen Gemeinde französischer Flüchtlinge in Straßburg an. Drei Jahre währte sein Aufenthalt in der Metropole des oberdeutschen Protestantismus, drei Jahre, die nicht nur für sein Privatleben äußerst wichtig waren — er gründete einen Hausstand, indem er sich im Sommer 1540 mit einer Wittwe, Idelette von Buren, vermählte — sondern auch für seine reformatorische und staatsmännische Zukunft die größte Bedeutung hatten. Hier, inmitten eines großen, in die universellen Welthändel verflochtenen, von gewiegten Politikern gelenkten Gemeinwesens erweiterte sich sein Blick, änderten und festigten sich zugleich seine Grundsätze. Er trat mit der deutschen Reformation — zumal auch mit Melanchthon — in engere Beziehungen, die manche Gegensätze milderten, und den Zusammenhang zwischen dem romanischen und dem germanischen Protestantismus festigten. Er nahm sogar an den großen Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg Antheil. Freilich sagte ihm die nachgiebigere, weltlichere Gestaltung des deutschen Protestantismus nicht ganz zu; besonders empörte sein geistlicher Stolz sich gegen die absolute Abhängigkeit der deutschen Prediger von der Staatsgewalt. Endlich hatte auch Calvin in der Verwaltung seiner Gemeinde völlig freie Hand und vermochte eine siegreiche Probe auf seine kirchendisziplinarischen Grundsätze zu machen, die er mit Festigkeit und Sicherheit durchführte. Bald war die Schaar seiner Gläubigen völlig in seiner eisernen Hand, unter seiner strengen und eifrigen Herrschaft. Zudem förderte er seine eigene Lehre durch Bearbeitung und Erweiterung der „Institution“, sowie durch neue exegetische und dogmatische Abhandlungen.

So bereitete er sich für die größere und wichtigere Thätigkeit vor, zu der er alsbald berufen wurde.

Es war eine sehr günstige Fügung für Calvin und seine Sache, daß sich weder unter den Politikern noch den Predigern in Genf, die seine Widersacher gewesen, eine irgend hervorragende und tüchtige Persönlichkeit vorfand.

Jean Calvin, publiées par J. Bonnet (2 Bände, Paris 1854). Unter den dort veröffentlichten 278 Briefen waren 170 bis dahin unedirt.

So rissen bald Unordnungen ein, welche es seinen Anhängern, den „Guillermins" — wie man sie nach Farels Vornamen Guillaume nannte — ermöglichten, immer muthiger und erfolgreicher aufzutreten.[1]) Wenn die katholische Partei nach Calvins Entfernung sich kühner hervorgewagt, so wurde dies für alle eifrigen Protestanten Genfs um so mehr Veranlassung, sich entschieden um letztern zu schaaren. Die Ermahnung des Kardinals Sadolet an die Genfer, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren, hatte von Seiten Calvins eine Antwort zur Folge, die an Kühnheit, Kraft und Gewandtheit wahrhaft bewundernswerth ist und die Sympathien aller Protestanten für den Verfasser auf das lebhafteste anregte. Andrerseits machten die übertriebenen Ansprüche Berns auf förmliche Oberhoheit über die kaum befreite Stadt dessen Anhänger in Genf, die „Artichauts", einst die entschiedensten Widersacher Calvins, völlig verhaßt. Als es zu blutigen Kämpfen zwischen ihnen und den Anhängern der Genfer Unabhängigkeit gekommen war, wurden ihre Führer im Sommer 1540 verbannt oder auch hingerichtet. Damit war der Sieg der Guillermins entschieden: sofort erging an Calvin der Ruf, zurückzukehren in das reuige Genf.

Lange weigerte er sich, wenn auch in höflichster Form. Seine Stellung in Straßburg war ihm lieb geworden, und er fürchtete den Wankelmuth der Genfer. Indeß deren unermüdliche, eindringliche Bitten, die Ermahnungen seiner Freunde, welche die Bedeutung der Lemanstadt richtig würdigten, bestimmten ihn zuletzt zur Annahme. Am 13. September 1541 zog er unter den glänzendsten Ehrenbezeugungen wie ein triumphirender Fürst in die Stadt ein, die ihn $3\frac{1}{2}$ Jahre früher verstoßen hatte, der er aber und die ihm nunmehr bleibend angehören und an deren Namen sich seine gewaltige, weithin mächtige Wirksamkeit knüpfen sollte.

Als Sieger und Ueberwinder kam Calvin nach Genf zurück, dessen Obrigkeiten sich ihm völlig zur Verfügung stellten. Er selbst faßte seine Stellung nicht anders auf, wenn er sich als berufenes Werkzeug des Herrn zur Verwirklichung von dessen Reich in der wichtigen Rhonestadt betrachtete. Ernst und eifrig, wenn auch zunächst in versöhnlicher Stimmung, ging er an die Ordnung der verworrenen Verhältnisse, die ihm in den Grundzügen binnen weniger Wochen gelang. Allein er beabsichtigte mehr: das ganze private und öffentliche, bürgerliche und kirchliche Leben mußte von dem Geiste des Evangeliums, nach seiner Auffassung, durchdrungen, sowie völlige Einheit der Lehre und des Lebens, ein Gottesstaat auf Erden hergestellt werden. So arbeitete

1) Calvin war stets in Verbindung mit ihnen geblieben. Vgl. seine Briefe: Calvinus Fidelibus Genevensibus, Argentorati, 1. October 1538; Calvinus Genevensi Ecclesiae, Argentinae, 25. Juni 1539. Zumal in dem letztern Schreiben nutzt er sehr geschickt die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger im Genfer geistlichen Amt aus. — Uebrigens sind die Unordnungen in Genf nach der Entfernung Calvins von den Lobrednern des letztern in gehässigster Weise übertrieben worden; vgl. Am. Roget, Histoire du peuple de Genève, depuis la Réforme jusqu'à l'Escalade (Genf 1870) I, 139.

er mit einigen Getreuen aus den beiden städtischen Räthen seine kirchlichen „Ordonnanzen" aus, die bald, mit leichten Abänderungen, von jenen beiden Körperschaften und nach einigen Schwierigkeiten auch von der Bürgerversammlung angenommen wurden (Januar 1542).

Dem demokratischen Charakter der Calvin'schen Lehre gemäß wird die Souveränetät der Gemeinde beigelegt; ihr steht auch auf kirchlichem Gebiete die Wahl der Geistlichen zu. Indeß mit seinen theokratisch-selbstherrlichen persönlichen Neigungen beschränkte Calvin das theoretisch so ausgedehnte Recht der Gemeinde praktisch in seinen Ordonnanzen doch beträchtlich. Die Bewerber um das geistliche Amt müssen sich zunächst einer strengen Prüfung durch die Versammlung der Prediger, die Vénérable Compagnie, unterwerfen; diese schlägt den geeignetsten Kandidaten dem Rathe vor, der ihn anstellt: der Gemeinde bleibt nur ein bedeutungsloses Bestätigungsrecht. Die einmal geschlossene Verbindung zwischen Geistlichem und Gemeinde ist unlöslich, wenn jener sich nicht offenbar durch Irrlehren oder sündigen Lebenswandel vergeht. Wirklich hat Calvin thatsächlich das Recht der Anstellung oder Zurückweisung von Geistlichen in Genf ausgeübt. — Und wenn die Gemeinde einmal ihre illusorische Souveränetät durch Einsetzung eines Geistlichen zur Anschauung gebracht hat, so untersteht sie der ernsten, strengen, ja im Nothfalle heftigen Leitung und Beaufsichtigung des letztern, dem freilich schwere Pflichten in sorgsamstem Lebenswandel und in unermüdlicher seelsorgerischer Thätigkeit auferlegt werden. Allwöchentlich sollen alle Pfarrer des Genfer Gebiets zu einer „Kongregation" zusammentreten, in welcher die „Ehrwürdige Versammlung" die Sitten und Lehren ihrer Mitglieder zu prüfen und alle kirchlichen Interessen — die bald völlig mit den politischen verschmelzen — zu berathen hat.

Nun ist freilich so viel zu bemerken: den maßgebenden Einfluß, den Calvin infolge eines Zusammentreffens günstiger Umstände in einem kleinen Staate, wie Genf, ausübte, konnte die Geistlichkeit in größern Gemeinwesen mit mächtigern weltlichen Persönlichkeiten nicht erlangen. Dort ist dann der demokratische Charakter der Calvin'schen Theorie mehr zum Vorschein gekommen.

In Genf aber hatte Calvin wie die kirchlichen so auch die bürgerlichen „Ordonnanzen" zu entwerfen; im Januar 1543 fanden sie endgültige Annahme durch die versammelten Bürger. Eine Reihe anderer Verordnungen für die Einzelheiten der staatlichen und städtischen Verwaltung folgte. Es wird stets bewundernswerth bleiben, wie ein Theologe sich mit Eifer und Verständniß allen diesen technischen Fragen widmen, wie er rechtliche und administrative Angelegenheiten aller Art behandeln und auf einsichtige und dauernde Weise entscheiden konnte. Welch' großer Staatsmann, welch' bedeutender Organisator war dieser Geistliche! Klarheit, Durchsichtigkeit, strenge Ordnung und Gesetzmäßigkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften von Calvins Ordonnanzen wie seiner täglichen Wirksamkeit in Genf.

Das Prinzip der Autorität wurde, wie auf kirchlichem, so auch auf bürger-

lichem Gebiete durchgeführt. Der allgemeinen Versammlung der Bürger wurde wenig mehr als die Wahl der Rathskollegien gelassen, die wirkliche Macht ausschließlich den letztern und besonders dem Kleinen Rathe von 25 Mitgliedern übertragen. Die Grundlage der Verwaltung und des Strafrechts war Strenge, unverbrüchliche Strenge. Einkerkerung, Tortur, Hinrichtung wurden auf verhältnißmäßig leichte Vergehungen gelegt, zumal auf solche gegen die Sitten oder den göttlichen Namen. Binnen vier Jahren wurden unter den etwa 15,000 Einwohnern des damaligen Genf 8—900 Verhaftungen vorgenommen, 76 Verbannungsdekrete und 58 Todesurtheile vollzogen, zum Theil gegen solche, bei denen trotz der grausamsten Folterqualen nur ein Verdacht vorlag. Rechnet man die erwachsenen Männer zu etwa 5000, so ist in diesen vier Jahren der sechste Theil der Genfer Bürger verhaftet, der siebenunddreißigste verbannt oder hingerichtet worden: ein schlimmeres Verhältniß als das der Schreckenszeit der französischen Republik! Besonders wüthete man gegen Zauberei und „Pestbereitung". In drei Monaten (1545) wurden 34 Menschen wegen dieser angeblichen Verbrechen hingerichtet, abgesehen von den Unglücklichen, die im Kerker oder unter der Tortur starben oder auch sich selbst den Tod gaben. Welche furchtbare Gleichgültigkeit gegen Menschenwohl und Menschenleben bei diesem Calvin, dem es doch selbst an physischem Muth durchaus gebrach.[1])

Auf das engste wurden die geistlichen und die weltlichen Elemente mit einander verbunden in einer Behörde, die bald die wichtigsten richterlichen Befugnisse erhielt: in dem Konsistorium. Es wurde gebildet aus den sechs Hauptpfarrern der Stadt und zwölf von dem Kleinen Rathe gewählten Laienältesten. Es hatte die Aufsicht über eines jeden Genfers Lebenswandel, Sitten, Glauben, Kirchenbesuch zu führen und solche, deren Benehmen ihm anstößig schien, vorzuladen, zu Kirchenbußen, Strafgeldern, ja der Exkommunikation zu verurtheilen, sowie, wo nöthig, der weltlichen Obrigkeit zu weiterer Züchtigung zu überweisen. Wehe dem, der im Glauben einigermaßen von der durch Calvin vorgeschriebenen Formel abwich; aber auch wer Karten oder selbst nur Kegel spielte, wer während des Gottesdienstes lächelte oder sich einen Scherz gegen die Kirchenordnung und Geistlichkeit erlaubte, wurde öffentlich beschämt und nachher noch von der weltlichen Obrigkeit bestraft. Nicht nur ward jeder Luxus streng verpönt, auch unschuldige Vergnügungen, Tanz, Spiel, Volks- und Familienfeste wurden verboten, schließlich sämmtliche Wirthshäuser geschlossen und durch staatliche Kosthäuser ersetzt, in denen mehr gebetet als getrunken wurde. Vornamen, die nicht in der Bibel vorkommen, durften Täuflingen nicht mehr gegeben werden, und statt Ami oder Philibert hießen die Genfer nunmehr Melchisedek, Abraham oder Zacharias. Wie jedes gesprochene, so war auch jedes gedruckte freie Wort gegen die bestehende Ord-

---

1) Man stelle mit seiner steten Flucht bei aufsteigender Gefahr sein Benehmen bei der Pest 1542—1543 zusammen; Kampschulte 484 ff.

nung auf das strengste verboten: eine Censur von unvergleichlicher Härte lastete auf der Stadt und ihrem Gebiete.

Mit bewundernswerther, wenn auch schreckhafter Folgerichtigkeit hat Calvin in Genf sein Ideal verwirklicht: ein Glaubensstaat war hier entstanden, gegen den alle früheren Theokratien als verweltlicht erschienen, in dem das materielle Leben nur als nothwendige Grundlage des höheren religiösen Daseins galt. Der Geist, der religiöse Geist einer aufrichtigen, todesmuthigen, tief innerlichen, aber herben, rauhen und unerbittlich unduldsamen Ueberzeugung durchdrang den Staat und jeden einzelnen seiner Bürger. Bibel und Schwert wurden die beiden unzertrennlichen Wahrzeichen des Calvinismus. Ungleich dem friedlichern, demüthigern Lutherthume war Kampf, Unterdrückung der innern Feinde, Eroberungskrieg nach außen seine Losung!

Auch den Kultus regelte der unermüdliche Reformator in einer Weise, die maßgebend geworden ist für alle seine Anhänger. Selbstverständlich wurde alles, was an die katholische Kirche erinnerte, mit weit größerer Entschiedenheit und Folgerichtigkeit beseitigt, als dies in der lutherischen Gemeinschaft der Fall gewesen war. Alle Ceremonien, alles, was die Einbildungskraft erregen konnte, wurde verbannt, das kirchliche Gebäude selbst völlig schmucklos gestaltet. Der Mittelpunkt des Gottesdienstes war die Predigt, die öffentliches Gebet in der Muttersprache und Psalmengesang — meist in der Marotschen Uebertragung — begleiteten. Fast kein Tag blieb ohne Predigt, am Sonntag fand viermal Gottesdienst statt — eine schwere Aufgabe für den Geistlichen, aber auch für den Laien, der bei keiner einzigen dieser frommen Uebungen fehlen sollte! Viermal im Jahre wurde das Abendmahl ausgetheilt.

Einfach und nüchtern war dieser Kultus; und doch hat er die Gläubigen viel tiefer ergriffen als der katholische, hat er sich nicht allein ihres Herzens, sondern ihres ganzen Denkens bemächtigt.

Uebrigens hat Calvin auch der Armenpflege und dem Schulwesen seine Sorgfalt auf das eindringlichste gewidmet. Doch versteht sich von selbst, daß beide auf das engste mit der Kirche verknüpft werden und nur besondere Seiten des religiösen Lebens bilden sollten.

Dies letztere beherrschte eben alles: Calvins und seiner Anhänger Ideal war der altjüdische Staat, dessen Aufgabe die Verwirklichung der göttlichen Lehre, dessen gepriesene Fürsten, Staatsmänner und Krieger die begeisterten Vorkämpfer dieser letzteren gewesen waren. —

Während die Wirksamkeit Calvins im ganzen Abendlande die größte Aufmerksamkeit erregte und zahlreiche Freunde der protestantischen Sache nach Genf zog, fand sie in dieser Stadt selbst vielfachen Widerspruch, zumal die geistlichen Genossen Calvins oft nicht den Anforderungen entsprachen, die man in sittlicher Beziehung an die Träger und Säulen des Gottesreiches zu stellen berechtigt war; freilich der Reformator selbst war in moralischer Hinsicht tadelfrei. Pest und Hungersnoth suchten die Stadt heim. Das finstere Wesen der neuen Ordnung, die Zurückdrängung des volksthümlichen Elementes, die ge-

richtlichen Verfolgungen, als deren steter Urheber und Betreiber Calvin in seinen lateinischen Briefen sich selbst zeichnet, ließen vielen die Zustände geradezu als unerträglich erscheinen. Kurz, schon im Jahre 1546 fühlte Calvin sich als Fremder in der Stadt, fürchtete er dort einen neuen Umschwung der Dinge zu seinen Ungunsten. Gerade die Genfer alten Schlages, die wahren Bürger der Stadt, welche an deren Freiheiten hingen und deshalb sich „Libertins“ nannten, waren die entschiedensten Gegner eines Unterdrückungssystemes, das sich zumeist auf die zu Tausenden einwandernden Franzosen stützte, die Calvin geflissentlich nach Genf zog.[1]) Die Libertinen nannten Calvin „den Bischof von Genf“, seine Franzosen „Hunde“, die alle Genfer zu Sklaven machen wollten.

Calvin sah die Gefahr wohl ein, die ihm und seinem Werke von den Libertinen drohte. Aber er glaubte des Sieges sicher zu sein und ging kühn zum Angriffe gegen seine Widersacher vor, indem er sie schlechthin als Unsittliche und Feinde der Gotteslehre bezeichnete. Unter diesem Vorwande machte man jedem den Prozeß, der dem Diktator unangehm war oder gefährlich schien: so 1546 dem Rathsherrn Ameaux, der wegen einiger lebhaften Worte gegen Calvin, die er in der Erregung eines Banketts geäußert hatte, drei Monate im Gefängniß saß und dann zu einer schändenden Strafe verurtheilt wurde, obwohl das Volk der Vorstadt St. Gervais sich für ihn in Waffen erhob. So 1547 dem Jakob Gruet, einem gebildeten und denkenden Manne, dem wegen angeblichen Pamphletes wider einen französischen Prediger und wegen Aeußerungen gegen die reformirte Lehre und die heilige Schrift der Kopf abgeschlagen ward; so noch vielen andern.[2]) Als man aber auf die Anschuldigungen eines bezahlten französischen Spions, Mégret, hin den sehr geschätzten Generalkapitän Perrin in einen Hochverrathsprozeß verwickelte, wurde die Stimmung des Volkes so drohend und schritten zugleich die Berner so nachdrücklich gegen die Franzosen ein, daß diese eine völlige Niederlage erlitten. Obwohl Calvin und seine Mitgeistlichen öffentlich gegen Perrin und zu Gunsten seines Anklägers auftraten,[3]) mußte der Generalkapitän ehrenvoll freigesprochen werden; Mégret selbst wurde hochverrätherischer Verbindungen überführt und dankte es nur dem Schutze Calvins, wenn er mit der Ausstoßung aus dem Rathe davonkam. Seine Freunde sahen sich gezwungen, den von ihnen beleidigten Häuptern der Libertinen demüthig Abbitte zu thun. Perrin ward bald darauf zum ersten Bürger-

1) Ueber diese Verhältnisse s. Galiffe, Quelques pages d'histoire exacte, Genf und Basel 1868. Uebrigens sind die Darstellungen Galiffes nur mit Vorsicht zu benutzen, da er ein leidenschaftlicher Gegner Calvins ist. 2) Calvin rühmt sich, der Urheber dieser strengen Maßregeln zu sein. Am 14. Juli 1547 schreibt er einem Freund (Bonnet I, 212): Il y en a un [Gruet] qui est en dangèr de payer un escot bien chier; je ne sçay si la vie n'y demeurera point. Il semble advis aux jeunes gens que je les presse trop. Mais si la bride ne leur estait tenue roidde, ce seroit pitié. 3) Roguet III, 15. 18 ff.

meister ernannt und setzte es durch, daß allen Einwanderern, die nicht in die Bürgerschaft aufgenommen waren, das Waffentragen untersagt wurde. Calvin selbst mußte wegen der Schmähungen, die er nach seiner Gewohnheit gegen die Genfer ausgestoßen hatte, wie jedesmal, wenn sie nicht blindlings seinen Wünschen folgten, öffentlich um Entschuldigung bitten. In seinen Briefen klagt er lebhaft über die „traurigen Zeiten", über die Feigheit, Selbstsucht, Uneinigkeit seiner Anhänger. Mit Ungeduld erwartete er, im Vertrauen auf seine göttliche Sendung, die Stunde der Vergeltung; denn er hatte sich und seine Herrschaft völlig mit der Sache Gottes indentifizirt, und seine Gegner erschienen ihm kurzweg als Feinde des Himmels. Nur um so unerbittlicher und härter war er gegen sie gestimmt.

Die Feindschaft Berns gegen Calvin und die daraus hervorgegangene augenblickliche Niederlage des letztern in Genf selbst hingen mit religiösen Zwistigkeiten zusammen.[1]) Infolge der Unglücksfälle der deutschen Lutheraner im Schmalkaldischen Kriege schloß Bern sich auf das engste an Zürich an und suchte also die Zwingli'sche Meinung von der Abendmahlslehre zur strengen Durchführung zu bringen, nicht nur im eigenen Lande, sondern auch bei seinen Bundesgenossen. Calvin wollte eine Zeit lang verzweifeln, sich der drohenden geistlichen Herrschaft Berns und seinen zahlreichen Feinden durch die Flucht entziehen; aber immer hielten Thätigkeitsdrang und Einsicht ihn wieder davon ab, eine Stätte so bedeutsamer Wirksamkeit zu verlassen. Mit raschem Entschluß zog er es vor, Frieden zu schließen mit seinen Schweizer Gegnern. Im Juli 1549 eilte er mit Farel nach Zürich, und dort vereinigte er sich mit Bullinger, dem bedeutendsten Theologen Zwingli'scher Richtung, zu dem sogenannten Consensus Tigurinus. In kurzem lautete der Vergleich dahin, daß das Sakrament des Abendmahls wirklich den Leib Christi mittheile, aber nicht lokal, sondern durch Erhebung der Seele des Gläubigen in den Himmel, wo sie mit dem Leibe des Herrn in mystische Berührung komme. Es dauerte freilich noch mehrere Jahre, bis alle Reformirte den Züricher Vergleich annahmen — dann aber wurde er eine der Grundlagen dieser Kirche. Leider schlossen die Lutheraner sich auch gegen diese vermittelnde Meinung in der Abendmahlslehre ab, blieben hartnäckig auf der unmittelbaren Gegenwart des Leibes Christi in den Sakramenten bestehen und verhinderten dadurch die Vereinigung aller Protestanten, die Calvin in der That auf versöhnliche Weise angestrebt hatte.

In der Reformirten Kirche aber wurde seitdem Calvin immer mehr der Leitende, Herrschende. Einige Jahre später — 1554 — erneuerte und erweiterte man den Züricher Vergleich und nahm zugleich die Lehre von der

1) Ranke, Sämmtliche Werke, V, 326 ff. — Henry, Leben Joh. Calvins (3 Bände, Hamburg 1835—44), II, 468 ff. und Beil. S. 134 ff. Das Werk Henrys, wichtig durch seine zahlreichen Urkundenbeilagen, ist ebenso, wie „Johannes Calvin" von E. Stähelin (2 Bände, Elberfeld 1860. 63. Väter und Begründer der Reform. Kirche IV), eine unbedingte Lob- und Vertheidigungsschrift für den Genfer Reformator.

Gnadenwahl nach Calvins Auffassung in das Bekenntniß der Reformirten Kirche auf. Von diesem Ausgleich datirt für letztere ein neues Zeitalter. Es war nicht allein die nun hergestellte Einigung, die ihr eine erhöhte Lebenskraft verlieh, es war auch der kräftige, streitbare, aggressive Geist Calvins, der sie durchdrang und vorwärts führte, indem er einestheils im Westen und Süden Europas das friedfertigere Lutherthum überwand, andrerseits aller Orten zum Angriff auf den Katholizismus überging. Dieser fand sich gegenüber nicht mehr den leidenden Widerstand der Lutheraner, sondern die Schwerter und Pistolen der Calvinisten, die mit glühender Begeisterung und unduldsamem Hasse den Kampf gegen ihn führten.

Aber auch die persönliche Stellung Calvins wurde durch den Züricher Vergleich durchaus, und zwar zu seinem großen Vortheil verändert. Der Hauptgrund für die Abneigung der Berner gegen ihn war nun weggefallen, er hatte von diesen keine Gegnerschaft mehr zu fürchten. Dadurch hatten seine Genfer Widersacher ihren stärksten Rückhalt verloren, der noch in den Jahren 1547 und 1548 allein ihnen zum Siege verholfen hatte. Calvin stand jetzt unbestritten an der Spitze der ganzen reformirten Gemeinschaft, er war ihr allseitig bewunderter, verehrter, gefürchteter Führer: wie hätte ein Häuflein altgenfer Patrioten und Freiheitsfreunde ihm noch fürder die Spitze bieten können? Der Züricher Vergleich war für sie und ihre Partei das Todesurtheil. Er war die geschickteste und folgenreichste Handlung in der ganzen kirchenpolitischen Laufbahn Calvins.

Was seine politischen Gegner von ihm zu erwarten hatten, zeigte er klärlich durch sein Verfahren gegen seine geistlichen Widersacher. Diejenigen, die seinen Ansichten widersprachen, wurden nicht allein aus Genf vertrieben, sondern auch in ihren weitern Zufluchtsorten von dem Hasse Calvins verfolgt und aufgejagt. Diese Unglücklichen, von den Katholiken mit dem Scheiterhaufen bedroht, von ihren Glaubensbrüdern ausgeschlossen und gehetzt, sahen sich bisweilen — wie z. B. Hieronymus Bolsec[1]) — zuletzt genöthigt, zum alten Glauben zurückzukehren.

Am berüchtigsten aber ist Calvins wahrhaft inquisitionsmäßiges Verfahren gegen den spanischen Denker Servet. —

In Spanien wie in den übrigen Ländern Europas gab zunächst die Sittenlosigkeit des entarteten Klerus den Anlaß zu oppositionellen Regungen, die schon im vierzehnten Jahrhundert sich geltend machten.[2]) Indeß waren sie doch auf eine Reform mehr der Geistlichkeit als der Lehren und Insti-

1) Die angesehensten geistlichen Ministerien der Schweiz hatten die strengen Maßregeln gegen Bolsec gemißbilligt, so daß zum großen Schmerze Calvins die Genfer ihn nicht zum Tode, sondern nur zur Verbannung verurtheilten; vgl. Calvins Aeußerungen in seinen gleichzeitigen Briefen (bei Bonnet), sowie Heppe, Theodor Beza (Elberfeld 1861) S. 35, und besonders Roguet III, 188 ff. 2) Ad. de Castro, Historia de los protestantes españoles (deutsche Uebersetzung, Frankfurt a. M. 1866). — Mac Crie, History of the Reformation in Spain. London 1829.

tutionen der katholischen Kirche gerichtet. Die Vergangenheit des Volkes, seine Kämpfe und Siege, seine Leiden und Triumphe waren viel zu eng mit der alten Religion verknüpft, als daß ein Abfall in weiterm Umfange möglich gewesen wäre. In dem achthundertjährigen Kriege gegen Araber und Mauren war jede Niederlage der Spanier zugleich eine Niederlage des Katholizismus, jede glänzende Kriegsthat, jede Eroberung zugleich ein Gewinn, ein Ruhmestitel für den Katholizismus gewesen. Spanierthum und katholischer Glaube waren im Herzen und Sinne dieses Volkes gleichbedeutend. Immerhin erweckte die Abneigung gegen das weltliche und sittenlose Treiben der meisten Priester bei vielen Gebildeten Gleichgültigkeit gegen die Gebräuche der Kirche überhaupt; und um dem Triebe wahrer Frömmigkeit zu genügen, begann man einzelne Bücher der Bibel zu übersetzen und, trotz der Verbote der Inquisition, im Lande zu verbreiten.

Dieser Umstand ebnete den Weg zur Einführung einer der Kirche hoch gefährlichen Ware in Spanien: der Schriften Luthers. Die politische Verbindung, die durch die Wahl des spanischen Königs Karl I. zum römischen Kaiser Karl V. zwischen der Pyrenäenhalbinsel und Deutschland hergestellt wurde, ließ auch bald einen geistigen Verkehr entstehen. Schon seit dem Jahre 1519 kamen die lateinischen, dann auch einige in das Spanische übersetzte deutsche Bücher des Reformators nach Spanien, so daß der Papst dieselben im Frühjahr 1521 verbieten, die Inquisition ihnen im ganzen Lande nachspüren mußte. Indeß geraume Zeit hindurch fand sich doch auf der Halbinsel selbst niemand, der sich offen zu der kirchlichen Neuerung bekannt hätte. Die Abgelegenheit dieses Landes von den geistigen Zentren Europas, der eigenthümliche fremdenscheue Charakter seiner Bewohner, endlich die abergläubige und fanatische Kirchlichkeit derselben waren wohl die Ursachen dieser damals einzigen Erscheinung. Nur außerhalb Spaniens sehen wir einzelne seiner Söhne, die durch ihre Geschäfte mit Protestanten in Berührung kamen, sich denselben anschließen: wie die beiden durch Geist und Stellung ausgezeichneten Brüder Juan und Alfonso Valdes, deren früher Erwähnung gethan ist.

Die ersten Apostel der Reform in Spanien selbst waren dann allerdings wenig dazu geeignet, eine großartige Wirksamkeit zu entfalten. Der früheste war Rodrigo de Valer, ein reicher junger Mann, der mehrere Jahre hindurch das ausschweifendste Leben geführt hatte, hierauf plötzlich in eine übertriebene und schmutzige Aszese verfiel und nun in Sevilla auf den Gassen das Evangelium predigte und mit den Mönchen disputirte. Man hielt ihn, wohl nicht ganz mit Unrecht, für verrückt; die Inquisition behandelte ihn lange Zeit sehr milde, sperrte ihn aber schließlich in ein Kloster ein. Einige andere, vernünftiger aber weniger aufrichtig, hochstehende Geistliche und Professoren, die sich zum Lutherthume hinneigten, zogen es vor, bei den ersten Drohungen der überaus wachsamen Inquisition sich zu unterwerfen.

Von größerer und bleibenderer Bedeutung war der Doktor (der Theologie)

Juan Gil, gewöhnlich Aegidius genannt, ein durch seine Gelehrsamkeit berühmter Domherr von Sevilla. Er war durch Valer auf das Bibelstudium geführt worden und äußerte nun von der Kanzel, wo er vor einem überaus großen Hörerkreise unter allgemeinem Beifall predigte, ziemlich lutherische Lehren. Zwei gleich gesinnte Freunde, Ponce de la Fuente und Vargas, predigten gleichfalls in der Kathedrale der volkreichen und glänzenden Handelsstadt im Sinne, wenn auch nicht im Namen der deutschen Reformatoren. Gegen die drei eng vereinten, von vielen Vornehmen beschützten Männer vermochte die Inquisition nichts zu unternehmen. Indeß nach einigen Jahren starb Vargas, La Fuente wurde von Karl V. als Kaplan an seinen Hof gezogen, und so blieb Aegidius allein auf seinem Posten. Jetzt endlich konnte die Inquisition die Hand auf ihn legen; mehrere Jahre lang schmachtete er in ihren Kerkern, und als er endlich befreit worden war und sich in Valladolid mit geheimen Glaubensbrüdern in Verkehr gesetzt hatte, starb er (1556).

Von nicht minderer Bedeutung war Francisco de Enzinas,[1]) der seine Studien an der altberühmten Universität Löwen gemacht, in Paris und in Wittenberg vertraute Bekanntschaft mit den hervorragendsten französischen und besonders deutschen Reformatoren angeknüpft hatte. Er übertrug das neue Testament ins Spanische und ließ es 1543 in Antwerpen erscheinen. Diese Arbeit widmete er Karl dem Fünften und überreichte ihm in Brüssel ein Exemplar; denn noch immer hoffte man, denselben schließlich für die Kirchenreform zu gewinnen, da er sich gerade damals aus politischen Rücksichten einer solchen und selbst den Protestanten nicht abgeneigt zeigte. Hatte sich doch auch der feurige Francisco de San Roman, der mit Enzinas und dessen Bruder in genauer Verbindung stand, mehrere Male an den Kaiser gewendet, um ihn für die Sache des Evangeliums zu erobern und durch seine Unterstützung des letztern Herrschaft in der ganzen Christenheit zu gründen. Allein so gnädig der Kaiser sich auch zeigte, im Stillen ließ er seine Umgebung streng gegen diese spanischen Ketzer verfahren. San Roman wurde verhaftet und in Ketten nach Spanien geschleppt, wo er drei Jahre in den Gefängnissen der Inquisition lag, bis diese ihn 1545 als unbußfertigen Häretiker verbrennen ließ.

Francisco de Enzinas wäre fast demselben Schicksal verfallen. Auch er wurde von dem Kaiser freundlich aufgenommen, auch er auf dessen Befehl oder doch mit dessen Genehmigung verhaftet. Allein er wußte zu entkommen und begab sich nach Deutschland, wo er von Melanchthon auf das liebreichste empfangen wurde. In diesem Lande lebte er ruhig, mit der Abfassung von Uebersetzungen aus dem Griechischen beschäftigt. Später übersiedelte er nach England, wo er Professor der griechischen Sprache an der Universität Oxford ward. Er starb 1552 in Straßburg, erst 32 Jahre alt.

---

1) C. A. Campan, Mémoires de F. de Enzinas. Brüssel 1862. — Böhmer, Spanish Reformers I, 133 ff.

Weniger günstig war das Schicksal seines Bruders Jayme de Enzinas. Nach dem Beispiel Franciscos studirte er auf den berühmtesten nordischen Universitäten, ließ sich hier für das Lutherthum gewinnen und wagte es, in Rom selbst Zeugniß für seinen Glauben abzulegen. Indeß hier war eine solche Kühnheit gefahrvoller als an irgend einem andern Orte. Er fiel binnen kurzem dem heiligen Offizium zum Opfer.

Noch in Paris hatte er mit dem gelehrten Theologen Doktor Juan Diaz verkehrt und denselben für die Reformation angeworben.[1]) Diaz entfloh aus Rom, wohin er sich mit Jayme de Enzinas begeben, und entging so dessen Schicksal; in Genf lernte er Calvin persönlich kennen und wurde von demselben in seinen protestantischen Ansichten bestärkt. Dann begab er sich, vielleicht auf Calvins Rath, nach Straßburg, wo er bei dem berühmten Butzer die beste Aufnahme fand. In dessen Gesellschaft wohnte er dem zweiten Regensburger Religionsgespräch bei; einige Spanier, entsetzt darüber, hier einen angesehenen Landsmann unter den Ketzern zu finden, ließen, um ihn wieder zu gewinnen, eiligst seinen Bruder Alfonso hinkommen, der Sachwalter der heiligen Rota in Rom war. Alfonso suchte durch alle Mittel der Ueberredung den Bruder wieder zu der ererbten Religion herüber zu ziehen: als aber Juan fest blieb, faßte jener den gräßlichen Gedanken, ihn lieber zu ermorden, als ihn zur Schmach der Familie und des spanischen Namens unter den Ketzern zu lassen! Religiöser Fanatismus und der übertriebene spanische Ehrbegriff wirkten bei der furchtbaren That zusammen, die Alfonso Diaz durch einen Diener vollführen ließ. Die Mörder wurden zwar verhaftet, allein der Kaiser sorgte dafür, daß sie der gerechten Strafe entgingen. Es ist dies eines der schrecklichsten Ereignisse des an religiösen Verbrechen so reichen Reformationszeitalters! Uebrigens erhängte sich Alfonso, von Gewissensqualen gepeinigt, schon 1551 in Trient.

Aber auch in Spanien selbst fand die Reformation, außer in Sevilla, noch eine weitere Stätte in Valladolid, im Norden der Halbinsel. Don Domingo de Roxas, der Sprößling eines der vornehmsten Adelsgeschlechter, Agustin Cazalla, der später Prediger und Almosenier des Kaisers wurde, ein geborener Italiener Don Carlos de Seso standen an der Spitze einer kleinen Gemeinde von Gläubigen. Sie waren von der religiösen Gluth erfüllt, die sich so leicht bei den feurigen Südländern erzeugt.

Durch einen ähnlichen Bildungsgang, wie ihn so viele dieser Spanier durchgemacht, wurde zu einem ganz andern Ziele geführt Miguel Servet.[2])

Servet war geboren zu Tudela in Navarra im Jahre 1511. Sein

1) Böhmer I, 185ff. 2) Man sehe zunächst die zahlreichen Schriften und Aufsätze Heinr. Tollins über Servet; besonders „Das Lehrsystem M. Servets" (3 Bände, Gütersloh 1876—78) und „Charakterbild M. S." (Berlin 1876). — Ferner R. Willis, Servetus and Calvin (London 1877), das freilich nur zur Beurtheilung der naturwissenschaftlichen Verdienste Servets von Bedeutung ist. — Endlich, vom Genfer Gesichtspunkte: Roget, Histoire du peuple de Genève. Bd. IV (Genf 1877).

Vater, ein Notar aus angesehener Familie, ließ ihm eine vorzügliche Erziehung zu Theil werden und bestimmte ihn dann zum Rechtsstudium, dem er auch auf der Universität Toulouse oblag. Allein er beharrte ebenso wenig wie Calvin auf dem ihm vom Vater angewiesenen Wege: der Zufall führte ihm eine Bibel in die Hand, und ihr aufmerksames Studium entschied über sein Schicksal. Es war besonders die Person Christi, die, in der naiven und volksthümlichen Beleuchtung der Evangelien, ihn auf das lebhafteste interessirte.

Der junge Gelehrte nahm eine Stellung als Sekretär bei dem aufgeklärten und freisinnigen Beichtvater des Kaisers, Juan Quintana, an. So lernte er die höchsten kirchlichen Würdenträger kennen, deren weltliches Gebahren und skeptische Ansichten ihn völlig seinem alten Glauben entfremdeten; und auf der andern Seite die Führer der lutherischen Bewegung in Deutschland, deren Reformen dem scharfen und logischen Geiste des neunzehnjährigen Jünglings noch um vieles nicht weit genug gingen. Mit glühender Liebe zur Wahrheit war er sein ganzes Leben hindurch bemüht, den Glauben auf die Vernunft und die furchtlose Forschung zu begründen. Nachdem er seine Stellung verlassen, veröffentlichte er in Basel ein Buch über die Irrthümer der Dreieinigkeitslehre (De Trinitatis erroribus libri VII), in dem er mit einer damals unerhörten Kühnheit diese Grundlage aller christlichen Kirchen angreift. Dieses Werk erregte einen Sturm der Entrüstung; die deutschen Reformatoren, die zuvor ihm Achtung und Zuneigung gezeigt hatten, zogen sich von ihm zurück, wenn auch Melanchthon nicht umhin konnte, seinen Geist zu bewundern und manches seinen Schriften zu entlehnen. Aber unerschrocken gab Servet eine zweite Abhandlung: „Zwei Gespräche über die Dreieinigkeit" heraus, in denen Christus als die vollständigste Verkörperung des göttlichen Wesens auf Erden erklärt, von den Menschen die vollständigste Nachahmung Christi, das Leben in Christus gefordert wird.

Indeß die Feindseligkeiten, welche die Publikation dieser Schriften gegen Servet hervorrief, veranlaßten ihn, einstweilen dem theologischen Schriftthum zu entsagen und sogar einen andern Namen anzunehmen: Michael von Villanueva, nach dem Geburtsort seines Vaters. Er lebte als Korrektor einer Druckerei in Lyon, studirte dann dort und in Paris Medizin, las in letzterer Stadt einen Kursus über Geographie und Astronomie und veröffentlichte mehrere Abhandlungen naturwissenschaftlichen und medizinischen Inhaltes, die durch ihre gründliche Gelehrsamkeit und ihre klare Uebersichtlichkeit den größten Beifall einernteten. Sein scharfer und logischer Verstand ließ ihm die Einheit in den Vorgängen der Natur und zumal in den physiologischen Erscheinungen ebenso suchen und erkennen, wie in der Theologie. Er war der erste, der die Wirksamkeit der Lungen und ihren Einfluß auf den Kreislauf des Blutes richtig beurtheilte; Vesalius hat Servets Arbeiten eine Entdeckung entlehnt, die ihm und noch mehr dem späteren Harvey den größten, einigermaßen unverdienten Ruhm eintragen sollte.

Vier Jahre hindurch führte Servet, der sich in Frankreich stets Michel

de Villeneuve nannte, ein unstätes Wanderleben, bald als Arzt, bald als theologischer Schriftsteller thätig. Endlich (1542—1553) fand er einen Beschützer an dem aufgeklärten Erzbischof Paulmier von Vienne. Von dieser Stadt aus suchte er Calvin, dem er schon früher in Paris begegnet war, für seine freisinnigen theologischen Ansichten zu gewinnen; indeß er machte den Genfer Reformator nur zu seinem unerbittlichen Gegner. In einem furchtbaren Briefe an seinen Freund Farel äußert sich Calvin über jenen Mann, der sich ihm vertrauensvoll, vermittelst eines privaten Briefwechsels genähert hatte: „Wenn er nach Genf käme, würde ich nie dulden, daß er lebendig wieder davon ginge!" — Von Calvin zurückgestoßen, suchte Servet ihn zu widerlegen, indem er in den ersten Tagen des Jahres 1553 — mit deutlicher Beziehung auf Calvins Institutio — die Christianismi Restitutio veröffentlichte. Hier ist ihm Christus nur mehr ein Mensch, aber ein Mensch, dem sich das göttliche Wesen in all seiner Vollkommenheit mitgetheilt hat. Das Glück, das höchste Ziel jedes Menschen, besteht darin, daß auf diesen das göttliche Wesen übergehe, nach dem Vorbilde Christi. Der Teufel, die Hölle sind dem gelehrten Naturforscher nicht wirkliche Dinge, sondern nur Sinnbilder: das böse Gewissen, die Erkenntniß des ewigen Wesens der Gottheit wird die Qual der Schlechten in der Ewigkeit sein.

Calvin war es, der auf unwürdig versteckte Weise sofort nach dem Herauskommen der anonymen „Restitution" Servet als den wahren Autor der Lyoner Inquisition denunzirte; der auf demselben Umwege dem Inquisitor nicht allein die Schrift selbst zustellen ließ, sondern auch die Briefe Servets an ihn, um so zu beweisen, daß die Gedanken und Ausdrücke der Restitutio wirklich die Servets seien! Ein schändlicher Vertrauensbruch, eine feige Denunziation, von denen niemand das Andenken Calvins wird reinigen können — hat er doch selbst das Verwerfliche seines Vorgehens eingesehen, indem er es nachher mit unnachahmlicher Keckheit als eine „leichtsinnige Verleumdung" verleugnete. Der Fanatismus nicht allein, sondern auch die Herrschsucht, der Haß gegen alle, die sich ihm nicht unterordnen wollten, hatten in diesem herben Charakter jede edlere Regung unterdrückt!

Servet wurde in Haft genommen, wußte aber durch die Flucht der unvermeidlichen Verurtheilung zu entgehen. Seine Absicht war, nach Neapel zu fliehen und dort von seiner medizinischen Kunst zu leben. Allein lange irrte er, verfolgt von der Inquisition, im südöstlichen Frankreich umher; endlich entkam er nach Genf, von wo er über die Berge nach Italien gehen wollte. Er wurde jedoch erkannt und, abermals auf Calvins Veranlassung, verhaftet. Man mißhandelte ihn auf alle Weise im Kerker, bis er, zuerst milde und versöhnlich, seinen Untergang voraussah und, durch seine Leiden erbittert, seinen tückischen Anklägern und zumal Calvin selbst ihre Schmähungen reichlich zurückgab. Vergebens suchten die Libertinen ihn zu retten, indem sie dem einsamen Gefangenen, dem man selbst einen Anwalt versagt hatte, die legalen Mittel der Vertheidigung mittheilen ließen. Nur um so mehr,

um zugleich den verhaßten Libertinen eine Niederlage zu bereiten, setzte Calvin sein ganzes Ansehen zur Vernichtung des Unglücklichen ein. Der Kleine Rath, der damals ihm ganz ergeben war, verwarf in ungescheuter Verletzung der bestehenden Gesetze die Berufung Servets an den Rath der Zweihundert. Calvin aber forderte von allen Seiten Zustimmung zu seinem Verfahren ein, die dann auch ihm, dem anerkannten Haupte der reformirten Kirche, vielfach zu Theil wurde und seinen Sieg entschied. Nicht wegen angeblich pantheistischer Neigungen, zu denen Servet sich nie bekannt hat, sondern wegen der Leugnung der Lehre von der Dreieinigkeit und besonders der Gottheit Christi wurde derselbe am 27. Oktober 1553 langsam verbrannt.[1])

Seine Stellung als Leiter der reformirten Kirche war es auch, die allein Calvin in dem größern und wichtigern Streit mit den Libertinen den Sieg verschaffte.

Es handelte sich zunächst um das Recht, das die Geistlichen sich zuschrieben, jeden Beliebigen zu exkommuniciren, d. h. öffentlich von dem Genusse des Abendmahls auszuschließen. Sie machten in großartigem Umfange gegen ihre politischen Widersacher, die Libertinen, von einer Waffe Gebrauch, die das Ansehen und die bürgerliche Ehre des Betroffenen tief verwundete. Jene suchten daher das Recht der Exkommunikation der weltlichen Behörde, dem Rathe, zu übertragen. Allein Calvin widerstand tapfer; von allen Seiten eilten getreue Geistliche herbei und unterstützten ihn durch ihre Predigten und ihren persönlichen Einfluß; durch sie eingeschüchtert, gaben die Zweihundert zu, daß man von den übrigen schweizer Kirchen die Entscheidung fordere. In keiner von diesen bestand das hierarchische, päpstliche Exkommunikationsrecht, wie Calvin und seine Genfer Amtsbrüder es ausübten; aber da derselbe in Privatbriefen seinen Sieg in der vorliegenden Sache als eine Existenzfrage für sich darstellte, wollte man ihn nicht fallen lassen und antwortete allerseits: bei der besonders schwierigen Lage, in der Genf sich befinde, wäre es rathsam, die dortigen Einrichtungen nicht zu ändern. Und daraufhin wagte es der Rath wirklich nicht mehr, die geistliche Gerichtsbarkeit dem Konsistorium zu entziehen (Januar 1555). Alle Einheimische, die Calvin widersprochen hatten oder sonst nicht gefielen, wurden exkommunicirt, die mißliebigen Fremden massenhaft ausgewiesen.

Die Anhänger Calvins hatten damit einen völligen Sieg errungen. Die nächsten Wahlen gaben ihnen die Mehrheit im Kleinen Rathe. Nun gingen sie daran, die Altgenfer, die Libertinen für immer unschädlich zu machen durch massenhafte Aufnahme von französischen und italienischen Calvinisten in das Bürgerrecht. Vergebens forderte die Gegenpartei, vergebens selbst viele

1) Es ist nicht wahr, was man oft zur Entschuldigung Calvins behauptet hat, daß damals alle Protestanten die Sentenz gegen Servet gebilligt hätten; u. A. sprachen sich die drei Baseler Professoren Castellio, Curione und Martin Borrhäus gegen dieselbe aus. Und so noch viele andere: vgl. Heppe, Beza, 37. — Ueberhaupt war Calvin in Basel sehr verhaßt; Hotmann an Bullinger, 28. Sept. 1555.

Freunde des Reformators, dem Gesetze gemäß die Verleihung des Bürgerrechts dem Rathe der Zweihundert zu überlassen; der Kleine Rath setzte sich ungescheut über die Verfassung hinweg. Endlich um die Widersacher völlig zu verderben, scheute die Calvinische Partei nicht vor dem gewöhnlichen Mittel der Tyrannen und Revolutionäre zurück, jene einer „Verschwörung" zu beschuldigen.[1]) Die Sache wurde mit vieler Ueberlegung in Scene gesetzt.

Wochen lang versahen die eifrigen Calvinisten sich mit Waffen, die man im Auslande hatte aufkaufen lassen. Am Abend des 16. Mai 1555 drang eine mit Hellebarden ausgerüstete Schaar von Franzosen aus dem Hause eines ihrer Häupter plötzlich auf mehrere Genfer ein. Diese riefen natürlich nach Hülfe, und einige ihrer Freunde, aus dem Schlafe geweckt, eilten zu ihrer Unterstützung herbei. Nun hatte man, was man wollte — der „Aufruhr" war geschehen. Merkwürdiger Weise war der Kleine Rath an jenem Abend, zu ganz ungewöhnlicher Stunde, versammelt: offenbar in Erwartung des geschickt herbeigeführten „Aufruhrs"! Sofort ließ er zwei Altgenfer, die, von den Hellenbardenträgern angefallen, den Degen gezogen hatten, ins Gefängniß führen, und nun erfolgten Wochen lang die Haftbefehle gegen die völlig unschuldigen und nichts ahnenden Führer der Libertinenpartei. Der ehemalige Generalkapitän Perrin, dem man die Niederlage von 1547 nicht vergessen, und eine große Anzahl seiner Gesinnungsgenossen entflohen auf das nahe Berner Gebiet; man verurtheilte sie sofort wegen „Majestätsverbrechens" — eines Deliktes, das dem Genfer Strafrecht überhaupt ganz unbekannt, auch sicherlich nirgends anwendbar war auf die Theilnahme an einer unbedeutenden Straßenprügelei, bei der es auf jeder Seite einen Verwundeten gegeben hatte. Auf Calvins eigenhändigen Befehl[2]) hin wurden die Verhafteten nicht allein fortwährend gefoltert, sondern auch gegen den ausdrücklichen Wortlaut der Gesetze ohne ihr eigenes Geständniß zum Tode verurtheilt. Wirklich erlitten vier von ihnen die Hinrichtung durchs Schwert, darunter der Münzmeister Franz Daniel Berthelier, der jüngste Sohn des glorreichsten Märtyrers der Stadt in ihrem Freiheitskampfe gegen Savoyen, ein Mann, den der Rath noch nach dem angeblichen Aufruhr zu einer wichtigen Sendung in das Ausland verwendet hatte. Den Entflohenen wurden die Güter konfiscirt. Ihre Freunde bestrafte man mit Geißelungen, Pranger, Einkerkerung, Geldstrafen.

1) Dies alles ist durch J. B. G. Galiffe in den Quelques pages d'histoire exacte S. 104 ff. unwiderleglich nachgewiesen. 2) Der betreffende Zettel, von seiner Hand geschrieben und mit seinem Siegel belegt, ist noch vorhanden (Galiffe a. a. O. S. 109, Anmerkung 3). Es wirft auf Calvins Wahrheitsliebe ein eigenthümliches Licht, daß er an Bullinger schrieb, die Gefangenen seien nur ein wenig an den Armen in die Höhe gezogen, aber nicht eigentlich gemartert worden; Stähelin I, 474. — Und dabei haben Stähelin, Henry und so viele andere sich stets ausschließlich auf die leidenschaftlich entstellten Angaben Calvins als die „authentischste" Darstellung der Ereignisse berufen. Kein Wunder, daß dieselben bis in die jüngste Zeit völlig falsch geschildert worden sind! Beza in seinem Leben Calvins übergeht kluger Weise diese Dinge fast völlig mit Stillschweigen.

Der ganze unwürdige und tragische Vorgang läßt sich nur mit den Ereignissen der französischen Revolution vergleichen, wo die Schreckensmänner gleichfalls „Verschwörungen" erfanden, um dann ihre politischen Gegner in Masse dem Schaffot zu überliefern. Calvin, obwohl er der Inscenirung der traurigen Posse gewiß fern stand, hatte ihr nach Kräften zu ihrem blutigen Ausgange verholfen. Seine und seiner Freunde Rachsucht verfolgte die Entflohenen noch in ihrem Zufluchtsorte durch falsche Anklagen. Einige Genfer, die ihre Sympathien gegen die unschuldig Verurtheilten nicht verbergen konnten, wurden gleichfalls hingerichtet. Unter solchem Schreckensregimente wanderten in den nächsten Jahren mehrere hundert altgenfer Familien nach Bern aus, wo man nicht minder als in der ganzen Schweiz das Vorgehen der Genfer Calvinisten auf das schärfste verurtheilte, so daß für eine Zeit lang eine gefährliche Spannung zwischen den beiden Städten eintrat.

Freilich hatte mit diesen Maßregeln Calvin sich Genf unterworfen; oft murrend und unwillig wagte doch das Volk nicht mehr, sich gegen des Reformators Werk und Willen zu erheben. Genf war der Felsen geworden, auf dem sich die eherne Hauptfeste des Calvinismus erhob, eine Warte, zu der alle Reformirten Frankreichs, der Niederlande, Englands, Italiens aufschauten, zu der von nah und fern zahllose Eiferer strömten. Die Begabtesten und Gelehrtesten unter ihnen suchte Calvin heraus, um sie an der Akademie anzustellen, die er zur Heranbildung von Geistlichen für die französischen Reformirten im Juni 1559 gründete; neben den theologischen wurden auch philosophische, philologische, naturwissenschaftliche Vorlesungen gehalten. Es zeigte sich sofort, von welcher Bedeutung diese Akademie für die Reformirten nichtdeutscher Sprache war: schon im ersten Jahre zählte sie neunhundert Studenten und Hunderte von Erwachsenen, die gekommen waren, die Vorträge Calvins und seiner geistlichen Genossen zu hören. Von Genf aus zerstreuten sie sich dann durch alle Länder, die Lehren, die sie dort empfangen hatten, weiter auszubreiten und zu verfechten.

Ueberhaupt war die Sorgfalt für den Unterricht eine der rühmlichsten Seiten des Calvinismus. In der unmittelbaren Nähe Genfs, auf Berner Gebiete, in dem reizend gelegenen Lausanne, war gleichfalls eine Akademie errichtet, die von 700 Schülern und Studenten besucht war. Der berühmteste und maßgebendste Professor derselben war Theodor de Bèze (Beza), ein unbedingter Bewunderer und Anhänger Calvins. Bèze, aus vornehmer Adelsfamilie zu Vézelai in der Champagne im Jahre 1519 geboren, war gewissermaßen schon durch seinen Bildungsgang zum Schüler und Nachfolger Calvins bestimmt. Auch er war von seinem Vater zum Rechtsstudium angehalten worden; auch er hatte die Universitäten Bourges und Orleans besucht; auch er sich mehr dem Humanismus als der Jurisprudenz gewidmet und als erste Arbeit eine philologische Abhandlung veröffentlicht; auch er war endlich — nach einem ziemlich lockern Leben — durch Volmar, den deutschen Lehrer Calvins, zum Protestantismus herübergezogen worden. Dreißig Jahre alt,

war er nach Genf entflohen und hatte bald eine reiche Wirksamkeit als Professor der griechischen Literatur an der Lausanner Akademie gefunden. Mehr und mehr ging er jedoch zur Theologie über; und der ehemalige lebenslustige, humanistisch weltliche Edelmann wurde der eifrigste und finsterste Bekenner des strengen Calvinismus. Bald ward er als treuester Gehülfe des Genfer Reformators an die dortige neu begründete Akademie berufen.[1])

Unermüdlich thätig war Calvin als Prediger, Schriftsteller, Professor, durch persönlichen Verkehr und politische Sendungen. Obwohl verwitwet, seines einzigen Sohnes durch den Tod beraubt, selbst durch schwere Krankheit in seiner ohnehin schwächlichen Konstitution noch mehr zerrüttet, ließ er sich doch durch seinen Feuereifer zu ununterbrochenen Anstrengungen fortreißen. Wir werden auf seinen großartigen Einfluß auf die fremden Länder noch zurückkommen. Aber auch die politischen Verhältnisse Genfs wurden nach seinen Angaben und Rathschlägen geordnet. Wunderbar doch, wie die Stadt ihre Unabhängigkeit und Eigenart bewahrte, da auf der einen Seite Bern sie zu absorbiren trachtete, andrentheils Frankreich, Spanien, Savoyen ihrer politischen Selbständigkeit und religiösen Ketzerei ein Ende zu machen suchten. Calvin trug kein Bedenken, gegen Bern den Schutz der katholischen Schweizerkantone anzurufen; gegen das französische Königthum versicherte er sich der Hülfe der dortigen Protestanten; gegen das nahe Savoyen wußte man sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Gerade die Menge der Gegner, die stets unter einander uneinig waren, rettete das kleine Gemeinwesen.

In allen diesen Beziehungen übernahm die Leitung jener kleine schwächliche Mann mit dem bräunlichen blutlosen Gesichte,[2]) den magern Zügen, dem langen spitzen Barte, der gewaltigen hoch gewölbten Stirn, dem geistvollen, scharfen, ernsten, ja finstern Auge. Sein Lebenswandel war tadellos, und wenn von seinen Gehülfen viele die Strenge, die sie gegen andere übten, bei sich selbst außer Augen ließen, so kann man Calvin einen solchen Vorwurf nicht machen. Doch lebte er keineswegs ärmlich, da er trotz seines sehr beträchtlichen Einkommens und der reichen Geschenke, die er fortwährend erhielt, wenig hinterließ; besonders bedurfte er feurigen und kostbaren Weines, um, bei aufreibender Thätigkeit, seiner körperlichen Schwäche nachzuhelfen. Trotz seiner in den letzten Lebensjahren fast unerträglichen Leiden leistete er eine wahrhaft bewundernswerthe Fülle von Arbeit aller Art; und jedes Wort, das aus seinem Munde oder aus seiner Feder hervorging, trägt den Stempel seines scharfen, gewandten, unermüdlichen Geistes, seiner klugen Berechnung, seines leidenschaftlichen und ehrgeizigen Gefühls. Bei jedem, was er that und sprach, setzte er sein ganzes Wesen ein.

Am 27. Mai 1564 erlag endlich Calvin seinen langen Leiden, noch nicht ganz fünfundfünfzig Jahre alt.

---

1) Heppe, Theodor Beza (Väter und Begründer der reformirten Kirche VI) Elberfeld 1861. 2) colore subpallido et nigritante, sagt Beza.

Seine Verehrer haben ihm einen üblen Dienst geleistet, wenn sie ihn häufig als einen Märtyrer seiner Sache, als einen, wenn auch unermüdlichen, so doch vor allem leidenden Kämpfer für die Reinheit der Lehre und des Lebens dargestellt haben. Calvin war vor allem eine großartige Herrschernatur, voll vordrängenden Ehrgeizes, voll unbezähmbarer Herrschsucht, voll politischer Geschicklichkeit und Taktgefühls, gewandt selbst in der Intrigue und in kleinlichen Mitteln, wenn sie ihm den Sieg versprachen. Auf dem Throne oder zu weltlichen Ehren geboren, würde er sicher einer der gewaltigsten und erfolgreichsten Staatsmänner aller Zeiten geworden sein. Aber in Wirklichkeit stellte er seine hohen Gaben und seine eigene Person in den Dienst einer großen Sache, in den Dienst der Wahrheit, wie er sie auffaßte, die ihm jeden seiner Schritte und selbst List und Unaufrichtigkeit zu adeln schien. Seine Gegner waren ihm zugleich die Gegner Gottes, zu deren Vernichtung — denn daß sie solcher anheimfallen müßten, stand ihm nach den Anschauungen seines Jahrhunderts von vorn herein fest — Trug und Gewaltthat als erlaubte Waffen erschienen. Milde und liebenswürdige Menschen haben nie Großes begründet in dem erbitterten Wettstreite der menschlichen Leidenschaften und Gedanken: etwas Eigenmächtiges, Selbstüberhebendes, Brutales, Gewaltsames, ja Schlauheit und unbedenkliche List sind fast jedem eigen, der Mächtiges und Bleibendes in der politischen Welt schafft. Bei Calvin dienten diese Eigenschaften wenigstens zur Verfechtung und siegreichen Begründung einer hohen und folgenreichen Idee. Wie sehr Calvin der Mann seiner Zeit war, wie sehr dieselbe seiner und zwar gerade in der Art, wie er war, bedurfte — beweist nicht allein der großartige Erfolg, den er unmittelbar erlangte, sondern auch der Umstand, daß alle seine Getreuen und Nachfolger sich mit seinem Hauche erfüllten und getreulich seinen Spuren folgten. Die Hugenotten Frankreichs wie die Geusen der Niederlande, die Presbyterianer Schottlands und die „Eisenseiten" Cromwells schien der Geist Calvins zu beleben und ihnen ihr Thun vorzuschreiben. Ernst, scharf und kantig, aber auch gewaltig und erhaben steht diese große geschichtliche Figur da, wie die eisgekrönten unzugänglichen Felsen, die sich in den grünen Fluthen des Genfer Sees spiegeln.



König Heinrich VIII. von England.

Aus dem großen Gemälde von Hans Holbein d. J. (1497—1554), welches den König darstellt, wie er der Zunft der Londoner Chirurgen und Barbiere ihre neuen Statuten übergibt. Nach dem Kupferstiche, 1736, von B. Baron. Originalgemälde in London.

II. Die Gegenreformation in England und Spanien; Philipp II.

Bis zu den äußersten Grenzen Europas, bis nach England und Schottland hatte sich die Wirksamkeit Calvins erstreckt.

Das England des beginnenden sechszehnten Jahrhunderts hatte mit dem heutigen sehr wenig gemein. Da waren noch nicht einmal die ersten Spuren von der großartigen Gewerbthätigkeit unserer Tage vorhanden. Der Bergbau, dem England jetzt zum bedeutenden Theile seinen Reichthum verdankt, beschränkte sich damals auf die Zinn- und Bleibergwerke von Cornwallis. Und selbst der Zinnexport betrug nur neuntausend Zentner per Jahr![1]) Die Städte waren eher im Verfalle denn im Aufblühen. Noch besaßen die Engländer nicht die Herrschaft über die Meere. Die Kriegsflotte bestand in 80 kleinen Fahrzeugen, deren größtes kaum einem Kanonenboote der Gegenwart entsprach. Die Handelsmarine war weit davon entfernt, derjenigen der Niederlande gleich zu kommen, die vielmehr die zahlreichsten Schiffe und die geschicktesten Seeleute besaßen und den Verkehr der europäischen Länder unter einander sowie mit den fremden Erdtheilen hauptsächlich vermittelten.

England war vor allem ein Ackerbaustaat, und doch war die Cultur des Bodens eine selbst für die damaligen Anschauungen wenig rationelle und so mangelhaft, daß sie kaum den eigenen Bedarf des Landes befriedigte. Am meisten blühte die Viehzucht, auf der auch die einzige englische Industrie, die Wollenmanufaktur beruhte, während außerdem große Mengen von Wolle und Leder zur Verarbeitung nach den nahen Niederlanden entsandt wurden. Nicht, wie jetzt, die reichen Kaufleute und Fabrikanten, sondern die großen und kleinen Landbesitzer, die Lords und Country-Gentlemen machten die vorwiegende Klasse aus. Und wie diese die ländliche Gesellschaft leiteten, so war die spärliche städtische Bevölkerung in streng geregelte Gilden und Korporationen gegliedert. Die Feudalität beherrschte eben noch das soziale Leben, wenn auch in sehr gemilderter Form.[2]) Und ebenso wie der Nationalwohlstand, waren die politischen Mittel dieses Staates geringfügig. Die gesammte Bevölkerung von England und Wales betrug noch nicht 5 Millionen. Noch unbedeutender waren die öffentlichen Einkünfte. Direkte Steuern gab es in gewöhnlichen Zeiten gar nicht, die Zölle und Verbrauchssteuern beliefen sich auf nur 160,000 Kronen und die

1) G. Schanz, Englische Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters (Leipzig 1881) II, 21. 2) Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth. I, 3 ff.

gesammten Einnahmen Sr. englischen Majestät auf eine Million Kronen das Jahr. Das Volk war wenig unternehmend, wenig geistig angeregt. Seine Freude war zu schmausen und zu trinken. Die Vornehmen jagten, vergnügten sich mit den Damen, umgaben sich mit einer zahlreichen Dienerschaft. Dabei waren die Engländer durchaus für ihr Volk und ihren Staat eingenommen und verachteten und vermieden fremdes Beispiel.[1]) — So konnte England damals höchstens auf eine mittlere Stellung zwischen den Mächten ersten und zweiten Ranges Anspruch machen, etwa wie Preußen sie in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts eingenommen hat.

Seit dem Beginne der neuern Zeitepoche, seit dem Jahre 1485 hatte eine neue Dynastie, die der Tudor, den englischen Thron bestiegen. Es ist kein Zweifel, daß dieses Herrscherhaus gewaltsamer und tyrannischer auftrat als seine Vorgänger. Ein gemeinsamer Zug findet sich bei allen Mitgliedern desselben wieder: der eigenwilliger Kraft, einer Willkür, die sich leicht bis zur Grausamkeit steigert. Sie wurden in ihren absolutistischen Bestrebungen durch die Gunst der Umstände unterstützt. Die hohe Aristokratie, die sich früher allen despotischen Neigungen des Königthums mit Nachdruck und Beharrlichkeit widersetzt hatte, war durch den furchtbaren Bürgerkrieg der Rosen zum guten Theil vernichtet, ihr Rest bis zur Machtlosigkeit geschwächt. Der Bürgerstand, welcher das Unterhaus bildete, ersehnte nach den innern Kriegen vor allem Ruhe und Frieden; und da ohnehin die Regierung durch ihre Beamten auf die Wahlen der Unterhausmitglieder — besonders in den Grafschaften, etwas weniger in den Städten — bedeutenden Einfluß ausübte, war sie ziemlich sicher, eine gefügige Mehrheit auch bei den Commons zu finden.

So scheute zumal der zweite Tudor, Heinrich VIII., seinem gewaltthätigen und leidenschaftlichen Charakter gemäß, durchaus nicht vor ungesetzlichen und willkürlichen Maßregeln zurück. Er hielt sich für unbeschränkt nach Art der römischen Imperatoren, jeden Widerstand gegen seinen Willen für eine Rebellion gegen Gott; sogar eine unbedingte Macht über die Gewissen schrieb er sich zu. Königliche Verordnungen mit Gesetzeskraft wurden häufig ohne parlamentarische Zustimmung erlassen, Steuern ohne Genehmigung der Volksvertretung ausgeschrieben oder unter dem Namen von Anlehen zwangsweise von den Begüterten erhoben. Nach den tyrannischen Launen des Königs mußten die Vornehmsten des Reiches, Königinnen, Herzoge und Grafen, unter eitlen Formen der Justiz das Blutgerüst besteigen. Dabei pries man den Herrscher in dem gefügigen Parlamente als einen Salomo an Weisheit, einen Simson an Stärke, einen Absalon an Schönheit. Freilich mußte dieser Tyrann sich hüten, den Unwillen des Volkes zu erregen. Es kümmerte sich wenig um die großen Lords und Ladies und die reichen Kaufleute der City; wenn aber der Monarch einen allzu kühnen Griff in den Beutel der Steuerzahler

1) Bericht des Florentiners Petruccio Ubaldini, v. J. 1551; Raumer, Briefe aus Paris. II, 68 ff.

thun wollte, dann strömten — wie im Jahre 1525 — so große bewaffnete Massen zusammen, daß der König schleunigst nachgab. Die 3—4000 Soldaten, die er unterhielt, waren offenbar nicht im Stande, ihn gegen ein waffengeübtes und streitbares Volk von 5 Millionen zu schützen.

Indeß im gewöhnlichen Laufe der Dinge war Heinrich VIII. allmächtig. Dies zeigte sich recht deutlich in der Entwicklung, welche die Reformation in England nahm.

England war nach der Eroberung durch die Normannen eine der treuesten und kirchlichst gesinnten Provinzen des heiligen Stuhles gewesen; aber indem die Päpste diese Gesinnung zur finanziellen Ausbeutung und zur politischen Knechtung des Reiches mißbrauchten, erweckten sie den lebhaftesten Widerstand. Schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts trat derselbe deutlich hervor. Der Adel bildete eine Vereinigung, welche den Papst zwang, auf die Besetzung der von weltlichen englischen Herren abhängigen Pfründen zu verzichten. Die Reichsgesetzgebung verbot durch das berühmte Statut Praemunire facias bei den schärfsten Strafen, vom Papste direkt Provisionen, d. h. Uebertragungen von Pfründen anzunehmen oder sich ohne besondere königliche Erlaubniß der Gerichtsbarkeit des Papstes oder seiner Legaten zu unterwerfen. Dieser Gegensatz war nur wider die Disciplinargewalt des Papstes gerichtet; allein es ist bekannt, wie um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch die katholische Lehre von Wycliffe in einem Umfange und mit einer Entschiedenheit angegriffen wurde, die ihn auf eine Stufe mit den Reformatoren des 16. Säkulums stellen. Obwohl grausam verfolgt, erhielten sich seine Anhänger, die Lollarden, bis die ersten Schriften Luthers und seiner Freunde, die gelehrten sowohl wie die populären, in England Eingang fanden. Indeß trotz einzelner Uebertritte zur Reformation hielt die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung an der katholischen Kirche fest. Der König ging ihr mit seinem Beispiele voran, indem er selbst in einem 1521 erschienenen Buche die Siebenzahl der Sakramente gegen Luther vertheidigte und dafür von diesem grobe Schimpfreden, vom Papste aber den Titel Defensor fidei einerntete. Anhänger der Reformation wurden in nicht unbeträchtlicher Zahl verbrannt; sie gehörten fast alle den ärmeren Klassen an, kein Edelmann, kein Prälat hatte sich ihnen angeschlossen.

Da brachte, wie man weiß, eine ganz äußerliche Angelegenheit, Heinrichs Ehescheidungssache, in der Papst Klemens VII. sich ihm wenig günstig zeigte, den König zu dem Entschluß, mit Rom zu brechen. Von dogmatischen Aenderungen freilich war einstweilen weder bei König noch Volk die Rede, sondern man begnügte sich, auf dem durch das Statut Praemunire vorgezeichneten Wege weiter vorzugehen. Es gelang dem Könige, hauptsächlich auf den Rath seines Ministers Thomas Cromwell, seine Geistlichkeit völlig von dem Papstthum loszulösen, die anglikanische Kirche zu einer nationalen zu gestalten. Das Unterhaus war wegen der allgemeinen antiklerikalen Stimmung der Zeit gern bereit, dem Könige auf diesem Wege zu folgen; die Lords waren

gehorsam; die hohe Geistlichkeit unterwarf sich, weil der Monarch sie gegen Luther- und Lollardenthum schützte. Der Herrscher ward als das oberste Haupt der englischen Kirche anerkannt (1532). Appellationen nach Rom zu richten, dort Dispense zu fordern, ward bei strenger Strafe untersagt; Männer, die nicht nach dem Belieben des Königs die tausendjährige Einheit der katholischen Kirche aufgeben wollten — wie der treffliche Kanzler Thomas More und der gelehrte Bischof Fisher — wurden hingerichtet. Man löste die Klöster auf, die jederzeit die festesten Stützen der päpstlichen Autorität gewesen, und zog ihre überaus reichen Güter zu Gunsten der Krone ein. Hierdurch verlor überhaupt der Klerus viel von seiner bisherigen Geltung im Staatsleben. Früher hatten die Bischöfe und gefürsteten Aebte die Mehrheit im Oberhause besessen; nun waren die letzteren verschwunden, und damit trat bei den Lords das geistliche Element weit hinter das weltliche zurück.

Trotz dieser Umwälzung versuchte Heinrich die Dogmen der Kirche festzuhalten, ohne Zweifel im Einverständniß mit der großen Masse seines Volkes, die zwar dem Ultramontanismus feind, aber dem Glauben der Väter ergeben und anhänglich war. Demgemäß verfuhr Heinrich, dieser Despot, der doch für die Wünsche seiner Nation ein offenes Ohr besaß. Im Jahre 1539 verkündigte er die sechs Artikel, durch welche Priesterehe und Laienkelch verworfen, das Dogma der Transsubstantiation, die herkömmliche Feier der Messe und die Ohrenbeichte unter Androhung strenger Strafe eingeschärft wurden. Sein Geheimsiegelbewahrer Cromwell, der den Protestanten zu günstig schien, mußte den Tod erleiden. Während man die Papisten mit dem Schwert hinrichtete, als politische Verbrecher, verbrannte man die Protestanten als Ketzer. Dann hing es zum guten Theile von den äußeren Verhältnissen ab, ob man sich strenger gegen jene oder wider diese verhielt: stand England mit den deutschen Lutheranern im Bunde, so zeigten Heinrich, seine Minister, sein Volk sich reformatorisch; hielten sie es mit dem Kaiser, so schienen sie nur wenig vom katholischen Bekenntniß abzuweichen.

Auf die Länge ließ sich indeß ein solcher Zustand nicht aufrecht erhalten. In der katholischen Kirche war die Suprematie des Papstes zum Glaubenssatze geworden: wenn man diesen für nichtig erklärte, wie konnte man da die übrigen Dogmen als unbedingt verbindlich vertheidigen? Gegen jene Suprematie berief man sich auf die Bibel und die Schriften des apostolischen Zeitalters als ausschließliche Autorität für den Glauben: wie durfte man es verbieten, in jeder andern Beziehung auf diese selben Dokumente als alleinige Glaubensnorm zurückzugehen?

Heinrich VIII. selbst schien an seinem Lebensende dies einzusehen, denn nicht nur führte er damals Gebete in der Muttersprache an Stelle des römischen Breviers ein, sondern er bestimmte auch zur Leitung der Regierung während der Minderjährigkeit seines Sohnes Eduard VI. Männer von vorzugsweise protestantischer Richtung. Von ganzem Herzen gehörte derselben an Eduard Seymour Herzog von Somerset, der mit dem Titel eines Lord-Protektor die

Summe der Geschäfte übernahm (1547). Somerset wandte sich um Rath an das damals anerkannte Haupt der reformirten Welt, an Calvin. Der antwortete ausführlich. Indem er einerseits, seiner Weise gemäß, das Schwert anzuwenden rieth gegen die Katholiken und gegen die wiedertäuferischen „Gospeller", machte er doch auch auf die gründliche Unterweisung des Volkes als das beste Mittel zur Ausbreitung der reinen Lehre aufmerksam. Es entspricht nicht minder durchaus Calvins Anschauungen, wenn er die Aufstellung einer bestimmten, genau definirten Bekenntnißformel verlangt; wenn er ferner auf strenge Sittengesetze und Sittenpolizei dringt. Unausgesetzt blieb der Reformator mit dem Lord-Protektor und dessen Familie in brieflicher Verbindung.



Eduard VI. von England als Kind.
Zeichnung von Hans Holbein dem Jüngeren.
In der Windsor Collection.

Der Primas des Reiches selbst, Erzbischof Cranmer von Canterbury, unterstützte Somerset in seinen Neuerungen; bedeutende protestantische Lehrer, wie Bucer aus Straßburg, wurden herangezogen. Die sechs Artikel wurden abgeschafft, die Kommunion in beiderlei Gestalt, die Priesterehe, die Abendmahlslehre nach protestantischer Auffassung eingeführt. Indeß an der königlichen Suprematie über die Kirche, an der königlichen Ernennung der Bischöfe, an dem Bisthum selbst als einer göttlichen Einrichtung, an katholisch prächtigen Formen des Kultus hielt auch die neue Regierung fest. Sie war doch sehr weit von der Auffassung eines Calvin entfernt, so freundlich auch der junge König selbst sich seinen Rath erbat. Calvin ward ärgerlich; in zahlreichen Briefen beklagte er sich über den „götzendienerischen Sauerteig", den „päpstlichen Unrath", der in der englischen Kirche zurückgeblieben sei.

Allein es stellte sich bald heraus, daß selbst die bisherigen Reformen bei einem großen, wenn nicht dem größten Theile des englischen Volkes lebhaften Widerstand fanden. In der That war die schnelle religiöse Umwälzung, wie so viele andere politische und soziale Revolutionen, zunächst nicht ohne erschreckende Folgen geblieben. Die alten kirchlichen Einrichtungen für Wohlthätigkeit, Krankenpflege, Unterricht waren geplündert und zerstört, ohne durch neue ersetzt zu werden. Die protestantischen Geistlichen, deren man in großer

Zahl bedurfte und bei deren Auswahl man deshalb nicht immer sehr streng verfuhr, ließen oft an Wissen, Ueberzeugungstreue und Sittlichkeit viel zu wünschen übrig — mehr Abenteurer als Kleriker! Zahlreiche Klassen der Bevölkerung verstanden die Lehre von der Nutzlosigkeit der guten Werke dahin, daß nun jede moralische Vergehung erlaubt sei. — Selbst Protestanten meinten, daß es so nicht weiter gehen könne. Und mit diesem religiösen Mißvergnügen verband sich eine tiefgehende, die gesammten niedern Klassen des Volkes durchdringende Unzufriedenheit, die ihren Grund in den ökonomischen Zuständen des Landes hatte.

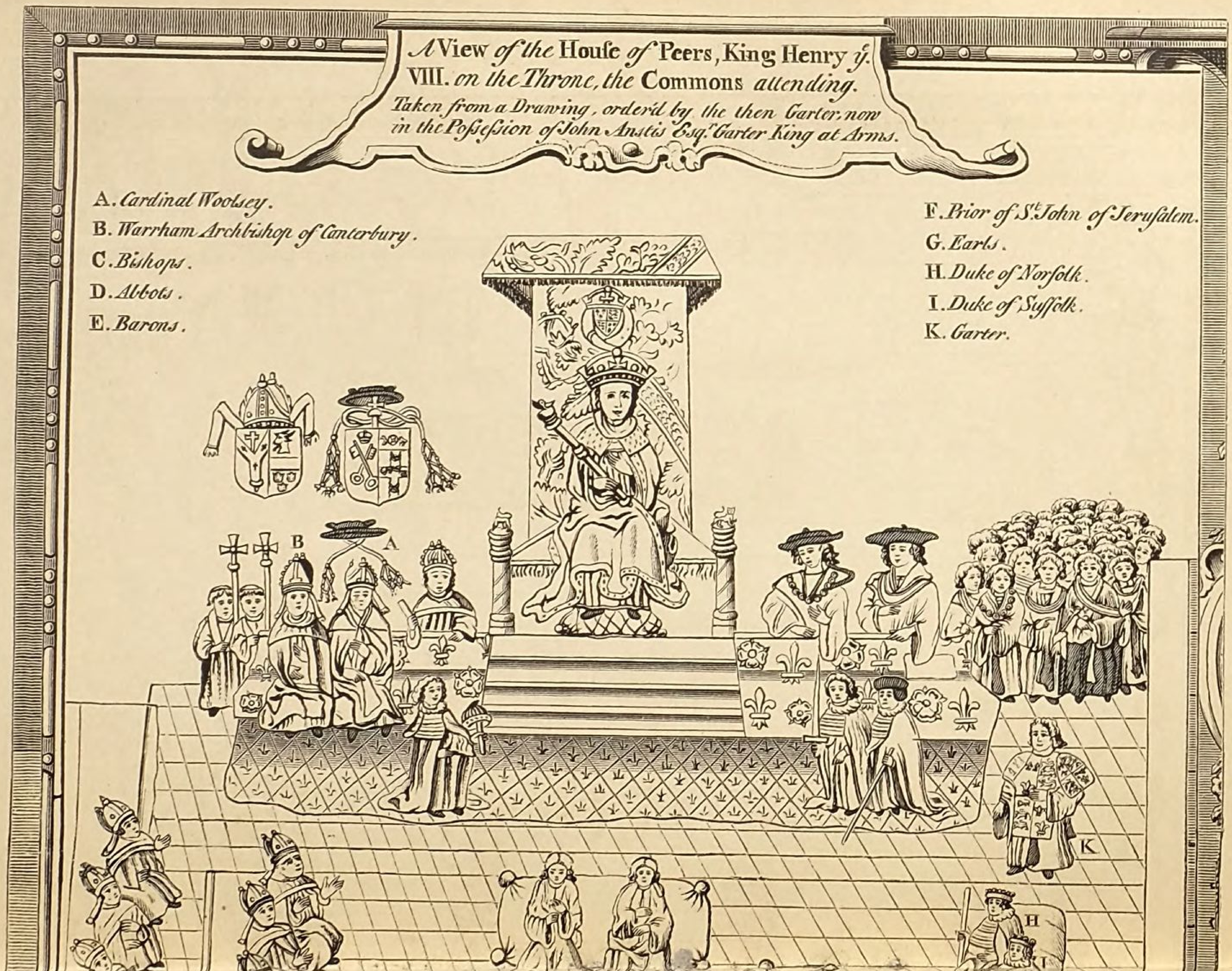
Eine großartige, allgemeine Umwälzung hatte sich seit der Thronbesteigung der Tudors, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den Lebens- und Besitzverhältnissen der ländlichen Bevölkerung vollzogen.

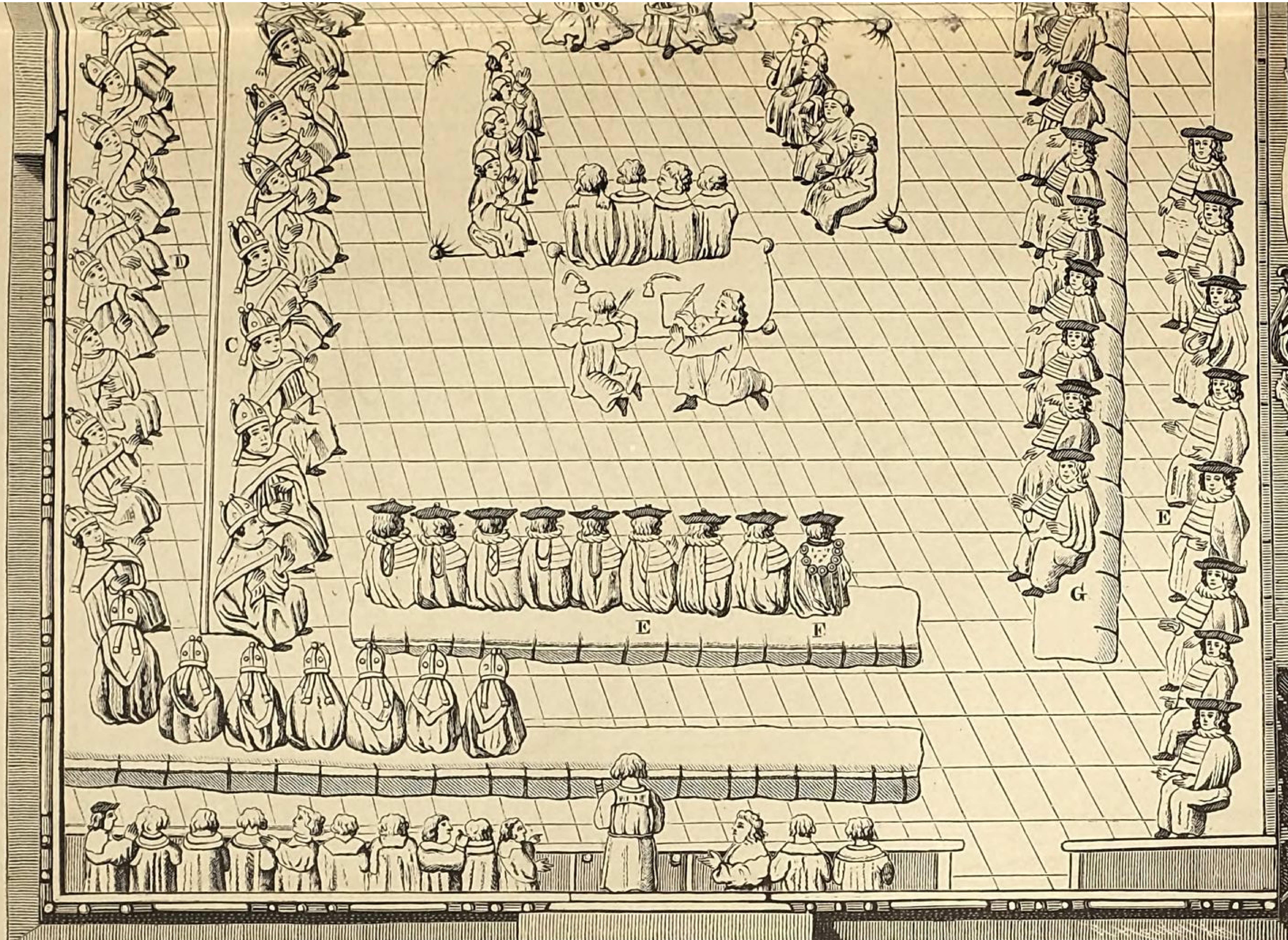
Im mittelalterlichen England hatte fast überall die Bauernschaft in einer mehr oder minder ausgedehnten Feld- und Wiesengemeinschaft mit einem durch die Sitte auferlegten Bebauungssystem primitiver Art — der Zwei- oder Dreifelderwirthschaft — gelebt. Eine allgemeine und dauernde Aussonderung aus dieser Gemeinschaft pflegte nur für die Wohnungen und den dazu gehörigen Hofraum, und dann für den herrschaftlichen Garten und Park stattzufinden.[1]) Aber nicht nur der Bauern, sondern auch des Herrn Ackerstreifen lagen in unendlicher Parzellirung, in kleinsten Banden bunt gemengt durcheinander und mußten alle in bestimmter, durch die Sitte geheiligter Weise bebaut werden, auch nach der Ernte sowie in der Brache als gemeinsame Weide dienen. Die Folge dieses Systemes war selbstverständlich in ökonomischer Beziehung eine sehr ungünstige. Der Ackerbau blieb auf niedriger Stufe, die Kräfte wurden durch die Entfernung der demselben Anbauer gehörenden Acker- und Wiesenparzellen unnütz vergeudet; selbst dem Vieh mangelte es an dem nöthigen Winterfutter. Anders stellt sich die Sache in sozialer Richtung dar. Diese Weise der Landverwerthung gestattete einer bedeutenden Anzahl kleiner Bauern, die überdies schon vor Ablauf des Mittelalters die Leibeigenschaft abgestreift sowie die Naturalabgaben und Fronden für den Gutsherrn in Geldzinse verwandelt hatten, sich wenn auch ärmlich so doch genügend in der soeben geschilderten Gemeinsamkeit durchzubringen.

Indeß die in England früher als auf dem Kontinent sich entwickelnde Geldwirthschaft führte schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine Sprengung dieser Feldgemeinschaften, ein Streben nach spekulativer Entwickelung der ländlichen Gewerbe herbei.[2]) Die größern Grundbesitzer suchten aus der Feldgemeinschaft auszuscheiden, um ihre Grundstücke besser verwerthen, intensiver bearbeiten zu können. Dies gelang ihnen auch mehr und mehr infolge ihrer politischen, sozialen und ökonomischen Ueberlegenheit über die kleinen Bauern.

---

1) E. Nasse, Ueber die mittelalterliche Feldgemeinschaft und die Einhegungen des sechszehnten Jahrhunderts in England (Bonn 1869) S. 37 f. 2) Nasse a. a. O. 55 ff.


A View of the House of Peers, King Henry ye VIII. on the Throne, the Commons attending.
Taken from a Drawing, order'd by the then Garter, now in the Possession of John Anstis Esqr. Garter King at Arms.
A. Cardinal Woolsey.
B. Warrham Archbishop of Canterbury.
C. Bishops.
D. Abbots.
E. Barons.
F. Prior of St. John of Jerusalem.
G. Earls.
H. Duke of Norfolk.
I. Duke of Suffolk.
K. Garter.
A
B
H
K



Eine Sitzung des Oberhauses unter Heinrich VIII.

Facsimile einer gleichzeitigen Zeichnung.

Die separirten Grundstücke wurden dann gegen jede fremde Benutzung durch Einhegung geschützt. Zweitens aber waren die Gutsherren bemüht, die kleinen bäuerlichen Besitzungen zu größern zusammenzulegen. An der Erhaltung der kleinen Bauern hatte nach Wegfall ihrer persönlichen Dienste der Grundherr kein Interesse mehr; es war im Gegentheil angenehmer von einer geringern Zahl von Bauern dieselben Zinse zu beziehen, es war vortheilhaft, die gutsherrliche Weide von bäuerlichen Weiderechten zu befreien, und gewiß viel leichter größere bäuerliche Besitzungen in Zeitpachtungen zu verwandeln als kleine. Aber mehr noch. Unter den Tudors gelang es den Gutsherrn in steigendem Umfange, die kleinen Bauerngüter überhaupt einzuziehen und der herrschaftlichen abgesonderten und eingehegten Domäne zuzufügen, theils durch Kauf oder sonstige gütliche Uebereinkunft, theils aber auch durch nackte Gewalt. Allerdings waren rechtlich die Bauern vollkommen in ihrem Besitzthum geschützt, allein thatsächlich nützte ihnen das äußerst wenig. Sie hatten meist keine Besitztitel. Sie waren nicht, wie ihre Gegner, im Stande geübte Advokaten anzuwerben. Die gerichtliche Prozedur war langwierig und kostspielig. Die Richter gehörten, wie die großen Herren, den regierenden Klassen an und waren außerdem in jenen Zeiten politischer und religiöser Umwälzung sowie sittlicher Entartung der Bestechung sehr zugänglich. Das Ergebniß von allem dem war, daß trotz alles theoretischen gesetzlichen Schutzes der Bauer faktisch dem Belieben seines Grundherrn überliefert war. Nach Aufhebung der Klostergüter erklärten überdies deren neue Besitzer allgemein, durch die Säkularisation seien alle alten Besitzrechte der zu jenen gehörigen Bauern erloschen. Die letztern wurden genöthigt, entweder Zeitpachtkontrakte anzunehmen oder, wenn sie dies nicht wollten oder nicht konnten, ihre Stellen ganz zu verlassen.

Nun läßt sich keineswegs leugnen, daß vom ökonomischen Standpunkt aus die Umwälzung eine nothwendige und nützliche war. Schon im sechszehnten Jahrhundert selbst lobte man an dem eingehegten Lande die Freiheit der Wahl in der Fruchtfolge, die intensivere Ausnutzung. Eine Wechselwirkung von Getreidebau und Viehzucht trat ein, welche die Ergiebigkeit des Bodens erhöhte und erhielt. Die Produktion der Wolle, damals, wie erwähnt, des wichtigsten englischen Ausfuhrartikels, nahm in großartiger Weise zu. Die natürliche Feuchtigkeit des englischen Klimas machte die gelegentliche Ausnutzung des Feldes zur Wiese leichter und einträglicher als in andern Ländern.

Aber für den Stand der kleinen freien Bauern, der Yeomen, in dem man damals die Kraft und den Kern des englischen Volkes zu finden glaubte, war zunächst diese Umwandlung durchaus verderblich. Er sah sich zum Theil in eine abhängige Stellung herabgedrückt; noch mehr, ganze Massen der wackersten Bauern wurden ohne eigenes Verschulden mit Weib und Kind obdachlos, ohne Aussicht auf Brod oder Beschäftigung ganz einfach auf die Straße geworfen. Ländereien, die früher Hunderten fleißiger Menschen einen mäßigen aber

genügenden Unterhalt gewährt hatten, wurden in eingehegte Schafweiden verwandelt[1]). Die Schafe, sagte man, verdrängen die Menschen, die Weiden zerstören Dörfer und Städte. Vergebens suchten, schon unter Heinrich VII. und VIII., wiederholte Gesetze die Bauernlegung, die Ausdehnung der Einhegungen, die Vergrößerung der Schafheerden rückgängig zu machen. Nichts half gegen die unwiderstehliche Macht des ökonomischen Triebes der Zeit.

Und zwar um so weniger, als die kleinen Grundbesitzer durch die unter Heinrich VIII. auf die Landwirthschaft gelegten zahlreichen Beschränkungen und Abgaben erdrückt wurden, während die großen sich durch Einhegungen, Annexion der Gemeindeweide, verbesserte Produktion und beharrliche Eludirung der Gesetze entschädigten.

Man schätzte unter Heinrich VIII., daß fünfzigtausend Pflüge eingegangen waren, deren jeder durchschnittlich sechs Personen ernährt hatte. Alle diese Unglücklichen befanden sich im schrecklichsten Elende, das die Zeitgenossen nicht düster genug schildern können. Die Zahl der Bettler und Diebe nahm furchtbar zu, neue Gefängnisse, neue Galgen mußten errichtet werden — denn meist suchten jene vergebens ehrliche Beschäftigung.

Die unternehmendsten und intelligentesten unter ihnen drängten sich zum Gewerbe. Um so mehr Sorgfalt hatte schon Heinrich VIII. der Industrie und dem Handel gewidmet.

Sein System war dabei selbstverständlich das merkantilistische, auf ausschließende Begünstigung der heimischen Produktion berechnet. England suchte sich von aller Abhängigkeit von den Nachbarländern zu befreien, die nationale Industrie und den nationalen Handel zu entwickeln, sie in den andern Ländern zur Geltung zu bringen und ihnen neue Absatzwege zu eröffnen.[2]) Es läßt sich nicht leugnen, daß die Regierung Heinrichs VIII. hier einige wichtige Ergebnisse erlangte. Sie wußte den Niederländern, die sich England unentbehrlich glaubten, alle Versuche zu vereiteln, für sich Abschaffung der auf den Fremden lastenden Zölle und Abgaben durchzusetzen. Während früher die Venezianer den Handel zwischen den Mittelmeerländern und England vollständig beherrscht hatten, schlossen die beiden ersten Tudors und zumal Heinrichs VIII. Minister Thomas Cromwell jene allmählich ganz von England aus. Die englischen Schiffe übernahmen vielmehr selbst den Handel mit Venedig und dem europäischen Süden. In Dänemark, mit dem man in starkem Verkehre stand, setzte Heinrich VIII. wichtige kommerzielle Vortheile für die englische Flagge durch. In Portugal erlangte die englische Industrie geradezu eine herrschende Stellung infolge durchgehender gesetzlicher Begünstigung. Viele englische Kaufleute ließen sich in diesem Lande nieder. Dadurch wurden sogar die schwachen gewerblichen Keime in Portugal zerstört.

---

1) Vgl. G. Schanz, Englische Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters. (Leipzig 1881.) I, 465 ff. 667. 2) Schanz I, 108 f. 2c.

Endlich wollte Thomas Cromwell einen entscheidenden Schlag gegen die fremden Flaggen in englischen Häfen führen. Wie mehr als hundert Jahre später ein anderer Cromwell, erließ er im Jahre 1539 eine Navigationsakte — for the maintenance of the navy. Dieselbe enthielt für englische Schiffer einen Maximaltarif der Frachten von und nach den wichtigsten kontinentalen Häfen, gewährte aber dafür auch den englischen Schiffen Prämien und verlieh Handelsvortheile denjenigen Fremden, die sich englischer Schiffe bedienen würden. Indeß sie erregte unter den übrigen seefahrenden Nationen einen solchen Sturm des Schreckens und Unwillens, daß Heinrich VIII. sie später zum Theil wieder aufheben mußte.

Wirksamer waren die Maßregeln, die dieser König zum Schutze des englischen internationalen Handels traf. Er entwickelte beträchtlich die Kriegsflotte; er war der erste christliche Souverän, der einen besondern Stand von Seeoffizieren heranbildete. Am Ende seiner Regierung hatte er 53 Kriegsfahrzeuge mit 5136 Matrosen, 1885 Soldaten, 759 Artilleristen, 235 Erz- und 2752 Eisenkanonen — eine Seemacht, der man nicht ungestraft trotzen durfte.

In der That gelangte der englische Außenhandel damals meist in die Hände der Einheimischen.[1]) Sie bildeten im Tuchhandel 58, im Weinhandel 78 Prozent der Ex- und Importeure. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab es nicht weniger als 3500 Kaufleute, die nur nach den Niederlanden handelten.[2]) Einzelne englische Industriezweige zogen aus dieser Nationalisirung des englischen Außenhandels wirklich großen Vortheil, zumal die Tuchfabrikation und besonders der Export ungefärbter Tuche, der sich während der Regierung Heinrichs VIII. um die Hälfte, von 84,000 auf 122,000 Stück hob.[3]) Allein im Allgemeinen hatten für den Gewerbefleiß die nicht immer einsichtigen und wenig konsequenten Förderungsmaßregeln Heinrichs VIII. geringern Erfolg als für den Außenhandel. Da die Industrie infolge des Aufschwunges des Exportes mehr den Charakter der Großindustrie annahm, wurde der kleine Handwerker geradezu aufgesogen, vernichtet. Während also die beschäftigungslose Agrarbevölkerung nur zum Theil in der Industrie Versorgung fand, ward die Zahl der Vagabunden beträchtlich wieder aus dem kleinen Gewerbestande vermehrt. Dabei empfand das leidende Volk sehr schwer die Aufhebung der Klöster, die doch oft den Mittellosen vor dem Verhungern geschützt hatten.

Die Noth wurde durch verkehrte finanzielle Unternehmungen Heinrichs VIII. noch gesteigert, zumal durch die exorbitanten Münzverfälschungen, die dieser Herrscher sich zu Schulden kommen ließ. Mit erschreckender Schnelligkeit wich darauf das bessere Geld aus dem Lande, während das schlechte, das die Ausländer zurückwiesen, darin blieb. Trotz hoher Preise herrschte allgemeiner

---

1) Schanz II, 27. 2) Wheeler, Treatise of commerce 78. 3) Schanz I, 476 ff., 488 ff., 536 ff., 668 ff. II, 17 ff.

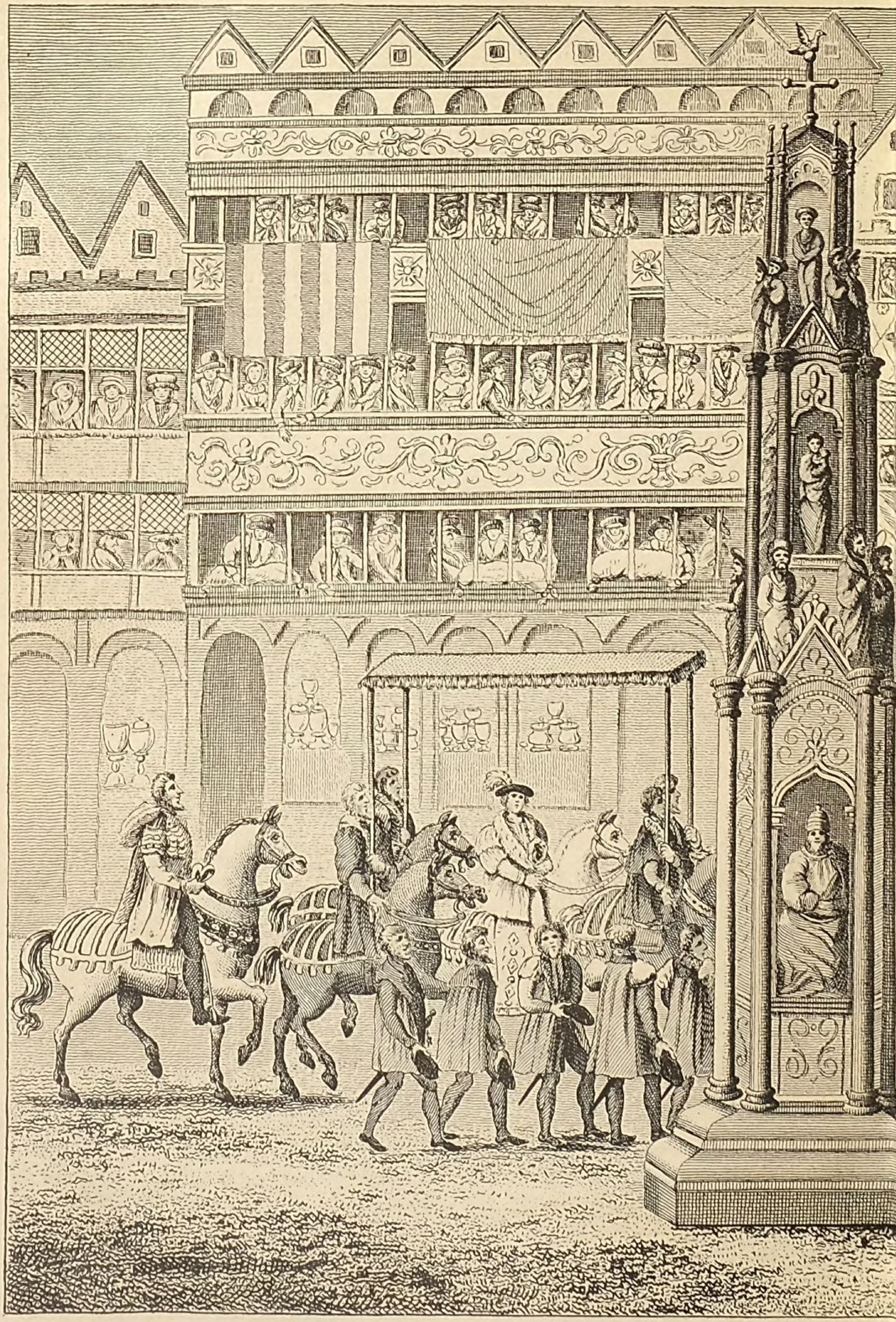
Geldmangel. Auch sonst blieben die üblen Folgen, die aus solchen Operationen zu entstehen pflegen, nicht aus. Das Vertrauen in der Handelswelt hörte auf, die Verwirrung war grenzenlos, der Warenumsatz geschwächt, der Gang des gesammten Verkehrs verlangsamt. Die Preise stiegen nicht bloß um den Betrag der Münzentwerthung, sondern noch höher. Die Kaufkraft der Konsumenten nahm ab. Alle diejenigen, welche ein festes Nominaleinkommen bezogen, verarmten. Die Staatskasse selbst litt nicht am wenigsten: nur die Geldspekulanten hatten den Vortheil. Das Bettler- und Vagabundenthum nahm unausgesetzt zu.

Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erreichte die populare Unzufriedenheit, zumal in der ländlichen Bevölkerung, eine gefahrdrohende Höhe.[1]) Die Flugschriften der Zeit sind voll davon, die bedeutendsten Prediger klagen darüber; selbst in Reden, die vor König und Hof gehalten wurden, warf man den Edelleuten vor, daß sie aus der englischen Yeomanry besitzlose Sklaven machen wollten, daß sie die Armen wie Ungeziefer aus ihrem Obdach jagten. Man fürchtete, daß das Land durch Entvölkerung schließlich vertheidigungslos seinen Feinden verfallen würde. Der Lord-Protektor hatte Mitleid mit der Noth des niedern Volkes und suchte ihr auf wirksame Weise zu steuern, indem er eine „Außerordentliche Kommission zur Aufhebung der Einhegungen" einsetzte. Das Landvolk begrüßte diese Untersuchung mit Jubel. Indeß die Macht des Landadels war so groß, er hatte unter den Kommissaren selbst so viele Freunde, daß die ganze Sache im Sande verlief. Gesetzentwürfe, die zum Wiederaufbau der zerstörten Bauernhäuser, zur Einschränkung der Schafzucht eingebracht wurden, scheiterten am Uebelwollen des aus den herrschenden Klassen zusammengesetzten Parlamentes.

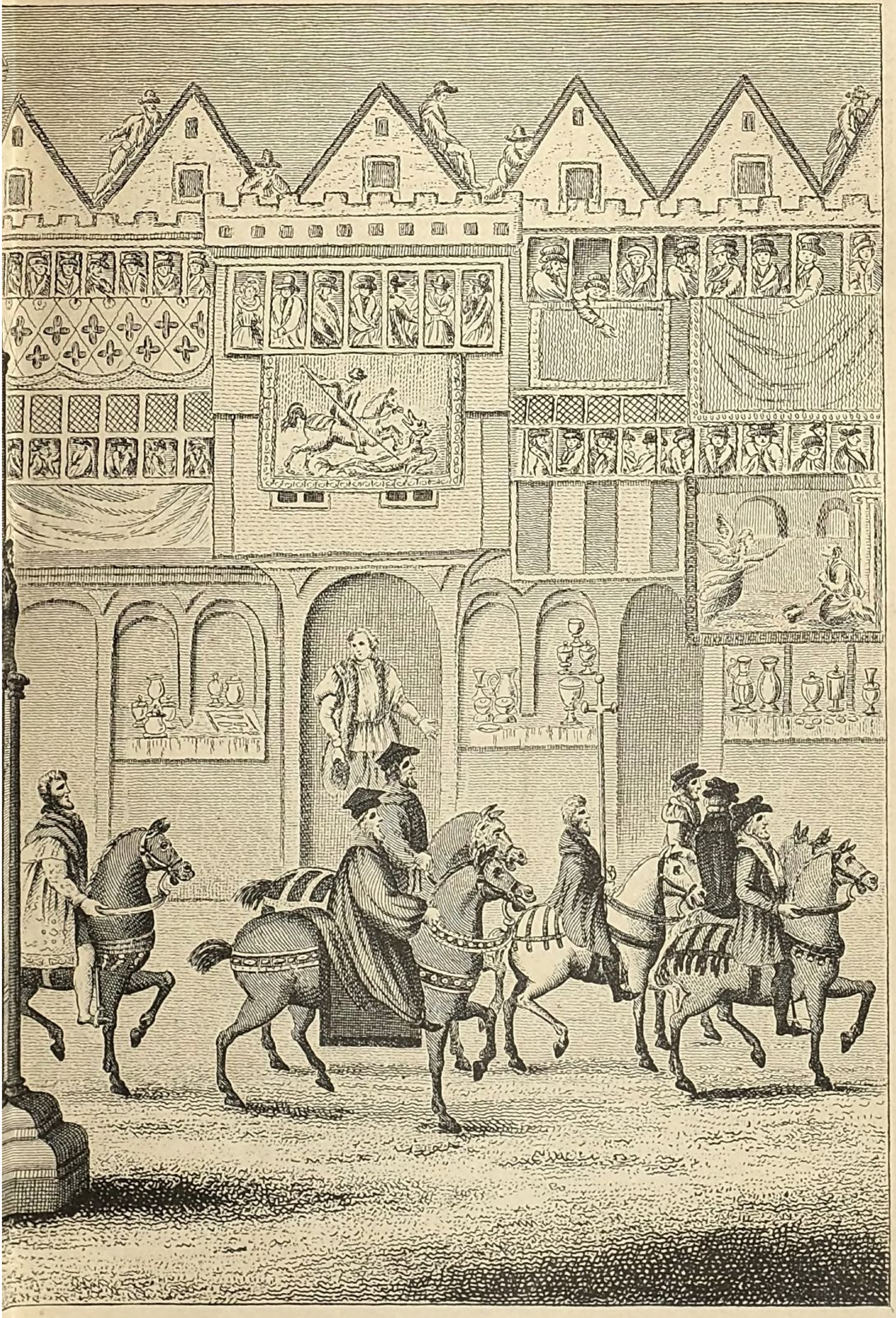
Da brach, im Jahre 1549, das gequälte Volk, besonders der östlichen Grafschaften, in einem furchtbaren Aufstande los. Wurde derselbe auch endlich unterdrückt, so vermehrte er doch die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der damaligen Verhältnisse, die schon durch die religiösen Uebelstände und Mißhelligkeiten hervorgebracht war. Wiederholte Empörungen fanden Statt, zumal der katholisch gesinnten nördlichen Grafschaften; der Adel war wegen der Allmacht des Lord-Protektors mißvergnügt; in der äußern Politik, im Kampfe gegen Schottland und Frankreich erlitt der letztere demüthigende Niederlagen. So gelang es einer Adelsfaktion unter Führung des Grafen Warwick ihn zu stürzen (Herbst 1551); am 22. Januar 1552 wurde er, angeblich wegen Hochverraths, hingerichtet.

Graf Warwick wurde nun ebenso allmächtig wie Somerset es vordem gewesen: er nannte sich Herzog von Northumberland. Das Haupt war geändert, sonst blieb die Regierung die nämliche und schritt zumal auf dem Wege der Kirchenreform unentwegt voran. War doch der herrschende Hochadel meist der Reform günstig, die ihm reichen Antheil an dem ehemaligen

1) Nasse, 57 ff.



Die Cheapside-Straße zu London, City, mit einem Theile des F
Nach einem gleichze



Zuges Eduards VI. zu seiner Krönung in Westminster; 1547.
...zeitigen Gemälde.

Kirchengute gebracht und die ehedem rivalisirende Macht der geistlichen Großen gebrochen hatte! Das gefügige Unterhaus wagte nicht zu widersprechen, obwohl gewiß noch zwei Drittheile des Volkes wenn nicht dem Papstthume und der Hierarchie, so doch dem Katholizismus treu waren. Immer strengere Gesetze wurden gegen die katholische Lehre und den katholischen Kultus erlassen. Damals entstanden das „Allgemeine Gebetbuch" der reformirten anglikanischen Kirche — das Common Prayerbook — sowie die von Cranmer entworfenen 42 Artikel (1552), die alle Neuerungen systematisch und gründlich zusammenfaßten. Damit war, trotz einiger äußerer Anklänge an katholische Formen, der Uebergang der englischen Kirche in das protestantische Lager einstweilen entschieden.

Zum Unglück für die Reformation in England wurde Eduard VI., noch nicht sechszehnjährig, durch einen frühzeitigen Tod dahingerafft (6. Juli 1553). Er war ein hochbegabter Jüngling gewesen, der in seinem zarten Alter sich literarisch versucht und unter anderm eine in ihrer Art vortreffliche Streitschrift gegen das Papstthum verfaßt hatte.[1]) Um diesen gehaßten Feind von seinem Volke fern zu halten, hatte Eduard es unternommen, die natürliche Erbfolge umzustoßen. Er schloß seine Schwestern Maria — die eifrig katholisch war — und infolge dessen gezwungener Maßen Elisabeth als beide in unrechtmäßigen Ehen geboren, seine Cousinen Maria von Schottland — als eine Fremde — und Margarethe — diese gleichfalls als illegitim — vom Throne aus, den er einer andern Base, Lady Johanna Grey, Tochter der jüngern Tochter Heinrichs VII., zusprach. Gesetzlich war diese Aenderung nicht gerechtfertigt, denn Johanna war nicht minder, denn jene drei andern Prinzessinnen, aus einer Ehe von zweifelhafter Gültigkeit entsprossen; und dem natürlichen Rechtsgefühl widersprach es, die Kinder Heinrichs VIII. einer entfernten Verwandten hintangesetzt zu sehen. Dazu kam, daß Northumberland die Lady Johanna, übrigens ein schönes, sanftes, fein gebildetes Mädchen von siebzehn Jahren, soeben mit seinem vierten Sohne Guilford Dudley vermählt hatte: nicht mit Unrecht nahm man an, daß Northumberland sich des protestantischen Interesses nur zu seines Hauses und seinem eigenen Vortheil bedient habe. So traf die allgemeine Entrüstung nicht nur Northumberland und die Seinigen, sondern auch den Protestantismus.

Schon lange galt den eifrigen Katholiken, die ja noch überaus zahlreich waren, als ihre geborene Führerin Maria Tudor, Heinrichs VIII. von seiner ersten Gemahlin Katharina von Aragon Tochter, die mit rühmlicher Standhaftigkeit alle Versuche, sie zur Theilnahme am protestantischen Gottesdienste zu nöthigen, zurückgewiesen hatte. Nur die gebildeten und wohlhabenden Stadtbewohner, der Reformation treu ergeben, waren für Königin Johanna; Adel und Volk

---

1) Diese Streitschrift ist von Prof. Rob. Potts, Cambridge 1874, herausgegeben worden. — Vgl. Nichols, Literary remains of King Edward VI. 2 Bände, London 1857.

erhoben sich überall in Waffen für das Geburtsrecht Marias, Northumberlands eigene Soldaten erklärten sich für dieselbe. Neun Tage nach Eduards Tode war Maria die unbezweifelte Königin Englands. Der ehrgeizige Northumberland erlitt das Schicksal, das er seinem Vorgänger Somerset bereitet; Guilford Dudley und seine unglückliche Gattin Johanna, die „neuntägige Königin", blieben einstweilen im Tower gefangen.

Die Protestanten hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, Maria werde es mit der Religion in dem bisherigen Stande belassen. Indessen die Königin war die echte Tochter der streng katholischen Katharina von Aragon; die Leidensgeschichte ihrer Mutter war mit den Reformen Heinrichs VIII. eng verknüpft; um des protestantischen Interesses willen hatte man sie selbst von der Thronfolge ausschließen wollen. Kein Wunder, daß sie nach einigem Zögern entschieden den Weg der Gegenreformation beschritt. Alle Predigt und Schriftauslegung ohne besondere königliche Erlaubniß wurde verboten. Die abgesetzten katholischen Bischöfe erhielten ihr Amt wieder: einer derselben, Gardiner, wurde der Königin hauptsächlichster Berather und Lordkanzler. Dagegen wurden die protestantischen Prälaten entfernt und zum Theil, wie Erzbischof Cranmer von Canterbury und die eifrig evangelischen Bischöfe Laimer und Ridley in den Tower eingeschlossen. Ueberall erhoben sich die Bilder wieder, an vielen Stellen ward die Messe von neuem gefeiert. Die Prediger, die sich dagegen erklärten, folgten ihren Bischöfen in das Gefängniß; diejenigen, die sich nicht von Frau und Kindern trennen wollten, wurden abgesetzt. Die gelehrten Fremden, die eifrigsten einheimischen Calvinisten räumten das Land. Und endlich hatte Maria die Genugthuung, die Wahlen zu dem neuen Parlament günstig für ihre Absichten ausfallen zu sehen. Nun hob mit einem Schlage ein Gesetz alle von Eduard VI. eingeführten Neuerungen wieder auf.



Medaille mit dem Bildniß der Maria Tudor. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

So hatte die Königin bereits bedeutende Erfolge errungen; allein dieselben genügten ihr keineswegs; nicht eher wollte sie ruhen, als bis sie ihr Land wieder völlig der römischen Kirche zugeführt habe.

Marias Abstammung und Glaube bestimmten zugleich auch ihre auswärtige Politik: aufs engste schloß sie sich dem Vorkämpfer des Katholizis-

mus, Spanien, an. Und andrerseits erhielt die katholisirende Richtung ihrer innern Politik eine beträchtliche Verstärkung und Unterstützung durch ihre Verbindung mit eben diesem Spanien. —

Als im Jahre 1519 Karl V. die Erbschaft seines Großvaters Maximilian antrat, fanden sich in diesem einen Manne, dem Sprößling jener Habsburger Familie, die 250 Jahre früher noch ein armes oberdeutsches Grafengeschlecht gewesen war, vier mächtige Häuser vereint. Karl war Herrscher eines Reiches geworden, wie es noch nie bestanden hatte, an Ausdehnung, wenn auch nicht an Volkszahl bei weitem der Römerherrschaft überlegen. Neben dem eigentlichen Spanien Sardinien, Neapel und Sizilien, die gesammten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund; die ausgedehnten österreichischen Besitzungen in Deutschland, zu denen damals auch der Elsaß und der Breisgau nebst sonstigen Theilen des jetzigen Baden und Würtemberg gehörten, und zu welchen noch unter Karls Regierung Böhmen und Ungarn mit ihren Nebenländern kamen; und endlich die ungeheuren Kolonien in Amerika — alles dies war unter Karls Scepter vereinigt. Und selbst mit so unermeßlicher Herrschaft war Karl noch nicht zufrieden, universalistische Pläne beschäftigten den Geist des Mannes, der sich zum Sinnbilde die Säulen des Herkules mit dem stolzen Spruche: plus ultra gewählt hatte. Er setzte sich die Kaiserkrone aufs Haupt; er machte Eroberungen an den Küsten von Afrika; er fügte das Herzogthum Mailand seinen italienischen Besitzungen hinzu.

Aber gerade die gewaltige Ausdehnung dieses Reiches machte auch seine Schwäche aus. Wie ließ sich auf die Länge ein Staatswesen zusammen halten, das aus den mannichfaltigsten und zwar lebenskräftigen und selbstbewußten Nationalitäten gebildet war, die durch Abstammung, Geschichte, Sprache, Sitte, klimatische Verhältnisse durchaus von einander sich unterschieden? Die einzelnen Bestandtheile eines solchen Reiches konnten Anhänglichkeit weder für einander noch für das große Ganze besitzen und ließen sich nur durch Gewalt vereinigt erhalten. Ein verwickelter Verwaltungsmechanismus war nothwendig, der kostbare Zeit und Mittel verschlang und nur selten im rechten Augenblicke das Rechte auszuführen gestattete. Selbst dem begabtesten Monarchen war es unmöglich, den Interessen und Anforderungen Italiens und Süd-Amerikas, Ungarns und Spaniens zugleich gerecht zu werden. Zu dieser inneren Schwäche des scheinbar so riesigen Gemeinwesens kam noch ein anderes zerstörendes Moment von außen: die große Zahl der Gegner. War es natürlich, daß das bedrohliche Anwachsen der habsburgischen Macht an sich schon alle noch freiheitliebenden und selbständigen Elemente Europas gegen dieselbe in Waffen rief, so hatte auch von früher her jedes der unter Karls Regierung vereinten Länder seine besonderen Widersacher. Zu Spanien und den italienischen Besitzungen standen hauptsächlich Frankreich, zu Deutschland und Ungarn die Osmanen und Venedig im Gegensatze. Auf diese Weise sah sich Karl gezwungen, nach allen Seiten hin Front zu machen und seine Kräfte zu zersplittern.

Das waren Gründe der Schwäche, welche sich in der neuern Zeit jedem Versuche, ein Weltreich zu stiften, entgegen stellen mußten; aber der eigenthümliche Charakter des spanischen Volkes schuf besondere, weitere Schwierigkeiten. Sein langer Kampf gegen unversöhnliche Feinde, Gegner nicht allein der Politik sondern auch der Abstammung und dem Glauben nach, hatte dasselbe an Ausschließung und unerbittliche Unterdrückung aller fremden Nationen, mit denen es in kriegerische Berührung kam, gewöhnt. Es hatte nicht gelernt, die Unterworfenen als nunmehr gleichberechtigte Glieder desselben Staatskörpers zu behandeln, sondern nur, sie entweder zu vernichten oder mit Härte und Grausamkeit auszubeuten. Die Kunst andere zu regieren, fremde Bevölkerungen sich zu assimiliren, war den Spaniern gänzlich unbekannt geblieben. In Amerika traten die Spanier nicht wie andere Nationen als Colonisten, sondern lediglich als Eroberer, ja Vertilger auf; und in Deutschland, Italien, den Niederlanden regierten sie durch Festungen, Garnisonen und Henker. Nur die Macht des Schwertes, aber weder Mäßigung noch Geschicklichkeit wußten sie anzuwenden.

Und dies war nur die politische Seite der spanischen Herrschaft. Aber in der Anschauung des Spaniers war mit dem politischen Momente auf das engste das religiöse verknüpft, des eines intoleranten, fanatischen Kirchenthums. Was man auch sagen mag gegen die Inquisition, sie war das populärste Institut in allen Ländern der Krone Kastilien, der rechte Ausdruck des finster schwärmerischen spanischen Volkscharakters; andächtig und mit schauerlichem Entzücken drängte sich die Menge zu den Autos der Inquisition, die sie viel mehr fesselten als Stiergefechte und Turniere. Diese ausschließliche Kirchlichkeit, ja womöglich die Inquisition suchten nun die Spanier auch den von ihnen abhängigen Völkern aufzunöthigen.

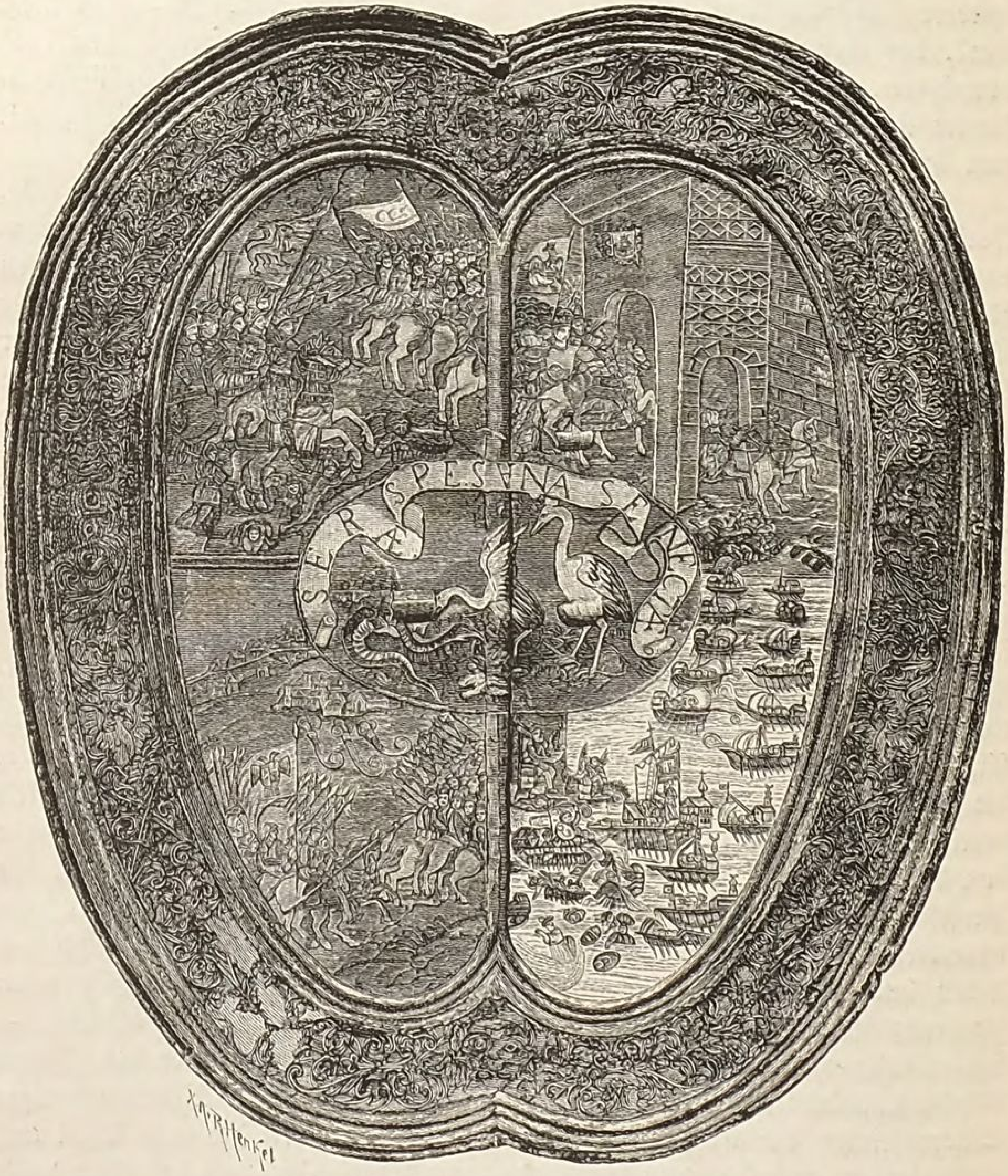
Schon Karl V. mußte die Unmöglichkeit erkennen, diesen doppelten, materiellen und geistigen, Despotismus in allen seinen Staaten aufrecht zu erhalten. Als der Aufstand Deutschlands und der damit verbundene Angriff Frankreichs im Jahre 1552 sein ganzes weltliches und kirchliches System über den Haufen geworfen hatte, mußte der Kaiser das Werk seines Lebens vereitelt sehen und als unmöglich aufgeben. Nun wollte er die Regierung nicht weiter führen; indem er aber seine Länder seinem einzigen legitimen Sohne überließ, wurde er genöthigt, Deutschland mit Oesterreich, Ungarn und Böhmen und damit auch den Kaisertitel, welcher seinen universalistischen Plänen so unentbehrlich gewesen war, von seinem Erbe zu trennen und, anstatt seinem Sohne, seinem Bruder und dessen Nachkommen zu übergeben.

Die Spanier selbst begrüßten diese Scheidung mit Freuden. So lange Spanien das Hauptland blieb, folgten sie gern in ihrer düstern Energie und ihrem hochmüthigen Selbstbewußtsein der Eroberungslust ihrer Könige: aber daß Karl sich den Kaisertitel erworben, daß er statt Spanien Deutschland zum Mittelpunkt der Monarchie gemacht, hatten sie ihm nie vergeben. Freilich der Aufstand der spanischen Städte, der Comunidades, gegen den fremden

Herrscher war blutig unterdrückt worden und hatte nur die Vollendung des königlichen Despotismus in Kastilien herbeigeführt. Doch im Grunde wünschte jeder Spanier seine Heimath wieder an der Spitze der großen Ländervereinigung zu sehen, und so erweckte die Trennung von Deutschland und dem Kaiserthum allgemeine Befriedigung auf der Pyrenäenhalbinsel. — Auch ein anderer Umstand legte diese Scheidung nahe und machte sie nothwendig. Karl, der Sohn eines Deutschen und einer Spanierin, erzogen in den halb vlamischen, halb französischen Niederlanden, hatte etwas Universalistisches in seinem Ursprunge und in seinem Wesen; sein Sohn und Nachfolger Philipp II. war durch und durch, war ausschließlich Spanier.

Philipp war geboren am 21. Mai 1527. Seine Mutter war Isabella, Tochter Emanuel des Großen von Portugal. Den Namen gab man ihm nach dem Großvater väterlicher Seite, jenem Philipp dem Schönen, dessen Untreue seine Gemahlin Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabella der Katholischen, zum Wahnsinn getrieben und der dann nur wenige Monate über Kastilien geherrscht hatte. Finstere Ereignisse umschatteten die ersten Tage des Kaisersohnes Philipp: die Einnahme und Plünderung Roms durch die zuchtlosen kaiserlichen Schaaren erfüllte das ganze katholische Europa mit Entsetzen und veranlaßte Karl V., der jene Gräuel ruhig zugelassen hatte, nachträglich dagegen zu protestiren, indem er alle Festlichkeiten zur Feier der Geburt seines Erben abstellte. Freilich durften die loyalen Spanier ein Jahr später, als der Kaiser seinem Söhnchen als Erben Kastiliens huldigen ließ, ihrem Enthusiasmus durch glänzende Feste Genüge thun. Ueber die Jugend Philipps II. sind wir durch die Briefe seiner Lehrer an den Kaiser genau unterrichtet. Nach der Sitte der Zeit ward er bis zum siebenten Jahre der Erziehung der Frauen überlassen, vor allem seiner ausgezeichneten Mutter, die mit allen weiblichen Tugenden männliche Charakterstärke und Festigkeit vereinte. Dann wurde er der Obhut zweier Männer übergeben, die beide von dem Kaiser mit Einsicht gewählt waren. Ein gelehrter Geistlicher, der Professor von Salamanca Juan Martinez de Siliceo, brachte ihm eine genaue Kenntniß wenigstens des römischen Alterthums bei, so daß Philipp sein Leben lang ein tüchtiger Lateiner blieb, und von den modernen Sprachen die französische und italienische, in welchen er — zumal in der ersteren — sich geläufig auszudrücken verstand. Auch in die Anfangsgründe der schönen Künste, besonders der Architektur, wurde Philipp eingeführt. Uebrigens zeigte Siliceo seinem Schüler große Milde und Nachgiebigkeit, die zum Theil aus seiner sanften und frommen Gesinnung, zum Theil aber auch aus sehr weltlicher Selbstsucht entsprangen, da er sich damit die Dankbarkeit des dereinstigen Königs zu sichern suchte; und zwar nicht ohne Erfolg. Aus ganz anderem Stoffe war der eigentliche Gouverneur des Prinzen geformt, Don Juan de Zuñiga, Großkommandeur von Kastilien. Dieser Edelmann, aus einer der ältesten und vornehmsten Familien des Landes, hatte sich in vieljährigem Hofleben die Festigkeit der Gesinnung und Freiheit der Sprache

bewahrt. Seine Aufgabe war es zunächst, seinen Zögling in die Künste feiner Geselligkeit und des Waffenspiels einzuführen; denn noch pflegten die Edelleute im Turniere in voller Rüstung um den Preis aus der Hand schöner Damen zu kämpfen. Allein er ließ es dabei dem königlichen Knaben an



Schild Philipps II. Im Zeughaus zu Madrid.

ernster und nachdrücklicher Mahnung nicht fehlen. Der konnte darüber oft seine Ungeduld nicht verhehlen, bewahrte aber in späteren Jahren dem wackern und wohlmeinenden Manne Dankbarkeit und Zuneigung. Auch die Mutter war streng gegen den Knaben, obwohl oder vielmehr weil sie ihn zärtlich liebte; mehr als einmal erhielt er von ihr öffentlich körperliche Züchtigung.

Indeß weder Nachsicht noch Strenge vermochten einen tiefen Eindruck auf Philipp hervorzubringen, der schon vom ersten Erwachen des Bewußtseins an das bestimmte und unwandelbare Wesen zeigte, das ihm stets eigen geblieben ist. Nichts von der offenen, heiteren, muthigen, unbekümmerten und unbedachten Art der ersten Jugend war an dem Knaben zu finden; bereits mit zehn Jahren war er still, in sich gekehrt, vorsichtig in Wort und Geberde, langsam, aller Bewegung abhold, auf seine Würde bedacht, in jedem Moment sich selbst beherrschend, klug und nachdenklich über sein Alter hinaus, sorgfältig seine Umgebung beobachtend, voll eifersüchtigen Stolzes, ohne einen freien oder großmüthigen Antrieb. So stark war frühzeitig bei ihm das Gefühl seiner Würde, daß er bereits als Knabe einem Kardinal nicht eher gestattete sich das Haupt zu bedecken, als bis er selbst es gethan.

So treten uns schon in dem kindlichen Philipp die Eigenschaften entgegen, welche seinen Charakter als Jüngling und Mann bezeichnen sollten, und die allerdings noch gefördert wurden durch den frühzeitigen Antheil, welchen ihn sein Vater an den Staatsgeschäften nehmen ließ. Ein melancholischer Grundzug war diesem Geschlechte eigenthümlich, ererbt von den Vorfahren Isabellas der Katholischen, bei welchen er sich öfter zum Tiefsinn gesteigert hatte, dem ja noch Johanna, Isabellas Tochter und Großmutter Philipps II., verfallen war. Diese trübe Gesinnung hatte sich auch auf ihren Sohn Karl V. verpflanzt und durch früh eingetretene Kränklichkeit verstärkt; noch nicht vierzig Jahre alt hatte der Kaiser sich schon nach Ruhe, Niederlegung seiner Kronen oder doch Entfernung von den eigentlichen Geschäften gesehnt. Freilich wurde er an Ausführung dieser Absicht noch fast zwei Jahrzehnte durch die Jugend seines Sohnes, durch die drängenden Zeitumstände und seine eigenen weit umfassenden Entwürfe verhindert; aber er wünschte doch so frühzeitig wie möglich diesen Sohn zur Uebernahme der Last, die ihm selbst jedes Jahr drückender wurde, zu befähigen. Indem nun Philipp des wohlthuenden Einflusses seiner Mutter schon in seinem zwölften Jahre durch deren Tod beraubt, indem er ganz in die ernsten Geschäfte des Staatslebens hineingezogen wurde, indem er ausschließlich umgeben war von den äußerlich so ruhigen, würdigen, feierlich gemessenen Spaniern, ward bei ihm das düstere, wortkarge und freudlose Wesen immer mehr ausgebildet und allein herrschend.

Schon in seinem sechszehnten Jahre mußte Philipp, wenigstens dem Namen nach, die Regentschaft Spaniens führen, während sein Vater den vierten großen Krieg gegen seinen unermüdlichen Nebenbuhler, gegen Franz I. von Frankreich unternahm. Die einzige sozusagen menschliche und jugendliche Leidenschaft des jungen Fürsten war die Hinneigung zu den Frauen; ihn vor den sittlichen und körperlichen Gefahren, die hieraus erwachsen konnten, zu bewahren, war vielleicht der Hauptgrund, weshalb Karl V. schon um dieselbe Zeit (1542) eine Gemahlin für seinen kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn wählte. Maria von Portugal, nur einige Monate jünger als Philipp,

eine kleine wohlgestaltete, harmlose, durchaus unbedeutende junge Dame, war die Glückliche, welche auserkoren ward, den glänzendsten Thron der Christenheit zu theilen. Im Herbst 1543 wurde die Vermählung mit dem größten Glanze und dem ganzen Aufgebote offizieller Freude gefeiert. Der gesammte Adel Kastiliens prunkte dabei in Sammet, Gold und kostbaren Steinen mit Tausenden seiner Gefolgsleute. Die Städte wetteiferten in Triumphbogen, sinnreichen Inschriften und Illuminationen. Aber alles dieses brachte der jungen Ehe kein Heil. Nach zwei Jahren gebar die Prinzessin Maria einen Knaben, den unglücklichen Carlos, und schon vier Tage später erlag sie den Folgen dieser Entbindung, aufrichtig betrauert von ihrem Gemahl, der sie wahrhaft geliebt zu haben scheint.

In einem Alter, wo andere Jünglinge kaum in das Leben eintreten, hatte Philipp dessen Freuden, Ehren und Kümmernisse schon im vollsten Maße durchgekostet. Er war Gatte, Vater, Witwer geworden; er hatte die Regierung eines großen Reiches geführt: was mochte ihm das Leben noch bieten als Befriedigung eines glühenden Ehrgeizes und einer ebenso fanatischen Kirchlichkeit?

Karl V. verlor seine Absicht, sich der Herrschaft mehr und mehr zu Gunsten seines Sohnes zu entledigen, nicht aus den Augen. Kaum hatte er im schmalkaldischen Kriege die seiner und der kirchlichen Autorität widerstrebenden deutschen Protestanten niedergeworfen, als er den Sohn zu sich nach Brüssel berief, um ihn bei den flandrischen Ständen als seinen Nachfolger einzuführen. Die Reise sollte überhaupt dazu dienen, den Prinzen allen den weiten Reichen bekannt zu machen, über die sein Vater gebot, und die er ihm so bald wie möglich zu überlassen wünschte. In Barcelona ging Philipp im Herbst 1548 unter Segel; er landete zunächst in Genua, das zwar noch den Namen einer Republik trug, in Wahrheit aber wenig mehr als eine Provinz Spaniens war, dessen Anleihen in der ligurischen Seestadt abgeschlossen zu werden pflegten. Noch glänzender als in Genua gestalteten sich die Festlichkeiten in Mailand, dem Hauptorte der damals spanischen Lombardei, berühmt durch seine Schönheit, seine Eleganz und seinen Reichthum. Nicht allein durch Feierlichkeiten aller Art wurde hier Prinz Philipp erfreut, sondern auch durch die noch praktischere Aufmerksamkeit eines Geschenkes von 120,000 Dukaten. Er erwiderte diese Ergebenheitsbeweise charakteristisch genug durch reiche Gaben an die Mailänder Damen und Kirchen, sowie durch ein im außerspanischen Europa noch nie gesehenes Turnier in maurischer Weise. Und nun ging es mit einer Langsamkeit, die zu jener Zeit als unerläßlich für die Bewegungen hoher Persönlichkeiten galt, durch Tirol und Baiern, den Rhein hinab — vier Monate dauerte diese Reise — nach den Niederlanden, wo der Kaiser bereits seines Sohnes harrte.

Die siebzehn Provinzen der Niederlande waren durch das burgundische Haus und seine Nachfolger, die Habsburger, aus den verschiedensten Händen durch Erbschaft, Kauf und Gewalt vereinigt worden. Es war ein stattliches

Ganzes: wenn auch Lüttich unter einem reichsunmittelbaren Fürstbischof davon getrennt war, gehörten dafür ganz Luxemburg mit seinen nunmehr lothringischen und rheinpreußischen Bestandtheilen, das heutige Französisch-Flandern und Französisch-Hennegau, sowie Artois noch zu den Niederlanden. Hatten diese selbst unter dem mächtigen und willensstarken burgundischen Hause nur ein loses Konglomerat fast völlig zusammenhangloser Einzelprovinzen gebildet, so hatte Karl V. sie zunächst vom deutschen Reichsverbande und von der französischen Oberhoheit befreit und dann durch den Augsburger Vertrag von 1548 zu einer staatsrechtlichen Einheit, dem nur lose mit dem Reiche verknüpften burgundischen Kreise erhoben. Wirklich gelang es ihm, ein gewisses niederländisches Nationalgefühl in diesen Provinzen hervorzurufen, deren jede bisher die andere als Ausland betrachtet hatte.[1]) Er war auch mit großem Nachdrucke bemüht, die trotzige ständische Freiheit dieser Lande, die so oft ihren Herrschern gefährlich gewesen war, zurückzudrängen und zu überwältigen. Mit Einsicht und Folgerichtigkeit benutzte er das Recht des Landesherrn, die Statthalter der einzelnen Provinzen, sowie die städtischen Magistrate zu ernennen. Den hohen Adel beschäftigte und schwächte er durch kostspielige Gesandtschaften und Staatsämter. Er nahm den Ständen oder, wie man in den Niederlanden sagte, den Staaten der einzelnen Provinzen das Recht, sich, wie früher, ohne Genehmigung — oft gegen den Willen — des Landesherrn zu versammeln. Um so häufiger berief er die Generalstaaten ein, die aus Abordnungen der einzelnen Provinzialstaaten gebildet, die Gesammtheit des Landes vertraten. Theils stärkte er dadurch den Einheitsgedanken, theils bedurfte er ihrer zu den fortwährenden Geldforderungen, die er zur Führung seiner fast ununterbrochenen Kriege an die Niederländer stellte. Früher hatte der Grundsatz bestanden, daß nur die Einstimmigkeit aller Provinzen eine Steuer bewilligte; Karl wußte dieses freie Veto jeder einzelnen Deputation illusorisch zu machen und die Generalstaaten zu immer neuen Bewilligungen zu zwingen, die einen ganz gewaltigen Umfang annahmen. Da verlangte er den hundertsten Pfennig von allen ausgeführten Waren, den zehnten vom Einkommen an Grund und Boden, sowie vom Handelsgewinn der Kaufleute. „Das sind," ruft der Venezianer Michele Suriano aus,[2]) „die eigentlichen Schätze des Königs von Spanien, das sind seine Goldminen, das die Indien, welche die Unternehmungen des Kaisers ermöglicht haben!" Während die Einkünfte aus Amerika in einem Jahre damals selten die Summe von 1,200,000 Dukaten überstiegen, bezahlten die Niederlande etwa fünf Millionen, wobei man den weit größern Werth des Geldes — zur Zeit Karls V. vier- bis fünfmal so viel wie in der Jetztzeit — nicht außer Augen lassen darf. Daraus erklärt sich auch der außerordentliche Werth, den Spanien auf die

1) K. Th. Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I. (Gotha 1879.) — Th. Juste, Les Pays-Bas sous Charles-Quint. (Brüssel und Paris 1861.)
2) Alberi I. III, 357.

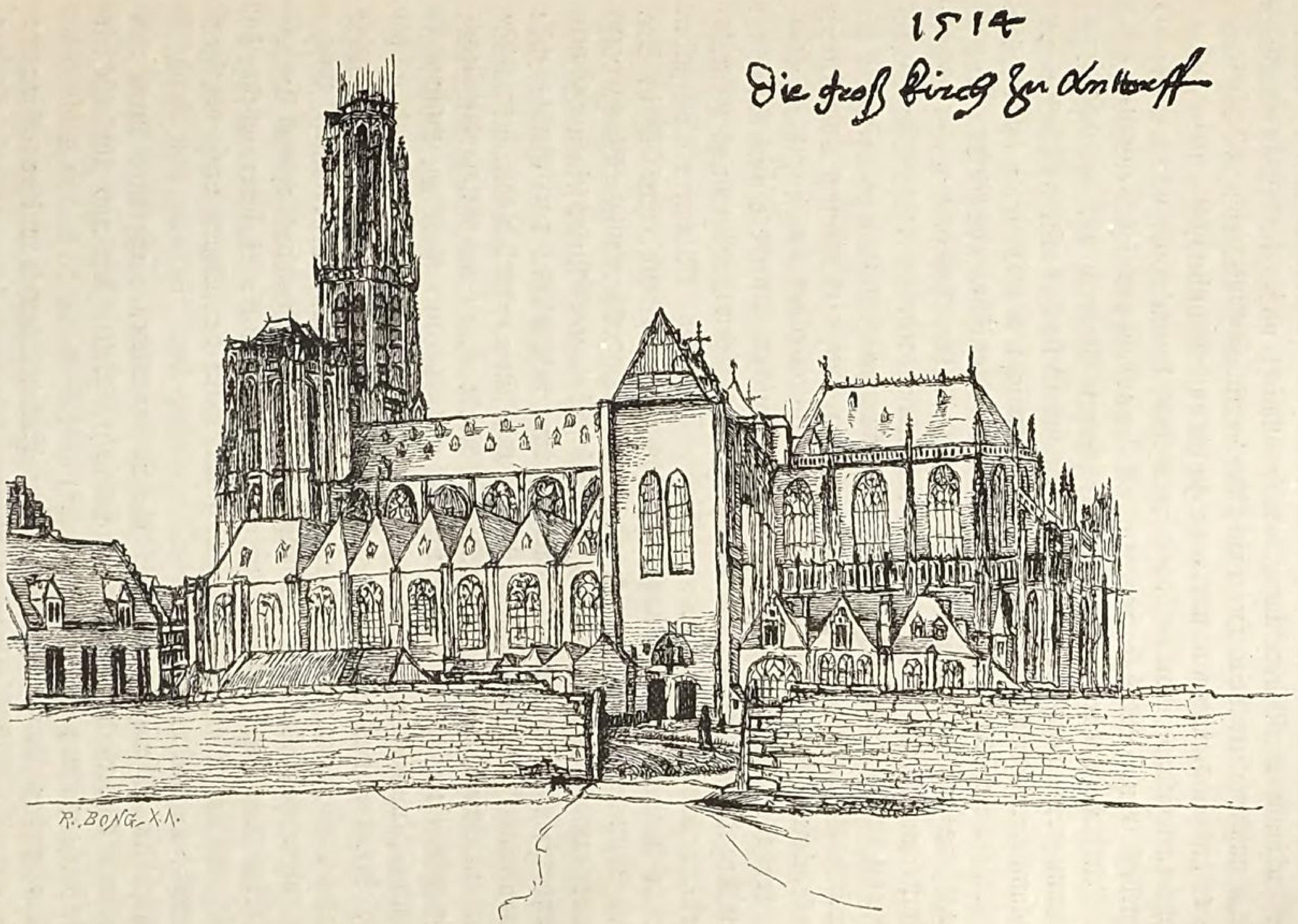
Beherrschung der Niederlande legte, daraus die ungeheuren Opfer, die später Philipp II. brachte, um sich im Besitze einer so reichlich fließenden Einnahmequelle zu behaupten.

Uebrigens dehnte der Kaiser durch eine neue Organisation der Centralgewalt deren Einfluß und Thätigkeit beträchtlich aus. Der Geheime Rath, der bis dahin allein dem Herrscher oder dessen Stellvertreter zur Seite gestanden hatte und fast nur aus vornehmen und einflußreichen Niederländern zusammengesetzt war, bot in dieser Form dem Kaiser nicht genug Bürgschaft für seinen Gehorsam und für kräftige Wahrnehmung der landesherrlichen Interessen. Er beschränkte deshalb den Geheimen Rath auf die Rolle eines Justizministeriums: derselbe hatte fürder die Gesetze zu entwerfen und über ihre Ausführung zu wachen, sowie die Landespolizei zu verwalten. Dieser neue Geheimrath wurde nur mehr aus rechtsgelehrten landesherrlichen Beamten gebildet. Daneben schuf man einen Finanzrath zur Handhabung der gemeinsamen Finanzverwaltung. Um die vornehmen Niederländer und die Nation selbst über ihren Ausschluß aus diesen höchsten Administrativbehörden zu beruhigen, wurde ein Staatsrath eingesetzt, der, aus dem höchsten einheimischen Adel und Klerus gebildet, mit dem Generalstatthalter im Verein die Richtung und den Gang sowohl der innern wie der äußern Politik bestimmen sollte; es war dies aber nur ein glänzender Schein, denn man berief den Staatsrath fast nie zusammen.

Und endlich eröffnete Karl einen mit Geschick und Folgerichtigkeit geführten Feldzug gegen die Privilegien und besonderen Rechte, die aus jeder Provinz ein eigenthümliches, von der andern unterschiedenes Staatswesen gemacht hatten, und gegen die kommunale Unabhängigkeit der einzelnen Städte. Ein überaus wichtiger Schritt hierzu war die Verwandlung des „hohen Raths" von Mecheln in einen obersten Gerichtshof, der mit Erfolg die Rechtsgewohnheiten und „Keuren" der einzelnen Länder und Orte zu Gunsten der kaiserlichen Gesetze, die in großer Zahl erschienen, durchbrach und aufhob. Selbst die Urkunden ihrer Privilegien mußten mehrere Städte herausgeben.

Dazu kam noch ein anderes. Die überwiegende Mehrheit der Niederlande hatte bisher unter der kaum fühlbaren Abhängigkeit vom Heiligen Römischen Reiche gestanden. Im Augenblick aber, wo es sicher wurde, daß dieses nicht auf Karls Nachkommen, sondern auf die jüngere Linie des habsburgischen Hauses übergehen werde, beschloß Karl, sie von dem Reiche zu trennen und zu einer spanischen Provinz zu machen. Er hatte dieses eben durch den Augsburger Vertrag von 1548 gethan. Derselbe gab aber den Niederlanden im Grunde eine viel ungünstigere Stellung, da sie aus selbständigen burgundischen Reichslanden nun eine Provinz des fernen und ihnen durchaus gleichgültigen Kastilien wurden.

So veranlaßte die kaiserliche Regierung in den Niederlanden, die seit 1531 Karls verwitwete Schwester Maria von Ungarn geführt hatte, freilich viele Beschwerden. Wenn trotzdem die Niederlande im Ganzen dem Kaiser



Die Cathedrale von Antwerpen.

Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer (1471—1528). In der Albertina zu Wien.

treu blieben, so gab es dafür einen persönlichen und einen allgemeinen Grund. Karl war von Geburt Niederländer, war unter und von Niederländern erzogen und wußte, wenn er bei ihnen weilte, ihre Sprache und Gewohnheiten trefflich zu handhaben. In seinen Kriegs- und Verwaltungsämtern bediente er sich vielfach der Niederländer. Seine Macht und sein Ruhm erschienen deßhalb zum großen Theile wie eine Verherrlichung Niederlands. Auch verstand er es, die dortigen Unterthanen geschickt zu behandeln, die alten Formen aufrecht zu erhalten, indem er doch deren Inhalt vernichtete, mit der Strenge Nachgiebigkeit und Milde zu paren. So war er persönlich entschieden beliebt. Außerdem aber war trotz der hohen Steuern der wirthschaftliche Aufschwung des Landes ein glänzender, besonders in den mittlern, den eigentlich vlamischen Provinzen, die damals überhaupt den Vorrang behaupteten. Karl hatte die niederländischen Kaufleute den spanischen gleichgestellt, und so nahmen jene an den reichen Erträgen des jährlich sich stärker entfaltenden amerikanischen Handels einen sehr beträchtlichen Antheil. Die Spanier begnügten sich damit, die Erzeugnisse Amerikas nach Sevilla zu bringen; die Niederländer aber führten sie von hier allen übrigen Nationen des mittlern und nördlichen Europa zu. Antwerpen war der erste Hafen, die reichste Stadt der Welt, der große Stapel- und Tauschplatz für die amerikanischen, süd- und nordeuropäischen Waaren. Die bedeutendsten Bankiers und Handelshäuser hatten hier Comptoire und Niederlagen; 500 Millionen Goldgulden waren in seinem Seehandel angelegt; 4500 eigene Schiffe hatte es in See. Täglich liefen etwa 500 Fahrzeuge ein und aus, während jede Woche 2000 Frachtwagen nach Deutschland und Frankreich abgingen. Unter seinen 240,000 Einwohnern herrschte glänzender Luxus; man zählte über 120 Goldschmiede in der Stadt. „Die Welt ist ein Ring, und Antwerpen der Demant darin," lautete ein damaliges Sprichwort. Im Norden war vorzüglich Amsterdam wichtig mit seinem Häringsfang, der mehr als 20,000 Familien beschäftigte und nährte, und seinem großartigen Getreidehandel. Der Ackerbau, die Tuch-, Spitzen- und Sammtfabrikation, die Bierbrauerei standen in hoher Blüthe. 208 ummauerte Städte, 150 große Flecken, über 6300 Dörfer außer zahlreichen Weilern und Einzelgütern bedeckten das reiche Land.[1]) Man lebte dort prächtig und üppig: an Rheinwein allein wurden jährlich für $1\frac{1}{2}$ Millionen Goldthaler (gleich 42 Millionen Mark nach heutigem Geldwerth) importirt!

Auch in diesem Lande hatte die Reformation, vorbereitet durch den allgemeinen Widerwillen gegen die Habsucht, Weltlichkeit und Unsittlichkeit der Geistlichen, ihren Einzug gehalten.[2])

Ein großer Vorzug der damaligen Niederländer war ihre allgemeine Volksbildung. Selbst die Bauern konnten lesen und schreiben, die Städter

1) Relaz. di Leon. Donato; Alberi I, VI, 426 ff. 2) Henne, Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique. 10 Bände, Brüssel und Leipzig 1858—60. — Ch. Rahlenbeck, L'Inquisition et la Réforme en Belgique. Brüssel 1857.

bildeten seit alter Zeit Rede- und Deklamationsvereine. Dieser verhältnißmäßig hohe Stand der Bildung hatte mächtig zur schnellen Verbreitung der Reformation beigetragen. Jakob Spreng, der Prior der Antwerpener Augustiner, bekannte sich schon 1519 zu lutherischen Anschauungen; auch die Dordrechter Augustiner zeigten sich den Lehren ihres sächsischen Ordensbruders zugethan. Cornelius de Schryver von Alost übersetzte reformatorische Schriften ins Vlamische: sie fanden zahlreiche Anhänger und Freunde, zumal im Norden, wo, nach den eigenen Ausdrücken der kaiserlichen Dekrete, schon im Jahre 1522 „eine Menge Volkes" der Ketzerei verfallen war. Es wurde nun nicht allein für die religiösen, sondern auch für die politischen Verhältnisse verhängnißvoll, daß Karl V., der in Deutschland häufig aus politischen Rücksichten eine vermittelnde Stellung einnehmen mußte, in seinen Erblanden mit der äußersten Entschiedenheit gegen die Lutheraner auftrat. Er beabsichtigte selbst eine Reform der Kirche, deren verrotteten Zustand er wohl erkannt hatte; aber es sollte nicht eine Reform von unten, von Mönchen und Laien ausgehend, sondern eine von den höchsten weltlichen und geistlichen Gewalten unternommene und innerhalb der historisch überkommenen Formen sich vollziehende Umgestaltung sein. Seit dem Jahre 1521 folgten in den Niederlanden unaufhörlich auf einander die „Plakate", die mit immer steigender Strenge die Ketzer aufzusuchen und zu bestrafen befahlen. Allein gerade die beständige Wiederholung dieser Gesetze beweist, daß sie wenig fruchteten; aus dem Blut und der Asche der qualvoll getödteten Märtyrer erwuchs eine immer größere Zahl von Bekennern. Es waren meist die niederdeutschen Provinzen, wo der praktische, einfache und klare Geist der Bevölkerung sich der Reformation zuneigte! Die wallonischen Lande, die damals ärmer, zurückgebliebener waren und unter der Herrschaft großer feudaler Herren sich befanden, von einem romanischen Volksstamme bewohnt, hielten mehr an dem alten Glauben fest; nur die wohlhabenden Handelsstädte Tournai und Valenciennes, mit den nördlichen Provinzen in regem Verkehr, enthielten zahlreiche Protestanten. Im Jahre 1522 reorganisirte Karl V. in den Niederlanden die in Vergessenheit gerathene Inquisition, 1523 wurde sie von dem Papste bestätigt. Seitdem ernannten beide Fürsten abwechselnd Generalinquisitoren für das ganze Land, besondere Inquisitoren für die einzelnen Provinzen.[1]) Die Härte der Verfolgung flößte einem großen Theile der Ketzer, zumal aus den untern Klassen, schwärmerische Ueberzeugungen ein, die nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische und soziale Umwälzung in Aussicht stellten. Seit dem Jahre 1525 finden wir zumal in Holland und Friesland überaus zahlreiche Gemeinden von Wiedertäufern, die mit dem größten Fanatismus das Banner des Aufstandes gegen alle gesellschaftliche Ordnung erhoben und, überwältigt, singend und tanzend in den gräßlichen Tod gingen. Erst die Eroberung Münsters, wo anabaptistische Niederländer in großer Anzahl die

---

1) Gachard, Correspondance de Philippe II. Bd. I, Einleitung.

hervorragendste Rolle gespielt hatten, machte auch in deren Heimath ihrem aggressiven Vorgehen ein Ende. Indessen bestand ihre Lehre fort, und noch bis zum Schlusse der kaiserlichen Regierung wurden wiederum Hunderte von Widertäufern verbrannt.

Ueberhaupt war das Wüthen der päpstlichen und kaiserlichen Inquisitoren vergeblich: ihre blutigen Verfolgungen dienten nur dazu, die Protestanten zu erbittern, ihnen die spanische Herrschaft als Todfeindin erscheinen zu lassen, deren Vernichtung dem Siege der reinen Lehre vorhergehen müsse. Wie häufig wagten die Inquisitoren gar nicht, die größern Orte zu betreten, denn sie waren da ihres Lebens nicht sicher. Unüberwindlich war der Widerstand, den manche Obrigkeiten den Befehlen der Glaubensrichter entgegensetzten. Endlich mußte der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition im Jahre 1550 der eifersüchtigen Freiheitsliebe der Brabanter zum Opfer bringen, wenn auch die Thatsache und die Personen blieben. Tausende niederländischer Protestanten wanderten damals nach dem glaubensverwandten England aus, wo sie wegen ihrer industriellen und kommerziellen Geschicklichkeit bereitwillige Aufnahme fanden.

Zu Aufständen größern Umfanges kam es aber unter Karl V. nicht, denn noch immer erschien er als der nationale Herrscher.

Ganz anders trat sein Sohn auf.

Philipp war von mittlerer Größe, eher klein, von zartem Körperbau. Sein Gesicht war regelmäßig, mit hoher schöner Stirn, hellem Teint, wohlproportionirter Nase, großen blauen Augen; nur der Mund war groß und nach erblicher habsburgischer Weise durch eine dicke und weit herabhängende Unterlippe entstellt; das Haar war hellblond, ein Erbtheil seiner deutschen Ahnen. Langsamkeit, abwehrende Verschlossenheit, steife Würde bezeichneten schon den Zweiundzwanzigjährigen. Zwar nahm er der Sitte der Zeit gemäß an Ritterspielen Theil und pflegte, weil die Aerzte es ihm verordnet hatten, der Jagd; aber im Grunde haßte er alle körperliche Bewegung, für die er auch wenig Geschick besaß, und zog es vor, in der Stille des Kabinetts mit wenigen Vertrauten über private und öffentliche Angelegenheiten zu berathen.[1]) Vergebens bemühte er sich, seiner Natur Gewalt anzuthun, sich seinen zukünftigen Unterthanen freundlich, heiter, offen, freigebig zu zeigen. Seine Freigebigkeit war gezwungen und unliebenswürdig, sodaß man ihn trotz derselben allgemein für geizig ausgab. Es war ihm unmöglich, sich den Gewohnheiten und Sitten der Italiener, Deutschen, Vlamingen anzupassen; immer wieder kam seine Vorliebe für Spanier und spanisches Wesen zum Durchbruche, zur großen Unzufriedenheit jener andern Nationalitäten. Weder mit Deutschen noch Vlamingen wußte Philipp in ihrer Sprache zu reden; seine Kleidung war stets die spanische. Mitten unter den rauschenden

1) Relaz. di Marino Cavalli (1551); Alberi I. II, 217. — Relaz. di Fed. Badoero (1557); das. III, 233 ff.

Festlichkeiten und den erkünstelten Bezeugungen öffentlicher Freude bewahrte er seine kühle Haltung und seinen mürrisch ernsten Ausdruck: ein zumal für die heitern lebenslustigen Niederländer unerträglicher Anblick. Während noch die Freudenfeuer flammten und glänzende Inschriften von den Triumphbogen herab die zukünftige Regierung Philipps als das goldene Zeitalter schilderten, wandten sich die Herzen der Bevölkerung bereits von einem Fürsten ab, der so gar nichts von niederländischer Art an sich hatte, dessen Wesen und Neigungen so deutlich den Niederlanden die Fremdherrschaft vor Augen stellten.

Kaiser Karl, sonst ein scharfer Menschenkenner, ließ sich doch durch die Liebe zu seinem Sohne und den Ehrgeiz für seine Dynastie genugsam blenden, um anzunehmen, daß die Gegenwart Philipps in Deutschland dazu dienen werde, die Abneigung der Deutschen gegen die spanische Herrschaft zu überwinden. Er reiste deshalb mit ihm zu dem Reichstage, der im Sommer 1550 in Augsburg abgehalten wurde. Allein er verfehlte seinen Zweck vollkommen. Weder konnte er seinen Bruder, den römischen König Ferdinand, bestimmen, auf die ihm reichsgesetzlich zugesicherte Erbfolge im Kaiserthum zu verzichten, noch die Kurfürsten, einen andern als einen Deutschen — und ein solcher war Ferdinand durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland geworden — sich zum Herrscher zu wählen. Auch persönlich machte Philipp sich, wie vor kurzem den Niederländern, ebenso den Deutschen durchaus unangenehm. Vergebens überwand er seine gewöhnliche Nüchternheit, um ihnen bei den Gelagen im Trinken gleich zu kommen; die kühle und überlegene Haltung, die er bei jeder Gelegenheit gegen die stolzen und selbstbewußten Reichsfürsten einnahm, brachte dieselben in höchstem Grade wider ihn auf. Man erzählte in Deutschland, Philipp habe geäußert: er sei größer als sein Vater, denn dieser sei nur der Sohn eines Königs, er aber der Sohn eines Kaisers. Karl mußte den Plan, seinen Sohn auch zum Nachfolger im Kaiserthum zu machen, aufgeben.

Gewiß hat diese Reise Philipps Gesichtskreis erweitert und ihm eine Fülle nützlicher Belehrung verschafft. Aber das war auch der einzige Vortheil, den seine dreijährige Abwesenheit von Spanien mit sich brachte; ihr eigentlicher Zweck war verfehlt. Weit entfernt, ein vertrauteres Verhältniß zwischen dem Prinzen und den außerspanischen Unterthanen seines Vaters herbeizuführen, hatte sie vielmehr nur Abneigung und Entfremdung zwischen ihnen bewirkt. Philipp eilte von Augsburg nun ohne Aufenthalt nach Spanien zurück, wo allein er sich heimisch fühlte, und dessen Regierung er wieder, jetzt völlig selbständig, übernahm. Die Niederlagen, die sein Vater in den nächsten Jahren in Deutschland erlitt, machten das Kaiserthum Philipps für immer unmöglich.

Aber Karls V. nie ruhender Ehrgeiz hatte bereits einen Ersatz für den Prinzen ausersehen; wenn Deutschland diesem entging, sollte er dafür durch den Besitz Englands entschädigt werden.[1])

---

1) Ranke, Englische Geschichte. Bd. I. — Trotz seiner leidenschaftlichen pro-

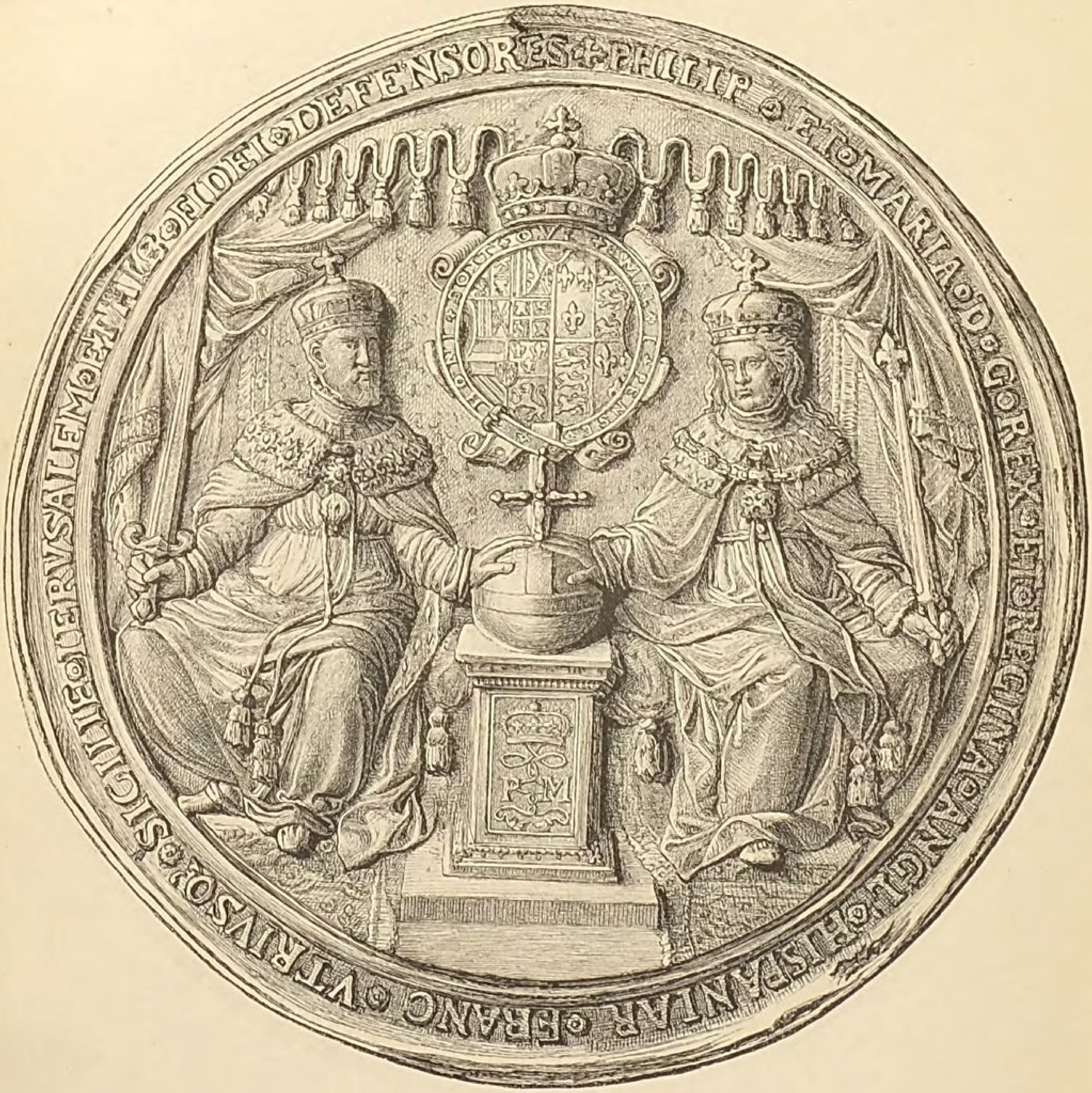
So lange es noch wahrscheinlich gewesen, daß Maria Tudor von der sie bekämpfenden Fraktion der Northumberland an der Thronbesteigung verhindert, ja der Freiheit beraubt werden würde, hatte sich Karl V. sorgfältig von ihr ferngehalten. Seine Gesandten weigerten sich sogar, öffentlich mit ihr zu verkehren, so daß man selbst in England sich mit Unwillen über die Kälte des Kaisers gegen seine Cousine aussprach. Er wartete vielmehr ruhig, bis ein Vierteljahr nach Marias wirklich erfolgter Thronbesteigung auch ihre Krönung ungestört von statten gegangen war; erst da erwachten seine verwandtschaftlichen Gefühle und beauftragte er seinen diplomatisch schlauen Gesandten in London, den Niederländer Renard, so schnell wie irgend möglich mit der Königin über eine Heirath zwischen ihr und seinem Sohne Philipp in Verhandlung zu treten. Er hoffte dabei auf die doppelte Wirksamkeit der Religion und Verwandtschaft, die beide, Maria und Philipp, verbanden. Zwar unterhandelte Philipp damals um die Hand einer zweiten portugiesischen Prinzessin, indessen dies erregte kein Bedenken am kaiserlichen und spanischen Hofe. Man sorgte nur dafür, daß die Portugiesen so lange in der Illusion eines glücklichen Abschlusses gelassen wurden, bis sich die englischen Angelegenheiten geklärt hätten.

Keine Heirath konnten die Engländer für ihre Königin weniger wünschen als die mit einem spanischen Fürsten. Durch Sitten und Ueberlieferung war den Engländern die spanische Nation die verhaßteste in der Welt. Selbst die eifrigst katholischen Engländer, wie Bischof Gardiner von Winchester, suchten die Königin zur Vermählung mit einem englischen Großen zu bestimmen; der Patriotismus hielt bei ihnen dem kirchlichen Interesse die Wage. Das Parlament, sonst so gefügig, und zumal das Unterhaus erklärte sich auf das entschiedenste gegen die spanische Verbindung. Aber Maria wünschte sich zu vermählen, ihr Tudorstolz wollte sich nur mit einem regierenden Monarchen zufrieden geben, und unter diesen gab es keinen, der ihr an Gesinnung und Macht mehr zusagte, als der zukünftige König von Spanien. Den Widerspruch ihres ganzen Volkes aber wies sie mit dem Eigensinn zurück, den sie von ihrem Vater geerbt hatte; ja die Opposition befestigte sie nur in ihrem Entschlusse.

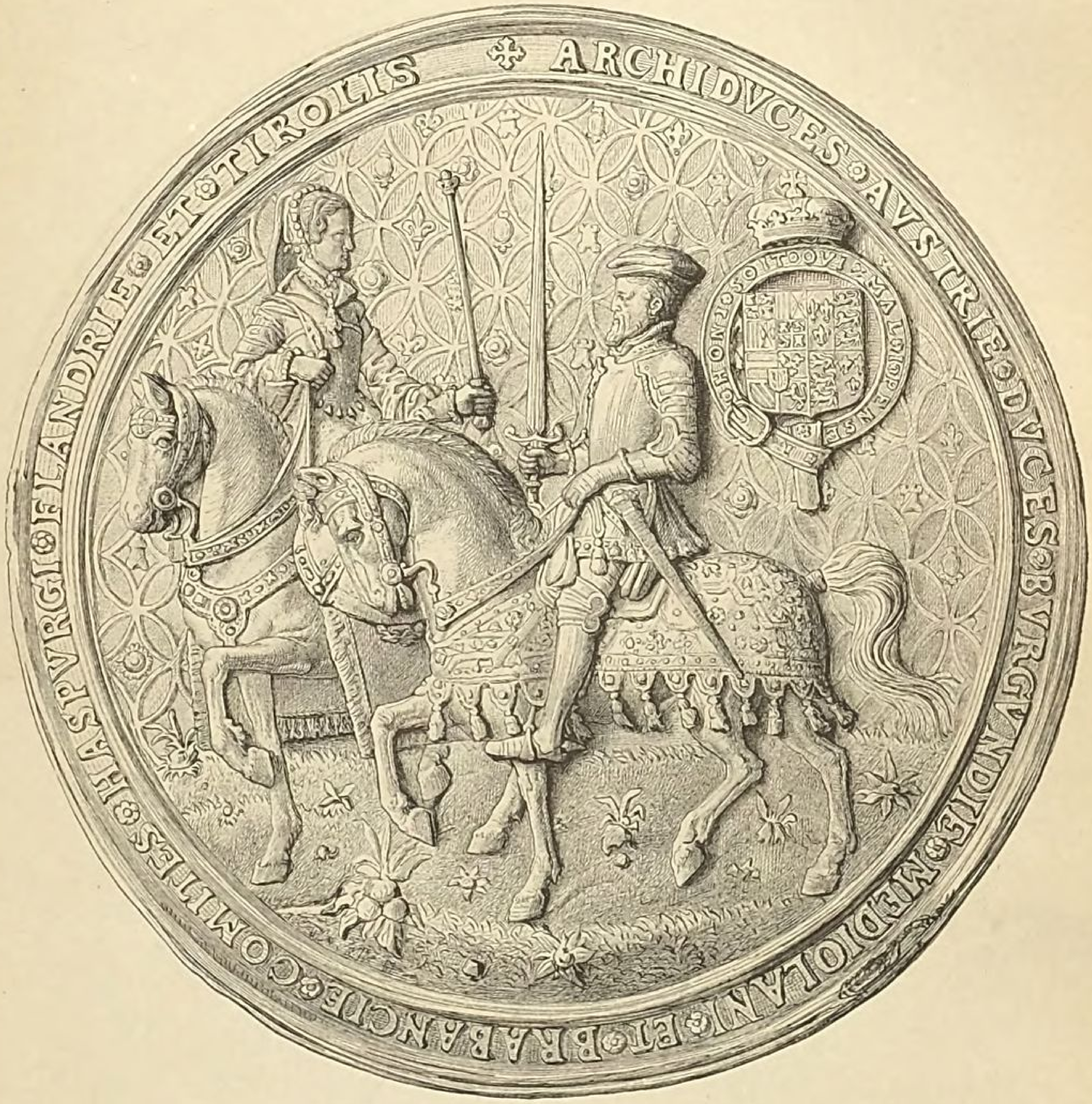
Die Heirathsverhandlungen nahmen bald eine intimere Wendung. Im Januar 1554 kam eine prächtige Gesandtschaft aus den Niederlanden nach London, geführt von dem heldenhaften, glänzenden Grafen Egmont, um den Ehekontrakt abzuschließen.

Freilich waren die Bedingungen derart, daß zunächst für Philipp nur ein indirekter Einfluß auf die Schicksale Englands ermöglicht war. Es waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um jeden Spanier, auch den Gemahl der Königin selbst, von irgend einem Amte in England auszuschließen. Indeß

testantischen Parteistellung wegen seiner umfassenden Quellenforschung unentbehrlich J. A. Froude, History of England from the death of Wolsey to the death of Elisabeth. Bd. VI (Herrschaft Marias).



Siegel und Contrasiegel von Philipp II.



von Spanien und Maria von England.

wer bürgte dafür, daß Philipp, einmal mit Maria vermählt, solche Beschränkungen ertrug?

Diese Befürchtung drängte sich allen patriotisch gesinnten Engländern ohne Unterschied des Glaubens auf; und bei den Protestanten kam noch die schwere Besorgniß vor gründlicher und endgültiger Unterdrückung ihres Bekenntnisses hinzu: würde ein Sohn Philipps und Marias nicht dereinst die unerbittliche Verfolgung der Reformation fortsetzen? Eine weit verzweigte Verschwörung des protestantischen Adels, welcher der Unterstützung Frankreichs versichert war, wurde vorzeitig verrathen; aber die Männer von Kent, der südöstlichsten Provinz des Reiches, kühne Landedelleute und Freibauern, der neuen Lehre ergeben und voll grimmigen Hasses gegen die Spanier, erhoben sich unter der Leitung des Sir Thomas Wyatt. Die schnell aufgebotenen Milizen gingen zu den Empörern über. Ohne Widerstand zu finden, drangen diese bis zur Vorstadt Londons am südlichen Themseufer vor. Die Bürger waren schwierig, man rieth Maria zu fliehen. Aber in der Königin Adern wallte das kühne und stolze Tudorblut; sie weigerte sich, hielt die Bürger in Ruhe, bewaffnete einen Theil derselben, zog von allen Seiten Truppen und den ihr ergebenen Hochadel mit seinen Leuten herbei. Wyatt war kein Heerführer und verlor eine kostbare Zeit in kindischen Demonstrationen. Endlich ließ man ihn mit einigen hundert Leuten in die City eindringen, aber nur um ihn zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Der Rest der Aufständischen zerstreute sich.

Ein furchtbares Blutgericht folgte. Renard forderte dringend und erhielt endlich von der Königin die Einwilligung zur Hinrichtung der unglücklichen Johanna Grey, die trotz aller Verlockungen und Belästigungen treu in ihrem protestantischen Glauben starb, und ihres Gatten Guilford Dudley (März 1554). Die gefangenen protestantischen Bischöfe Cranmer, Latimer und Ridley wurden verbrannt. Tausende von Aufständischen wurden gefangen gesetzt, so daß Kirchen in Kerker verwandelt werden mußten; in einem Gotteshause waren 400 Gefangene. Wyatt, eine große Anzahl der andern Führer und mehrere Hunderte sonstiger Rebellen wurden enthauptet oder gehängt.

Nur mit Zögern entschloß sich Philipp, sich auf einen so gefährlichen Boden zu begeben, und erst im Juli 1554, viel zu spät für Marias Sehnsucht, landete er in England.

Philipp war damals 27 Jahre alt und trotz seiner kleinen Figur ein schöner, gefälliger Mann. Er fand in England eine Braut, die 11 Jahre mehr zählte als er. Maria war von kleiner Statur und zartem Baue, aber von regelmäßiger Gestalt und Gesichtsbildung.[1]) Sie hatte in ihrer Jugend für nicht unschön gegolten; allein die Jahre und noch mehr Krankheit und der Kummer über ihre lange Zurücksetzung hatten tiefe Falten in ihr Ge-

1) Relaz. di Giov. Micheli (1557); Alberi I. II, 322.

sicht gezogen. So war sie vor der Zeit gealtert, kränklich, ernst; dabei kurzsichtig, mit starrem, finsterm Blick, mit tiefer männlicher Stimme, wenig geeignet, Liebe einzuflößen. Philipp, der persönlich die Portugiesin zu heirathen gewünscht, und nur ungern in die von dem Kaiser ihm auferlegte englische Vermählung gewilligt hatte, vermochte an einer solchen Gattin wenig Gefallen zu finden. Dennoch that er sein Möglichstes, um als zärtlicher Gemahl und zugleich als Freund und Nachahmer englischer Sitten zu erscheinen. In der That wußte er sich diesmal die Zuneigung der Engländer zu gewinnen, was um so anerkennenswerther war, je größeres Mißtrauen sie ihm entgegengebracht hatten.

Um die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, die Philipp bei dieser Gelegenheit entfaltete, hatte sich kein geringes Verdienst der Rathgeber erworben, dem er damals hauptsächlich vertraute, Ruy Gomez de Silva. Dieser Portugiese von geringer Geburt war Page bei der Kaiserin Isabella gewesen und in ihrer Umgebung mit Philipp schon in dessen Knabenjahren bekannt geworden. Durch sein liebenswürdiges und heiteres Wesen, durch die Bescheidenheit seines Benehmens, unter welcher er geschickt seinen Ehrgeiz und seine Habsucht zu verbergen wußte, gewann er sich die Zuneigung aller und zumal des jungen Fürsten, der ihn soweit liebte, wie er überhaupt zu lieben vermochte, und ihm sein Wohlwollen allezeit bewahrt hat. Ruy Gomez war stets für milde, versöhnliche Maßregeln, und sein Einfluß, den unterrichtete Beobachter gerade damals als den allein für Philipp maßgebenden schildern,[1]) trug ohne Zweifel zu der geschickten Weise bei, in welcher Philipp in England auftrat.

So gelang es ihm, hier eine bei dem Mißtrauen der damaligen Engländer gegen alle Fremden doppelt überraschende Autorität zu gewinnen. Um dieselbe zu erhöhen, hatte Karl V. seinem Sohne das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand in voller Souveränetät abgetreten, so daß er der Beherrscherin Englands als Ebenbürtiger zur Seite stand. Je sorgfältiger er einstweilen an den lästigen Beschränkungen des Heirathsvertrages festhielt, je unbedingter er in allen Angelegenheiten sich der Meinung der Königin und ihrer Minister anzuschließen schien, desto größer wurde das Vertrauen, das man ihm zollte, desto mehr wurde ihm jede Angelegenheit von Bedeutung, oft selbst privater Natur unterbreitet. Seinem Einflusse auf die Regierung von der einen und seiner plötzlichen Popularität auf der andern Seite ist zum großen Theile der schnelle Fortgang zuzuschreiben, den unter wenigstens scheinbarer Zustimmung des eingeschüchterten Parlaments die religiöse Reaktion nahm.

Noch im Frühjahr 1554 hatte das Parlament die Durchführung der beiden Punkte verweigert, an welcher der Königin alles lag, die Herstellung der Autorität des Papstes, und die Erneuerung der alten Gesetze wider die

---

1) Anstatt Ruy Gomez nannte man ihn Rey („König") Gomez; Relaz. di Fed. Badoero. S. 240.

Ketzer. Es zeigte dies deutlich, wie weit die Mehrheit des Landes der Königin zu folgen gedachte: katholischer Glaube, aber höchstens in lockerer Verbindung mit Rom und in Duldsamkeit nach all den Schwankungen der letzten Jahrzehnte. Indeß unter dem Druck und Einfluß des spanischen Hofes gaben die leitenden Klassen der englischen Nation noch ein Weiteres nach. Unter der Bedingung, daß die eingezogenen Kirchengüter auch in Zukunft ihren gegenwärtigen Besitzern verbleiben sollten, wurden Ende 1554 und Anfang 1555 die religiöse Oberhoheit des Papstes in England sowie die alten Statuten gegen die Ketzer erneuert. Und hiermit blieb es nicht bei leeren Worten: zahlreiche Protestanten wurden in England und den abhängigen Inseln verbrannt. An 300 Opfer fielen der religiösen Verfolgung. Anderwärts waren die Hinrichtungen umfassender, massenhafter; aber in England suchte man mit grausamer Politik die bedeutendsten Männer, die Leiter und Führer der Reform heraus. Wie Maria die Verkörperung des spanischen Wesens in ihrem Gatten schwärmerisch liebte, so war sie auch — ein Erbtheil der Mutter — mit dem finsteren unerbittlichen Fanatismus des Spanierthums erfüllt. Persönlich dürfte man ihr keinen Vorwurf daraus machen, denn sie hielt es für Recht, mit fester Hand das Unkraut auszurotten, damit das ihr anvertraute Volk vor dem ewigen Verderben gerettet werde. Eine andere Frage ist es, ob sie politisch weise handelte, ob sie nicht die Gesinnung ihres Volkes durchaus verkannte. Wenn in diesem bald der Protestantismus einen völligen Sieg errang, so war das vor allem dem Abscheu zu verdanken, welchen die blutigen Flammen der Scheiterhaufen von Smithfield erregten.

Einstweilen aber hatte das Papstthum einen glänzenden Erfolg erlangt, der drittmächtigste Staat des Abendlandes war für den Katholizismus zurückgewonnen. Schwere Gefahren zogen für die Reformation herauf, die nur noch in Deutschland, der Schweiz, Skandinavien ein vielbestrittenes Dasein behauptete. Selbst Männer von dem Muthe und festen Gottvertrauen eines Calvin zagten und sahen die Aufgabe der Protestanten nur noch in leidendem Widerstande.

In ganz Europa war man geneigt, diesen wichtigen Erfolg hauptsächlich Philipp von Spanien anzurechnen. Der Triumph der spanisch-katholischen Politik in England schien vollkommen, als sich gerade um dieselbe Zeit Königin Maria, die ihren Gemahl zärtlich liebte, der Hoffnung auf Nachkommenschaft hingeben zu dürfen glaubte. Damit wären auch für die Zukunft die Absichten Marias, Philipps und des Papstes gesichert gewesen. Das Parlament beauftragte während der zu erwartenden Verhinderung der Königin ihren Gemahl mit der Regentschaft. Nicht nur in England selbst, auch in den Staaten Karls V. stellte man öffentliche Freudenbezeugungen an.[1]) Wie kurz aber waren die Tage der Hoffnung, wie bald sah Maria ihr Schicksal zum Unheil verändert! Die angebliche Schwangerschaft der Königin erwies

1) Motley, Rise of the Dutch Republic I, II.

sich als Wassersucht. Mit ängstlicher Sorgfalt hielt sie an der Hoffnung fest, daß sie doch eines Tages dem Reiche einen katholischen Erben geben könne. Anders Philipp; er erkannte die Unmöglichkeit eines solchen Ereignisses, er sah den baldigen Tod seiner Gemahlin, die völlige Zertrümmerung seiner englischen Pläne voraus.[1]) Er hatte nie wahre Liebe für Maria empfunden. „Die Königin," schrieb schon früher sein Vertrauter Ruy Gomez nach Spanien „ist ein recht gutes Ding, aber älter als man uns gesagt hat." Für den Fall der Kinderlosigkeit seiner Gemahlin hatte Philipp in England keine Zukunft; ihn als König von England nach dem etwaigen erblosen Ableben seiner Gattin anzuerkennen, weigerten sich die Gemeinen hartnäckig. Der Zwang, welchen sich Philipp beständig der Königin und dem ganzen englischen Wesen gegenüber auferlegen mußte, lastete unerträglich auf seinem stolzen und verschlossenen Gemüthe. Trotz aller Gegenvorstellungen Marias setzte er im August 1555 nach den Niederlanden über.

Und nun ging es schnell abwärts mit Maria von England. Sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihrem fernen Gemahle, der sich ihr gegenüber immer kühler zeigte, und von dessen Galanterien gegen andere Frauen sie hören mußte. Der traurige Ausgang ihrer vermeintlichen Schwangerschaft goß reichlich den Fluch der Lächerlichkeit über ihre Person aus. Die Unerbittlichkeit, mit der sie die Protestanten verfolgte, brachte diesen die Sympathien selbst derjenigen, die bisher dem alten Glauben zugethan gewesen waren, und machte diesen und die „blutige Maria" in steigendem Maße verhaßt.

Einsichtige englische Katholiken erkannten mit Bangen den Lauf der Dinge. Selbst der Legat des Papstes, der erst jüngst aus der Verbannung zurückberufene und zum Erzbisthum von Canterbury beförderte Kardinal Reginald Pole, ein Mann aus königlichem Geblüte, suchte die Schärfe der Verfolgung zu mildern. Viele Mitglieder des Geheimrathes protestirten gegen den übergroßen Eifer der Königin. Auch Karl V. und selbst Philipp sprachen in diesem Sinne. Aber vergebens. Maria, verzweifelt über die Untreue ihres Gatten, warf sich ganz einer fanatischen Bigotterie in die Arme. Sie beschloß, die im Besitz der Krone befindlichen Klostergüter ihrer frühern Bestimmung zurückzugeben. Das erregte nun vielfachen Widerspruch, denn einmal hielt man dafür, daß das Krongut nicht dem Könige, sondern dem Staate gehört, und andererseits sah man in dieser Maßregel nur den Anfang für die Wiedereinziehung auch der in Privatbesitz übergegangenen geistlichen Ländereien. Schon kam es hie und da zu Aufständen. Zwar wurde das Gesetz unter dem Hochdrucke des Regierungseinflusses mit geringer Mehrheit angenommen, indeß unter lauten Zeichen der Unzufriedenheit. Mächtige Lords hörte man ausrufen, sie würden die Klosterlande behaupten, so lange sie noch ein Schwert an der Seite trügen. Man zählte an 40,000 Familien, deren Interessen auf das engste mit dieser Frage verknüpft waren.

---

1) Maurenbrecher, England im Reformationszeitalter. (Düsseldorf 1866.) S. 57.



Da Philippo nuhn alle gwalt,
Vom vatter gantz war zugestalt
Zerbrach man Siegell vnnd pitzier
Deß vatters, neuw bracht auffs papier.

Frauw Maria bitt hertziglic
Wo sie gewest versaumelic
Jhrs ampts, Von .23. Jar
Daß erß ihr woll verzeihe

Abdankung Karls V. in Brüssel. Facsimile eine



...rtzigl:ch .
...aumelich
...3. Jar
...erzeilen gar,

Der Keyser sie hoch dancken thutt .
Von ihrem dienst vnnd gutte hutt .
Doctor Maß thutt auch gleycherweyß
Wegen der Staten, gibt ihr preyß .

...mile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Franz Hogenberg.

Dazu kam, daß in der äußern Politik Maria fortdauernd von Mißgeschick betroffen wurde.

Philipp II. hatte für seine, von Marien so lebhaft betrauerte Abreise allerdings hinreichende Gründe anzugeben gewußt.

Die schweren Niederlagen, die Karl V. in den letzten vier Jahren gegenüber den deutschen Protestanten und den Franzosen erlitten, hatten den langgehegten Entschluß, seiner Macht zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen, in ihm zur Reife gebracht. Dazu kam im Beginne des Jahres 1555 der Tod seiner wahnsinnigen Mutter Johanna, in deren Namen er eigentlich bisher in Kastilien regiert hatte, und deren Existenz ein Hinderniß für die Krönung Philipps in diesem Reiche gewesen war. Kaum war der letztere aus England in Brüssel eingetroffen, so berief der Kaiser nach dieser Stadt die Stände der 17 Provinzen ein und übergab auf das Feierlichste seinem Sohne die Herrschaft der Niederlande. (25. Oktober 1555.) Wohl blieb kein Auge trocken, als der erst 55jährige Kaiser erklärte, daß Mühen und Krankheiten aller Art seine Lebenskraft erschöpft und ihn zu dem Entschlusse gebracht hätten, seine ruhmvolle und glänzende Laufbahn vorzeitig abzuschließen. Ging man doch unter einem ungeliebten Herrscher einer voraussichtlich schweren und drückenden Zukunft entgegen. Wenige Monate später, am 16. Januar 1556, fertigte der Kaiser, noch in Brüssel, die Urkunden aus, durch welche er auch den Königreichen Leon, Kastilien und Aragon zu Gunsten seines Sohnes Don Philipp entsagte.

Hierauf zog Karl sich in die übrigens mit fürstlichem Glanze ausgestattete Einsamkeit des Hieronymitenklosters San Yuste zwischen den lieblichen Bergen des nördlichen Estremadura zurück.[1]) Nur wenige Herrscher haben es so wie dieser einstige Weltgebieter verstanden, das Ende ihres Lebens in behaglicher Muße zu verbringen. Freilich verlangte Karl von allen wichtigen Vorgängen der Außenwelt unterrichtet zu werden; freilich enthielt er seine Rathschläge dem Sohne nicht vor: aber er machte doch keinen Versuch, dem letztern die überlassene Herrschaft auch nur theilweise wieder zu entziehen.

Philipp II. sah sich an der Spitze des ungeheuren Reiches, das seinem Beherrscher die Hülfsquellen dreier Erdtheile zur Verfügung stellte, als Fürst zahlreicher Länder, von denen jedes allein schon einen Achtung gebietenden Platz in der Welt eingenommen haben würde.[2]) Dieser mächtigste unter

---

1) Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint. 3 Bände, Brüssel 1854—55. — Mignet, Charles-Quint, son abdication et son séjour au monastère de Yuste. 5. Aufl. Paris 1862. 2) Gleichzeitige Biographen Philipps sind besonders: 1. Cabrera de Cordoba, dessen Historia de Felipe II. zuerst 1619 (in Folio) erschien; indeß zeigt die Druckerlaubniß, daß sie schon im Januar 1615 vollendet war. Bis zur neuesten Zeit war nur die erste Hälfte dieser wichtigen Biographie bekannt; indeß in den Jahren 1876 und 1877 veröffentlichte der Graf Torreno in Madrid eine neue Ausgabe (in vier Quartbänden), die nach je einem Madrider und Pariser Manuskripte auch das Ende der Arbeit, bis zum Tode des Königs bringt. Er sucht den König in allen seinen Thaten zu rechtfertigen — Cabrera war der offizielle Historiograph Philipps II. u. III.

allen damaligen Regenten war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, schwächlichen Körpers, zurückhaltend, bedächtig und eher furchtsam in seinem Auftreten, einfach in seiner Kleidung, den Freuden der Tafel und der Liebe über Gebühr ergeben. Man kann nicht sagen, daß seine Zeitgenossen große Dinge von ihm erwarteten. Er arbeitete viel und unterzog alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten, die vor ihn kamen, seiner eigenen Erwägung; aber in seinen Entschlüssen war er langsam und schien allem thatkräftigen Handeln feind. Neben Ruy Gomez, den er zum Grafen von Melito, Staatsrath und Finanzminister erhoben, und der seinen maßgebenden Einfluß in vollem Umfange bewahrt hatte, behielt ein großes Ansehen, wenn auch in etwas verminderter Weise, der Bischof Anton Perrenot de Granvella. Dieser, ein Sohn des alten Ministers Karl des Fünften, war trotz seiner verhältnißmäßigen Jugend — er war im Jahre 1517 geboren — schon seit zehn Jahren in den wichtigsten Angelegenheiten der spanischen Krone beschäftigt; ein kühner, entschlossener, treuer, im Interesse seines Herrn ehrgeiziger ja fanatischer Staatsmann, viel zu schnell in seinem Wesen für den langsam überlegenden Philipp.

Um sich von diesem Bestreben zu überzeugen, vergleiche man u. a. die Darstellung der Angelegenheit Escobedos und Perez', Buch 12, Kap. 3. Sonst ist das Werk sorgfältig gearbeitet und mit zahlreichen Urkunden und Briefen ausgerüstet. Es enthält eine Fülle von merkwürdigen Notizen und Erläuterungen, die man nirgend anders finden dürfte. — 2. Antonio de Herrera in seiner Historia general del mundo 1554—1598, deren erste beide Theile 1606 in Valladolid (sie waren schon 1599 vollendet), deren dritter Theil (vollendet 1608) in Madrid 1612 erschienen. Wenn dieses Buch für die militärischen und persönlichen Details sehr schätzenswerth ist, so darf es doch im Allgemeinen wegen seiner wahrhaft schamlosen Parteilichkeit nur mit der größten Vorsicht benutzt werden. Der Verfasser trägt kein Bedenken, Vorgänge, die Philipp II. oder den Spaniern überhaupt zur Unehre gereichen, entweder ganz zu verschweigen oder gar in ihr gerades Gegentheil zu verkehren. — — Die Biographie Philipps II. von Watson (deutsche Uebersetzung, Lübeck, Donatius, 1778, 2 Bände) ist nicht mehr zu gebrauchen. — William H. Prescotts History of the reign of Philipp II. (erste Ausgabe, Boston 1855) ist leider unvollendet. Der Verfasser hat eine große Menge damals noch unbenutzter Archive und Bibliotheken für seine Arbeit herangezogen, wenn er sie auch bei weitem nicht mit genügender Gründlichkeit studirt hat oder hat studiren lassen. Trotzdem wird seine Arbeit für die Jahre, die darin behandelt sind, stets die Grundlage weiterer Forschung bleiben. Er ist unparteiisch und mit gesunder historischer Kritik ausgerüstet, was bei ihm die anziehende Schönheit der Form nicht ausschließt. — Der neueste Biograph Philipps II., H. Forneron (Histoire de Philippe II., Th. I bis IV, Paris 1881. 1882) leistet nicht in befriedigender Weise, was er durch seinen Titel verspricht. Er hat nicht nur die zahlreichen noch nicht benutzten archivalischen Schätze unausgebeutet gelassen, sondern er beherrscht auch nicht vollständig die schon vorhandene Literatur seines Gegenstandes. Er zeigt außerdem den König nicht inmitten des Verlaufes der Ereignisse, sondern läßt ihn ausschließlich und persönlich als den allein Bestimmenden und Lenkenden erscheinen. Die großen Ideen und Leidenschaften der Zeit, die Zustände und Bestrebungen der Völker sind viel zu sehr vernachlässigt. Trotzdem ist Herr Forneron ein Schriftsteller von Talent, dem man nur eine sorgfältigere Vorbereitung und eine reifere Durcharbeitung seines Gegenstandes wünschen möchte.

Diejenige Eigenschaft, die auch dem flüchtigsten Beobachter bei Philipp II. sofort in die Augen fiel, war seine exemplarische Frömmigkeit, die aufrichtige Inbrunst, mit welcher er an den Lehren und Gebräuchen der Kirche hing. Allein darum war Philipp II. durchaus kein gehorsamer Sohn des heiligen Stuhles. Als Fürst des mächtigsten katholischen Reiches, als Vertheidiger und Schutzherr der Kirche, sich stützend auf seine etwas prahlerisch zur Schau getragene Katholizität, glaubte er seinerseits auf jene einen bestimmenden Einfluß üben zu dürfen. Spanierthum und Orthodoxie schienen diesem Monarchen, wie seinem ganzen Volke, gleichbedeutend. So scheute er vor einem Konflikte mit dem Papste keineswegs zurück, wenn derselbe in Streit mit den politischen Interessen Spaniens trat oder auch nur die religiösen Anschauungen, die Spanien verfocht, in der Kirche zu verwirklichen sich weigerte. Und endlich war Philipp zu sehr Despot, um nicht die Kurie von jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der spanischen Geistlichkeit abzuhalten.[1])

Ein eigenthümliches Schicksal wollte es, daß Philipp, dieser Führer und Verfechter der Gegenreformation, seinen ersten Kampf mit der Kirche führte.

In dem eifrigen Wunsch, seinem Sohne einen friedlichen Beginn der Regierung zu verschaffen, war Karl V. im Anfange des Jahres 1556 zu Vaucelles einen unvortheilhaften Waffenstillstand mit den Franzosen eingegangen. Aber er hatte damit seinen Zweck nicht erreicht. Seit dem vorhergehenden Frühjahre saß auf dem päpstlichen Throne Paul IV.,[2]) jener Kardinal Caraffa, welcher der ungestüme Führer der strengkirchlichen Reaktionspartei gewesen war. Allein kaum Papst geworden, ergriff er ausschließlich das politische Interesse und zwar mit der Leidenschaftlichkeit und fast naiven Unduldsamkeit, die seinen ganzen Charakter kennzeichnete. Sein Haus gehörte seit lange zu den Freunden Frankreichs in Italien, und so wandte auch er seinen ganzen Haß gegen die Spanier, die er, wenn er nach Tische bei seinem schweren neapolitanischen Weine saß, „Ketzer, Gottverfluchte, Hefe der Welt, Nachkommen von Juden und Mauren" nannte. Mit französischer Hülfe wollte er sie aus Italien treiben. So that er, der gemeinsame Vater der Gläubigen, alles, um die Franzosen zum Bruche des Stillstandes von Vaucelles zu bestimmen. Als ihm dies gelungen, ließ er in Rom einen Prozeß auf Exkommunikation des Kaisers und des Königs von Spanien anstrengen; er ließ ihre Gesandten und Beamten in Rom ins Gefängniß werfen. Vom Standpunkte der katholischen Interessen ein wahrhaft frevelhaftes Vorgehen von Seiten des Papstes, dieser Kampf gegen den mächtigsten und eifrigsten Verfechter des Katholizismus. Philipp nahm auch sofort den Handschuh auf, belegte die Ueberbringer der päpstlichen Bannbulle mit den schärfsten Strafen und befahl, von einer Versammlung der durchaus königlich und national ge-

1) M. Philippson, Philipp II. von Spanien und das Papstthum. Historische Zeitschrift. Neue Folge, Bd. III, 269 ff. 419 ff. 2) L. v. Ranke, Sämmtliche Werke. Bd. XXXVII, 183 ff.

sinnten spanischen Prälaten dazu ermächtigt, seinem Statthalter von Neapel, in das Gebiet des Kirchenstaates einzurücken.

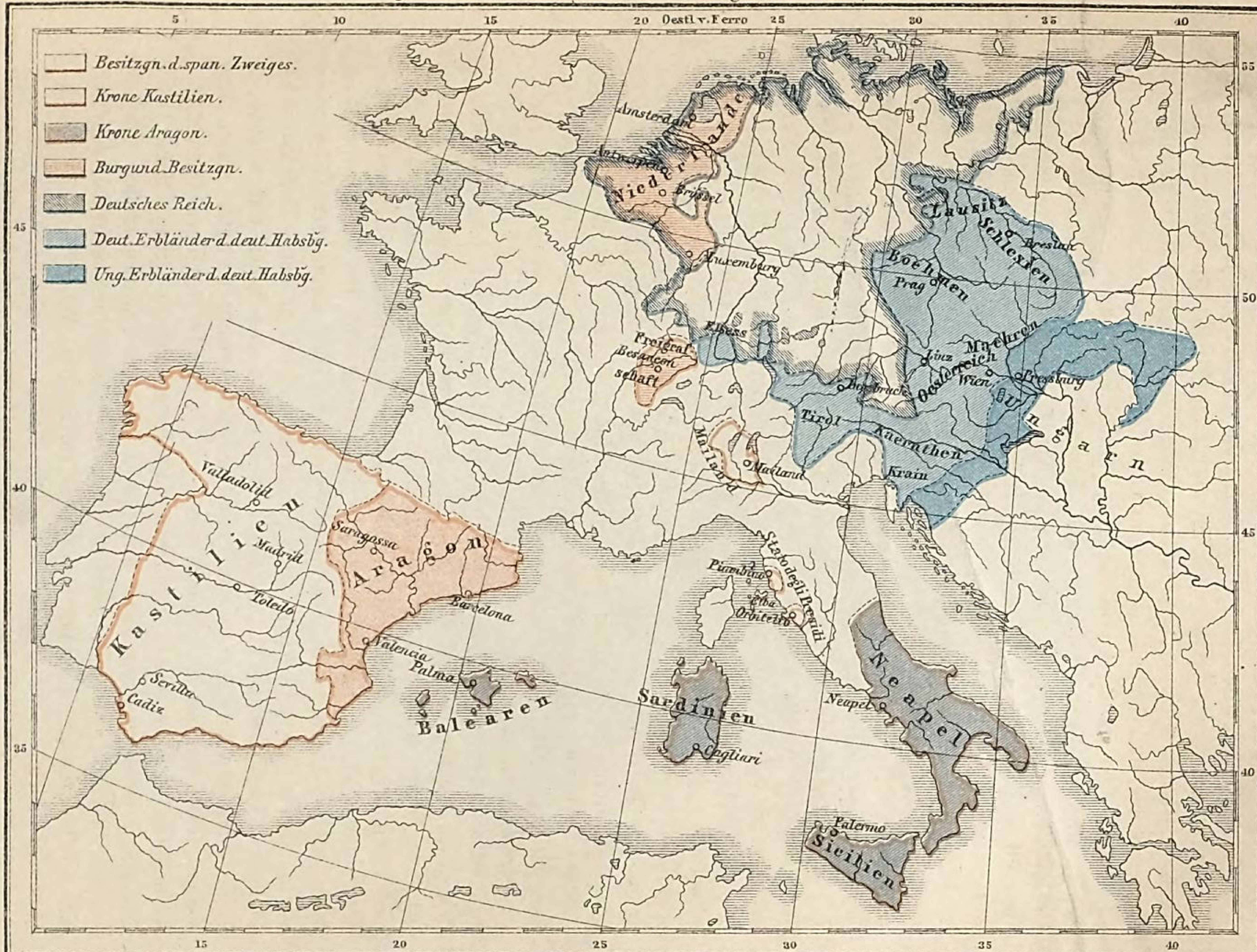
Dieser Statthalter war Don Fernando de Toledo Herzog von Alba. Stammend aus einer der vornehmsten aber nicht reichsten Familien Spaniens, stand er jetzt im Beginne der fünfziger Jahre, ein großer hagerer Mann mit kleinem Kopfe, strengen finstern Zügen und gebräunter Gesichtsfarbe. Durch seinen Großvater, den Eroberer von Navarra, in die Laufbahn der Waffen eingeführt, stieg er durch Begabung und Ränke schnell zu den höchsten Stufen auf. Mit einem selbst bei Spaniern seltenen Stolze und unbedingtem Selbstbewußtsein vereinigte er trübe, herbe, mißgünstige Gesinnung, so daß er allgemein verhaßt war. Wenn seine Rathschläge nicht befolgt wurden, faßte er das stets als eine persönliche Kränkung auf und pflegte deßhalb bisweilen sich auf Monate schmollend von allen Geschäften zurückzuziehen, bis er wieder zu irgend einem Auftrage berufen wurde. Dennoch machte ihn seine große Erfahrung in politischen und zumal militärischen Dingen dem Könige unentbehrlich, dem er übrigens mit unwandelbarer Treue ergeben war, und mit dem ihn der gleiche religiös-nationale Fanatismus verband. Im Kriege zeichnete er sich vor allem durch die äußerste Um- und Vorsicht aus; selbst die meistversprechende Unternehmung gab er auf, wenn nicht so zu sagen jede Möglichkeit eines Mißlingens ausgeschlossen war. So weit ging diese Bedächtigkeit, daß man sie sogar als Feigheit bezeichnete; einst erhielt er einen anonymen Brief mit der Ueberschrift: „An den Erlauchten Herzog von Alba, Generalkapitän Sr. Majestät im Frieden und Oberhofmeister im Kriege!"[1]) Aber mit Unrecht wurde ihm diese Mißachtung entgegengebracht, da er in den meisten Fällen sehr wohl seine, wenn auch selten weit gesteckten Ziele zu erreichen wußte.

Alba war noch viel mehr, als sein Souverän, geneigt, jede Feindseligkeit gegen Spanien — und käme sie selbst von dem Papste — als eine Feindseligkeit gegen die Religion zu betrachten. Nachdem er dem Papste ein Schreiben gesandt, in dem er demselben ungescheut Tyrannei, Unmenschlichkeit, infame Lüge und Abscheulichkeit vorgeworfen und ihn „Stiefvater der Christenheit" genannt hatte, rückte er im Beginne des September 1556 mit einem kleinen aber trefflichen Heere in den Kirchenstaat ein. Des Papstes Armee — zusammengesetzt, wie in neueren Zeiten, aus feigen und unzuverlässigen Römern und tapfern aber zuchtlosen Miethstruppen, unter denen die besten 3000 deutsche Lutheraner waren, die keck alle kirchlichen Gebräuche verhöhnten — diese Armee vermochte nicht Widerstand zu leisten. Paul IV., der zuerst jedes friedliche Wort mit dem Tode hatte bestrafen wollen, mußte sich im November zu einem vierzigtägigen Waffenstillstande verstehen, welcher alle Festungen des südlichen Kirchenstaates in den Händen der gehaßten Spanier beließ.

---

1) Relaz. di Fed. Badoero. S. 279. — Vgl. Rel. di Paolo Tiepolo (1563)

Besitzungen des Hauses Habsburg um das Jahr 1560.



Alfr. Runge, Geogr.-artist. Inst. Leipzig-Reudnitz. Entw. von M. Philippson. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Aber dieser Stillstand war nur darauf berechnet, Zeit zu gewinnen, damit das französische Heer anlangen könne, welches der Herzog von Guise dem Papste zu Hülfe führte. Kaum erschien es im Kirchenstaate, so begann der Krieg von neuem. Päpstliche und Franzosen rückten über die Grenzen Neapels, wo sie einen Aufstand gegen die wenig beliebte spanische Herrschaft



Bildniß des Herzogs Alba.
Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Franz Hogenberg.

erhofften. Aber die sonst so wankelmüthige Bevölkerung hielt die Spanier für die Stärkeren und verharrte in passivem Gehorsam gegen dieselben; zwischen Guise und den päpstlichen Führern brachen Zwistigkeiten aus; mißmuthig zogen sich die Verbündeten in den Kirchenstaat zurück. Guise war froh, die Niederlage, die gleichzeitig die Franzosen an der niederländischen Grenze erlitten, zum Vorwande nehmen zu können, um eiligst ein Land zu verlassen, in dem ihm offenbar keine Lorbeeren erwuchsen.

Nachdem so die Franzosen sich entfernt hatten, war Paul IV. widerstandslos den Spaniern überliefert. Langsam, zu langsam nach der Meinung vieler, rückte Alba auf päpstlichem Gebiete vor, eine Stadt nach der andern fiel in seine Hand. Schon zitterte Rom. Indem es der Schrecken der dreißig Jahre früher erduldeten spanischen Eroberung gedachte, wagte es keinen Widerstand. Paul IV. sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen und ließ durch seinen Nepoten Caraffa Unterhandlungen mit Alba eröffnen (Sept. 1557).

Er fand bei Philipp bereites Entgegenkommen. Es waren weniger, wie man gewöhnlich annimmt, bigotte Frömmigkeit und das Gefühl der Unterordnung unter den Papst, die den König dazu veranlaßten, als vielmehr die Erwägung, daß sein ganzes politisches Programm, sowohl für die äußern wie für die innern Angelegenheiten, auf der strengen Katholizität beruhte, und daß diese wohl mit kleinen Zerwürfnissen mit der Kurie, nicht aber mit langdauernder entschiedener Gegnerschaft wider dieselbe verträglich sei. Der Papst hatte lediglich Neutralität zu versprechen; dafür empfing er nicht nur die ihm weggenommenen Plätze zurück, sondern Alba mußte sich ihm, der Sieger dem Besiegten, zu Füßen werfen, und ihn um Absolution für das Verbrechen bitten, gegen den heiligen Stuhl sich vertheidigt zu haben. Alba beschwerte sich bitter über die unangemessene Rolle, die sein König ihn spielen ließ, und dem alten Kaiser in San Yuste schien seines Sohnes Demüthigung vor dem heiligen Stuhl so übertrieben, daß er sich weigerte, über diese Angelegenheit noch irgend eine Nachricht entgegenzunehmen. Allein im Grunde hatte der König nichts aufgegeben und er und seine Räthe beschränkten immer mehr den Einfluß des Papstes auf den spanischen Klerus.

Ebenso entschieden wie in Italien hatte auch in den Niederlanden der Sieg sich für die spanische Sache erklärt.

Durch einen zweiten, kurzen Besuch in England (1557) war es Philipp II. gelungen, gegen das wahre Interesse dieses Reiches und gegen den Wunsch des englischen Volkes seine ihm so zärtlich zugethane Gemahlin, die Königin Maria, zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu vermögen. Indeß hauptsächlich hatte Philipp sich doch auf seine eigenen Rüstungen zu verlassen, die er im weitesten Umfange unternahm. Zum Befehlshaber seiner schönen aus Deutschen, Spaniern und Niederländern gebildeten Armee ernannte er den von den Franzosen seines Landes beraubten Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, einen noch jungen, aber schon wohl geübten und abgehärteten, dabei sittenstrengen, geistreichen und hochgebildeten Krieger. Da Philipp, allen körperlichen Anstrengungen und zumal dem Kriegswesen abgeneigt, sich nicht selbst, wie sein Vater, an die Spitze seines Heeres setzen mochte, konnte er in einer Zeit, wo es an Feldherrn ersten Ranges völlig mangelte, keinen bessern und zuverlässigern Stellvertreter finden als Emanuel Philibert von Savoyen.

Der Herzog begann sofort die Belagerung der wichtigen und reichen Grenzstadt St. Quentin, wo die kleine Garnison sich unter dem Befehle des

berühmten Admirals von Coligny mit heldenmüthiger Tapferkeit vertheidigte. Um Festung und Besatzung zu retten, zog Heinrichs des Zweiten von Frankreich Günstling, der Connetable Montmorency herbei; er wurde aber am 10. August 1557 vollständig geschlagen und selbst gefangen genommen. Die französische Armee war einstweilen in gänzlicher Auflösung. In Paris selbst erwartete man den Feind demnächst vor den Mauern der Hauptstadt zu sehen. Auch rieth der Herzog von Savoyen ein energisches Vordringen gegen das Herz der feindlichen Macht an. Karl V. soll von seinem stillen Zufluchtsorte aus diese Meinung völlig gebilligt haben. Indessen kühnes Vorgehen lag nicht in dem Wesen Philipps II., der nach der Schlacht selbst zur Uebernahme des Commandos herbeigeeilt war. Sein Verfahren war das der Vorsicht; er fürchtete die Festungen und Ströme auf seinem Wege, vor allem aber den thatkräftigen Patriotismus des französischen Volkes, wie er sich bei den wiederholten Invasionen seines Vaters stets zu dessen Schaden bewährt hatte. So zog er es vor, in weniger aussichtsreicher aber auch minder gefährlicher Weise den Sieg nur zur Fortsetzung der Belagerung von St. Quentin zu benutzen, das in der That nach wenigen Wochen mit Sturm genommen wurde. Jetzt wäre sicher die Zeit gewesen, mit Schnelligkeit gegen die erschreckte französische Hauptstadt aufzubrechen: allein Philipp begnügte sich abermals mit der Berennung und Wegnahme kleiner Plätze und gab so den Franzosen Zeit, sich moralisch und nicht minder materiell, durch Aufbringung einer neuen starken Armee, von den Wirkungen ihrer Niederlage zu erholen. Ihn selbst drückte der Geldmangel derart, daß er bei Beginn der schlechten Jahreszeit sein wackeres Heer zum größten Theile verabschiedete. So war der thatsächliche Erfolg des Feldzuges ein für Spanien sehr geringer, wenn auch der herrliche Sieg von St. Quentin den Ruhm der spanischen Waffen von neuem erhob. Der fromme Philipp II. erbaute zum Danke für den Heiligen des Schlachttages, St. Laurentius, das Riesenkloster des Escurial in Gestalt des Rostes, auf dem jener, nach der Legende, sein Leben geendet hatte. Acht Millionen Dukaten, dem Geldwerthe nach gleich 150 Millionen Reichsmark, kostete der Bau. Als man den portugiesischen Gesandten auf die Größe dieses Mönchspalastes aufmerksam machte, rief er aus: „Wie groß muß zuvor die Angst desjenigen gewesen sein, der ihn gegründet hat."

Die Franzosen, jetzt befehligt von dem aus Italien heimgekehrten kühnen und unternehmenden Guise, waren weit davon entfernt, eine ebenso bequeme Weise der Kriegführung zu befolgen; vielmehr benutzten sie die augenblickliche Schwäche der Spanier, um die Offensive zu ergreifen und zum Scheine das niederländische Gebiet zu bedrohen. In der That aber waren die ersten Schläge des französischen Heeres nach einem andern Punkte gerichtet. Im Beginne des Januar 1558 griff Guise plötzlich Calais an, die letzte und zwar 200jährige Besitzung der Engländer auf französischem Boden, die letzte Trophäe der glänzenden Siege von Crecy, Poitiers und Azincourt, und eroberte sie binnen weniger Tage. Ganz Frankreich war voll Jubel über einen Erfolg, der

endlich die Schmach der englischen Kriege vollständig tilgte und zugleich den unerschöpflichen Reichthum von Frankreichs Hilfsquellen erwies.

Guise ließ sich nicht von furchtsamen Bedenklichkeiten am weiteren Fortschreiten hindern, wie einige Monate früher Philipp II. Gleichzeitig fielen seine Schaaren erobernd in Luxemburg und in Flandern ein. Emanuel Philibert raffte eiligst ein Corps von 14,000 Mann zusammen und warf es gegen die Franzosen in Flandern; es wurde befehligt von einem ungestümen Reiterführer, Lamoral Grafen von Egmont, einem Edelmann voll Feuer, Leben, Großmuth und Tapferkeit, aber freilich auch Stolz und leichtsinniger Selbstüberhebung. Egmont griff bei Gravelingen, 13. Juni 1558, die Heeresabtheilung des Marschalls von Termes an und vernichtete sie mit der Unterstützung eines englischen Geschwaders, das ihm rechtzeitig zu Hülfe kam, fast vollständig.

Die Schlacht bei Gravelingen war an sich keineswegs bedeutend genug, um einen entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Kriegsbegebenheiten zu haben, sie stellte höchstens das Gleichgewicht zwischen Franzosen und Spaniern wieder her. Indessen allmählich wurden beide Könige eines Krieges überdrüssig, der nun schon ein halbes Jahrhundert ohne wesentliche Entscheidung dauerte und ihre Völker auf das äußerste erschöpfte. König Philipp war ja überhaupt nicht kriegerischer Gesinnung, Heinrich II. aber sah seine Heere in zwei großen Feldschlachten besiegt, seinen Günstling Montmorency gefangen, das verhaßte Haus der Guise durch den Krieg zu immer größerem Einflusse emporsteigen.

Dazu kam noch ein Weiteres. Nicht nur in den Niederlanden, auch in Frankreich erhob der Protestantismus immer kühner und unwiderstehlicher das Haupt, und beide Monarchen wünschten als eifrige Katholiken, ihre Anstrengungen gegen diesen Feind zu vereinigen. Bei solcher Stimmung konnten die Unterhandlungen nicht ohne Erfolg bleiben, die zwischen beiden Monarchen in Cateau-Cambrésis begonnen wurden. Heinrich II. war zu den größten Opfern bereit; er wollte für die wenigen von den Spaniern genommenen Plätze, die umfangreichen Eroberungen der Franzosen im Luxemburgischen, in Savoyen und Piemont herausgeben. Indessen einen Punkt gab es, wo die Franzosen nicht zu weichen gedachten: mit Calais wollten sie den Eingang in ihr Land den Engländern nicht wieder öffnen. Auf der andern Seite weigerte sich Maria auf Calais zu verzichten; und Philipp konnte nicht füglich seine Gemahlin im Stiche lassen, die nur um seinetwillen in den Kampf eingetreten war. Allein auch dieses Hinderniß wurde aus dem Wege geräumt.

Die letzten Jahre Mariens waren voll grausamer Unglücksfälle. Die Königin selbst verzehrte sich in hoffnungsloser Sehnsucht nach dem ungetreuen Gatten. Und wie in ihrer Liebe, so wurde sie auch in ihren religiösen Gefühlen auf das bitterste gekränkt: als Bundesgenossin Philipps hatte sie den Zorn des Papstes zu erfahren, der ihren Freund, den Kardinal Pole, der Ketzerei anklagte, ihn seiner Legatengewalt in England entkleidete und dieselbe einem

Franziskanermönch übertrug. Das Volk war durchaus mißvergnügt. Die Ernten schlugen übel aus, Hungersnoth und Pest suchten das Land heim, so daß man behauptete, innerhalb zweier Jahre sei ein Drittheil der englischen Bevölkerung umgekommen. Und dieser verarmten Nation verlangte die Königin fortwährend Steuern und Zwangsanleihen für einen Krieg ab, der Englands Interessen durchaus fremd war und diesem Staate nur Unheil und Verluste brachte. Die Einnahme Calais' durch die Franzosen schlug dem lebhaften englischen Nationalstolze eine tiefe Wunde; alle Versuche, die Stadt wieder zu erobern, scheiterten. Die häufigen Hinrichtungen von Rebellen und Verbrennungen von Ketzern erfüllten das Volk geradezu mit Abscheu und Ekel gegen eine Regierung, die, nur gegen Wehrlose stark, Schmach und Verlust über das Land brachte. Die Milizen, die man aufbot, um dem befürchteten französischen Angriff entgegen zu treten, versagten den Gehorsam. Um die Scheiterhaufen der verurtheilten Protestanten drängte sich — trotz der strengen Verordnungen der Königin — eine dichte Menge, welche die Märtyrer zum Ausharren ermuthigte, mit ihnen betete und sang. Endlich wagten die Ketzerrichter die Exekutionen nur noch bei Nachtzeit vorzunehmen. Die unglückliche Maria, die überall nur Feindschaft, Enttäuschung, Mißgeschick fand, die dabei schmerzlich an der Wassersucht litt, starb bereits am 17. November 1558; wenige Stunden darauf der Kardinal Pole — es war das Ende der katholischen Gegenreformation in England. Der römischen Hierarchie und mit ihr dem Spanierthum hatte Maria ihren Staat unterthänig machen wollen, allein sie hatte damit nur die Feindschaft der Nation gegen beide hervorgerufen. Sie hat sich in ihrer Todesstunde schwerlich darüber getäuscht: ihr Lebenswerk war gescheitert.

Selbst ihren Freunden kam ihr Tod gelegen, denn derselbe erleichterte den Abschluß des Friedens, da einerseits Philipp seine moralische Verpflichtung England gegenüber vermindert fand, anderntheils die neue englische Regierung von den inneren Angelegenheiten derart in Anspruch genommen war, daß sie sich in Betreff Calais mit einem unsicheren Versprechen dereinstiger Rückgabe begnügte. So kam unter allgemeiner Zustimmung im April 1559 der Friede von Cateau-Cambrésis zu Stande, der Spanien und Savoyen alles zurückgab, was sie vor dem Kriege besessen hatten. Die Kosten zahlten England, dem Calais, und das deutsche Reich, dem die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun entrissen blieben.

Für Spanien war der Friede, der in Frankreich mit Recht großen Unwillen erregte,[1]) sehr vortheilhaft; Philipp II. erlangte alle die Gebiete wieder, die sein Vater im letzten Kriege an die Franzosen verloren hatte. 196 Plätze hatte Heinrich II. dem spanischen Könige und dessen Verbündeten Emanuel Philibert von Savoyen zurückzuerstatten! Philipp, der noch immer in den Niederlanden weilte, hatte selbst die Verhandlungen geleitet und sich, wenn

1) Mémoires de Blaise de Montluc, liv. 4; Michaud et Poujoulat, t. VII. — Mémoires de Boyvin de Villars (Sekretärs des Marschalls von Brissac) livre 10; das. t. X.

nicht als geschickter General, so doch als einer der ersten Diplomaten Europas erwiesen.

Karl V. hatte den glücklichen Abschluß dieses Friedens nicht mehr erlebt: schon im vorhergehenden September war er gestorben. Eine seiner letzten Maßregeln war eine Aufforderung an seinen Sohn gewesen, die lutherische Lehre, die sich noch immer in Spanien behauptete, dort in den Flammen des Scheiterhaufens zu ersticken. Er fand hierin an Philipp einen gelehrigen Schüler. War doch der Friede von Cateau-Cambrésis zum großen Theile in der Absicht geschlossen worden, alle Kräfte der katholischen Monarchien auf die Unterdrückung der drohend sich ausbreitenden Ketzerei zu verwenden.

In Italien, das zur Hälfte Spanien direkt unterthan und dessen Rest großen Theils spanischem Einfluß überliefert war, — in Italien war der Protestantismus schon so gut wie unterdrückt. Im Jahre 1542 hatte Papst Paul III. die päpstliche Inquisition nach spanischem Muster errichtet, der unbeugsam strenge, leidenschaftliche Eiferer Kardinal Caraffa sie organisirt. Nichts bezeichnender als die Regeln, die Caraffa ihr vorzeichnete: „In Sachen des Glaubens darf man nicht zögern, sondern muß gleich auf den mindesten Verdacht mit äußerster Anstrengung zu Werke gehen. Keinerlei Rücksicht ist zu nehmen auf Fürsten und Prälaten. Wer sich mit dem Schutze eines Machthabers zu vertheidigen sucht, ist mit doppelter Strenge zu behandeln. Ketzern und besonders Calvinisten gegenüber darf man sich durch keinerlei Toleranz herabwürdigen."[1]) Die Inquisition entfaltete sofort die größte und in der That wirksamste Thätigkeit.[2]) Bernardin Ochino, obwohl General des Kapuzinerordens, mußte noch in demselben Jahre wegen der protestantischen Rechtfertigungslehre, die er öffentlich vortrug, sein Vaterland verlassen und ging, von mehreren hervorragenden Mitgliedern seines Ordens gefolgt, nach Genf.[3]) Peter Martyr Vermigli und zahlreiche Anhänger desselben ahmten das Beispiel Ochinos nach. Curione, viele andere protestantische Oberitaliener sahen binnen kurzem keine anderweitige Rettung. Wer zurückblieb, fiel dem Kerker, dem Feuertode anheim; zumal nachdem Caraffa, unter dem Namen Paul IV., selbst den päpstlichen Thron bestiegen hatte. Da wurde den Bischöfen Foscarari von Modena und San Felice von La Cava, ja selbst einem Kardinal, Morone, der Prozeß wegen Häresie gemacht. Vittoria Colonna, die hochadlige Dichterin,

1) Ranke, Sämmtl. Werke XXXVII, 137. 2) Vgl. Cost. Corvisieri, Compendium processuum Sancti Officii Romae; Società Romana di Storia patria III, III. IV. 3) Ochino hat hernach ein unstätes und zuletzt unglückliches Leben geführt. Er wurde erst in Augsburg, dann in London, endlich in Zürich als Prediger der dortigen italienischen Protestantengemeinden angestellt, heirathete und wurde Vater von vier Kindern. Seine freiern Ansichten über mehrere Dogmen der reformirten Kirche machten ihn indessen den unduldsamen Theologen und Obrigkeiten der damaligen Schweiz verhaßt. Er mußte die letztere verlassen, wurde auch aus Deutschland vertrieben und ging nach Polen. Aber selbst dort wurde er ausgewiesen, verlor unterwegs die Seinigen an der Pest und starb dann zu Schlackau in Mähren 1564, im achtundsiebzigsten Lebensjahre. Vgl. Benrath, Bernardino Ochino (Leipzig 1875).

die Gönnerin und Freundin Michel Angelos, wurde nur durch den Tod der Verfolgung durch das Sant' Uffizio entzogen. Niemand war mehr sicher. — Nach dem Tode Pauls IV. stürmte das römische Volk selbst das Gebäude der Inquisition und befreite die dort befindlichen Gefangenen, siebzig an der Zahl: allein bald hatte jene ihre unheimliche Thätigkeit wieder aufgenommen. Die reformatorisch gesinnten Akademien von Modena und Neapel lösten sich auf: viele Freunde Valdes' leisteten den Widerruf. Den päpstlichen Protonotar Carnesecchi, den ehemaligen Freund Valdes', schützte nicht sein hoher Rang, Paleario, zuletzt Professor in Mailand, nicht sein Ruhm als Gelehrter vor Einkerkerung und schimpflichem Tode. Mit rücksichtsloser, brutaler Gewalt, aber auch mit vollständigem Erfolge verfuhr die reorganisirte römische Kirche. Binnen weniger Jahre wurde in ganz Italien die päpstliche und bischöfliche Inquisition in Thätigkeit gesetzt, die schärfste Ueberwachung über Menschen und Bücher ausgeübt. Der Herzogin Renate von Ferrara halfen ihr Rang und ihre königliche Abstammung zu nichts. Ihr eigener Gatte benutzte ihr ketzerisches Bekenntniß, um ihre Verbindung mit Frankreich zu unterbrechen und sie ihrer vertragsmäßigen Einkünfte zu berauben; deßhalb trennte er sie von ihren Kindern und hielt sie in Gewahrsam.[1]) Da sank ihr Muth, und sie widerrief ihre Ueberzeugung, zum großen Kummer ihrer Glaubensgenossen.[2]) Darauf ward sie befreit; blieb sie auch stets in geheimem Briefwechsel mit Calvin, sie war nichts desto weniger für den Protestantismus verloren. Derselbe hatte in Italien keine Stätte mehr!

Unermüdlich thätig war Calvin für die verfolgten Italiener gewesen; als er die Sache nicht retten konnte, wollte er wenigstens die Personen trösten und schützen. Er schrieb den gefangenen Glaubensbrüdern, um sie zu stärken und aufzurichten. Er nahm die Entflohenen in Genf auf und organisirte dort ihre Gemeinde. Fast nur aus Flüchtlingen hohen Ranges und bedeutender Bildung, die sämmtlich Reichthum und Ehren um ihrer Ueberzeugung willen verlassen hatten, bestand sie; das Volk war in Italien durchweg katholisch geblieben. Bald fanden sich in der Lemanstadt dreihundert solcher Familien zusammen. Freilich, je geistig hervorragender diese Emigration, um so weniger war sie geneigt, sich der tyrannischen Bevormundung der Calvin'schen Lehre und Disziplin zu unterwerfen. Waren doch von vorn herein die Anschauungen Juan de Valdes' viel freisinniger, menschlicher und aufgeklärter gewesen, als die Calvins; der letztere hatte Valdes' „Hundertundzehn Betrachtungen" als ketzerisch verurtheilt.[3]) — Zuerst mußte Ochino Genf verlassen. Er kam später noch einmal dahin zurück, wurde aber 1553 verbannt und starb nach vielen Wanderungen 1564 an der Pest. Lelio Sozzini, der Stifter der Sekte der Socinianer oder Unitarier, leugnete nicht allein die Prädesti-

1) Vgl. A. v. Druffel, Herkules von Ferrara und seine Beziehungen zu Moritz von Sachsen und zu den Jesuiten. (München 1878.) 2) Le diable en a faict ses triomphes, schreibt ihr Calvin am 2. Febr. 1555; Bonnet II, 4 ff. 3) Th. Beza, Epistolae Theologicae. (Genf 1575.) S. 40.

nations- sondern auch, obwohl in vorsichtiger Weise, die Trinitätslehre. Er mußte gleichfalls Genf räumen und starb, vielfach angefochten, 1562 in Zürich, erst siebenunddreißig Jahre alt. Mehrere andere Glieder der italienischen Gemeinde Genfs sprachen sich nach der Verbrennung Servets gleichfalls in dessen Sinne, gegen die Dreieinigkeit aus, zumal der gelehrte Arzt Georg Blandrata aus Saluzzo: sie sahen sich alle genöthigt, vor dem gefährlichen Zorn des Reformators zu entweichen. Ein anderer, der Kalabrese Johann Valentin Gentile, wurde wegen seiner antitrinitarischen Ansichten gar zum Tode verurtheilt und rettete sich nur durch einen freilich wenig ehrenvollen Widerruf, dem bald die Flucht folgte. Später wurde der Unglückliche, der seine Ansichten wieder aufnahm, in Bern hingerichtet. Von Duldsamkeit war eben damals bei den Protestanten ebenso wenig die Rede, wie bei den Katholiken. Vor Calvin fand kein Gegner Gnade: wirklich hat er den Antitrinitarismus in Deutschland und Frankreich überwinden helfen.

Widerstandsfähiger als in Italien zeigte die reformatorische Bewegung sich in Spanien, obwohl sie auch hier unter dem Volke wenig Zustimmung zu erlangen vermochte, auch hier wesentlich in höhern und gebildetern Kreisen ihre Anhänger fand.

Vor Philipps Thronbesteigung war die Inquisition, die ja hier schon längstens als eine Schöpfung der katholischen Könige Ferdinand und Isabella bestand, ziemlich milde gegen die protestantischen Neuerungen aufgetreten. In der That erwartete die spanische Inquisition die Leitung stets von dem Königthume; wurde doch der höchste Rath derselben von der Krone besetzt, während nur bei dem Großinquisitor der Papst das leere Recht der Bestätigung besaß, und verfuhr dieser Rath bei jeder wichtigern Angelegenheit durchweg nach der ausdrücklich eingeholten königlichen Entscheidung. Ja, Philipp als Schutzherr des heiligen Offiziums verhinderte jeden Einfluß des Papstes auf die spanische Inquisition mit so großem Nachdruck, daß man dieselbe schlechthin für eine königliche Institution erklären muß.[1])

Zuerst brach die Verfolgung über die Protestanten von Valladolid herein: am 21. Mai 1559 wurden vierzehn von ihnen lebendig verbrannt, während sechszehn ihren Glauben öffentlich abschwuren und an dem Marterpfahl erdrosselt wurden. Unter den Hingerichteten befanden sich außer dem berühmten Kanzelredner und früheren Hofkaplan des Kaisers Dr. Agustin Cazalla, dem Haupte der kastilischen Protestanten, noch zahlreiche andere Geistliche und mehrere adelige Damen. Das Andenken und die Familien der Unglücklichen wurden auf ewig für ehrlos erklärt. Am 8. Oktober desselben Jahres neues Auto in Valladolid, der damaligen Hauptstadt des Reiches; der König, sein junger Sohn Carlos, der ganze Hof, Hunderttausende wohnten den letzten Qualen der Unglücklichen wie einem erhebenden Schauspiele bei. In England

1) Vgl. Salgado, De Supplicatione ad Sanctissimum (Lyon 1664) pars II. cap. 33. §§ 13. 26—28; S. 462 ff.

Erläuternde Notiz zu der Beilage: Auto de Fé auf der Plaza Mayor zu Madrid im Jahre 1680.

Auf dem Platze ist ein weites Podium errichtet, auf welchem sich das Schauspiel vor dem Könige (Karl II.) und seiner Gemahlin, die von ihrem ganzen Hofe umgeben im Hintergrunde sitzen, vollzieht. Es ist, wie aus der großen Zahl der Verurtheilten ersichtlich, ein sogenanntes Allgemeines Auto de Fé.

In dem abgegrenzten und vertieften Mittel-Raume findet die eigentliche Gerichtsverhandlung statt. An dem Tisch, auf welchem Akten und zwei Kästchen sichtbar sind, sitzen die Richter, und zwar sind es Vertreter der weltlichen Gewalt, wie an ihrem Costume zu erkennen. An beiden Enden des Gerichtstisches sind Kanzeln aufgestellt, von denen aus die Anklage verlesen und die Sentenz verkündigt wird. Der Raum hinter dem Tisch ist angefüllt von Soldaten und anderen Personen, vielleicht Zeugen. Vor dem Gerichtstische stehen auf einer Stufenerhöhung zwei enge Behälter und in ihnen zwei Angeklagte, umgeben von Dominikaner-Mönchen. Dem mit der Ketzermütze bekleideten Angeklagten redet ein Franziskaner-Mönch unter Vorhaltung des Kreuzes zur Bekehrung zu. Links davon redet von einer Kanzel herab ein Dominikaner-Mönch zu anderen Dominikanern; wahrscheinlich sucht er sie zu eifrigen Bekehrungsversuchen anzuregen. Gegenüber, an dem Eingange zu dem abgeschlossenen Gerichtsraume stehen zwei Edelleute, zwei andere sitzen daselbst: auf ihren Mänteln ist ein Abzeichen zu erkennen. Dasselbe tragen alle Edelleute, welche im Dienste des Gerichtshofes zu stehen scheinen.

Die Verurtheilten sind kenntlich an ihrer Tracht: der hohen, oben abgerundeten, theils auch spitzen, oder spitzen mit einem Knopf versehenen Mütze (coroza); dem gelben, bis zu den Schenkeln reichenden Skapulier (Sanbenito) und der darüber geworfenen mantela, d. h. einem länglichen Stücke Leinwand, auf welchem die Namen, der Stand, das Verbrechen und die Strafe sowie das Datum des Urtheils geschrieben waren.

Vor dem in der Mitte für den Gerichtshof abgegrenzten und vertieften Raum ist noch ein ähnlicher Raum durch ein Gitter abgeschlossen, in welchem sich Gruppen von Edelleuten, in verschiedene Moden gekleidet, Soldaten und richterliche Beamte im Gespräch mit einander befinden.

Auf der linken Seite des Gerichtsraumes ist ein Altar errichtet. An demselben ist eine Messe celebrirt worden, wie aus den auf dem Seitentischchen befindlichen kleinen Wein- und Wassergefäßen, sowie aus dem über eine Schale gelegten gebrauchten Handtuche zu entnehmen. Auf der Epistelseite des Altars sieht man das aufgeschlagene Meßbuch (Missale); vor dem zum Zeichen der Trauer verschleierten Kreuze steht der bedeckte Meßkelch. Der celebrirende Geistliche, mit Barett, Casula und Stola bekleidet, sitzt links vom Altare. Vor dem Altar ist ein langer Teppich ausgebreitet, auf dem, um damit den Altar während der Verhandlung zu verhüllen, ein Antependium steht; auf diesem sind Kreuz, Schwert und Ruthe abgebildet. Hinter dem Altar, für den Beschauer diesseits, stehen die Ministranten in weißen Oberkleidern, zwei Dominikaner und mehrere, ganz schwarz gekleidete Jesuiten. Alle anwesenden Geistlichen haben ihr Barett in der Hand.

Dem Altar zugewendet kniet unter Assistenz zweier Mönche und begleitet von vier Edelleuten ein Verurtheilter. Er scheint vor dem Tode das Abendmahl empfangen zu sollen. Er hat sich also nach seinem Urtheil mit der Kirche versöhnt und wird erdrosselt, ehe man ihn auf den Scheiterhaufen bringt.

Hinter dem Raum für den Gerichtshof steht auf einer Erhöhung der Großinquisitor (zu des Königs rechter Hand). Derselbe ist in diesem Falle zugleich ein Erzbischof, wie sein Ornat zu erkennen giebt. Dienstthuende Geistlichkeit, wovon drei mit der Dalmatica bekleidet, umgiebt ihn, das Buch, Kreuz und Licht tragend.

Dem Auto de Fé wohnen sehr viele Zuschauer bei. Im Hintergrunde ist eine lange Reihe von Logen; in der Mitte vorspringend die königliche. In ihr befindet sich der König (Karl II.) und seine Familie; rechts und links davon Damen und Herren vom Hofe.

Eine Verurtheilte, vor der Loge des Königs knieend, ruft dessen Gnade an; sie ist von zwei Mönchen in weißen Mänteln und zwei Edelleuten begleitet.


Rechts und links vom Gerichtsraume sind Tribünen errichtet. Auf der links sitzen in vier Gruppen in den vorderen Reihen geistliche Würdenträger, Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, Aebte; die Weltgeistlichkeit und die Mönchsorden, höher hinauf Personen in richterlicher und bürgerlicher Tracht — wohl alle bevorzugte Zuschauer. Oben ein Fahnenträger; dahinter ein bedeckter Tisch.

Zwischen dem Gerichtsraum und der Tribüne rechts sitzen auf Bänken viele Edelleute: dieselben stellten sich bei solchen Gelegenheiten freiwillig der Inquisition zur Verfügung. Vor ihnen steht ein Verurtheilter zwischen zwei ihm zuredenden Mönchen; er ist bärtig und hat einen jüdischen, edlen Typus. Weiter hinten wird von Bütteln eine Angeklagte auf einer Bahre an die ihr zugewiesene Stelle getragen; die gewöhnliche Begleitung von Mönchen und Edelleuten ist bei ihr.

Auf der Tribüne rechts sitzen zwischen Zuschauern viele Verurtheilte, immer in Begleitung von Edelleuten und von Mönchen, welche sie zur Buße und Unterwerfung ermahnen. Eine weibliche Verurtheilte mit spitzer Mütze betrachtet andächtig das Kreuz in ihren Händen. Auch erblickt man in dieser Partie des Bildes eine Menge nach Art der Verurtheilten gekleidete Puppen, die theils an den Ballustren aufgestellt sind, theils auf Stangen von Bütteln an ihren Bestimmungsort getragen werden: sie stellen Angeklagte vor, die sich geflüchtet haben und deren Konterfey nun in contumaciam dem Feuer überliefert wird.

Im Vordergrunde rechts bringen zwei Dominikaner und zwei Edelleute einen sich sträubenden Verurtheilten, dessen Typus afrikanisch ist, an. Weiter nach links ebenfalls einer, den zwei Bettelmönche begleiten. Ganz links werden Jesuiten von einem Soldaten begrüßt.

Der Vordergrund wird ausgefüllt durch Soldaten und verschiedene andere Personen. Einige lehnen sich über die Ballustrade, (von dem Podium führen rechts und links Treppen hinab auf den Platz selbst) zu den unten Stehenden sprechend. Diese letzteren konnten als zum Wesen der Sache nicht gehörend und im Interesse größerer Reproduction des übrigen Bildes aus unserem Blatte fortbleiben.



Auto de Fé auf der Plaza Mayor zu Madrid im Jahre 1680. Gemälde von D. Francisco Rizi (1608–1685); Madrid, Museum del Prado.

erregten die Scheiterhaufen den allgemeinsten und bleibenden Unwillen des Volkes; Servets vereinzelte Verbrennung rief lebhaften Widerspruch unter den schweizer Reformirten hervor: das spanische Volk aber in seinem düsteren Fanatismus und seiner erblichen Grausamkeit strömte mit größerer Wonne zu den Autos, als zum Theater oder zu den Stiergefechten. Männer des höchsten Adels fanden damals ihren Tod in den Flammen. Auf dem Wege zum Richtplatze hatte man ihnen einen Knebel in den Mund legen müssen, weil sie vor allem Volke mit lauter Stimme ihren Glauben bekannten. Neuere Schriftsteller haben, fußend auf den königlichen Charakter der Inquisition, die Kirche von den Gräueln der letzteren lossprechen wollen. Aber hat die päpstliche Inquisition anders gehandelt? Und es ist bezeugt, daß Paul IV. die Vorgänge in Valladolid ausdrücklich gebilligt hat. Ja, er gab durch eine Bulle dem Generalinquisitor und seinem höchsten Rathe die Ermächtigung, dem weltlichen Arme, d. h. der Todesstrafe, alle Ketzer zu überliefern, auch wenn sie noch nicht rückfällig wären, sogar wenn sie ihre Irrthümer abschwüren „nicht freiwillig und aus reinem Gewissen, sondern aus Furcht vor Hinrichtung, und um sich aus dem Kerker zu befreien".[1]) Im Besitze einer solchen Vollmacht konnten freilich die Inquisitoren nach Belieben mit ihren unglücklichen Gefangenen verfahren!

Der Großinquisitor Fernando Valdes, Erzbischof von Sevilla, wußte sich genaue Kenntniß von allen verdächtigen Persönlichkeiten zu verschaffen. Er setzte es durch, daß selbst das Haupt der spanischen Kirche, der Erzbischof Bartolome Carranza von Toledo, als zur lutherischen Ketzerei sich hinneigend, verhaftet und sofort in einen schauerlichen Kerker geworfen wurde, wo er acht Jahr zu schmachten hatte. Endlich lieferte man ihn auf das wiederholte Andrängen des Papstes 1567 nach Rom in die Gefängnisse der Engelsburg aus. Dort blieb er noch neun Jahre: schließlich wurde er nach Abschwörung seiner Irrthümer und aus Rücksicht auf seine früheren Dienste nur zur Einschließung in ein Kloster verurtheilt. Wenige Tage nach diesem Erkenntnisse starb er (Mai 1576). — Bald brach die Verfolgung auch gegen die andalusischen Protestanten aus. Ihr Führer war damals der Doktor Constantino Ponce de la Fuente, der Freund und Helfer des Sevillaner Domherrn Aegidius. Er selbst war früher mit Ehren überhäuft worden, Hofprediger des Kaisers, später Domherr in Sevilla. Aber schon lange fielen seine ketzerischen Aeußerungen von der Kanzel auf, und endlich fand man lutherische Schriften, die ihm zweifellos angehörten. Da wurde er verhaftet und in einen so scheußlichen Kerker eingeschlossen, daß eine tödtliche Krankheit ihn binnen kurzem von seinen Leiden befreite (1559). Seine Getreuen wurden alsobald von der Inquisition ereilt; dasselbe Jahr 1559 sah das Ende der Sevillaner wie der Valladolider Protestantengemeinde. Es waren fast ausschließlich gelehrte und hochangesehene

1) Mod. Lafuente, Historia general de España (erste Ausgabe) XIII, 63. — Eine vortreffliche, auf umfassenden und gründlichen Studien beruhende Nationalgeschichte.

Theologen, die in Sevilla den Scheiterhaufen bestiegen. In diesem und dem nächsten Jahre flammte er auch in Toledo, Saragoza, Logroño und andern Hauptstädten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Thatkraft, die Philipp und die Inquisition hier entfalteten, dem spanischen Protestantismus den völligen Untergang brachte. Wohl kamen noch einige Verurtheilungen wegen lutherischer Ketzerei in den nächsten Jahrzehnten vor, allein größern Umfang hat dieselbe nie wieder annehmen können. Das Schweigen geistigen Todes breitete sich über Spanien aus; jeder hatte zu zittern, daß er nicht durch ein unbedachtsames Wort, eine Geberde dem Verdachte eines Mangels an Rechtgläubigkeit verfalle. Man kann sich vorstellen, wie schwer die intellektuelle Entwickelung des spanischen Volkes durch diesen lastenden Druck und durch die Furcht, die er verbreitete, geschädigt werden mußte. Verbot doch Philipp im Jahre 1559 seinen Unterthanen sogar, ausländische Schulen oder Universitäten zu besuchen oder an denselben zu lehren, bei Strafe des Verlustes der spanischen Nationalität, der Gütereinziehung und beständiger Verbannung.[1]) Eine unübersteigliche Mauer sollte Spanien von dem europäischen Geistesleben abschließen!

Wer sich noch freiern Sinn bewahrt hatte, flüchtete in der That ins Ausland. Diese spanischen Protestanten wandten sich nach Genf, nach Deutschland, nach England, wo überall sie bereitwillige und gastliche Aufnahme fanden. Wir treffen spanische Gemeinden u. a. in London, in Frankfurt a. M. Man übersetzte die Bibel und veröffentlichte protestantisch-theologische Abhandlungen in kastilianischer Sprache. Allein wenn man gehofft hatte, damit in der alten Heimath Anklang zu finden, so sah man sich bald getäuscht. Furcht und strenge Gläubigkeit schlossen die Möglichkeit einer neuen reformatorischen Bewegung in Spanien aus. Haben doch selbst Männer und Frauen, welche die katholische Kirche später unter die Heiligen erhob, zu Lebzeiten in den Verließen der Inquisition gelegen: so Ignazius von Loyola, Francisco de Borja, Juan de Ribera, Teresa de Jesus, Juan de la Cruz — der Doctor ecstaticus — Jose de Calasanz u. a. mehr.

Um welchen Preis hatte Philipp die religiöse und politische Einheit der spanischen Länder erkauft! Nicht nur die geistige, auch die materielle Blüthe des spanischen Volkes welkte unter der erdrückenden Wucht des weltlichen und kirchlichen Doppeldespotismus!

Und doch war Philipp kein guter Katholik nach dem Sinne der mittelalterlichen Päpste oder des heutigen Ultramontanismus. Denn nicht der gehorsame Sohn der Kirche, sondern ihr Schutzherr und weltliches Haupt wollte er sein, auf ihre Politik und selbst auf ihre dogmatische Entwickelung den bestimmendsten Einfluß üben. Andrerseits wußte er die spanische Geistlichkeit derart von Rom zu lösen, daß sie nur noch durch das Band des

1) Lafuente a. a. O. 75 f.

Glaubens, nicht aber durch das der Organisation und Disziplin mit dem heiligen Stuhle verknüpft war und in diesen Beziehungen lediglich den König als ihren Obern zu betrachten hatte. Niemals wieder in neuern Zeiten hat der Staat vermocht, so weitgehende Rechte und Befugnisse über den katholischen Klerus zu erlangen.

Es war der König, der zu den bischöflichen Würden, zu den Abteien und zu vielen Pfarrstellen, kurz zu fast allen einträglichen kirchlichen Aemtern ernannte, der ferner die Präbenden der großen Ritterorden zu vergeben hatte.[1]) Durch jenes Recht fesselte er die gesammte Geistlichkeit, durch dieses den niedern Adel — der ohne die Einkünfte der erwähnten Ordensbesitzungen nicht bestehen konnte — unauflöslich an die Krone. Das höchste königliche Tribunal, der königliche Rath von Kastilien hatte die Befugniß und übte sie sehr oft aus, von allen geistlichen Gerichtshöfen des Landes Berufungen anzunehmen und deren Urtheile zu reformiren; selbst Exkommunikationen, Amtsentsetzungen der Geistlichen durch ihre kirchlichen Vorgesetzten u. s. w. durften von dem königlichen Rathe ohne weiteres aufgehoben werden. Endlich konnte jede Art päpstlicher Verordnungen, selbst Bullen in Glaubenssachen, von dem Könige und seinem Rathe für ungültig in Spanien erklärt werden: retinirt, „zurückgehalten", wie man sich achtungsvoll ausdrückte. Jeder Geistliche, der diese königlichen Rechte nicht sorgfältig achtete, war damit von selbst abgesetzt und der Befugniß, ein kirchliches Amt in Spanien zu bekleiden, für immer beraubt. Bei so ausgeprägter Herrschaft des Königthums über die spanische Kirche, bei so unbedingter Abhängigkeit derselben von jenem mußten die spanischen Prälaten, die von dem Monarchen alles, von dem Papste so gut wie nichts zu hoffen noch zu fürchten hatten, durchaus königlicher Gesinnung sein. Unter des Herrschers Augen waren sie beständig, den Papst sahen sie niemals; von jenem schrieben sich ihre Würden und Einkünfte her, von ihm konnten sie für sich und ihr Haus täglich neue Gnaden und Pfründen empfangen. Wirklich warf der Papst häufig genug den spanischen Prälaten ihren „Royalismus" vor.

Diese getreue und unterwürfige Kirche wurde nun von den Königen nach Kräften bereichert und erhöht. Im Beginne von Philipps II. Herrschaft schätzte man die Einkünfte des spanischen Klerus von seinen liegenden Gütern auf die Hälfte der gesammten Grundrente des Königreichs, auf fünf Millionen Dukaten, was nach relativem Geldwerthe etwa 125 Millionen Reichsmark entspricht. Am reichsten war unter den sieben Erzbisthümern und neununddreißig Bisthümern des damaligen Spanien das Erzstift Toledo dotirt, das an 400,000 Dukaten — gleich zehn Millionen Reichsmark — jährlicher Revenüen bezog! Freilich hatten die spanischen Könige auch einen besondern Grund, die Reichthümer der Kirche zu vermehren: sie betrachteten dieselben als eine unerschöpfliche Steuerquelle für ihre eigenen finanziellen Bedürfnisse. Regelmäßige Abgaben (Subsidio) wurden ihr auferlegt. Philipp ernannte

---

1) S. meine schon angeführte Abhandlung: Philipp II. und das Papstthum.

nur solche Leute zu Bischöfen, die ihm einen beträchtlichen Theil, oft die Hälfte ihres Einkommens zu überlassen versprachen. Der Ablaßhandel (Cruzada) ward zu Gunsten der königlichen Kasse betrieben.

Die Päpste ertrugen einen solchen Zustand, der aus der Kirche die gehorsame und nutzbringende Magd des Königthums machte, nicht immer mit Gleichmuth. Zumal so lange Paul IV. lebte, herrschte heimlicher Kriegszustand zwischen Spanien und der Kurie. Nach seinem Tode verbot Philipp dem Kardinalkollegium die Wahl eines seiner Nepoten — und daraus leitet sich das Recht der Exklusive her, welches sich seitdem die mächtigsten katholischen Staaten in Bezug auf das Konklave beilegten. Wirklich erhielt (24. Dez. 1559) ein Unterthan und Günstling der spanischen Regierung, der Mailänder Giovanni Angelo Medici, als Pius IV. die Tiara. Nun triumphirte Philipp; er gebot so unumschränkt über den heil. Stuhl, daß ein Venetianer meinte, auf ihn ließen sich in kirchlichen Dingen die Worte der Schrift anwenden: Ipse dixit et facta sunt. Die Beschlüsse des Tridentiner Konzils wurden von Madrid aus viel mehr geleitet, als von Rom. Wenn Pius IV. sich zu einem Widerspruche aufraffte, wurde er von den Spaniern wie ein Schulbube abgekanzelt. Im großen und ganzen nahm das Konzil einen Verlauf, der völlig den Absichten Philipps II. entsprach. Den Ketzern in den katholischen Ländern war der Zutritt zum Konzile, das Vorbringen ihrer Gründe und Beschwerden unmöglich gemacht worden. Der Cölibat war, des Kaisers Ferdinand I. und Frankreichs Wünschen zuwider, für heiliger erklärt worden, denn die Ehe. Hauptsächlich auf Philipps Betreiben hatte man den Laienkelch verworfen. Es war durchaus Philipps Meinungen gemäß, wenn das Konzil allerorten auf dem Boden der überlieferten Kirche, ja speziell der römischen Anschauungen verblieb, nur Erklärungen der Lehre und Verbesserungen der Disziplin vornahm, aber keine einzige grundsätzliche Reform. Als aber das Konzil einige Verordnungen traf, welche den Lebenswandel der geistlichen Würdenträger unter die höchste Aufsicht des heil. Stuhls stellten, war Spanien sofort entschlossen, nicht zu gehorchen. Man bezeichnete die Beschlüsse des heiligen Konzils als „ungeziemend“, ja als „Werk des Teufels!“ denn nur den königlichen Behörden komme jene Aufsicht zu. Lange zögerte der König, überhaupt die Festsetzungen des Tridentinums in seinen Staaten bekannt zu machen; als dies endlich 1565 geschah, war es nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dadurch kein königliches Recht geschmälert werde!

Durch solche Unabhängigkeit, ja Herrschaft der Kirche gegenüber wurde selbst der unterwürfige Pius IV. schwer gereizt, und schließlich ward das Verhältniß zwischen ihm und dem Könige ein geradezu feindseliges, ohne daß der letztere sich darüber bekümmert zeigte. Es läßt sich bei diesen spanischen Habsburgern die Machtfrage von ihrem Glaubenseifer durchaus nicht trennen; beides hing ihnen auf das engste zusammen. Sie sahen sich selbst in viel höherem Grade als den aller materiellen Machtmittel entbehrenden

Papst für die eigentlichen Vertreter des Katholizismus an. Dieser war ihnen eine persönliche Sache, und andrerseits hielten sie sich wieder für unentbehrlich für seine Aufrechterhaltung. So war ihre politische Herrschaft mit Fanatismus gemischt, ihr Fanatismus zugleich Sache des politischen und persönlichen Ehrgeizes: und die enge Verschmelzung dieser beiden Triebfedern verlieh der Politik Philipps II. und seiner Getreuen die furchtbare erbarmungslose Energie und Hartnäckigkeit, die jedes Hinderniß vernichten zu dürfen und zu müssen meinte, weil sie von Gott zum Siege bestimmt zu sein glaubte. Man würde irren, wenn man in Philipp II. einen Tyrannen, einen Wüthrich in der gewöhnlichen Auffassung dieser Worte sähe. Vielmehr hielt er seine unerbittliche Strenge, seine tödtliche Feindschaft wider jede freiere Regung, seine fast naiv unersättliche und schrankenlose Herrschsucht für Gebote seiner Pflicht, für die Konsequenzen der Aufgabe, welche der Himmel ihm gestellt. Wie falsch schildern ihn diejenigen Geschichtschreiber, die ihn vor jedem Stirnrunzeln des Papstes erzittern lassen! Vielmehr hielt er es für sein gutes Recht, daß der im Grunde machtlose heilige Vater ihm, dem einzigen Beschützer der rings bedrohten Kirche, in allen Dingen zu Willen sei. Als England, der skandinavische Norden endgültig der Kirche entfremdet, Deutschland zu neun Zehntheilen abgefallen und in Rom schon als verloren betrachtet, Frankreich mehr und mehr von der Ketzerei angesteckt waren: — wo war da noch eine Rettung für die bedrängte wankende Kirche; wenn nicht in dem starken Arm dessen, der sich mit Emphase den katholischen König nannte?

Weit mehr als sein Vater machte er Spanien zum eigentlichen Mittelpunkte seines weiten Reiches, und unter den Spaniern wählte er wieder die Kastilier, deren fanatischer Patriotismus und absolutistische Loyalität ihm am meisten zusagten. Kastilier erkor er fast ausschließlich zu seinen vertrauten Rathgebern, zu seinen höchsten Beamten und Richtern, zu seinen Statthaltern. „Italiener, Vlamingen, Deutsche," sagt schon 1559 der venezianische Gesandte Suriano, „haben keinen Antheil an den geheimen Rathschlüssen; die Spanier sind, wie erstgeborene Söhne, werther und begünstigter; sie erhalten die Belohnungen, die Ehrenstellen."

Philipps äußere Erscheinung war in den ersten Jahren seiner Herrschaft eine durchaus gefällige.[1]) Die Regelmäßigkeit seiner allerdings kleinen Gestalt, die lebhaften Farben seines Antlitzes, die geschmackvolle Einfachheit seiner Kleidung, die ernste Höflichkeit seiner Manieren werden von allen Beobachtern rühmend hervorgehoben, wenn auch sein kaltes Wesen ihm nie persönliche Popularität zu gewinnen im Stande war. Dagegen hatte man von seinen geistigen Fähigkeiten noch immer keine sehr hohe Meinung. Freilich wußte er sich in der lateinischen wie in der spanischen Sprache selbst mit großer

1) Relazione di Fed. Badoero (1557); Alberi, Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato. Serie I. Bd. III. S. 233 ff. — Rel. di Mich. Suriano (1559); ebendas. 378 ff. — Rel. di Marcantonio da Mula (1559); ebendas. 395.

Eleganz auszudrücken, und verstand wohl italienisch und französisch; allein seine langsame und vorsichtige Art sich zu entschließen, brachte den Schein von Unselbständigkeit und Verstandesschwäche hervor. Niemals gab er bei Audienzen, die er früh Morgens und sogleich nach dem Mittagsmahle zu ertheilen pflegte, eine bestimmte Antwort, sondern beschränkte sich darauf, durch Fragen sich genau über die berührten Gegenstände zu unterrichten. In der That war er fremdem Rathe sehr zugänglich, ja dessen bedürftig; aber man täuschte sich, wenn man meinte, daß er die letzte Entscheidung nicht selbst zu treffen gewohnt sei. Vor der Abendmahlzeit trug ihm der Sekretär Gonzalvo Perez die wichtigern Briefe und Depeschen vor. In den Staatsrath ging er nur selten und ließ dafür öfters die Räthe zu sich bescheiden. Die Rathgeber des Königs theilten sich vollständig in zwei Parteien, an deren Spitze der Herzog von Alba und Ruy Gomez sich befanden: der letztere stand ohne Zweifel dem Könige näher, dem sein geistreiches, einschmeichelndes Wesen und seine friedlichen Ansichten außerordentlich zusagten; auf der andern Seite besaß Alba eine solche Geschäftskenntniß in politischen und zumal militärischen Angelegenheiten, daß er dem Könige völlig unentbehrlich war. Die Feindseligkeit und der Gegensatz zwischen diesen Männern und ihrem beiderseitigen Anhange trug noch vieles zu der beständigen Verschleppung der Geschäfte bei, welche ohnehin schon den großen Fehler der spanischen Regierung bildete. Aber Philipp wünschte stets seine Rathgeber unter sich uneinig zu sehen, damit keiner von ihnen übermächtig werde und die Entscheidung stets ihm selbst vorbehalten bleibe. Allein wie lange ließ meist der Entschluß bei dem übervorsichtigen Herrscher auf sich warten!

Der Hof war zahlreich und glänzend: er bestand aus 1500 Edelleuten und Damen, von denen neun Zehntel Spanier, der Rest Italiener, Niederländer, Burgunder, Deutsche, Engländer waren. Prächtig erschien dieser Hof, streng gegliedert nach dem minutiösen burgundischen Ceremoniell. Während des Königs Civilliste schon 400,000 Dukaten jährlich, gleich $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark nach heutigem Geldwerthe, betrug, suchte jeder Höfling durch reiches Auftreten, durch prunkenden Schimmer sich auszuzeichnen. Aber gute Ordnung und eifrige Frömmigkeit herrschten an diesem Hofe; von Duellen, die in Paris so häufig waren, hörte man hier nichts. Dagegen hielt es der stolzeste Grande, der selbst vor einem gekrönten Haupte kaum den Hut lüftete, für seine Pflicht, den Priester, der mit dem Sakramente ihm begegnete, barhaupt zu begleiten, oder auch bei der Messe mit dem Geistlichen die Responsorien zu singen.[1])

Wenn auch die Einwohnerzahl des spanischen Reiches nicht ganz der weiten Ausdehnung desselben entsprach, so übertraf es darin doch bedeutend alle übrigen damaligen Staaten. In Europa hatte Philipp an zwanzig Millionen Unterthanen, während Frankreich etwas über die Hälfte, England un-

1) Relaz. di Fed. Badoero. S 236.

gefähr ein Viertel dieser Zahl besaßen.[1]) Und dem entsprechend waren die Einkünfte des spanischen Königs größer, als die irgend eines andern christlichen Fürsten, indem sie sich auf $5\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten oder, nach heutigem Geldwerthe, auf 137 Millionen Reichsmark beliefen, von denen allerdings nur $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten von Spanien selbst aufgebracht wurden.[2]) Doch waren die Ausgaben, mit Inbegriff der Zinsen für die hohe Staatsschuld, auf $6\frac{1}{2}$ Millionen gestiegen, und diese Mehrausgabe mußte durch höchst schädlichen Verkauf der Würden, Verwaltungsstellen und Richterämter, sowie durch außerordentliche Steuern gedeckt werden, die mit sorgfältiger Schonung Spaniens den Nebenländern auferlegt wurden.

Kein Wunder, daß diese Bedrückungen, verbunden mit dem übermüthigen Benehmen der Spanier gegen die unterworfenen Provinzen, in Mailand und Sizilien, besonders aber in Neapel den bittersten Haß gegen den spanischen Namen erzeugten. Als in letzterem Lande, wo von den Gefahren der Ketzerei gar nicht mehr die Rede sein konnte, der König zur politischen Fesselung der Geister ebenso wie in Sizilien die spanische Inquisition einführen wollte, widersetzte sich die Bevölkerung trotz ihrer gründlich katholischen Gesinnung der Errichtung des gefürchteten Tribunals mit größter Entschiedenheit. Die Hauptstadt selbst erhob sich in gefahrdrohendem Aufstand, die Kastelle beschossen die Straßen: endlich gab der Herrscher nach und schaffte für das Königreich Neapel die Inquisition wieder ab (1545). Indeß die Keckheit und die Räubereien der fremden Soldaten und Beamten machten, verbunden mit den hohen Abgaben, mit dem ganzen entnervenden Druck dieser übermüthigen Fremdherrschaft, den Zustand der spanischen Provinzen in Italien durchaus unglücklich, so daß sie aus vollem Herzen die alte Unabhängigkeit zurückersehnten. — Waren ja die Kastilier und Philipp II., der jene so ausschließlich begünstigte, selbst in dem Königreich Aragon tief verhaßt. Und doch standen die drei Länder dieser Krone, Aragon, Katalonien und Valencia, noch wie unabhängige Staaten neben Kastilien. Regelmäßig alle zwei Jahre kamen die Cortes zusammen, noch bestehend aus den vier „Armen" der Geistlichkeit, des hohen und niedern Adels sowie der Städte. Ohne ihre Billigung durfte kein neues Gesetz, keine Auflage eingeführt werden. Nur selten und dürftig fand sich unter ihnen die gesetzlich nothwendige Einstimmigkeit zur Bewilligung neuer Steuern. Es war der Krone unmöglich, Gewaltschritte auch nur gegen den Geringsten unter den Aragoniern zu begehen; denn jeder durfte an den Justicia Mayor Berufung einlegen, den Oberrichter, der vom Könige ernannt war, aber auf Lebenszeit, und nur den Cortes verantwortlich blieb; seine Autorität stand über der des Monarchen. Wenn dieser dennoch die Gesetze verletzte, so waren die Unterthanen berechtigt und verpflichtet, ihm gewaltsamen Widerstand zu leisten, ja sich einen andern König zu wählen.

---

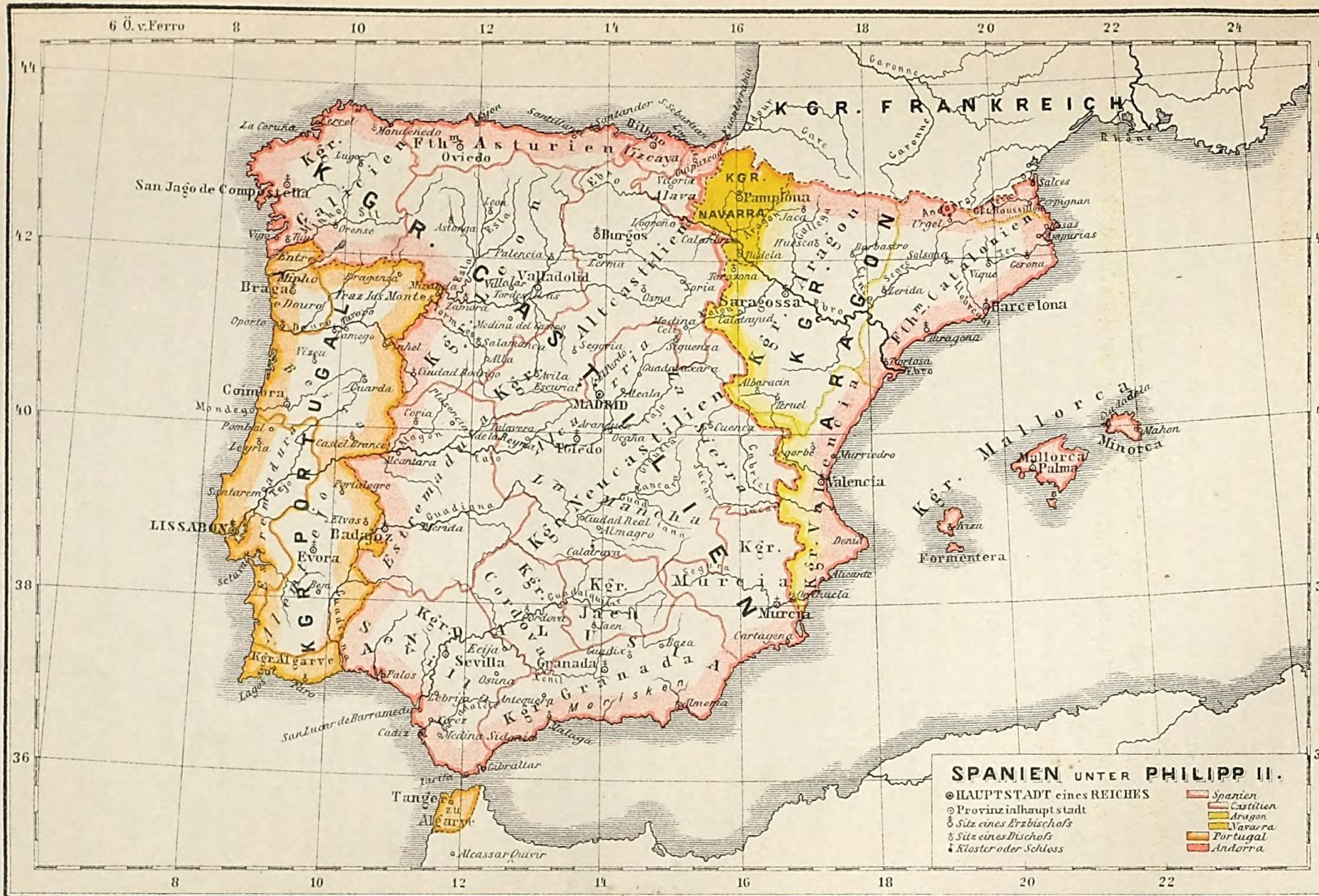
1) Vgl. meinen: Heinrich IV. und Philipp III. Th. I. S. 16 f. 2) Relaz. di Mich. Suriano. S. 363.

Die freie Konstitution Aragons und zumal seine vom Monarchen ganz unabhängige Gerichtsverfassung war Philipp vom Beginn seiner Regierung an durchaus verhaßt; sie zu vernichten, sein stetes Bestreben. Dazu sollte die Inquisition helfen. In der That, wo gab es eine schneidigere, zuverlässigere Waffe für den Despotismus als dieses Gericht, das ebenso schnell und formlos wie mit absoluter Heimlichkeit verfuhr, bei dem es keine freie Vertheidigung und von dem es keine Berufung gab, und dessen Urtheil nicht allein das Opfer, sondern auch dessen ganze Familie und Nachkommenschaft mit furchtbarer Infamie belegte? das dabei keine Entscheidung ohne Zustimmung des Königs treffen durfte? Mit Eifer widersetzten sich die Aragonier, allein hier wich der König nicht, und schlimme Konflikte bereiteten sich vor.

Seine übrigen Reiche beherrschte Philipp, nach dem Ausdrucke eines wohl unterrichteten Zeitgenossen, mit eiserner Ruthe. In der Ausübung dessen, was er für Gerechtigkeit hielt, kannte er kein Ansehen der Person und des Ranges. Auch der vornehmste Grande wagte es nicht, sich einem einfachen Polizeidiener (Alguazil) zu entziehen, wenn dieser ihn zum Zeichen der Verhaftung mit seinem Amtsstäbchen berührte. Die Macht der Aristokratie war in der That völlig gebrochen. Die drei Ritterorden von Calatrava, Alcantara und San Jago, die früher dem Monarchen oft genug feindselig gegenüber getreten waren, hatte Ferdinand der Katholische zu einer Quelle des Einflusses und der Gewalt für die Krone gemacht, indem er ihre Großmeisterwürden, mit Einwilligung des Papstes, auf immer mit jener vereinigte. Seitdem hatte der König die reichen Pfründen der Orden nach Gutdünken zu vergeben, wodurch er des meist armen niedern Adels unbedingter Herr wurde. Der hohe Adel war durch die Inquisition zum Gehorsam gezwungen. Auch machte Philipp II. sich ein besonderes Gesetz daraus, ihn von allen wichtigen Aemtern fern und in Bedeutungslosigkeit zu erhalten; er begünstigte geradezu die Nachkommen der einst von dem Adel zu Gunsten der Monarchie besiegten Comuneros, der Vertheidiger städtischer Freiheit.[1])

Nur die größern kastilischen Städte hatten einige Unabhängigkeit bewahrt. Sie erwählten noch immer ihre Ayuntamientos oder Stadträthe. Der König besaß nur das Recht der Bestätigung. In Andalusien war das Stadtrathsamt gar erblich.[2]) Diese Städte setzten seit 1538 allein die kastilischen Cortes zusammen, indem eine jede zwei „Prokuratoren" auf königliche Ladung zur Reichsvertretung sandte.[3]) Freilich war diese nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe. Sie wurde unter Philipp II. häufiger einberufen als unter irgend einem frühern Herrscher; aber sie durfte keine Initiative in der Gesetzgebung mehr ausüben, in der sie überhaupt mit Ausnahme ganz besonders feierlicher Staatsaktionen übergangen wurde. Sie hatte nur die Klagen und

1) Ranke, Fürsten und Völker Südeuropas. 2) Weiß, L'Espagne. I, 194 ff.
3) Sempere, Histoire des Cortès. (Bordeaux 1815.) 236 ff.



Entw. v. M. Philippson.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Beschwerden ihrer Auftraggeber vorzubringen und neue Steuern zu votiren, ein Recht, über welches sich Philipp häufig genug hinwegsetzte. Durch geschickte Mischung von Bestechung und Drohungen wußte der Hof diese Bürger stets für seine Wünsche zu gewinnen. Und selbst in den einzelnen Städten nahm die königliche Macht immer mehr überhand, da alle Richter und Polizeiobrigkeiten von dem Herrscher ernannt wurden und zwar nicht auf Lebenszeit, sondern auf königliches Belieben. Ganz willkürlich aber herrschten die spanischen Vicekönige in Neapel, Sizilien, Sardinien; wenn in Mailand auch ein Senat bestand, so wurde er doch von dem dortigen Statthalter mehr und mehr zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.

Der Boden Spaniens galt als durchschnittlich nicht sehr ergiebig, Oel und Wein waren die einzigen Produkte, die reichlich erzeugt wurden. Sonst deckte die Produktion um so weniger den Bedarf, als man auch Westindien zum großen Theil mit Getreide versehen mußte. Außer der Trockenheit des Landes und Klimas trug zu diesem Ergebnisse hauptsächlich die Trägheit und Nachlässigkeit bei, mit welcher die Spanier den Landbau betrieben und besonders die vorzüglichen Bewässerungseinrichtungen der Mauren verfallen ließen. Noch übleren Einfluß hatte diese Arbeitscheu auf das spanische Gewerbe. Wohl brachte das Land vortreffliche Wolle und Rohseide hervor, aber man führte sie zum bei weitem größten Theile nach Flandern, Frankreich und Italien aus, um von hier die verarbeiteten Seiden- und Tuchstoffe wieder zu beziehen. Nur die Lederindustrie Spaniens behauptete ihr altes Ansehen; sonst waren es meist Früchte, Korallen, ostindische Gewürze, kurz einige Naturerzeugnisse, die man exportirte. Auch der Handel lag damals schon hauptsächlich in den Händen von Franzosen, Niederländern und Italienern, die sich in Spanien niedergelassen hatten. Nicht die Trägheit allein, auch der thörichte und vorurtheilsvolle Stolz, mit welchem der Spanier die Arbeit verachtete, hinderte ihn an angestrengter und nutzbringender Thätigkeit.[1])

Indessen eine nationale Einrichtung gab es, durch welche Spanien alle Völker übertraf und die das hauptsächlichste Werkzeug seiner Größe und Macht wurde: das Heer. Die spanische Armee war an Tapferkeit, Kriegszucht und Erfahrung die erste der Welt und ihre Organisation wurde in ganz Europa nachgeahmt.[2])

Hier fand sich die unermüdliche Ausdauer und Unverzagtheit des Spaniers mit dem stürmischen Feuer des Italieners und mit der wuchtigen Kraft des Wallonen zusammen. Vorzügliche Feldherren hatten dies Heer geschult

---

1) José Manuel de Badillo hat in seinen Discursos económico-politicos (Cadiz 1844), zumal in dem Sumario de la España económica de los siglos XVI y XVII (S. 231 ff.) hinreichend gezeigt, wie übertrieben die Ansichten mancher Schriftsteller — z. B. Campomanes' und noch neuerdings des trefflichen Weiß in L'Espagne depuis le règne de Philipp II. — von der Handelsblüthe Spaniens um die Mitte des 16. Jahrhunderts sind, wie leichtsinnig man mit unzuverlässigen großen Zahlen operirt hat. 2) Brix, Geschichte der spanischen Armee. (Berlin 1881.) S. 72 ff.

und trefflich geordnet. Karl V. hatte zuerst die Regimenter geschaffen, indem er drei Coronelias oder Bataillone zu einem „Tercio" (Regimente) vereinigte, das von einem Feldmarschall (maestre de campo, französisch maréchal de camp) befehligt war und etwa 3000 Mann enthielt. Ein Theil der 12 Compagnien jedes Tercios war aus Pikenieren, der andere aus Arkebusieren gebildet; aber schon kam an Stelle der leichten Arkebuse die schwerere Muskete auf, deren man sich bediente, indem man ihr Vordertheil auf eine Gabel legte, die ein jeder Musketier mit sich führen mußte. Bei der Kavallerie unterschied man die schweren Reiter oder Gensdarmen, die leichten oder Ginetas und eine Art Dragoner, die Arkebusiere zu Pferde genannt wurden; bei allen war die Compagnie, gleich unserer jetzigen Schwadron, die höchste taktische Einheit. Hatte die Artillerie seit dem 15. Jahrhundert bedeutende Rückschritte gemacht, so war dafür das Pionierwesen und der Verwaltungsdienst vorzüglich geordnet. Man muß sich in die damaligen Verhältnisse zurückversetzen, um sich nicht von der Angabe überrascht zu finden, daß die 30,000 Mann, die der spanische König fortwährend unterhielt,[1]) das größte stehende Heer des christlichen Europa bildeten. Aber die ausgedehnten und durch weite Zwischenräume von einander getrennten Provinzen des Reiches nahmen dieser verhältnißmäßig bedeutenden Armee nicht nur jede Offensivkraft, sondern ließen sie selbst zur Vertheidigung ungenügend erscheinen. So mußte man bei jeder politischen Schwierigkeit zu neuen Werbungen greifen, die bei dem Geldmangel in des Königs Kasse nicht leicht zu bewerkstelligen waren. Daher die Abneigung, die Philipp im Beginne seiner Regierung gegen große Kriege hegte.

Die spanische Flotte war unbestritten die mächtigste im christlichen Europa; sie stand einzig der türkischen nach. In Friedenszeiten war sie von 60 bis 70 Galeeren gebildet, die, abgesehen von Seesoldaten und Matrosen, mit 8500 Ruderern — davon die Hälfte Sklaven — bemannt waren. Auch sie wurde im Kriege auf eine Höhe gebracht, mit der damals kein seefahrendes Volk zu wetteifern vermochte.

Die Macht dieses gewaltigen Reiches erschien um so größer, um so unwiderstehlicher, als sein steter Nebenbuhler, Frankreich, unmittelbar nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis in die Wirren religiöser Bürgerkriege verwickelt wurde.

---

1) Relaz. di Paolo Tiepolo (1563); Alberi I. V, 39.

III. Die religiösen Bürgerkriege in Frankreich.

An Ausdehnung und Zahl der Bevölkerung hatte das Spanien Karls V. und Philipps II. stets bei weitem den französischen Nachbar übertroffen; wenn dieser dennoch mit Erfolg dem Weltreiche Widerstand geleistet, so hatte das hauptsächlich in der Kraft der Zentralisation, in der Allmacht des Königthums, in der lebhaften und thätigen Vaterlandsliebe, wie sie Frankreich eigen waren, seinen Grund gehabt. Indeß es schien, als ob diese Vorzüge verloren gehen sollten unter dem Zwiespalte, der infolge des religiösen Haders sich immer tiefer, immer drohender durch das französische Volk zog.

Seit den letzten Jahren Franz I. war die Gefahr, daß Frankreich sich ebenso wie Deutschland in zwei feindliche Hälften, eine katholische und eine protestantische spalten würde, fortwährend gewachsen. Keine Gewaltmaßregel, keine Unterdrückung hatte den Protestantismus vernichten können, der sich vielmehr gerade unter den maßgebenden Klassen der Nation immer mehr ausdehnte. Die bedeutendsten Führer der geistigen Bewegung, die Künstler, die Edelleute, selbst Mitglieder des königlichen Hauses, waren zum überwiegenden Theile öffentlich oder im Geheimen Protestanten. Nun aber konnte der Katholizismus, damaliger Auffassung nach, die Berechtigung des neuen Elementes, neben ihm zu existiren, nicht anerkennen, — und so war in der That der Kampf unvermeidlich. Viele aufrichtige Vaterlandsfreunde, manche kluge Politiker bemühten sich nach Kräften, ihn zu verhindern: aber immer wieder machte die natürliche Unduldsamkeit, der unheilbare Haß der beiden Bekenntnisse wider einander diese Bestrebungen fruchtlos. Es wäre ungerecht, einzelnen Persönlichkeiten die volle Verantwortung für die furchtbaren Gräuel jener Kämpfe aufzubürden — sind doch Religionskriege stets die grausamsten! — da die Schuld zum überwiegenden Theile der ganzen Zeit und ihrer Betrachtungs- und Gefühlsweise gebührt.

So lange Franz I. lebte, also bis 1547, trug der französische Protestantismus einen vorwiegend lutherischen und damit unpolitischen, duldenden Charakter. Gerade in seinen letzten Jahren war dieser Herrscher mit größter Grausamkeit gegen alle abweichenden Religionsansichten aufgetreten, weniger aus kirchlicher Inbrunst, die man kaum bei ihm suchen dürfte, als um die Einheit seines Reiches und die Vollgewalt des katholischen Königthums zu bewahren. Der Kardinal Tournon, ein finsterer Fanatiker, wußte diese Gesinnung des Monarchen zu benutzen. Im April 1545 vernichtete man zwei-

undzwanzig Ortschaften der friedlichen, ruhigen Waldenser in der nördlichen Provence, metzelte 3000 Wehrlose nieder, schleppte 666 auf die Galeeren. Ueber ganz Frankreich dehnte sich die Verfolgung der Reformation aus: nach einer Schätzung, die weit unter der Wahrheit zu bleiben scheint,[1]) wären 85 Protestanten unter dieser Regierung verbrannt worden. So verhinderte Franz freilich, daß während seiner Herrschaft der Protestantismus zu einer Macht im Staate wurde: aber im Geheimen wuchs, zumal infolge der muthigen und festen Haltung der Märtyrer, die Zahl der Neuerer ungemein. In Meaux, Senlis, Orleans, Lyon, Bourges und an andern Orten bildeten sich evangelische Vereinigungen; während andere, um den Verfolgungen zu entgehen, nach Genf oder der Berner Waadt auswanderten.

Calvin hatte lange Zeit hindurch nicht die Hoffnung aufgegeben, sein Vaterland zu seinen Anschauungen herüberzuführen; ja, bis wenige Jahre vor seinem Tode hatte er seine Wirksamkeit in Genf nur als eine Vorbereitung, dieses nur als Pflanzstätte eines calvinischen Frankreich betrachtet. Deshalb hatte er sich hauptsächlich mit französischen Flüchtlingen umgeben, deshalb persönlich erst spät das Bürgerrecht in Genf gefordert. Unaufhörlich gingen seine Sendboten, seine Briefe nach Frankreich, sei es an Gemeinden, sei es an einzelne hervorragende Persönlichkeiten. Zu ihm strömten die wegen ihres Glaubens Vertriebenen, von ihm gingen Tausende wieder nach Frankreich zurück, während sein mächtiges Wort, in Hunderten von Sendschreiben sich ergießend, in zahllosen Herzen zündete. Kein Wunder, daß der französische Protestantismus sich immer mehr mit seinem Geiste erfüllte. Vergebens sträubten sich gegen seine strengen Forderungen die Geistlichen, die gern ihren Heerden nach dem Munde redeten, die Vornehmen, Gelehrten und reichen Kaufleute, die wohl im Innern den Neuerungen geneigt waren, aber am liebsten sie nicht öffentlich bekannt hätten, um nicht der Gefahr sich auszusetzen[2]) — sie alle mußten schließlich dem Eifer Calvins und seiner Schüler sich unterordnen. Ebenso angelegentlich war er bemüht, das Lutherthum aus Frankreich zu verbannen und den öfters gemachten Versuchen zur Herbeiführung einer Vereinigung zwischen den französischen Protestanten und den deutschen Lutheranern hindernd entgegen zu treten; und auch hierin hat der merkwürdige Mann einen unbegrenzten und durchgreifenden Erfolg davon getragen. Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hieß der französische Protestantismus ausschließlich nach Calvins Namen. —

Franz' Nachfolger, König Heinrich II.[3]), war ein schöner Mann von

---

1) Mignet im Journal des Savants, 1857. S. 97. 2) Nicht ganz mit Unrecht hielten sie Calvin vor, daß er selbst sich immer in Sicherheit zu bringen gewußt habe; Stähelin I, 545 f. — Auch die Königin von Navarra tadelte Calvin wegen seines Mangels an physischem Muth; Bonnet I, 115. 3) Außer dem schon angeführten Buche von Soldan noch Gottl. von Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus. Bd. I. (Gotha 1857.) — Ferner: Jos. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. 2 Bände (Paris 1866), wo viel neues Material aus den fran-



Heinrich II. von Frankreich.
Facsimile eines Kupferstiches von Etienne de Laulne. (1510—1595.)

hoher Gestalt, regelmäßigen Zügen, gebräunter Gesichtsfarbe; aber sein Ausdruck war kalt, das Auge todt und ohne Feuer. Von Charakter nicht böswillig, seinen Freunden treu, arbeitsam, war er doch unwissend, äußerst beschränkten Geistes, sorglos und allem eigenen Nachdenken abgeneigt. Seine Günstlinge konnten ihn deshalb völlig beherrschen. Da war zunächst Diana von Poitiers, seine Geliebte, die er zur Herzogin von Valentinois erhob, eine liebenswürdige, kluge, fein gebildete Dame; noch sehen wir an den zahlreichen Bauten in edelstem Renaissancestyl, zu denen sie ihn veranlaßt hat, die verschlungenen Initialen H und D. In politischen Dingen aber hatte fast unbedingten Einfluß der Connetable von Montmorency, durch langjährige unwandelbare Freundschaft dem Monarchen verbunden.[1]) Montmorency war ein mittelmäßiger General, ein unfähiger Staatsmann, hart, roh, grausam, religiös fanatisch; aber insofern täuschte er seinen König nicht, als er streng rechtlich und so, wie es seiner Ueberzeugung nach am besten war, den Staat leitete.

Fast gleich an Bedeutung mit dem Connetable war, obwohl dem Monarchen ferner stehend, die Familie der Guise.[2]) Renatus von Lothringen, der Gegner Karl des Kühnen, hatte seinem zweiten Sohn Klaudius seine in Frankreich gelegenen Besitzungen vererbt; letzterer nannte sich nach der — später zum Herzogthume erhobenen — Grafschaft Guise. Klaudius zeichnete sich als Feldherr aus. Er hinterließ sechs Söhne und fünf Töchter, deren eine die Gemahlin König Jakobs V. von Schottland wurde. Diese zahlreiche Familie war arm, aber sie hatte einen großen Namen; sie war in Frankreich fremd, aber sie stammte von den Kapetingern, von einem Bruder Ludwigs des Heiligen. So fühlte sie den Antrieb und fand sie die Wege geebnet, zu Macht und Reichthum zu gelangen. Das ganze Geschlecht strebte einmüthig zusammen: überall, in dem Heere, in der Kirche, in der Verwaltung wußten sie die erste Stelle einzunehmen. Unter des noch lebenden Klaudius' Söhnen zeichneten sich die beiden ältesten aus: Franz Guise Graf von Aumale, ein glänzender Kriegsführer von brennendem Ehrgeize, lebhaftem und großmüthigem Gefühle, der bald durch die Eroberung Calais' strahlenden Ruhm, unermeßliche Beliebtheit, bedeutendes Ansehen erwarb; und Karl, Kardinal-Erzbischof von Reims, gewöhnlich der Kardinal von Lothringen genannt. Das war ein Prälat und Staatsmann, hervorragend ebenso durch feinste Bildung, beweglichsten und durchdringenden Geist, wie durch gänzlichen Mangel an moralischer

---

zösischen Staatsarchiven beigebracht wird. — H. Lutteroth, La Réformation en France pendant sa première période. (Paris 1859.) — F. W. Ebeling, Sieben Bücher französischer Geschichte. Th. I. (einziger, Tübingen 1855), schildert die religiösen Unruhen vom Tode Franz I. bis zum Tode Franz II. (1560), zum Theil auf Grund neu eröffneter Quellen, aber mehr anekdotenhaft, als wahrhaft historisch. — Die ältere Literatur, die kaum noch brauchbar ist, übergehe ich.

1) Relaz. di Giov. Cappello (1554); Alberi I. II, 278 f. 2) René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise. 4 Bände. (Paris 1849.)

Erhebung. Jeder Weg war ihm recht, um zur Gewalt zu gelangen. Habsüchtig, rachgierig, listig, nützte er seine Geschäftskenntniß, seine feine Redekunst nur für dieses Ziel aus. Den schändlichen Egoismus seines Herzens hoffte er durch äußerlich untadligen Lebenswandel, durch die Würde des Benehmens und eine heuchlerische Frömmigkeit — im Grunde war er ganz glaubenslos — zu verbergen. Je skeptischer er in Religionssachen war, um so mehr huldigte er dem astrologischen Aber- und Wunderglauben, wozu seine Verzagtheit und Feigheit nicht wenig beitrug.

Als Klaudius von Guise nach Frankreich gekommen, hatte er kaum 14,000 Livres jährlichen Einkommens besessen; hauptsächlich durch die Gunst Dianens, deren Tochter der dritte Sohn des Klaudius heirathete, hatte die Familie zuerst Fortgang genommen. Jetzt vereinigte der noch jugendliche Kardinal von Lothringen allein zwölf Erz- und Bisthümer in seiner Person, mit 300,000 Livres jährlicher Einkünfte; und eine gleiche Summe zogen die übrigen Guise aus ihren Besitzungen.

Montmorency und der Kardinal von Lothringen, unter einander verfeindet, begegneten sich doch in dem erbittertsten Gegensatze wider den Protestantismus; sie hetzten den König und das Parlament von Paris — den höchsten Gerichtshof — zu immer strengern Maßregeln gegen denselben. Allein unter Druck und Verfolgung dehnte er sich immer weiter aus und gewann in jeder Beziehung eine festere Gestalt. Aus den Konventikeln wurden förmliche Gemeinden. Die erste entstand in Paris im Jahre 1555. Zu Hunderten strömte zumal die Jugend nach Genf und Lausanne: das aber wurde entscheidend für die kühne, unerschrockene, ihre Feinde geradezu aufreizende Haltung der französischen Protestanten.

Unaufhörlich stachelten die Priester, mit dem Eifer des Parlamentes noch nicht zufrieden, das Volk gegen die Neuerer auf. Im September 1557 ward die versammelte Gemeinde von Paris, etwa vierhundert Personen, in ihrem Bethause von dem wüthenden Volke überfallen und unter tausend Mißhandlungen in den Kerker geschleppt. Calvin suchte die Gefangenen zu trösten und zum Ausharren zu bewegen, er suchte auch manche durch Verwendung zu retten: viele wurden verbrannt oder kamen in den Fesseln um, nur wenige ließen sich zur Abschwörung ihrer Ketzerei bestimmen.

Trotz aller dieser Verfolgungen soll es im Jahre 1558 in Frankreich an 400,000 Reformirte gegeben haben. Das Volk blieb fast ausschließlich dem alten Glauben treu; es waren meist Edelleute, Parlamentsräthe, Gelehrte, die sich der neuen Lehre zuwandten.

Vor allem waren mehrere Prinzen von königlichem Geblüte, aus dem Seitenzweig der Bourbons gewonnen worden. Das Haus Bourbon traf erst in Ludwig dem Heiligen mit der herrschenden Familie der Valois zusammen; aber da alle Zwischenglieder des königlichen Geschlechtes ausgestorben waren, so enthielt jenes die den Valois nächstberechtigten Agnaten. Seit dem jähen Sturze des Connetables von Bourbon unter Franz dem Ersten waren

die äußeren Verhältnisse dieser Familie keineswegs glänzend. Ihr Haupt war Herzog Anton von Vendôme, durch seine Gemahlin Titularkönig von Navarra; indeß hatten die Spanier sein Reich seit lange inne und ihm blieben nur das kleine Bearn und Nieder-Navarra im Norden der Pyrenäen. Er hatte sich durch seine thatkräftige und muthige Gemahlin für die Ansichten der Reformirten gewinnen lassen, die in ihm ihre stärkste Stütze zu finden hofften. Mit Calvin stand er in Briefwechsel, in seinem Lande Bearn wurde geräuschlos die Reformation eingeführt. Indeß trotz persönlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit war er ein Schwächling an Geist und Charakter, ebenso muthlos und widerspruchsvoll wie anmaßend und prahlerisch. Sein jüngerer Bruder Karl, Kardinal-Erzbischof von Rouen, gewöhnlich Kardinal von Bourbon genannt, arm an Wissen und Intelligenz, war der einzige der Familie, der stets dem katholischen Glauben treu blieb. Der begabteste und feurigste, der bei weitem bedeutendste der Brüder war der jüngste, Prinz Ludwig von Condé. Obwohl lebenslustig, von verführerischer Liebenswürdigkeit, leichtsinnig, wenig sittlich in seinem Wandel, war er doch ebenso wie seine Gemahlin warm der Reformation ergeben. Die beiden Vettern dieser Brüder, der Herzog von Bourbon-Montpensier und der Prinz von Roche-sur-Yon, waren an Stellung ebenso unbedeutend wie an Begabung; ohne sich öffentlich zu erklären, waren sie halb und halb dem Protestantismus gewonnen.

Fast noch wichtiger für den letztern, als dieses prinzliche Geschlecht, wurde die mit dem mächtigen Connetable eng verschwägerte Familie Châtillon.[1]) Die beiden Brüder Franz von Andelot, Generaloberst der Infanterie, und Admiral Kaspar von Coligny, die Neffen des Connetable, waren eifrige Protestanten; selbst der Kardinal Odet von Châtillon, der dritte dieser Brüder, neigte sich der neuen Lehre zu. Andelot, der kühn protestantische Geistliche mit sich führte, die er öffentlich predigen ließ, entging schließlich nur durch die lebhafte Zuneigung des Königs dem Scheiterhaufen; doch wurde er in den Kerker geworfen, bis er zugab, daß in seiner Gegenwart eine Messe gelesen wurde, eine im Grunde geringfügige Nachgiebigkeit, die er indeß sein ganzes Leben hindurch bereute.

Das Ansehen solcher Freunde mußte selbstverständlich die Protestanten bedeutend ermuthigen. Im Frühjahr 1558 — wenige Monate nur nach der oben erwähnten Gräuelscene — stieg ihre Kühnheit so weit, daß sie allabendlich auf dem damals beliebtesten Spaziergange der Pariser, dem Pré aux Clercs — auf dem linken Seineufer, dem heutigen Tuileriengarten

1) Jules Tessier, L'amiral Coligny: eine Lobschrift, deren hauptsächliches Verdienst in den bisher noch unveröffentlichten Briefen Colignys besteht, die sie mittheilt. — Graf Jules de Laborde, Gaspard de Coligny. 2 Bände, Paris 1879. 80. Dies Buch bringt mannichfach neues Material, zumal im ersten Bande, ist indeß gleichfalls zu einseitig zu Gunsten der Protestanten; der Verfasser kennt überdies nicht hinreichend die neueren Arbeiten über die von ihm besprochene Zeit.

gegenüber — 6000 an der Zahl, Umzüge anstellten, bei denen sie ihre Psalmen sangen. Das war schon eine Macht, mit der man zu rechnen hatte.



Admiral Coligny.
Gemälde aus der französischen Schule des 16. Jahrhunderts; im Besitz der Société de l'histoire du protestantisme.

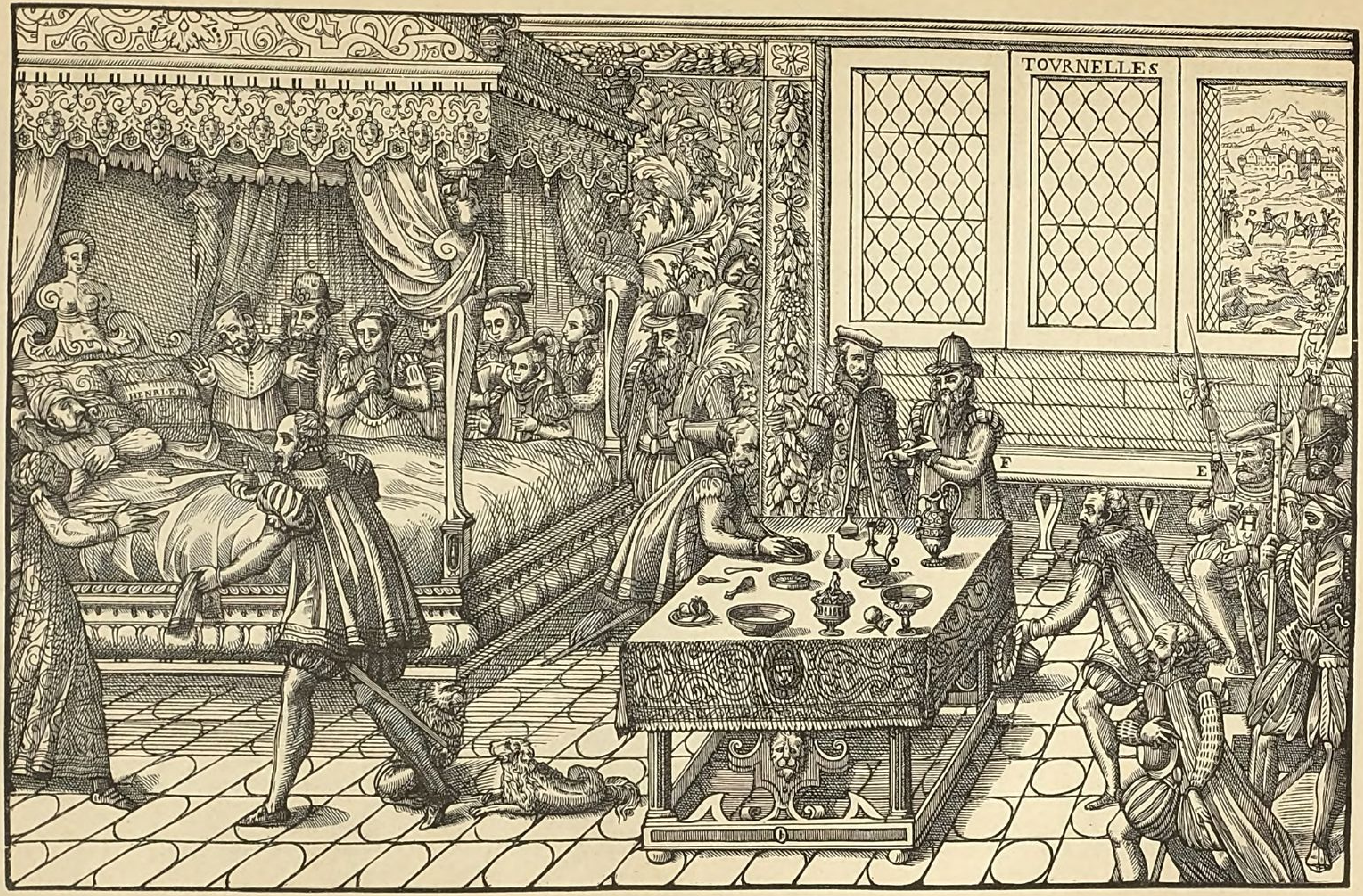
Unwiderstehlich drangen die neuen Meinungen in den höheren Klassen weiter vor. Die mit den Religionsprozessen betraute Abtheilung des Parlaments,

die Kammer der Tournelle, an deren Spitze damals zwei durch gründliche Gelehrsamkeit und trefflichen Charakter gleich ausgezeichnete Männer standen, Seguier und Du Harlay, zeigte bereits eine verdächtige Milde gegen die Reformirten: sie verurtheilte dieselben nicht mehr zum Tode, sondern nur noch zur Verbannung.

Ueberaus wichtig für die Zukunft der Reformation in Frankreich wurde die große Landesversammlung, die ihre Anhänger zum ersten Male im Mai 1559 veranstalteten. Später haben diese Vereinigungen meist einen politischen, damals aber nur erst einen religiösen Charakter gehabt. Aus allen Theilen Frankreichs trafen die Geistlichen und Aeltesten in Paris ein und legten nach gemeinschaftlicher Berathung ihre Ansichten in vierzig Glaubens- und ebenso vielen Disziplinarartikeln nieder: das Glaubensbekenntniß dieser ersten Nationalsynode ist dann für die französischen Protestanten verbindlich geblieben. Es ging völlig auf die Calvin'schen Anschauungen zurück, der Bruch mit dem Lutherthum war vollzogen. Die Organisation entsprach mehr der demokratischen Lehre als der aristokratischen Praxis Calvins. Der Gemeinde ward die freie Wahl des Predigers überlassen, sobald derselbe nur das Glaubensbekenntniß unterzeichnet und die Provinzialsynode nichts wider ihn einzuwenden haben würde. Die Prediger und gewählten Aeltesten treten wenigstens zweimal im Jahre zu Provinzialsynoden zusammen; deren Abgeordnete bilden die Nationalsynode, die nach Bedürfniß einberufen und von einem gewählten Präsidenten geleitet wird. Die Nationalsynode hat nicht nur über die kirchlichen, sondern auch über die politischen Interessen dieser protestantischen Republik zu entscheiden. Mit praktischem Blicke hatte man nach den Vorschriften Calvins die einfache und doch so entsprechende Organisation gefunden, die bald die französischen Reformirten zu einer furchtbaren Macht gestalten sollte. Und von vorn herein sprach man es hier, in Gemäßheit der „Institution", offen aus, daß einem der Religion zuwider laufenden königlichen Befehle man keineswegs Gehorsam zollen dürfe.

König Heinrich war über dies Anwachsen der Ketzerei in seinem Lande auf das höchste entrüstet; seine ganze Kraft auf deren Vernichtung verwenden zu können, war eine seiner Hauptabsichten bei dem Abschluß des Friedens von Cateau-Cambrésis gewesen. Auf das engste verbündete er sich nun mit Spanien; er schlug demselben vor, mit gemeinsamen Kräften Genf zu zerstören, denn dies sei der Ursprung alles Verderbens und der Zufluchtsort aller verurtheilten Uebelthäter.[1]) Inzwischen brachte es ihn nicht wenig auf, daß ihm seine vornehmste Waffe gegen die Sektirer, das Parlament, versagen wollte. Er erschien selbst in einer Plenarversammlung des letztern und ließ in seiner Gegenwart die Räthe über das gegen die Reformirten in Zukunft zu beobachtende Verfahren ihre Meinung äußern. Die angesehenen

1) Depesche des Herzogs v. Alba vom 26. Juni 1559; Mignet, Journal des Savants, 1857. S. 170f.



Heinrichs II. Tod. Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

Unterschrift desselben: A. Die Königin wainet. B. Der Cardinal von Lothringen. C. Der her Connestabel. D. Rennende posten | vnd wolerfarne doctoren vnd wundertzte aus Flandern vom Konig aus Spanien geschicket. E. Kammertrabanten des Konigs. F. Artzeneidoctoren vnd wundertzte.

Räthe Du Faur und Anne Du Bourg sowie noch drei andere, die sich am freimüthigsten zu Gunsten der Verfolgten ausgesprochen hatten, ließ er sofort greifen und in die Bastille werfen, um ihnen bald darauf, allen Vorrechten des Parlaments zuwider, durch eine Spezialkommission den Prozeß zu machen. Im ganzen Reiche wurde die strengste Verfolgung der Ketzer anbefohlen.

Heinrich konnte seine Drohung: „mit eigenen Augen wolle er die Verbrennung Du Bourgs mit ansehen," nicht wahr machen. Zur Feier der am 20. Juni 1559 vollzogenen Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem spanischen Könige wurden, unter anderen Festlichkeiten, glänzende Turniere abgehalten, an denen, wie gewöhnlich, der ritterlichen Uebungen sehr ergebene König selbst theilnahm. Am 29. Juni zwang er seinen eigenen Gardekapitän, den Grafen Montgommery, eine Lanze mit ihm zu brechen. Ein Splitter von des Grafen Schaft drang durch die Spalte des Visiers unter des Königs Auge tief in den Kopf ein. Die Wunde war unheilbar, am 10. Juli 1559 starb Heinrich II., erst wenig über vierzig Jahre alt. Seine Witwe hat später (1574) den unfreiwilligen Mörder, unter dem Vorwande seines protestantischen Bekenntnisses, unter grausamen Martern hinrichten lassen.

Trotz Heinrichs geringer persönlicher Tüchtigkeit hatte unter seiner Regierung Frankreich infolge des kräftig aufstrebenden Geistes seiner zahlreichen, muthigen und patriotischen Bevölkerung eine glänzende Rolle in Europa gespielt und sich dem Koloß der habsburgisch-burgundischen Macht vollkommen ebenbürtig gezeigt. Der Wohlstand, die Betriebsamkeit hatten unter dem französischen Volke bedeutend zugenommen. 1549 und die folgenden Jahre hatte man die ersten Börsen in Toulouse, Bordeaux, Rouen gegründet.[1]) Schon ließ aber auch das unwiderstehliche Anwachsen des Calvinismus, zumal unter den höheren Klassen, auf der einen, die fanatische Verfolgungssucht der rechtgläubigen Regierung auf der anderen Seite die furchtbaren Konflikte ahnen, die vierzig Jahre hindurch Frankreich in Blut und Thränen versenkten und trotz alles äußern Glanzes die besten Kräfte der Nation, die Elastizität und Expansionskraft ihres Geistes auf lange Zeit hin brachen.

Die Protestanten hatten über den Tod ihres Verfolgers, des Königs Heinrich, laut gejubelt und ihn als eine gerechte Strafe des Himmels bezeichnet: indeß sie hatten im Grunde wenig Veranlassung zur Freude. Der junge König, der jetzt den Thron bestieg, Heinrichs II. ältester Sohn Franz II., war ein sechszehnjähriger Knabe, an Geistesentwicklung nicht weniger schwächlich und zurückgeblieben wie an körperlicher.[2]) Da kann es nicht auffallen, daß er völlig unter dem Einflusse seiner schönen, liebenswürdigen, klugen, um zwei Jahre älteren Gemahlin, der schottischen Königin Maria Stuart sich befand! Diese

1) Babeau, La ville sous l'ancien régime, 347. 2) . . . regis pueri, in quo par animi ac corporis imbecillitas erat; De Thou, Historiae lib. 23. — Aehnlich das Urtheil des eifrig katholischen Davila, lib. II.

aber war eifrige Katholikin, und da sie im Grunde nicht viel von Politik verstand, so stützte sie sich ausschließlich auf das Urtheil ihrer mütterlichen Oheime, der Hauptvertreter des verfolgenden Katholizismus, der Guise. Der gewandteste, scharfsinnigste und politisch gebildetste unter ihnen, der Kardinal von Lothringen, übernahm in Wahrheit die Regierung. Der päpstliche Nuntius Santa-Croce sagte von ihm: er lasse dem Könige nur den Namen übrig, während er alles übrige sich selbst zugeeignet habe.

Welchen Charakter die Staatsleitung unter ihm annahm, läßt sich leicht voraussetzen: durchaus katholisch, antireformistisch nach innen und außen. Mit Philipp von Spanien standen die Guise im engsten Verkehr. Eine furchtbare Zeit der Verfolgung drohte über die Protestanten hereinzubrechen. Dabei wurde der Gegner der Guise, der Connetable Montmorency, sofort auf seine Güter verwiesen; auch die bisher allmächtige Maitresse des verstorbenen Königs, Diana von Poitiers, und alle deren Kreaturen wurden vom Hofe vertrieben.[1])

Durch diese Umwälzung wurde aber in weiten Kreisen Unzufriedenheit hervorgerufen: sowohl bei den Beseitigten als auch bei den in der Gnadenaustheilung Uebergangenen. Dazu kamen alle Protestanten im Reiche, an deren Spitze sich nunmehr offenkundig das von den Guise verdrängte Haus Bourbon stellte. Es hatte allerdings in dem unentschlossenen König Anton von Navarra ein recht unzuverlässiges Haupt. Anton zeigte zwar sein Mißbehagen deutlich genug, wagte aber nicht etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Um so mehr fühlten die Guise sich ermuthigt. Was König Heinrich angedroht hatte, führten sie aus. Der allgemein geachtete und beliebte Du Bourg wurde nun wirklich verbrannt. Man erließ neue drakonische Gesetze gegen die Ketzer; neue Verfolgungen fanden Statt, die nicht nur Männer, sondern Weiber, Kinder, Greise auf den Scheiterhaufen führten. Nebenbei schreckte man auch vor Verleumdungen nicht zurück, wie sie gegen unterdrückte Sekten geschleudert zu werden pflegen: daß nach gehaltenem Abendgottesdienst die Protestanten die Lichter auslöschten, um Unzucht mit einander zu treiben.[2])

Allein die Verfolgten begannen ihre Macht zu fühlen; hier und da wurden ihre Gefangenen und Verurtheilten durch die Glaubensgenossen ge-

---

1) Die beste, wenn auch entschieden antiguisisch gefärbte zeitgenössische Geschichte dieser Regierung ist von Louis Regnier de la Planche, Histoire de l'Estat de France sous François II. (zuerst erschienen 1576, neue Ausgabe in zwei Bänden, Paris 1836). — Die Négociations sous François II. bilden einen Theil der Collection des documents inédits sur l'histoire de France, welche das französische Unterrichtsministerium herausgibt. Jene sind von Louis Paris (1841) veröffentlicht nach den Papieren, die sich im Nachlasse des Sebastian de l'Aubespine, Bischofs von Limoges, gefunden haben, der vierzig Jahre als Gesandter und als Oberintendant der Finanzen gedient hat (starb 1582). 2) Jean de Serres, Histoire des choses mémorables avenues en France depuis 1547 jusqu'en 1597 (éd. 1619) p. 94.



Maria Stuart.

Gemälde von François Clouet, genannt Janet († um 1570).
(Original im Besitz des Fürsten Czartorisky.)

waltsam befreit. Vergebens warnte Calvin dieselben vor bewaffnetem Widerstande. Wurde doch die Aufregung durch anderweitige Gewaltschritte der Guise erhöht und verallgemeinert! Die Wiedereinziehung nicht nur des verschenkten, sondern auch des verkauften königlichen Domanialgutes erregte allerorten Unzufriedenheit; besonders der Adel murrte laut über das tyrannische Regiment der Fremden, der Lothringer, die ungerechte Verdrängung der Prinzen königlichen Geblüts, die bei der offenbaren Unfähigkeit des Königs eigentlich die Regierung zu führen hätten. Bald begann ein förmlicher Bund sich unter den Mißvergnügten zu bilden, der zunächst bezweckte, sich der Person der Guise zu bemächtigen, dann durch die Generalstände dieselben aus dem Lande zu verbannen und eine legitime Reichsregierung einrichten zu lassen; gegen die Person des Königs führte man nichts Feindseliges im Schilde, wenn auch die eifrigen Katholiken dies nachher behauptet haben, um die Schuld ihrer Gegner zu erhöhen. Aber wahr ist, daß die Verschworenen sich auch mit deutschen protestantischen Fürsten in Verbindung gesetzt, ihnen für ihren Beistand die Rückgabe von Metz versprochen haben. Es war ein gewaltiges Unternehmen.[1]) An der Spitze der Verschwörung scheint kein geringerer als Prinz Ludwig von Condé gestanden zu haben. Indeß als sichtbares Oberhaupt wollte er nicht auftreten, er stellte als solches La Renaudie auf, einen Edelmann von zweifelhaftem Charakter, aber unternehmendem und gewandtem Geiste, der eine Familienrache gegen die Guise zu vollstrecken hatte. An fünfhundert Adlige nahmen an der Verschwörung Theil.

Allein man zögerte so lange, bis der Kardinal Nachricht von dem beabsichtigten Unternehmen erhielt. Höchlichst erschreckt, traf er sofort Gegenmaßregeln. Ein Amnestiedekret sollte die Ausdehnung des Aufstandes unter Protestanten verhindern. Es fand sich günstig, daß der Hof gerade nach dem befestigten Schlosse Amboise aufgebrochen war; in aller Stille wurden Truppen zusammengezogen. Man ernannte den Herzog Franz von Guise zum Generalstatthalter des Königreiches und rüstete ihn mit umfassenden Vollmachten aus.[2]) So wurden die bewaffneten Schaaren der Verschworenen, wie sie herankamen, einzeln aufgehoben; wie von einem Taumel getrieben, gingen sie eine nach der andern in das Netz. La Renaudie selbst fiel in einem dieser kleinen Gefechte, Hunderte seiner Mitschuldigen wurden hingerichtet. Leicht gelang es darauf, die Empörungen in den Provinzen zu unterdrücken (März 1560). — Das ist der berüchtigte „Tumult von Amboise". Er hinterließ immerhin einen tiefen Eindruck auf die Machthaber, die eine erfolgreiche Wiederholung solcher Vorgänge zu fürchten begannen. Die Guise gaben zu, daß ein rechtlicher, durchaus milde und gemäßigt gesinnter Mann zum Kanzler bestellt

---

1) C. Paillard, La Conjuration d'Amboise; Revue historique XIV, 61 ff. — R. Dareste, François Hotmann; das. II, 23 f. 2) Das betr. Aktenstück Mémoires de Guise (Michaud et Poujoulat I, VI) p. 457 ff.

wurde: Michael de L'Hospital.[1]) Geboren im Jahre 1504, war L'Hospital im Dienste Margarethens, der Schwester Heinrichs II., emporgestiegen und hatte hier wie auch zeitweise als Oberintendant der Finanzen seine Uneigennützigkeit und Einsicht bewährt. Mit diesen Eigenschaften verband er den Wunsch einer kirchlichen Reform und religiöser Duldsamkeit, sowie einen hohen Grad politischer Klugheit und Gewandtheit. Er stellte sich jetzt den Guise gegenüber: seine erste That war das Edikt von Romorantin, welches die von Heinrich II. eingesetzte Inquisition aufhob, dem Klerus mehrere Disziplinarvorschriften auferlegte und verläumderische Denunziationen in Glaubenssachen mit schweren Strafen bedrohte. Auch mündlich predigte der Kanzler den Parlamenten Duldsamkeit. Seine eigene Familie neigte der neuen Lehre zu. Der vom Papste zum Generalinquisitor von Frankreich ernannte Kardinal von Tournon erhielt nicht die Erlaubniß, sein furchtbares Amt auszuüben. Die Protestanten erhoben von neuem das Haupt und hielten öffentlich ihre religiösen Versammlungen ab.



Franz II. von Frankreich.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Dazu kam, daß nach außen hin die Pläne der Guise scheiterten. In Schottland unterlagen ihre Unternehmungen völlig den englisch-protestantischen Bestrebungen. Endlich waren die Finanzen in unheilbarer Unordnung. Die beständigen Kriege und die schändliche Günstlingswirthschaft unter Heinrich II. hatten bis zu dessen Tode eine Schuldenlast

1) Oeuvres de L'Hospital, publiées par Dufey de l'Yonne, 5 Bände, Paris 1824—25. — Taillandier, Récherches historiques sur L'Hospital. (Paris 1861.) — Dupré-Lasal, Michel de L'Hospital, Paris 1875. — F. Geuer, Die Kirchenpolitik L'Hospitals (Leipziger Inauguraldissertation, 1877).

von 43 Millionen Livres hervorgebracht, deren Zinsen nur durch Aufnahme stets neuer Anleihen gedeckt werden konnten.

Es war offenbar ein Ergebniß der Schwäche und Furcht von Seiten der Guise, daß dieselben in wenig ehrenvoller Weise den jungen König von Residenz zu Residenz schleppten, ohne Rast und Ruhe.[1]) Endlich war ihre Besorgniß vor einer Revolution so groß, daß sie sich zur Einberufung einer Notabelnversammlung nach Fontainebleau im August 1560 verstanden. Diese Notabeln aber zeigten den Guise von neuem, daß sie bei ihrer blinden Reaktionspolitik die Mehrheit der höheren Stände keineswegs hinter sich hatten. Vielmehr beschlossen jene die Versammlung der Generalstände sowie eines Nationalkonzils zur Reformation der Kirche; bis dahin sollte jedes Strafverfahren gegen die Protestanten eingestellt werden. Das war ein entschiedener Triumph für die letzteren. Solche Beschlüsse hatten in andern Ländern den vollständigen Sieg der neuen Lehre eingeleitet.

Es war ein entscheidungsvoller Augenblick. Zunächst beriefen die Guise in der That, den zu Fontainebleau gefaßten Beschlüssen gemäß, die Generalstände auf den 10. Dezember nach Orleans ein. Indeß nun regte sich die strengkatholische Partei, den alten Kardinal von Tournon an der Spitze. Sie stellte vor, daß die Herrschaft der ererbten Religion in Frankreich durch die neuerlichen Vorgänge ernstlich bedroht sei. Und dazu kam, daß die Hugenotten — so nannte man jetzt die Protestanten im Anschluß an die Genfer Vorgänge mit Verstümmelung des Namens „Eidgenossen"[2]) — durch ihr keckes und ungesetzliches Auftreten ihren Gegnern einen Vorwand zu gewaltsamem Einschreiten gaben. An den Orten, wo sie die stärkeren waren, mißhandelten sie die Katholiken und vertrieben dieselben aus den Kirchen. Die heißblütigen protestantischen Edelleute des Südens zogen Condé und selbst den vorsichtigen Anton von Navarra in eine Verschwörung, die eine bewaffnete Erhebung gegen die Guise und die Ueberlieferung des Staates in die Macht der bourbonischen Prinzen bezweckte. Indeß nicht umsonst hatte Calvin vor Anwendung des Schwertes gewarnt. Alles wurde entdeckt, und so sahen die Guise, der König sich durch die Selbsterhaltung zu thatkräftigem Einschreiten veranlaßt — es war dieses Mal unzweifelhaft die Schuld der Protestanten. Spanien und der Papst schürten nach Kräften, eine vollständige Revolution vollzog sich am Hofe. Man faßte die Absicht, die Häupter der religiösen und politischen Opposition mit aller Strenge zu behandeln, die Stände nöthigenfalls mit Gewalt zu Beschlüssen, wie Hof und Kirche sie wünschten, zu zwingen. Truppen wurden um Orleans zusammengezogen, die Wohnung des Königs in eine Citadelle

1) Estas mudanças de aposento se hazen tan impertinantemente que dan claro señal de miedo. Depesche Chantonnays an Philipp II., 27. Juni 1560, veröffentlicht von Mignet, Journal des Savants 1859. S. 23. 2) Nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen kam der Name „Hugenotten" gerade damals, im Frühjahr 1560, auf; Journal d'un curé ligueur (Jehan de la Fosse); ed. Ed. de Barthélemy. Paris s. d.

verwandelt, die Provinzen durch Besatzungen und geeignete Befehlshaber gesichert. Navarra und Condé, die sich trotz der Rathschläge und Vorstellungen des stets aufmerksamen Calvin durch trügerische Versprechungen[1]) nach Orleans hatten locken lassen, wurden verhaftet, zumal dem gefährlichern von beiden, Condé, als Majestätsverbrecher und Hochverräther der Prozeß gemacht. Da man ihm hier nichts beweisen konnte, so wurde er als Ketzer zum Tode verurtheilt. Ueberall wurden Soldaten angeworben, auf gänzliche Ausrottung der immer weiter um sich greifenden Reformation hatte man es abgesehen. Andrerseits wollten die Hugenotten nicht wehrlos untergehen und waffneten in den Provinzen. Die furchtbarste Krise schien unmittelbar bevorzustehen: — als noch vor dem Zusammentritt der Stände, am 5. Dezember 1560, Franz II., erst siebzehn Jahre alt, infolge eines Kopfgeschwüres starb. Das war ein schwerer Schlag für die katholische Aktionspartei; dieser Todesfall hatte die Bedeutung eines großen Sieges für die Protestanten. Bald mußten die Guise erfahren, daß es nun einstweilen mit ihrer Macht vorbei sei: der Admiral von Coligny, andere Hugenotten beleidigten sie mit lauten Worten.

„Da alles verloren war," rief Beza in Genf aus, „siehe, da wachte der Herr unser Gott auf!" Ueber fünfzig Prediger, zahllose protestantische Edelleute kehrten von Genf nach Frankreich zurück, und ihre Propaganda machte sich bald fühlbar.

Leider war die verderbliche Krise nicht vermieden, sondern nur auf kurze Zeit hinausgeschoben!

Da Franz II. kinderlos gestorben, so folgte ihm sein Bruder Karl IX., der sich erst im elften Jahre befand. Eine vormundschaftliche Regierung war unvermeidlich; wer sollte sie führen? Dem Herkommen gemäß gebührte sie dem Könige von Navarra als dem nächsten majorennen Prinzen königlichen Geblüts. Indeß schon während der letzten Tage Franz II. hatte die Königin-Mutter Katharine von Medici durch Drohungen jeder Art den schwachen Anton von Navarra vermocht, für den Titel des Generalstatthalters des Königreichs und einen scheinbaren Einfluß auf die Staatsverwaltung, die wirkliche Führung der vormundschaftlichen Regierung an sie abzutreten. Er ordnete sich zunächst ganz ihrer Leitung unter. Der Kardinal von Lothringen hatte einen Augenblick lang selbst daran gedacht, die Regierung zu ergreifen mit Hülfe der streng katholischen Partei und seines Bruders Franz, des Lieblings der Armee. Aber Franz von Guise war zu loyal für ein solches Unternehmen, dessen Kundwerden nunmehr lediglich dazu diente, die Königin-Mutter desto fester mit Anton von Navarra und den Hugenotten zu verbinden. Auf Navarras Seite befand sich auch der gesammte Adel, welcher den Lothringern die Absicht zutraute, unter Ausrottung der königlichen Familie selbst nach der Krone zu streben.[2])

1) Katharine von Medici spielte dabei eine sehr unrühmliche Rolle; La Ferrière, Lettres de Catherine de Médicis, I. (Paris 1880). Introduction p. LXXXII f.
2) De Thou, Historiae, lib. 25. — Wirklich hatten die Guise alles versucht, um

Katharine von Medici war in noch sehr jugendlichem Alter an Heinrich, den späteren Dauphin und König, verheirathet worden.[1]) Zehn Jahre hindurch blieb diese Ehe kinderlos, und da Heinrich damals der einzige männliche Sproß des Hauses Valois war, so entstand ein kühles, bisweilen feindseliges Verhältniß zwischen den Gatten. Katharine hatte eine sehr schwierige Stellung zwischen der Herzogin von Estampes, der Geliebten des Königs Franz I., und der Maitresse seines Sohnes, Diana von Poitiers, die beide sich feindselig gegenüber standen. Doch wußte sie sich mit Geschick aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und als sie dann ihrem Gemahl Kinder gebar, wurde ihr Verhältniß zu demselben ein besseres. Klug und gewandt hatte sie nach der Thronbesteigung Heinrichs ihren Groll und Neid gegen Diana zu beherrschen gewußt und sich ihr nicht unfreundlich gezeigt; aus Dankbarkeit gestattete diese ihr einigen persönlichen Einfluß auf den Monarchen. Nach der Niederlage von St. Quentin, als man die Feinde schon vor der Hauptstadt glaubte, hatte Katharine in Abwesenheit ihres Gatten den wankenden Muth der Pariser aufrecht erhalten und von ihnen eine Beisteuer von 300,000 Livres zu erzielen gewußt: eine Handlung, die ihr nicht geringes Ansehen verschaffte.[2]) — Während der kurzen Regierung ihres ältesten Sohnes Franz I. von den Guise in den Hintergrund gedrängt, auch in den Heirathsplänen ihrer Tochter von jenen durchkreuzt, sah sie damals in denselben ihre eigentlichen Gegner.



Medaille mit dem Bildniß der Katharine von Medici. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Sie war jetzt einundvierzig Jahre alt, nicht schön, allzu stark, von dunkler Gesichtsfarbe, mit großen runden Augen und hervortretenden Lippen; aber immerhin von imponirendem Aeußern.[3]) Allen körperlichen Uebungen, wie besonders der Jagd, war sie leidenschaftlich ergeben, aber männlich auch in der Menge der Speise und des Trankes, die sie zu sich nahm. Das Geld

während der Krankheit Franz II. die Königin-Mutter zur schleunigen Hinrichtung Navarras und Condés zu bewegen; Davila, Historia delle guerre civili di Francia, lib. II.

1) Eug. Alberi, Vita di Caterina de' Medici. (Florenz 1838.) Alberi nimmt seine Heldin in parteiischer Weise in Schutz; aber diese mit vielem Fleiße zusammengestellte Vertheidigung ist immerhin schätzbar als Reaktion gegen die bis dahin herrschende allzu ungünstige Meinung von Katharine. — Alfr. von Reumont schildert in seiner feinen eingehenden Weise „Die Jugend Caterinas de' Medici" (Berlin 1854). 2) Depesche des venezianischen Gesandten Giacomo Soranzo, 14. Aug. 1557; Baschet, La diplomatie vénétienne (Paris 1862), S. 481 ff. 3) Relazionen des Giov. Cappello (1554, Alberi I. II, 280), Giov. Michiel (1561, das. I. III, 435) und Mich. Suriano (1562, das. I. IV, 143).

pflegte sie mit vollen Händen zu geben, um sich damit Anhänger zu schaffen. Sie war vortrefflich gebildet und pflegte die Wissenschaften, wie sie denn auch die reiche Bibliothek aus dem Nachlaß des Marschalls Strozzi an sich brachte.[1]) Die Gabe der Wohlredenheit besaß sie in hohem Grade und liebte dieselbe zur Anwendung zu bringen. Ueberhaupt hätte sie gern alle Welt für sich gewonnen. Ihr hauptsächlicher Fehler war nicht Grausamkeit und Härte, sondern im Gegentheil — bei all ihrem lebhaften Ehrgeiz — Unentschlossenheit, Wankelmuth, Mangel an fester Ueberzeugung und sicherer Planmäßigkeit. In wichtigen entscheidungsreichen Zeiten wechselte sie wohl dreimal des Tages ihre Entschlüsse.[2]) Jedem machte sie Versprechungen — und so schien sie treulos und doppelzüngig; schließlich ließ gerade ihre Furchtsamkeit und Aengstlichkeit sie zu dem schrecklichen Auskunftsmittel großer Verbrechen greifen. Sie wollte alles selbst thun — aus ihrer ungeheuren Korrespondenz hat man, abgesehen von den offiziellen Aktenstücken, mehr als 6000 Briefe aufgefunden[3]) —: und doch wurde ihr ein thatkräftiges, folgerichtiges Handeln so überaus schwer. Dazu bedenke man ihre ungemein gefährliche Stellung inmitten einander bis auf den Tod hassender Parteien, ehr- und herrschsüchtiger Männer, sie selbst als Fremde bei den damals sehr ausschließend gesinnten Franzosen keineswegs beliebt.

Jetzt trat sie ganz als Gegnerin der Guise auf; sie wollte sich eine feste und zuverlässige Partei schaffen an den 250 protestantischen Kirchen, deren Liste Coligny ihr überreichte. Sofort befreite sie Condé aus dem Kerker. Noch am 13. Dezember 1560 wurde zu Orleans die Ständeversammlung eröffnet. Es offenbarte sich in derselben eine vollkommen loyale Stimmung, aber Adel und dritter Stand zeigten sich den Guise und damit der streng katholischen Richtung durchaus feindlich. Der dritte Stand forderte, daß künftig die Pfarrer von ihren Gemeinden, die Bischöfe von den Pfarrern und weltlichen Notabeln gewählt werden sollten — was der ganzen tausendjährigen Entwicklung der katholischen Kirche widersprach. Die geistlichen Einkünfte sollten zu zwei Drittheilen für die Armen, für Schulen, Spitäler und Kirchenbau verwendet werden. Der Adel aber verlangte zum großen Theil geradezu die Predigt nach dem reinen Worte Gottes, das heißt die Einführung der Reformation.

Diese Forderungen hatten für den Augenblick wenig Erfolg, die Stände trennten sich nach kurzer Dauer ohne irgend ein bestimmtes Ergebniß; aber man kann denken, wie sehr solche Verhandlungen die Gährung der Gemüther vermehrten. Wenn der Hof sich auch noch nicht zur Gleichstellung der Hugenotten entschloß, so gewährte er ihnen doch für die bisherigen Religionsvergehen völlige Amnestie. Katharine legte durch die Vermittelung ihres Gesandten in Madrid dem spanischen Könige ein förmliches politisches Glaubens-

1) Baschet a. a. O. S. 490. 2) So im Herbst 1562; Dep. Marc Antonio Barbaros vom 18. Nov. 1562 (Baschet a. a. O. S. 518). 3) La Ferrière, Lettres de Cath. de Médicis. I, Introd. p. I.

bekenntniß ab: „Wir haben zwanzig bis dreißig Jahre lang scharfe Aetzmittel gebraucht, um die Verbreitung dieses Uebels — der Ketzerei — zu verhindern; aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Gewaltsamkeit nur zu seiner Vermehrung gedient hat. In der That, durch die strengen Strafen, die fortwährend in diesem Königreiche stattgefunden haben, sind eine Unzahl armer Leute in jener Irrlehre befestigt worden, so daß viele verständige Männer behauptet haben, es gäbe nichts Verderblicheres für die Ausrottung dieser neuen Meinungen, als die öffentliche Hinrichtung ihrer Bekenner." Sie versuchte es also mit vollkommener Duldung. Condé und vier andere Hauptangeklagte wurden nunmehr von allen früher gegen dieselben erhobenen Beschuldigungen gänzlich freigesprochen.

Unter diesen den eifrigen Katholiken unerträglichen Zuständen begannen dieselben sich nach auswärtiger Hülfe umzuschauen. Naturgemäß fiel ihr Augenmerk auf Philipp II. von Spanien, dessen energische Unterdrückung des spanischen Protestantismus ihnen als Muster vorschwebte. Schon im Februar 1561 wandten sich verschiedene Professoren der Sorbonne — der theologischen Fakultät von Paris — und Pariser Bürger um Hülfe an die Macht, die bisher die Erbfeindin Frankreichs gewesen war. Philipp zeigte sich, einstweilen wohl mehr noch aus religiösen als politischen Gründen, geneigt, ihnen zu Hülfe zu kommen, und sprach dies seit dem Jahre 1561 offen aus. Alle seine Kräfte, ließ er durch seinen Gesandten in Paris anzeigen, stelle er der Regentin zu Gebote, wenn sie die „Rebellen" bekämpfen wolle; weigere sie sich aber, so biete er jene den guten Katholiken an.[1])

Auch die Hugenotten und die Anhänger des Hauses Bourbon waren von dem Erlangten keineswegs befriedigt. Wie die Gegner mit Spanien, so setzten sie sich mit den deutschen Protestanten in Verbindung. In den Provinzialständen verlangten sie dringend einen größeren Einfluß der Prinzen von Geblüt. Hierdurch erschreckt, ernannte Katharine Anton von Navarra wirklich zum Generalstatthalter des Königreichs und gewährte ihm vorübergehend nicht unbedeutenden Einfluß. So verschärften sich die Gegensätze immer mehr. Die Protestanten hielten sich des Sieges für sicher; sie begannen ihren Gottesdienst ganz offen abzuhalten; binnen einem Jahre eröffneten sie 2150 Kirchen.[2]) In Paris selbst zählte man, wie Bèze an Calvin im Februar 1561 schreibt, 25,000 Gläubige in einer einzigen Versammlung. Nur durch gelegentliche Pöbelaufstände,[3]) nicht mehr durch gerichtliche Maßregeln wagte der Klerus ihnen entgegenzutreten.

Solchem Treiben gegenüber meinten die eifrigen Katholiken alle Privatfeindschaft aufgeben, sich auf das engste zusammenschließen zu müssen. Der Connetable Montmorency, der Marschall St. André und Franz von Guise

1) La Ferrière, Catherine de Médicis; Correspondant CXXI, S. 534.
2) Histoire ecclésiastique des Églises réformées. I, 619. 3) Vgl. Bischof von Orleans an Bischof von Rennes, 21. März 1561, und Tremelius an Throgmorton, vom selben Monat; La Ferrière, Le XVI^e siècle et les Valois. (Paris 1879.) S. 53 f.

vergaßen ihren Groll und schlossen, indem sie sich vom Hofe zurückzogen, eine feste Vereinigung zum Schutze der Religion, das sogenannte Triumvirat. Dasselbe trat bald mit Spanien in verdächtige Verhandlungen und sprach gegen die Regentin unverhüllte Drohungen aus;[1]) auch der Klerus begann gegen eine Regierung zu murren, welche sich auf die jetzt offenbar ketzerischen Bourbonen stützte. Immer heftiger wurde die Feindschaft der religiösen Parteien, ein Ausgleich fast unmöglich.

Vergebens suchte der ehrliche Kanzler L'Hospital durch ein Edikt vom Juli 1561 zu vermitteln, das allen gegenseitigen Hader verbot, Amnestie für die bisherigen religiösen Vergehungen ertheilte und künftig die Ketzerei nur durch weltliche Gerichte und mit der Landesverweisung zu bestrafen befahl. Das konnte eben keine der gegnerischen Parteien befriedigen: schon kam es im ganzen Königreiche immer häufiger zu blutigen Kämpfen zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionsparteien. Zumal in der Gascogne wurde in ganzen Bezirken der reformirte Gottesdienst eingeführt. Einer Prälatenversammlung in Poissy schlug L'Hospital ganz ohne Umschweife vor, sich selbst an die Spitze einer gemäßigten Reform zu stellen. Wirklich gab es unter Führung des Kardinals von Châtillon eine freisinnige Minderheit in dieser Versammlung, aber die überwiegende Mehrheit ließ sich doch auf nichts ein, was sie aus der Einheit der katholischen Kirche hätte ausscheiden können. Freilich ganz entgegengesetzte Bahnen schlugen die gleichzeitig in Pontoise versammelten weltlichen Stände ein. Es zeigte sich eben bei jedem Ausgleichsversuche, daß hier eine Vermittelung unmöglich sei.

Trotzdem ermüdeten Katharine und ihr ehrlicher Kanzler nicht in ihren Bemühungen, eine solche herbeizuführen. In ihrer Verlegenheit griffen sie zu einem Mittel, das sich nie bewährt hat, wo es galt, feindliche Meinungen auszugleichen: zu einem Religionsgespräche. Eine Anzahl ausgezeichneter protestantischer Geistlicher, unter ihnen besonders Calvins Vertrauter Bèze aus Genf, wurden trotz des Widerstrebens der eifrigen Katholiken eingeladen, mit den in Poissy tagenden Prälaten zu verhandeln. Am 9. September 1561 nahm das Colloquium[2]) seinen Anfang, im Angesichte des ganzen Hofes. Es war ein eigenthümliches Schauspiel: auf der einen Seite die luxuriösen, seide- und goldstrotzenden Prälaten, auf der andern die strenge Einfachheit der evangelischen Geistlichen. Dieser Gegensatz machte einen den Protestanten durchaus günstigen Eindruck. Der Ausgang war wie gewöhnlich. Der Kardinal von Lothringen und andrerseits Bèze hielten treffliche Reden, welche vollkommen die eigenen Anhänger, keineswegs aber die Gegner überzeugten. Verschiedene Vermittelungsformeln in dem Hauptstreitpunkte, der Abendmahls-

1) La Ferrière, Cath. de Médicis; Le Corresp. CXXI, 520. 2) Eine weitläufige Darstellung desselben findet man bei De la Place, De l'Estat de la Religion et République sous François II. et Charles IX. livre 7me. — Neuerdings ist es monographisch behandelt worden von H. Klipffel, Le Colloque de Poissy (Paris s. a.).

lehre, wurden vorgeschlagen, scheiterten indeß an der Hartnäckigkeit der Prälaten.

Allein im Ganzen trugen die Protestanten den Sieg davon. Ihre Gegner, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, hatten zuletzt den Streit mit gekünsteltem Zorne: „Sie lästern Gott, sie lästern Gott!" abbrechen müssen. Noch fünfzig Jahre später sagte Franz von Sales über dieses Religionsgespräch: „Damit hat uns jenes elende Genf ins Unglück gebracht!" Schon der Umstand, daß die protestantische Lehre frei und ungehindert vor dem Hofe hatte vorgetragen werden dürfen, ermuthigte die Hugenotten nicht wenig und verschaffte ihnen unter den bisher Schwankenden und Ungewissen zahlreiche neue Anhänger.[1]) Damals trat unter andern der berühmte Professor La Ramée (Ramus), der gelehrte Gegner des Aristoteles, zu ihnen über, von dem Gewicht ihrer Gründe überzeugt.[2]) Ungescheut versammelten sie sich, wohl bewaffnet, bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; ja oft traten sie selbst offensiv wider ihre Gegner auf. Es schien, als ob die Königin-Mutter sich durchaus mit ihnen gegen die Guise und die ganze spanisch-päpstliche Faktion verbinden wolle. Mit großer Schnelligkeit breitete sich bei der jetzt allgemeinen mildern Praxis die Reform über Frankreich aus. Man schrieb dies zum großen Theil dem Eifer zu, mit welchem die protestantischen Geistlichen ihren Amtspflichten oblagen, die Gläubigen zu bestärken, die Ungläubigen zu überzeugen suchten. „Möchten doch unsere Pfarrer nur die Hälfte davon thun," ruft ein venezianischer Gesandter aus,[3]) „dann würde das Christenthum sich nicht in der Verwirrung befinden, in der es gegenwärtig ist." Im Herbste 1561 zählte man bereits 2500 protestantische Gemeinden. Die Guise mieden unwillig den Hof, der immer mehr ein protestantisches Gepräge annahm; in Paris selbst wurde reformirter Gottesdienst gehalten, an dem Tausende von Personen sich betheiligten. Zumal der Adel war jetzt fast ganz protestantisch. Papst Pius IV. äußerte laut seine Besorgniß, Frankreich völlig zu verlieren. König Philipp II. aber rüstete, um es nöthigenfalls mit Waffengewalt für den alten Glauben zurück zu erobern.

Der König wäre gewiß gewesen, in Frankreich selbst zahlreiche Anhänger zu finden. Fanatische Prediger hetzten das Volk, das in seiner weit überwiegenden Mehrzahl katholisch blieb, zu Gewaltthätigkeiten auf. In Cahors wurden 40 Hugenotten bei der Anhörung der Predigt getödtet. In Paris kam es, nach vielen gegen die Protestanten verübten Mordthaten, Weihnachten 1561 zu einem blutigen Kampfe in dem Viertel St. Médard, in welchem indeß die Protestanten Sieger blieben. Schon begann der hugenottische Adel im Süden, sich eine militärische Organisation zu geben.

Trotz alles bisherigen Mißgeschickes hörten Katharine und L'Hospital nicht auf, eine Vermittelung zu versuchen. Als Frucht langer Berathungen

1) Davila, libro II. 2) Bulletin du protestantisme français. I, 122.
3) Giovanni Correr; Alberi I. IV, 184.

erschien das sogenannte Januaredikt (17. Januar 1562). Es gebot den Reformirten, alle Kirchen zu räumen; dagegen wurden ihnen gottesdienstliche Versammlungen außerhalb der Städte gestattet und dieselben sogar unter den Schutz der öffentlichen bewaffneten Macht gestellt. Sie sollten sich jedoch durch Eidschwur verpflichten, keine andere Lehre, als die in den Büchern des Alten und Neuen Testamentes und in dem Symbol des Konzils von Nicäa enthalten sei, zu predigen; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

Anfangs waren die Stimmführer beider Parteien mit dem Januaredikte einverstanden, da man auf beiden Seiten Schlimmeres erwartet hatte. Aber bald stellte sich doch klar heraus, daß die Protestanten am meisten Grund zur Zufriedenheit hatten. Ihr Kult war nun gesetzlich anerkannt, sie waren in den Frieden des Reiches aufgenommen, keinen Ort gab es mehr in Frankreich, der ihnen verschlossen gewesen wäre. Die so lange gewaltsam niedergehaltene religiöse Abweichung gelangte damit zu gesetzlicher Berechtigung.

Die Gegner erkannten das nach kurzer Betäubung; und von allen Seiten leisteten sie der Ausführung des Ediktes Widerstand. Der religiöse Gegensatz, an sich schon bitter genug, wurde durch den politischen verschärft. Das Edikt war ein offenbarer Sieg der bourbonischen Partei und setzte auch als solcher deren Gegner, die Guise und ihre Freunde, in den heftigsten Zorn.

Das Zeichen zum Widerstande gab die Universität, welche in feierlicher Abordnung den König um Erhaltung der wahren Religion anging. Wichtiger war der Widerspruch des Parlamentes. Diese Körperschaft, die von rein politischen Gesichtspunkten ausging, hatte zwar die Toleranz gegenüber einzelnen Persönlichkeiten anempfohlen und würde im Grunde einer völligen Reformation nicht widerstrebt haben; aber das offizielle Zugeständniß zweier einander bekämpfenden Religionen schien ihr — und nach den damaligen Verhältnissen nicht ganz mit Unrecht — geradezu verderblich für den Staat. Das Parlament weigerte sich zu registriren, legte Verwahrung ein. Der König Anton von Navarra, dem Spanien hinterlistig die Rückgabe seines Reiches oder Entschädigung vorspiegelte, wenn er den alten Glauben vertheidigen wolle, unterstützte in unerhörtem Abfalle das Parlament, erst am 6. März konnte es zur Registrirung bewogen werden. Aber da hatte schon eine blutige Gewaltthat das Signal zum Ausbruche des schrecklichsten, mehr als dreißigjährigen Bürgerkrieges gegeben. Herzog Franz von Guise war, als er mit zweihundert Bewaffneten durch das Städtchen Vassy in der Champagne kam, in Streit gerathen mit der im dortigen Bethause versammelten kleinen protestantischen Gemeinde.[1]) Er ließ einen großen Theil derselben

1) Nach der Darstellung de Serres' (Histoire des choses mémorables, p. 148) und De Thous (Historiae, lib. 29) kam Guise schon mit feindseligen Absichten gegen die Protestanten nach Vassy. Auch der ultrakatholische Zeitgenosse Tavannes, der Freund der Guisen, sagt (Michaud et Poujoulat I. VIII, 249): der Herzog habe in Vassy den Anfang mit der Bekämpfung des Friedensediktes zu machen beabsichtigt.

niederhauen oder verwunden (1. März 1562). Dabei folgte er nur dem Beispiele seines Vaters Klaudius von Guise, der in ganz ähnlicher Weise neunzehn Jahre früher die kleine protestantische Gemeinde in Gorze überfallen und niedergemacht hatte.[1]) Und wie sehr war seitdem die Erbitterung gestiegen!

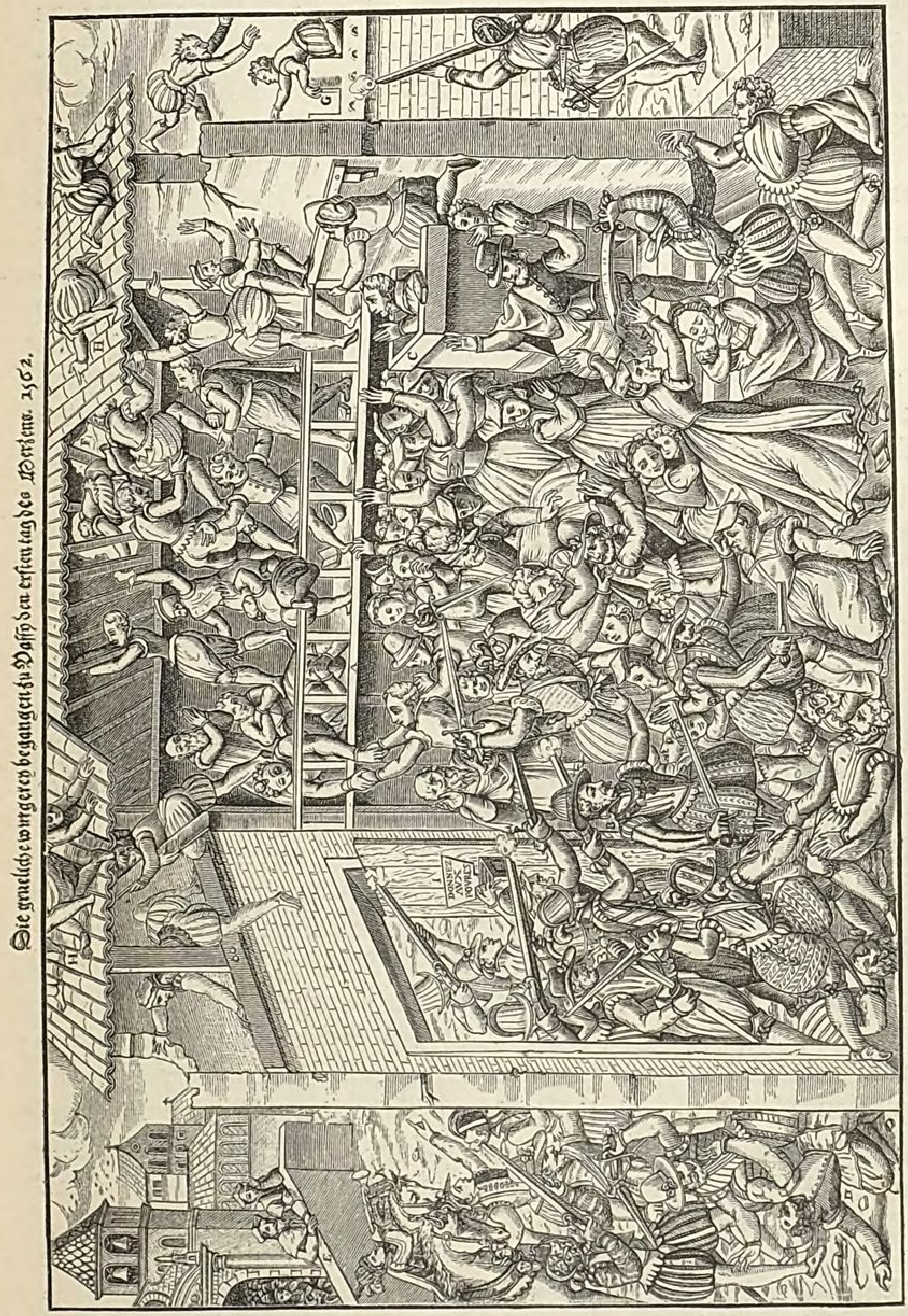
Das Blutbad von Vassy erregte bei den Hugenotten Entsetzen und das heiße Begehren nach Rache, bei den Katholiken wilde Freude und den Wunsch der Nachahmung. In Paris wurde Guise mit Jubel aufgenommen, die Bürger bewaffneten sich für ihn, Condé — der ungleich seinem älteren Bruder fest auf protestantischer Seite stand — und alle Hugenotten mußten die Stadt verlassen. Gerade die demokratischen Elemente waren durchaus katholisch gesinnt.

Auf allen Seiten gerieth der so lange aufgehäufte Zündstoff in Brand. Katharine von Medici hatte aus Abneigung gegen die Guise die Hülfe Condés angerufen;[2]) jetzt bemächtigten sich Guise, St. André, Montmorency und Anton von Navarra der Person des Königs und der Königin-Mutter, gegen deren Willen, und zwangen sie, alle Maßregeln der Triumvirn zu legalisiren. Franz von Guise wurde abermals zum Generalstatthalter des Königs ernannt. Andrerseits zögerte auch Condé, von der Regentin im Geheimen selbst dazu aufgefordert, nicht länger, den protestantischen Adel in allen Provinzen aufzubieten; und mit der größten Begeisterung erhob er sich im ganzen Königreich für die Sache seines Glaubens. Die Aristokratie war protestantisch. Bald zählte man 3000 Edelleute um den Prinzen unter den drei Châtillons, dem Bretonen Rohan, dem Gaskogner Grammont, dem Normannen Montgommery. Alle reformirten Kirchen in Frankreich rief Condé zu Geldopfern, die deutschen protestantischen Fürsten zum Beistand auf.[3]) In den meisten Provinzen kam es zwischen Protestanten und Katholiken zu Kämpfen, in denen der Religionshaß zu furchtbaren Grausamkeiten, zu erbarmungslosem Gemetzel Anlaß gab. Während die großen Städte Lyon, Marseille, Bordeaux dem Beispiel der Hauptstadt folgten, traten sofort oder binnen kurzem die Städte zweiten Ranges, wo der Hochadel bedeutenden Einfluß besaß, auf die Seite Ludwigs von Condé, der eine förmliche Gegenregierung errichtete. Die englische Regierung, die durch ihren geschickten Botschafter Throgmorton stets mit den Protestanten in Verbindung gestanden hatte, schickte ihnen reichlich Geldmittel;

— Viel weniger wahrscheinlich ist die Darstellung des Herzogs von Guise selbst (Mich. et Pouj. I. VI, 475 f.), die dann von späteren katholischen Schriftstellern wiederholt wurde (vgl. Davila, Historia delle guerre civili di Francia, libro III.): als ob die kleine hugenottische Gemeinde die Thätlichkeiten gegen die zahlreichen wohlbewaffneten Krieger Guises selbst begonnen hätte. Das wäre eben vollständiger Wahnsinn gewesen!

1) L. von Ranke, Sämmtl. Werke IV, 237. — Ch. Rahlenbeck, Metz et Thionville sous Charles-Quint. (Brüssel 1881.) S. 56. 2) Lettres de Cath. de Médicis. I, 282 ff. 3) Mémoires de Louis de Condé (Mich. et Pouj. I. VI), 629 ff.

freilich mußten sie ihr dafür das wichtige Havre ausliefern, das sie zu einem zweiten Calais umzugestalten beabsichtigte.



Das Blutbad zu Vassy. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

A. Ain stadel in welchem versamlet waren bey 1200 personnen. – B. Der herzog von Guise schaft vnd gebeut. – C. Der predicant im predigstule betet zu got. – D. Der Predicant sich zuretten vorhabens / wird an vielen enden verwundet / vnd were erwürget worden wen die wehr nicht entzway gesprungen were. – E. Der Cardinal võ Guise lenet auf der mauer des kyrch hofs. – F. Das tach wird von etlichen so in der predig waren eingerissen / ihr leben zufristen. – G. Ihr etliche springen vber die statmauer vnd komme das von auf dem feld. – H. Ain tail so sich auf dem tach vermeinten zubehilfen / werden erschossen. – I. Der almosen stoc wird vmbgerissen. – K. Die Trommeter blasen zu zwayen malen vnterschiedlich.

Einer so gewaltigen Verbindung vermochten die Triumvirn einstweilen keine ähnliche Macht gegenüber zu stellen. Sie benutzten deshalb die brutale Gewalt, die sie über die Königin besaßen, um sie zum Beginn von Unter=

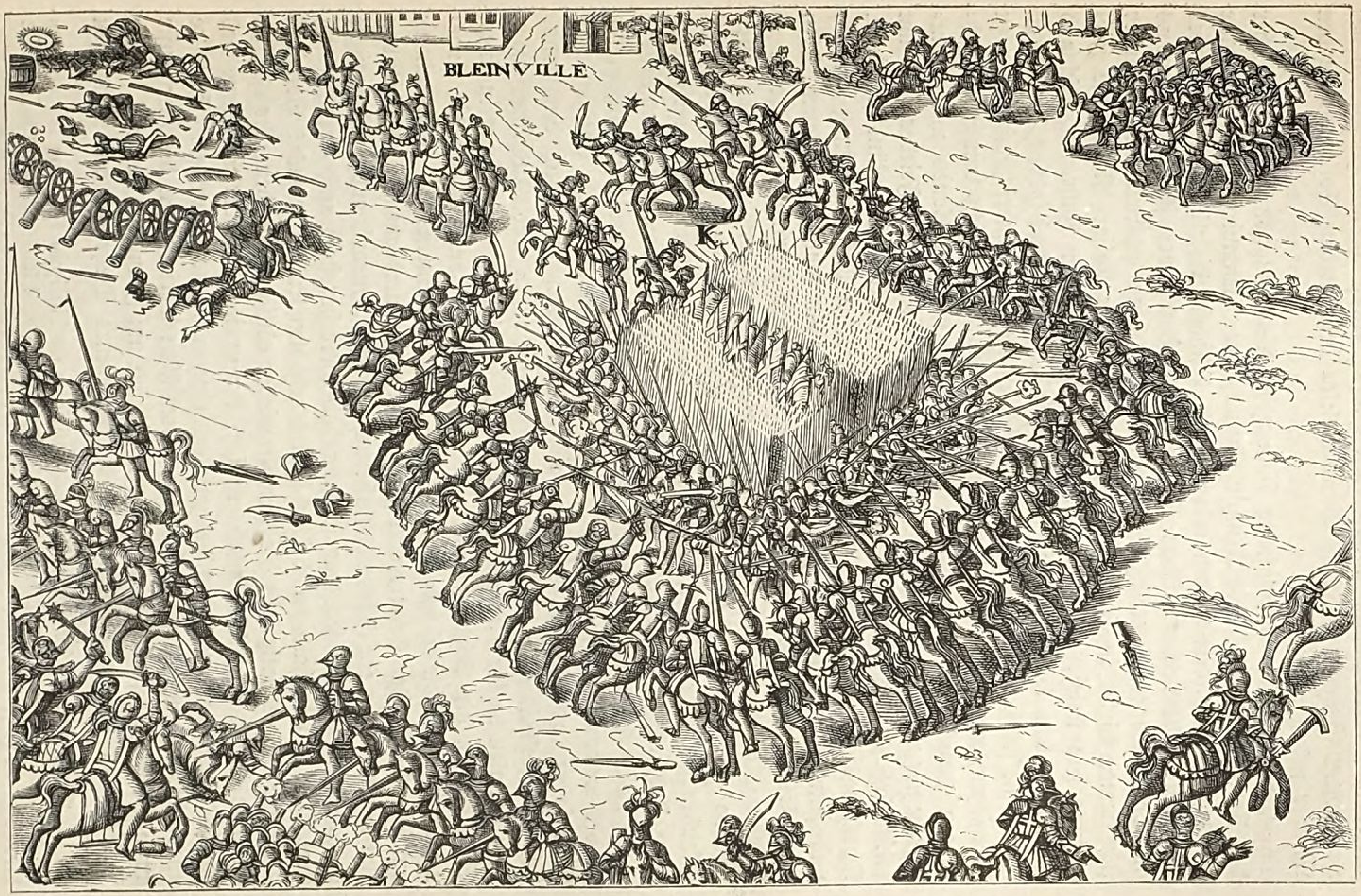
handlungen mit den Protestanten zu zwingen, welche auch wegen der wohlbekannten Mäßigung Katharinens auf dieselben eingingen. So gewannen die Guise Zeit, Deutsche und katholische Schweizer in Sold zu nehmen, die Befestigungen von Paris herzustellen, auch von Spanien starke Unterstützung an Truppen herbeizuziehen. Zu spät, Ende November, erkannte Condé, wie man ihn betrogen, und brach eiligst die Verhandlungen ab. Freilich hatte auch er sich inzwischen mit protestantischen deutschen Söldnern und Engländern verstärkt. Aber dem Sieger von Calais war Condé an Feldherrntüchtigkeit nicht gewachsen. Jener nahm das wichtige Rouen — der klägliche Anton von Navarra wurde dabei tödtlich verwundet. Als nun Condé den Rest der Normandie retten wollte, kam es am 19. Dezember 1562 bei Dreux zwischen den beiden Heeren zu einer erbitterten Schlacht. Es waren vorzüglich die Fremden, welche die Kämpfe der französischen Parteien ausfochten.[1]) Bei Dreux zählten die Königlichen 12,000 Schweizer, Deutsche und Spanier, dagegen nur 6000 Franzosen; die Hugenotten hatten an 8000 deutsche Landsknechte und Reiter, nur 5000 Franzosen. Und ebenso entschieden die Fremden, die Schweizer, durch ihre Kaltblütigkeit, ihre militärische Geschicklichkeit und ihren unwiderstehlichen Muth den langen Kampf zu Gunsten der Katholiken. Der Connetable wurde zuerst von den Protestanten gefangen genommen, St. André getödtet; aber die Schweizer stellten die Schlacht her, und endlich fiel Condé verwundet in die Gewalt der Feinde und sein Heer wurde geworfen.

Im Grunde war mit dieser nicht sehr einschneidenden Niederlage noch nichts entschieden; hatten doch die Sieger die Hugenotten nicht einmal zu verfolgen vermocht. An Condés Stelle übernahm der Admiral Franz Coligny von Châtillon den Oberbefehl über die Hugenotten. Coligny zeichnete sich zunächst durch die strenge Rechtschaffenheit seines Charakters aus; von dem, was er für recht und gut erkannt hatte, konnte ihn weder Vortheil noch Gefahr abziehen. Er war von unerschütterlicher Festigkeit: eine Niederlage vermochte ihn nicht zu beugen, sondern entwickelte nur in vollem Maße die reichen Hülfsquellen seines Geistes. Er gehörte zu den Naturen, die im Unglücke größer sind, als im Erfolge. Ohne besondere Feldherrngaben, aber muthig und unerschrocken, besaß er große Elastizität des Geistes, unerschütterliches Vertrauen auf seine Sache, hervorragendes Organisationstalent. Er hielt die wilden deutschen Reiter und Landsknechte in Gehorsam: Monate lang erwarteten sie vergebens ihren Sold, wurden besiegt, verloren ihr Gepäck und all' ihre Habe; und doch empörten sie sich nie gegen den Admiral. Man verglich ihn mit Hannibal.[2])

Nach dem Siege bei Dreux richtete der Herzog von Guise seine Angriffe auf den Mittelpunkt der hugenottischen Verwaltung, auf Orleans. Die Erbitterung auf beiden Seiten war unbeschreiblich. Da ermordete ein fana-

---

1) A. Ph. v. Segesser, Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Bern 1880, Bd. I. S. 249 ff. 2) Relaz. di Alvise Contarini (1572); Alberi I. IV, 238 f.



Das vierte Treffen in der Schlacht von Dreux, in dem der Marschall St. André fiel.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

tischer junger Edelmann, Poltrot, den Herzog Franz als den Hauptfeind der Hugenotten (Februar 1563). Die Katholiken behaupteten, Coligny habe den Mörder gedungen.

So waren alle anfänglichen Führer der Bewegung durch den Tod oder den Kerker beseitigt. Die Königin-Mutter, der Triumvirn entledigt, hatte dadurch ihre Freiheit wieder erlangt und beschloß, dieselbe zum Besten des Friedens zu verwenden. Zum Abschluß desselben bewog sie ganz besonders die Sorge um die Unverletzlichkeit des Reiches; denn während die Engländer sich immer stärker in Havre befestigten, machte der Kaiser Miene, die Zerrüttung Frankreichs zu einem Angriff auf die vor zehn Jahren Deutschland entrissenen drei lothringischen Bisthümer zu benutzen. Bei solchen Umständen hielten sie selbst die offenen Drohungen Philipps II., Frankreich mit Krieg zu überziehen, wenn man mit den Ketzern sich vertrüge,[1]) nicht von Unterhandlungen zurück. Unter Katharinens Einwirkung schlossen Condé und Montmorency, zu diesem Zwecke aus ihrer Haft entlassen, einen Frieden, der am 15. März 1563 zu Amboise unter der Form eines Ediktes verkündigt wurde. Durch dasselbe erhielt der Adel völlige Freiheit der Religionsübung für sich und seine Familien, zum großen Theile auch für seine Unterthanen. In allen Städten, wo der reformirte Gottesdienst in Uebung wäre, sollte er bestehen bleiben und außerdem in je einer Stadt jedes Amtsbezirkes zugelassen werden — indessen mit Ausnahme der Hauptstadt und ihres Gerichtsbezirkes. Glaubensfreiheit als solche, abgesehen vom Kultus, wurde jedem zugestanden. Für alles früher Vorgefallene bewilligte man die weitestgehende Amnestie.

Dieser Friedensschluß war den Reformirten keineswegs sehr günstig, die er bei weitem mehr beschränkte, als einst das Januaredikt. Coligny und Bèze sahen denselben in der That als einen Verrath an, durch den Condé sich die Freiheit und die Rückkehr zu Vergnügungen und Ausschweifungen habe erkaufen wollen. Calvin selbst drückt sich nicht anders aus, sogar in einem Schreiben an die Schwiegermutter des Prinzen. — Aber murrten die Hugenotten, so waren die eifrigen Katholiken — zumal die Pariser[2]) — nicht minder unwillig, da sie ihre Gegner abermals so offen anerkannt sahen. Das Edikt von Amboise war eben ein Friedensschluß nach unentschiedenem Kampfe und genügte deshalb niemandem. Es war so recht das Werk der stets nach Vermittelung strebenden und deßhalb von beiden Seiten gehaßten Katharine und L'Hospital.

Die erstere hatte jetzt die Gewalt wieder völlig in Händen; ihr nächster Gedanke war der Friedensschluß gewesen, ihr zweiter galt der Befreiung des Reichs von den während des Bürgerkriegs eingedrungenen Fremden. Es wäre ungerecht, ihr wegen ihrer späteren moralischen Verirrungen die Verdienste abzusprechen, die sie bei dieser Gelegenheit sich um Frankreich erwarb. Diese Ausländerin war patriotischer als die ungeheure Mehrzahl der damaligen

1) Buguenault de Puchesse, La politique de Philippe II. dans les affaires de France; Revue des Questions historiques. XXV, 17. 2) Journal de La Fosse, p. 62 ff.

Franzosen. Während die Katholiken ihr Vaterland an Spanien, die Hugenotten es an Deutschland und England verkauften, rettete die Florentinerin Frankreich vor Beraubung und Auflösung.

In sieben Tagen wurde jetzt den Engländern der prächtige Hafen von Havre wieder abgenommen (Juli 1563). Die Hugenotten hatten kein Bedenken getragen, sich unmittelbar nach dem Friedensschlusse gegen ihre Wohlthäterin und Verbündete Elisabeth zu wenden. So hielt dieselbe die Stellung in Havre jedenfalls für verloren und ließ deßhalb den wackern Gouverneur Warwick ohne Unterstützung, ohne Lebensmittel, obwohl die Engländer die See beherrschten.[1]) Einige Monate später, im April 1564, mußte Elisabeth den Frieden von Troyes eingehen, durch den sie stillschweigend auf die Rückgabe von Calais verzichtete und sich mit einer Entschädigung von 120,000 Kronen begnügte. — So zeigte die Medicäerin damals wirklich überall den besten Willen für das Wohl des Staates. Daß sie damit stets den Gedanken verknüpfte, sich selbst an der Gewalt zu erhalten, kann man ihr um so weniger verübeln, als allerdings auf ihr die einzige Hoffnung auf Frieden beruhte, da nach ihrer Beseitigung die Regierung nothwendig an eines der einander feindselig gegenüber stehenden Parteihäupter kommen mußte. Mit Benutzung einer alten, in ihrer Rechtmäßigkeit sehr zweifelhaften Verordnung Philipps III. ließ sie im August 1563 den König zu vierzehn Jahren für mündig erklären, um so ungestört in seinem Namen die Leitung der Geschäfte zu bewahren.

Ihre so gestärkte Gewalt wendete sie nur zum Besten des Friedens und in einem den Hugenotten nicht ungünstigen Sinne an. Die Pariser wurden nach langem Widerstreben zur Entwaffnung genöthigt und durch eine starke Garnison in Ruhe gehalten. Als die verwitwete Herzogin von Guise den Admiral Coligny der Mitschuld am Tode ihres Gatten anklagte, verpflichtete der König sie auf drei Jahre zum Frieden, bis er selbst ein höheres Alter erlangt haben werde.[2])

Auch ließ Katharine sich nicht zur Anerkennung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils bestimmen, das in diesem Jahre seinen Abschluß erhielt. Das Konzil hatte die Kirche von vielen Mißbräuchen gereinigt, aber den konservativ-ultramontanen Charakter derselben nur noch mehr ausgebildet. Frankreich hatte ebenso wie der Kaiser Reformationsartikel vorgeschlagen, aber ebenso vergeblich. Gerade damals wurde Johanna von Navarra, eine Königin und Gemahlin eines französischen Prinzen, vor die Inquisition nach Rom geladen. Darauf hatten die französischen Gesandten das Konzil verlassen; sie unterschrieben auch das Schlußprotokoll derselben am 3. Dezember 1563 nicht. Und wie ihre Gesandten, weigerten nicht minder Katharine und

1) Warwick beklagt sich darüber bitter in einem Briefe an seinen Bruder (Calendar of State papers, Foreign series, Elizabeth, V. London 1869), p. X: Surely, brother, there is some that shall never be able to answer their doings, for that we have been and yet are not so well furnished with victuals as we might have been.
2) Mémoires de Guise (Mich. et Pouj. I. VI), 537 f.

Karl IX. sich ausdrücklich, die Beschlüsse des Tridentinums anzuerkennen und damit für Frankreich verbindlich zu machen. Der Kardinal von Lothringen, der zu den eifrigsten Führern der päpstlichen Konzilsmehrheit gehört hatte, wurde am Hofe sehr kühl behandelt.

Auf einer großen Rundreise des Hofes in den Jahren 1564 und 1565 durch ganz Frankreich trafen der König und seine Mutter zu Bayonne mit Katharinens Tochter Elisabeth, der Königin von Spanien, zusammen. Im Gefolge der letztern war auch der Herzog von Alba, den sein Herr beauftragt hatte, bei der Regentin ernstlich auf die Unterdrückung der Ketzerei in Frankreich zu bringen (Juni 1565). Die eigenen Berichte Albas[1]) beweisen, daß zunächst weder er selbst noch die junge Königin die Mäßigung und Friedensliebe Katharinens zu besiegen vermochten. Alba hat in der That in Philipps Namen Verbot des Protestantismus und darauf folgende Züchtigung aller Ungehorsamen, besonders aber der Führer derselben angerathen; ja er bezeichnete auch die patriotischen und besonnenen Katholiken und zumal ihren Führer L'Hospital als Ketzer, die man mindestens alles Einflusses berauben müsse. Die Königin-Mutter dagegen hat zuerst sich durchaus zufrieden mit der Lage der Dinge ausgedrückt und überhaupt jede Gewaltsamkeit gegen die Andersgläubigen zurückgewiesen. Als dann die Spanier sie drängten, ihr sogar einen Krieg gegen Frankreich in Aussicht stellten, äußerte sie nur: sie wolle von neuem ein Religionsgespräch herbeiführen, und dieses werde hinreichen, um alle Unterthanen ihres Sohnes einmüthig zu stimmen. Ein solches Auskunftsmittel, das in der That wenig Aussicht auf Erfolg bot, versetzte die spanischen Abgesandten in die übelste Laune. Die Königin fürchtete viel zu sehr den Kampf, der bei der Stärke des französischen Protestantismus die unvermeidliche Folge eines jeden Unternehmens gegen den letztern gewesen wäre, um sich von Alba in dieser Angelegenheit zu bestimmten Entschlüssen hinreißen zu lassen.

Endlich, um seinem und ihrer Tochter steten Drängen zu entgehen, versprach sie, in Gegenwart Albas und einiger Führer der katholischen Partei am französischen Hofe, der Königin Elisabeth: sofort nach ihrer Rückkehr von der Rundreise durch Frankreich, auf der sie begriffen war, „dem Religionszwiste abzuhelfen" (poner remedio a estas cosas de religion). Man sieht, dieses Versprechen ist unbestimmt genug: übrigens sollte es mit dem äußersten Geheimniß umgeben bleiben. Wie wenig im Grunde dasselbe ernstlich gemeint war, geht aus dem Umstande hervor, daß Katharine auf die wiederholten und „schrecklichen" Quälereien Elisabeths — wie Philipp II. selbst sich in einer vertrauten Depesche ausdrückt — auch den Zusammentritt einer Prälatenversammlung verhieß, welche die Bedingungen zu berathen hätte, unter denen die Bestimmungen des Trienter Konzils in Frankreich für gültig zu erklären seien. Niemals ist dazu von der Königin-Mutter auch nur der Ver-

1) Bei Weiß, Papiers d'Etat du cardinal de Granvelle. IX, 281—330.



Entw. v. M. Philippson.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

FRANKREICH

um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.

0 20 40 60 80 100 120
Geograph. Meilen, 60 = 1 Grad

- ⊙ Gouvernementshauptstädte
- ○ Bezirkshauptorte
- ∘ *Andere Städte*
- ☨ *Sitz eines Erzbischofs*
- † *Sitz eines Bischofs*

1 *Isle de France*
2 *Picardie*
3 *Normandie*
4 *Basse et Haute Bretagne*
5 *Maine*
6 *Orléanais*
7 *Champagne*
8 *Burgund*
9 *Nivernais*
10 *Berry*
11 *Touraine*
12 *Anjou*
13 *Saumurois*
14 *Poitou*
15 *La Marche*
16 *Bourbonnais*
17 *Lyonnais*
18 *Auvergne*
19 *Limosin*
20 *Saintonge et Angoumois*
21 *Guyenne*
22 *Gascogne*
23 *Languedoc*
24 *Dauphiné*
25 *Provence*

Frankreich — *Avignon u. Venaissin, (päpstlich)* — *Fürstenthum Orange* — *Königreich Navarra*

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

such der Ausführung gemacht worden! Und ebenso hatte der spanische Gesandte in Paris, Don Frances de Alava, völlig Recht, wenn er an einen hochgestellten Freund schrieb: „Ich fürchte die Königin-Mutter wegen der Verwirrung, die ich an ihr schon oft bemerkt habe, und weil ich voraussehe, daß die Hauptketzer und andere, die nicht den Namen davon tragen, aber es doch sind, sie tüchtig bearbeiten werden."[1]) Wirklich geschah in den nächsten fünf Jahren absolut nichts, um die allgemeinen und unbestimmten Zusagen Katharinens an ihren zelotischen Schwiegersohn auszuführen, vielmehr sehen wir jene nach ihrer Rückkunft nicht minder freundlich gegen die Hugenotten verfahren als vorher. Die spanischen Pläne waren gescheitert.

Dagegen hatten die Konferenzen von Bayonne eine andere üble Folge. Sie erfüllten die Protestanten mit Besorgniß und legten so den Keim zu dem Mißtrauen, das die Ursache des zweiten Religionskrieges werden sollte.[2]) Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Haß und Argwohn zwischen den beiden Religionsparteien durch blutige Streitigkeiten immer wieder gesteigert wurden.

---

1) Dies ist alles, was für unsern Gegenstand aus den von F. Combes jüngst veröffentlichten und kommentirten Depeschen über die Bayonner Zusammenkunft hervorgeht (L'entrevue de Bayonne de 1565 et la question de la Saint-Barthélemy. Paris 1882). Freilich ist diese Publikation mit vielen Trompetenstößen vorher verkündigt und als definitive Lösung der viel bestrittenen Frage über den Ursprung der Pariser Bluthochzeit ausgegeben worden. Aber eine ruhige und nüchterne Betrachtung der spanischen Originale wird zu keinen andern Folgerungen, als den oben angedeuteten, gelangen. Wenn Combes (p. 37) den Satz Alavas in seinem Schreiben vom 4. Juli 1565: Temo la Reyna christianisima por la confusion que en ella siento ay algunas vezes y lo que anteveo que an de martillar estos eresiarcos y otros que aunque no tienen nombre dello lo son, übersetzt: J'éprouve des craintes par le trouble que je sens qu'il y a parfois chez elle, et parce que je prévois qu'on doit marteler ces hérésiarques et d'autres qui le sont, sans en avoir le nom — so wird hoffentlich sofort einleuchten, daß meine im Texte gegebene Uebertragung die richtige ist. Denn Alava fürchtete ja nicht, daß man die Häresiarchen zu zerhämmern habe — im Gegentheile, das war sein Wunsch! — sondern daß die Häresiarchen und deren geheime Gönner die Königin-Mutter bearbeiten würden, um sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen; und das fürchtete Alava um so mehr, als er oft bei Katharinen „confusion" bemerkt hat. Auf diesen Satz aber gründet Combes sein ganzes System: jenes marteler ces hérésiarques ist ihm die Ankündigung der Bartholomäusnacht! Aber nehmen wir selbst seine Uebersetzung als die richtige an, so steht es um die Wirksamkeit der Bayonner Verabredungen nicht besser. Denn nach Philipps eigenen Worten (S. 42) verspricht Katharine de poner remedio con grande brevedad y que ne pornia mas dilacion de tiempo en hazello que acabar la buelta que agora tenia començada. Nun ist doch aber sicher, daß sie diese ihre Zusage einer sofortigen Vernichtung des Protestantismus in Frankreich nicht erfüllt hat — und diese war das einzige Ergebniß der Bayonner Verhandlungen gewesen. Doch halt, ich vergesse das Versprechen wegen der Einführung des Tridentinums in Frankreich. Es ist wahr, daß dasselbe gleichfalls nicht nur nicht gehalten, sondern nicht einmal ein Versuch dazu gemacht ist. Katharine wollte sich offenbar nur dieser lästigen Spanier und des Drängens ihrer eigenen Tochter entledigen, sowie zugleich den Kriegsdrohungen des spanischen Königs die Spitze abbrechen. 2) Das erhellt auch aus den Depeschen des englischen Gesandten Smith; La Ferrière, Le 16^{me} siècle et les Valois. 191 f.

Wie schwierig war es überhaupt, zwischen zwei einander so feindseligen Elementen die Neutralität zu bewahren! Das hatte Katharine doch erkannt, die große Mehrheit des französischen Volkes war und blieb katholisch; der Protestantismus, bis zu einer gewissen Ausdehnung vorgeschritten, verlor dann die Expansivkraft: er konnte der niedern Klassen sich weder auf dem Lande noch in den Städten bemächtigen, sondern blieb auf den Adel und den wohlhabendern Bürgerstand beschränkt, wo er zugleich eine der königlichen Vollgewalt feindselige Färbung annahm. Deßhalb beschloß die Regentin, zwar die Hugenotten zu schonen, aber dem Staate und Königthume den katholischen Charakter zu wahren. Wo der Hof erschien, mußte während seiner Anwesenheit der reformirte Gottesdienst eingestellt werden. Es wurden zu dem Edikte von Amboise einige „Erläuterungen" veröffentlicht, deren Richtung dahin ging, zu zeigen, daß der Protestantismus eine nur geduldete, nicht vollberechtigte Religion sei. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Verhandlungen mit Alba und Alava im Geiste Katharinens von Medici eine feindselige Stimmung gegen die Hugenotten erzeugt hatten. Indeß weder der junge König noch die Nation in ihrer großen Mehrheit waren einstweilen geneigt, offen gegen dieselben vorzugehen.

Eine Notabelnversammlung, in den ersten Monaten des Jahres 1566 in Moulins abgehalten, stellte zunächst die berühmte Ordonnanz zur Regelung der Justiz auf, die bis zur Revolution für die Ordnung der Gerechtigkeitspflege maßgebend geblieben ist. Dann ließ der König durch die Notabeln den Admiral Coligny von der Anklage, an der Ermordung Franz' von Guise betheiligt zu sein, freisprechen und setzte eine theatralische, leider wenig aufrichtige Versöhnung zwischen den Guise, dem Admiral und dem Connetable ins Werk. Jedenfalls waren diese Verhandlungen von Moulins nicht ohne gute Folgen. Alles athmete Frieden und Aussöhnung; bessere Zeiten schienen bevorzustehen. Selbst in den Provinzen herrschte in dem Jahre 1566 ziemliche Ruhe.

Um diese Zeit vollendeten die Protestanten die feste politisch-militärische und religiöse Organisation, die hauptsächlich ihre Stärke ausmachen sollte. Es ist merkwürdig, wie durchaus alle Klassen der Gläubigen der ernste, strenge, demokratische Geist der calvinischen Kirchenzucht durchdrang. Der Luxus, „unangemessene Kleidung" werden wiederholt durch die Generalsynode verboten. Aber auch verhältnißmäßig unschuldige Vergnügungen untersagte man: Tanz, Mummereien, Komödienspielen und Besuch der Theater als „unerlaubte Erlustigungen, welche die Sitten verderben". Selbst die Marionetten wollte man nicht leiden. Selbstverständlich eiferte man mit der größten Entschiedenheit gegen alle Arten Karten-, Würfel- und sonstiger Glückspiele. Jeder Kleiderschmuck ward verpönt.[1])

---

1) Aymon, Les Synodes nationaux des Églises réformées de France. (Haag 1710.) I, 16. 109. 118. 151. 153. 184 ꝛc.

Diese Strenge, die häufig übertrieben erscheinen möchte, diente doch dazu, alle Klassen der Protestanten einander zu nähern, mit fester Disziplin und dem Geiste selbstloser Aufopferung zu erfüllen, sie zu einen in dem Kampfe für die Sache Gottes.

Es war etwas, daß ein Prinz von Geblüt — der jüngere Condé — sich vor dem Konsistorium von La Rochelle beugte, als dieses ihn wegen unrechtmäßiger Kriegsbeute exkommunizirte; daß König Heinrich von Navarra öffentlich in der Kirche vor dem ganzen Heere Verzeihung einer Sünde erbitten mußte; daß ein angesehener Edelmann, wie Du Plessis-Mornay, mit seiner ganzen Familie vom Abendmahl ausgeschlossen wurde, weil seine Frau mit einem unpassenden Kopfputz erschienen war. Gegen gemischte Ehen erklärten sich die Generalsynoden — so hießen die religiösen Zentralversammlungen im Gegensatze zu den politischen „Assembleen" — mit größter Entschiedenheit wegen der Gefahren, die jene stets einer religiösen Minderheit bringen. Ueberhaupt wurden die Bedingungen der Ehe und des ehelichen Lebens mit peinlichster Strenge und unter steter Aufsicht der Konsistorien geregelt. In alles mischte sich die geistliche Gesetzgebung: da werden die literarischen Werke zensirt, die Gemeinden zu achtungsvollem Benehmen gegen ihre Geistlichen angehalten.[1]) Die französischen Protestanten glichen eben einem stets kriegsbereiten Heere.

Diese gänzliche Unterwerfung unter den Willen der geistlichen und weltlichen Leiter der Kirche, dieser Geist der Selbstentsagung und Unterordnung mußte politisch und militärisch von großen Folgen sein. Nur so erklärt es sich, daß drei Jahrzehnte hindurch eine kleine Minderheit der übergroßen Mehrheit der Nation erfolgreichen Widerstand leistete. — Wesentlich gefördert wurde die Sache der Protestanten überdies durch die außerordentliche Wichtigkeit, die sie dem Unterricht beilegten, und die hohe Ausbildung, die derselbe bei ihnen erhielt. Nicht allein die Eltern mußten für die Unterweisung ihrer Kinder, sondern auch die Pathen für die ihrer geistlichen Verwandten sorgen. Die Edelleute und Herrschaften sollen ihre Dienstboten unterrichten lassen. Die Prediger und Provinzialsynoden wurden ermahnt, für Erbauung von Schulen sich keine Mühe verdrießen zu lassen.[2]) Auf allen ihren Versammlungen bildete das Schulwesen einen hervorragenden Gegenstand der Berathung. Sie stifteten mit der Zeit fünf Akademien oder Universitäten: zu Montauban, Saumur, Nimes, Montpellier und Sedan. Die beiden ersten waren die blühendsten; dafür zahlten die Hugenotten aber auch die für Montauban nöthigen Gelder vierteljährlich vor allen sonstigen Ausgaben.[3]) Diese Hochachtung vor dem Wissen trug ihre Früchte. Die

1) Stähelin, Der Uebertritt Heinrichs IV. von Frankreich. (Basel 1856.) S. 172 ff. — [De Licques,] Vie de Mornay. (Leyden 1647.) S. 108. 2) A. Schaeffer, Les Huguenots du XVI^e siècle. (Paris 1870.) S. 71 f. 3) MS. Assemblées politiques tenues par Messieurs de la Religion (kgl. Bibl. Berlin), p. 9—11. — Félice, Hist. des Protestants en France, p. 278.

hohe Bildung, welche die vornehmen, die soliden Kenntnisse, welche die gewöhnlichen Hugenotten besaßen, sicherten ihnen in der Politik und im Kriege eine hervorragende Stellung.

Man konnte damals die reformirte Kirche in Frieden ausbilden.

Als es infolge des fanatischen Wüthens der spanischen Regierung gegen die Protestanten in den Niederlanden zu Unruhen kam, pries Katharine Frankreich glücklich, das so große Uebel nicht erfahre; nur müsse man von allen Seiten redlich an der Aufrechterhaltung des Friedens arbeiten, um von den Leiden frei zu bleiben, welche die andern erduldeten. Von den Wirkungen der angeblichen Bayonner Verabredungen keine Spur.

Dahin freilich konnten die Hugenotten es nicht bringen, daß der Hof sich der niederländischen Unruhen bediene zur Schädigung Spaniens, zur Verhinderung zumal des Zuges des Herzogs von Alba, der mit 10,000 Mann von Piemont an der französischen Grenze vorüber zur Unterdrückung der Protestanten in den Niederlanden marschirte. Es war den Hugenotten Herzenssache, denn man fürchtete, wenn auch mit Unrecht, daß Alba seinen Zug zur Ausrottung der Protestanten in der Schweiz und am Rhein benutzen werde. Allerdings nahm die französische Regierung 6000 Schweizer in Sold. Aber waren dieselben nicht vielleicht bestimmt, in Anschluß an Spanien das Beispiel Albas in den Niederlanden, auch in Frankreich nachzuahmen? Nicht Condé wurde, wie die Protestanten es wünschten, zu dem Oberbefehlshaber der Schweizer ernannt, sondern des Königs nächstältester Bruder Herzog Heinrich von Anjou, der entschiedene Feind Condés. Nach dem Vorüberzug Albas wurden die Schweizer, alles Katholiken, in das Innere Frankreichs geführt; die Hugenotten glaubten zuverlässige Kunde zu haben, daß man mit denselben einen Schlag gegen sie zu führen beabsichtige. „Sie sehen uns mit sauren Augen an," schreibt ein schweizer Hauptmann in die Heimath. Sie mußten erfahren, daß der Kardinal von Lothringen abermals einflußreich am Hofe erscheine; daß den Parisern die Waffen zurückgegeben wurden. Dazu kamen die üblen Nachrichten aus den Niederlanden, wo selbst gemäßigte Männer dem spanischen Henkerbeil verfielen.

Die Hugenotten glaubten sich vor einem ähnlichen Schicksal bewahren zu müssen. Gegen den Rath Colignys beschlossen ihre Häupter, die Grenzen der Gesetzlichkeit zu überschreiten, mit Gewalt die Guise vom Hofe zu vertreiben, die Schweizer aufzulösen, die Summe der Macht in die Hand zu nehmen. Man wollte den König in dem einsamen Landhause Monceau, wo er sich damals befand, überfallen. Mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Stille wurden die Vorbereitungen zum allgemeinen Ausbruche getroffen; an einem Tage, am 27. September 1567, erhoben sich die Protestanten im ganzen Reiche. Sie rechneten auf die Hülfe Englands.

Der Hof, noch gerade rechtzeitig durch einen hugenottischen Fähnrich gewarnt, entkam von Meaux unter dem Schutze der im Gewaltmarsch herbei berufenen Schweizer nach Paris: insofern war das Unternehmen verfehlt —

aber sonst beherrschten sie rings das Land. Der Bürgerkrieg war abermals ausgebrochen und diesmal erschienen die Hugenotten als die Schuldigen; den 28. September, den Tag der Flucht, haben Katharine und Karl IX. ihnen nie vergessen.[1]) Während man noch verhandelte, besetzten Condé und Coligny St. Denis, im Norden von Paris, eroberte der unerschrockene La Noue Orleans und die benachbarten Plätze und schloß Paris von Süden und Westen ein. So begannen die Zufuhren in der Hauptstadt zu mangeln, und die Königlichen, durch einige Zuzüge unterstützt, mußten dieses Netz zu zerreißen suchen. Am 10. November 1567 griffen sie mit großer Uebermacht Condés kleine Schaar bei St. Denis an. Dieselbe wurde zurückgeworfen, allein die Königlichen hatten durch den Tod des Connetable von Montmorency einen fühlbaren Verlust erlitten, über welchen sich freilich die Guise und Katharine selbst leicht trösteten. Condé zog dann nach Osten ab, um die deutschen Hülfstruppen aufzunehmen, die unter Johann Kasimir von der Pfalz heranrückten. Nicht als Feind, noch um seines eigenen Vortheils willen komme er nach Frankreich, schrieb Johann Kasimir an Karl IX., sondern um die Religionsfreiheit seiner bedrohten Glaubensgenossen zu retten. Während der Hof nicht wußte, woher das nothwendigste Geld nehmen, stießen so 11,000 Deutsche zu den Hugenotten. Nun waren sie allerorten in den Provinzen die Herren. Condé drang von neuem bis in die Nähe von Paris vor, wo er Chartres belagerte und arg bedrängte. Das Hauptheer der Königlichen verhielt sich ganz ruhig; es fehlte ihnen nicht so sehr an Truppen wie an Anführern, die man einem Condé, Coligny, La Noue hätte entgegenstellen können. Außerdem standen die deutschen Reiter des königlichen Heeres, zum großen Theile Protestanten, mit der Armee ihrer Glaubensbrüder in verdächtigen Verbindungen, so daß auf ihre Treue kein Verlaß war.[2])

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß die Friedensanerbietungen vom Hofe ausgingen, wo L'Hospital nicht aufgehört hatte, der Versöhnung das Wort zu reden. Zum großen Grimm der spanischen und päpstlichen Gesandten wurde am 23. März 1568 der Friede zu Longjumeau abgeschlossen, der, abgesehen von der selbstverständlichen Amnestie, das Edikt von Amboise in ursprünglicher Form, ohne alle späteren Beschränkungen wieder erneuerte. Der Adel ging nach Hause, die fremden Truppen wurden beiderseits entlassen.

Die Hugenotten hatten ihren nächsten Zweck erreicht, den von der Regierung ihnen zugefügten Unbilden abgeholfen; aber trotzdem war der Friede von Longjumeau ihrerseits eine große Unklugheit. Sie mußten wissen, daß sie durch die Septembererhebung sich die Königin-Mutter und den König selbst zu unversöhnlichen Feinden gemacht; die Masse des Volkes hatten die Hugenotten durch ihre Rebellion und Gewaltthätigkeiten völlig gegen sich aufgebracht, so daß von diesem Zeitpunkte der numerische Rückgang des Protestantismus

1) De Thou, Historiae, lib. XLII: Rex . . . incolumis . . in urbem venit, odio ex fugae necessitate intus concepto, nec nisi cum Protestantium pernicie ac nominis Gallici infamia deposito. 2) Segesser, Ludwig Pfyffer. I, 491.

in Frankreich beginnt. Die Mehrheit der Franzosen begann eben der Ueberzeugung des Herrn von Montluc zu werden: daß so lange es zwei Religionen im Lande gebe, in Frankreich Streit und Verwirrung nicht endigen würden. Man schätzte die Menge der Hugenotten am Ende des Krieges nur auf eine Million, nicht den zwölften Theil der Bevölkerung. Die hugenottischen Führer hätten ihr augenblickliches Uebergewicht im Felde zur Erlangung von Festungen, von Sicherheitsplätzen benutzen sollen, die ihnen schlimmsten Falles als Zufluchtsorte und Ausgangspunkte zu neuen Operationen hätten dienen können.

Der Haß der Religionsparteien sprach sich besonders in den überaus zahlreichen Flugschriften, Karikaturen und Spottgedichten aus. Es war dies ein Element, das damals eine außerordentliche Ausbildung erlangte.

In der That, während des 16. Jahrhunderts verbreitete die Druckerei sich mit großer Schnelligkeit. Bücher, die mit Holzschnitten geziert waren, wurden von dem Bürgerstande mit Begierde gekauft und deshalb in zahlreichen Exemplaren abgezogen. Die Wißbegierde wuchs durch den Wunsch, zu erfahren, was denn eigentlich alles in diesen merkwürdigen Büchern stehe. Eine wahre Lesewuth herrschte in diesem geistig so bewegten Zeitalter. Das Volk selbst nimmt seinen Antheil daran vermittelst der wohlfeilen Veröffentlichungen, die überall durch die Krämer und Hausirer vertrieben und massenhaft gekauft werden: Gebetbücher, Heiligenlegenden, Ritterromane, Kalender, Koch- und Arzeneibücher. In Frankreich sind besonders die Druckereien von Paris, Troyes und Limoges thätig.[1]) Während der Religionskriege druckte und verkaufte man nun vorzüglich politische und religiöse Flugschriften; sie waren die Vorläufer des Journalismus.

Da stellten die Protestanten den König Franz II. dar, eingeschlossen in die Börse des Kardinals von Lothringen; mit der Umschrift: „Bild des verstorbenen Königs, den der Kardinal in seiner Börse hielt, indem er ihn bisweilen Kopf und Hände herausstrecken ließ." Oder sie zeigten den Papst als Wolf, die Tiara auf dem Kopf, umgeben von Kardinälen und Bischöfen, wie er gekrönte Gänse ins Netz lockt.[2]) Nicht minder wirksam mochten die zahlreichen Spottgedichte der Protestanten sein, die sich gegen die Messe, das Papstthum, die Priester, zumal auch gegen die Familie der Guise wenden. Der Hausirer brachte in seinem Felleisen, anstatt der Fabliaux und Zaubergeschichten, des geistvollen Viret „Ruhe in Frieden des Fegefeuers" oder „Des Papstes Küche". Darin wurden die Gebräuche der katholischen Kirche mit denjenigen der Griechen und Römer verglichen, um sie des Heidenthums zu überführen. Conrad Badius schrieb den „Alcoran der Franziskaner", wo die Prahlerei der Bettelmönche ob der von ihren Heiligen gethanen Wunder den angeblichen Großthaten Mohammeds an die Seite gestellt werden.[3]) Wider den Kardinal von Lothringen, den Gehaßtesten dieses Hauses, schleuderte Franz

1) Babeau, La ville sous l'ancien régime. S. 483. 2) Champfleury, Histoire de la caricature sous la Réforme et la Ligue. (Paris 1880.) S. 10. 50. 3) Lenient, La Satire en France au XVI[e] siècle (Paris 1866).

Hotman das furchtbare Pamphlet „Der Tiger", das nur allzu sehr den leidenschaftlichen Grimm der Parteien wider einander erweist. Allmählich aber wendeten die Protestanten sich auch gegen Katharine von Medici, „die Jesabel". Von da war der Schritt nicht groß zur Gegnerschaft wider das Königthum selbst. Mehr und mehr erwacht unter den Protestanten der antiroyalistische, demokratische Geist. Hatte nicht schon Stephan de la Boëtie das Zeichen dazu gegeben in seinem „Gegen den Einen", dieser zornigen Anklageschrift gegen die Tyrannei, die sich nur erhält, weil die Völker „die Mitschuldigen des Mörders sind, der sie tödtet", diesem begeisterten Aufruf zur Freiheit, „die ein so großes und beseligendes Gut ist, daß ihr Verlust alle möglichen Uebel herbeizieht?" Diese demokratische Tendenz sollte bald einen großen Umfang, auch unter den Katholiken, gewinnen.

Die Katholiken bedienten sich gegen ihre Widersacher zumal der Kanzel, die damals eine außerordentliche politische Wichtigkeit gewonnen hatte, und von der fortwährend zur Vernichtung der Ketzer und aller, die ihnen nicht feindlich entgegen traten, aufgefordert wurde. Aber auch die Karikatur wußten sie zu handhaben, wie der Lyoner Erzdiakon de Saconay, der die Missethaten der „Oho-Affen" (Hu-guenons) in Holzschnitt und Schrift darstellte; oder der fanatische Architekt, der in einer Toulouser Kirche den „Vater Calvin" unter dem Bilde eines predigenden Schweines abmeißelte.[1]) Der furchtbarste Widersacher der Hugenotten war der große Dichter Ronsard, der zu sehr die Ruhe, den Frieden und das üppige Leben liebte, um nicht durch die Reformation und die aus ihr entstehenden Kämpfe zu lebhaften Streitgedichten wider die Hugenotten gereizt zu werden.

Die Unklugheit des Friedens von Longjumeau zeigte sich den Protestanten bald offenbar genug. Der Hof entwaffnete keineswegs, wie er versprochen, sondern belegte die wichtigsten hugenottischen Städte mit Besatzungen. König Philipp II. und Alba, der durch Besiegung des Protestantismus in den Niederlanden soeben ein glänzendes Beispiel gegeben, ermahnten zur Unterdrückung der Ketzerei und boten ihre, wie sie versicherten, ganz uneigennützige Hülfe dazu an. Papst Pius V. ermahnte Karl, sein Reich von Ketzern und zunächst seine Umgebung von den verderblichen Rathgebern zu reinigen. Dazu kamen die popularen Stimmungen. Aus religiösen, politischen und persönlichen Beweggründen war man überall gegen die Hugenotten erbittert, der Friede hatte das katholische Selbstgefühl beleidigt; da man jene nun entwaffnet sah, wollte man sich an ihnen rächen. Die Garnisonen wurden bei ihnen einquartirt, die Religionsübungen ihnen untersagt, sie wurden vertrieben, an vielen Orten getödtet. Mehr als 10,000 Hugenotten sollen in den ersten drei Monaten des Friedens auf unnatürliche Weise umgekommen sein, mehr als während des ganzen vorhergehenden Krieges. Das Friedensedikt wurde von den Parlamenten theils gar nicht registrirt, theils nicht beobachtet. Ohne

1) Champfleury, a. a. O. 89 ff.

Zweifel hatten die Hugenotten ihre bisherigen Siege nicht sowohl ihrer Zahl als ihrer geschickten Organisation zu verdanken gehabt. Die Katholiken beschlossen jetzt dies nachzuahmen, indem sie dem Friedensedikte zuwider Vereinigungen bildeten: in Burgund die Brüderschaft des heiligen Geistes, in der Champagne die „christliche und königliche Liga". Diese Bündnisse wurden gegen alle geschlossen mit Ausnahme der regierenden Familie Valois, aber nicht der Bourbonen. Dabei wußte der Kardinal von Lothringen eigentlich gegen den Willen des körperlich und geistig schwächlichen Königs sich den vorwiegenden Einfluß wieder zu verschaffen.

Noch immer widerstrebte L'Hospital den Plänen der fanatischen Reaktion, da kam der Papst seinen Freunden zu Hülfe. Er genehmigte die vom König verlangte Veräußerung von Kirchengütern in der Höhe von 570,000 Goldthalern zu dessen Gunsten, aber nur unter der Bedingung, daß dieses Geld zur Bekämpfung der Ketzer verwendet werde. Als L'Hospital, der schon seit Jahren von den eifrigen Katholiken als geheimer Hugenott bezeichnet wurde,[1]) sich dieser Bulle widersetzte, ließ Katharine ihn fallen. Sie sah die leichten und anscheinend endgültigen Siege des Katholizismus in den Niederlanden; sie sah den Protestantismus in Frankreich entwaffnet und schwach; nun hielt sie es an der Zeit, diese ewige Quelle der Uneinigkeit und Zerrüttung, die Glaubensstreitigkeiten überhaupt und für immer zu schließen. Sie befahl, die Führer, Condé und den Admiral, aufzuheben und gefangen zu nehmen. Indem dieselben, rechtzeitig gewarnt, nach der festesten und eifrigsten protestantischen Stadt, nach dem Hafenorte La Rochelle entflohen, brach der dritte Religionskrieg aus, im August 1568.

Diese Vorgänge sind nichts Vereinzeltes. In derselben Zeit wüthete die katholische Reaktion in den Niederlanden, zeigten sich ihre ersten Spuren in Deutschland. Ueberall erhob sich der noch katholische Theil Europas gegen die bisher siegreich vorschreitende Reformation. Dem gegenüber verhandelten die französischen und niederländischen Protestanten über ein Bündniß.

In La Rochelle fanden die Häupter des Protestantismus sich zusammen und sahen sich bald von zahlreichen Schaaren kriegerischer Edelleute umgeben. Ihrer energischen Weise gemäß gingen die Hugenotten sofort zum Angriffe über. Fast das ganze südwestliche Frankreich wurde in wenigen Wochen erobert. Auch im Languedoc trat ein protestantisches Heer von 15,000 Mann zusammen.

Nun hielt es der Hof für zeitgemäß, auch seinerseits zu einschneidenden Maßregeln zu greifen. Ein Edikt vom 28. September erklärte allen nichtkatholischen Gottesdienst für verboten bei Strafe des Verlustes von Leben und Eigenthum; binnen vierzehn Tagen sollten alle protestantischen Geistlichen das Land räumen; sämmtliche in der Justiz- und Finanzverwaltung angestellten Reformirten wurden entlassen. Die Partei L'Hospitals, der Gemäßigten, die „dritte Partei", le tiers parti — wie man sie nannte — war

1) Papiers d'Etat de Granvelle. IX, 314 f.

endgültig unterlegen. L'Hospital selbst ward der Kanzlerwürde entkleidet. Der Kampf war eröffnet, der schließlich, wenn auch nach jahrhundertlangem Widerstande, zur Ausrottung des französischen Protestantismus führen sollte.

Die Hugenotten fanden Hülfe bei England; es stellte ihnen 100,000 Thaler zur Verfügung und zahlreiche Kriegsschiffe, die den französischen Handel fast gänzlich zerstörten. Am Rhein sammelte Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken ein Heer von 16,000 Mann.

Die königlichen Streitkräfte waren dem Namen nach von des Königs Bruder, dem Herzog Heinrich von Anjou befehligt, thatsächlich von dem Marschall von Tavannes, einem der fanatischsten Katholiken. Ehe Condé sich mit dem Pfalzgrafen vereinigen konnte, sah er bei Jarnac sich von den Königlichen angegriffen. Seine Infanterie war fern und kam erst nach der Schlacht heran. So wurde die Reiterei geworfen, La Noue gefangen genommen und — was der größte Verlust war — Ludwig von Bourbon-Condé selbst getödtet (13. März 1569). Er war erst 39 Jahre alt, trotz seiner lockeren Sitten und seines persönlichen Ehrgeizes ein Mann von Ueberzeugungstreue und feurigem Eifer für die Sache seiner Religion.

Diese Niederlage und der Tod Condés entmuthigten zuerst die Protestanten gar sehr, während die Katholiken jubelten, der heilige Papst Pius V. den Hof aufforderte, nun die Gegner bis zur Vernichtung zu verfolgen, besonders auch die Gefangenen hinzurichten. Aber einestheils that Anjou nichts, seinen Sieg energisch auszunützen, sondern verlor die kostbare Zeit mit Belagerung kleiner Vesten; andrerseits ermuthigte die unerschrockene Johanna von Navarra, die Witwe des vor Rouen gefallenen Königs Anton, ihre Partei. Sie erschien im protestantischen Lager, um derselben ein neues Haupt zu geben in ihrem erst sechszehnjährigen Sohne Heinrich von Navarra.

Am 13. Dezember 1553 war dieser, der spätere König Heinrich IV., auf dem alten düsteren Schlosse zu Pau, am Fuße der Pyrenäen, geboren. Er war zunächst auf das einfachste erzogen worden; unter Hirtenjungen kletterte er im Gebirge umher; Schwarzbrod und Rindfleisch, Käse und Lauch bildeten seine Nahrung. So wurde sein Körper frühzeitig gekräftigt und zu aller Art von Anstrengungen geschickt. Später wurde der junge Prinz nach Paris geführt, wo gelehrte und würdige Männer seine Erziehung übernahmen. Indessen sein Wissen war nicht bedeutend; seine Kenntnisse beschränkten sich auf einige Daten aus der französischen Geschichte sowie einige lateinische und griechische Redensarten. Auch die religiösen Unterweisungen seiner Lehrer machten wenig Eindruck auf den lebenslustigen Jüngling, der vielmehr die positiven Bekenntnisse mit ironischer Frivolität betrachtete.

Die Gesinnungen seiner Mutter, die Ueberlieferungen seiner Familie, der Gegensatz wider die herrschenden Persönlichkeiten stellten ihn nichtsdestoweniger an die Spitze der Protestanten. Damals ließ seine heldenmüthige Mutter eine Münze prägen, die ihr und sein Bild zeigte, mit den schönen Worten: Pax certa, victoria integra, mors honesta — „sicherer Friede,

völliger Sieg, ehrenhafter Tod". — Der Protestanten wirklicher Führer aber wurde Coligny, der nördlich von Bordeaux seine Vereinigung mit den deutschen Söldnern vollzog. Anjou dagegen ward durch päpstliche und Florentiner Hülfsschaaren verstärkt. So waren es wieder größtentheils Fremde, mit welchen die beiden französischen Parteien ihre Schlachten schlugen: Deutsche, Schweizer, Italiener, die das unglückliche Land furchtbar verwüsteten.

Nach einer Reihe von Gefechten und Belagerungen, die meist günstig für die Hugenotten ausfielen, berannte der Admiral das wichtige Poitiers. Es zu entsetzen nahte Anjou heran; und so kam es zwischen beiden Heeren abermals zur Schlacht, bei Montcontour, am 3. Oktober 1569. Wie gewöhnlich hatten die Königlichen die Ueberzahl. Wie gewöhnlich bei größeren Kämpfen wurden die Hugenotten geschlagen. Ihre deutschen Landsknechte waren durch die königlichen Schweizerregimenter Clery und Pfyffer so gut wie zersprengt. Hätte Anjou seinen Sieg benutzt, so wäre die hugenottische Partei verloren gewesen: aber wie gewöhnlich verbrachte er die Zeit mit kleinen Unternehmungen. Tapfer hielten sich die protestantischen Städte rings um La Rochelle und verursachten dem königlichen Heere bedeutende Verluste. Inzwischen kam der Admiral wieder zu Kräften; bald war sein Heer abermals auf mehr als 20,000 Mann angewachsen. Schon machten die Protestanten von neuem Fortschritte wider ihre Gegner.

Da die Reformirten sich so entschlossen zeigten, so unbesiegbar schienen, begannen in der Umgebung des Königs die versöhnlichen Elemente wieder die Oberhand zu bekommen. Die Unterwerfung der Hugenotten stand noch in weitem Felde. Inzwischen litt das Reich furchtbar unter dem fortgesetzten Kriege. Die Staatsfinanzen waren völlig erschöpft; der Stadt Paris allein schuldete der König 28,800,000 Livres, deren Verzinsung zu $8^1/_3$ Prozent jährlich 2,390,000 Livres erforderte.[1] Und wäre wirklich mit den größten Opfern die Vernichtung der Protestanten gelungen, so wäre damit nichts weiter erreicht worden, als die Unterwerfung des Königthums unter die katholischen Parteihäupter, zumal die Guise. Dazu kamen Erwägungen, die in den auswärtigen Verhältnissen ihren Grund hatten. Man merkte, wie Philipp II. mit Schadenfreude auf die inneren Kämpfe Frankreichs blickte; wie er nach allen Seiten hin den spanischen Einfluß zu dem alleinherrschenden zu machen suchte; wie er daran dachte, die katholische Bewegung in England zu benutzen, um durch eine Vermählung seines Halbbruders Don Juan d'Austria mit Maria Stuart auch dieses Land an sein Haus zu bringen. Selbst der Kardinal von Lothringen sah mit Ingrimm, daß Philipp anstatt der versprochenen 4000 Mann Hülfstruppen nur schöne Worte nach Paris sandte, und verließ die spanische Partei. „Philipp," sagte er, „betrügt uns und hält uns hin; er freut sich, daß sich die Franzosen unter einander zerfleischen und diese Krone

1) Languet, 3. Juli 1571; Langueti Epistolae secretae, ed. I. P. Ludovicus (Halle 1699) p. 173.

sich schwächt. Er unterstützt sie mit einem Dukaten und nöthigt sie hundert auszugeben. Mit all' den Briefen und schönen Worten werden wir nur betrogen." Dringende und einschmeichelnde Schreiben Philipps, in denen er zur eifrigen Fortsetzung des Kampfes gegen die „Rebellen" rieth, verstärkten nur das Mißtrauen des französisches Hofes gegen ihn.[1])

Alle solche Gründe wurden verstärkt durch den Gang der Kriegsereignisse in den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1570. Während die jungen Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé bis in die Nähe von Paris vordrangen, schlug La Noue ein starkes königliches Corps bei Luçon und unterwarf dann binnen kurzer Zeit die Gegenden der unteren Loire wieder den Hugenotten. Der Kurprinz Johann Kasimir von der Pfalz drohte von neuem mit einem großen protestantischen Heere in Frankreich einzufallen. Der König hatte dagegen keine Mittel: seine deutschen Reiter und schweizer Fußgänger, die längst keinen Sold mehr erhalten, waren in offener Meuterei und überdies durch die Anstrengungen sowie ansteckende Krankheiten bis zur Wehrlosigkeit vermindert.[2])

Unter so bedrohlichen Umständen war der Hof genöthigt den Kampf durch einen am 8. August 1570 abgeschlossenen freilich schmählichen Frieden zu St. Germain en Laye zu beendigen. Derselbe wurde als ein „ewiger und unwiderruflicher" bezeichnet. Er sprach die völlige bürgerliche Gleichstellung der Hugenotten aus. In religiöser Beziehung ging er im Ganzen auf die Bestimmungen des Ediktes von Amboise zurück, indeß mit einigen wichtigen für die Hugenotten sehr vortheilhaften Neuerungen.

Denselben wurde das Recht gegeben, wenn sie vor den Parlamenten angeklagt wären, diejenigen Richter, die sie für ihrem Glaubensbekenntniß feindlich hielten, abzulehnen; und es wurden ihnen vorläufig auf zwei Jahre die vier starken Festungen La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité an der Loire als Sicherheitsplätze eingeräumt.

Einen so günstigen Frieden hatten die Hugenotten noch nicht erlangt gehabt. Sie waren nicht allein als vollberechtigte Staatsbürger, sondern auch als eine gesetzliche Macht im Staate anerkannt worden. Sie hatten jetzt von diesem selbst Mittel erhalten, um in allen Fällen ihren Feinden Widerstand leisten zu können. Sie hatten das in erster Linie ihrem eigenen Muthe und ihrer Entschlossenheit zu danken, dann aber auch der fremden Unterstützung. Die Hülfe der Deutschen mit Söldnern, der Engländer mit Geld war ihnen nützlicher gewesen als der spanische und italienische Beistand den Gegnern. Sie hatten für ihre Glaubensgenossen das Verdienst, den Anprall der Gegenreformation zuerst gebrochen zu haben: an ihrem Beispiel schöpften zunächst die protestantischen Niederländer den Muth zur Wiederholung ihrer Erhebung.

---

1) H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. (Straßburg 1882.) S. 8ff.
2) Pfyffer I, 616 f.

Der Friede von St. Germain en Laye bedeutet einen vorübergehenden Sieg des tiers parti, d. h. einer Partei, die zwar gut katholisch war und keineswegs den katholischen Charakter des Staates aufgeben wollte, aber doch die Eintracht mit den Andersgläubigen erstrebte, um Frankreich in Ruhe und Ordnung nach innen und in Macht und Einfluß nach außen zu erhalten. Sie wollte vor allem die anti-habsburgische und zumal die anti-spanische Politik Franz I. und Heinrichs II. fortführen, und dies war, wie die Dinge jetzt lagen, nur möglich durch die Versöhnung mit den Hugenotten. Man war und ist noch jetzt häufig der Meinung, daß der Friede von St. Germain nur in der Absicht geschlossen worden sei, die Protestanten um so sicherer zu verderben, mit Hinblick also auf eine Bartholomäusnacht; indeß diese Ansicht ist nach den neueren Untersuchungen völlig aufzugeben.[1]) Der Friede war dem Hofe durch dessen hoffnungslose Lage aufgenöthigt.[2]) Daß trotzdem die Hugenotten zum Theil mißtrauisch waren, ist natürlich. In der That scheint Katharine von Medici die Absicht gehegt zu haben, den Frieden zu einem Versuche der Bekehrung der Hugenotten und zumal ihrer Führer zu benutzen.[3])

Der heftige Zorn, mit welchem die Spanier und der leidenschaftliche Papst Pius V. die Nachricht von dem Frieden von St. Germain aufnahmen, beweist deutlich genug, wie durchaus unzufrieden sie mit demselben waren. Wirklich trat jetzt ein völliger Wechsel in der äußern Politik Frankreichs ein, es kehrte gewissermaßen in seine natürlichen Bahnen zurück. Man stellte sich trotz der Vermählung des jungen Königs Karl IX. mit Elisabeth von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilian II., in ganz entschiedenen Gegensatz zu der Habsburg und zumal zu Spanien. Man glaubte in dem katholischen Könige den gefährlichsten Widersacher Frankreichs zu erblicken; seine Vorwürfe wies Karl in sehr gereiztem Tone zurück: „Gottlob bin ich jetzt Mann," rief er einmal über das andere aus, „und als solcher werde ich die Geschäfte meines Reiches allein lenken." Das Bündniß, das Philipp II. mit dem Papste und Venedig gegen die Türken schloß, verstärkte noch die Antipathie Frankreichs, denn man meinte, es sei auch gegen christliche Widersacher bestimmt. Man knüpfte mit den deutschen Protestanten freundschaftliche Verhandlungen an. Man lehnte sich an Spaniens entschiedensten Feind, an England. Besonders empfindlich war es für den katholischen König, daß Frankreich die aufständigen Niederländer unterstützte, deren Bezwingung dem Könige Philipp die dringendste Aufgabe seiner Regierung schien.

1) S. Anmerkung zum Beginne des Kapitels VII. 2) Das ist auch die Ansicht des damals mit Katharine sehr vertraut verkehrenden Florentiner Gesandten Petrucci; Desjardins, Négociations de la France avec la Toscane. Bd. III. 3) Baumgarten a. a. O. 24.

IV. Der niederländische Aufstand.

Die siebzehn niederländischen Provinzen hatten allein unter allen spanischen Besitzungen die ererbte Freiheit, wenn auch etwas geschmälert, sich zu erhalten gewußt. Sie erregten die Bewunderung ganz Europas, da sie, dem Meere nur durch fast täglich sich wiederholende Kämpfe abgewonnen, zum großen Theile unfruchtbaren Bodens und kalten, feuchten, schweren Klimas, doch durch unermüdlichen Fleiß und hohe Kunstfertigkeit sich zum reichsten Lande der Welt aufgeschwungen hatten. Nicht gerade liebenswürdig erschien der Niederländer dem Fremden: als kalt, ausschweifend, geizig, ja feige wird er von den gleichzeitigen Venezianern bezeichnet; aber man konnte doch nicht umhin, seiner Thatkraft und Geschicklichkeit Anerkennung zu zollen. Allein es war nur die Außenseite des niederländischen Wesens, welches die Ausländer kennen lernten; wenig ahnten sie die heiße Leidenschaft, die begeisterte Hingabe an Religion, Vaterland, Freiheit, die furchtlose Energie, welche diese scheinbar so kühlen und krämerhaft gesinnten Menschen erfüllten.

Trotz aller Bestrebungen Karls hatten sie sich wenigstens formell den größten Theil ihrer Privilegien gewahrt. Am weitesten waren dieselben in Brabant entwickelt, in der Joyeuse Entrée oder Blyde Inkomst, die jeder neue Herrscher beschwören mußte, ehe die Provinz ihm huldigte. Darin war den Unterthanen ein gesetzliches Prozeßverfahren vor dem ordentlicher Richter zugesichert; kein anderer als ein Brabanter konnte dort ein Amt erhalten; die Geistlichkeit durfte nur mit Zustimmung der andern Stände an Macht und Ansehen erhöht werden. Im Falle einer gesetzwidrigen Handlung von Seiten des Fürsten sollten die Brabanter von aller Unterthänigkeit gegen ihn frei sein. Und ähnlich lauteten die Handfesten Hollands und anderer Provinzen.

In Spanien und Italien hatte Philipp II. die Reformation in der Gluth der Scheiterhaufen erstickt, aber die Niederländer ließen sich nicht so leicht Glauben und Rechte entreißen. Bei dem Regierungsantritte Philipps waren Geldern und Holland voll von Protestanten; im Süden war die Handelsstadt Antwerpen der Mittelpunkt, von dem aus Brabant und Wälsch-Flandern mit der neuen Lehre überschwemmt wurden.[1]) Auch hier hatten die eifrigen Calvinisten, meist Genfer und Franzosen, ihre Herrschaft zu gründen versucht, allein im Jahre 1561 triumphirten gemäßigtere Ansichten, die eine engere

---

1) Rahlenbeck, L'Inquisition et la Réforme à Anvers. (Brüssel 1857.) S. 26ff.

Verbindung mit den deutschen Lutheranern bezweckten. Frei vom Ketzerthum war keine einzige Provinz; schon theilten viele vornehme Herren die lutherischen oder reformirten Ansichten.

Philipp II. dagegen hatte bei seinem Regierungsantritte keine größere Sorge, als die Bekämpfung der zunehmenden Ketzerei in den Niederlanden. Solange der Krieg dauerte, vermochte er dagegen nicht mit vollem Nachdruck aufzutreten; um so mehr sollte derselbe nach hergestelltem Frieden angewandt werden. Aber außerdem wollte der König auch diese freien Lande fester an die Zentralgewalt fesseln, eine größere Einheit herstellen: deßhalb setzte er dort vertraute Rathgeber ein, die fremder Abstammung waren, ließ er — gegen die Grundgesetze der Niederlande — auch nach dem Frieden spanische Truppen in denselben.



Margarethe von Parma.
Nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von Franz Hogenberg.

Da der König die Niederlande verlassen mußte, um in Spanien die Lutheraner auszurotten und der drohenden Invasion des Islam zu begegnen, setzte er zu seiner Stellvertreterin seine natürliche Schwester ein, die Herzogin Margarethe von Parma, die Tochter Karls V. von einer Flamländerin, eine Dame von männlichen Neigungen, wie so viele Frauen dieses spanischen Hauses und wie dieser ganzen, auch unter den Fürstinnen an kräftigen Charakteren so reichen Epoche. Männlich in ihrer Erscheinung — selbst ein kleiner Bart auf der Oberlippe fehlte nicht[1]) — männlich in ihrem Auftreten (wie sie denn die Jagd über alles liebte), besaß sie einen ungewöhnlich schnellen und scharfen Verstand, Unternehmungsgeist und Thatkraft. Es versteht sich, daß sie, deren Beichtvater Loyola gewesen, eine aufrichtige Katholikin war.

1) Strada I, 42.

Ihrem Bruder treu ergeben, war sie doch auch den Niederländern willkommen, die sie als ihre Landsmännin betrachteten, und unter denen sie erzogen war. Als hauptsächlicher Rathgeber ward ihr Granvella beigeordnet, der Bischof von Arras, dessen hartes und rasches Wesen dem Könige den ketzerischen Niederländern gegenüber sehr angemessen erschien. Er war damals dreiundvierzig Jahre alt, ein gelehrter Mann, der sieben Sprache redete, und dessen Kenntnisse im bürgerlichen und kanonischen Recht man als wunderbar betrachtete; übrigens von skrupelloser Ergebenheit für die absolutistischen und religionspolitischen Pläne seines Herrn. Seine Arbeitskraft war ungeheuer. Vielleicht hat niemals ein Minister so viel geschrieben; zu gleicher Zeit konnte er fünf Sekretären Briefe in verschiedenen Sprachen diktiren.[1])

Außerdem präsidirte die Regentin einem Staatsrathe, der aus den vornehmsten Herren des Landes und aus den höchsten spanischen Beamten zusammengesetzt war. Uebrigens umgab der vorsichtige Philipp die Regentin, ihre vertrautesten Rathgeber und alle einflußreichen Niederländer mit einem Netze von Spionen, die nach der Weise solcher Leute ihn mit beständigem Mißtrauen gegen dieselben erfüllten.

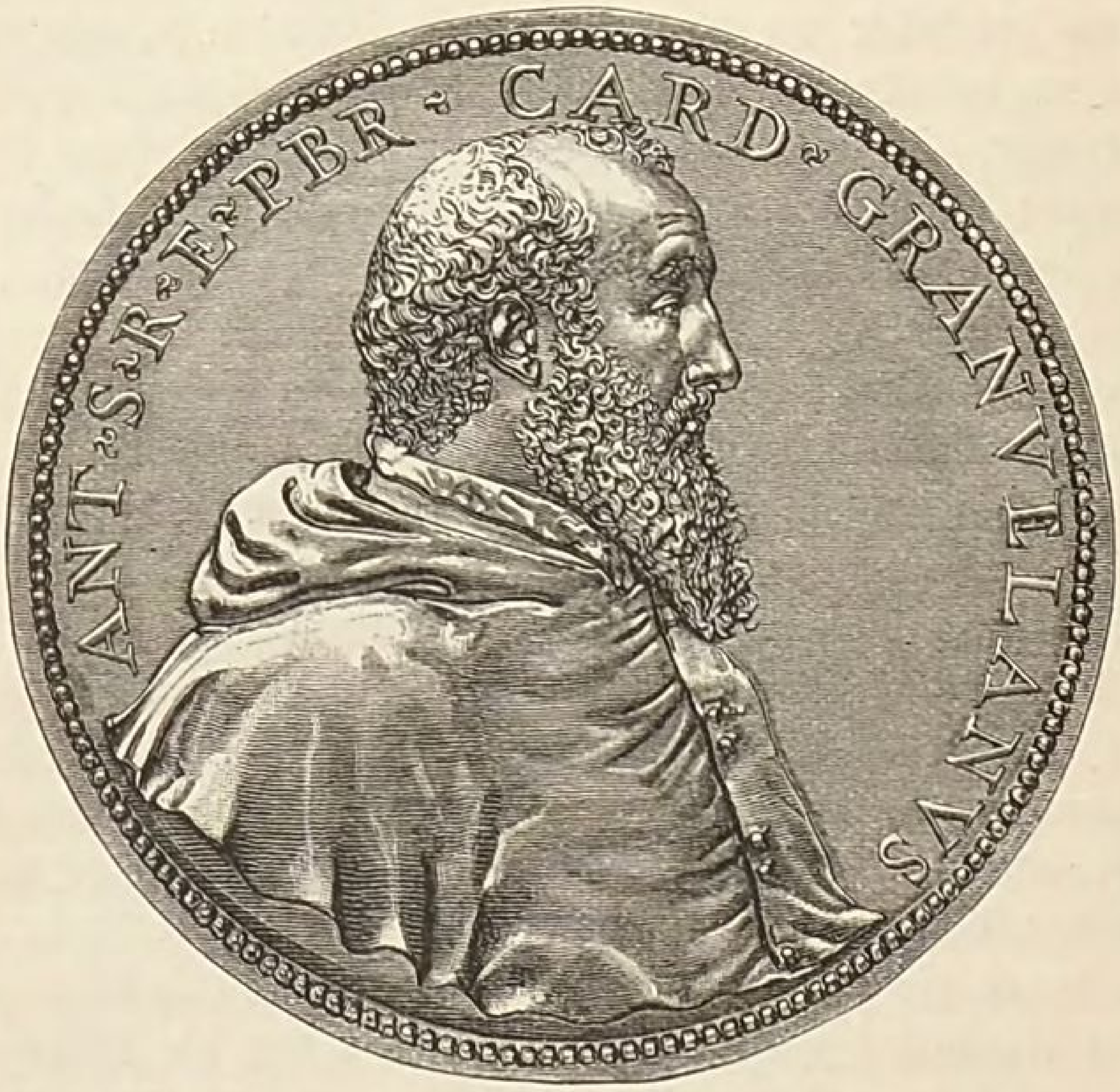
Von Beginn an hatte die Regentin mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Niederländer waren entrüstet über die blutigen Verfolgungsmaßregeln gegen die Neugläubigen, über die Anwesenheit fremder Truppen in ihrem Gebiete, alles Dinge, die sie für unvereinbar mit dem Buchstaben und Geist ihrer Verfassung hielten. Nach der endgültigen Entfernung Philipps erschien ihnen die spanische Regierung vollends als eine Fremdherrschaft; und der streitbare Geist des Calvinismus, der sich mehr und mehr an die Stelle des Lutherthums setzte, machte die Gemüther zu gewaltthätiger Abwehr geneigter. Der Groll des Volkes wendete sich hauptsächlich gegen Granvella, in dem man den Urheber aller unpopulären Maßregeln erblickte. Die Vornehmen, von denen die meisten mehr von Ehrgeiz als von Liebe zu politischer und religiöser Freiheit bewegt waren, schürten eifrig die Mißstimmung, in der Hoffnung, nach dem Sturze des thatkräftigen und gewandten Ministers selbst die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen. Unter Karl hatten sie an der Leitung des ganzen Reiches und der Heere Antheil gehabt; jetzt sahen sie sich aus solcher Stellung durch Spanier verdrängt und warfen sich dafür in die territoriale Opposition. Sie wollten aus dem niederländischen Staatsrathe, in dem sie die Mehrheit hatten, eine Wirklichkeit machen, da er unter Karl nur eine glänzende Dekoration gewesen.

An der Spitze aller Unzufriedenen stand Wilhelm von Nassau Prinz von Oranien.

Wilhelm von Nassau,[2]) geboren 1533, stammte aus dem armen Dillen-

1) Gachard, Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas. t. II. p. LXIX. — Theod. Juste, Les Pays-Bas sous Philippe II. t. I^er p. 230.
2) Th. Juste, Guillaume le Taciturne (Brüssel 1873). — Wilhelm I. von Oranien; aus dem Nachlasse K. L. Kloses von H. Wuttke (Leipzig 1864). Gewissenhaft und

burg'schen Zweige dieses Hauses, war jedoch durch die bedeutende Erbschaft seines Vetters Renatus bereichert worden, der ihm das kleine souveräne Fürstenthum Oranien (Orange) in Südfrankreich, sowie Breda, Diest und andere Besitzungen in den Niederlanden hinterlassen hatte (1544). Seine Eltern waren eifrige Lutheraner, hatten ihn aber dennoch als Pagen dem Kaiser Karl V. übergeben, der ihn im katholischen Glauben erziehen ließ. Sein frühreifer Geist und sein feiner diplomatischer Takt, verbunden mit ungewöhnlichen Kenntnissen und ritterlichem Anstande, gefielen dem Kaiser außerordentlich, der ihn bei jeder Gelegenheit bevorzugte, ihn mit einer reichen Erbin verheirathete und im Alter von einundzwanzig Jahren an die



Medaille mit dem Bildniß des Kardinals Granvella.
Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Spitze eines Heeres von 20,000 Mann stellte. Auch zog er ihn zu den geheimsten Staatsgeschäften heran, so daß der Prinz eine vorzügliche politische Ausbildung erhielt. So jung auch Wilhelm von Oranien noch war, besaß er doch schon in hohem Grade die Kunst, sein Benehmen seinen politischen Zwecken anzupassen. Vorsichtig in seinem Auftreten, suchte er nach allen Seiten durch Leutseligkeit und Mildthätigkeit sich Freunde zu erwerben. Bei dem Volke erfreute er sich einer ungemeinen Beliebtheit, obwohl ein Fremder; aber die Deutschen standen den Niederländern damals viel näher, als die

besonnen, wenn auch etwas trocken und durch die Menge des inzwischen veröffentlichten neuen Materials überholt. — Vgl. ferner J. J. van der Horst, Het huwelyk van Willem van Oranje met Anna van Saxen (Amsterdam 1853).

Franzosen oder Spanier. Seine Sprache war stets gemessen, freundlich, leidenschaftslos; in seiner gewandten Rede spiegelte sich ein klarer durchdringender Geist. Gewiß erfüllte ihn ein brennender Ehrgeiz, doch war derselbe in engem Bunde mit Vaterlandsliebe und Humanität. Freilich trug er kein Bedenken, im Dienste solcher Ziele, nach der Weise der Zeit, Unwahrheit und Täuschung anzuwenden. Mit Philipp war er seit dessen Regierungsantritt im Jahre 1556 zerfallen. Allerdings hatte der König ihn in den Staatsrath aufgenommen und mit dem hohen Orden des goldenen Vließes geehrt: allein das war offenkundig nur auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, des Kaisers geschehen. Persönlich hatte Philipp sich dem Oranier stets kühl und trocken gegenübergestellt. Er zeigte ihm bald dasselbe Mißtrauen, das er allen Niederländern bewies, und hütete sich, die öffentlichen Geschäfte mit ihm zu berathen. So suchte Oranien sich eine unabhängige Stellung neben dem Herrscher und selbst wider ihn zu schaffen.[1]) Es gelang ihm, Egmont, den berühmten und allgemein bewunderten Sieger von Gravelingen, zu seinem Bundesgenossen zu machen. Lamoral von Egmont war ein guter Soldat, aber ein naives Gemüth und deßhalb ein schlechter Politiker, der seinen überlegenen Gefährten nicht zu durchschauen vermochte. Wenn Egmont mit seiner Opposition nur den, wie er glaubte, ihm und dem Hochadel überhaupt gebührenden Einfluß auf die Regierung zu gewinnen beabsichtigte, so hatte Oranien vielmehr den Umsturz des ganzen absolutistischen und pfäffischen Regiments, wie die Spanier es in den Niederlanden aufgerichtet hatten, im Auge. Freilich nur allmählich und schrittweise, auf vielfachen Umwegen war ein solches Ziel zu erreichen.

Einer der Hauptgründe der Unzufriedenheit war das neue System der kirchlichen Verwaltung, das Philipp im Jahre 1561 in den Niederlanden begründete. In diesem weiten und dicht bevölkerten Lande waren nur vier Bisthümer vorhanden; Philipp aber gab mit Bewilligung des Papstes zur bessern Aufrechterhaltung der kirchlichen Disziplin jeder der 17 Provinzen ein Bisthum, worunter vier Erzstifte. An und für sich war diese Maßregel gewiß zweckmäßig, allein die Niederländer, mißtrauisch gegen alles, was von Spanien kam, hielten sie dafür bestimmt, das spanische Kirchensystem mitsammt der Inquisition in ihrem Lande durchzuführen. Auch lief die Veränderung der Joyeuse Entrée von Brabant zuwider. Die Großen fürchteten in ihrer bevorzugten Stellung von den Bischöfen beeinträchtigt zu werden. Sicher

1) So viel ist Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien (Leipzig 1860) zuzugeben, daß Oranien, zumal im ersten Theile seiner Laufbahn, von Verstellung und Zweideutigkeit nicht frei war. Aber das lag zum guten Theil im Charakter der Zeit; und waren seine Gegner anders? Dasselbe Thema ist dann neuerdings in gehässiger Einseitigkeit und Uebertreibung von Kervyn de Lettenhove (Bulletin de l'Académie de Belgique 1881, Bd. II, S. 137 ff.) aufgenommen worden. Freilich ist der Dithyrambus auf den „Schweiger", mit dem ihm Alph. Wauters in derselben Sammlung geantwortet hat, nicht viel gerechtfertigter.

ist, daß Philipp diese Neuerung auch deßhalb getroffen hat, den Geist politischer und religiöser Unabhängigkeit um so leichter niederhalten zu können. Die Aebte, deren Klöster den neuen Bischöfen als Kommenden, zu ihrer Ausstattung, überlassen werden sollten, protestirten eifrig. Daß Granvella, welcher der hauptsächlichste Veranlasser dieser Maßregel war, daß ihm — der bisher Bischof von Arras gewesen — das Erzbisthum Mecheln mit der Primatenwürde und einem sehr bedeutenden Einkommen anheim fiel, daß er, der verhaßte Diener von Philipps tyrannischen Plänen, so die höchste geistliche Gewalt des Landes mit der weltlichen vereinte: das alles diente begreiflicher Weise nicht dazu, den Unwillen und die Befürchtungen der Niederländer zu mildern.

Während sich in dem reichsten Theile von Philipps Besitzungen die Unzufriedenheit immer weiter verbreitete, feierte der König selbst (1560) seine dritte Vermählung mit der 14jährigen Elisabeth von Frankreich, einer lebhaften, witzigen, anmuthigen jungen Dame, die freilich nicht die hohe Schönheit besaß, die man ihr hat zuschreiben wollen.[1]) Philipp hat sie niemals aufrichtig geliebt und betrübte sie fortwährend durch seine Untreue, ohne daß sie ihren Kummer zu äußern wagte. In demselben Jahre 1560 verlegte auch Philipp seine Residenz von Valladolid nach Madrid, das damit Hauptstadt des spanischen Reiches wurde, eine künstliche Schöpfung der Despotenlaune, in Mitten einer Sandwüste in rauher und ungesunder Lage.

Immer bedenklicher wurde dem Könige die wachsende Mißstimmung in den Niederlanden. Die erfolgreichen Waffenthaten der französischen Calvinisten erfüllten ihr Glaubensbrüder in Flandern und Holland mit verstärkter Zuversicht und gesteigertem Trotze. Prediger, die ihnen aus Genf zugesandt wurden, erhöhten ihren Eifer; ebenso zahlreiche Reformirte, die aus Frankreich und England nach den Niederlanden kamen und sich dort eine neue Heimath gründeten. Dieses fremde Element spielte in den großen Städten, zumal in Antwerpen, eine bedeutende Rolle.[2]) Zwar hatte Philipp endlich zögernd den Wunsch der Provinzen erfüllt und die spanischen Truppen aus deren Gebiet zurückgezogen; allein diese Maßregel, die fünf Jahre früher die Regierung Margarethens und Granvellas höchlichst populär gemacht haben würde, kam nun zu spät, um die Erbitterung zu mildern, und gab nur den Calvinisten neuen Muth. Offen versammelten sie sich zu Hunderten und Tausenden und stimmten ihre Lieder an, zumal die Psalmen in der Uebersetzung Clement Marots. Die Statthalter und niedern Beamten, alles Eingeborene, ließen sie meist ruhig gewähren, und wenn auf direkte Weisungen aus Brüssel gegen einzelne Unglückliche nach der Strenge der Edikte vorgegangen wurde, erhob sich allgemeines Geschrei gegen Spanien und zumal gegen Granvella.

---

1) Relazionen von Paolo Tiepolo und Giov. Soranzo (Alberi I. V, 72. 119).
2) Koch, 71. 81.



Wilhelm I. von Oranien, der Schweiger.

Nach dem Kupferstich von Willem Jacobz Delff (1580—1638); Originalgemälde von Adriaan van der Venne (1589—1662).

Die Lage dieses Ministers, der so eben vom römischen Hofe durch den Kardinalspurpur ausgezeichnet worden, war eine äußerst unbehagliche. Ihm vor allen legte man die unpopulären Maßregeln, die kaltblütige Grausamkeit der Inquisitoren zur Last. Die Redekammern, diese in den Niederlanden äußerst volksthümlichen literarischen Vereine, verhöhnten in ihren Aufführungen ihn und die Priester. Tausend Spottschriften zirkulirten gegen ihn.[1]) Um die Opposition „des boshaften Thieres, das man das Volk nennt",[2]) hätte er sich vielleicht weniger bekümmert, aber auch die Vornehmen traten in offenen Gegensatz wider ihn und verklagten ihn wiederholt bei der Regentin und sogar bei dem Könige. Die Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, alles einflußreiche Adelige, schlossen sich auf das engste an Oranien und Egmont an; für den niedern Adel hielt der erstere offene Tafel. Während sonst nur die Regierung als Ganzes und offiziell an den König zu berichten pflegte, hatten jetzt die Regentin, die Adligen, Granvella, alle ihre besondere und geheime Korrespondenz mit dem Könige.[3]) Die ganze Staatsmaschinerie drohte aus den Fugen zu gehen. Dabei haßte das Volk die Spanier furchtbar, wie Granvella selbst an den Herrscher schreibt. Man begann zu murmeln, der König habe einen Abscheu gegen die Niederlande und wolle sie als eroberte Provinzen behandeln. So wurde Granvella jede erfolgreiche Wirksamkeit unmöglich gemacht: Adel und Demokratie, politische und religiöse Bestrebungen wendeten sich gleich sehr wider ihn. Und Philipp II. selbst, weit entfernt seinen treuen Diener zu unterstützen, ließ nach seiner langsamen und unentschlossenen Weise den Dingen ihren Lauf und zögerte oft ein volles Vierteljahr, ehe er eine Instruktion oder einen Befehl nach Brüssel sandte.

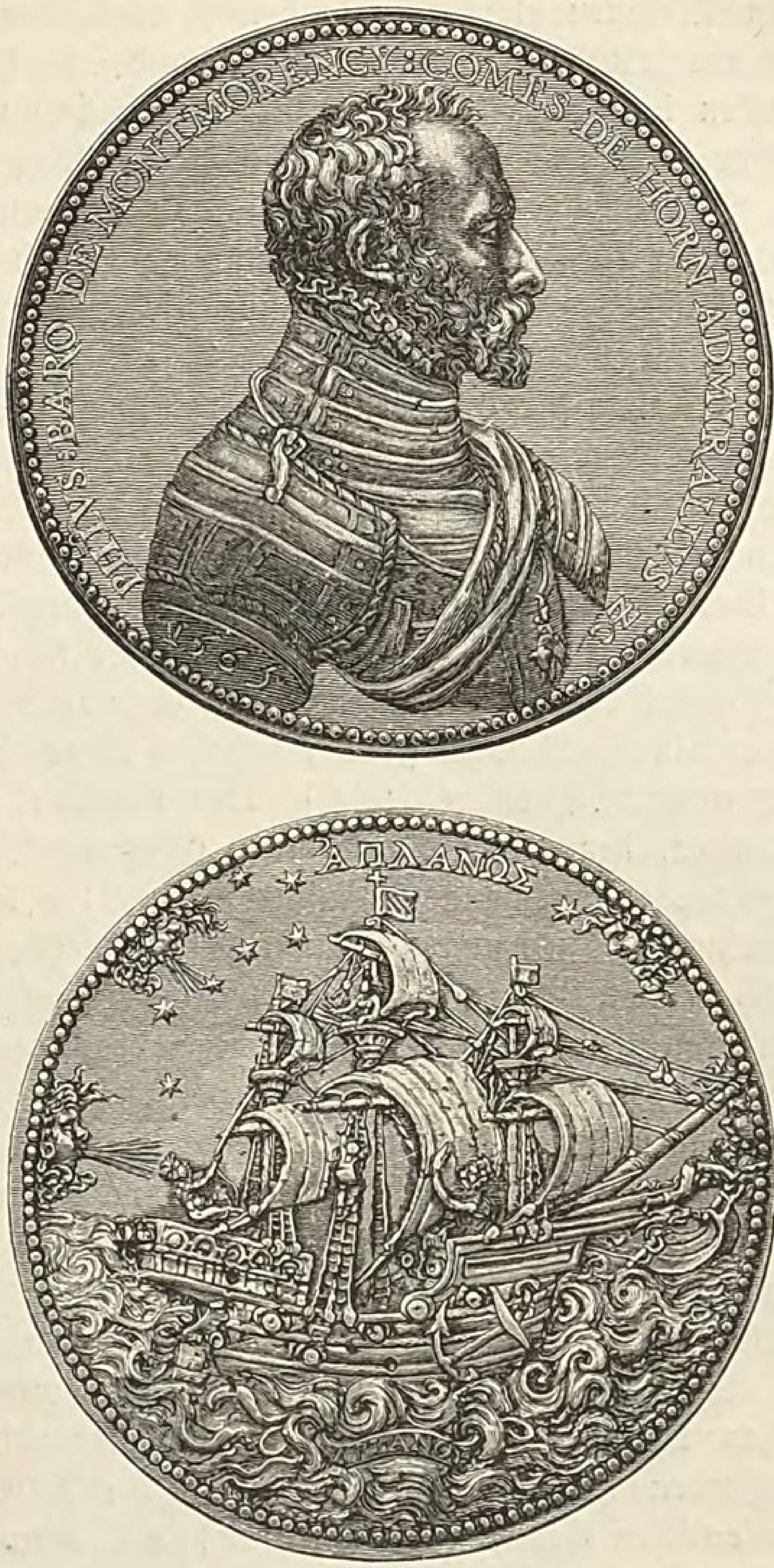
Dadurch ermuthigt zogen Oranien und Egmont noch den Grafen Hornes, Admiral der Niederlande und Gouverneur von Zütphen, in ihr Bündniß — einen ungeduldigen, heftigen, persönlich wenig bedeutenden Edelmann, aber einflußreich wegen seiner alten und hoch angesehenen Familie. Alle drei sandten im März 1563 eine neue Petition an den König um Entfernung Granvellas. Philipp jedoch war nicht geneigt, den Unzufriedenen so schnell zu weichen; er weigerte sich, den Minister zu entlassen, wenn man nicht bestimmte Anklagen wider ihn zu begründen vermöchte. Darauf beschlossen die drei Herren, sich von allen Sitzungen des Staatsrathes fern zu halten und forderten dringend die Einberufung der Generalstaaten, deren eifriger Unterstützung sie völlig sicher waren.

So war der Krieg offen erklärt zwischen dem leitenden Minister und dem hohen Adel, auf dessen Seite in Wahrheit das ganze Land war. Der König wollte weder durch den Sturz Granvellas seine eigene Autorität schädigen, noch durch Erhaltung der Unzufriedenheit eine Rebellion hervorrufen, zu deren Unterdrückung ihm einstweilen die Mittel fehlten.

---

1) Motley II. Kap. III. 2) tan ruin animal como es el pueblo; Granvella, Papiers d'Etat VII, 367. 3) Vgl. den zweiten und dritten Band von Gachards Correspondance de Marguerite d'Autriche avec Philippe II.

Schon jetzt rächte es sich an Philipp, daß er zugleich die verschiedensten Aufgaben angriff.



Medaille mit dem Bildniß des Grafen Hornes;
auf der Kehrseite ein niederländischer Dreimaster in voller Fahrt. Originalgröße.
(Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Wir wissen, daß er die Guise gegen die Hugenotten mit Geld und Mannschaften unterstützte. Aber zugleich hatte er den Kampf als Vorfechter der katholischen Christenheit gegen den Islam begonnen. Im Spätjahre 1559 war seine Flotte, vereinigt mit den Geschwadern der bedeutendern italienischen Staaten, wider die Türken ausgelaufen: indeß nur um bei der Insel Gelves eine furchtbare Niederlage zu erleiden. Diese Schmach der

spanischen Waffen suchte Philipp im Jahre 1562 wieder auszuwetzen; die dazu bestimmte Flotte wurde jedoch von Stürmen völlig zu Grunde gerichtet.

Nach solchen Verlusten glaubte er in den Niederlanden temporisiren zu müssen. Er ließ ein halbes Jahr verstreichen, ohne den sezessionistischen Edelleuten seinen Willen kund zu geben. Die Regentin und Granvella wünschten dringend seine Anwesenheit, von der sie vollständige Stillung der Unzufriedenheit erwarteten. Allein hierzu war Philipp nicht zu bewegen: theils hinderte ihn sein Widerwille gegen jede körperliche Anstrengung, theils der Gedanke, daß er persönlich Nachgiebigkeit gegen seine unzufriedenen Unterthanen werde zeigen müssen.

Nun wurde es aber für Granvella verhängnißvoll, daß auch die Regentin sich gegen ihn wandte. Man hatte sie überredet, daß nach des Kardinals Sturz sie die alleinige Herrin der Lage sein werde. So wandte sie sich wiederholt im Geheimen um schleunige Abberufung des Ministers an ihren Bruder. Endlich erreichte sie bei diesem ihren Zweck. Philipps Absicht war, einstweilen, bis die Lage sich günstiger für ihn gestaltete, nachzugeben und doch dabei den Schein zu wahren. Granvella ward unter dem Vorwande, daß er seine hochbetagte Mutter besuchen wolle, in seine Heimath, die Freigrafschaft entsandt. (März 1564.) Der Kardinal begab sich bald nach Rom, wohin er, der mit großer eigener Gelehrsamkeit viel Liebe zu den Wissenschaften verband, den jungen Justus Lipsius, den berühmten Philologen, mit sich nahm.[1]) In den Niederlanden herrschte über die Entfernung des Gehaßten allgemeiner Jubel, zumal unter den Hochadligen, die in der That bisher allein gekämpft und allein den Sieg davon getragen hatten.[2]) Sie traten wieder in den Staatsrath ein und versicherten den König in den demüthigsten Ausdrücken ihrer Ergebenheit. Ihre Gegner, die Anhänger des gestürzten Kardinals, wurden von der Regentin mit kränkender Geringschätzung behandelt. Friede und gutes Einvernehmen schienen hergestellt, freilich auf Kosten der königlichen Autorität.

Allein die Gegensätze waren zu tief gehende, um durch einen bloßen Personenwechsel ausgeglichen zu werden. Ungeheure Volksmassen umgaben die protestantischen Märtyrer, die man zum Scheiterhaufen führte, und zwangen die Behörden und Henker zur Flucht. In Antwerpen trat eine Synode der wallonischen Calvinisten zusammen, um offen ihr Glaubensbekenntniß aufzustellen und den Schutz des duldsamen Kaisers Maximilians II. anzurufen. Obwohl der vorsichtige Oranien sich öffentlich noch als Katholik zeigte, widersetzte er sich doch im Staatsrathe der Verfolgung der Protestanten. Die Stände von Flandern verlangten völlige Aufhebung der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Philipp dagegen vertiefte sich gerade damals mit

1) Ch. Nisard, Le triumvirat littéraire au 16me siècle. (Paris 1852.) S. 19 ff.
2) Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau, I. (2. Aufl.) S. XXXIII.



Graf Egmont.

Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches
im Cabinet des Estampes zu Brüssel.

liebevoller Sorgfalt in die umfangreichen Anklageakten, die ihm die niederländischen Glaubensrichter und seine dortigen Spione zusandten, und er, der Herrscher so großer Reiche, lieferte immer wieder der Regentin Listen der Unglücklichen, die dem Kerker und den Flammen zu übergeben seien. Um Volksaufstände zu vermeiden, wurden die Exekutionen heimlich vollzogen. Dazu kamen die persönlichen und politischen Streitigkeiten. Der Kardinal Granvella war entfernt, aber bald zeigte es sich, daß des Königs Vertrauen nicht der mit den großen Herren verbundenen Regentin gehörte, sondern den Freunden jenes, den „Kardinalisten". An Rang der Höchstgestellte unter diesen war der Vicomte Berlaymont, das Haupt des Finanzrathes, ein aufrichtiger ehrenhafter Vertheidiger von Thron und Altar; der Bedeutendste, der Rathspräsident Viglius, ein Friese, ausgezeichneter Jurist, Gelehrter und Staatsmann von eisernem Fleiße, großer Mäßigkeit, eminentem Scharfsinn, unermüdlicher Zähigkeit: weniger uneigennützig in materiellen Dingen als Berlaymont, war doch auch er ein aufrichtiger Anhänger des Altüberlieferten in Kirche und Staat und dabei, wie Granvella, aus der feinen Diplomatenschule Karls V. Regentin und Kardinalisten lebten nun in beständigem Zwiste, den sie dem Könige offen darlegten und nicht einmal vor dem großen Publikum verbargen. Es wäre Philipps Pflicht gewesen, diesem Streite, der die ganze Regierungsmaschinerie in den Niederlanden gerade in der gefährlichsten Zeit zu zerstören drohte, durch seine persönliche Anwesenheit daselbst ein Ende zu machen. Aber so groß war Philipps Abneigung gegen eine Reise und gegen eine unmittelbare Berührung mit seinen ungeberdigen vlamischen Unterthanen, daß er darüber den Verlust dieser reichen und schönen Provinzen wagte: es war der größte Fehler seines Lebens. Immer mehr trennten sich nun die Niederlande von dem spanischen Staatswesen.

Im Auftrage der Regentin und des Adels ging im Januar 1565 Egmont nach Madrid, um vom Könige Reorganisation der Verwaltung im nationalen Sinne und Milderung der Religionsedikte zu verlangen. — Egmont, der weder viel Scharfsinn noch große Menschenkenntnisse besaß, sah sich in Madrid auf das glänzendste und freundschaftlichste empfangen und mit vielen Verheißungen heimgeschickt, die ihn auch völlig befriedigten.

Philipp hatte mit ihm eine unwürdige Komödie gespielt. Wenige Wochen nach seiner Rückkunft nach den Niederlanden — der einsichtigere Oranien hatte diesen Verheißungen überhaupt keinen Glauben geschenkt — langte eine neue Instruktion des Königs an, die die letzten Illusionen zerstörte: alle Reformen wurden dadurch auf spätere Zeit verschoben, einstweilen unerbittliche Verfolgung der Ketzer zur Pflicht gemacht. „Ich will lieber hunderttausend Leben verlieren," schrieb Philipp, „als dulden, daß man im geringsten die Religion verändert." Vergebens hatte eine Kommission von niederländischen Bischöfen und Theologen selbst eine Milderung der Ketzeredikte beantragt. Auch sonst fehlte es Philipp nicht an Warnungen; sein eigener Geheimsekretär Gonzalvo Perez beklagt sich bitter über des Königs Doppelzüngigkeit, da er bald

diesen bald jenen um Rath fragte, ohne irgend jemand völlig mit den bereits getroffenen Maßregeln bekannt zu machen. Indeß es war ein Irrthum der Zeitgenossen und selbst der Vertrauten Philipps, wenn sie ihn für schwankend hielten. Seine hauptsächlichen Ziele lagen ihm vielmehr klar vor Augen, nur daß er vielfache Ansichten kennen zu lernen liebte, und andrerseits entscheidende, tief eingreifende und gefährliche Maßregeln stets so weit wie möglich hinauszuschieben suchte: „Ich und die Zeit sind wohl zwei anderen gewachsen," war sein Wahlspruch. In diesem Falle hoffte er übrigens, daß die Länge der Erwartung die Schärfe der endgültigen Entscheidung mildern werde.

So ließ er es abermals drei Monate anstehen, bis er seine schließliche Willensmeinung ausführlich nach Brüssel übermittelte. Vom 17. und 20. Oktober 1565, aus dem Lustschlosse zu Segovia waren die Depeschen datirt, die in der That das Schicksal der Niederlande entschieden haben. Darin tadelt der König auf das schärfste den Widerstand, der sich in jenem Lande gegen die Inquisition erhoben hatte. Er befahl deren Aufrechterhaltung und Ausdehnung, die strengste und wörtlichste Befolgung der Ketzeredikte, die Absetzung aller Beamten, die sich in der Ausführung derselben lässig erwiesen. In Betreff der Art und Weise der höchsten Verwaltung der Niederlande beließ Philipp es mit geringen Aenderungen beim Alten.

Wilhelm von Oranien war nicht unzufrieden damit, daß endlich die Entscheidung gegeben, daß die Zeit der Vermittelung vorüber sei. Während die wahren Anhänger des Königs im Staatsrathe einen Aufschub, einen nochmaligen Appell an Philipp befürworteten, weil sie ernste Unruhen vorhersahen, stimmte Oranien für strikte Ausführung der königlichen Befehle. „Wir werden bald den Beginn eines schönen Trauerspiels erleben," äußerte er nicht ohne Hohn.

Wirklich brachte die Veröffentlichung der königlichen Entscheidung im ganzen Lande die zornigste Aufregung hervor. Es sollte also den Wünschen des gesammten Volkes nicht im mindesten Rechnung getragen werden, es sollte die blutige Fluth der Verfolgung sich von neuem und mit verstärkter Gewalt und Ausdehnung über die Niederlande ergießen! Hier war kein Minister, keine Regentin mehr, die man beschuldigen durfte; der König selbst erklärte sich offen zum unerbittlichen Gegner seines niederländischen Volkes. Damit nahm die Unzufriedenheit in den siebzehn Provinzen einen wahrhaft gefährlichen Charakter an, indem sie sich unmittelbar gegen den Monarchen selbst wendete. Vor zahlreichen heimlichen oder öffentlichen Volkszusammenkünften, durch Hunderte von Flugschriften wurde der Widerstand gegen die Tyrannei, gegen die drohenden Schrecknisse der spanischen Inquisition gepredigt. Die vier Hauptstädte von Brabant, ja selbst der höchste Gerichtshof dieser Provinz protestirten gegen die Inquisition als eine klare Verletzung der hauptsächlichsten Bestimmungen der Joyeuse Entrée.

Die Leitung des Widerstandes übernahm jetzt eine durch ihren Muth und ihr Ansehen gleich gefährliche Klasse, der niedere Adel; ehrgeizige Leute

zumeist mit geringen Mitteln, aber desto höheren Ansprüchen. Karl V. hatte sie für sich zu gewinnen gewußt, indem er sie im Heere und in der Verwaltung ehrenvoll versorgte; Philipp II. jedoch, in seinem ausschließenden Spanierthume, hatte sie, wie alle Niederländer, seinem Vertrauen und von jeder regelmäßigen öffentlichen Thätigkeit fern gehalten. Sie wurden jetzt die Leiter der Revolution, unter der Führung des Vicomte Brederode, der Brüder von Marnix und des Grafen Ludwig von Nassau. Brederode hatte früher in spanischen Diensten gestanden, hatte dann aber in Ausschweifungen und Leichtsinn sein Vermögen durchgebracht, jetzt mehr ein kecker Spieler, der alles auf die eine Karte Revolution setzte, als ein aufrichtiger Freund der Freiheit und seines Landes. Er suchte sich, obwohl er weder großes Ansehen, noch Reichthum, noch hervorragende Gaben besaß, durch Verwegenheit und fieberhafte Thätigkeit zum Führer der Bewegung aufzuschwingen. Ganz anders geartet waren Ludwig von Nassau und die Brüder Marnix, begeisterte Vertheidiger der niederländischen Unabhängigkeit — obwohl eigenthümlicher Weise alle drei von fremdem Ursprung — sowie der religiösen und politischen Freiheit. Der erstere, ein Bruder des Prinzen von Oranien, als Politiker weniger bedeutend als dieser, übertraf ihn doch bei weitem an Uneigennützigkeit, an Muth der Ueberzeugung, an feuriger Kühnheit, eine durchweg adlige und ritterliche Persönlichkeit. Die Marnix waren die Söhne eines savoyischen Edelmannes, der im Dienste Karls V. nach den Niederlanden gekommen war und sich hier niedergelassen hatte. Sie waren nach Genf gegangen, wo sie völlig für den Calvinismus gewonnen wurden und zugleich eine wahrhaft gelehrte Bildung, selbst die Kenntniß des Griechischen und Hebräischen erlangt hatten. Sie stellten sich voll Eifer der protestantischen Bewegung in den Niederlanden zur Verfügung. Der ältere, Johann von Marnix Herr von Thoulouze, ist frühzeitig im Dienste der großen Sache, der er sich gewidmet hatte, gefallen; der jüngere und weit berühmtere, Philipp Marnix von Sainte-Aldegonde, ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des niederländischen Freiheitskampfes, ein eifriger Calvinist, Staatsmann, Krieger, Theologe, Publizist, Schriftsteller, Dichter, hervorragend in jeder dieser vielfachen Seiten seines Wesens und seiner Thätigkeit.[1]) Geboren 1538 zu Brüssel, zeigte er jetzt das volle Feuer und die frische Kraft des beginnenden Mannesalters.

1) Die Biographie Marnix' von Edg. Quinet (Revue des deux Mondes 1854) ist nach der Weise dieses hochbegabten Schriftstellers zu willkürlich und phantastisch, um wirklichen geschichtlichen Werth zu besitzen. Viel zuverlässiger und gründlicher, auf Studium der Quellen beruhend ist Theod. Justes Vie de Marnix de St. Aldegonde (2. Aufl. Paris 1869); doch möchte man auch hier eine eingehendere und tiefere Charakteristik des Helden wünschen, zumal seiner literarischen Thätigkeit, die bei Quinet mehr zur Würdigung gelangt. — Ganz auf die letztere beschränkt sich P. Fredericq, Marnix en zijne nederlandsche Geschriften. (Gent 1881.) Die Schriften Marnix' sind herausgegeben von Alb. Lacroix und Alf. Willems, Oeuvres de Marnix, 8 Bände, Brüssel 1857/60; und im Nachtrage von J. J. van Toorenenbergen, Philips van Marnix van St. Aldegonde Godsdienstige en kerkelijke geschriften. 2 Bände, Haag 1871/73. Es bleibt aber immer noch einiges unpublizirt.

Diese Führer bereiteten einen Freiheitsbund vor, den sie im November 1565 zu Brüssel im Hause Kuylenburg mit etwa zwanzig Edelleuten eingingen, den sogenannten „Kompromiß". Sie schlossen hierin eine friedliche Vereinigung gegen jede Art der Inquisition, unter vielen Betheuerungen der Loyalität für den König, den sie doch ausdrücklich des Eidbruches und der Tyrannei beschuldigten. Binnen kurzem waren Tausende dem Kompromiß beigetreten, Bürger wie Adlige, Katholiken wie Protestanten. Es war der Honigmonat des Freiheitskampfes, das ganze Volk noch einig in der Bekriegung der spanischen Willkürherrschaft.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Wilhelm von Oranien äußerst zweideutig handelte. Er, der im Staatsrathe die strikte Ausführung der königlichen Befehle zum Beschlusse gebracht hatte, veranlaßte jetzt die großen Herren, die gleich ihm Statthalterposten inne hatten, die Befolgung jener Befehle zu verweigern, indem sie zugleich ihre Entlassung anboten. Aber wen hätte man an ihrer Stelle ernennen können, da alle Leute von Einfluß im Lande mit ihnen übereinstimmten? Die Regentin war in der äußersten Verlegenheit, ja Besorgniß. Truppen hatte sie wenig, ihre wichtigsten Beamten, ihre angeblichen Freunde fielen von ihr ab; überall bewaffnete sich das Volk, forderten zahlreiche Flugschriften und Maueranschläge zur Erhebung auf. Die Stadtmagistrate selbst bestürmten die Regentin mit Vorstellungen gegen die Inquisition. „Hundert Empörer würden die Hälfte dieser Bevölkerung in Aufruhr bringen können," schreibt an Granvella ein Vertrauter.[1]) Margarethe in der That beschwor ihren Bruder nachzugeben, auf die Inquisition in den Niederlanden zu verzichten; und es ist bemerkenswerth, daß ganz unabhängig von ihr Granvella von Rom aus in denselben Tagen dem Könige den gleichen Rath ertheilte.[2])

Die Verbündeten hatten beschlossen, im Namen ihrer ganzen Vereinigung der Regentin eine Petition zu überreichen: Oranien und die großen Herren waren freilich dem Kompromiß nicht offen beigetreten. Im April 1566 ritten vierhundert der verbündeten Adligen wohl bewaffnet in Brüssel ein. In ihrer aller Namen überreichte Brederode der Regentin die Bittschrift, die in gemäßigtem Tone die Milderung der Ketzeredikte forderte. Margarethe, theils aus Furcht, theils vielleicht auch aus Ueberzeugung, ertheilte eine im Ganzen zustimmende Antwort und befahl wirklich die vorläufige Einstellung aller religiösen Prozesse. Die Konföderirten, die dieses günstige Ergebniß in freudigen Gelagen feierten, wo man die kühnsten Beschlüsse faßte, nahmen den verächtlichen Ausdruck Berlaymonts, der sie als einen „Haufen Bettler" (gueux) bezeichnet hatte, zur Veranlassung, um sich den Parteinamen der „Geusen"

---

1) Cien amutinados harán de levantar la mitad de estos pueblos; Poullet, Correspondance du Cdl. de Granvelle I. (Brüssel 1877.) S. 180. — Aus dieser schönen Publikation stammen eine Menge neuer Einzelheiten in der folgenden Erzählung. 2) 1. Febr. 1566; Gachard, Correspondance de Philippe II., I. Nr. 355.

und die Abzeichen der Bettelmönche beizulegen. Alle Herzen im Lande erhoben und stärkten sich an dem muthigen Auftreten des Adels.

Die Regentin war aufrichtig gewillt, ihre Verheißungen zu verwirklichen. Um die Billigung ihres Bruders zu erhalten, sandte sie zwei Edelleute nach Madrid, die hoch in ihrer Achtung standen und zugleich bei dem Volke beliebt waren, den Marquis von Bergen und den Baron von Montigny; ungern traten diese die Reise zu dem gefürchteten Herrscher an, die in der That für sie das unglücklichste Ende nehmen sollte.

Die Ereignisse in Brüssel waren ein Signal für die Neuerer, alle Scheu abzuwerfen; dazu wurden sie noch von den Getreuen Brederodes, meist heruntergekommenen Junkern, aufgereizt. Zu sechs und sieben Tausenden versammelten sie sich, wohlbewaffnet, in freiem Felde, um den Worten der Prediger des Evangeliums zu lauschen. Wer hätte ihnen zu wehren vermocht, zumal die Obrigkeiten oft inmitten der Sektirer sich befanden. Gerichts-



Das Geusenzeichen:
auf der Vorderseite der Kopf Philipps II.; auf der Kehrseite die vereinigten Hände und der Bettelsack. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

höfe, die dennoch widerstehen wollten, wurden durch Todesandrohungen zur Nachgiebigkeit gezwungen. Immer mehr erhielt die kriegerischere, entschlossenere und konsequentere Lehre Calvins die Oberhand über das mildere und friedlichere Lutherthum. Schon gingen die Reformirten soweit in ihrer Kühnheit, gleich ihren französischen Glaubensbrüdern für sich Kirchen in den Städten zu verlangen. In Antwerpen hatten sie die große Mehrheit der Bevölkerung auf ihrer Seite; „es leben die Geusen!" rief man dort auf den Straßen. Zahlreiche Geistliche weigerten sich die Messe zu lesen, widerriefen von der Kanzel herab ihre bisherigen Meinungen, verheiratheten sich gar. Diejenigen unter den früher wegen religiöser Abweichungen Verurtheilten, die geflohen waren, kehrten in die Heimath zurück, entschlossen, Vergeltung an ihren Verfolgern zu üben. Mehr als 5000 Flugschriften, die im ganzen Lande verbreitet waren, vermehrten die Aufregung. Alle Einsichtigen stellten dem Könige vor, daß nur sein schleuniges Erscheinen in den Niederlanden dieselben für ihn und den Katholizismus retten könnte!

Höchst charakteristisch ist aber das Benehmen Philipps. Er schmeichelte jedem: seiner Schwester, ihren beiden Abgesandten, den großen Adligen, und

zwar niemandem mehr als Oranien — aber er gab keine entscheidende Antwort. Noch weniger wollte er seine Autorität durch eine Reise in das aufrührerische Land gefährden.

Oranien war gewarnt worden, daß Philipp gegen alle, die sich in irgend einer Weise seinen Edikten widersetzt hätten, im Geheimen vernichtende Schläge vorbereite. Während also der Prinz die Edelleute so viel wie möglich von Ausschreitungen zurückhielt, veranlaßte er sie doch zugleich zu einem Schritte, der den Gewaltthaten des Königs vorbeugen sollte. Im Juli 1566 hielten sie in St. Trond eine neue Versammlung, wo man eine abermalige Vorstellung an die Regentin, und zwar mit Androhung von Gewalt im Falle der Ablehnung, beschlossen; Oranien hatte die Eingabe gelesen, abgeändert und gebilligt. Sie forderte von Margarethen das feierliche Versprechen, daß die Theilnehmer am Krompromiß in keiner Weise für das bisher Geschehene belästigt werden sollten. Dabei begannen sie Truppen auszuheben.

So wuchs die Aufregung von neuem; und als endlich des Königs Antwort eintraf, war sie nur geeignet dieselbe zu erhöhen.

Philipp willigte in die Aufhebung der Inquisition, aber ihre Gewalten sollten den Bischöfen übertragen werden. Von Mäßigung der Religionsedikte sollte nur in geringstem Umfange die Rede sein. Die allgemeine Amnestie wollte er gewähren, jedoch nur mit Ausnahme der bereits gerichtlich Verurtheilten und unter der Bedingung eines Eides von Seiten der Edlen, den Kompromiß zu verlassen und von nun an die Regierung unbedingt zu unterstützen. Die Einberufung der Generalstände verweigerte er ganz und gar.

Die Niederländer wußten nicht, daß Philipp im Geheimen selbst gegen diese Zugeständnisse als erzwungen protestirt und darüber dem Papste die beruhigendsten Versicherungen ertheilt hatte; aber schon an sich waren jene so unbedeutend, so wenig genügend, daß sie nur den Unwillen steigerten. Die konföderirten Edelleute beschlossen eine förmliche Armee aufzustellen, die Regierung thatsächlich in die Hand zu nehmen.[1])

Dieses Beispiel wirkte ansteckend auf die unteren Klassen. Ermuthigt durch die bisherige Straflosigkeit aller Opposition gegen die Regierung und durch das fortwährende Zurückweichen der letztern, erhoben sie sich gegen die Bilder, die sie für götzendienerisch ansahen, und gegen allen Schmuck der Kirchen überhaupt, zuerst in St. Omer (August 1566), dann in den übrigen Städten Flanderns, darauf in Antwerpen, endlich durch die ganzen Niederlande. Tausende von Kirchen wurden von dem bewaffneten Pöbel auf schmähliche und barbarische Weise ausgeraubt und verwüstet, zahllose Kunstwerke vernichtet, viele Kostbarkeiten gestohlen.

1) Juste, La Révolution des Pays-Bas sous Philippe II.; I. II, 142 f. (ein fleißiges und tüchtiges Werk). — Der König hatte seinem Gesandten in Rom aufgetragen: Y asi podreis certificar á Su Santitad que antes que sufrir la menor quiebra del mundo en lo de la religion y del servicio de Dios, perderé todos mi estados y cien vidas que tuviese, etc. (Lafuente, Hist. gen. de Esp. XIII, 185).

Dieser „Bildersturm" wurde der Wendepunkt in dem Verhältnisse der Niederlande zu Spanien. War bisher noch ein friedlicher Ausgleich zu hoffen gewesen, so war jetzt diese Möglichkeit dahin, so waren die Geschicke der Niederlande endgültig auf den revolutionären Weg verwiesen. Man glaubt, daß Emissäre der fanatischen Katholiken und Anhänger Spaniens zu dem Bildersturm mitgewirkt haben.[1]) Selbst die verwegensten und entschlossensten Edelleute, wie Brederode, wollten nichts von der Herrschaft eines entfesselten Pöbels wissen. Die Mehrheit der Geusen schwur der Regentin, die ihnen dafür Freiheit der Predigt auf offenem Felde zugestand, ihre Unterstützung zu, und sie haben diesen Eid treulich gehalten. Zumal die „Martinisten" — wie man die Lutheraner in den Niederlanden nannte, meist Adlige und wohlhabende Kaufleute — waren über die Gewaltthaten der calvinischen Menge empört.

Oranien unterdrückte mit einer geschickten Mischung von Milde und Strenge die gefährlichste Empörung, die in Antwerpen, dann kleinere Aufstände in seinen übrigen Gouvernements. Ebenso zeigten sich seine Freunde unter den großen Herren unerbittlich gegen die Aufrührer, duldsam gegen die friedlichen Protestanten. Nur Egmont, ein strenger Katholik und längst von seinen ehemaligen Freunden unter dem Adel getrennt, gab den Reformirten im Allgemeinen Anlaß zur Klage.

Ruhe und Ordnung waren äußerlich hergestellt, aber hiermit nicht die schlimme Reaktion beseitigt, die naturgemäß durch jene Gewaltthätigkeiten der extremen reformatorischen Elemente hervorgerufen worden. Bisher war das ganze Land einig gewesen, jetzt traten die innern Gegensätze hervor. Die eifrigen Katholiken erkannten, daß die von ihnen seither geförderte Freiheit zum Untergang ihrer Kirche in den Niederlanden führen müsse, und stellten sich ihren bisherigen Verbündeten feindlich gegenüber. Der Hochadel, auch der protestantisch gesinnte, wollte nichts mit den Plünderern und Dieben des Bildersturms gemein haben, und trug zur Vernichtung der schlagfertigsten Elemente des niederländischen Protestantismus bei. Die Regentin selbst war entsetzt über die Folgen der von ihr bislang gepriesenen Duldung; sie warf nach einigem Zögern alle Schonung von sich und schloß sich der strengen Partei an — Viglius, Berlaymont und deren Anhängern — die sie bis dahin mit entschiedener Ungunst behandelt hatte. Truppen wurden ausgehoben, zumal in den meist katholisch gebliebenen wallonischen Provinzen. Wäre auch Margarethe von Parma Regentin der Niederlande geblieben, unter diesen Verhältnissen, die schon stärker geworden waren als die Menschen, wäre der Ausbruch des Kampfes unvermeidlich gewesen.

Philipp nahm die Nachrichten, die er aus den Niederlanden erhielt, mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Kaltblütigkeit auf; wirklich befestigten sie nur seine Ansicht, daß lediglich Strenge hier helfen könne, daß Zugeständnisse zu

1) Rahlenbeck, L'Inquisition et la Réforme. S. 76 ff.

immer neuem Unheil führen müßten. An diesen niederländischen Streitigkeiten härtete sich das Herz Philipps II., durch sie wurde er zu der Ueberzeugung gebracht, daß er der berufene Vertheidiger der Rechtgläubigkeit gegen die überall anstürmende Ketzerei sei. „Lieber will ich," hatte er eben damals an den Papst geschrieben, „lieber will ich alle meine Staaten verlieren, als Beherrscher von Ketzern sein." Denn das schien ihm gegen sein Gewissen zu gehen. Zumal seit dem Bildersturme und den strengen Entschlüssen, zu denen ihm derselbe Veranlassung gab, tritt das finstere, unerbittliche, fanatische Wesen in seinem Charakter mehr und mehr in den Vordergrund. Während er öffentlich die mildesten Worte in Betreff der Niederlande gebrauchte, schrieb er im Geheimen der Regentin, er werde mit einem starken Heere nach Flandern kommen und zumal die großen Herren zu schwerer Rechenschaft ziehen. Diesen legte er nämlich die hauptsächliche Schuld an dem Vorgefallenen bei.

Am 29. Oktober 1566 fand in Madrid die entscheidende Staatsrathssitzung statt. Wie gewöhnlich standen Eboli und Alba sich gegenüber. Dieser stimmte für die strengsten Maßregeln, für gewaltsame Niederwerfung, unnachsichtliche Bestrafung der Ungehorsamen; jener für eine Reise des Königs nach den Niederlanden, wo es seinem Ansehen und einer weisen Mischung von Gerechtigkeit und Mäßigung gewiß gelingen werde, die Verirrten zum rechten Wege zurückzuführen. Auch der Papst sandte damals den Bischof von Ascoli nach Madrid, um den König zur persönlichen Anwesenheit in den Niederlanden zu ermahnen, als dem besten Mittel, dort zugleich die königliche Autorität und die Herrschaft der Kirche wieder zu befestigen. Ebenso hatte noch am 15. September Granvella aus Rom in den dringendsten Ausdrücken dem Könige zur Reise gerathen und zur Milde gegen Leute, die zum großen Theil verführt worden seien, und deren frühere bedeutende Dienste man ebenso wenig vergessen dürfe, wie die ihrer Vorfahren.

Allein so laut und wiederholt auch Philipp jene Reise selbst seinen vertrautesten Dienern als bevorstehend verkündete: er hatte sich zu der Meinung Albas bekehrt, und das Schwert allein, nicht königliche Milde, sollte in den unglücklichen Niederlanden walten.

Oranien erhielt Kunde von den geheimen Beschlüssen des Königs. Theils um der Selbsterhaltung willen, theils aus Sorge um das Land suchte er seine Freunde zu bewaffnetem Widerstande zu veranlassen, aber dieser Plan scheiterte an der wiederholten Weigerung Egmonts, den man nicht entbehren zu können glaubte. So mußte Oranien sich begnügen, in seinen Gouvernements den reformirten Gottesdienst zu organisiren und Verbindungen mit den deutschen protestantischen Fürsten anzuknüpfen. Es ist bemerkenswerth, daß Oranien stets ein guter deutscher Patriot blieb, am liebsten die Niederlande unter den Schutz des Kaisers gestellt und als integrirenden Bestandtheil dem deutschen Reiche eingeordnet hätte. Immer betonte er, daß er aus deutschem Blute entsprossen, Deutschland sein Geburtsland sei.

Margarethe benutzte eifrig die Zwietracht und Entmuthigung der natio-

nalen Partei; ihr kräftiger elastischer Geist hatte sich selbst wiedergefunden. Sie forderte von allen Beamten und Truppen einen neuen Eid: Seiner Majestät dienen zu wollen für und wider jeden. Während Oranien sich dieses verfänglichen Schwures weigerte, leisteten ihn Hornes und Egmont und fielen gänzlich zu den Spaniern ab. Dadurch ermuthigt, legte die Regentin, indem sie die Abhaltung protestantischer Gottesdienste untersagte, in die hauptsächlichsten Städte Garnisonen. Als Valenciennes sich weigerte eine solche aufzunehmen, ließ sie die Stadt belagern. Hierauf brach der Kampf zwischen der Regentin und den eifrigen Protestanten unter der Führung Brederodes, Ludwigs von Nassau und der beiden Marnix offen aus. Indeß die Truppen der Regentin blieben überall siegreich. Johann Marnix von Thoulouze wurde bei Austruweel im Angesichte von Antwerpen geschlagen und getödtet, während Oranien die 40,000 Protestanten dieser letztern Stadt daran verhinderte, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen; er hielt unter den gegenwärtigen Umständen einen Kampf für aussichtslos. Auch Valenciennes mußte sich ergeben, und die grausame Strafe, die über den Ort verhängt wurde, schreckte alle übrigen Städte zur Unterwerfung. (März 1567.)

Oranien sah ein, daß es einstweilen mit der Freiheit der Niederlande vorbei sei. Da er jetzt nicht im Stande war, dieselbe zu vertheidigen, beschloß er, sich für bessere Zeiten aufzusparen und einstweilen das Land zu verlassen. Trotz der Bemühungen der Regentin, ihn zurückzuhalten, begab er sich Ende April 1567, von 150 Arkebusiren geleitet, auf seine deutschen Besitzungen nach Dillenburg in Nassau; „man soll das Vöglein," sagte er, „nicht im Käfig finden." Vergebens hatte er unter Thränen Egmont zu bestimmen gesucht, entweder mit ihm die Waffen zu ergreifen oder ihm in das Ausland zu folgen. Unsichern und schwankenden Charakters bestrebte sich der Graf, durch übermäßige Loyalität seine frühere Opposition vergessen zu machen. Andere Vornehme — darunter auch Brederode — und zahllose Personen aus allen Ständen waren vorsichtiger: zumal England füllte sich mit flüchtigen Niederländern protestantischer Religion.

Als auch das reiche und wohlbevölkerte Antwerpen sich der Regentin unterworfen hatte, als auch hier die Inquisition wieder aufgerichtet war, als die königlichen Garnisonen unbestritten in den größern Städten der Siebzehn Provinzen herrschten, als an allen Landstraßen Galgen mit den Leibern unglücklicher Protestanten standen, als Tausende von Familien ihrer Besitzthümer beraubt wurden, Zehntausende Vermögen, Intelligenz und Betriebsamkeit dem Auslande zuführten: da schien in den Niederlanden der Zustand hergestellt, wie er Philipp II. als Ideal vorschwebte.

Und doch war Philipp noch nicht zufrieden. Dieser Fürst wußte nie zu vergeben; und so vergaß er es auch seiner Schwester nicht, daß sie eine Zeit lang seinen Absichten zuwider gehandelt und ihn zur Nachgiebigkeit gezwungen hatte. Sie sollte beseitigt werden, ersetzt durch den Mann, der von Beginn an zu gewaltsamen Maßregeln gerathen hatte, durch den Herzog von

Alba. Während er die Regentin durch Ankündigung seiner eignen nahen Ankunft zu täuschen suchte, rückte Alba — vorgeblich sollte er dem Könige nur die Wege bahnen — mit 10,000 erprobten Veteranen von Italien nach den Niederlanden. Selbst die loyalsten Niederländer, selbst die königlichen Beamten hielten diesen Schritt für eine verderbliche Provokation des ganzen Volkes.

Albas bloßer Name brachte Entsetzen und Verzweiflung über die unglücklichen Niederländer, die abermals zu Tausenden vor dem Schrecklichen aus ihrer Heimath entflohen. Am 22. August 1567 zog er in Brüssel ein. „Die Züchtigung, welche die Bösen verdient haben, bekommen nun auch die Guten zu fühlen," schrieb damals ein eifrig katholischer und spanischer Jurist an Granvella.[1])



Medaille mit dem Bildniß des Herzogs von Alba. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Der Empfang Albas in der Hauptstadt spiegelte deutlich das allgemeine Mißvergnügen wieder, das durch seine Sendung Philipp in den Niederlanden hervorbrachte. Niemand kam ihn zu empfangen, fast mit Gewalt mußte der Herzog sich den Weg durch die Wachen der Regentin in deren Palast bahnen. Sie unterredete sich mit ihm nur stehenden Fußes. Mit richtiger Erkenntniß der unwürdigen Rolle, die sie neben dem mit unbedingten Vollmachten ausgerüsteten Herzog spielen würde, hatte sie schon im Frühjahr, bei der ersten Nachricht von Albas Anmarsch, vom Könige ihre Entlassung gefordert. Jetzt sah sie alle ihre Befürchtungen noch übertroffen. Alba handelte, ohne irgend eine Rücksicht auf sie zu nehmen. Seine Umgebung trug kein Bedenken, laut von der Schwester des spanischen Monarchen zu sagen: sie sei ein sehr schlechtes und gefährliches Weib. Alba ließ seine Soldaten so ungescheut unter dem unglücklichen Landvolk schalten, daß selbst die Mönche gegen jene predigten. Die niederländischen Kriegsleute, welche die Regentin ausgehoben, wurden entlassen, neben den Spaniern und Italienern nur Deutsche und Franzosen — also alles Fremde — beibehalten, recht zum Trotze der Landesverfassung. Und dann vollführte Alba gegen den katholischen Hochadel, dem er anfangs geschmeichelt, einen vernichtenden Schlag. Nachdem er den Grafen Hornes durch heuchlerische Einladungen nach Brüssel gelockt, nahm er diesen, Egmont und einige andere hervorragende Edelleute in Haft. Zu spät erkannten sie die Richtigkeit von Oraniens Vorhersagungen! Philipp aber äußerte über die Nachricht des gelungenen Streiches eine wilde höhnische Freude.[2]) — Im Dezember 1567 durfte dann auch Margarethe von Parma die ihr gründlich

1) Poullet, Correspondance. II, 596. 2) Dep. des französ. Gesandten in Madrid, Forquevaulx, v. 30. Sept. 1567; Gachard, Biblioth. nat. à Paris. II, 249.



Hie Kompt ein loser fux ins spiel.
Aluanus mit der Spanier viel.

Mit gahr heimlichen mandaten,
Damit ersolt das lant verrathen,
Anno Dnj M. D.

8.

Gaillard, phototyp.

Herzog Albas

Facsimile eines gleichzeitigen



Albas Einzug in Brüſſel.

...eitigen Kupferſtiches von Franz Hogenberg.

verleideten Niederlande verlassen. Sie sagte, sie wolle lieber in die Hände der Türken fallen, als ertragen, was der Herzog ihr anthue.[1])

Immer weiter führte Alba den mit Philipp vorher genau verabredeten Plan durch. Er schuf einen Gerichtshof, bestehend aus zwölf Personen, der frei von Rücksicht auf die Landesgesetze seine Urtheile fällen sollte; eine Art bürgerlichen Kriegsgerichtes, welches den Namen „Rath der Unruhen" erhielt, vom Volke aber nicht mit Unrecht der Blutrath genannt ward. Vergebens empfahl die Regentin bei ihrer Abreise nach Parma den Weg der Milde und die Einberufung der Generalstaaten, vergebens stimmten Granvella von Rom aus und die loyalsten Großen des Landes selbst diesem Rathe bei: Alba, auf die vollkommene Billigung des Königs gestützt, glaubte die Unterwerfung des Landes durch grausame Strenge, ohne Rücksicht auf bestehende Rechte und Gesetze sichern zu müssen. Spione wurden durch sämmtliche Provinzen geschickt, um alle an den Unruhen Betheiligten aufzuspüren; besondere Kommissionen hatten die Prozesse für den Rath der Unruhen vorzubereiten. Diesen trieb er zu schnellem, rücksichtslosem, blutigem Vorgehen an. Während eines einzigen Tages wurden, wie Alba selbst an Philipp berichtet, fünfhundert gefangen gesetzt, deren Tod der Herzog von dem Gericht verlangte, ohne daß er dabei weiter mit juristischen Fragen belästigt werde; Verdächtige, die man wegen mangelnden Beweises nicht gut hinrichten könne, sollen mit ausgiebigen Geldstrafen heimgesucht werden.

Der Rath der Unruhen bestand zur kleinern Hälfte aus royalistischen Niederländern, zur größern aus Geschöpfen Albas, Juristen, die in der spanischen Schule aufgezogen waren. Aber sogar diese schreckten vor dem auch selbst die Formen des Rechts verachtenden Blutdurst eines Alba zurück. „In den Angelegenheiten der Rebellen und Ketzer," schreibt der Herzog an seinen Herrn, „habe ich eine Stütze nur an Juan de Vargas, weil das ganze Tribunal nicht allein mich nicht unterstützt, sondern mich so viel quält, daß ich mehr mit ihm zu thun habe, als mit den Deliquenten." Und wiederum that dieser Alba dem Könige nicht genug! Mit der Kühle des Fanatismus, die uns Philipps Charakter so antipathisch macht, bemerkt der König zu der Anzeige Albas, daß man alle Unterzeichner des Kompromisses für Hochverräther erklärt habe: „Dasselbe soll mit allen denjenigen geschehen, die sie unterstützten und förderten, da sie in der That noch schuldiger sind."

Bald nahmen die meisten der zwölf Beisitzer keinen Antheil mehr an den Verhandlungen des Gerichts; der einzige maßgebende Richter blieb jener von Alba so hochgepriesene Vargas, ein Mensch, der die gemeinsten Verbrechen begangen hatte, gegen den in Spanien zwei Kriminalprozesse schwebten, und der infolge dessen ganz auf Albas Schutz angewiesen war, welchen er sich durch unermüdliche Grausamkeiten zu verdienen suchte. Dieser Vargas verstand kein Wort von der Sprache der Tausende, die er zu schimpflichem

1) Poullet III, (1881) 76.

und qualvollem Tode zu verurtheilen pflegte. Er hielt die andern Richter unter blindem Terrorismus. Jeder, der in die Gewalt der spanischen Henker kam, war mit dem Augenblick der Verhaftung schon so gut wie gestorben. Er wurde von allem Verkehr mit den Seinigen abgeschlossen, selbst ein schriftliches Wort des Trostes durfte er weder empfangen noch geben; und wenn man ihm auf der Folter die Glieder gebrochen, schleppte man ihn, den Knebel im Munde, zur Richtstätte. Wer abschwur, wurde „begnadigt" — das heißt, anstatt durch das Feuer mit dem Schwerte hingerichtet! Fast niemand kam lebend aus den Gefängnissen des Blutrathes: denn wenn die Untersuchung selbst die Unschuld des Angeklagten herausstellte, wußte Vargas Scheingründe zu seiner Verurtheilung zu finden.

Ganz Europa war von Unwillen über ein Verfahren erfüllt, dessen furchtbare Folgen ihm durch die zahlreichen Flüchtlinge, die nichts als ihr nacktes Leben über die Grenzen gerettet hatten, unmittelbar vor Augen geführt wurden. Selbst gute Katholiken verließen in Masse das Land. Kaiser Maximilian II. glaubte sich als Lehnsherr auch der Niederlande und als Vetter Philipps II. berufen, bei diesem zu Gunsten der Niederländer einzuschreiten, sah sich aber auf das entschiedenste zurückgewiesen. In den Niederlanden führten die spanischen Beamten und Offiziere eine trotzige Sprache, nannten alle Niederländer „Rebellen" und „Ketzer", erpreßten schwere Geldsummen. Auch die Treuesten unter den Eingeborenen begannen zu murren.[1])

Den Niederländern blieb nur eine Hoffnung: die auf gewaltsame Abschüttlung des verhaßten Joches! Darauf zählte Wilhelm von Oranien.[2])

Dieser Fürst hatte sich zwar in gerechter Besorgniß persönlich der Rache Philipps entzogen, aber er wurde von derselben dennoch auf das empfindlichste getroffen. Nicht nur wurden alle seine Güter in den Niederlanden eingezogen, sondern mit tyrannischer Willkür bemächtigten die Spanier sich auch seines ältesten Sohnes, des Grafen von Büren, der damals in Löwen seinen Studien oblag. Er wurde nach Spanien geführt und dort zur Feindschaft gegen seinen Vater und sein Land, im Hasse gegen seiner Eltern religiöse und politische Ueberzeugung erzogen. Es war vielleicht die ausgesuchteste Pein, die man einem Vaterherzen anthun konnte!

Kein Wunder, daß Oranien für sein Volk und für seine Person von der grimmigsten Feindschaft gegen die grausame Tyrannei der Spanier er-

---

1) Poullet III, 35. 389. 2) Kervyn de Lettenhove führt am angegebenen Orte S. 157 einen demüthigen, ja niederträchtigen Brief an, den Oranien am 8. September 1567 an Alba geschrieben haben soll, und in dem er um des Herzogs Freundschaft wirbt. Dieses angebliche Schreiben ist keineswegs von Herrn Kervyn entdeckt, sondern schon seit 1802 bekannt, allerdings nicht in dem stets vergeblich gesuchten spanischen Original, sondern in einer französischen Uebersetzung. Es kann gar kein Zweifel sein, daß dieses Dokument von den Feinden Oraniens geschmiedet ist; man sehe darüber die Gründe Wauters', und ganz besonders Kahlenbecks in der Revue de Belgique 1882, S. 142ff.



In Culnburchs hoff, auß falschem grundt
Den Grauen von Horn, vnd Egmondt.

Aluanus zu sich ruffen thett,
Mit ihn zuhandlen war sein beet.

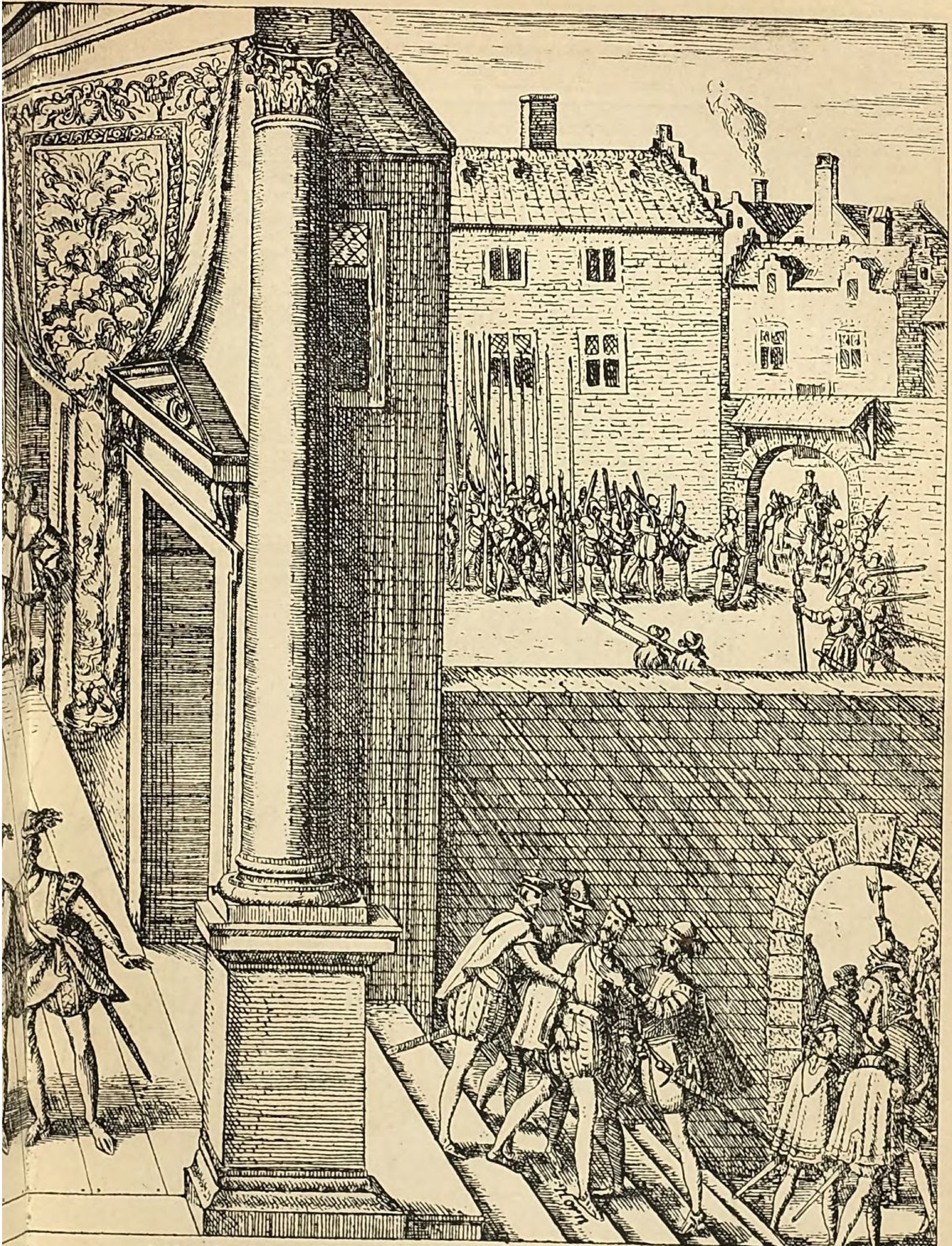
Anno Dnj. M. D. L

2

Gaillard, phototyp.

Der Blutrath: Gef

Facsimile eines gleichzeitigen K



Von eines ſchloß beſter geſtalt.
Damit man zwung des volcks gwalt.
LXVII. X. Septembris.

Fengt ſei aber mit Iudas hendt
Und furht ſei hinwegk ins Schlos zu Ghedt

Gefangennahme Egmonts.

Kupferstiches von Franz Hogenberg.

füllt wurde. Er und die übrigen geflüchteten Großen opferten die Reste ihres Vermögens, um ein Heer zur Befreiung ihres Vaterlandes zu bilden. Von einigen deutschen Fürsten erhielten sie offene, von Antwerpen und den großen Städten der Provinz Holland geheime Unterstützung. Im Frühjahr 1568 waren ihre Vorbereitungen vollendet, und zuerst drang der feurige Ludwig von Nassau mit einem Corps in Friesland ein: pro lege, rege et grege las man auf den oranischen Fahnen. Wirklich trug Graf Ludwig am 23. Mai bei Heiligerlee einen glänzenden Sieg über die Spanier davon, der nur durch den Tod seines jüngern Bruders Adolf getrübt wurde, des ersten der zahlreichen Opfer, welche aus dem Geschlechte der Nassau für die niederländische Freiheit bluteten.



Medaille mit dem Bildniß des Grafen Egmont. Originalgröße.
(Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

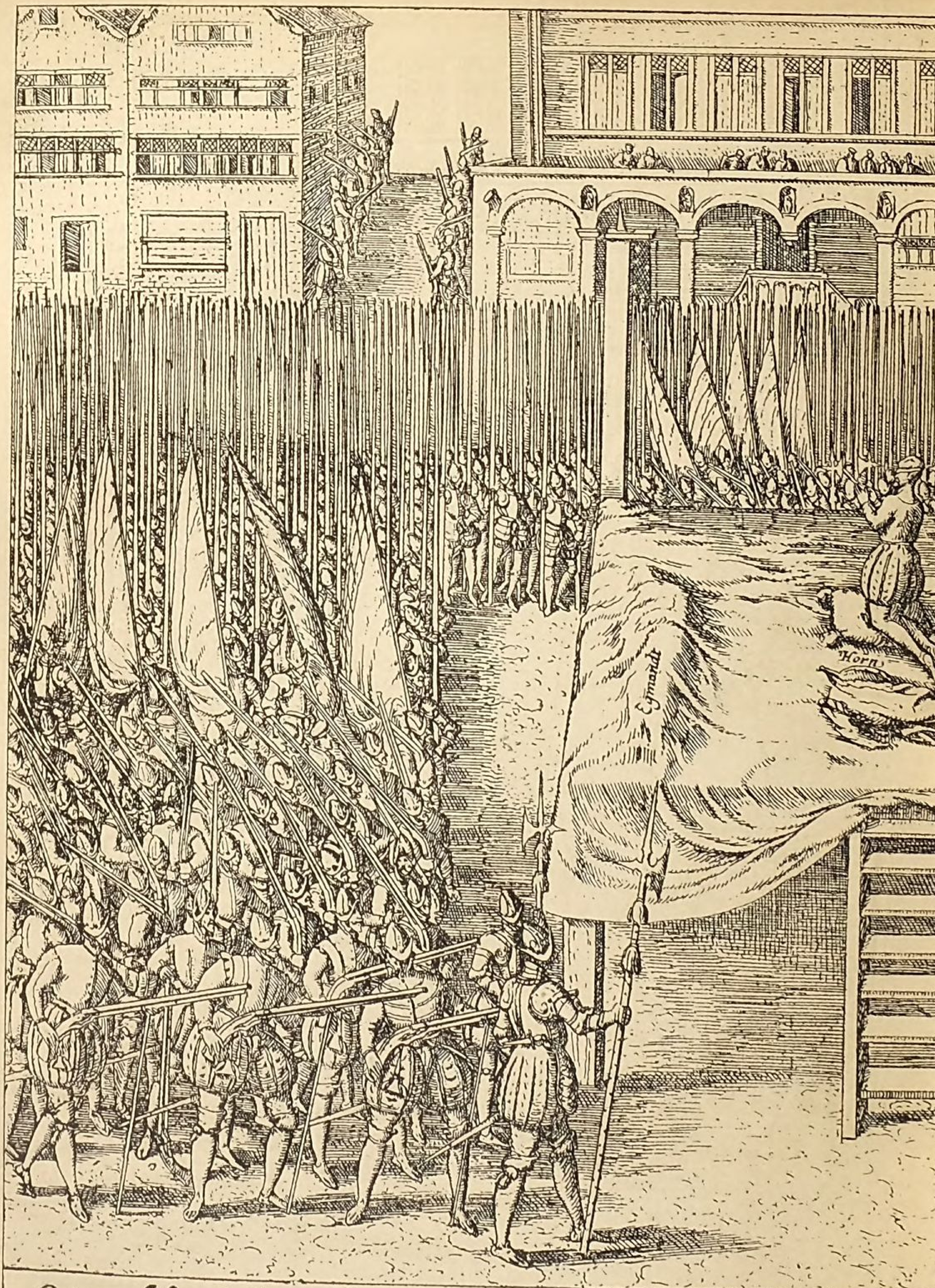
Alles hing nun davon ab, ob das Land den Muth haben würde, sich trotz der Musketen und Piken der spanischen Soldaten für das Häuflein der Befreier zu erheben. Alba wollte dies durch erhöhten Schrecken verhüten und antwortete auf den Angriff der Geusen durch eine Verdoppelung seiner blutigen Thätigkeit. Außer vielen Unglücklichen niedern Ranges wurden Egmont und Hornes unter Verhöhnung aller Rechtsformen zum Tode verurtheilt. Die allgemeinen Sympathien, die beide und zumal Egmont in ganz Europa fanden; die vielfachen Vorstellungen katholischer Fürsten und Kardinäle, selbst Granvellas, zu ihren Gunsten; das Murren des Volkes, das sagte, zweimal habe Egmont durch seine Siege dem Könige die Krone gerettet: alles dies veranlaßte Philipp nur, Alba die Beschleunigung ihres Prozesses anzuempfehlen. Die beiden Grafen wurden am 5. Juni 1568 auf dem Markte von Brüssel, vor dem alten königlichen Palaste, dem „Brodhause", und im Angesichte des prächtigen Stadthauses, des Denkmals bürgerlicher Freiheit und Unabhängig-

keit, hingerichtet. Philipp, der nie eine Beleidigung vergaß, gedachte dagegen der zahlreichen Dienste, die ihm Egmont geleistet, so wenig, daß er das ganze reiche Vermögen des Grafen einzog und von Alba selbst nur mit Mühe dazu vermocht werden konnte, der Witwe und den zahlreichen Kindern desselben eine nothdürftige Pension zu gewähren.

Die Hinrichtung Egmonts und Hornes' geschah wenigstens unter dem Scheine rechtlichen Verfahrens. Aber eine andere Rache, die der König ausübte, unterscheidet sich in nichts von gemeinem Morde. Er hatte 1566 die Abgesandten seiner Schwester, der damaligen Regentin, Bergen und Montigny, nicht allein wiederholt in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu sich eingeladen, sondern auch freundlich, ja herzlich aufgenommen. Und doch hatte er von Beginn an ihren Untergang beschlossen; zumal der Marquis von Bergen war ihm tief verhaßt, weil derselbe einst in den Tagen der Aufregung beleidigende Reden gegen ihn geführt haben sollte.[1]) Unter verschiedenen Vorwänden hielt er sie zurück, bis er die Zeit für gekommen hielt, Montigny in Verhaft zu nehmen; der glücklichere Bergen war ihm durch einen natürlichen Tod entgangen. Jenem wurde dann ein sogenannter Prozeß vor Alba und Vargas gemacht, in den Niederlanden, während der Angeklagte in Spanien war; natürlich wurde der Tod ausgesprochen und Montigny im Gefängniß erdrosselt, offiziell aber sein Tod als ein natürlicher bezeichnet. Es ist wahr, daß damals die Souveräne den Mord mißliebiger Unterthanen fast als ein ihnen gesetzlich zustehendes Hoheitsrecht betrachteten; indeß die eingehende Sorgfalt, mit welcher Philipp II. sich in die Details der finanziellen Hinterlassenschaft dieser wie anderer Verurtheilten vertiefte, die kleinliche Habgier, die er dabei zeigte, erweisen, daß nicht nur hochgradiger Fanatismus und rücksichtsloser politischer Ehrgeiz, sondern auch viel gemeinere Leidenschaften die Seele des spanischen Monarchen erfüllten.

Die Grausamkeiten Albas, die sich unaufhörlich folgenden Hinrichtungen hatten in der That zunächst die beabsichtigte Wirkung. Von Schreck ergriffen, verharrten die niederländischen Protestanten in dumpfer Unthätigkeit. Die kleine Schaar Ludwigs von Nassau wurde am 21. Juni bei Jemmingen geschlagen und zur Räumung des friesischen Bodens genöthigt. Trotzdem versuchte der unerschrockene Oranier sein Heil und erschien im Anfang Oktober mit einem nicht unbeträchtlichen, aber wegen Geldmangels meuterischen Heere im südöstlichen Theile des Landes. Allein das Mißgeschick seines Bruders hatte den Muth der durch Henkerbeil, Auswanderung und Krieg schon stark verminderten Freigesinnten vollends gebrochen, mit Schmerz mußte der Oranier wahrnehmen, daß nicht eine Stadt, nicht ein Edelmann sich für ihn erhob. Der Herzog von Alba, der als Feldherr ihm ebenso überlegen war, wie die geübten spanischen Truppen den eiligst zusammengerafften oranischen

1) Gachard, Correspondance de Philippe II. Bd. II, S. XXXVII. — Poullet, Correspondance de Granvelle. I, 84.



Priuater haß, vnd alter groll,
Davon die Spaniardt toll vnd voll.
13

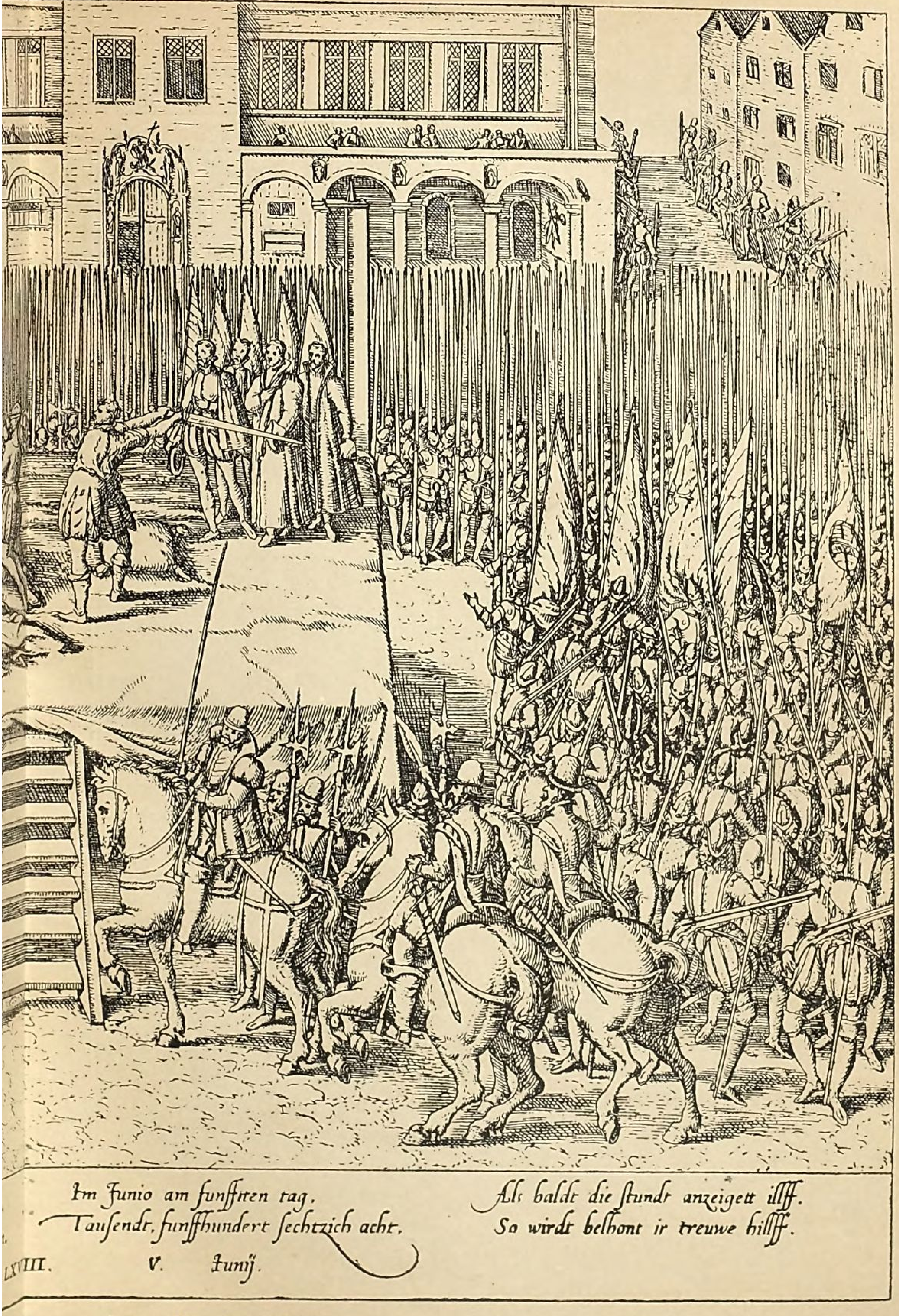
Egmondt vnd Horn beid vom Orden.
Zu Brussell schendtlich thunt ermorden.

Anno Dnj M. D. LXV

Gaillard, phototyp.

Hinrichtung von Egmont und H

Facsimile eines gleichzeitigen K



und Hornes auf dem Markt zu Brüssel.

…pferstiches von Franz Hogenberg.

Söldnern, drängte ihn Schritt um Schritt zurück. Er machte einen Versuch, sich in der Bischofstadt Lüttich festzusetzen, allein auch dieser mißlang, und so sah Wilhelm kein anderes Ende, als mit seinen geschwächten Schaaren sich nach Frankreich zu werfen, wo er einige Zeit den Hugenotten in ihrem dritten Kriege beistand, um endlich entmuthigt, niedergeschlagen, nach Deutschland zurückzukehren. Die lutherischen Fürsten dieses Landes, von kleinlichem Hasse gegen die Calviner erfüllt, verweigerten ihm jede Unterstützung für die niederländische Sache. Selbst in seinem Privatleben wurde er von einem neuen Schmerze getroffen: die Untreue seiner Gattin Anna, einer sächsischen Prinzessin, kränkte ihn tief und erregte in ganz Deutschland das peinlichste Aufsehen.

Papst Pius V. hatte sich überzeugt, daß der von Philipp eingeschlagene Weg doch der geeignetste sei. Während er dem Herzog von Alba, „seinem theuren und geliebten Sohne", einen geweihten Degen und ein kostbares Barett sandte, richtete er an den König ein Breve in den Ausdrücken salbungsvollen apostolischen Dankes und Segens. In der That, Philipp II. hatte einstweilen seinen Zweck erreicht. Despotismus und ausschließlicher Katholizismus triumphirten in den Niederlanden, über welche das Schweigen tiefer Bangigkeit und steter Furcht sich legte, nur unterbrochen durch den ehernen Tritt der spanischen Soldaten und das Stöhnen der zu Tode gefolterten Schlachtopfer. Man bezeichnete es später als eine der vorzüglichsten Ursachen für den Abfall der Niederlande, daß Alba selbst nach hergestelltem Frieden in seinem Schreckensregimente nicht nachgelassen und so den spanischen Namen auch dem friedlichen Theile der Bevölkerung verhaßt gemacht habe.[1]) Die Wahrheit ist, daß der Terrorismus seine Waffen bald abnutzt, indem der Geist sich an das Grauenhafte gewöhnt und die Scheu davor verliert. Wie oft hat fürstliches oder auch demagogisches Tyrannenthum zu seinem Schaden die Wahrheit dieses Satzes erprobt! —

Auch nach einer anderen Seite hin verfocht Philipp das seiner Meinung nach übereinstimmende Interesse Spaniens und des katholischen Glaubens: gegen die Türken. Frankreich lag in blutigen Religionshader verstrickt, und so konnte Spanien seine ganze Kraft gegen die Ungläubigen wenden, die einst die furchtbarsten Verbündeten Franz I. in seinem Kampfe gegen Karl V. gewesen waren. Spanien war dazu bestimmt, stets seine religiösen und politischen Interessen eng vereinigt zu erblicken, und der Krieg gegen den Halbmond, den es acht Jahrhunderte lang im eigenen Lande geführt hatte, tobte seitdem fast ununterbrochen an allen Küsten des Mittelmeeres weiter.

Das türkische Reich stand damals auf dem Gipfel seiner Größe und Macht,[2]) unter der Regierung Suleimans II. (1520—66), des Prächtigen,

---

1) Rel. di Leon. Donato p. 439. 2) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. II, 611 ff., III, 3 ff.

den man besser den Schrecklichen nennen sollte. Er hatte den Johanniterorden von Rhodus vertrieben; er hatte in der Schlacht bei Mohacz (1526) die Macht der Ungarn vernichtet; er hatte Belgrad und Ofen zu türkischen Städten gemacht. Freilich vor Wien war er gescheitert, aber die Habsburger hatten ihm den größten Theil Ungarns und seiner Nebenländer abtreten müssen. Während er den Persern die Euphratländer entriß, plünderten unter dem furchtbaren Korsarenfürsten Khair-eddin Barbarossa seine Flotten die blühenden Küsten Italiens und unterwarfen dem Padischah die Küstenländer des nördlichen Afrika. Die Venezianer mußten ihm Dalmatien überlassen, Ferdinand I., der spätere deutsche Kaiser, ihm Tribut bezahlen. Aber Suleiman war nicht nur ein furchtbarer Eroberer, er war trotz seiner Strenge und Selbstherrlichkeit auch ein geschickter und einsichtiger Verwalter. Er übte Gerechtigkeit, hielt die Beamten in Pflicht und Gehorsam, zeigte sich nicht unfreundlich gegen seine christlichen und jüdischen Unterthanen. Mit vollen Händen theilte er das Geld unter Gelehrte und Dichter aus; er beförderte Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel. Abendländische Schriftsteller, also seine geborenen Gegner, preisen ihn wegen seiner „Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Treue", wegen seiner Tugend, Religiosität, seines Eifers im Studium der Philosophie und des Gesetzes.[1]) Zu keiner andern Zeit war das türkische Reich so fruchtbar an großen Feldherren, an Baumeistern, Geschichtschreibern, Poeten, an literarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen. Mit einem so ungeheuren Reiche, mit so gut geordneter Verwaltung, mit einem überaus zahlreichen muthigen Heere war der Sultan den zerrütteten und uneinigen Staaten des Abendlandes überlegen. Nur Spanien schien stark genug, ihm Widerstand zu leisten.

Doch war der Beginn des Krieges kein glücklicher für Philipp II. Die vergeblichen Expeditionen gegen die Insel Gelves und gegen Marokko in den Jahren 1559 und 1562 hatten die spanischen Finanzen auf lange hinaus zerrüttet und die besten Veteranenregimenter vernichtet. Aber Philipp II. ließ sich nicht entmuthigen, und am Ende zeigte sich die unerschütterliche Ausdauer der Kastilier doch stärker als der wilde Muth der Türken. Nach heldenhafter Vertheidigung der Festungen Mazarquivir und Oran gegen weit überlegene Türkenschaaren gelang den Spaniern die Eroberung von Peñon de Velez an der marokkanischen Küste und die Sperrung des Tetuanflusses, eines beliebten Zufluchtsortes der berberischen Seeräuber.

Bald jedoch handelte es sich um eine größere Entscheidung, um wichtigere Interessen.

Von allen den Ritterorden, die einst während der Zeit der Kreuzzüge zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet worden waren, hatte nur einer

---

1) A. Geuffroy, ein Malteserritter (1546) und W. Postel (1560), citirt bei Jean Zeller, La diplomatie française vers le milieu du 16^{me} siècle. (Paris 1881.) S. 153.

seine Bestimmung noch über das Mittelalter hinaus bewahrt: der der Johanniter. Nach dem Verluste des heiligen Landes an die Sarazenen hatte er seinen Sitz nach der Insel Rhodus verlegt; so gering auch die materielle Macht der Ritter war, die Thatkraft, mit der sie ihr ganzes Sein der Bekämpfung des Halbmonds widmeten, machte sie demselben furchtbar. Von Suleiman — wie erwähnt — im Jahre 1522 von Rhodus vertrieben, hatten die Ritter durch die Großmuth Karls V. einen neuen Wohnsitz auf Malta erhalten; und von hier aus führten sie unerschrocken den beständigen Krieg gegen die Ungläubigen weiter und respektirten selbst die Privatgaleeren des Großherrn nicht. Suleiman, obwohl hoch betagt, beschloß, den gefährlichen Orden auch aus diesem Zufluchtsorte zu entfernen. 200 Kriegsschiffe und 45,000 Soldaten erschienen im Frühjahr 1565 vor Malta, wo der heroische hochbetagte Großmeister Lavalette mit 9000 Rittern, Knappen und Soldaten sich heldenmüthig vertheidigte. Aber endlich hätten doch die Johanniter den Angriffen der unaufhörlich durch frische Truppen verstärkten Türken erliegen müssen, wenn ihnen nicht von außen Unterstützung gekommen wäre.

Während ganz Europa mit Bewunderung und Theilnahme auf die Handvoll muthiger Ritter schaute, fand sich doch ganz besonders Spanien zu ihrer Vertheidigung veranlaßt. Die spanischen Besitzungen in Süditalien wurden hauptsächlich durch den vorgeschobenen Posten Malta vor ernstlicheren Angriffen der Türken geschützt; ging dieser an die Moslemin verloren, so war auch Sizilien kaum vor ihnen zu retten. Philipp sammelte deßhalb, allerdings mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit, in Sizilien eine Flotte und ein Heer, deren Erscheinen an der Küste von Malta dann auch die Aufhebung der Belagerung bewirkte. 30,000 Soldaten hatten die Türken in diesen drei Monaten verloren. Es war ein glänzender Sieg des Kreuzes über den Halbmond; und wenn die Spanier auch nicht an den Gefahren der Belagerten, so hatten sie doch an dem Triumphe derselben wesentlichen Antheil genommen.

Allein Philipp hatte die Mohammedaner auch in seinem eigenen Lande zu bekämpfen.[1])

Bei der Eroberung Granadas, des letzten mohammedanischen Reiches auf dem Boden der Halbinsel, war den Bewohnern desselben volle religiöse Freiheit verheißen worden. Nicht lange jedoch hatten die unduldsamen Sieger ihre Versprechungen gehalten. Erst durch gütliche Mittel, dann mit Gewalt

1) Ueber den Aufstand der Morisken gibt es zwei gleichzeitige Hauptwerke: des Diego Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada (zum ersten Male gedruckt Lissabon 1627), und des Luis de Marmol Carvajal schon 1600 gedruckte Historia del rebelion y castigo de los Moriscos del reino de Granada. Besonders das letztere Werk ist sehr wichtig. Von neueren Arbeiten sei nur der dritte Band der höchst verdienstvollen Histoire des Mores Mudéjares des Grafen Circourt (Paris 1846) genannt. Die von dem Marques von Mendoza über diesen Krieg dem Könige Philipp II. überreichte Denkschrift findet sich bei A. Morel-Fatio, L'Espagne au 16me et au 17me siècle. (Heilbronn 1878.) S. 13 ff.

hatte man die Moslemin in Granada, in Valencia und Aragon dahin gebracht, zum Christenthum überzutreten. Doch muß man Karl V. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Morisken — so nannte man die getauften Abkömmlinge der Mauren — im Ganzen milde behandelte und sie unter der Bedingung, daß sie den christlichen Namen trügen, ruhig ihrem alten Glauben nachhängen ließ, den sie nach ihrer scheinbaren Bekehrung im Grunde nicht weniger hoch hielten, als vor derselben. Wußte der Kaiser doch, daß die Morisken sich durch Fleiß und Betriebsamkeit vor den arbeitsscheuen, hochmüthigen Spaniern auszeichneten, daß zumal die hohe Blüthe der Landwirthschaft in den südlichen Provinzen Spaniens vor allem ihnen zu danken sei.

Anders wurde es unter Philipp II. Die fanatischen Priester und die räuberischen Richter, die es längst auf die Vernichtung der Morisken abgesehen hatten, hielten mit Recht diesen Monarchen für ihren Anschauungen und Plänen zugänglicher. Pedro Guerrero, der gelehrte Erzbischof von Granada, andere Bischöfe und Hoftheologen, die Präsidenten des königlichen Raths von Kastilien und des Gerichtshofs von Granada machten es dem Könige geradezu zur Gewissenssache für den Glauben und sein Reich, die Morisken ihrer Eigenthümlichkeiten zu berauben oder sie zu vernichten. Bald überzeugten sie ihn, und so erließ er eine Reihe von Verordnungen gegen das ganze Sein und Wesen der Morisken; Verordnungen, die einem Volke, welches so eifersüchtig auf die Bewahrung der von den Vätern überkommenen Bräuche hielt, unerträglich erscheinen mußten. Vergebens protestirten die Edelleute Andalusiens, theils aus wahrem Mitleid und Rechtsgefühl jenen Unglücklichen gegenüber; theils weil sie durch Auswanderung oder Empörung derselben die reichen Einkünfte zu verlieren fürchteten, die sie bisher von denselben gezogen hatten. Im Jahre 1566 — demselben, wo Philipp die Sendung Albas nach den Niederlanden beschloß — fiel der Hauptschlag: durch ein Gesetz wurde den Morisken vorgeschrieben, binnen dreier Jahre die arabische Sprache, ihre sämmtlichen Gebräuche, ihre nationale Kleidung abzulegen, völlig in kastilischer Weise zu leben. Es war dasselbe, als ob man jetzt den Deutschen oder Russen vorschreiben wollte, ihr Dasein nach dem Muster von Konstantinopel oder Teheran einzurichten. Selbst die volksthümlichen Tänze und Gesänge, die den Orientalen so werthen warmen Bäder wurden verpönt, Freude und Leid sollten nicht mehr in der theuern hergebrachten Weise, sondern nach Art der Feinde und Unterdrücker geäußert werden.

So tief auch der Schmerz und die Verzweiflung der Morisken war, sie erstrebten doch zunächst Abhülfe in Petitionen und Abordnungen an den König. Aber sie wurden nicht allein von diesem zurückgewiesen, sondern mußten auch sehen, daß man mit absichtlicher höhnischer Feindschaft Vorbereitungen zur Ausführung jenes Gesetzes traf. Ihre Gegner schienen es darauf abgesehen zu haben, sie zum Aufstande zu treiben, um sie vernichten

zu können, der ganze rohe Fanatismus der Spanier zeigte sich in der Mißhandlung dieser Morisken. Da war deren Geduld zu Ende. Ein Abkömmling der Abencerragen, der letzten mohammedanischen Herren von Granada, Faradsch-Aben-Faradsch, der sich mit einer großen Menge seiner Stammesgenossen in das wilde Gebirge der Alpujarras, südlich von Granada, geflüchtet hatte, gab in den letzten Tagen des Jahres 1568 durch Ermordung aller Christen in dem Gebirge, 3000 an der Zahl, das Zeichen zur Empörung. Philipp II. konnte sich rühmen, abermals durch seine herzlose Nivellirungssucht, durch seine tyrannische Unterdrückung aller menschlichen Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten Elend und Untergang über Tausende gebracht zu haben. Die Morisken der Alpujarras erkoren einen angeblichen Nachkommen der omijadischen Kalifen, Aben-Humeya, zu ihrem Könige, welcher die ganze Bewegung auf das trefflichste organisirte. In Afrika, in Konstantinopel suchten sie Hülfe und Beistand. Wirklich trugen sie einige Siege davon, indeß auf die Länge vermochten sie, des Krieges und der Führung der Waffen überhaupt ungewohnt, trotz verzweifelter Tapferkeit nicht die spanischen Veteranen im Kampfe zu bestehen. Der eben so edle und milde, wie muthige und kriegskundige Generalkapitän von Granada, Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Mondejar, der vorher alles gethan, um eine Mäßigung der grausamen Edikte herbeizuführen, drang erobernd in das Gebirge ein und unterdrückte den Aufstand theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch die weise Schonung, die er ausübte. Indeß das gerechte Verfahren Mondejars war nach dem Geschmack weder der spanischen Soldaten noch der blutdürstigen Priester und des von ihnen beeinflußten Monarchen. Jene mordeten unter den unglücklichen Morisken trotz der Befehle ihres Generals; und der König rief letztern mit allen Zeichen der Ungnade ab, um ihn durch seinen Halbbruder Don Juan d'Austria zu ersetzen (Frühjahr 1569). Und darüber brach der Aufstand der Morisken von neuem aus. Er tobte noch zwei Jahre unter zahllosen Grausamkeiten von beiden Seiten. Aben-Humeya, der seine Gewalt mißbraucht hatte, wurde von seinen eigenen Anhängern ermordet. Ein anderer Häuptling, sein Verwandter Aben-Abu, viel begabter als er, führte den Kampf fort, der erst im März 1571 durch seinen Tod beendigt wurde. Die Bewohner der Alpujarras nichtchristlicher Abstammung wurden sämmtlich in andere Provinzen des Reichs übergesiedelt. Ueberhaupt aber verschlimmerte der mißlungene Aufstand begreiflicherweise nur das Schicksal der Morisken, denen jedes arabische Wort verboten wurde, die sich einer bis ins Kleinste gehenden Beaufsichtigung durch die Staatsgewalt, die Inquisition und die weltlichen Herren, sowie unerträglichen Beschränkungen und schweren Abgaben unterworfen sahen. Trotzdem prosperirten sie in allen Theilen Spaniens in Folge ihres außerordentlichen Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und Sparsamkeit: Eigenschaften, durch die sie sich vor den wirthschaftlich liederlichen Spaniern auszeichneten. Nur um so tiefer empfanden sie die herzlosen Be-

drückungen ihrer Herren, und so wurde durch Philipps Verfahren gegen die Morisken der Keim zu neuen Rassekriegen zwischen diesen und den Spaniern gelegt. Während noch in den rauhen Thälern der Alpujarras der Kampf gegen die Morisken wüthete, war auch abermals der Krieg zwischen Türken und Spaniern ausgebrochen.

Im Jahre 1566 war auf Suleiman den Prächtigen sein Sohn Selim II. gefolgt, ein Wüstling, unter dem der Verfall der Dynastie Osmans beginnt, der aber doch den ländergierigen Ehrgeiz seiner Vorfahren geerbt hatte. Er beschloß, das schöne blühende Cypern der damaligen Besitzerin, der Republik Venedig, zu entreißen. Diese fühlte sich nicht im Stande, der gesammten türkischen Macht zu widerstehen, und wandte sich um Hülfe an den Papst. Pius V., ein kräftiger, selbstbewußter, von seiner Würde ganz erfüllter Charakter, suchte eine allgemeine Liga der katholischen Christenheit gegen den Türken zu Stande zu bringen; indeß er fand geringen Anklang und sah sich fast ausschließlich auf die Beihülfe Spaniens angewiesen.

Das Verhältniß zwischen dem katholischen Könige und dem heiligen Stuhle war wieder einmal ein recht gespanntes. In einer Denkschrift vom März 1568 beschwerte sich der Nuntius bei dem Könige über die Unterdrückung der kirchlichen Freiheit in Spanien in lebhaften Worten: „Man kann nicht leugnen, daß die strenge Prüfung der apostolischen Bullen, wie sie täglich in den königlichen Räthen und Kanzleien geschieht, — die Hindernisse, die man in aller Weise den Provisionen und Exekutionen in den Weg legt, — die Einmischung in die kirchlichen Prozesse auf verschiedenen Wegen und unter dem Vorwande der Gerechtigkeit, — die steten Befehle an die Prälaten, Richter und Geistlichen, daß sie exkommunizıren und freisprechen je nach dem Wunsche des Rathes und der Kanzleien, — das zahlreiche Erscheinen von Welt- und Klostergeistlichen vor den weltlichen Gerichtshöfen, — und in Summa so viele Usurpationen der geistlichen Gerichtsbarkeit, die in diesen Königreichen stattfinden, zweifellos nichts anderes bedeuten, als daß man unter gewisser Schönfärberei und mit einer gewissen Geschicklichkeit allmählich dem Könige und seinen Ministern kirchliche Gewalt verschafft und so die Jurisdiktionen vermischt und die von Gott gesetzte Ordnung verwirrt.“ Alles vergebens. Im Gegentheil, jedes Jahr brachte neue Ausdehnungen der königlichen Gewalt über das kirchliche Gebiet. Die Beschützung der Bestimmungen des Tridentinums, mit welcher Papst und Konzil die katholischen Fürsten beauftragt hatten, gab dem spanischen Könige die erwünschte Veranlassung, einen wahren Patronat über die Geistlichen, ja über die Kurie selbst in Anspruch zu nehmen.

Um so härter fühlte sich der König betroffen, als im Anfange des Juli 1568 Pius V. die alte Bulle In Coena Domini wieder und zwar mit neuen Verschärfungen veröffentlichte. Den Abdruck dieser Bulle in Spanien hatte schon Karl im Jahre 1551 bei schwerer Strafe verboten. Sie bezieht sich hauptsächlich auf das Verhältniß der weltlichen Macht zur

Kirche und belegt mit der Strafe der Exkommunikation u. a. diejenigen Obrigkeiten, die ihre Unterthanen, auch die weltlichen, mit neuen Steuern und Abgaben ohne Erlaubniß des Papstes beschweren, apostolische Bullen und Breven fälschen oder deren Ausführung behindern, die Prälaten der Kirche bedrängen, die kirchliche Gerichtsbarkeit beschränken; endlich diejenigen, die einen Geistlichen mit Tribut, Steuern oder Abgaben wie die andern Unterthanen des Fürsten belegen würden. Es war die Erneuerung der ungeheuerlichsten Ansprüche des mittelalterlichen Papstthums!

Mehrere unter den Verboten dieser Bulle verstießen zu unmittelbar gegen die einfachsten oder auch besterworbenen Rechte der weltlichen Gewalt, als daß nicht einige Staaten, wie Venedig und Spanien, wider solch' herausforderndes Benehmen Pius V. auf das lebhafteste protestirt hätten. Zumal Philipp II. erklärte dem Nuntius mit Nachdruck, er werde nicht dulden, daß seine Majestät und Prärogative beeinträchtigt würde. Und er begnügte sich nicht mit leeren Worten: mehrere Bischöfe, namentlich in den italienischen Besitzungen der spanischen Krone wurden, als sie dennoch die Bulle in ihren Diözesen veröffentlichten, in den Kerker geworfen oder mit dem Verlust ihrer Temporalien und persönlichen Güter bestraft. Der spanische Gesandte in Rom hatte deßhalb sehr lebhafte Händel mit dem heiligen Vater, der fest auf seinem Beschlusse beharrte und sogar Spanien sowie Venedig mit dem Interdikte bedrohte.

Allein Pius war nicht im Stande, seine ehrgeizigen Absichten durchzuführen. Die drohende Türkengefahr nöthigte ihn, gerade mit Spanien und Venedig ein Bündniß zu suchen. So zeigte er sich plötzlich nachgiebig, ja unterwürfig: unter anderm erneuerte er zu Gunsten der königlichen Kasse sowohl den Ablaßhandel in Spanien — die Cruzada — als auch die Besteuerung der spanischen Geistlichkeit. Fast eine Million Dukaten zog jetzt Philipp alljährlich aus kirchlichen Quellen. Noch im Jahre 1570 erkannte der Papst ausdrücklich die wichtigen Beschränkungen zum Vortheil der königlichen Macht an, unter denen die spanische Regierung das Tridentinum veröffentlicht hatte. Nicht ohne ein Gefühl des Triumphes und selbst der Schadenfreude nahm man diese plötzliche Freigebigkeit und Milde des bisher so starren und rücksichtslosen Papstes, die man als einen Sieg Spaniens betrachtete, in Madrid auf. „Herr Nuntius," sagte der Beichtvater Philipps, der Bischof von Cuenca, zu dem Abgesandten des heiligen Stuhles, „unser Herr Pius V. hat sich so fromm benommen, wie wir selbst es nur wünschen; und es ist Sr. Heiligkeit so gegangen, wie wir Kastilier im Sprüchwort sagen: daß die Hartleibigen schließlich am Durchfall sterben."[1]) Die Bulle In Coena ist nie in Spanien publizirt worden.[2])

Zum Entgelte trat Philipp in demselben Jahre 1570 in die venezianisch-

1) Relazione di Leonardo Donato (1573); Alberi I. VI, 382. 2) Vicente de Lafuente, Historia ecclesiastica de España (2. Aufl. Madrid 1874), V, 318.

päpstliche Liga gegen die Türken ein, der sich außerdem nur noch Genua und Malta anschlossen. Es ist natürlich, daß die in Italien begüterten Staaten das größte Interesse an der Rettung Cyperns, an der Verhinderung weiterer Machtausdehnung des osmanischen Nachbarn hatten; zumal Philipp II. wie den Spaniern überhaupt war der Kampf gegen die Ungläubigen eine wahre Herzenssache. Mit glühendem Eifer drängten sich die Freiwilligen zu der Flotte, zu deren Befehlshaber kein Geringerer als Don Juan d'Austria ausersehen ward.

Don Juan[1]) war der Sohn Karls V. und einer Deutschen, der Barbara Blumenberg aus Regensburg, die ihn am 25. Februar 1547 gebar. Während seines Lebens hat Karl ihn nie anerkannt; er ließ ihn in Spanien zuerst in äußerster Dürftigkeit, später von einem Edelmann schicklicher, aber doch in der Vergessenheit auferziehen. Erst in seinem Testamente erkannte der Kaiser ihn als seinen Sohn an. Nun berief ihn Philipp, der stets ein durchaus ehrfurchts- und liebevolles Andenken für seinen Vater bewahrt hat, an den Hof und behandelte ihn mit Zuneigung und Auszeichnung. In der neuen Umgebung wußte der Jüngling durch seine körperliche Schönheit, seine Anmuth, seinen lebhaften Geist, seine Geschicklichkeit in allem, was er begann, sich die allgemeine Liebe zu erwerben. Jedermann sagte ihm eine glänzende Zukunft voraus, und selbst der finstere Philipp betrachtete den hochbegabten und schöngestalteten Jüngling mit Wohlgefallen. Man sprach davon, für den Fall, daß der kränkliche Don Carlos vorzeitig sterben sollte, den kaum ein Jahr jüngern Don Juan als Thronerben zu proklamiren. Don Juan war von mittler Größe, wohl gebaut;[2]) der kecke blonde Schnurrbart verlieh seinem feinen Gesichte einen kriegerischen Ausdruck, während das reiche blonde Haar, das seine Schultern umwallte, ihm einen idealen Anstrich gab. Er kleidete sich stets mit eleganter Pracht, war gewandt in allen ritterlichen Künsten, wußte sich mit Geschmack und edler Beredtsamkeit auszudrücken. Im Kriege gegen die Morisken hatte er sich durch hohen Muth und eine über seine Jahre hinausgehende militärische Einsicht ausgezeichnet. Freilich hatte der jähe Wechsel in seinem Geschicke ihn mit den hochfliegendsten Ideen über seine Ansprüche und persönlichen Eigenschaften erfüllt: er war eitel und übermüthig, voll maßlosen Ehrgeizes — selbst im geringfügigsten Spiel wollte er nicht der Verlierende sein. Allein diese Eigenschaften wußte er theils zu verbergen, theils wurden sie seiner Jugend und seiner eigenthümlichen Lebensgeschichte zu gute gehalten. Mit Freuden begrüßte man seine Ernennung zum Generalissimus der christlichen Armada.

Als dieselbe sich im August 1571 im Hafen von Messina vereinigte, waren die Türken schon Herren von ganz Cypern geworden. Mit fast 300

---

1) Havemann, Das Leben des D. Juan d'Austria (Gotha 1865). — Studien über Don Juan, von Gachard in dem Bulletin de l'Académie royale de Belgique. Bände 26 und 27. 2) Relaz. di Girol. Lippomano; Alberi II. II, 268 ff.



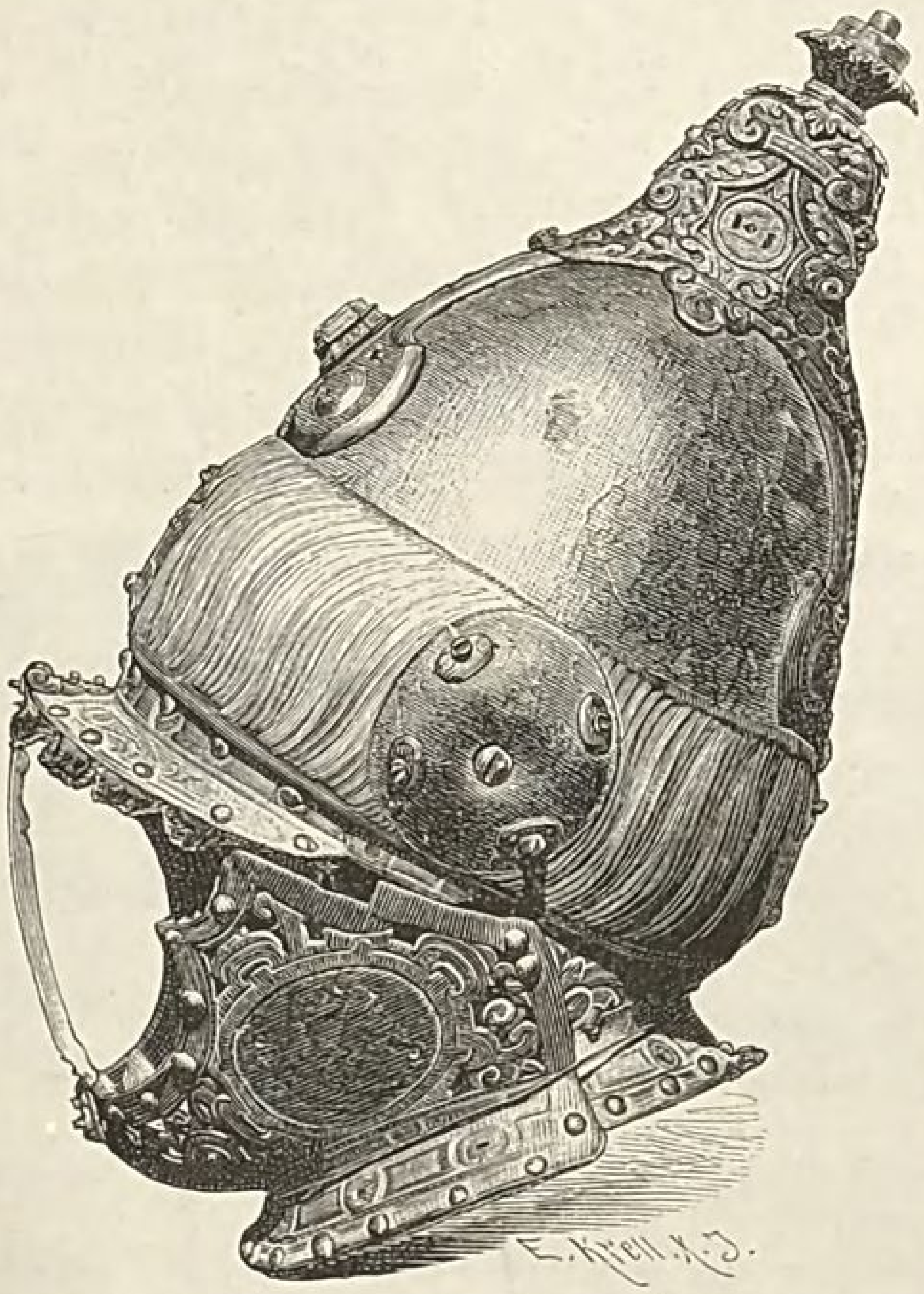
Don Juan d'Austria.
Gemälde von Alonso Sanchez Coello (1515—1590).
Im Museum del Prado zu Madrid.

Kriegsfahrzeugen suchte Don Juan die an Zahl noch überlegene türkische Flotte in der Bai von Lepanto auf. Mit außerordentlicher Erbitterung und großer Tapferkeit trafen hier am 7. Oktober 1571 die Soldaten des Kreuzes und des Halbmonds auf einander. Von irgend welcher Feldherrnkunst war wenig die Rede, nur von einer langen Reihe blutiger Einzelkämpfe. Hier verlor Cervantes, der Dichter des Don Quijote, einen Arm durch eine türkische Kugel. Der Tod Ali Paschas, des türkischen Großadmirals, und einiger seiner Unterbefehlshaber entschied den Sieg der Christen. An 20,000 Türken waren gefallen oder gefangen genommen, 130 ihrer Schiffe in die Hände der Christen gerathen. Die schönste Trophäe der Sieger aber waren 12,000 christliche Galeerensklaven, welche sie aus der schrecklichen Knechtschaft befreit hatten.

Die Schlacht bei Lepanto hat wenige unmittelbare Folgen gehabt, da die Sieger nach derselben in Uneinigkeit geriethen und sich bald ohne irgend ein weiteres Unternehmen nach Messina zurückbegaben. Um so größer waren die mittelbaren Wirkungen. Für immer war die Inferiorität der Türken zur See entschieden; überhaupt war das Ansehen ihrer Waffen tief erschüttert. In dieser ihrer ersten großen Niederlage hatten sie die Blüthe ihres Heeres, die sich auf den Schiffen befunden, eingebüßt: von diesem Tage kann und muß man den Beginn des Verfalls der türkischen Macht datiren. Es darf den Spaniern nicht verdacht werden, daß sie sich vorzüglich das Verdienst dieses großen Triumphes zuschrieben.

Freilich wurde die heilige Liga von dem gewöhnlichen Schicksale umfassender Bündnisse betroffen. Die Alliirten stritten sich, welchen Theil der türkischen Besitzungen sie angreifen sollten, und blieben darüber ganz unthätig. Pius V., der eigentliche Urheber und das Haupt des Bundes, starb schon im Jahre 1572; und Philipp II. wurde durch die niederländischen und französischen Wirren so sehr beschäftigt, daß er dem Kampfe gegen die Türken seine Aufmerksamkeit entzog. Dazu kam eine wachsende Eifersucht gegen seinen Halbbruder, wie Philipp sie gegen jeden seiner Unterthanen gehegt hat, der Ansehen und selbständige Bedeutung erlangte. Im Herbst 1573 eroberte Don Juan Tunis. Philipp, der sich nicht die Kosten der Vertheidigung dieses weit entlegenen Platzes auferlegen wollte, befahl seinem Bruder, die Mauern desselben einzureißen. Indessen Don Juan faßte den Plan, hier, in der ehemaligen Eroberung seines Vaters, ein eigenes Reich zu gründen, nach dem sein Ehrgeiz schon längst Begehr trug, und so befestigte er Tunis und die umgebenden Städte nur noch mehr. Seine kühne Bitte aber, daß man ihn in Spanien als König von Tunis anerkenne, wurde von Philipp durchaus zurückgewiesen; und als politische Streitigkeiten ihn nach Oberitalien abriefen, ließen die spanischen Vizekönige von Neapel und Sizilien — sicherlich auf besondere Weisung von Madrid — es ruhig geschehen, daß die Türken nicht nur Tunis, sondern auch die benachbarte Festung Goletta wieder nahmen, welche die Spanier seit den Tagen Karls V. inne gehabt hatten. Mit Ungeduld erwartete Don Juan eine andere Gelegenheit, sich

eine Herrschaft zu erwerben; sein Spruch war: „Wer nicht vorwärts strebt, geht zurück.“ Indeß hatten diese Vorgänge bei ihm Erbitterung gegen seinen königlichen Bruder, bei diesem Mißtrauen gegen ihn erzeugt: sie traten sich innerlich nicht wieder näher. Keiner der zahlreichen Briefe Don Juans an seine Halbschwester Margarethe von Parma, in dem er sich nicht über den König beschwerte.



Türkischer Helm; erbeutet in der Schlacht von Lepanto.
(Madrid, Zeughaus.)

Man dürfte kaum für Don Juan tiefgehende Sympathien hegen. Er schämte sich seiner Mutter und ihrer Familie; eben nur als Kaisersohn wollte er gelten. Seine Mutter, die von Karl V. in Brüssel angesiedelt worden war, lockte er von da hinweg, unter falschen Vorwänden, um sie trotz ihres heftigen Widerstrebens nach Spanien bringen und dort in einem Kloster verschwinden zu lassen. Seinen Halbbruder, der aus einer nachherigen Ehe seiner Mutter entsprossen war, ließ er gleichfalls auf heimtückische Weise einschließen — nur um alle Zeugen seiner unebenbürtigen Abstammung aus dem Wege zu räumen.[1]) Man kann es dem Könige kaum verdenken, daß er vor einem so skrupellosen Egoisten auf der Hut war.

Während nun Philipp nach allen Seiten, im Innern seines Reiches und

1) Gachard im 26. Bande der Bulletins de l'Académie de Belgique. S. 332 ff. — Ganz ebenso herzlos verfuhr D. J. gegen seine Geliebten und seine zahlreichen natürlichen Kinder; ebendas. Bd. 27, S. 537 ff.

nach außen, die Sache des katholischen Glaubens und des absoluten spanischen Königthums ohne jede weitere Rücksicht auf sonstige Interessen oder auf die Menschlichkeit verfocht, spielte sich in seiner eigenen Familie eine Tragödie ab, die abermals von seiner furchtbaren Herzenshärte Zeugniß ablegt.

Am 8. Juli 1545 hatte Maria von Portugal dem damaligen Prinzen Philipp einen Sohn geboren, der nach seinem Großvater den Namen Carlos empfing.[1]) Das Unglück heftete sich diesem Knaben von seinen ersten Tagen an; seine Geburt kostete der Mutter das Leben. Freilich erhielt er eine gute, ja die beste Erziehung, die man ihm geben konnte. Die Pflegerin seiner ersten Kindheit, Leonor de Mascareñas, hatte einst dasselbe Amt bei seinem Vater verwaltet. Dann ward sein Erzieher Honorato Juan, einer der gelehrtesten, geistvollsten und zugleich wackersten Männer der Zeit. Leider wurde Philipp selbst durch die politischen und militärischen Verhältnisse bald von Spanien ferngehalten und damit der Erziehung seines Sohnes ent-



Medaille auf die Schlacht von Lepanto.
Vorder- und Kehrseite. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

fremdet, allein maßgebend würde sein Einfluß auf denselben kaum gewesen sein. Seine Lehrer klagten frühzeitig über eine Heftigkeit der Begierde, eine Ungelehrigkeit und Unruhe, die nur seiner Abneigung gegen jede Beschäftigung, geistige wie leibliche, gleichkam. Sein Körper war schwach, seine Gesichtsfarbe gallig; er war in jeder Beziehung ein unliebenswürdiges Kind. Der Kaiser selbst, sein Großvater, wollte ihn nicht bei sich behalten. Als er in sein dreizehntes Lebensjahr eintrat, wurde er von einem Wechselfieber befallen, das ihn vier Jahre lang nicht mehr verließ und sein Leben ernstlich bedrohte. Inzwischen ließ der König ihm, als den Thronerben, von den spanischen Cortes huldigen (1560). Kaum hatte ein Luftwechsel, sein Umzug nach Alcalá, eine Besserung in seinem Befinden herbeigeführt, als er, nun siebzehnjährig, im Begriffe zu einem zärtlichen Rendezvous mit einer Dienerin zu eilen, die steinerne Hintertreppe des Palastes von Alcalá herabfiel und sich dabei gefährlich am Hinterkopfe verletzte. Eine geraume Zeit schwebte Don Carlos am Rande des Grabes, doch wurde er durch den berühmten Arzt

1) Ueber die jüngste Literatur in der Carlosfrage und meinen Standpunkt zu derselben sehe man meine ausführliche Besprechung von W. Maurenbrechers Don Carlos in der Hist. Zeitschr. N. F. Bd. II, S. 149 ff.

Vesalius, den Begründer der anatomischen Wissenschaft, gerettet, zur unsäglichen Freude aller loyalen Spanier. Er selbst schrieb diese Rettung ausschließlich der Wunderkraft der Gebeine des seligen Mönches Diego zu, mit denen man seine Wunde berührt hatte; eifrigst betrieb er dessen Heiligsprechung durch den Papst. Dies mag schon beweisen, daß von aufgeklärter oder gar protestantischer Gesinnung bei Don Carlos nicht die Rede sein kann, also auch nicht von einem religionspolitischen Gegensatze wider seinen Vater. Vier Jahre später ließ er einst, wie seine Rechnungsbücher besagen, Messen lesen, um verlorene Edelsteine wieder zu finden. Ist das nicht frommer Aberglaube in ausgeprägtester Gestalt?

Seit jener schweren Verletzung am Kopfe kränkelte der Prinz fortwährend, so daß er zwei Jahre darauf sein Testament machte; es fiel ganz verständig aus, woran aber wohl der es ausstellende Jurist, der Doktor Hernan Suarez von Toledo, das größte Verdienst hatte. Carlos blieb schwach, klein, häßlich, ja verwachsen, jeder Beschäftigung abgeneigt, heftig, toll, verschwenderisch. Er war unmäßig im Essen, sowie im Trinken des damals als Erfrischung üblichen Schneewassers. Mit seinem Vater gerieth er bald darauf in wachsenden Zwiespalt, theils weil derselbe ihm den Ruy Gomez, seinen Günstling, den der Prinz haßte, zum Gouverneur gab, theils weil Philipp begreiflicher Weise dem unfähigen Jüngling keine Staatsgeschäfte anvertraute; theils endlich weil das ernste, gleichmäßige Wesen des Vaters dem unsteten Sohne höchlichst mißfiel. Leugnen läßt es sich nicht, daß Philipp keinen Versuch machte, durch väterliche Güte und Herzlichkeit, der Carlos wohl zugänglich war, auf den Unglücklichen einzuwirken. Die einzige Person, für welche Carlos Achtung und Zuneigung empfand, war seine Stiefmutter Elisabeth von Valois, die ihn mitleidig behandelte, wenn auch das angebliche Liebesverhältniß dieser edlen Frau zu dem körperlich und geistig gleich elenden und verkrüppelten Knaben eine Erfindung des skandalsüchtigen Anekdotenjägers Brantome ist.

Es gab am spanischen Hofe selbst eine Partei, die aus Opposition gegen Philipp dessen Sohn begünstigte, indem sie des letztern unleugbare Fehler — ohne jeden Funken der Berechtigung — auf seine angebliche schlechte Erziehung zurückführte. Die Partei, von dem ganzen Auslande und selbst den italienischen und flandrischen Provinzen Spaniens, wo überall die spanische Politik und Philipps Name verhaßt waren, lebhaft ermuthigt, fand bald einen Anlaß, den Prinzen noch mehr gegen seinen Vater aufzureizen. Es war vielfach von der Vermählung Carlos' mit seiner Base Anna, Tochter des Kaisers Maximilian II., die Rede; ein kaiserlicher Gesandter, Dietrichstein, erschien zu diesem Behufe in Madrid. Carlos wünschte die Verbindung dringend, weil er davon größere Unabhängigkeit erhoffte. Philipp aber schob sie auf, wie jeden andern Vermählungsplan seines Sohnes, wahrscheinlich weil er denselben noch nicht zur Begründung einer Familie für reif hielt.[1])

1) Diese Ansicht wird wörtlich bestätigt durch die neuerdings von Gachard

In der That fröhnte der Prinz nicht nur den niedrigsten Ausschweifungen, sondern auch seine Heftigkeit nahm eine Entwicklung, die bereits innerhalb der Grenzen des Wahnsinns fällt. Einen Minister, Espinosa, bedrohte er mit dem Dolche, weil derselbe einen Schauspieler, an dem Carlos zufällig Spaß gefunden, aus Madrid ausgewiesen hatte. Einen Kammerherrn bedachte er mit Faustschlägen, weil derselbe ihn hatte verhindern wollen, im Angesichte des ganzen Hofes an der Thür des königlichen Berathungszimmers zu lauschen. Die Prügelgeschichten wurden häufiger; in seinen Rechnungsbüchern finden sich Entschädigungssummen für Eltern, deren Kinder er aus nichtigen Ursachen mißhandelt hatte. Auch die Thiere waren vor seiner wahnsinnigen Wuth nicht sicher: einst schloß er sich in den Marstall seines Vaters ein und marterte dort dreiundzwanzig der edelsten Pferde zu Tode. Dann ging er wieder in die Versammlung der Cortes, um die Vertreter der Nation öffentlich auf das Sinnloseste auszuschimpfen. Vergebens stellten ihm sein ehemaliger Lehrer, Honorato Juan, und sein vertrauter Jurist, Suarez, das Verkehrte und für ihn selbst Verderbliche seines Benehmens vor. Einzelne Handlungen des Mitleids und der Freigebigkeit beweisen nur, daß er nicht ohne lichte Augenblicke war.[1])

Wir dürfen die Wirksamkeit jener geheimen Oppositionspartei und der mit ihr in Verbindung stehenden niederländischen Unzufriedenen darin erkennen, daß man dem Prinzen in den Kopf setzte, er müsse als Statthalter nach den Niederlanden gehen. Als Alba zu diesem Posten ernannt war, zog er voll Wuth gegen denselben den Dolch und suchte ihn niederzustechen. Ueberhaupt mißbilligte er laut alles, was sein Vater beschloß oder that, oder was sonst am Hofe vor sich ging.[2])

(Bibl. nat. à Paris II, 153) veröffentlichte Depesche des französ. Gesandten in Madrid, St. Sulpice, vom 27. August 1563. St. Sulpice sprach mit dem Fürsten Eboli über das Projekt, Margarethe von Valois — die spätere Gemahlin von Heinrich IV. — mit Don Carlos zu vermählen, das bisher wegen der Kränklichkeit des letztern nicht verwirklicht worden sei. Ruy Gomez antwortet: „que le mariage du Prince n'estoit tant hors d'espoir comme l'on eust pensé, mais que l'indisposition et l'imbecillité qui se voyoit en sa personne avoit retenu son père jusques icy de traicter rien de son mariage, de peur que de luy bailler si tost femme portast préjudice à avoir lignée.“ — Vergl. die geh. Depesche vom 18. Sept. 1564; ebendas. S. 176.

1) Nach allem, was ich schon Hist. Zeitschr. a. a. O. über das verrückte Benehmen des Prinzen bemerkt habe, führe ich nur noch folgende Stelle aus der Depesche des französischen Gesandten Forquevaulx in Madrid v. 11. Febr. 1566 (Gachard a. a. O. S. 202) an: Le courrier de l'Empereur s'en va mal édifié des contenances qu'il a veu tenir au prince d'Espaigne en table et hors icelle, et m'a dict qu'il ne la cèlera point à son maistre, estant bien marri qu'il faille que madame la princesse Anne espouse un prince si mal composé de personne et de moeurs comme il est. — Vgl. Raumer, Briefe aus Paris I, 118 f., wo ähnliche Zeugnisse mitgetheilt werden. 2) Der französ. Gesandte Forquevaulx an Königin Katharine, 3. Nov. 1565 (a. a. O. S. 198): Le prince resprouve et mesprise communément toutes les actions du roy son père etc.

Endlich schien, wie dies so oft bei Geisteskranken zeitweilig eintritt, eine Besserung in des Prinzen Befinden sich geltend zu machen; er schien gesund, verständig, eifrig. Man erkennt da, daß Philipp noch nicht auf immer mit seinem Sohne gebrochen hatte: er übertrug ihm den Vorsitz im



Don Carlos, Infant von Spanien.
Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches im Verlage von H. Cock.

Staats- und im Kriegsrathe, sowie die selbständige Leitung einiger anderer Verwaltungsdepartements und erhöhte sein Jahreseinkommen auf die beträchtliche Summe von 100,000 Dukaten, dem relativen Geldwerthe nach mindestens zwei Millionen Mark. Indeß leider hielt jene Wendung zum Guten nicht

lange an. Schon nach wenigen Wochen begannen seine nächtlichen Ausflüge, sein Verkehr mit gemeinen Dirnen von neuem; er machte unsinnig hohe Darlehen, die er oft mit Gewaltthätigkeiten erpreßte. Die Ausführung der ihm übertragenen Staatsgeschäfte unterließ er; er zeigte sich völlig unbrauchbar.

Der Prinz hatte schließlich seine ganze Hoffnung auf die Reise seines Vaters nach den Niederlanden gesetzt, auf der er ihn begleiten sollte. Da glaubte er mit dem Kaiser und dessen Tochter zusammenzutreffen, da die ersehnte Hochzeit mit der letzteren zu feiern, da endlich eine unabhängige Stellung als Statthalter zu finden. Als aber Philipp diesen Plan aufgab und Hochzeit wie politische Bedeutung dem Prinzen abermals entgingen, verdoppelten sich bei ihm Verzweiflung und Haß gegen seinen Vater, den er öffentlich angriff und verhöhnte und ebenso wie dessen Günstlinge mit tödtlicher Feindschaft laut bedrohte. Es war ein derartiges herausforderndes Auftreten um so thörichter, als er sich mit dem unglücklichen Plane trug, aus Spanien zu entfliehen, um sich, sei es nach den Niederlanden, sei es an den kaiserlichen Hof zu begeben. Ueberhaupt kann nichts verkehrter sein als sein Benehmen bei dieser Gelegenheit. Er gestand dem Prior von Atocha in der Beichte, daß er mit Mordgedanken gegen seinen Vater den König umgehe; selbstverständlich theilte dies der Prior dem Monarchen mit. Dann eröffnete er — es war im Dezember 1567 — seine Absicht der Flucht auch seinem Oheim, Don Juan d'Austria, mit dem er bisher in guter Eintracht gelebt hatte. Auch dieser hielt es für seine Pflicht, das Gehörte dem Könige mitzutheilen. Darauf beschloß Philipp einen Plan auszuführen, den er bereits seit Monaten mit sich herumtrug:[1]) nämlich einen Sohn unschädlich zu machen, den er längst für unbrauchbar erkannt hatte, dereinst die Leitung des großen Reiches zu übernehmen, seine weitgreifenden politischen und kirchlichen Pläne weiter zu führen. Schon öfter hatte er daran gedacht, den Prinzen zu verhaften, denn man konnte es nicht darauf ankommen lassen, daß derselbe einen Bürgerkrieg hervorrufe. Man dürfte Philipp deshalb nicht tadeln und ebenso wenig darüber, daß er jetzt nicht länger zögerte. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 erklärte er persönlich Carlos seine Absicht und ließ ihn in dessen eigenem Zimmer einschließen, alles mit jener eisernen Ruhe und Bedächtigkeit, die beweist, daß Staatsraison und Fanatismus jedes menschliche Gefühl in dem Monarchen erstickt hatten. Dabei wurde er von Carlos, der sich in seiner Verzweiflung wie ein Rasender geberdete, so lange mit

---

1) Dep. Forquevaulx' vom 24. Aug. 1567 (S. 246): Ce roy attend quel fruict Dieu luy donnera aux prochaines couches de la royne: car il est mal satisfaict du prince et voit bien qu'il se veut desrober de luy: car il est après pour amasser des escus; et craint cette Majesté qu'il s'en aille en Portugal, ou en autre part. A occasion de quoy et d'autres jeunesses que son fils faict, il en sent grand ennuy en son coeur, et y a gens qui pensent que, si n'estoit pour le parler du monde, il le logeroit dans une tour.

Schmähungen überhäuft, bis er in die Worte ausbrach: „Nicht mehr als Vater werde ich Euch behandeln, sondern als König." Das Urtheil des Prinzen war gesprochen, seine lebenswierige Haft, wenn auch nicht sein Tod, beschlossen. Zu diesem Behufe stellte der König, ohne noch Carlos förmlich den Prozeß zu machen, doch eine umfassende Untersuchung über dessen bisheriges Leben, seine öffentlichen und privaten Handlungen an.

Die Verhaftung des Prinzen erweckte in der eigenen Familie des Königs, am Hofe, in Spanien und im Auslande vielfache Unzufriedenheit, die indeß Philipp nicht in seinen Absichten erschüttern konnte. Carlos wurde im engsten Gewahrsam gehalten und nach wenigen Tagen in einen Thurm des Palastes



Medaille mit dem Bildniß von Don Carlos. Originalgröße.
(Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

eingeschlossen. Darüber gerieth er in die äußerste Verzweiflung, die ihm Selbstmordgedanken eingab. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, wurde er ruhiger, beichtete und nahm das Abendmahl in ganz vernünftiger Weise. Er versuchte es mit dem Hunger; indeß die Natur war stärker als sein Wille und bewog ihn immer wieder, Speise zu nehmen. Darauf faßte er den Plan, durch Uebermaß sein Leben zu enden. Das gelang ihm besser; er erkrankte und tödtete sich dann vollends durch das beständige Verschlucken enormer Massen von Eis. Philipp hat nichts gethan, um seinen Sohn in dessen Vorhaben zu behindern. Am 24. Juli 1568, um ein Uhr Morgens, starb der Prinz unter Bethätigungen einer lebhaften Frömmigkeit.

Philipp II. hat seinen Sohn nicht geradezu durch Gift oder Strick umgebracht; aber er ist nichts desto weniger sein Mörder, indem er während der ganzen sechs Monate der Einkerkerung dem Infanten trotz aller wiederholten und dringenden Bitten, jedes befreundete Gesicht, ja jedes gütige Wort entzog

und so in dem Unglücklichen jene Verzweiflung hervorrief, die ihn dem Tode in die Arme führte. Anstatt des Versuches, durch eine gerechte Züchtigung die Besserung des Sohnes zu bewirken und dann durch die Liebe Einfluß auf dessen verdüstertes Gemüth zu gewinnen, wußte Philipp auch ihm gegenüber nichts als tödten, vernichten. Er, der nie einen Verbrecher begnadigt hat, empfand auch seinem beklagenswerthen Sohne gegenüber nicht eine Spur von Mitleid. Noch in dessen letzten Lebenstagen enthielt er ihm grausam die dringend erbetene Versöhnung vor. Gewiß besaß Carlos nichts von der Romantik, mit der man ihn hat umgeben wollen, immerhin aber ist er das Opfer eines unmenschlich hartherzigen Vaters gewesen. Er war nur wenige Tage über 23 Jahre alt.

Die Königin Elisabeth — oder nach spanischer Bezeichnung Isabella — überlebte nicht lange ihren Stiefsohn. Nicht als ob dessen Schicksal, das sie allerdings in tiefe Betrübniß versetzte, ihren Tod herbeigeführt hätte, vielmehr starb sie, die nie sehr kräftig gewesen war, an einer vorzeitigen Geburt, im Oktober 1568. Sie wurde von ganz Spanien auf das tiefste betrauert. Zwei Töchter hatte sie ihrem Gemahle geschenkt. Die älteste hieß wie die Mutter Isabella; sie wuchs zum Lieblinge des Vaters auf, der nach der Weise sonst starrer und verschlossener Naturen an diesem einen Wesen mit großer Zärtlichkeit hing und ihr ein Vertrauen und eine Hingebung zeigte, deren sich bei ihm sonst niemand rühmen durfte. In der That gewann sie durch Sanftmuth, wahre Frömmigkeit und bescheidene Klugheit die Gunst des ganzen Hofes, ja des ganzen Landes. Die jüngere, Katharina, war weniger schön und überlegt, aber in ihrer Entwickelung heiterer, jugendlicher, mädchenhafter.

Drei Gemahlinnen hatten Philipp II. keinen Erben seiner weiten Reiche geschenkt; so schritt er zur vierten Vermählung, und zwar mit derjenigen Fürstin, deren Hand zu erhalten der sehnlichste Wunsch des armen Carlos gewesen war: Anna, der Tochter Maximilian II. Eine solche Heirath zeigt uns die Herzlosigkeit Philipps in ihrer ganzen Größe. Und gerade in eben den Tagen (Oktober 1570), wo der dreiundvierzigjährige Philipp seine zwanzig Jahre jüngere Braut ehelichte, ordnete er in allen Einzelheiten den an Montigny zu vollführenden Justizmord an! Es währte noch acht Jahre, bis der König durch die Geburt eines Sohnes, welcher den Namen Philipp empfing, sein dringendstes Verlangen erfüllt sah. Zwei Jahre später erfuhr die Kaisertochter das Schicksal aller Gemahlinnen Philipps II.: einem frühen Tode anheim zufallen. Philipp aber trug sich, trotz seines Alters von nun 54 Jahren, mit dem Gedanken einer fünften Heirath, und zwar mit der verwitweten Königin von Frankreich; allein diese wies ihn aus leicht erklärlichen Beweggründen zurück, und eine jugendlichere Fürstin wollte er sich nicht wählen.

Das reife Mannesalter hatte die Kränklichkeit Philipps nur erhöht; er litt an Brustbeklemmung, Seitenschmerzen und Athemnoth und daneben noch an dem erblichen Familienübel, der Gicht, so daß man ihm kein langes Leben in Aussicht stellte. Diese Beschwerden hatten jedoch nicht die



Philipp II.

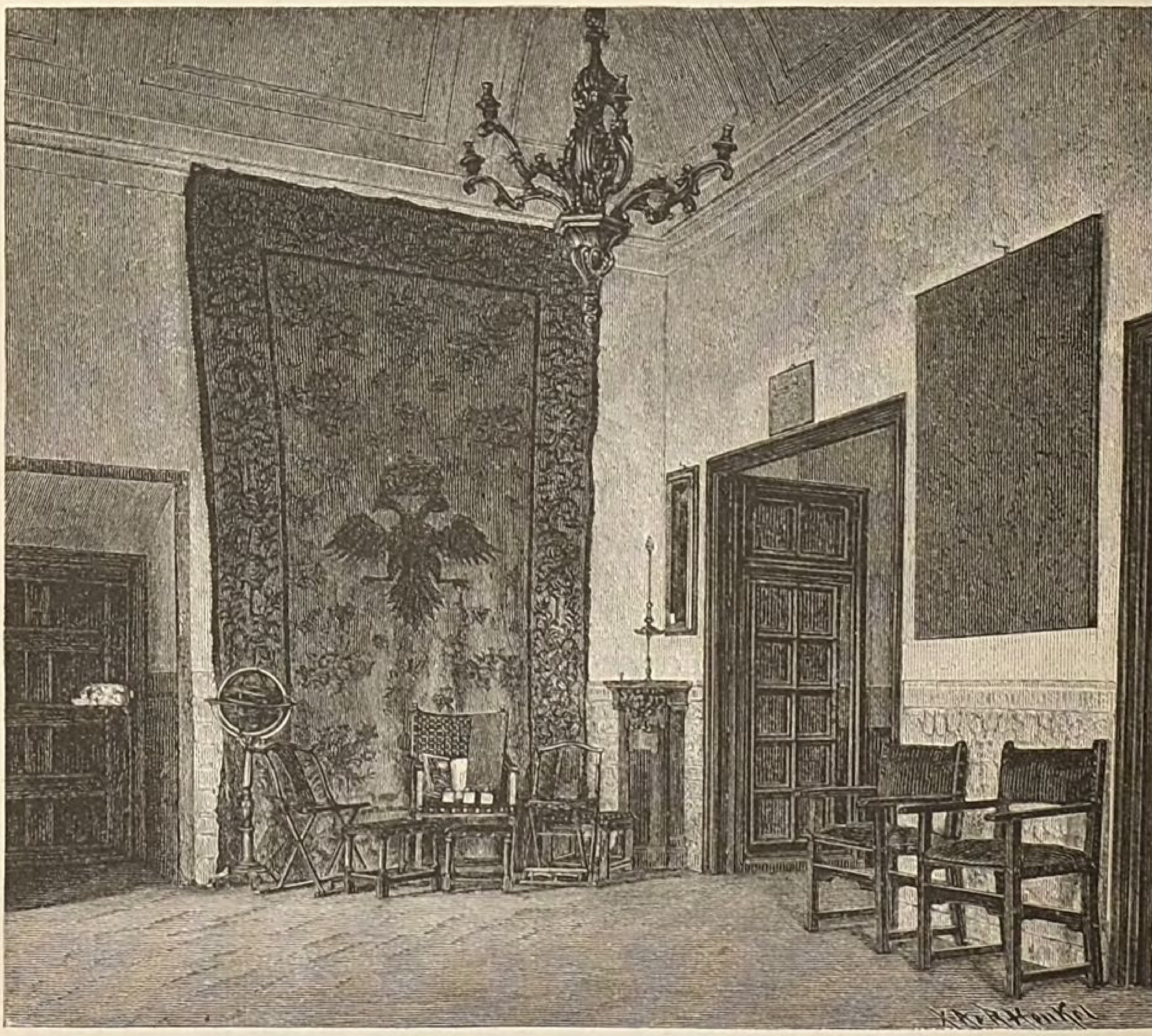
Gemälde von Peter Paul Rubens (1577—1640). Madrid, Museum del Prado.

gefürchteten übeln Folgen. Indem er sich einer strengen Diät unterwarf, nur Fleischspeisen zu sich nahm, erhielt er sich einen kräftigen Appetit und einen gesunden Schlaf, dem er nicht weniger als acht Stunden täglich sich zu überlassen pflegte. Diese körperliche Schwäche verursachte zum guten Theile seine Abneigung gegen jede materielle Anstrengung; er reiste nur, um eins seiner Lustschlösser mit einem andern nahe gelegenen zu vertauschen, und wenn er, was selten geschah, auf die Jagd ging, so machte er sie so schnell wie möglich ab. Don Carlos hatte ein Buch voll weißer Blätter anfertigen lassen betitelt: „Die großen Reisen des Königs Don Philipp;“ und nun schrieb er auf die einzelnen Seiten: „Die Reise von Madrid nach dem Prado; — vom Prado nach dem Escurial; — vom Escurial nach Aranjuez“ — und so fort. Am wohlsten war es Philipp in der Einsamkeit, fern vom Hofe, in einem Schlosse, wo er ungestört von anderen seinen Arbeiten obliegen konnte. Oft verließ er plötzlich vor Tagesanbruch mit wenigen Begleitern den Hof und begab sich in ein abgelegenes Haus, wo er niemand vor sich ließ. Seine Vergnügungen beschränkten sich hauptsächlich auf Gespräche mit seinen vertrautesten Dienern, auf die Späße der Narren, an denen er großes Gefallen fand, und besonders auf den Umgang mit Frauen, den er, auch in intimster Weise, bis in sein höheres Alter pflog.

Philipp erhob sich erst um 9½ Uhr morgens vom Schlummer, hörte zunächst die Messe, ertheilte einige Audienzen, arbeitete eine kurze Zeit mit seinem Sekretär und speiste dann meist allein, seltener mit seiner Gemahlin oder einem seiner Kinder. Wenn er von der Tafel zurückkehrte, ging er langsam, um auf dem Wege abermals Bittschriften entgegenzunehmen. Dann schlief er von neuem ziemlich lange, um nun fast ununterbrochen bis nach Mitternacht zu arbeiten.

Jedem, der es verlangte, pflegte er Audienz zu ertheilen, zeigte bei der Unterredung stets ein freundliches Gesicht und erkundigte sich mit scheinbarer Theilnahme nach allen Verhältnissen und Umständen, die auf den Gegenstand Bezug hatten. Aber er entschied sich in keiner Angelegenheit auf der Stelle und aus eigenem Antriebe, sondern übergab jede Sache der kompetenten Behörde zur Begutachtung, um erst danach seinen Entschluß zu fassen. Ebenso ging es mit den öffentlichen Geschäften. Der König sah jedes Aktenstück selbst und übersandte es dann dem betreffenden höchsten Rathskollegium, deren es nicht weniger als zehn gab, Ministerien in kollegialer Form. Philipp selbst hatte sie eingerichtet, recht seinem pedantischen umsichtigen Wesen entsprechend. Da war zunächst der Staatsrath, der, aus nur wenigen Personen zusammengesetzt, die geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten zu behandeln hatte, soweit eben der König sie ihm übergab. Der frühere königliche Rath oder Rath von Kastilien wurde nun mit der höchsten Gerichtsbarkeit in den Ländern dieser Krone betraut. Eine ähnliche Rolle spielte für die kleinere Hälfte des spanischen Reiches der Rath von Aragon, während der indische, der flandrische und der italische Rath sich ausschließlich mit den Verwaltungs- und politischen Angelegenheiten der betreffenden Länder zu beschäftigen hatten.

Hier fanden denn auch einige Eingeborene Italiens, Belgiens und Aragons Platz, aber die Mehrzahl der Mitglieder waren doch Kastilier. Alles war eben in Madrid vereinigt, so daß die fremden Reichsländer übel und in antinationaler Weise regiert wurden. Neben diesen Provinzialministerien gab es dann wieder höchste Realbehörden, so daß beide Systeme bunt durch einander gingen: einen Kriegsrath, einen Finanzrath, einen Rath der Inquisition, einen Rath der Ritterorden.[1]) In diesen mannichfachen Kollegien



Zimmer Philipps II. im Escurial.

wurde alles umständlich, schriftlich und langsam verhandelt, zur Verzweiflung der Bittsteller, die durch reichliche Bestechung der Sekretäre ihre Angelegenheiten zu beschleunigen suchten, sowie nicht minder der fremden Gesandten und auch der eigenen Generale und Diplomaten des Königs. Jede, selbst die geringfügigste Sache mußte hierauf dem Monarchen wieder vorgelegt werden, der mit unermüdlichem Fleiße die Papiere durchlas und durch seine Randbemerkungen erledigte. Meist blieb es bei der Bestimmung der Räthe;

1) Diario di Camillo Borghese; Morel-Fatio S. 180 ff. — De Laet, Hispania (Elzevir 1629). S. 120 ff.

aber in den wichtigsten Angelegenheiten entschied der König selbständig, und noch haben wir seine überaus weitläufigen eigenhändigen Apostillen, die oft ebenso umfangreich sind wie die Aktenstücke, auf die sie sich beziehen. Fast nie erschien Philipp selbst in den Rathsversammlungen, und auch von den fremden Gesandten liebte er mehr schriftlichen als mündlichen Vortrag — so sehr fürchtete er, in irgend einer Sache voreilig zu sein.

Die Unzuträglichkeiten, die dieses Schreiberregiment, diese alles überschwemmende Papierfluth mit sich führen mußte, liegen auf der Hand: die hauptsächlichste war die unleidliche Verschleppung der Geschäfte. Nichts hat den Angelegenheiten Philipps von Spanien größern Abbruch gethan. Dinge, die sich mündlich in wenigen Minuten hätten erledigen lassen, brauchten Wochen, indem sie wiederholt zwischen den Räthen und dem Könige hin- und herwanderten. Die Ursache dieser verderblichen Einrichtung war eben eine doppelte: einmal die Abneigung Philipps gegen jede rasche augenblickliche Entschließung, die seinem langsamen phlegmatischen Temperamente zuwider war, und dann sein Mißtrauen gegen jedermann, da er stets getäuscht und überrumpelt zu werden fürchtete. Unterstützt wurde er bei seinen, durch diese Verfahrungsweise übermäßig vermehrten Arbeiten durch seine minutiöse Geduld, sowie durch sein vorzügliches und bewunderungswürdiges Gedächtniß. Allein trotzdem mußten die wichtigeren Angelegenheiten darunter leiden, daß des Herrschers Aufmerksamkeit, Nachdenken und Zeit zum überwiegenden Theile auf unbedeutendere Dinge verwendet wurden, die er ruhig seinen Ministerien hätte überlassen können. Seine Wachsamkeit, auf so viele und mannichfache Geschäfte vertheilt, konnte nicht verhindern, daß er gerade in den Hauptsachen von seinen Räthen getäuscht wurde, und daß zumal die Finanzverwaltung, auf die er doch gerade einen bis ins geringste Detail eingehenden Fleiß verwandte,[1]) in heilloser Weise zerrüttet war. Im Jahre 1560 waren bereits sämmtliche ordentliche Einkünfte des Königreichs für eine fundirte Schuld von zwanzig Millionen Dukaten verpfändet. Außerdem betrugen die schwebenden Verpflichtungen nicht weniger als elf Millionen Dukaten, zu deren Verzinsung und Tilgung an außerordentlichen Einnahmen nur $1\frac{1}{3}$ Millionen vorhanden waren. Dabei war man mehreren Truppenkörpern drei Jahre, andern zwei und ein Jahr Sold schuldig! „In Italien," schrieb Don Juan an seine Schwester von Parma,[2]) „sind wir derartig von allem entblößt, und zumal von Geld und allen andern zur Kriegführung nöthigen Dingen, daß, ich versichere es Eurer Hoheit, alle Orte, die der Feind angreifen würde, nur so lange sich halten könnten, wie er selbst es für gut finden würde." Und das in so reichen Ländern wie Sizilien und Neapel!

---

1) Vgl. Philipps eigenhändiges Memorial de las Finanças de España en los años 1560 y 1561; Papiers d'Etat de Granvelle. VI, 156ff. 2) 4. April 1576; Gachard a. a. O. Bd. 27, S. 53.

Weil Philipp nichts mit eigenen Augen sah, mußte er sich auf seine Diener verlassen, denen er doch andrerseits die größte Mißachtung dadurch zeigte, daß er ihrer Entscheidung nicht das geringste anvertraute. Da er den Rathssitzungen nicht beiwohnte, so hatte er kein hinreichendes Urtheil über die Fähigkeiten, den Eifer und die Redlichkeit jedes einzelnen unter den höheren Beamten und mußte deshalb bei der einmal getroffenen Wahl seiner Berather verbleiben, auch wenn ihn das Ergebniß ihrer Verwaltung nicht befriedigte. So war es überall: mit beschränkter Zähigkeit hielt Philipp daran fest, seine Entschlüsse so weit wie möglich hinauszuschieben, oft zur Verzweiflung seiner Getreuen und zum größten Schaden seiner Angelegenheiten; mit derselben beschränkten Zähigkeit verharrte er dann bei der einmal getroffenen Entscheidung, auch wenn die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung klar vor Augen lag.

Selbst seinen langjährigen und vertrautesten Dienern trat Philipp mit jener kalten Höflichkeit entgegen, die er den Fremden zu beweisen pflegte. Es war zum großen Theil seiner Abneigung gegen jede Neuerung zu danken, wenn er seine Minister so lange wie irgend möglich beibehielt; schon um nicht einzugestehen, daß er sich in ihrer Wahl geirrt habe, so seine absolute Autorität besser zu wahren. Er ließ ihnen deßhalb selbst arge Verschuldungen ungestraft hingehen. Nur wenn er sich selbst gekränkt glaubte, wenn er meinte, daß einer seiner Diener seinen Intentionen entgegen arbeite, dann war dessen Sturz unwiderruflich und vollständig beschlossen. Wie Philipp bei glücklichen und unglücklichen Ereignissen stets den gleichen gemessenen Ausdruck der Züge und dieselbe ernste und sichere Haltung bewahrte, so zeigte er auch gegen den schon von ihm Verurtheilten dieselbe kühle Freundlichkeit, wie bisher, bis plötzlich den nichts Ahnenden sein Grimm daniederschmetterte. War jemand bei ihm in Ungnade gefallen, so hatte er nie auf Verzeihung, geschweige denn auf erneute Gunst zu rechnen. „Von dem Lächeln des Königs," sagte man damals in Spanien, „bis zu seinem Messer ist ein Zwischenraum von noch nicht zweier Finger Breite."[1]) Geradezu verhaßt war der König bei den Großen, die er, um jeden Rest ihrer Autorität zu vernichten, mit geflissentlicher Geringschätzung behandelte und von aller Theilnahme an wesentlichen Staatsgeschäften ausschloß. Ja noch mehr, er suchte sie arm und verschuldet zu erhalten; und wenn einer von ihnen durch Sparsamkeit und gute Verwaltung sein Vermögen wieder herstellte, übertrug ihm der König irgend ein Ehrenamt, das viel Schaugepränge erforderte und den glücklichen Inhaber unfehlbar zu Grunde richten mußte.

Dem Könige zunächst stand noch immer Ruy Gomez, welcher durch Vermählung mit der Tochter eines neapolitanischen Herzogs, Fürst von Eboli geworden war. Wo der König eine Sache des allerintimsten persönlichen Vertrauens auszuführen hatte, übergab er sie Eboli — wie die Aufsicht über

---

1) De la risa al cuchillo del rey no ay dos dedos; Donato S. 464.

Don Carlos. Eboli hielt sich von der Oeffentlichkeit so viel wie möglich zurück, zeigte sich dem Könige absolut unterwürfig, gehorchte ihm ohne Widerrede und fiel ihm nie durch Bitten lästig; aber er wußte indirekt dem Könige seine eigenen Ansichten beizubringen und sorgte dabei so gut für sich, daß er, der ursprünglich Unbemittelte, schließlich ein jährliches Einkommen von 80 bis 90,000 Dukaten — 1,600,000 bis 1,800,000 Reichsmark nach verhältnißmäßigem Geldwerthe — besaß. Alba, der ihm sonst das Gegengewicht hielt, war jetzt fern, in den Niederlanden. Dagegen erwuchs dem Fürsten ein gefährlicher Nebenbuhler in dem Kardinal Espinosa, einem Emporkömmlinge wie er selbst, der sogar durch Eboli erst in den Staatsrath gekommen war. Espinosa befreite sich bald von jeder Abhängigkeit, und da er mit keiner der Parteien am Hofe und unter den Großen in Verbindung stand, und andererseits an unermüdlicher Arbeitskraft den König noch übertraf, so machte dieser ihn bald zum Haupte der ganzen Verwaltung. Indeß nur wenige Jahre genoß er dieses Ansehens, dann gelang es Eboli, den Nebenbuhler zu stürzen, der aus Kummer darüber schon nach einigen Jahren starb (1572). Nicht lange überlebte ihn sein Gegner Eboli, auch er schied noch in demselben Jahre aus dem Leben.

So waren die hauptsächlichsten Rathgeber der ersten Periode von Philipps II. Regierung verschwunden, und sie wurden nicht in vollem Maße und in ausgiebiger Weise ersetzt.

Zunächst übernahm die hauptsächlichste Leitung der Staatsgeschäfte Don Gaspar Quiroga (geboren 1504), königlicher Beichtvater und Bischof von Cuenca, der dann 1576 Erzbischof von Toledo und Großinquisitor, 1578 Kardinal wurde. Dieser Primas von Spanien — auch er aus niederm Stande emporgestiegen — war ein gelehrter, wohlmeinender, aber rauher Mann, ehrlich, doch ohne große Kenntnisse der Staatsgeschäfte und ohne hervorragende Begabung überhaupt. Ein solcher Staatsmann konnte die hohe Stellung, die ihm der König anvertraut hatte, nicht auf die Dauer behaupten; es währte in der That nicht lange, so hatte er seinen Einfluß an einen äußerlich niedriger Gestellten, aber weit Begabteren abzutreten: an den Zögling und Begünstigten des Ruy Gomez, den Sekretär Antonio Perez, der in der spätern Geschichte Philipps II. eine so wichtige und verhängnißvolle Rolle gespielt hat. Indeß war doch auch Perez weit davon entfernt, dem Könige so nahe zu stehen und ein solches Gewicht zu besitzen, wie einst Eboli und der Herzog von Alba. Das Regiment Philipps II. ist in dieser Zeit ein mehr unmittelbares und persönliches, als in den vorhergehenden Jahren, wo er unter dem allerdings wechselnden und sich befehdenden Einflusse jener beiden Staatsmänner stand.

Drei Angelegenheiten beschäftigten nunmehr, im Anfange der siebziger Jahre, den Herrscher hauptsächlich: die englisch-schottische, die niederländische und die französische. In allen dreien vertheidigte er den Katholizismus gegen die kühne Angriffskraft der calvinistischen Ketzerei.

V. Sieg der Reformation in England und Schottland: Elisabeth und Maria Stuart.

Höchst verschiedenartig und wechselnd ist stets die Meinung über Elisabeth von England gewesen. Während man sie früher bis in den Himmel erhob, wird jetzt meist ein abfälliges Urtheil nicht nur über ihren Charakter, sondern auch über ihre geistigen Gaben gefällt. Es dünkt mich, man müsse auf ihre Jugendzeit zurückgehen, um ein richtiges Verständniß für ihr Wesen zu gewinnen. Wenige fürstliche Persönlichkeiten, die in noch jugendlichem Alter auf den Thron gelangt sind, haben ein so bewegtes und wechselvolles Vorleben gehabt, als Elisabeth von England. Die Herbheit und Schärfe, die sie später gezeigt hat, ihre übergroße Vorsicht, ihr Mangel an entschlossenem Willen trotz richtiger Erkenntniß, aber auch ihre religiöse Duldsamkeit, die Weite und Freiheit ihrer Anschauung erklären sich zum guten Theile aus ihrer Vergangenheit.

Geboren den 7. September 1533, verlor Elisabeth im Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahren ihre Mutter durch einen schmachvollen Tod, während ihr Vater sie als illegitim verstieß.[1]) In so zartem Alter war sie mutterlos und schlimmer als vaterlos. Sie ward in Zurückgezogenheit, ja in Armuth erzogen, bis Katharine Parr, die letzte Gattin Heinrichs VIII., sie mitleidig zu sich nahm und ihr die gründliche und umfassende Bildung der jungen Damen jener Zeit zu Theil werden ließ. Ihr Lerneifer, ihre leichte Auffassungskraft, ihr glückliches Gedächtniß erregten mehr als die bei fürstlichen Kindern ohnehin übliche Bewunderung. Aber mit den literarischen Kenntnissen entwickelten sich bei dem frühreifen Mädchen auch Wünsche anderer Art. Als bald nach dem Tode Heinrichs VIII. Katharine Parr den Lord-Admiral Sir Thomas Seymour geehelicht, unterhielt Elisabeth mit dem neuen Gatten ihrer Wohlthäterin ein Liebesverhältniß, das nach dem frühen Hinscheiden Katharinens an Vertraulichkeit immer mehr zunahm. Hier erwartete sie nun die zweite große Prüfung ihres Lebens: die Verbindung Seymours mit Elisabeth erschien dem eigenen Bruder des ersteren, dem Lord-Protektor Somerset, gefährlich für seine Macht, und so ließ er den Admiral durch ein besonderes Gesetz — eine bill of attainder — zum Tode verurtheilen und hinrichten. So wenig galten in jener rohen gewaltthätigen Zeit die engsten und heiligsten Bande des Blutes! Elisabeth

---

1) L. Wiesener, La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre. (Paris 1878.) Ein gründliches und tüchtiges Werk, wenn auch von parteiisch katholischer Gesinnung erfüllt.

aber zeigte bei dieser Gelegenheit eine Stärke des Charakters, eine Schärfe des Verstandes, welche Staunen hervorrufen müssen. Ihrer Vertrauten beraubt, gehaßten Wächtern überliefert, mit Schande und Schmach bedroht, wußte sie allen Versuchen, ihr Geständnisse zu entlocken, auf das geschickteste zu widerstehen, und bemühte sich zugleich, ihre bisherigen Diener sowie denjenigen zu retten, der zuerst zärtliche Gefühle in ihrer jugendlichen Brust angeregt hatte.

Als nichtsdestoweniger im März 1549 das Haupt Seymours auf dem Schaffot gefallen war, suchte die Prinzessin ihre Zuflucht in den Studien. Es versteht sich, daß sie französisch und italienisch sprach, die Guitarre zu spielen und zierliche Handarbeiten zu fertigen wußte. Aber die Unterweisung vornehmer Damen der damaligen Zeit war eine viel ernstere und gelehrtere. Die angesehensten Professoren Englands hatten die Prinzessin in der Mathematik, im Lateinischen und Griechischen unterrichtet. Sie vermochte die Reden des Demosthenes, die Dialoge Platos in der Ursprache zu lesen; und doch wurde sie kein Blaustrumpf, sondern bewahrte sich die Freiheit und Natürlichkeit des Urtheils.

Ein kurzer Sonnenblick wurde ihr in den letzten Jahren ihres Bruders Eduard zu Theil. Dieser Fürst war seiner Schwester im Grunde stets zugethan geblieben. Sie korrespondirten mit einander in nicht üblem Lateinisch. Er schenkte ihr das Landgut Hatfield, das ihr später stets theuer gewesen ist, und berief sie selbst an den Hof. Allein ihre Lage änderte sich durchaus zum Schlimmen, als nach dem frühen Tode des jungen Königs Maria Tudor den Thron bestieg. In der Thät, Eduard hatte seine Schwester nicht zu fürchten, sein Erbrecht als einziger Sohn Heinrichs VIII. war unbestreitbar. Anders das Verhältniß zwischen Maria und Elisabeth: wenn die eine legitim, so war es die andere nicht; der Gegensatz, die Feindschaft war unvermeidlich, jede hatte ihre Anhänger. Freilich überwog für den Augenblick Marie, aber sie, die um siebzehn Jahre Aeltere, fürchtete und haßte Elisabeth — würden nicht bald alle Ehrgeizigen sich der aufsteigenden Sonne zuwenden? Und dieser politische Zwiespalt wurde durch den religiösen, zwischen der Katholikin und der Protestantin, vertieft und vergiftet. Die kaiserlichen Gesandten, die bei Karls V. Base die Rolle der intimen Rathgeber spielten, drangen wirklich in Maria, die gefährliche Schwester durch gewaltsame Mittel unschädlich zu machen. Wenn auch die Königin zunächst vor einer solchen Lösung zurückschreckte, so wollte sie doch keinesfalls die Thronfolge Elisabeths anerkennen, der Tochter der verhaßten Nebenbuhlerin ihrer Mutter, der Ketzerin, die sich nach einigem Zögern immer wieder weigerte die Messe zu hören. Elisabeth hielt es für besser den Hof zu meiden, um sich auf ein Landgut zurückzuziehen. Aber sie that es in der stolzesten Haltung: fünfhundert berittene Edelleute und Gentlemen gaben ihr das Geleit. Denn schon hatte die päpstliche Gesinnung Marias und ihre Hinneigung zu den Spaniern sie bei dem radikalern, jüngern, antirömischen Theile der englischen Bevölkerung verhaßt gemacht.

Im Januar 1554 brach der Aufstand des Sir Thomas Wyatt aus, dessen Ziel es war, an Stelle der katholischen Maria die protestantische Elisabeth auf den Thron zu erheben. Die letztere that nichts um die Empörung zu unterstützen, aber sie weigerte sich doch auch, dem Befehle ihrer Schwester gemäß an den Hof zu kommen. Vielmehr befestigte sie ihren Landsitz, für alle Eventualitäten bereit. Verschiedene aufgefangene Depeschen machten sie des Einverständnisses mit den Rebellen verdächtig. Kein Wunder, daß, als diese geschlagen waren, die Königin, längst mißtrauisch und feindselig gegen ihre Schwester, dieselbe verhaften ließ. Sie wurde im Palaste Whitehall als Gefangene gehalten. Viele eifrige Katholiken und der kaiserliche Gesandte Renard riethen dringend, ihr als Hochverrätherin den Prozeß zu machen, der nur mit ihrem Tode hätte endigen können. Indeß Bischof Gardiner, der Lordkanzler Marias, wider den Einfluß der Kaiserlichen erbittert, arbeitete ihnen entgegen. So wurde Elisabeth gerettet, nachdem sie schon in den Tower gebracht worden, jenes furchtbare Vorgemach des Blutgerüstes. Das Volk, der Adel zeigten immer lebhafter ihre Sympathien für Elisabeth: die Königin, die in der That nicht übel Lust nach dem Blute ihrer Schwester empfand, mußte endlich nachgeben. Unter Freudenbezeugungen aller Art von Seiten der Bevölkerung der Hauptstadt verließ die Prinzessin den Tower, um unter militärischer Wache in das öde und zerfallene Schloß Woodstock abgeführt zu werden. Elf Monate war sie hier unter strenger Aufsicht, ihre einzige Zerstreuung Handarbeit und Lektüre, besonders theologischer Werke. Vergebens wollte man sie dahin bringen, sich schuldig zu erklären, ihrer Schwester Verzeihung zu erflehen, die ihr dann in vollem Maße zu Theil geworden wäre. Sei es Unschuld, sei es Muth und Festigkeit, sie verweigerte entschieden jedes Wort, das sie ins Unrecht hätte setzen können. Es war der Gatte der Königin, Philipp II., der ihr die Freiheit wieder verschaffte und ihre Rückberufung an den Hof erwirkte. Da nämlich ihre Hinrichtung nicht durchzusetzen war, wollte Philipp sich das Verdienst der Milde in den Augen der Engländer und vielleicht ihrer zukünftigen Königin erwerben. Denn auch fernerhin vertheidigte Philipp auf das nachdrücklichste die Interessen Elisabeths gegenüber der steten Furcht und Rachlust Mariens. So hatte diese ihr eigener Gemahl der Zukunft geopfert; kein Zweifel, daß bei der Kinderlosigkeit und Kränklichkeit Mariens Philipp sich schon mit dem Gedanken trug, dereinst ihre Schwester zu ehelichen und damit sich Englands Beistand und Unterwürfigkeit zu sichern.

Trotzdem war Elisabeths Lage eine sehr traurige. Ihre Schwester wollte sie durchaus entfernen, die Thronfolge der katholischen Maria Stuart zuwenden. Sie verfolgte deßhalb Elisabeth mit Anträgen auswärtiger Vermählung, die derselben den Weg zum heimischen Throne verschlossen hätte. Da die Prinzessin, ihrer Rechte wohl bewußt, sich dessen hartnäckig weigerte, wurde sie mit gelegentlicher Einkerkerung, Verbannung, Kränkung aller Art verfolgt.

Indeß seit dem Beginne des Jahres 1557 änderten sich diese Zustände immer mehr. Die Königin kränkelte augenscheinlich dem Grabe zu, das Parlament wollte von keinem Wechsel der Thronfolgeordnung hören, die Sonne der Popularität und der Vorglanz des kommenden Herrscherthums strahlten hell und heller über Elisabeth.

Und endlich vollzog sich das große Ereigniß. Die einst Gefangene, welche jahrelang das Richtschwert drohend über ihrem Haupte gesehen, die sich nur durch eigene Kraft, Festigkeit und Heuchelei vor Schmach und Tod gerettet hatte, wurde berufen, sich auf einen der mächtigsten Throne Europas zu setzen. (16. Nov. 1558).



Thronsiegel der Königin Elisabeth von England.
½ der Originalgröße.

Ihre Erhebung fand unter der offenen Begünstigung Spaniens Statt. Sehr merkwürdig auf den ersten Blick und doch leicht erklärlich. Denn hätte die katholische Partei sich Elisabeth entgegengestellt, so wäre die Krone Englands an ihre Base Maria Stuart gefallen, die Königin Schottlands, die Gemahlin des französischen Thronfolgers: England, Schottland und Frankreich wären vereint worden zu einem gewaltigen und überlegenen Gegner von Spaniens Weltstellung. Philipps Einfluß auf die englischen Katholiken ließ also diese sich einmüthig zu Elisabeths Gunsten entscheiden, während die Protestanten in der Tochter Anna Boleyns, in der von der blutigen Maria verfolgten Märtyrerin eine der Ihrigen sahen. Ohne Widerstreben huldigte alles der jungen Fürstin, auf die der Geist ihres stolzen und herrischen Vaters vererbt zu sein schien.

Eben durch diese Umstände gerieth aber Elisabeth von vorn herein in eine eigenthümliche Lage zwischen den beiden großen religiösen Parteien, die sich damals Europa theilten.

Von irgend einer bestimmten religiösen Ueberzeugung war bei Elisabeth überhaupt kaum die Rede. Sie sagte wohl, sie wolle lieber andächtig zu Gott sprechen, als andere beredt über ihn sprechen hören. Ihr energischer Sinn für Ordnung, Herrschaft und Subordination, ihre Abneigung gegen theologisches Gezänk und persönliche Unabhängigkeit ließen sie eher zur katholischen Seite hinneigen. Die schönen eindrucksvollen Formen des katholischen Gottesdienstes, die einsichtige und feste Gliederung der katholischen Hierarchie hätte sie gern bewahrt. Von dem Kruzifix, der Jungfrau und der Heiligenverehrung dachte sie ziemlich günstig, sprach über dieselben nie verächtlich und ließ auch nicht zu, daß andere sich vor ihr über diese Gegenstände spöttisch ausdrückten.[1]) Aber Unterordnung unter Rom und seine Priester, Umsturz der Einrichtungen ihres Vaters, Aufgabe der nationalen Unabhängigkeit wollte sie sich durchaus nicht gefallen lassen. Dazu kamen persönliche Gründe. Heinrich VIII. hatte ihre Mutter nur geehelicht gegen den Willen des Papstes; stets hatte die katholische Kirche diese Heirath als ungültig betrachtet. Konnte sie sich dem Katholizismus unterwerfen, ohne sich selbst als Bastard zu bezeichnen? Und war sie nicht im Namen dieser Kirche von ihrer Schwester bedrängt, verfolgt, mit dem Ausschluß vom Throne und selbst mit dem Tode bedroht worden? Ihr Ursprung, ihre Vergangenheit machten ihr das Festhalten an der römischen Kirche unmöglich.

Und ebenso die Stimmung ihres Volkes.

Wohl hielten sich noch mindestens zwei Dritttheile desselben wenigstens äußerlich zur alten Lehre,[2]) wohl war die große Mehrheit des hohen Adels, des geheimen Rathes sowie der Richter und sonstigen Juristen katholisch. Indeß dieser Zustand war doch zum überwiegenden Theile eine Folge des von Maria ausgeübten Zwanges. Das römische Wesen war bei der Mehrzahl des Volkes durchaus unpopulär geworden, und es erwartete nur den Anstoß von oben, um sich von ihm abzuwenden. Zumal die Jugend und alles, was thatkräftig, energisch, patriotisch in England war, neigte sich der Glaubensneuerung zu — allerdings nicht in einmüthiger Auffassung. — Andrerseits war Philipp von Spanien zu schonen, einstweilen der einzig zuverlässige Verbündete Englands gegen die Feindschaft Schottlands und Frankreichs; auch schreckte der demokratische Charakter des Calvinismus Elisabeth, die in demselben, nicht ohne Grund, eine Gefahr für das unumschränkte Königthum erblickte.

Aus diesen entgegengesetzten Stimmungen und Erwägungen ist das zögernde und vorsichtige Benehmen Elisabeths in den religiösen und politischen Fragen

1) Camden, Annales rerum Anglicanarum et Hibernicarum regnante Elizabeth (ed Elzevir) S. 9. 2) Froude VII, 11. — Denkschrift Cecils v. Jahre 1569; Nares II, 503.



Elisabeth von England.

Gemälde von Franz Porbus dem Aelteren (1540—1580).

(Original in Amsterdam.)

zu erklären. Liebte sie doch überhaupt mehr krumme verwickelte Wege als ein entscheidendes Eingreifen.

Sowie es mit Anstand geschehen konnte, warb Philipp um ihre Hand, um so von neuem England an die spanische Politik zu fesseln. Sie antwortete ausweichend, aber nicht unfreundlich: wenn sie sich außerhalb ihres Reiches vermählen werde, wolle sie ihr Augenmerk auf den König richten. Als er sie um eine bestimmtere Antwort drängte, wies sie ihn ab, denn schon fühlte sie sich sicherer auf dem Throne. Aber Philipp gab die Hoffnung nicht auf, sie wenigstens mit einem anderweitigen Gliede des österreichischen Hauses zu vermählen, und vertheidigte sie nicht allein gegen ihre weltlichen Feinde, sondern auch gegen den Zorn des Papstes. Wirklich schickte dieser noch einmal im Jahre 1560 einen Gesandten an die Königin mit einem freundlichen und eindringlichen Briefe, in dem er „die geliebteste Tochter" zur Rückkehr in den Schooß der Kirche ermahnte. Philipp aber strebte bald im habsburgischen Interesse eine Vermählung der Tudor mit Erzherzog Karl, einem Sohne des Kaisers Ferdinand I., an. Elisabeth war zu sehr von dem Nutzen überzeugt, den ihr ein erträgliches Verhältniß zu ihren katholischen Unterthanen bringen müsse, um nicht wieder ihr beliebtes diplomatisches Spiel zu beginnen; auch der englische Hofadel bestürmte sie zu Gunsten des Erzherzogs. Indeß als Spanien ihr vorschlug einen päpstlichen Nuntius zu empfangen und Gesandte zu dem Konzil von Trient zu schicken, um so die völlige Rückkehr Englands zum Katholizismus vorzubereiten, wies sie dergleichen Zumuthungen unbedingt zurück. Erst sechs Jahre später (1567) wurde die Vermählung mit Erzherzog Karl von neuem aufs Tapet gebracht. Aber da handelte es sich schon nicht mehr um eine Katholisirung Englands und der Königin, sondern der Erzherzog war bereit, über die Glaubensverschiedenheit hinweg zu sehen. Wieder und wieder sagte Elisabeth an dem einen Tage ja, um am folgenden ihr Wort zurückzunehmen. Als endlich — im Januar 1568 — die Verhandlungen definitiv abgebrochen wurden, versicherte sie doch, daß es ihr heißester Wunsch sei, mit den katholischen Fürsten in gutem Einvernehmen zu leben. So kam sie über die gefährlichsten Jahre, die Uebergangs- und Anfangszeit ihrer Regierung, sicher und ohne bedrohliche Anfechtung hinüber.

Im Grunde wünschte Elisabeth nicht, sich zu verheirathen; sie sagte wohl selbst, nur mit ihrem Volke wolle sie sich vermählen. Denn sie fürchtete, sich in einem Gatten zugleich einen Herrn zu geben oder doch wenigstens auf die Alleingewalt zu verzichten, und dieser Gedanke war der stolzen Tudor unerträglich. Dazu kam ihre aufrichtige, ja leidenschaftliche und treue Liebe zu dem unwürdigen Robert Dudley, den sie bald nach ihrem Regierungsantritt zum Earl von Leicester erhob.

Inzwischen war sie bedächtig und langsam, aber doch in entschiedener und dabei durchaus eigenartiger Weise auf dem Wege religiöser Neuerungen oder vielmehr Wiederherstellungen fortgeschritten.

Elisabeths Krönung war noch von einem katholischen Bischofe nach dem frühern Ritual vollzogen worden. Aber das Parlament, das sogleich darauf eröffnet wurde, zeigte sich, trotz des eifrigen Widerstandes altgläubiger Mitglieder, in seiner Mehrheit geneigt, der Königin zur Reform der dem nationalen Bewußtsein unerträglichen Zustände, wie sie sich in den letzten Jahren Marias gestaltet hatten, die Hand zu bieten. Zunächst beschloß man, die kirchlichen Einkünfte, die unter Heinrich und Eduard der Krone übertragen worden, von Maria aber wieder für die Kirche bestimmt waren, der Krone zu erhalten. Dann that man einen bedeutsamern und entscheidendern Schritt, der Mariens ganzer Auffassung direkt zuwiderlief. Der königliche Supremat wurde wieder hergestellt, damit von neuem der Bruch mit Rom vollzogen und die englische Kirche durchaus der oberstrichterlichen Gewalt des Königthums unterstellt. Wohl lehnte Elisabeth es ab, „Oberstes Haupt der Kirche" zu heißen, da das einem Laien und zumal einem Weibe nicht zukomme; aber thatsächlich übte sie doch die entsprechenden Befugnisse aus.

Damit war sie zu den Grundsätzen Heinrichs VIII. zurückgekehrt. Auch in Zukunft suchte sie eine vermittelnde Stellung zu bewahren, die sie nicht völlig von dem nationalen Katholizismus, wie ihr Vater ihn verstanden hatte, trennte. Sie ließ das allgemeine Gebetbuch, das unter ihrem Bruder hergestellt worden, einer Neubearbeitung unterziehen, bei der nicht nur alle feindseligen Wendungen gegen Katholizismus und Papstthum weggelassen, sondern auch die Lehre vom Abendmahl im Sinne der realen Gegenwart des Leibes Christi umgestaltet wurde. In dieser Weise wurde dann freilich das allgemeine Gebetbuch schon im ersten Jahre Elisabeths als für ganz England verbindlich eingeführt, seine Befolgung in Ritus und Dogmen allen Geistlichen unter strengen Strafen auferlegt.[1]) Dies ging schon beträchtlich über den Standpunkt Heinrichs hinaus. Aber keineswegs wollte Elisabeth mit den Katholiken brechen, vielmehr ihnen den Uebergang zur anglikanischen Kirche so leicht wie möglich machen. Hatte man zuerst Bilder und Kruzifixe entfernt, so führte die Königin letztere doch bald wieder ein. Die katholische Tracht der Geistlichen, die umständlichen Zeremonien bei dem Gottesdienste, der äußere Prunk wurden beibehalten. Auch die Verehelichung der Priester hätte Elisabeth am liebsten ganz verboten; da sie damit nicht durchdrang, machte sie doch jene von einer besondern Erlaubniß abhängig und beförderte zu den höhern Stellen vorzugsweise unverheirathete Geistliche.

Allein selbst diese Maßregeln konnten nicht durchgeführt werden, ohne einem scharfen Widerstande von Seiten des katholischen Klerus zu begegnen. Von vierzehn Bischöfen weigerten sich nicht weniger denn dreizehn, den Suprematseid zu Gunsten der Krone zu leisten; sie wurden ihrer Stellen entsetzt und in den Tower eingeschlossen, freilich dort milde behandelt. Noch zweihundert sonstige höhere Geistliche zogen muthig den Verlust ihrer

1) 1 Eliz. Cap. II.

Pfründen der Verleugnung ihrer Ueberzeugungen vor. Man kam regierungsseitig in Verlegenheit, wie man die mystische bischöfliche Sukzession durch Handauflegung — ein Dogma, an dem Elisabeth durchaus festhielt — bewerkstelligen sollte. Zum Glück trat ein einziger katholischer Bischof, der freilich sich nicht eben durch Moralität auszeichnete, zum Anglikanismus über; zwei andere ehemalige anglikanische Bischöfe, welche die marianische Verfolgung überdauert hatten, wurden ausfindig gemacht: und diese konsekrirten zunächst den würdigen und gelehrten Parker, den Elisabeth zum Erzbischof von Canterbury und Primas der wieder hergestellten anglikanischen Kirche ernannte. Das bischöfliche Mysterium und Institut war gerettet.

Die eifrigen Calvinisten waren mit dieser nur theilweisen Reformation ebenso unzufrieden wie die Katholiken. Die Vertheidiger der „reinen" Lehre, die „Puritaner"[1]) fanden in der anglikanischen Kirche zu viel von dem „alten papistischen Sauerteig", während die Katholiken die Trennung von Rom und das Eindringen lutherischer Ketzerei beklagten.

Nun ist von vorn herein festzuhalten, daß Elisabeth, wie sie ja überall zu vermitteln und zu mäßigen suchte, sich in dem ersten Drittel ihrer Regierung von eigentlicher Religionsverfolgung fern hielt. Für die Inquisition irgend einer Art war in England keine Stätte. Jeder mochte glauben, was ihm gefiel, und konnte es auch in gemäßigter Weise aussprechen.

Freilich, die Uebung des katholischen Gottesdienstes war bei strengen Strafen untersagt. Indeß diese Pönalgesetze wurden zunächst äußerst lau und oft viele Jahre hindurch gar nicht gehandhabt. Elisabeth wollte die Katholiken, die sie achtete und schätzte, durch Milde für ihren Anglikanismus gewinnen. Sie hatte hier fortwährend gegen ihre eigenen Bischöfe zu kämpfen, die, meist entschiedener protestantisch als die Königin selbst, gern Tortur und Hinrichtung über die ausübenden Katholiken verhängt hätten. In der That war der Katholizismus noch sehr mächtig, besonders in den nördlichen und westlichen Grafschaften, wo die konservative ackerbautreibende Bevölkerung und der Einfluß großer katholischer Grundherren überwogen. Jahre lang wurde da offen den religiösen Anordnungen und Strafgesetzen Hohn gesprochen, ohne daß Elisabeth gewagt hätte, mit Strenge einzuschreiten. Ein Gesetzentwurf, durch den die Gemeinen die Katholiken unter Todesstrafe zwingen wollten, die neue Religion zu bekennen, wurde vom Oberhause zurückgewiesen (1563). So herrschte gegen den Katholizismus, wenn er nicht allzu sehr in die Oeffentlichkeit hervortrat, fast vollkommene Duldung.

---

1) Das grundlegende Werk für die religiösen Verhältnisse unter Elisabeths Regierung ist noch immer John Strype, Annales of the Reformation during Elizabeths reign (2. Aufl. Oxford 1824, vier Bände in sieben Theilen): eine ungeheure Sammlung historischen Materials, unternommen mit staunenswerthem Fleiße. — Sam. Hopkins, The Puritans and Queen Elizabeth (New-York 1875, drei Bände): ein Buch, das mit ziemlicher Unparteilichkeit, aber leider nicht mit hinreichender Gründlichkeit und kritischer Durchdringung des reichen Stoffes geschrieben ist.

Viel härter benahm Elisabeth sich gegen die Puritaner, die, wie wir wissen, ihr durchaus verhaßt waren. Wenn die Königin den Eifer der Bischöfe gegen die Katholiken zügelte, so schärfte sie ihnen, den eifrigen Protestanten gegenüber, immer wieder nachdrücklichst ein, für Aufrechterhaltung der kirchlichen Uniformität mit allen Mitteln Sorge zu tragen. Freilich den ruhigen Puritaner als solchen belästigte man nicht. Aber ihr gelehrter und geistvoller Führer, Thomas Cartwright, ward seines Amtes und seiner Einkünfte als Professor und Mitglied der Universität Cambridge beraubt. Ein gleiches Schicksal hatten andere Professoren, Rektoren und sonstige Geistliche, welche zu den Puritanern hinneigten. Offenes Polemisiren von Seiten der letztern zog scharfe Strafen nach sich. Wenn sie ihre Meinungen zu laut und heftig aussprachen, wurden sie zum Pranger, wohl auch zum Verlust der Ohren oder gar einer Hand verurtheilt. Freilich ergingen sie sich fortwährend in heftigen Flugschriften gegen die religiösen Einrichtungen des Staates, gegen die Vergnügungen des Hofes, gegen das Tragen seidener Kleider, „die Tracht des Teufels". Besonders aber bezeichneten sie die Bischöfe als die „Stützen des Antichrist, mit denen in Gemeinschaft zu sein Sünde wäre". Das erschien dann als Hochverrath gegen eine von Königin und Parlament getroffene, allerdings nicht minder politische als religiöse Einrichtung. Ein gefährlicher Gegensatz, eine furchtbare Opposition gegen das Königthum in seinem doppelten, religiös-politischen Charakter entwickelten sich an dieser Stelle.

Keine Schonung kannte Elisabeth gegen die radikalen Sekten, die eben nicht als religiöse Abweichung, sondern als unversöhnliche Feinde jeder Kirche und aller Staatsordnung betrachtet wurden. Gegen die Wiedertäufer erließ die Königin im Jahre 1560 ein scharfes Edikt, das ihnen befahl, bei Strafe der Einkerkerung und Gütereinziehung in zwanzig Tagen das Land zu verlassen.[1]) Ja, im Jahre 1575 wurden zwei Wiedertäufer lebendig verbrannt. Indeß diese wurden eben als außerhalb des Gesetzes stehend betrachtet: sonst ist keine Hinrichtung wegen Glaubensvergehen vollzogen worden.

So versöhnlich Elisabeth auch gegen die Katholiken war, ihre ganze Stellung, zumal ihrer Vorgängerin gegenüber, brachte es mit sich, daß die wichtigsten Rathgeber der Königin eifrige Protestanten waren, die nur mit Ungeduld die vermittelnde Stellung der Herrscherin ertrugen.

Da war vor allem der bei weitem begabteste und entschlossenste englische Staatsmann jener Zeit, Sir William Cecil.[2]) Geboren 1520 zu Bourn in Lincolnshire, von einer angesehenen Landedelmanns-Familie, hatte Cecil Theologie und Rechtsgelehrsamkeit studirt und bald durch unerschrockene und geistvolle Disputationen über die streitigen Glaubenslehren die öffentliche

1) Camden S. 49. 2) Nares, Memoirs of Lord Burghley. 3 Bände 4°, London 1828—31; ein Werk, das freilich an Material und Darstellung veraltet ist und überdies von ausschließlich protestantischem und enkomiastischem Standpunkte ausgeht.

Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon Heinrich VIII. beschäftigte ihn im Staatsdienste, und unter dem Protektorat des Herzogs von Somerset stieg er bereits zu der hohen und verantwortlichen Stellung eines Staatssekretärs empor. Wenn er gleich unter Maria Tudor seine Funktionen aufgab, wußte er sich doch, trotz seiner abweichenden Anschauungen, die Achtung auch dieser Fürstin zu erwerben. Elisabeth aber erkor ihn sofort bei ihrer Thronbesteigung mit zutreffendem Scharfblicke wieder zu ihrem Staatssekretär; und infolge seiner hohen politischen Einsicht, seiner Geschäftsgewandtheit, seines muthigen Zugreifens nahm er alsbald den ersten Platz im Rathe der Königin ein. „Cecil regiert die Königin, er ist ein fähiger Mann, obwohl ein verfluchter Ketzer;" schrieb der spanische Gesandte damals an seinen Herrn. Das war freilich weit übertrieben: niemals hat sich Elisabeth von Cecil regieren lassen. Der Staatssekretär wollte eine entschieden protestantische Politik der englischen Regierung sowohl im Innern des Landes als nach außen. Er wollte seinen Staat zum Hort und Haupt des Protestantismus in der Welt machen, und schrak dabei ebenso wenig vor täuschender List wie vor rechtloser Gewalt zurück. Wie entgegengesetzt war aber die Königin einer solchen Anschauung! Sie, die stets vermitteln und ausgleichen wollte, die, im Bewußtsein ihrer gefährdeten Lage, stets entscheidende und unwiderrufliche Beschlüsse sorgfältig vermied! Oft verzweifelte Cecil daran, mit dieser Fürstin etwas ausrichten zu können. Schon im Sommer 1560, nach zwanzigmonatlicher Amtsführung, glaubte er seine Entlassung anbieten zu müssen, und diese seine „Ungnade" wiederholte sich alle paar Jahre. Der Hochadel, der zum großen Theile konservativ und katholisch gesinnt war, beneidete und haßte den eifrig protestantischen Emporkömmling. Wiederholt bildeten sich unter jenem förmliche Bündnisse, seinen Sturz herbeizuführen; und diese Bemühungen blieben nicht immer ohne einigen Einfluß auf die Gesinnungen der argwöhnischen Fürstin. Indeß Elisabeth war zu einsichtig, um nicht bald zu einer gesundern Anschauung zurückzukommen. Sie trennte sich nicht von dem treuen und geistvollen Manne, der überdies eine außerordentliche Kenntniß aller Gegenstände der Verwaltung, des öffentlichen und privaten Lebens, sowie eine nie ermüdende Arbeitskraft besaß.

Der erbittertste Gegner Cecils, aber noch ein entschiedenerer Puritaner als derselbe, war der persönliche Liebling der Königin, Robert Dudley Earl von Leicester. Er war der jüngste Sohn jenes ehrgeizigen Herzogs von Northumberland, der nach dem Tode Eduards VI. die englische Krone seiner Schwiegertochter Johanna Grey verschaffen wollte, und dies Unternehmen mit dem Tode büßte. Robert, zwanzig Jahre alt, wurde gleichfalls (1553) in den Tower eingekerkert, indeß schließlich wegen seiner offenbaren Schuldlosigkeit wieder in Freiheit gesetzt.[1]) Wenig später machte er die Bekanntschaft

1) Man hat oft erzählt, Elisabeth sei zuerst im Tower mit Robert Dudley bekannt und durch die Gleichheit der Schicksale mit ihm vertraut geworden. Dies ist

der Prinzessin Elisabeth, die bald eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem schönen und formgewandten Jüngling faßte. Robert Dudley war einer solchen durchaus unwürdig: herzlos, intrigant, weibisch, allen höhern Eigenschaften des Geistes und Charakters bar, hatte er stets nur seinen persönlichsten Vortheil im Auge. Das Gesetz des Kontrastes war es, das Elisabeth an ihn fesselte. Ueber die Intimität ihrer Beziehungen kann kein Zweifel obwalten. Schon in den ersten Tagen ihrer Herrschaft erhob sie ihn zum Großstallmeister, und seitdem wurde er mit Aemtern, Einkünften, Ländereien, Ehrenstellen ununterbrochen und auf das reichlichste beschenkt. Er verhinderte Elisabeth hauptsächlich am Abschluß einer jener fürstlichen Heirathen, die ihr Volk dringend verlangte, und die ihre einsichtigsten und ergebensten Räthe anempfahlen, um auswärtige Allianzen zu gewinnen und der Unsicherheit der Thronfolge ein Ende zu machen. Denn er hegte den kühnen Plan, selbst Gemahl der Königin zu werden, und der plötzliche Tod seines Weibes, Amy Robsart, von der er sich längst entfernt hielt, trat unter Umständen ein, die den dringenden Verdacht erweckten, er oder doch seine Getreuen hätten die Unglückliche gemordet. Dies höchste Ziel seines Ehrgeizes erreichte Leicester freilich nicht. Der gesammte Hochadel, alle Minister der Königin, Cecil an der Spitze, zeigten sich der unziemlichen Heirath zwischen Elisabeth und einem unwürdigen, übel beleumundeten Unterthanen so feindselig, daß die Herrscherin diesen Plan aufgab. Sie entschädigte den Geliebten, indem sie ihn zum Grafen von Leicester erhob; niemals aber hat er Cecil die Gegnerschaft wider seine fürstliche Heirath vergeben.

Der Gegenstand, der zunächst Elisabeth vorzüglich beschäftigte, war ihr Verhältniß zu der Königin von Schottland, die damals zugleich Thronerbin und nach wenigen Monaten auch Königin von Frankreich war. Schottland war seit dem Jahre 1370 von der Familie Stuart regiert. Indeß blieb das Königthum stets schwach gegenüber einer mächtigen und anmaßenden Aristokratie. Von den sieben ersten Königen der Stuart'schen Dynastie starben vier auf gewaltsame Weise und zwei im Wahnsinn, der durch Kränkungen und Demüthigungen herbeigeführt war. Diese beständigen inneren Unordnungen und dabei die fast stets unglücklichen Kriege mit den Engländern erhielten das Land in Armuth, Entvölkerung und Schwäche. Nichtsdestoweniger hatten die Schotten mit Hülfe Frankreichs, mit dem sie seit dem XIV. Jahrhundert im Bündniß standen wider den gemeinsamen Feind, wider England, ihre Unabhängigkeit gegen den übermächtigen Nachbarn zu behaupten gewußt. Wie einst die deutschen Kaiser hatten die Könige von Schottland sich dem unruhigen Adel gegenüber auf die Kirche gestützt und dieser zum Besitze fast der Hälfte aller liegenden Güter des Reiches verholfen.

---

aber unmöglich, weil die Prinzessin während der Haft sorgfältig von den übrigen Gefangenen getrennt gehalten wurde, dieselben nicht einmal zu Gesicht bekam; Wiesener S. 235. 256.

Deßhalb war der Adel der Geistlichkeit durchaus feindlich gesinnt; und die Bürgerschaft der Städte, ohne lohnendes Gewerbe, arm und unzufrieden, theilte diese Stimmung um so mehr, als der Klerus in der That unwissend und roh und dabei unsittlich und anmaßend war. So fand die Reformation, die zuerst durch Schüler Luthers und Melanchthons in Schottland eingeführt wurde, dort einen günstigen Boden. Indeß die Geistlichkeit, vom Königthume unterstützt, verfuhr gegen sie mit der äußersten Strenge. Schon im Jahre 1528 wurde ein Protestant, ein Abt aus königlichem Geschlecht, verbrannt. Seitdem fanden häufige Hinrichtungen Statt, besonders waren neuernde Geistliche die Schlachtopfer der katholischen Machthaber.[1]) Diese blutige Verfolgung der Neugläubigen führte leider dazu, dieselben mit äußerstem Grimme, mit glühender Rachgier gegen die Vertheidiger des Katholizismus zu erfüllen — Leidenschaften, die dem rohen Nationalcharakter der damaligen Schotten nur allzusehr entsprachen. Eine Anzahl fanatischer Protestanten erschlug den Primas von Schottland, Beaton, Kardinal-Erzbischof von St. Andrews. — Wie überall in dem damaligen Europa, so verquickten auch hier sich bald die politischen Zerwürfnisse mit den religiösen. Schon Heinrich VIII. — er hatte selbst der Ermordung des Kardinals beigestimmt[2]) — suchte seine theilweise Reformation den Schotten aufzunöthigen, sodaß seitdem die Anhänger der Neuerungen sich auf England stützten, während die katholische Partei an dem französischen Bündniß festhielt. Nach mehrfachen Niederlagen trug doch die letztere einen entschiedenen Sieg davon. Als Jakob V. der Schmerz über die Niederlage, die ihm die Engländer bei Solway beigebracht hatten, das Herz gebrochen, wurde nach einigen Zwischenfällen die Regentschaft während der Minderjährigkeit der noch nicht sechsjährigen Maria Stuart — sie war am 8. Dezember 1542 geboren — ihrer Mutter Maria Guise übertragen. Die Witwe Jakobs V. war eine gewandte, kluge und unternehmende Frau, den Ueberlieferungen ihrer Familie entsprechend durchaus französisch und katholisch gesinnt. Auf ihr Betreiben kam eine große französische Flotte mit Landungstruppen nach Schottland, vertrieb die englischen Besatzungen aus dem Reiche und führte die junge Königin nach Frankreich, die dort zur Gemahlin des kaum gleichaltrigen Dauphins Franz erzogen ward.

Die Ankunft der Franzosen entschied einstweilen die Vernichtung der Reformation in Schottland. Schon 1547 hatte in dem von einer französischen Schaar belagerten Schlosse St. Andrews ein abtrünniger Priester, John Knox (geboren 1505[3])), die erste protestantische Gemeinde im Lande gebildet; nach der Einnahme der Feste wurde der kühne Mann nach Rouen geschleppt, wo man ihn zwei Jahre hindurch als Galeerensträfling in Fesseln hielt. Nach seiner Befreiung (1549) flüchtete er nach England, dann, auch hier von Maria Tudor vertrieben, nach Genf, wo er sich ganz mit den An-

1) Burton, The history of Scotland. (2. Aufl. London u. Edinb. 1873.) III, 170 ff. 2) Burton III, 258 ff. 3) M'Crie, The life of John Knox. (Neue Ausgabe. London 1874.) — Brandes, John Knox. Elberfeld 1862.



IOANNES CNOXVS, SCOTVS.
Scottorum primum te Ecclesia, CNOXE, docentem
Audyt, auspicys estque reducta tuis,
Nam te cælestis pietas super omnia traxit,
Atque reformatæ Relligionis amor.
Cum priuill.

John Knox.
Facsimile eines Kupferstiches von Hendrik Hondius dem Jüngeren (1580—ca. 1644).

schauungen Calvins erfüllte und Prediger der dortigen englischen Gemeinde wurde. Inzwischen verbrannte man in Schottland erbarmungslos die vereinzelten Ketzer, die ihre Meinungen nicht sorgfältig verbargen; die Prälaten zeigten wieder den alten Stolz, die frühere Unsittlichkeit und politische Anmaßung. Aber nie verzichtete Knox auf die Hoffnung, noch dereinst zum Siege der „reinen“ Lehre in seiner Heimath beitragen zu können.

Eine eigenthümliche Verkettung der Umstände gestattete ihm bald, den ersten Schritt zur Verwirklichung jener Absichten zu thun.

In dem Kampfe Englands und Spaniens gegen Frankreich nahm die schottische Regentin ganz natürlich für letzteres gegen Maria Tudor Partei. Da nun diese Königin die eifrige Verfolgerin der Reformirten war, ließ Maria Guise die englischen Flüchtlinge in ihrem Reiche zu. Mit ihnen kam Knox, und in einigen Schlössern des Adels bildete er einen Bund, einen „Covenant“ zur Vertheidigung des Wortes Gottes bis in den Tod. Wohl mußte er noch einmal nach Genf fliehen; aber von hier aus war er doch unausgesetzt thätig in der Verstärkung und Ausbreitung jenes Bundes. Ein großer Theil des Adels trat demselben bei, in der Hoffnung, zugleich die Krone demüthigen und die Geistlichkeit berauben zu können. An der Spitze dieses Bundes stand kein minderer, als Maria Stuarts natürlicher Bruder, Lord James Stuart, später Graf von Murray genannt, ein hochgebildeter, kühner, thatkräftiger und zugleich politisch einsichtsvoller Mann, der, obwohl tief in das verworrene und gewissenlose Parteigetriebe jener Tage verwickelt, sich doch auch zu großen und allgemeinen Gesichtspunkten zu erheben wußte.

Bald kam es zum förmlichen Streite zwischen den protestantischen Lords und Städtern auf der einen, der Regentin und den Bischöfen auf der anderen Seite. Knox und andere geflüchtete Prediger wurden von der protestantischen Partei zurückgerufen Im Mai 1559 erschienen sie in Schottland, und ihre feurigen Predigten veranlaßten die städtischen Volksmassen zur Zerstörung der Klöster und zur Vernichtung aller kirchlichen Bilder und Statuen. Was half es, daß die Regentin Truppen zusammenbrachte? Die Reformirten waren die Stärkeren, und an ihrer Spitze zog Murray triumphirend in die Hauptstadt ein. Immerhin muß es Knox und seinen Anhängern zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie trotz ihres Fanatismus und ihrer Leidenschaftlichkeit sich keines Blutvergießens schuldig machten. Auch später war in Schottland von einer Verfolgung der Katholiken, wie diese sie gegen die Protestanten geübt hatten, nicht die Rede. Indeß, noch war der Kampf nicht entschieden. Die Regentin rief französische Truppen herbei, die zumal das wichtige Leith, die Hafenstadt von Edinburg, stark besetzten. Neue große Gefahren erhoben sich gegen die schottischen Reformirten. Da wandten diese sich Hülfe suchend an Elisabeth.

Lange zögerte die Königin, welchen Weg sie einzuschlagen habe. Der schottische Calvinismus war ihr keineswegs sympathisch, und zumal Knox

hatte sie einst durch eine heftige Schrift: „Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment" tief beleidigt. Es waren auch nicht sowohl protestantische Gefühle, die sie endlich zum Eingreifen veranlaßten, als die Erwägung, daß in Schottland die französische Herrschaft nicht länger zu dulden, der Nachbarstaat vielmehr endgültig dem englischen Einflusse zu unterwerfen sei. Dazu kam, daß Maria Stuart selbst sie empfindlich gekränkt und bedroht hatte. Indem dieselbe Elisabeths Geburt für illegitim erklärte, hatte sie für sich und ihren Gemahl Franz neben dem Königstitel von Frankreich und Schottland auch zugleich den von England und Irland angenommen. Daraus war zwischen den beiden Fürstinnen ein unversöhnlicher Gegensatz entstanden.

So schloß Elisabeth mit den aufständischen schottischen Lords in Berwick ein Schutz- und Trutzbündniß zur Vertreibung der Franzosen. Englische Schiffe und Truppen warfen die letzteren überall zurück und schlossen sie zuletzt mit der Regentin selbst in Leith ein. Aller Macht beraubt, starb Maria von Guise in dem festen Schlosse von Edinburg, wo ihr das Mitleid des Befehlshabers eine ruhige Zufluchtsstätte gewährt hatte, an der Wassersucht den 10. Juni 1560.



Bildniß der Maria Stuart auf einer ihrer Münzen. Silber. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Ihr Tod war das Signal zum völligen Siege der Reformation und Englands. Das französische Königspaar war damals — es war die Zeit des Tumultes von Amboise — viel zu sehr mit den heimischen Angelegenheiten beschäftigt, um sich der schottischen annehmen zu können. Seine Abgesandten schlossen wenige Wochen darauf mit den Lords und Elisabeth den Vertrag zu Edinburg, der nicht nur den französischen Einfluß, sondern auch jede wirkliche Regierungsgewalt Maria Stuarts in Schottland völlig vernichtete. Maria und Franz sollten überdies auf ewige Zeiten Wappen und Titel von England ablegen.

Die siegreiche Partei nützte ihren Erfolg eifrig aus, viel zu eifrig nach Elisabeths Ansicht. Das in Edinburg versammelte Parlament setzte ein calvinisches Glaubensbekenntniß auf (August 1560) und verbot jede Feier der Messe unter strenger Strafe, die bei öfters wiederholtem Vergehen sich bis zur Hinrichtung steigern sollte. Sämmtliche Klöster wurden zerstört. Aber wenn die Prediger verlangten, daß ein Theil der Kirchengüter zur Dotirung armer Pfarrstellen und zur Errichtung von Schulen verwendet werden sollte, so fanden sie damit kein Gehör. Nach schändlicher Verwüstung der Gebäude und Kunstschätze rissen die Adligen alle ehemaligen Besitzungen der Kirche an sich. Unduldsamkeit und roher Eigennutz bezeichneten in Schottland den Sieg der Reformation.

Diese Vorgänge verwundeten tief die fürstlichen wie die religiösen Gefühle der achtzehnjährigen Königin von Schottland.

Maria war am französischen Hofe nach damaliger Sitte erzogen wor-

den: auch sie verstand neben den wichtigsten neuern Sprachen recht gut die lateinischen Schriftsteller. Unter Künstlern und Dichtern aufgewachsen, lernte sie die geistigen Talente hochschätzen.[1] Ihre kleinen poetischen Schöpfungen, die in der That Wahrheit des dichterischen Empfindens und Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdruckes zeigen, wurden nicht minder bewundert als ihre Schönheit und Anmuth, sowie ihre Gewandtheit im Reiten und Tanzen. Ihre Rede, ihr Briefstyl waren lebhaft und anziehend. Allein weniger günstig mußte die Entwickelung ihres Charakters ausfallen. Wenn sie auch äußerlich an bigotte Kirchlichkeit gewöhnt ward, so ließ man doch sonst an dem leichtsinnigen und üppigen Hofe der Valois ihrer Laune und Leidenschaftlichkeit freien Spielraum. Immerhin rühmten damals selbst Gegner ihr bescheidenes Auftreten, ihre klare Einsicht und gutes Urtheil, Eigenschaften, durch die sie noch einmal England gefährlich werden könne.[2] Als nach zweijähriger kinderloser Ehe der Tod ihres jugendlichen Gatten sie zur Witwe machte, blieb sie einstweilen noch mehrere Monate in Frankreich, vielleicht aus Besorgniß vor den Gefahren und Unbilden, welche sie, die Neunzehnjährige, in dem gesetzlosen, unruhigen und in seiner großen Mehrheit calvinistischen Schottland erwarten mußten. Die Ratifikation des Edinburger Vertrages verweigerte sie hartnäckig. Trotzdem benahm sie sich, als sie im August 1561 in Schottland gelandet war, zunächst mit großer staatsmännischer Geschicklichkeit und unläugbarer Mäßigung. Sie stützte sich zumeist auf ihren protestantischen Halbbruder, den Grafen Murray. Für ihre eigene Person und ihre Umgebung wußte sie trotz des rohen Eifers eines Knox und seiner Anhänger die Gewissens- und Kultusfreiheit wacker und mit Erfolg zu vertheidigen; aber sonst erkannte sie die Reformation Schottlands als einmal unerschütterliche Thatsache an und bildete ihren Rath hauptsächlich aus Führern des calvinischen Adels. Den Titel und das Wappen Englands legte sie ab, um Elisabeth zu versöhnen, mit der sie überhaupt ein freundschaftliches Verhältniß anstrebte. Es kam so weit, daß die katholischen Lords in Schottland unter der Führung der Hamilton und Gordon gegen Marias Regierung zu den Waffen griffen. Aber sie wurden nach kurzem Kampfe niedergeworfen. Persönlich hatte Marie an dem Feldzuge Theil genommen. Ueberall war sie thätig und eifrig, im Kriege wie im Rathe. Möchte man es der jungen lebenslustigen Frau verargen, daß sie ihre Regierungssorgen durch Jagden und heitere Feste, durch Bälle und

---

1) A. Gaedeke, Maria Stuart. (Heidelberg 1879.) S. 7. — Vollständige Aufzählung der bis dahin über Maria St. erschienenen Schriften bei Jules Gauthier, Histoire de M. St. (Paris 1869.) I. Avant-propos. — Seitdem Chantelauze, M. St. (Paris 1876), hauptsächlich Geschichte ihres letzten Prozesses, aber mit Rückblicken auf deren Vorgeschichte, in einem für sie günstigen Sinne; und mehrere andere Werke, die ich gelegentlich anführen werde. 2) Der engl. Gesandte Throgmorton an den Geheimen Rath 6. 9. Dez. 1560; Calendar of State papers, Foreign series, Elizabeth, II. (London 1865.)

Maskeraden unterbrach? was dann freilich den finstern Presbyterianern zum nicht geringen Aergerniß gereichte.[1]) Lebenslust, patriotischer Eifer, staatsmännische Geschicklichkeit, dichterische Begabung — alles schien in der jugendschönen Fürstin vereinigt.

Da brachte die Vermählungsfrage einen Schatten über die glänzende Gegenwart und Zukunft Mariens.

Da Elisabeth sich nicht verehelichen zu wollen fest erklärt hatte, wurde nicht nur für Schottland, sondern auch für England überaus wichtig die Angelegenheit einer Wiederverheirathung Mariens, der natürlichen Erbin ganz Großbritanniens. Von Don Carlos von Spanien, dann von einem andern Fürsten des Hauses Oesterreich war die Rede gewesen; aber diese Pläne waren an dem entschiedenen Widerspruche Elisabeths gescheitert, die Großbritannien nicht abermals der habsburgischen Weltpolitik und dem Katholizismus unterwerfen wollte. Die englische Regierung und die gesammte protestantische Partei in Schottland wünschten dringend, der Königin einen Gatten aus den Reihen der protestantischen Großen Englands oder Schottlands zu geben. Maria indeß war über die herrische Einmischung der englischen Königin in ihre Heirathsangelegenheiten entrüstet. In dieser Stimmung ließ sie um so eher die Leidenschaft den Sieg über die Klugheit davon tragen: ihr leicht entzündbares Herz entschied für einen Katholiken, einen blühenden Jüngling, Henry Stuart Lord Darley,[2]) der übrigens ihr Vetter und zugleich auch mit den Tudors verwandt war. Am 29. Juli 1565 fand trotz des Widerspruches Elisabeths, der schottischen Protestanten, ja auch der französischen Königsfamilie, die Vermählung Statt: ein verhängnißvolles Ereigniß! Darley wurde, wenn auch nicht mit der königlichen Macht, so doch mit dem königlichen Titel beschenkt. Nun aber stellte Murray sich an die Spitze einer protestantischen Empörung, die von Elisabeth mit Geldmitteln, freilich nicht mit ausreichenden, unterstützt ward. Sie hatte keinen Erfolg. Denn Maria hatte sich durch ihr mildes und geschicktes Benehmen und durch den Reiz ihrer hohen Schönheit und Anmuth eine große Anzahl Anhänger zu verschaffen gewußt. Mit überlegener Macht wurden die Empörer geschlagen, ihre Führer und Murray selbst zur Flucht nach England genöthigt. Philipp II. von Spanien, der mit Freuden die schottische Königin mit Frankreich entzweit sah, versprach für alle Fälle seinen Beistand.

---

1) Raumer, Briefe aus Paris. II, 88: Bericht des französischen Gesandten in Edinburg, Foys, von 1564. — Aehnlich Randolph an Cecil, 1. April, 13. Juni 1563; Raumer, Elisabeth und Maria Stuart. (Leipzig 1836.) S. 30 f. Wie einseitig und parteiisch Raumers Auffassung zu Ungunsten Marias ist, braucht nicht mehr erwiesen zu werden. 2) So und nicht Darnley ist die richtige Schreibart; E. Bekker, Maria Stuart, Darley, Bothwell. (Gießen 1881.) S. 11, Note. — Petrik, Die Briefe der Königin Maria St. (In.-Diss. Leipzig 1873.) S. 5 ff. — Auch der engl. Gesandte Randolph schreibt Darlie; Cal. of State papers, F. S. Eliz. VI, 55.

Diese Ereignisse führten einen völligen Wechsel der innern und äußern Politik Marias herbei, der freilich für sie selbst auf die Länge die übelsten Folgen nach sich ziehen sollte. Sie hatte schon seit einem Jahre ihre Gunst einem bezahlten Agenten des Papstes, dem Piemontesen David Riccio geschenkt, der sich als Musikus und Kammerdiener bei ihr einzuführen gewußt. Es scheint trotz aller Gerüchte, die schon damals von einem Liebesverhältniß zwischen ihr und Riccio erzählten, nicht, daß der unansehnliche, eher unschöne Mann in unsittlichen Beziehungen zu ihr gestanden habe. Wohl aber gewann er ihr ganzes Vertrauen. Erst zu ihrem Privat- dann zum Staatssekretär ernannt, vermochte er sie mit dem Papste und Spanien in Verbindung zu setzen, sowie mit kühnen Plänen einer katholischen Gegenreformation zu erfüllen. Stolz ob ihres jüngsten Sieges hoffte sie nicht nur den Protestantismus in Schottland völlig niederzuwerfen, sondern auch darauf mit der Unterstützung jener Mächte und der zahlreichen englischen Katholiken auf London zu marschiren, die Einheit Großbritanniens zu ihren Gunsten und im Sinne des Katholizismus herzustellen. Davon erwartete sie zugleich den Triumph der königlichen Allgewalt über den trotzigen protestantischen Adel und Bürgerstand. In Elisabeths eigener Umgebung fanden sich zahlreiche Verräther, den schottischen Plänen zugethan. Irland war in Aufruhr zu Gunsten des Katholizismus. Der Papst versprach seine Hülfe, „so lange er noch über einen Kirchenkelch verfüge“. Philipp II., die Guisen stimmten eifrig bei. So traten in Maria Stuart und Elisabeth Tudor die großen Gegensätze jener Zeit sich auch auf der britischen Insel feindlich gegenüber. Freilich hier ein ungleicher Kampf! Auf Seiten der englischen Königin war die größere Macht und die bedeutendere, rücksichtslosere, listigere diplomatische Begabung.

Maria that den ersten Schritt zur Verwirklichung dieser Pläne, indem sie im März 1566 ein Parlament einberief, in welchem die katholische Geistlichkeit ihre frühere Stellung wieder einnahm, und das zu einer vollständigen Katholisirung des öffentlichen Wesens bestimmt war. Da aber erwuchs der Königin Widerstand von einer Seite, von der sie ihn naturgemäß am wenigsten erwartet hätte.

Darley, ein eitler, eingebildeter und doch dabei durchaus unfähiger und charakterloser, in die gemeinsten Ausschweifungen versunkener[1]) junger Mensch, verlangte von seiner Gemahlin wiederholt vollen und gesetzlichen Antheil an der höchsten Macht. Maria, deren anfängliche heiße Liebe zu ihrem Gatten schnell erkaltet war, da sie ihn geringschätzen gelernt, verweigerte entschieden die Gewährung seines Anliegens. Der König aber schrieb diese Zurückweisung hauptsächlich dem Einfluß des allmächtigen Riccio zu und beschloß, denselben aus dem Wege zu räumen. Dabei verbündete er sich mit der protestantischen Opposition, die gern zustimmte, als er versprach, zum Calvinismus überzutreten, diesem den Sieg über die Gegenströmung wieder zu

1) Burton IV, 137.

verschaffen. Die Verschworenen, an deren Spitze der gewaltsame Ruthven, der finstere Morton und der ehrgeizige Murray selbst standen, hielten in der That ihr Vorhaben für eine gerechte Nothwehr zur Rettung des Staates und der Religion.[1]) Auch die Prediger Knox und Craig sollen es gebilligt haben.[2]) Sie wollten eigentlich eine Art gerichtlichen Verfahrens gegen Riccio einschlagen, indeß der Grimm und die Eifersucht des Königs, der sie alle mit seiner Autorität zu decken verhieß, führte zu rascher gewaltsamer That.[3]) Elisabeth war von allem unterrichtet.

Die Verschworenen überfielen Riccio im Zimmer der Fürstin selbst, die damals im sechsten Monat der Schwangerschaft sich befand. Vor den Augen der Monarchin erhielt er den ersten Stoß, dann schleppte man ihn auf den Flur hinaus, wo fünfzig Stiche seinem Leben ein Ende machten.

Dieses Verbrechen führte eine völlige Umwälzung am schottischen Hofe herbei. Die Königin wurde nunmehr wie eine Gefangene gehalten, die geflüchteten Lords, unter ihnen Murray, kehrten nach Edinburg zurück, der katholische Kultus wurde im ganzen Lande verboten.

Aber Maria zeigte ebenso viel Schlauheit wie Kraft. Es kam ihr vor allem darauf an, die Gegner zu trennen. So wußte sie den kläglichen Darley bald wieder auf ihre Seite zu ziehen; beide entflohen aus dem Schlosse von Edinburg, und in scharfem Ritte, trotz ihres körperlichen Zustandes, erreichte die Königin ein bergendes Asyl. Die katholischen Lords, die persönlichen Anhänger der Fürstin und die Familie Darleys waren sofort in Waffen. Murray und einige andere der Gegner gingen zu ihr über. Die Mörder Riccios mußten sich durch die Flucht retten. Als Siegerin zog Maria wieder in Edinburg ein. Wenige Wochen später, am 19. Juni 1566, gebar sie einen Sohn, einen Thronerben Schottlands und Englands. Diese Thatsache verlieh ihr eine größere Wichtigkeit, eine erhöhte Stellung für beide Länder.

Sie umgab sich mit katholischen und den neu gewonnenen protestantischen Lords. Dringend wurde sie von dem katholischen Bunde und zumal von den Abgesandten des Papstes aufgefordert, ihren Triumph zur Vernichtung der protestantischen Parteihäupter, zur Wiederbefestigung des Katholizismus, zur Erlangung einer dauernden Alleinherrschaft zu benutzen.[4]) Vor gewaltsamen Maßregeln ist Maria indeß stets zurückgeschreckt. Vielmehr suchte sie eine vermittelnde und dadurch überlegene Stellung einzunehmen: auch zu Elisabeth wurde ihr Verhältniß ein freundliches. Um so gespannter war das zu ihrem Gatten. Darley sah sich nicht nur um alle Früchte der an Riccio verübten Mordthat gebracht, sondern auch von seiner Gemahlin, die ihn nun ausgenutzt hatte, und die im Grunde ihn nicht minder haßte

---

1) Morton und Ruthven an Cecil, 2. April 1566; Cal. of State pap. a. a. O. VII, 43. 2) So berichtet wenigstens der Engländer Bedford; ebendas. S. 35. 3) Morton und Ruthven an Cecil, 27. März 1566; ebendas. S. 40. 4) Der Nuntius in Frankreich an Großh. Cosmus I., 16. März 1567; Labanoff VII, 105.

als verachtete, mit offenbarer Geringschätzung behandelt. Außerdem ward er von einigen der wieder zu Gnaden angenommenen Verschworenen, die er so schmählich verrathen hatte, offenbar bedroht. Er mied Monate hindurch den Hof. Ein verderblicher Gegensatz trat ein zwischen ihm und den Leitern der Regierung Marias, ein Gegensatz, der sich noch verschärfte, als die Königin, zur Feier der Taufe ihres Sohnes, die Ricciomörder begnadigte. Sie erscheint damals als durchaus eingenommen gegen ihren Gatten, der allerdings die verächtlichste Rolle gespielt hatte. Sie warnte die Häupter des protestantischen Adels, zumal Murray, vor Mordanschlägen Darleys und reizte sie dadurch auf das äußerste gegen denselben:[1]) sicherlich mit Absicht. Dann sprach sie von Ehescheidung. Ihr persönlicher Anhänger und bis dahin treuester Freund, der Graf Bothwell, verband sich in Craigmillar mit einer Anzahl von protestantischen Lords zum gemeinsamen Schutze gegen Darley, ja zur Ermordung desselben. Maria Stuart scheint allerdings nicht förmlich in diesen Plan eingeweiht worden zu sein; aber sie wußte sicher durch die ausdrücklichen Andeutungen der Verschworenen, daß dieselben sie auf irgend eine Weise von ihrem Gatten zu befreien beabsichtigten.

Die Hauptrolle in den folgenden Ereignissen spielt nun ein Mann, der für Marias Schicksal verhängnißvoll werden sollte, der ihren Ruf auch für die Nachwelt vernichtet hat: Bothwell.

James Hepburn Earl Bothwell war damals etwa dreißig Jahre alt. Von hoher Statur und ungewöhnlicher Körperkraft, beseelt von keckstem und abenteuerlichstem Muthe, imponirte er durch eben diese physischen und moralischen Eigenschaften der jungen Königin, der er überdies eine große Ergebenheit, selbst unter persönlichen Leiden und Drangsalen, bewiesen hatte. Weil er treu zu ihrer Partei gehalten, war er zuerst in Schottland selbst, dann in England jahrelang im Kerker gehalten worden, hatte er 1565 aus der Heimath entfliehen müssen. Das hatte einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz Mariens hervorgebracht. Bothwell wußte dies wohl. Gewandt und verschlagen, faßte er den kühnen Plan, nach Beseitigung Darleys ihr Gatte und Beherrscher Schottlands zu werden.[2]) Nicht als ob er sie

---

1) Bedford an Elisabeth; Raumer, Elis. und Maria, 119. 2) E. Bekker hat in der erwähnten Schrift die Unmöglichkeit der schon von Hosack, Morris, Chantelauze u. v. a. erschütterten Authentizität der sogen. „Chatoullebriefe", der Liebesbriefe Maria Stuarts an Bothwell, überzeugend und vollständig nachgewiesen, wenn auch nicht alle seine Gründe stichhaltig sind. Die Arbeit von Harry Breßlau, „Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart", im „Historischen Taschenbuche" Folge 6, Th. I (1882), S. 1—92, hat mich in dieser Ansicht nicht wankend gemacht, trotz der genauen französischen Ausgaben, die der Verfasser von vier der Chatouille- oder Kassettenbriefen gibt. Jeder Kenner des Französischen wird sofort erkennen, daß Maria nicht Ausdrücke wie rompre sa promesse und le bien composer de ceux ꝛc. hat anwenden können, daß also die angeblichen Kopien von den französischen Originalen Marias vielmehr mäßig gelungene Uebersetzungen von schottischen Fälschungen sind. Die Gründe, mit denen Breßlau die Seltsamkeiten und Unmöglichkeiten wegzuerklären

wahrhaft geliebt hätte — seine Zuneigung gehörte vielmehr seinem jungen Weibe — aber er wollte durch sie zur höchsten Macht, zum Königthum emporsteigen. Um die Ausführung dieses tollkühnen Gedankens zu ermöglichen, hatte er sich zu Craigmillar seinen bisherigen Gegnern, den Ricciomördern, auf das engste angeschlossen.

Indeß im Beginne des Jahres 1567 söhnte sich Maria mit Darley aus, beruhigte dessen Furcht vor ihrer und des Adels Rache und führte ihn mit sich nach Edinburg. Man hat die Königin beschuldigt, damit absichtlich den Unglücklichen ins Verderben gelockt zu haben. Wahrscheinlicher ist, daß sie, um die damals offen sich aussprechende Feindschaft der Familie ihres Gatten, der mächtigen Lennox, zu vermeiden, dieselbe wieder für sich zu gewinnen suchte, den Ausgang der Dinge in prüfungslosem Leichtsinne der Zukunft anheimstellend. Wie dem auch sei, am Abend des 9. Februar 1567, als eben die Königin ihren Gatten verlassen hatte, um der Vermählung eines ihrer Hoffräulein beizuwohnen, wurde derselbe von den Verschworenen[1]) im Garten seines entlegenen Wohnhauses ermordet; das letztere sprengte man nach geschehener That in die Luft. Man wollte eine Art öffentlicher Hinrichtung vollziehen, um die Uebereinstimmung der Königin mit dem furchtbaren Unternehmen darzuthun: deßhalb wählte man eine so laute, kundbare Weise, das Verbrechen auszuführen.

So viel ist ersichtlich: Maria war über den Tod ihres Gatten nicht eben untröstlich. Freilich zog sie sich, wie es der Anstand erforderte, auf einige Tage in die Einsamkeit zurück, bis der Leichnam des unglücklichen Darley in aller Eile und ohne den gebräuchlichen Pomp beigesetzt war. Allein sie, die sich früher und auch später so geschickt ihren Gegnern zu entziehen wußte, die auch jetzt mehrfache Reisen unternahm, blieb stets im Zusammen-

sucht, die gegen die Echtheit der Briefe angeführt worden sind, erscheinen oft recht künstlich! Und dann, da er die Unechtheit eines und zwar des wichtigsten und für Maria kompromittirendsten dieser Briefe (Nr. 2) zugibt, lag es ihm ob, positive Gründe für die Authentizität der übrigen beizubringen. Sonst muß man, zumal bei der Eigenthümlichkeit der mise en scène bei der Entdeckung und Verwerthung dieser ganzen Sammlung, zu der Voraussetzung gelangen: die diesen einen Brief fälschten, waren ebenso fähig, die übrigen zu schmieden! Die Vergleichung, die Breßlau S. 37 ff. zwischen den Ausdrücken der Chatoullebriefe und authentischen Briefen Marias anstellt, ist deßhalb nicht beweisend, weil sie damals ganz gewöhnliche und überall gebräuchliche Ausdrücke betrifft. Mehrere andere bedenkliche Willkürlichkeiten in der Untersuchung Breßlaus übergehe ich hier, wie z. B. die Datirung der Abreise Marias von Edinburg, Januar 1567. Hatte doch selbst Gaedeke, der die Schuld Marias auf das nachdrücklichste betont, zugegeben (S. 389, vgl. S. 103, Note 2), daß ihre zeitgenössischen Gegner der Fälschungen im allgemeinen wohl fähig waren und dergleichen auch in den berührten Briefen angebracht hätten. Wo bleibt selbst auf diesem Standpunkte das Kriterium, das Wahres und Falsches unterschiede? Mit diesen Briefen fällt aber jedes positive Zeugniß für ein ehebrecherisches Verhältniß zwischen Maria Stuart und Bothwell.

1) Nicht von Bothwell und seinen Leuten allein; Bekker S. 46 ff.

hange mit den Mördern; gerade Bothwell und Huntly wurden mit der Bewachung des jungen Prinzen Jakob beehrt! Wochen vergingen, ehe ein ernster Schritt gegen die Schuldigen und zumal gegen Bothwell unternommen wurde, den die öffentliche Meinung immer lauter und ungestümer als den Haupturheber der Schreckensthat bezeichnete. Wie anders hatte Maria wider diejenigen zu handeln gewußt, die ihr wirklich als Gegner erschienen waren!

Die Ermahnungen und Anklagen, die von allen, auch befreundeten Seiten, an Maria Stuart gelangten, waren so dringend, daß sie einsah, es müsse etwas geschehen, um den allgemeinen Unwillen zu beschwichtigen. Sie ließ also Bothwell vor einem außerordentlichen Gerichtshofe des Mordes anklagen. Aber das alles war unwürdige Komödie. Der Gerichtshof war aus sichern Anhängern Bothwells zusammengesetzt. Die Ankläger wurden gar nicht gehört, die ganze Sache mit größter Eile betrieben. Selbstverständlich wurde Bothwell von allen Beschuldigungen freigesprochen.

Im Gegentheil, er beherrschte völlig die Lage. Es ist wahrscheinlich, daß er, der kräftige energische Mann, um diese Zeit sich der leichtsinnigen und sinnlich veranlagten Königin als Gemahl anempfohlen und annehmbar gemacht hatte. Es kann nur unter diesem Einflusse sein, daß Bothwells Mitverschworene in Ainslies Schenke sich zur Herbeiführung und Vertheidigung einer so nichtswürdigen Ehe verbanden, sie, die früher sämmtlich Bothwells entschiedenste Gegner gewesen waren! Und das Ungeheuerliche geschah. Maria ließ sich durch die körperlichen und geistigen Vorzüge des Earl sowie durch seine scheinbare Beherrschung des Hochadels zu einem unentschuldbaren Schritte verleiten. Zum grimmigen Aergerniß des ganzen Volkes, zum Entsetzen ihrer besten Freunde ließ sie sich von Bothwell, der sich unter nichtigen Vorwänden von seiner Gattin geschieden hatte, zum Schein entführen[1]) und heirathete ihn am 15. Mai 1567, drei Monate nach der Ermordung Darleys! Vergebens hatte sie der französische Gesandte mit flehentlichen Bitten gewarnt, vergebens hatten selbst ihre treuesten Anhänger unter dem Adel sich fern gehalten.

Die Strafe für diese Reihe von Verbrechen und Thorheiten folgte auf dem Fuße. Bothwell, zum Herzog von Orkney ernannt und mit der Leitung der Regierung betraut, zeigte deutlich, wie wenig ihm an der Person Marias lag. Er mißhandelte sie, schloß sie wie eine Gefangene von allem Verkehr ab, besuchte häufig sein geschiedenes Weib. Dazu die Verwünschungen des

1) Es sind nicht allein die mit Recht angefochtenen Briefe an Bothwell, welche die Zustimmung der Königin zu der Entführung beweisen würden. Das Vorhaben war vor seiner Verwirklichung in weiten Kreisen bekannt; ein Soldat Bothwells erklärte einem der Begleiter der Königin: es sei alles vorher mit der letztern verabredet gewesen. Froude IX, 63f. Burton IV, 216. — Bekkers „innere" Gründe (S. 104f.) sind dagegen nicht stichhaltig. Es ist klar, daß Maria Stuart, die später im Gefängniß so viel Kraft, Würde und Willensfestigkeit bewahrte, sich nicht durch jenen lächerlichen Ueberfall zur Ehe mit dem Mörder ihres Gatten hätte nöthigen lassen, wenn sie eine solche nicht selbst gewünscht.

ganzen Volkes gegen die Königin! Zu spät sah Maria ein, in welchen Abgrund sie sich gestürzt habe. Sie weinte den ganzen Tag und verlangte einmal nach einem Dolche, um sich zu tödten.[1])

Allein die Reue kam zu spät. Fast der gesammte Adel bildete gegen die Gewaltherrschaft des allgemein gehaßten Bothwell einen Bund, der sich naturgemäß auch gegen Maria kehrte. Diese sammelte ein kleines Heer, an dessen Spitze sie selbst gegen die Aufständischen zog. Als aber es in der Nähe der Hauptstadt zum Kampfe kommen sollte, gingen die meisten der königlichen Soldaten zu den Gegnern über. Bothwell entfloh, Maria selbst überlieferte sich den Aufständischen, die sie als Gefangene behandelten (Juni 1567). Bothwell irrte noch einige Monate in Schottland, auf den Orkney- und Shetlandinseln umher. Von den Siegern verfolgt, ging er zu Schiffe, um nach Frankreich zu entfliehen. Indeß ein Sturm verschlug ihn nach Norwegen, wo er von den dänischen Behörden auf Ansuchen der schottischen Regierung gefangen gesetzt und im Schlosse Malmö in milder Haft gehalten wurde. In einem andern Schlosse ist er, wahrscheinlich 1578, als Staatsgefangener gestorben. Alle Erzählungen von seinem Seeräuberleben in den nordischen Gewässern sind erdichtet.[2])

Maria war inzwischen auf dem Schlosse Lochleven, das mitten in einem See gelegen, gefangen gehalten worden. Vergebens nahm sich Elisabeth der Verwandten an, deren Behandlung sie schon aus allgemein monarchischen Rücksichten mißbilligte: die Drohung, daß Schottland bei Frankreich Hülfe suchen werde, brachte Elisabeth zum Schweigen. Und die gesammte protestantische Partei, Knox an der Spitze, schloß einen engen Bund mit den siegreichen Lords. Diese zwangen Maria durch die Drohung, ihr als Gattenmörderin den Prozeß zu machen, dessen Ausgang bei der Parteilichkeit der schottischen Gerichte nicht zweifelhaft sein konnte, zur „freiwilligen" Abdankung und riefen den einjährigen Jakob VI. als König aus. Murray übernahm die Regentschaft im Namen seines jungen Neffen. Er führte sie mit Nachdruck und Geschicklichkeit, stellte den Frieden und die Herrschaft des Protestantismus im ganzen Lande her. Damals wurde die schottische Kirche endgültig nach dem schon 1561 von dem Parlamente gebilligten „Disziplinarbuche" organisirt und zwar auf demokratisch-republikanischem Fuße. Dem Pfarrer (Clergy-Elder) traten Laien (Ruling Elders) in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten zur Seite. Der Geistliche selbst wird von der Gemeinde gewählt. Nun hatte aber dieser Geistliche doch bedeutenden Einfluß: auf seinen Vorschlag zumeist wird alljährlich das Aeltestenkollegium erneuert. Zehn Superintendenten sollen in ebenso vielen Diözesen die Aufsicht über das kirchliche Leben, zumal der Geistlichen führen; freilich ist ihre Macht eine sehr beschränkte und durchaus nicht mit der bischöflichen zu vergleichen. Aus den

1) Berichte des französischen Gesandten du Crocq; bei Raumer, Briefe aus Paris II, 96. 2) Fred. Schiern, Nyere historiske Studier, I. (Kopenhagen 1875.)

Geistlichen und Aeltesten jedes Superintendenturbezirkes wird die Provinzialsynode gebildet. Kleinere Kreise vereinigen sich zum Presbyterium: ein Name, welcher als unterscheidend der ganzen Kirche gegeben und geblieben ist. Von Zeit zu Zeit tritt dann eine allgemeine Versammlung aus Abgeordneten sämmtlicher Geistlichen und Aeltestenkollegien zusammen.

Diese Verfassung bietet eine geschickte Mischung von Gemeindefreiheit und geistlichem Einfluß. Der rege kirchliche Eifer ließ allerdings die wirklich bestimmende Macht hauptsächlich in die Hände einer zelotischen Geistlichkeit übergehen. Und diese halb geistlichen halb demokratischen Kirchenbehörden maßten sich bald einen gewaltigen, alles beherrschenden Einfluß an. Sie fürchteten weder Lords noch Königthum und traten beiden kühn, ja angreifend gegenüber. Der Geist des Calvinismus kam in Schottland dauernd am vollständigsten zur Verwirklichung und Erscheinung. Unmittelbar nach der Niederlage Mariens im Jahre 1567 beginnen die kirchlichen Versammlungen eine strenge Zensur über die Laien auszuüben, die Presse zu maßregeln, Glaubens- und Hexenprozesse vor ihr Forum zu ziehen. Mächtige Persönlichkeiten wie der Graf und die Gräfin Argyle mußten öffentlich wegen kirchlicher Vergehen Abbitte thun. So entstand und wuchs die fanatische, unduldsame und herrische Kirk of Scotland, zunächst unter dem Schutze Murrays.

Er wies dabei die Interventionsgelüste Elisabeths kräftigst zurück. Maria selbst hatte unter der Herrschaft ihres Bruders wenigstens nicht mehr für ihr Leben zu fürchten.

Allein die Einförmigkeit und zugleich die Schmach der Einkerkerung waren ihr unerträglich. Ihre Anmuth und trauernde Schönheit gewannen ihr die begeisterte Liebe eines ihrer Wächter: mit dessen Hülfe entkam sie (Mai 1568).

Der schottische Adel war mit jeder kräftigen Regierung, also auch mit der Murrays unzufrieden. In großer Menge sammelte er sich sofort um Marias Banner. Aber der Regent verlor nicht die Besinnung über der plötzlichen Gefahr. Kühn rückte er mit seinen an Zahl schwächern, doch weit geübtern und besser bewaffneten Truppen den Königlichen entgegen. Ohne jede Mühe, fast ohne Verlust trieb er sie bei Langside auseinander.

Noch immer hätte Maria sich im Süden Schottlands, der fast ganz auf ihrer Seite war, vertheidigen können. Allein sie hatte keine Lust, sich unter ungünstigen Bedingungen mit ihren Widersachern herumzuschlagen. Sie hoffte Hülfe von Elisabeth zu erlangen, die allein unter allen Souveränen in dem letzten Jahre sich ihr überaus freundlich bezeigt hatte. Am 16. Mai 1568 landete sie auf einem Fischerboote in der Nähe von Carlisle an der englischen Küste.

Elisabeth hatte früher der schottischen Königin ein Asyl in England angeboten; auch jetzt stimmte sie für eine ehrenvolle Aufnahme der Geflüchteten. Aber ihr geheimer Rath sprach sich, zumal unter dem Einflusse Cecils, in entgegengesetztem Sinne aus.

Es war die Zeit, wo der Katholizismus auf dem Festlande siegreich

wider seine protestantischen Gegner vorging. Die Spanier unter Alba schlugen und verfolgten sie in den Niederlanden, die Franzosen unter Anjou schlugen und verfolgten sie im eigenen Reiche. Sollte man da Maria Stuart englische Truppen zu Gebote stellen, damit sie auch in Schottland dem Katholizismus wieder zum Triumphe verhelfe, von hier aus ihn nach England trage? An eine solche Eventualität durfte im Ernste nicht gedacht werden. Aber nicht minder gefährlich erschien es, sie nach Frankreich zu entsenden, wo der junge König ihr nach völliger Besiegung der Hugenotten leicht Truppen anvertraut, so Schottland dem französischen Einflusse unterworfen, damit die Gefahr für England noch erhöht hätte. Allein auch in England glaubte man sie nicht frei belassen zu dürfen. Denn in der That hatte sich sogleich nach ihrer Ankunft unter den katholischen Lords des Nordens eine lebhafte Bewegung zu ihren Gunsten kund gethan: so war zu besorgen, daß die zahlreiche katholische Partei des Landes sich um sie schaaren werde. Alle Getreuen Elisabeths stellten einen solchen Vorgang in nahe Aussicht.[1]) Man beschloß also, mehr der Politik als dem Recht und der Ehre gemäß, die unglückliche Königin in Haft zu halten.

Ränkevoll, unaufrichtig war das Verfahren Elisabeths. Anstatt ihre Gründe offen anzugeben und so die nicht zweifelhafte Ungerechtigkeit, die sie einer Souveränin, einem politischen Flüchtling gegenüber beging, durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen — überhäufte sie die Gefangene mit Schmeicheleien und suchte sie dahin zu bringen, der englischen Krone das Urtheil zwischen ihr und ihren Unterthanen zu überlassen. So hoffte Elisabeth für alle Fälle die Entscheidung der Lage in der Hand zu behalten, wahrscheinlich aber Maria Stuart ihres Verbrechens gerichtlich überführen und damit für immer unschädlich machen zu können. Als Murray mit seiner Schwester in Unterhandlung trat, um sie zur endgültigen Niederlegung der Krone zu bestimmen, worauf er von jeder Anklage gegen sie Abstand nehmen werde: wußte Elisabeth durch eine ebenso gewandte wie lügnerische und niederträchtige Diplomatie eine Aussöhnung zu verhindern, die jeden Vorwand, Marien in Haft zu halten, zerstört haben würde. Sie brachte es in der That zu Wege, daß der Regent seine Anklagen gegen die Schwester öffentlich erhob und durch gefälschte Schriftstücke zu belegen suchte. Da Maria durchaus ablehnte, darauf zu antworten, weil sie als Souveränin nur vor Gott Rede zu stehen habe, erschien sie der behaupteten Verbrechen dringend verdächtig. So hatte Elisabeth, trotz aller Bitten ihrer „guten Schwester", sie frei aus dem Lande zu entlassen, wie sie frei dahin gekommen sei, einen Vorwand, die schottische Königin in der Haft zurückzuhalten.

Allein gerade diese unwürdige Mißhandlung der jungen und schönen Fürstin, die bei all den schrecklichen Ereignissen eine feste und angemessene Haltung bewahrt hatte, verschaffte derselben zahlreiche Sympathien, zumal bei

1) Cal. of State pap. a. a. O. VII, 465 ff.

ihren Glaubensgenossen unter dem Adel Nordenglands. An dessen Spitze befand sich, wenn auch dem Namen nach Protestant, der vornehmste und begütertste Edelmann des Reiches, Thomas Howard Herzog von Norfolk, der sich mit dem Gedanken trug, der vierte Gatte Mariens und damit König von Schottland, ja von England zu werden. Alles ward zu einem großen Aufstand für Maria vorbereitet (1569). Indeß unentschlossen und zaghaft, wie Norfolk war, überlieferte er sich selbst im entscheidenden Augenblicke seiner Königin. Als die übrigen Häupter der Verschwörung nun losschlugen, wurden sie leicht besiegt und zur Flucht nach Schottland genöthigt. Elisabeth und ihr General, Earl Sussex, wütheten mit rastloser Grausamkeit gegen die Anhänger der Entflohenen. An tausend unglückliche Diener und Hintersassen jener Edelleute wurden ohne viele Umstände aufgehängt. Jeder Verdächtige, der einigen Besitz hatte, wurde desselben zu Gunsten der Krone beraubt.

Bis dahin hatte Elisabeth Schonung gegen ihre katholischen Unterthanen geübt, sie mit Milde, ja oft mit gnädigem Vorzug behandelt. Jetzt aber — und das war für sie eine gerechte Strafe für ihr rechtswidriges Benehmen gegen Maria Stuart — war der Krieg zwischen jenen und ihr erklärt, ein Krieg, der zwanzig Jahre hindurch ihr die äußersten Gefahren bereitete und sie mit steter Furcht erfüllte. Auf das Ansuchen der besiegten katholischen Lords erließ Papst Pius V. am 25. Februar 1570 eine Exkommunikationsbulle gegen Elisabeth. Darin befreite er ihre Unterthanen von dem ihr geleisteten Treueide und befahl ihnen vielmehr, unter der gleichen Strafe der Exkommunikation, der ketzerischen Regierung den Gehorsam zu versagen. Es war eine offene Kriegserklärung der römischen Kirche wider die Königin von England. Seitdem schien jeder englische Katholik zugleich ein Empörer sein zu müssen. Immer bedrohlicher wurde die Lage für Elisabeth. Frankreich nahm offen für den Papst und Maria Stuart Partei, in der eigenen Umgebung der englischen Herrscherin traten katholische Sympathien zu Tage. Und die Bulle hatte doch eine bedeutende Einwirkung auf einen großen Theil des englischen Volkes. Alle Zweifelnden, Unsichern legten jetzt offenes Zeugniß ab für ihre katholische Ueberzeugung. In ganzen Landstrichen wurde der römische Gottesdienst wieder hergestellt — und diese Landstriche waren ebenso viele Herde der Feindschaft und Empörung gegen Elisabeth Tudor.

Gerade um dieselbe Zeit wurde (Januar 1570) in Schottland der Regent Murray ermordet. Ein allgemeiner Aufstand gegen die herrschende Partei des calvinischen Adels erfolgte, ein Aufstand, der während eines Momentes die Oberhand im Lande gewann und selbst Truppen zu einem Einfall in England entsandte. Maria Stuart, die Gefangene Elisabeths, wurde als Schottlands Königin ausgerufen. Zwar stellten englische Soldaten im Süden jenes Landes die Herrschaft der antimarianischen Partei wieder her; aber im Norden behaupteten sich die Gegner.

Mehr und mehr ergab sich die Unmöglichkeit, in leidenschaftlich erregten und verbitterten Zeiten eine vermittelnde Stellung einzunehmen und zu be-

wahren. Elisabeth hatte einst gehofft, eine solche zwischen den Katholiken und den Protestanten behaupten und damit ihrem Reiche den Frieden erhalten zu können. Das stellte sich nun, da auf beiden Seiten die Gegensätze tiefer und schärfer wurden, als unthunlich heraus. Man mußte in England entschieden die Trennung vom Katholizismus vollziehen. John Felton, welcher die päpstliche Bulle dorthin gebracht hatte, wurde kurzer Hand als Hochverräther gehängt. Das Parlament des Jahres 1571 faßte mehrere Beschlüsse, die dazu dienen sollten, den protestantischen Charakter der englischen Kirche zu verstärken und den Katholizismus zu bekämpfen. Die neununddreißig Artikel wurden jedem Geistlichen aufgenöthigt. „Gewissensfreiheit," sagte Cecil, damals schon zum Lord Burghley erhoben, „Gewissensfreiheit ist im allgemeinen eine gute Sache, aber nach dem Schritte, den der Papst gethan hat, ist die Religion zu einem Gegenstande der Politik geworden. Der Staat ist in Gefahr, und der Thron der Königin ist erschüttert."[1]) Jede Beschimpfung der Königin als Ketzerin oder Tyrannin, jede Bestreitung der vollen Gesetzlichkeit ihrer Herrschaft wurde für Hochverrath erklärt. Ja, nur von einem Erben der Krone zu sprechen, sollte mit Verlust der Güter und Verbannung bestraft werden. Einbringung einer päpstlichen Bulle nach England, Uebertritt oder Verleitung zur römischen Kirche sollte ohne weiteres als Hochverrath angesehen und geahndet werden.

Und diesem veränderten, entschiedenern Verfahren im Innern entsprach die Haltung in der äußern Politik. Auch hier hatte Elisabeth bis dahin an dem spanischen Bündnisse festzuhalten gesucht, zum großen Kummer Cecils, der ja England zum Vorkämpfer des Protestantismus in Europa zu machen, es an die Spitze aller reformirten Staaten und Parteien zu stellen gedachte. Allein die immer lebhafter erwachende Leidenschaft ihres Volkes, die kühnen Unternehmungen der englischen Korsaren gegen die spanischen Kolonien, ihre eigene Habgier, die von der reichen Beute jener Seefahrer einen großen Antheil forderte, ihr Gegensatz zu der katholischen Faktion in England und Schottland, Philipps Theilnahme für die letztere: alles dies trieb Elisabeth immer mehr in die Bahnen Cecils. England wurde in der That, wie die eifrigen Calvinisten dies längst gewünscht, das Haupt des europäischen Protestantismus.

Kein Wunder, daß andrerseits die englischen Katholiken durch solche Maßregeln zu immer erbitterterm Kampf wider die heimische Regierung und die Person der Königin selbst veranlaßt, ja gezwungen wurden.

Sie fanden ein Haupt in Maria Stuart. Gestützt auf das Recht der Nothwehr, war dieselbe unermüdlich thätig für ihre eigene Befreiung und zugleich für die Bestrafung der Herrscherin, die sie in so ungerechter Weise gefangen hielt. Sie knüpfte abermals mit Norfolk an, der trotz aller gegentheiligen Versprechungen seine Pläne auf die Hand der Schottin noch nicht aufgegeben

1) Froude X, 196 f.

hatte. Spanien, der Papst wurden um Hülfe angegangen. Indeß da Philipp II. nach seiner Gewohnheit allzu lange zögerte und dadurch das ganze Unternehmen stockte, kam — Dank Burghleys vorzüglich organisirter Geheimpolizei — alles zu Tage. Nun trat die Regierung mit Entschiedenheit und Strenge auf. Außer mehreren untergeordneten Agenten wurde auch Norfolk selbst zum Tode verurtheilt und hingerichtet (Mai 1572).

Nach dieser abermaligen trüben Erfahrung von dem unversöhnlichen Gegensatze zwischen ihr und Maria Stuart griff Elisabeth von neuem kräftig in Schottland ein, wo die Anhänger der gefangenen Königin die Oberhand zu gewinnen drohten. Ihre Dazwischenkunft führte zu einem für Maria ungünstigen Frieden zwischen den Parteien, zur Erwählung des streng protestantischen und antimarianischen Grafen Mar zum Regenten. Auch gegen Philipp von Spanien trat sie nun entschlossener auf: seit diesem Jahre 1572 hat sie die aufständischen Niederländer unterstützt.

Vor allen der päpstliche Hof, Papst Gregor XIII. erkannten in Elisabeth die gefährlichste Widersacherin des Katholizismus, die mit allen Mitteln zu bekämpfen sei. Gregor hatte sich bereits große Mühe gegeben, der zweiten Verschwörung Norfolks auswärtige Unterstützung zu verschaffen. Mit seiner Billigung entwarf Maria Stuart 1577 ein Testament, das ihren Sohn Jakob VI., wenn er nicht zum wahren Glauben zurückkehrte, enterbte und die Thronfolge in England und Schottland dem spanischen Könige übertrug. Dieser Papst war es, der Philipp II. dringend ersuchte, seinen Halbbruder Don Juan d'Austria, den berühmten Sieger von Lepanto, mit einer Armee zur Befreiung Marias, zur Eroberung Englands, Schottlands, Irlands auszusenden. Freilich ging damals Philipp auf nichts ein, da er mit niederländischen und portugiesischen Angelegenheiten genug zu thun hatte. Aber der Papst ließ sich dadurch nicht abschrecken, nun selbst einen Angriff auf England zu unternehmen, und zwar an dessen verwundbarstem Fleck: in Irland.

Diese Insel war noch weniger als England selbst durch die Bemühungen der Vormünder Eduards VI. wirklich zum Protestantismus bekehrt worden.[1]) Bei der Thronbesteigung Maria Tudors kehrte alles wieder zu der alten Religion und zugleich zu den alten Gewohnheiten zurück. In dem schmalen Gebiete direkter englischer Herrschaft, dem „englischen Pfahl", hausten die schlecht bezahlten Garnisonen wie in Feindesland; in dem eigentlich irischen Lande, das nur im Allgemeinen der englischen Oberhoheit unterstand, herrschte unter den zahllosen kleinen Fürsten und ihren Gefolgsleuten ein Zustand, schlimmer als das Faustrecht des Mittelalters. Den Stärkern bestahl, den Schwächern beraubte man. Mord und Kampf waren an der Tagesordnung. Ganze blühende Grafschaften verödeten. „Was vier Leute säen," schrieb 1569

1) Froude VIII, 1—56. 372—421. X, 476—563; XI, 173—265; XII 196 ff. — Vgl. die Schilderung, die Lorenz Vital im Jahre 1518 von den Zuständen in Irland gibt, und die in nichts den von Froude gegebenen Details nachsteht; Collection des voyages des souverains des Pays-Bas. III. (Brüssel 1881.) S. 283 ff.

ein spanischer Agent, „kommen hundert zu ernten. Der, welcher in Beraubung seines Nachbarn den größten Erfolg hat, wird für den besten Mann gehalten. Jeder kleine Edelmann lebt in einem steinernen Thurm, wo er alle Spitzbuben der Nachbarschaft in seinen Dienst nimmt; und solcher Thürme ist eine unendliche Zahl." — Im Jahre 1561 hatte ein thatkräftiger Häuptling, Shan O'Neil, der selbstverständlich seinen Ursprung von den alten irischen Häuptlingen ableitete, die Celten Ulsters, des nördlichen Theils von Irland, um sich gesammelt und sich offen gegen die Autorität der Königin empört. Jahre lang scheiterten alle Versuche, ihn mit Gewalt, ja selbst durch unlautere Mittel, durch Verrath und Gift zu beseitigen. Der verwegene Krieger griff dann auch den Westen, Connaught, an: sein Plan war, sich zum König der ganzen Insel aufzuschwingen und, wie einst seine Vorfahren, in Taras Halle über alle Kinder Erins zu herrschen. Erst nach sechs Jahren machten die englischen Truppen sowie die Unbotmäßigkeit und innere Feindschaft der Iren Shan O'Neils Herrschaft und Leben ein Ende (1567). Es war Sir Henry Sidney, der mit höchst unzureichenden Mitteln diesen großen Erfolg zu Wege gebracht hatte. Dieser ausgezeichnete Mann begann mit sicherer Hand die Wunden zu heilen, an denen Irland zu verbluten drohte. Er verbot den Häuptlingen, Abgaben von den Bürgern der Städte einzutreiben; Handel und Gewerbe begannen, zumal in den Hafenorten, sich zu heben. Der Ackerbau wurde eifriger betrieben, da der Landmann nicht mehr zu fürchten hatte, im Augenblicke der Ernte von dem O oder Mac des benachbarten Raubschlosses ausgeplündert zu werden.

Aber gerade darum waren alle die unzähligen Diebeshäuptlinge in ihren steinern Thürmen und alle deren hungrigen Diener voll Grimm und Zorn gegen die englische Herrschaft. Und im Grunde wurden diese Gefühle nur allzu sehr getheilt von der großen Masse des irischen Volkes, welches über die Wohlthaten der englischen Verwaltung doch nicht vergessen konnte, daß dieselbe ein Regiment von Fremden und Ketzern sei. Man hoffte auf Spanien: mit dessen Hülfe sollten Messe und Kruzifix wieder hergestellt werden. Damals erst, als die Iren gegen den protestantischen „Saßenach" die Hülfe des rechtgläubigen Spaniers anriefen, ging der laue, volksthümliche, mit vielen nationalen Besonderheiten durchquickte Glaube der Söhne Erins in strengen römischen Katholizismus über. Der Nationalhaß erzeugte den Glaubenshaß, um nun seinerseits von diesem gesteigert und geschärft zu werden.[1])

Auf der andern Seite hielten die Engländer alles für erlaubt gegenüber den Iren, die sie als Barbaren und Papisten verachteten, ja die sie als eine Art wilder Thiere ansahen, die man so viel wie möglich ausrotten müsse. Ein wackerer Engländer, der über Albas Grausamkeiten zornigen Schauder empfand, hielt es für seine Pflicht, den Iren Weiber, Kinder, selbst Säuglinge zu erschlagen, die ganze Brut zu vernichten.

1) Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte, 215 ff.

Zwischen so gesinnten Völkern konnte offenbar kein dauernder Friede bestehen. Mit Billigung der Königin faßte eine Anzahl englischer Landedelleute den Plan, eine großartige Kolonisation Irlands in das Werk zu setzen, selbstverständlich vermittelst unentgeldlicher Einziehung aller ihnen zusagender irischer Grundstücke und Niedermetzelung der irischen Bewohner. Als im Sommer 1569 die Engländer den Anfang mit Ausführung dieses schönen Planes machten, indem sie der bisher stets getreuen Familie der Ormonds viele hundert Unterthanen abschlachteten, brach der Aufstand der Eingeborenen abermals von allen Seiten aus. Die Iren gingen den König von Spanien, den Papst um Hülfe an. Lange Zeit vergebens. Die geringen Mittel des heil. Stuhles waren durch den Kampf gegen die Türken hinreichend in Anspruch genommen, und Philipp hatte in den Niederlanden genug zu thun, um nicht seine Kräfte in irischen Unternehmungen zu verzetteln und dadurch sich England zum erbitterten Feinde zu machen. Indeß da Elisabeth auf die Unterwerfung Irlands kein Geld verwenden konnte oder wollte, so halfen sich die Iren ganz allein. Nicht nur wurde außerhalb des „englischen Pfahls" die Autorität der Königin völlig zerstört, überall der katholische Gottesdienst wieder hergestellt: sondern gar bis zu den Wiesen um Dublin drangen die Celten plündernd und mordend vor. Wenn dann auch vorübergehend einige Zeiten größerer Ruhe eintraten, der Aufstand brach immer wieder von neuem los. Endlich nahm Papst Gregor XIII. sich der getreusten und ergebensten unter den Katholiken an. Er sandte ihnen im Jahre 1579 einige erfahrene irische, italienische und spanische Offiziere, um sie zu organisiren und zu befehligen, sowie einen Legaten, um ihren kirchlichen Eifer anzufachen, seinen Segen und ein geweihtes Banner, um sie zu begeistern und des Sieges durch göttlichen Beistand zu versichern. In der That, die religiöse Aufregung riß von neuem die ganze Insel zu thätigem Aufstande hin. Selbst die Nachkommen der alten normannischen Eroberer in dem „englischen Pfahl", Familien, die durch den langen Aufenthalt unter den Iren selbst irisch geworden und zumal dem katholischen Glauben treu geblieben waren, erhoben sich gegen die Ketzer. Achthundert Italiener, die der Papst ihnen zu Hülfe sandte, erschienen der leicht entflammbaren Einbildungskraft der Iren als der Vortrupp eines großen katholischen Heeres. Es dauerte vier Jahre, bis diese Empörung unterdrückt war (1583), und zwar in dem Blute mehrer Hunderttausende von Iren. Der ganze Süden der Insel war eine Wüste. Wahrlich eine blutige Saat, die sich tief in die Herzen der Iren einpflanzte und Jahrhunderte hindurch blutige Früchte zeitigen sollte!

Der römische Hof aber ließ trotz dieses Mißerfolges von seinen feindlichen Umtrieben gegen die Führerin und Vertheidigerin des Ketzerthums, gegen Elisabeth, nicht ab. Gregor XIII. hatte den Ehrgeiz, gleich seinem Vorgänger Gregor dem Großen England für Rom erobern zu wollen.

Schon existirte, zuerst in Douai, später in Reims, ein Seminar für

schottische und englische Priester. Es war eine wahre Erziehungsanstalt für Fanatiker und Vaterlandsverräther. Geistliche standen an der Spitze, die unter Maria Tudor bedeutende kirchliche Aemter inne gehabt hatten und nun der Regierung, die sie vertrieben, den grimmigsten Haß gelobt hatten. Dazu wurde in Rom selbst, unter Leitung der Jesuiten, ein englisches Kolleg gestiftet zur Ausbreitung der katholischen Lehre in der Heimath.[1]) Sie waren ebenso viele Hauptleute, zur Organisirung des Kampfes gegen die Ketzerkönigin bestimmt. Der Papst behandelte sie mit großer Auszeichnung, ermunterte sie selbst zum heiligen Kriege und forderte sie auf, „die ruchlose Jesabel aus dem Wege zu räumen".[2])

Und ihre Thätigkeit war nicht fruchtlos. Sie schlichen sich unter mancherlei Verkleidungen in England ein, ermunterten die Zaghaften, reizten die Versöhnlichen auf. Der gute Katholik sollte auch dem äußern Scheine nach nicht weichen, den Verkehr mit den Ketzern ganz aufgeben. An allen Orten des Reiches wuchs der Widerstand gegen die weltlichen und kirchlichen Gesetze und Obrigkeiten. Zahlreiche Flugschriften erschienen gegen die unrechtmäßige und tyrannische Gewalt, die Elisabeth sich angemaßt. Mit allen auswärtigen Gegnern des Reiches standen die Priester in Schriftwechsel.

Einer so offenen und aggressiven Feindseligkeit des Katholizismus gegenüber ging Elisabeth nun endgültig von den Grundsätzen der Duldung und der privaten Gewissensfreiheit ab, die sie bisher sorgfältig in ihrem Reiche bethätigt hatte. Waren doch noch 1574 — trotz der päpstlichen Exkommunikationsbulle — eine große Anzahl eingekerkerter Papisten, zum großen Kummer der eifrigen Puritaner, freigelassen worden! Aber jetzt hörte die Schonung auf. Besonders die einflußreichen Landgentlemen, die bei dem Messehören ertappt wurden, mußten ins Gefängniß wandern. Die Aufnahme von Jesuiten und im Auslande erzogenen katholischen Priestern wurde mit der Strafe der Unterstützer von Rebellen bedroht. Eine Anzahl der jungen Geistlichen, die aus den Seminaren von Reims und Rom nach England gekommen waren, wurden im Jahre 1581 nicht wegen ihrer Religion, sondern als Hochverräther hingerichtet. Stets machte man einen Unterschied zwischen „denjenigen, die verrätherische und böswillige Gesinnung gegen Ihre Majestät und den Staat hegen, und denen, deren Einfalt durch unwissenden und blinden Eifer verführt ist".[3]) Die letzteren kamen mit milderen Strafen, höchstens der Verbannung, davon: nur die überführten Hochverräther wurden hingerichtet. Dasselbe Martyrium ward auch in den nächsten Jahren einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Seminarpriestern zu Theil. Denn die englische Regierung war durch ihre Spione über das Treiben der englischen katholischen Geistlichen und über deren Ankunft in England stets

---

1) Ranke, S. W. XIV, 286. 2) So gestand der gefangene katholische Priester Tyrrel selbst; Froude XI, 304. 3) Cal. of State papers. Domestic series. Elizabeth 1581—1590. S. 506.

auf das eingehendste unterrichtet. Ueber alle im Auslande weilenden jungen Leute wurden genaue Listen geführt, die in Seminaren weilenden zurückgerufen.[1]) Das Messelesen ward mit einer Strafe von fünfhundert Pfund und einem Jahre Gefängniß, der Nichtbesuch des anglikanischen Gottesdienstes mit zwanzig Pfund für jeden Monat belegt. In so traurige Lage brachte des Papstes Fanatismus und blinder Eifer die englischen Katholiken! Indeß die Altgläubigen wurden durch diese anscheinend religiösen Verfolgungen, die doch in Wahrheit nur politische Nothwehr waren, zu der sich die Königin schwer genug entschlossen hatte, nicht gegen den Papst, sondern gegen Elisabeth erbittert. Sie wurde Gegenstand ingrimmigen Zornes und Hasses von Seiten aller Katholiken der Welt!

Dieselben mochten sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß zum Sturze der Jesabel sich bald Spanien, Frankreich und selbst Schottland vereinigen würden.

In dem letztern Lande war im Jahre 1572 der Graf Morton zum Regenten erwählt worden, ein Mann von finsterer, harter und unbedenklicher Gesinnung, aber von scharfer Einsicht und durchgreifender Thatkraft. Er hatte dem zerrütteten und uneinigen Lande den Frieden wiedergegeben; Handel und Verkehr blühten unter seiner weisen Pflege empor. Aber gerade dieses feste, umsichtige und unparteiische Regiment schuf ihm zahlreiche Gegner. Da er überdies die Gesinnungen des nun allmählich heranwachsenden Jakobs VI. zu fürchten hatte, dachte er ernstlich daran, mit Maria Frieden zu schließen, an ihr eine Stütze zu suchen. Das Mißtrauen dieser Fürstin gegen den alten Widersacher ließen jedoch die Verhandlungen scheitern, zum Unglücke beider Theile.

Denn als Jakob mit dem Alter von dreizehn Jahren dem Namen nach großjährig geworden war und die Regierung übernommen hatte, überließ derselbe sich vollständig der Leitung eines feinen, gewinnenden Hofmannes, der unter Katharine von Medici seine Ausbildung erhalten hatte, des Esmé Stuart Herrn von Aubigny. Aubigny, von seinem jungen königlichen Freunde bald zum Grafen Lennox erhoben, war Katholik; aber er behauptete, von Jakob, der schon im Jünglingsalter sich gern mit theologischen Untersuchungen abgab, zum Protestantismus bekehrt worden zu sein. Eine geschickte Lüge, die darauf berechnet war, zugleich seine hohe Stellung in Schottland auf die Länge überhaupt möglich zu machen und sich die Gunst Jakobs durch die wohl angebrachte Schmeichelei zu sichern! In Wahrheit war Lennox ein Sendling der Guise und des Papstes, bestimmt, Schottland in die große katholische Allianz gegen England hineinzuziehen und so deren endgültigen Triumph vorzubereiten.

Zuerst galt es, Morton zu stürzen, der als der Führer und das Haupt der protestantischen Partei angesehen wurde. Man klagte ihn der Mitschuld

1) Ebendas. 24. 34. 42.

an Darleys Ermordung an. Er gestand sie offen ein, indem er sich durch die Billigung der Königin zu rechtfertigen suchte. Indeß trotzdem, trotz aller Gegenvorstellungen und Drohungen Elisabeths mußte der gewaltige Mann am 2. Juni 1581 das Schaffot besteigen.

Unter dem Einflusse Lennox' näherte sich Jakob VI. Frankreich, besonders den Guise, und der katholischen Partei in Europa. Dieselbe bewog demgemäß Maria Stuart, die Mitregierung ihres Sohnes in Schottland als gesetzlich anzuerkennen. Nachdem so der Friede zwischen der gefangenen Königin und ihrem Sohne geschlossen worden war, konnte man mit um so größerm Nachdrucke an die Verwirklichung der Pläne zur Katholisirung Schottlands und Englands gehen. Vorzügliche Dienste leisteten dem Bunde einmal die englischen Seminarpriester und schottischen Jesuiten,[1]) dann die spanischen Gesandten in den verschiedenen Ländern, Männer, die weit energischer als ihr Herr selbst auf die katholischen Weltpläne eingingen. Besonders der damalige Botschafter in London, Don Bernardin de Mendoza, ein kühner, höchst unternehmender, verschlagener Kastilier aus einer der vornehmsten Familien seines Landes, machte sich zum Mittelpunkte der katholischen Umtriebe gegen die Fürstin, bei der er beglaubigt war. Er stand mit Maria Stuart, mit Lennox, mit den Guisen, mit den englischen Katholiken, mit dem Papste in steter Verbindung. Man wollte in Schottland eine Armee bilden, die unter dem Oberbefehle des Herzogs von Guise in England einbrechen sollte. Maria war mit diesem Plane durchaus einverstanden, obwohl sie ausdrücklich bemerkte: „es stehe dabei ihr Leben und die Herrschaft ihres Sohnes auf dem Spiele."

Die englische Regierung war mit den gegen sie gesponnenen Entwürfen nicht völlig unbekannt, Dank der Wachsamkeit und Geschicklichkeit eines Mannes, der von dieser Zeit an eine immer bedeutendere Rolle in der Politik seines Landes spielt: Sir Francis Walsingham. Geboren im Jahre 1536, nicht nur durch seine Studien zu Cambridge, sondern auch durch mehrjährige Reisen gebildet, war er in den Dienst Cecils getreten, der ihn bald zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte. Dreimal verwaltete er mit vielem Geschicke den verantwortlichen Posten als Gesandter in Paris, und die Königin war mit seiner dortigen Thätigkeit derart zufrieden, daß sie ihn zum Staatssekretär und Mitglied des geheimen Rathes ernannte. Er war einer der begeistertsten und entschlossensten Anhänger der protestantischen Aktionspartei, die der Staatssekretär William Cecil oder, wie er nunmehr hieß, der Großschatzmeister Lord Burghley stets im Rathe der Königin vertreten hatte. Walsingham meinte, wie den Gegnern alle Mittel recht seien, um Elisabeth, England, den Protestantismus zu Falle zu bringen, so müsse man auch jene unbedenklich mit allen Mitteln bekämpfen. Es ist wahr, daß er hierbei vor keinem noch so unmoralischen Schritte zurückscheute, daß er

1) Cal. of State pap. Domest. ser. Eliz. 1581—90. S. 57.

den ganzen Apparat der geheimen Polizei, mit Spionen, Bestechungen, Agents Provocateurs, künstlich gemachten Verschwörungen in Scene setzte. Allein war dies nicht nöthig und gerechtfertigt gegenüber den im Geheimen schleichenden Widersachern? Handelte es sich nicht um die Vertheidigung eines großen Princips? Seine hauptsächlichsten Agenten waren übrigens pflichtvergessene, verrätherische katholische Geistliche.[1]) Und in seinem persönlichen Charakter ist Walsingham unanfechtbar. Nicht nur hat er sich nicht, wie zahllose andere Staatsmänner jener Zeit, an öffentlichen Geldern bereichert, sondern er setzte für den Dienst seiner Königin sein eigenes Vermögen ein. Er starb so arm, daß, um Geld zu sparen, sein Begräbniß zur Nachtzeit bewerkstelligt wurde!

Elisabeth suchte Vorkehrungen gegen das drohende Unheil zu treffen. Sie knüpfte Verhandlungen mit Maria an.

Die schottische Königin hatte vierzehn trübe Jahre verbracht. Als sie auf Befehl ihrer „guten Schwester" von England 1568 zunächst in dem Schlosse von Carlisle in ein Gemach mit einem einzigen vergitterten Fenster eingeschlossen worden war, hatte Elisabeths Kargheit sie wahrhaft Mangel an dem Nothwendigsten leiden lassen. In all' dieser Entbehrung und unköniglichem Elend hatte die jugendliche Fürstin eine Charakterfestigkeit und Würde gezeigt, die alle, welche mit ihr in Berührung kamen, selbst die Widersacher, zur Bewunderung nöthigten. Allein Carlisle erschien zu nahe der schottischen Grenze, einem Handstreiche der marianischen Partei allzusehr ausgesetzt: schon am 15. Juli 1568 wurde sie nach Bolton, einem Schlosse in der Grafschaft York, abgeführt, wo sie wenigstens einer angemesseneren Behandlung sich erfreute. Als dann aber in den Konferenzen von York und Westminster Maria sich weigerte, dem Urtheilsspruche der englischen Königin sich zu unterwerfen, wurde sie (Januar 1569) in härtere Gefangenschaft nach Tutbury gebracht, wo Graf Shrewsbury zu ihrem Kerkermeister ernannt ward. Es war ein feuchter, kalter, ungesunder Aufenthalt, wo die Unglückliche fortwährend an Rheuma und Kopfschmerz litt. Aber ihre Thatkraft und geistige Lebhaftigkeit wurden durch diese Leiden nicht gebrochen: sie wußte stets die Aufmerksamkeit ihrer Wächter zu täuschen und mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben. Nach der Entdeckung von Norfolks Verschwörung wurde sie durch die geängstete Elisabeth von Schloß zu Schloß geschleppt, endlich in der Burg von Sheffield untergebracht, wo ihr nur zwei Zimmer eingeräumt, die Zahl ihrer Dienerinnen auf die nothwendigsten beschränkt wurde. Trotzdem gab sie die Hoffnung nicht auf, schrieb und empfing Tausende von geheimen Briefen, die alle auf ihre Befreiung und den Sturz ihrer gehaßten Feindin zielten. Was ihr an Zeit blieb, verwendete sie auf Geplauder mit ihrer Umgebung — selbst ihre Kerkermeister konnten sich ihrem Reize nicht entziehen — auf Uebungen

1) Walsingham pflegte zu sagen: ein thätiger aber lasterhafter Priester sei der beste Spion in der Welt; Nares III, 267.



Maria Stuart; in Witwentracht.

Gemälde aus der Schule von François Clouet, genannt Janet († um 1570).
(Hertford House, Sir Richard Wallace.)

der Wohlthätigkeit und einer durch das Unglück nur gesteigerten fanatischen Frömmigkeit, die sie freilich bei ihren blutigen Intriguen mehr ermuthigte als bedenklich stimmte. Durch scheinbare Unterwürfigkeit unter den Willen Elisabeths erhielt sie 1574 eine Milderung ihrer Lage, vor allem die Erlaubniß, auszureiten und zu jagen, auch einmal, eine Badekur gegen ihre rheumatischen Leiden in Buxton zu gebrauchen. Aber einsam und freudlos schlich doch Jahr auf Jahr ihrer Gefangenschaft dahin. Zwölf Jahre weilte sie schon in Sheffield, als Elisabeth sie durch Vorspiegelungen der Befreiung zu gewinnen suchte, bis die Gefahr vorübergegangen. Andrerseits versicherte die englische Königin die presbyterianischen Lords in Schottland ihrer Unterstützung, wenn dieselben etwas gegen den immer schroffer und antiprotestantischer auftretenden Lennox unternehmen wollten. In der That handelten die calvinischen Lords, von jenem direkt an Freiheit und Leben bedroht, mit Umsicht und Thatkraft: Jakob VI. wurde, als er auf dem Gebiete des Grafen Gowrie seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, nachging, von ihnen überfallen und nach dem festen Stirling gebracht (1582). Der ganze wohl angelegte katholische Plan war mit einem Schlage vereitelt. Lennox mußte Schottland sofort verlassen und nach Frankreich fliehen, wo er bald darauf starb.

Indeß die Anschläge des katholischen Weltbundes schienen durch diesen kühnen und geschickten Streich nur aufgeschoben und modifizirt, nicht zerstört. Maria Stuart, die Gefangene war es, welche, durch all ihr Mißgeschick noch ungebeugt, die zerrissenen Fäden wieder aufnahm und zusammen knüpfte. Am liebsten hätte sie von ihrem Sohne ganz abgesehen, der ihr allerdings durchaus nicht zugethan war, sie vielmehr als ein unbequemes Hinderniß betrachtete, das zwischen ihm und dem sichern Besitze der schottischen und der englischen Krone stünde. Wirklich verabredete nun Maria mit den Guise und Philipp II. selbst eine direkte Landung in England. Damit hätte man Schottland und den Einfluß des französischen Hofes, der dem Katholischen Könige stets sehr unangenehm war, völlig bei Seite lassen können. Philipp verfuhr zwar wie immer sehr vorsichtig, gab aber den Verschworenen beträchtliche Geldmittel und begann, eine Flotte gegen England zu rüsten.

Noch einmal wurde jedoch Schottland ein Faktor, mit dem man rechnen mußte und konnte. Jakob entfloh seinen presbyterianischen Wächtern (Juli 1583) und umgab sich mit dem Aufgebote der katholischen Lords, der Freunde seiner Mutter. Alle Anhänger der protestantischen Partei wurden von jedem Amte oder Einfluß ausgeschlossen. Eine Pension, die, um ihn doch noch zu gewinnen, Elisabeth dem jungen Könige anbot, wies er verächtlich zurück. Er stellte sich den Guise zur Verfügung. Er schrieb dem Papste einen Brief, in dem er „Seine Heiligkeit" völliger Ergebenheit versicherte, Roms und der Guise Hülfe für sich und Schottland in Anspruch nahm, dem heiligen Stuhle volle Zufriedenheit zu geben versprach. Schließlich wurden die Veranstalter des Ueberfalls von 1582 hingerichtet und ihre Familien aller Besitzungen beraubt, ohne daß Elisabeth einen Finger für ihre schottischen An-

hänger erhoben hätte, denen sie einst kräftige Unterstützung auf jeden Fall verheißen hatte.

In England selbst waren die Katholiken bereit, in dem Augenblicke loszuschlagen, wo Guise als Bundesfeldherr mit spanischen und französischen Truppen auf einer spanischen Flotte landen würde. Wiederholt sandte man Mörder gegen Elisabeth aus, indeß ohne Erfolg. Und schließlich konnte Philipp sich des Verdachtes nicht erwehren, daß die Guise Schottland und England an Frankreich anstatt an Spanien fesseln würden. Mehr und mehr schob er die Absendung der versprochenen und in der That unentbehrlichen Fahrzeuge hinaus.

Dieses Mißtrauen und diese Langsamkeit des spanischen Königs wurden dem ganzen so geschickt entworfenen Plane gefährlich. Denn gegen Ende des Jahres 1583 erhielt Walsingham durch seine Spione, und zwar zumal durch die von ihm gewonnenen katholischen Geistlichen, genaue Kunde von allen Beschlüssen und Unternehmungen der Gegner. Der hauptsächlichste Vermittler zwischen Maria Stuart und Don Bernardin de Mendoza, Francis Throgmorton, wurde gefangen genommen, wichtige Papiere bei ihm gefunden. Auf der Folter, die man trotz der Gesetze unbedenklich gegen politische Verbrecher anwandte, gestand er alles, was er wußte. Während nun zahlreiche Katholiken nach dem Festlande flohen, handelte die Regierung, durch die jüngsten persönlich gegen die Königin gerichteten Mordkomplotte noch mehr gereizt, mit großer Entschiedenheit und Strenge. In zwei Monaten wurden an elftausend Personen verhaftet. Man rüstete die Flotte aus, verstärkte die Festungen. Jeder katholische Priester, der nicht der Königin unbedingten Gehorsam zu schwören sich herbeiließ, wurde hingerichtet. Dem Mendoza gab man nur zwei Wochen Zeit, das Reich zu verlassen: die diplomatischen Beziehungen zwischen Spanien und England wurden abgebrochen.

Indeß im Grunde schreckte Elisabeth vor einem Entscheidungskampfe mit all diesen gegnerischen Elementen zurück. Sie suchte deren Zahl so viel wie möglich zu mindern und zumal mit Schottland, ja mit der mißhandelten Maria Stuart selbst Frieden zu machen. Wirklich wurde mit dem schwankenden, unentschlossenen Jakob VI. eine Versöhnung herbeigeführt. Es hatte sich gezeigt, daß Maria im Kerker gefährlicher sei, als in Freiheit: man stand auf dem Punkte, mit ihr unter der Bedingung beständiger Freundschaft und eines englisch-schottischen Vertheidigungsbündnisses abzuschließen. Sie würde dann ohne Schwierigkeit die Mitregierung neben ihrem Sohne haben übernehmen können.

Allein gerade da entdeckte die englische Regierung neue und nicht anzuzweifelnde Beweise, daß Maria mit den Guise und Philipp II. die Ermordung Elisabeths, die Vernichtung des Protestantismus in England geplant habe.

Die Bekanntmachung dieser Anschläge rief in dem englischen Volke die lebhafteste Aufregung, eine große loyale, patriotische und protestantische Be-

wegung hervor. Wenn Elisabeth sich öffentlich zeigte, lagen an ihrem Wege Hunderte von Menschen auf den Knien, beteten für sie, wünschten laut ihr allen Segen, Entdeckung und Bestrafung ihrer gottlosen Feinde. Sie mischte sich allein unter diese Leute und sagte einmal selbstbewußt zu dem französischen Gesandten: „Ich sehe doch, daß nicht alle mir übel wollen."[1]) Viele Hunderttausende von Engländern unterzeichneten und beschworen einen Bund, in dem sie Gut und Leben für die Vertheidigung der Königin und, wenn dieselbe getödtet würde, für die Rache an den Mördern hinzugeben versprachen. Das Parlament erklärte Maria Stuart und ihre Deszendenz des Rechtes auf den englischen Thron für verlustig auf den Fall, daß Elisabeth eines unnatürlichen Todes sterben sollte.

Unter diesen Umständen war freilich an den wirklichen Abschluß eines Vertrages mit Maria nicht länger zu denken;[2]) vielmehr wurde sie in strengere und unangenehmere Haft genommen, abermals in das tödtlich ungesunde Tutbury eingesperrt und unter die Aufsicht verhaßter Wächter gestellt. Selbst ihrer weiblichen Ehre war man zu nahe getreten, indem man sie eines Liebesverhältnisses mit ihrem bisherigen Kerkermeister, dem Grafen Shrewsbury, durch dessen eigene Frau, ein boshaftes und intrigantes Weib, anklagen ließ. Sie litt furchtbar unter all diesen Demüthigungen und Enttäuschungen, unter einer nun — 1585 — schon siebzehnjährigen Gefangenschaft. Die englische Nation aber hatte mit ihr kein Mitleid, sondern sie erschien derselben, zumal die Mordversuche gegen Elisabeth sich stets von neuem wiederholten, als die gefährlichste Feindin, deren Leben mit der Sicherheit der Königin und des englischen Staates absolut unvereinbar sei.

Elisabeth selbst wurde durch jene Ereignisse sowie durch die Rathschläge Burghleys und Walsinghams immer mehr aus der zäh festgehaltenen Politik der Vorsicht zu entschiedenem Handeln gegen die katholischen Mächte gedrängt.

Zunächst machte sie in Schottland der katholischen Partei ein Ende. Sie, die bisher nie dazu hatte gebracht werden können, für die schottischen Angelegenheiten auch nur eine angemessene Geldsumme zu opfern, bestach nun Jakobs neuesten Günstling, den Master of Gray, und dann Jakob selbst mit einer Pension von fünftausend Pfund sowie mit englischen Jagdhunden. Als Jakob noch zögerte, ließ Elisabeth die nach England geflohenen protestantischen schottischen Lords los, die ihren König bald zur Vernunft brachten. Die Söldlinge der Guise am schottischen Hofe mußten nach Frankreich entweichen

1) Mauvissière an Heinrich III., 19. Dez. 1583; Raumer, Briefe aus Paris II, 137. 2) Maria Stuart schreibt 26. Febr. 1584 an den französ. Gesandten: „Wenn Ihr unmittelbar oder mittelbar zu Throgmorton und Howard gelangen könnt (denn mit dem dritten [Angeklagten] habe ich in keiner Verbindung gestanden), so versichert ihnen in meinem Namen, daß ihre Liebe und das große Leiden, das sie meinetwegen ertragen, nie aus meinem Herzen schwinden werde." — Dieses unbezweifelt echte Dokument beweist wohl deutlich genug, daß Maria der Mittelpunkt jenes Mordkomplottes gegen Elisabeth war.

(1585). Mit ihnen entschwand die letzte Hoffnung der englischen Katholiken auf einen erfolgreichen Bürgerkrieg auf der britischen Insel selbst. Jakob schloß in der That im April 1586 ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß mit Elisabeth.

Unter den auswärtigen katholischen Mächten hatte Spanien sich im Grunde am wenigsten feindselig benommen. Länger als ein Dezennium war Philipp II. der getreueste Bundesgenosse Elisabeths gewesen. Er hatte sie gegen Maria Stuart, gegen Frankreich, gegen den Papst selbst vertheidigt. Er hatte sich die Ausweisung seiner Gesandten, die Plünderung der spanischen Kolonien durch die englischen Freibeuter, die Unterstützung der aufständischen Niederländer und Portugiesen durch Elisabeth gefallen lassen. An seinem Zögern war wiederholt die große katholische Unternehmung gegen England gescheitert. Aber mit richtigem Blicke erkannten die englischen Staatsmänner, daß nur Philipp, nur Spanien künftighin ihrem Lande gefährlich werden, nur Spanien die Hoffnungen der englischen und schottischen Katholiken aufrecht erhalten könne. Der Papst und der Kaiser waren zu machtlos, Frankreich durch den Bürgerkrieg geschwächt. Gegen Spanien richteten sie demgemäß jetzt eine Reihe von Unternehmungen, bestimmt, dessen Macht zu lähmen und es in seinen eigenen Besitzungen zu beschäftigen. Man sandte ein beträchtliches Heer unter der Königin Liebling, Robert Leicester, nach den Niederlanden, um dort die Sache der religiösen und politischen Freiheit vor der Uebermacht der spanischen Waffen zu retten — die schlimmste Beleidigung und zugleich der empfindlichste Schlag, die man dem katholischen Könige zufügen konnte (Herbst 1585). Aber noch mehr. Sir Francis Drake, der verwegenste und unbedenklichste unter den englischen Seeleuten, wurde mit einer starken Flotte gegen Westindien geschickt. Hier nahm er das blühende San Domingo mit Sturm und brandschatzte es gründlich. Cartagena theilte bald dieses Schicksal. Nicht Spaniens Macht, nur das gelbe Fieber nöthigte den kecken und glücklichen Drake zur Rückkehr.

Unter solchen Umständen war der Ausbruch eines förmlichen und offenen Krieges zwischen Spanien und England unvermeidlich. Es hieß nunmehr für die englische Königin, sich zu demselben wohl vorzubereiten. —

Wenn man bei der Beurtheilung Elisabeths nur an der Außenseite der Dinge haftet, so wird man zu einer sehr ungünstigen Ansicht über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten gelangen. In der That, sie war in ihrer politischen Handlungsweise überaus unsicher und schwankend. Es schien, als ob nur überlegene Minister, wie Cecil, Walsingham, sie zu kühnem Entschlusse veranlaßten; und kaum gefaßt gereute sie derselbe so häufig wieder! Nur selten wagte sie es, einen Plan bis zum Ende durchzuführen, gewöhnlich machte sie, wenn sie drei Schritte vorwärts gethan, mindestens zwei, wenn nicht alle drei wieder zurück! Sie war damit die stete Verzweiflung ihrer Rathgeber, die häufig genug ihr Verfahren als thöricht, ja unehrenhaft bezeichneten. Denn sie trug absolut kein Bedenken, alle ihre Versprechungen

unerfüllt zu lassen, gegen ihre ausdrücklichen Zusagen zu handeln, die offenkundigsten Thatsachen in Abrede zu stellen, ihre Freunde verrätherisch im Stiche zu lassen. Die protestantischen Lords in Schottland, die aufständischen Niederländer wußten davon zu erzählen! Die krummen und verschlungenen Wege einer hinterlistigen und unredlichen Staatskunst waren ihr immer lieber, als offenes und muthiges Auftreten. Dazu kam dann ihr Geiz, ihre Sparsamkeit oft am unrichtigen Orte. Während sie ihre persönlichen Anbeter — die Leicester, Hatton u. a. mehr — mit Gaben überhäufte, die freilich meist in konfiszirten Gütern, Kirchenbesitzungen und Handelsmonopolien bestanden, hatten ihre treuen Beamten das Nachsehen und empfingen nichts als die gnädige Erlaubniß, sich in ihrem Dienste zu Grunde zu richten. So ging es Walsingham, so Sir Henry Sidney, so Sir James Crofts. Selbst Burghley mußte von seinen eigenen Ländereien verkaufen, um die Ausgaben seiner Stellung zu bestreiten. Aber diese Ungerechtigkeit war noch das wenigste — schlimmer, daß häufig die wichtigsten Unternehmungen scheiterten oder geradewegs zum Nachtheil ausschlugen, weil von der Königin durchaus kein Geld zu erlangen war. Wie oft haben die Herren vom geheimen Rathe aus ihren eigenen Mitteln zusammen geschossen, um nur die allerdringendsten Ausgaben des Augenblicks leisten zu können!

Und dabei war Elisabeth selbstherrisch, autokratisch im höchsten Grade. Semper eadem „immer dieselbe", war ihr Wahlspruch. Gegenrede duldete sie in keiner Weise, ein unbedachtes Wort versetzte sie in den höchsten Zorn. Mit Kniebeugungen mußte man sie bedienen. Jeden Erfolg mußten ihre Minister ihr selbst zuschreiben; unbedingt pochte sie auf ihre göttliche Erhebung, auf den göttlichen Schutz, auf die göttliche Erleuchtung. Von ihren Vorgängern und ihrem Nachfolger wollte sie nicht reden hören: alles sollte sich auf sie konzentriren. Es hing dies zusammen mit ihrer maßlosen persönlichen Eitelkeit, die oft als kindisch erscheint. Sie ließ sich von Jan de Heere malen, wie sie in königlichem Aufzuge stolz auf die Göttinnen Juno, Minerva und Venus herabblickt, die, unter der Gestalt dreier kraftstrotzender Flamländerinnen, sich gedemüthigt vor ihr neigen. In prächtigem Schmuck liebte sie zu erscheinen, von ihrer körperlichen Schönheit hatte sie eine überaus hohe Meinung. Ihre kleinen und wohlgeformten Hände mußte jeder ihrer Maler gebührend zur Erscheinung bringen. Noch als Dreiundsechzigjährige kleidete sie sich wie ein junges Mädchen.[1]) Ergebenheit und Treue wurden für nichts erachtet, wenn sie nicht im Gewande übertriebener Schmeichelei und knechtischer Hingebung erschienen. Durch solche Mittel mochte man am leichtesten ihre Gunst gewinnen. Man mußte ihr huldigen als der strahlenden Sonne, von der Licht und Leben ausgehe, man mußte sie als Muster der Vollkommenheit anbeten, ihre Reize verherrlichen. Ihre Gesandten wußten, daß sie ihr am besten gefielen, wenn sie die gepriesenen

1) Raumer, Briefe aus Paris II, 320: Bouillon an Heinrich IV. (1596.)

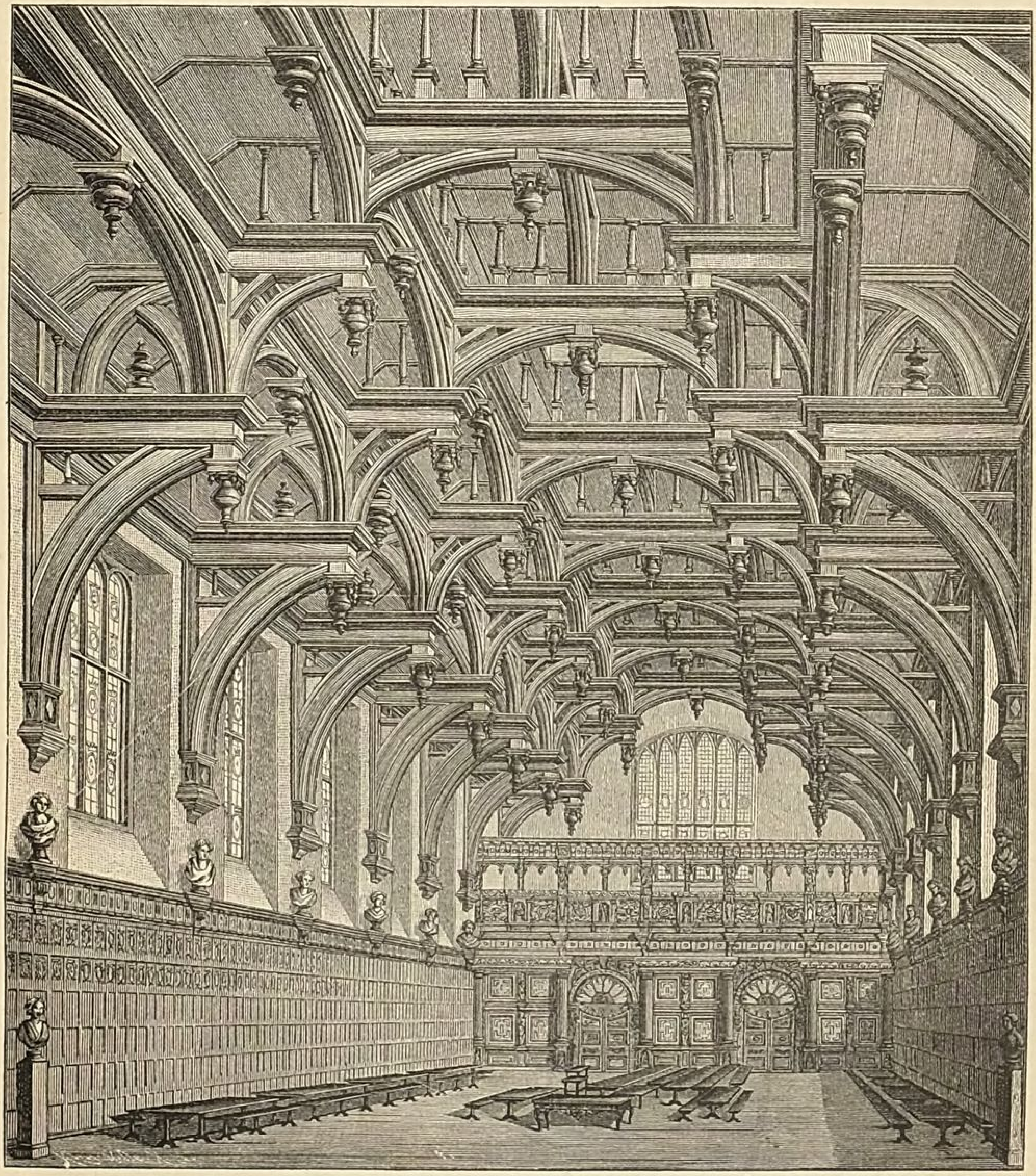
Schönheiten des Auslandes tadelten und als weit unter den Vorzügen von Elisabeths Person stehend bezeichneten. Als sie bereits sechzig Jahre zählte, forderte sie noch dergleichen Fadheiten, und der schlaue Gaskogner Heinrich IV. schrieb ihr wenige Jahre vor ihrem Tode im Style eines begeisterten Liebhabers!

Und dennoch hatte die Fürstin, die in diesen Dingen so kleinlich erscheint, Großes erreicht. Dennoch hat sie dem Protestantismus in ihrem eigenen Lande zum Siege verholfen, in Europa den Widerstand ermöglicht. Dennoch hat sie für England eine neue Periode der innern Kraft und Wohlfahrt, sowie der äußeren Bedeutung begründet. Dennoch wurde sie von allen als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit betrachtet!

Es ist nichts Kleines, daß unter den leidenschaftlichen Parteiungen und Zerwürfnissen jener Epoche sie bei der großen Mehrheit ihrer Unterthanen überaus populär war. Freilich waren ihre Manieren sehr volksthümlich trotz oder vielleicht wegen ihrer harten Gesichtszüge und ihrer rauhen Sprache. Sie war geistvoll in ihrer Rede, schnell und zutreffend in ihren Antworten: man weiß, wie dergleichen, von Mund zu Munde getragen, auf die Menge wirkt. Aller Welt war sie zugänglich, der geringste ihrer Unterthanen durfte und konnte zu ihr gelangen. Sie verstand es trefflich zu reiten, zu schießen, kecke Witze zu reißen, Bier zu trinken, trotz jedem kräftigen Yeoman des „lustigen Altengland". Und doch blieb ihre Haltung dabei stets stolz und königlich und verfehlte nie den bezwingenden Eindruck auf das Gemüth ihrer Umgebung.

Aber es waren auch größere, wichtigere und wirksamere Eigenschaften, die sie mehr und mehr zum Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung seitens ihrer Unterthanen machten. Der Erfolg, der schließlich alle ihre Bemühungen krönte, trug sicher dazu bedeutend bei: allein der dauernde Erfolg will eben auch verdient und erhalten sein!

Zunächst ging gerade das Zögernde, Unsichere und Unaufrichtige ihrer Politik zum größten Theile aus ihrer Friedensliebe hervor — und wie sie wollte das England des sechszehnten Jahrhunderts den Frieden! Nach den unfruchtbaren Lorbeeren des hundertjährigen Krieges gegen Frankreich, nach dem furchtbaren Gemetzel der Rosenkriege wünschte England Ruhe nach außen hin, innere Einkehr, friedliche Wiederherstellung und Ausbau des nationalen Wohlstandes. Der überschäumenden Kraft und Abenteuerlust keckerer Geister boten der Handel, die Kolonisation und die Freibeuterei in fremden Erdtheilen einen weiten Spielraum. So freute man sich, unter dem gerechten und schützenden Regiment der Königin behaglich und vergnüglich zu leben, die Familie blühen, das Vermögen sich mehren zu sehen; besonders die politisch einflußreichen Stände sahen sich in dieser glücklichen Lage. Die Herrscherin hatte dem Lande einen sehr wichtigen Dienst geleistet, indem sie mit eben so vieler Einsicht wie unermüdlichem Eifer die betrügerischen minderwerthigen Münzen ihrer Vorgänger einzog und durch vollwichtige ersetzte. Auch gestattete sie die bisher verbotene Ausfuhr des Getreides, was sofort einen



Der große, unter Elisabeth erbaute Saal von Middle Temple in London.

überaus anregenden und belebenden Einfluß auf den englischen Ackerbau ausübte.[1]) — Wo war man damals noch so sicher und glücklich, wie in dem England Königin Elisabeths?

Wie wenig unmittelbaren Vortheil schien übrigens eine entschieden protestantische Politik England zu bringen! Kein Zweifel, daß das bundesbrüchige und verrätherische Benehmen, das nach dem Frieden von Amboise (1563) die Hugenotten gegen die Königin zeigten — indem sie sofort sich wider ihre Verbündete mit Katharinen von Medici alliirten — auf jene einen höchst ungünstigen Eindruck hervorbringen mußte. Wandten sich denn nicht auch die aufständischen Niederländer immer lieber an die katholischen Valois als an die protestantische Tudor? Elisabeth aber war bei weitem mehr patriotische Engländerin als eifrige Protestantin.

Und dann: wenn Elisabeth undankbar gegen ihre Freunde, so war sie doch nicht minder versöhnlich gegen ihre Widersacher. Von der tückischen langjährigen Rachgier einer Katharine von Medici ist nichts bei ihr zu finden. Es war das öffentliche Interesse, das sie leitete, und dem sie ihre persönlichen Empfindungen, so stark dieselben auch oft für den Augenblick hervortraten, schließlich immer unterordnete. Das erscheint bei Staatslenkern häufig, mit Unrecht, als Egoismus, Undankbarkeit, Mangel an feinem Ehrgefühl. Vergessen wir nicht, daß sie auch zu ihrem Geize, obwohl derselbe bisweilen falsch angebracht war, im Grunde gute Ursache hatte. Wirklich waren die Ansprüche, die von allen Seiten — von den Hugenotten, von den Geusen, von den Schotten, für englische Rüstungen und für irische Kämpfe — an ihren Schatz gestellt wurden, sehr bedeutend, und sie vermied es dabei sorgfältig, ihre Unterthanen mit neuen Steuern zu beschweren.

Denn dies ist das hauptsächlichste Verdienst Elisabeths: indem sie ihr Volk führte, achtete sie doch stets aufmerksam auf dessen Meinungen und Wünsche. Sie wollte die Erste der Nation sein auf der Bahn der Zukunft, aber nicht getrennt, nicht abgelöst von der Nation. Ihre Handlungsweise suchte sie so genau wie möglich der Stimmung des politisch thatkräftigen Theiles des Volkes anzupassen. Jedes Jahr reiste sie einen bis zwei Monate in den Provinzen umher, um sich über die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Unterthanen auf dem Laufenden zu erhalten. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihre calvinischen Minister, die „Brüder in Christo", wie sie dieselben spottend nannte, oft um vieles über die Wünsche der weit überwiegenden Mehrheit des Volkes hinausgingen und dadurch das Land mit Aufständen, die Religion mit Reaktionen bedrohten, wie man sie zu den Zeiten Somersets und der „blutigen Maria" gesehen. Deßhalb oft das anscheinend Zögernde und Tastende in Elisabeths Verfahren.

Mit Recht sprach die Königin es in einem Manifeste aus, das sie im Februar 1570 an ihr Volk erließ: niemals habe sie durch tyrannische Akte

1) Camden S. 61.

dem Gut und Leben eines ihrer Unterthanen nachgestrebt, stets Gesetz und Recht durch milde Maßregeln zu erhalten gesucht; immer den Bürgerkrieg, der die Nachbarländer verwüste, vermieden, dabei an die Steuerkraft der Bürger geringere Ansprüche gestellt, als das Parlament selbst ihr gestattet.

Jedes Wort hierin ist wahr, und mit Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen seine Herrscherin mochte der Engländer sein Los mit dem des Schotten, Niederländers, Franzosen, Aragoniers, Portugiesen, Italieners vergleichen.

Das aber war nur die eine Seite der Sache. Bis zu dem Angriffe durch die katholische Welt und zumal das Papstthum hatte Elisabeth eine religiöse Duldsamkeit und Nachsicht gezeigt, wie sie in der damaligen Zeit leider bisher unbekannt gewesen. Wenn man nur nichts that, um offen die Unabhängigkeit und Suprematie der Krone anzufechten, so mochte man glauben und thun, was man wollte. Von Inquisition und Glaubensgericht, von Aufzwängung des anglikanischen Gottesdienstes war während des ersten Drittels von Elisabeths Regierung nicht die Rede. Wir wissen, weshalb und in wie weit dies sich später änderte. In religions-politischer Beziehung war sie unparteiischer, patriotischer und, von einem allgemeinern und höhern Standpunkte aus, weitblickender als ihre Minister.

Wie sich dann später die Nothwendigkeit einer entschiedeneren Parteinahme aufdrängte, wie der Protestantismus unter ihrem Volke unverkennbare Fortschritte machte — da blieb sie nicht zurück. Man bewunderte ihre Haltung bei dem von Spanien drohenden Unwetter: keine Wolke habe man auf ihrer Stirn gesehen, durch ihre Festigkeit habe sie Adel und Volk belebt, ihre Räthe beseelt.[1])

Die Mischung von Herrscherwillkür und Unterwerfung unter den Volkswillen, die wir schon an ihr kennen gelernt haben, finden wir auch in ihrem Verhalten gegenüber dem Parlamente wieder. Im Großen und Ganzen wollte sie sich ohne Zweifel so unabhängig wie möglich von der Nationalvertretung halten. Dieser Gesichtspunkt erklärt zum guten Theile ihre Sparsamkeit, die Schonung des Geldbewilligungsrechtes der Gemeinen. Sie berief das Parlament selten zusammen. Sie legte ohne dessen Zustimmung Zölle auf fremde Produkte, verlangte ohne solche Einwilligung Abgaben von der Geistlichkeit und fuhr in der Gewohnheit ihrer Vorgänger fort, von ihren reichen Unterthanen zwangsweise unverzinsliche Darlehen beizutreiben. Sie erließ zahlreiche Proklamationen, die eigentlich der parlamentarischen Gesetzgebung zustehende Bestimmungen enthielten. Sie verbot zumal den Mitgliedern des Unterhauses oft, sich mit den Angelegenheiten der Kirche, ja mit denen der Politik oder gar der königlichen Person zu beschäftigen. Sie ließ ihnen sagen, sie möchten ihre Zeit nicht mit langen Reden verlieren. Sie unternahm es sogar, Mitglieder, deren Worte ihre Mißstimmung erregt hatten, aus dem Hause zu weisen oder selbst zu verhaften. Wirklich war die Sprache im

---

1) Ranke, Engl. Gesch. I.

Parlamente und besonders im Unterhause zumeist eine unterwürfige; man ersuchte „höchst demüthig Ihre gnädige Majestät", die Wünsche ihres Parlamentes zu erfüllen. Elisabeth dagegen machte sich kein Gewissen daraus, ihre getreuen Commoners wie Schulbuben auszuschelten und zurechtzuweisen. Aber sie hütete sich ebenso wohl, wie ihr Vater, es auf einen Konflikt mit dem Parlamente ankommen zu lassen, und sie wußte sehr gut, berechtigte und allgemeine Volkswünsche von den Launen einer augenblicklichen Unterhausmehrheit zu unterscheiden. Die Gemeinen waren auch keineswegs geneigt, zu Gunsten des Königthums abzudanken. Sie kümmerten sich nicht um den Befehl der Herrscherin, den Gang ihrer Verhandlungen zu verändern. Sie protestirten auf das lebhafteste sowohl gegen die Ausschließung als auch gegen die Verhaftung ihrer Genossen durch die Königin, als einen Bruch ihrer Freiheiten und Privilegien. Sie schoben jede Geldbewilligung auf, bis dieser Beschwerde abgeholfen sei. Man hielt im Unterhause den Ministern entgegen, daß ein Eingriff in dessen Rechte der freien Debatte nicht minder Hochverrath sei als ein Eingriff in die Rechte der Krone. Elisabeth aber fühlte sich viel zu sehr auf die Zustimmung des Volkes angewiesen, um hier einen Konflikt hervorrufen zu wollen: in beiden Fällen gab sie vollständig nach. „Sie habe," erklärte sie, „nicht die Meinung, in irgend einer Weise die lobenswerthen Freiheiten anzutasten, die den Commons gewährt seien," — und überließ es dem Sprecher, allzu kühne Redner im Zaume zu halten. Fremde Gesandte mochten mit Recht bewundern, eine wie große und selbständige Gewalt in England das Parlament neben der Krone behaupte.

Und indem der Parlamentarismus mit den Jahren seinen Einfluß vergrößerte, nahm auch die protestantische Richtung im Staate überhand. Die protestantischen Elemente, vorzüglich im Kleinadel und in den Städten verbreitet, politisch die rührigsten und eifrigsten, fanden ganz besonders im Unterhause ihre Vertretung. Seit dem Jahre 1575 hatten daselbst die Puritaner die Mehrheit. Man muß sagen, gerade die protestantische und zumal die puritanische Richtung war es, die, wie sie in den letzten Jahren Marias den Beginn einer parlamentarischen Opposition bezeichnete, dieselbe unter Elisabeth mit immer wachsender Schärfe und Bestimmtheit hervortreten ließ. Aus der tiefen politischen Demoralisation und der unterwürfigen Friedenssehnsucht, die sich unter den ersten Tudors in der Volksvertretung geltend gemacht, hat der Puritanismus die parlamentarischen Gewalten erlöst! — Auch unter den Geistlichen, zumal unter den jüngeren, war die puritanische Richtung beständig im Wachsen, zum großen Kummer der Königin.[1]) Schon zeigte sich selbst der geheime Rath äußerst milde gegen die Puritaner. Leicester und andere Hofleute nahmen offen ihre Partei. Und diese Richtung war, da man einmal den Katholizismus verlassen hatte, sehr erklärlich. Die ganze reformirte Glaubensgenossenschaft außerhalb Englands stand auf Seiten der Puritaner

1) Nares III, 10 ff.

gegen den Anglikanismus, lieh jenen eine starke moralische Unterstützung. Die anglikanische Kirche selbst flößte wenig Achtung ein und erschien allen, auch der Königin, nur als äußeres Mittel der Herrschaft und Ordnung. An Moral und Gelehrsamkeit ließen ihre Häupter viel zu wünschen übrig. Kein Herrscher vielleicht hat die von ihm selbst ernannten Bischöfe seiner Kirche mit einer so geflissentlichen Mißachtung behandelt, wie Elisabeth. Fünf Jahre lang suspendirte sie den Primas des Reiches, den Erzbischof Grindal von Canterbury, von seinem hohen Amte. Und doch hat sie Jahrzehnte hindurch diesen Bischöfen die Erlaubniß und selbst den oft erneuten Befehl gegeben, die eifrigen und aufrichtigen Calvinisten, die Puritaner, wenigstens zu äußerlicher Unterwerfung unter die anglikanischen Formen zu zwingen. Wehe dem Puritaner, der aus irgend einem Grunde mit dem grausamen und dehnbaren Strafgesetze jener Zeit in irgend einen Konflikt kam: er hatte auf keine Gnade zu rechnen! Als ein eifriger Calvinist, Stubbs, im Jahre 1579 ein Pamphlet gegen der Königin beabsichtigte Vermählung mit dem Herzoge von Alençon geschrieben, wurden er und sein Buchhändler durch Verlust der rechten Hand bestraft. Aber unmittelbar nach der Exekution schwang Stubbs mit seiner übrig bleibenden Hand den Hut, unter dem Rufe: „Gott schütze Königin Elisabeth!"[1])

Das war es eben, was die Fürstin mit der Zeit nothgedrungen dem entschiedenen Protestantismus näher führte: in ihm fand sie ihre beste Hülfe gegen die Feindschaft der katholischen Mächte. Die laue und wohlgenährte anglikanische Geistlichkeit war nur ein schwaches Rohr, auf das man sich nicht stützen konnte. Anders die wahren Söhne Calvins, Männer, die stets bereit waren, für ihre Ueberzeugung zu kämpfen und zu sterben, und dabei wohl wußten, daß Elisabeth trotz alles ihres Sträubens die Führerin und Vertheidigerin des Protestantismus sein müsse und wirklich sei. Wenn sie gegen die katholischen Gebräuche der Staatskirche, gegen das weltliche Treiben am Hofe donnerten, behandelten sie doch stets die Person der Königin mit großer Achtung. Sie nannten sie „den Stab des Gemeinwesens, die Hoffnung ihrer Ruhe, die Leuchte ihres Lichtes, nächst Gott". Welch' Gegensatz zu dem Verhalten der englischen Katholiken!

War doch der Protestantismus vorzüglich in dem Manne vertreten, welcher der angesehenste und einflußreichste unter den Rathgebern Elisabeths blieb. Bis in sein hohes Alter widmet Lord Burghley all sein Denken und all seine Thätigkeit dem Dienste des Staates und der Souveränin. Er schlief wenig, saß nie lange bei Tische, trieb weder literarische Beschäftigung noch freundschaftlichen Verkehr. Alle Zeit war er mit den Angelegenheiten des Landes beschäftigt, in dessen Zukunft er stets ein freudiges Vertrauen setzte und zu erkennen gab. Aber diese Zukunft war ihm völlig identisch mit derjenigen des Protestantismus in dem ganzen Erdtheil. Und wahrlich, wie

1) Camden S. 346.

oft bedurfte er des Muthes und der Zuversicht, wenn der Königin plötzliche Bedenklichkeit und Zögerung die best angelegten und lange berathenen Pläne wieder zerstörte; oder wenn ihr unzeitiger Geiz ihre Soldaten und Matrosen zur Verzweiflung brachte, Heer und Flotte geradezu mit Auflösung bedrohte. Doch Burghley hielt wacker aus, und schließlich war es seine Anschauung, seine Politik, die durch die Gewalt der Umstände selbst der Königin und dem Staate aufgenöthigt wurden.

Die ganze Mittelklasse des Landes entschied sich für den Protestantismus und für eine protestantische Politik nach außen. Und die Mittelklasse nahm schnell zu an Zahl, Bedeutung und Wohlstand. Freilich sahen die höheren Stände mit Neid und Haß ihr Anwachsen. „Ihr Vermögen," schrieb im Dezember 1558 jemand an Cecil, „ist der Grund ihrer Keckheit, ihrer Verachtung des Adels und der Abneigung, den sie gegen diesen hegen. Man muß suchen, Kanäle oder Leitungen ausfindig zu machen, um ihnen ihr Geld durch feine und indirekte Mittel zu entziehen und auszusaugen."[1]) Aber diese bittere Feindschaft derjenigen, die bisher die leitenden Klassen in England gewesen waren, gegen ein neues Element der Gesellschaft beweist nur, welche Macht dieses letztere gewonnen hatte und täglich mehr gewann.

Mit großer Stetigkeit ging eine völlige Umwälzung der sozialen Lage vor sich. Die Geistlichkeit war zum großen Theil ihrer Güter beraubt und, wie erwähnt, durch ihre absolute Abhängigkeit von der Krone tief gedemüthigt. „Der Adel," schreibt am Ende von Elisabeths Regierung der Herzog von Bouillon,[2]) „ist sehr verschuldet, besonders durch übertriebenen Aufwand. Kaufleute erwerben die Besitzungen der Edelleute, vornehme Mädchen heirathen Personen geringen Standes; die niedere Klasse des Volkes ist verhältnißmäßig sehr reich. Die Städte nehmen zu durch den Handel." Aber schon zur Zeit Heinrichs VIII. beklagte eine Ballade The ruyn of the realme den Untergang des Adels, der am Hofe bei Damen, Karten und Würfeln, in prächtigen Gewändern und kostspieligen Gelagen sein Gut verpraßte.[3]) In der That wurde die alte Aristokratie immer mehr durch neugebackene Geldbarone verdrängt.

As riseth my good
So riseth my blood,

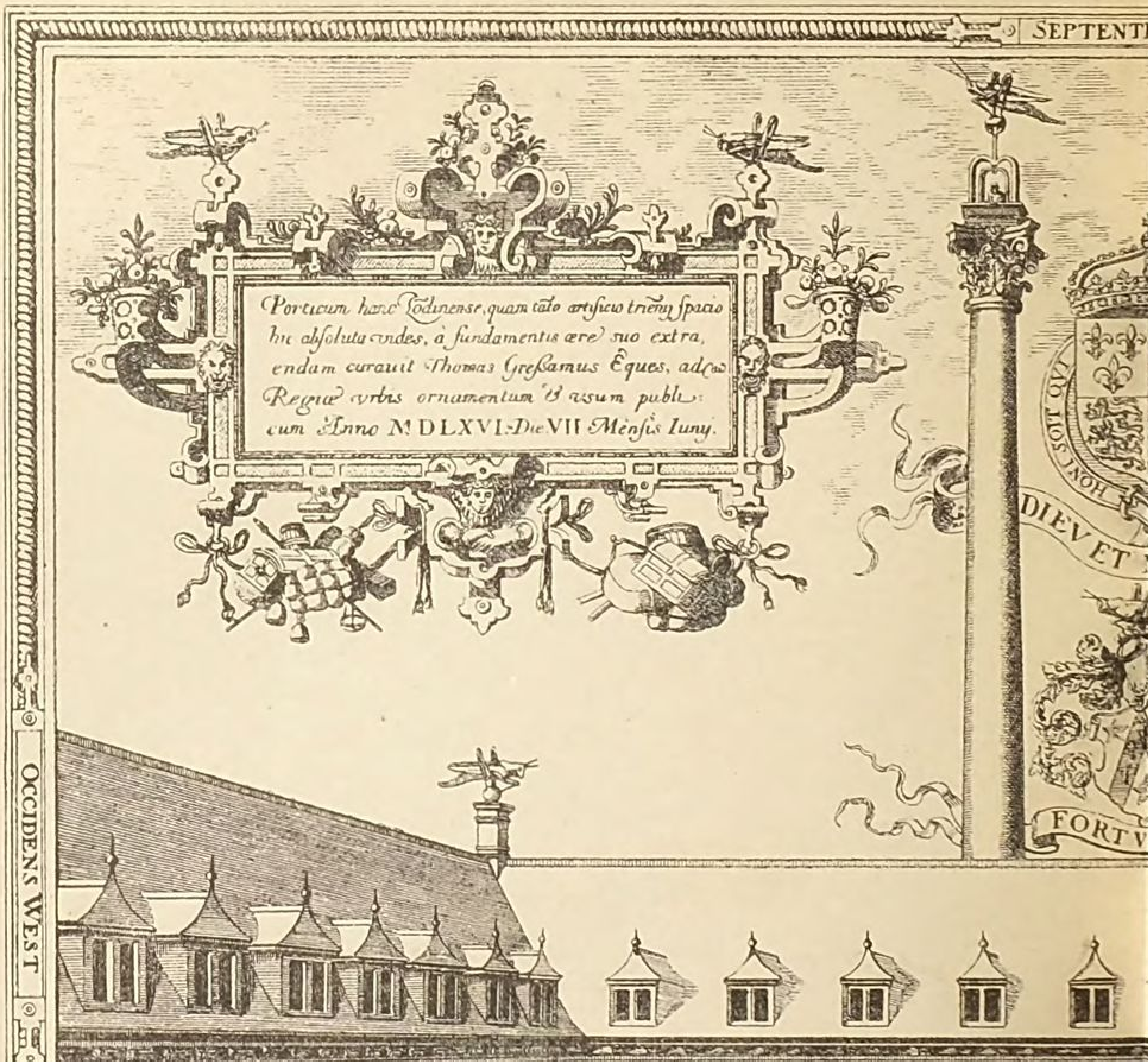
sang man damals spottend in England. Ein frisches Leben, ein kühner Unternehmungsgeist erfüllte die englischen Seeleute und Händler. Die Gentry selbst verschmähte es nicht, an den Vortheilen der Kaufmannschaft und des Seehandels theilzunehmen. Besonders trat die Gesellschaft der „Kaufmännischen Abenteurer", der Merchant adventurers in den Vordergrund, die, schon seit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders für den Handel nach den Niederlanden offiziell konstituirt, doch erst jetzt zur

1) Froude VII, 7. 2) Raumer, Briefe aus Paris. II, 229. 3) Schanz, Englische Handelspolitik. I, 349.

wahren Blüthe gelangte. Es waren diese kaufmännischen Abenteurer, welche unter des berühmten Sebastian Cabot, des „Großpiloten von England", Führung ihre Schiffe in den Orient sandten, die Ostsee durchstreiften, ihre Faktoren in dem russischen Nowgorod unterhielten. Auch gründeten die englischen Kaufleute, nachdem Richard Chanceller im Jahre 1564 in die Dwina eingelaufen war, die „Moskowitische Handelsgesellschaft", welcher der Großfürst Steuerfreiheit und sicheres Geleit gewährte, und die zumal englische Tuche bis nach dem kaspischen Meer und Persien führte. 1579 gründete man die „Türkische Gesellschaft" für den Levantehandel, 1588 eine Berberische Gesellschaft.[1]) Englische Kapitäne, wie Forbisher, suchten die nördliche Durchfahrt nach dem großen Ozean; einige von ihnen fanden bei diesen kühnen Unternehmen den Tod. Jahr für Jahr gingen die englischen Schiffe nach der Küste von Guinea, um das „lebendige Ebenholz" einzuhandeln oder auch zu rauben.

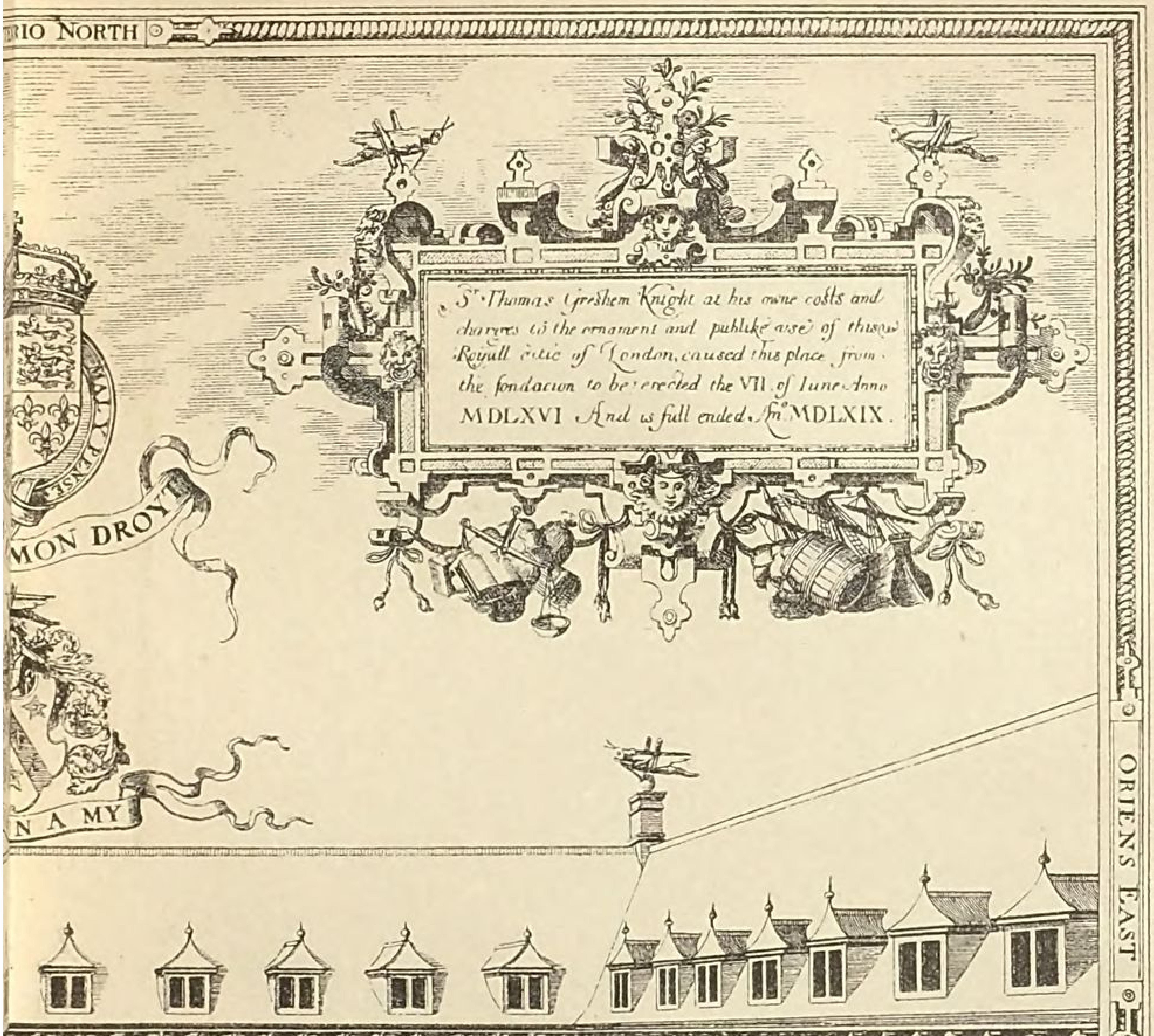
So hob sich mehr und mehr der bereits von Heinrich VIII. erfolgreich begünstigte englische Seehandel. Elisabeth gelang, was ihr Vater stets vergeblich angestrebt hatte: unter dem Frohlocken des gesammten englischen Volkes machte sie den freilich ungerechten Privilegien der Hanseaten in ihrem Lande ein Ende. Die innere Lockerung und zunehmende politische Bedeutungslosigkeit des Hansabundes hatte diesen Schlag ermöglicht. Der Wohlstand und noch mehr der Luxus wuchsen. Zumal die Paläste der Adligen und reichen Kaufleute wurden mit einer Pracht und zugleich Bequemlichkeit erbaut und eingerichtet, wie man sie früher nicht gekannt hatte, und über welche die zeitgenössischen Schriftsteller sich in bitterm Tadel ergehen. Damals brachte auch Graf Arundel — er starb 1580 — vom Festlande den Gebrauch der Kutschen in England auf. Ganz bedenklich erschien den Zeitgenossen das Anwachsen Londons, das als erste Handelsstadt, als vorzüglichster Hafen des Königreichs sich einer reißenden Ausdehnung erfreute. Wenn unter Heinrich VII. London noch nicht ganz die Hälfte alles englischen Außenhandels betrieb, so hatte es unter Heinrich VIII. bereits zwei Drittheile desselben in Händen. Freilich hatten dafür Southampton statt 19 nur noch 9, Boston statt 6 nur 3 Prozent dieses Handels.[2]) Alles drängte sich mehr und mehr in London zusammen. Man fürchtete, daß die gewöhnlichen Obrigkeiten nicht mehr ausreichen würden, eine so große Menschenmenge in Ordnung zu halten, daß bald die Baugründe den benachbarten Ortschaften ihre nothwendigen Wiesen fortnehmen würden. Infolge dessen verbot die Königin im Jahre 1580 unter strenger Strafe, in einem Umkreise von drei (englischen) Meilen von den Stadtthoren aus neue Häuser zu bauen, und ebenso, daß in einem Hause mehr als eine Familie wohne. Es versteht sich von selbst, daß ein solches Gesetz dem natürlichen Wachsthum der Hauptstadt gegenüber nicht lange in Kraft blieb. Einige Jahre

1) Camden 125. 154. 301. 417. 2) Schanz II, 29.



Das königliche Wech

Laut dem Inhalte der Inschriftenschilder, von Tho



hselhaus zu London.

mas Greshem in den Jahren 1566—1569 gebaut.

später (1585) war es, daß Drake den Tabak in England einführte. Der Gebrauch dieses Genußmittels wurde bald so allgemein, daß binnen kurzem es in den Städten nicht weniger Tabagien als Bier- und Weinstuben gab.[1])

Eines der hauptsächlichsten Mittel der Bereicherung zur See und der Hebung der englischen Marine war freilich die Seeräuberei, welche die Engländer in immer wachsendem Maße mit seltener Unparteilichkeit gegen alle übrigen Nationen betrieben. Hundertmal erließ Elisabeth Anstands halber grimmige Proklamationen gegen diese Piraten, aber nicht einmal führte sie dieselben aus: denn sie meinte, ihr Volk bedürfe der Reichthümer, die jene sammelten, der nautischen Erfahrung, die sie erwarben, des kühnen Muthes und der gut bedienten Kanonen ihres Schiffsvolkes.[2]) Am liebsten jagten jene Korsaren ja die Fahrzeuge der Papisten, bei denen der Dienst Gottes sich sofort durch reiche Beute lohnte. Da trug denn Elisabeth selbst bisweilen kein Bedenken, sich mit einer tüchtigen Summe an der Ausrüstung der Seeräuberschiffe zu betheiligen und dafür am Ende der Expedition einen entsprechenden Antheil am Gewinne in Empfang zu nehmen. Ebenso legte sie Gelder sehr vortheilhaft im Sklavenhandel an, den besonders William und John Hawkins schwungvoll betrieben. In der That, bei jedem spanischen Schiffe, das sie mit seiner gesammten Mannschaft versenkten, bei jedem Hundert friedlicher Neger, die sie in Eisen schlugen, dankten diese Leute dem Allmächtigen für den gnädigen Schutz, den er seinen Erwählten gewährte! Das war einmal der Geist jener Zeit!

Inzwischen hob sich aber auch der friedliche Verkehr des Landes, zumal die Fischerei, die Burghley mit allen Mitteln begünstigte. Von Holland, Flandern, Brabant kamen die Protestanten herüber, die vor Margarethens und Albas Verfolgungen flohen, und lehrten die Engländer die Tuchmanufaktur, die Leinenweberei, die Gold- und Silberarbeiten, die Spitzenfabrikation. Niederländische Kapitalien belebten Industrie und Verkehr. Schon (1581) schlug ein gewisser Hagenbuck, offenbar gleichfalls ein Niederländer, der Königin die Errichtung einer englischen Nationalbank vor[3]) — ein Plan, der erst mehr als ein Jahrhundert später verwirklicht worden ist.

Altengland gewann ein verändertes Aussehen. Nicht mehr der jagende, zechende, unwissende Squire erschien als der Herr im Lande, sondern der unternehmende Kaufmann, der bedächtig rechnende Goldschmied, der verschlagene und weitgereiste Seekapitän. Die Königin selbst erkannte die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieser betriebsamen Klassen an, indem sie im Jahre 1571 persönlich die Londoner Börse einweihte und ihr den Namen des „Königlichen Wechselhauses" (Royal Exchange) verlieh.[4])

---

1) Camden 262. 313. 329. 415. 2) Schon Heinrich VIII. und die Regierung Eduards VI. hatten eine ähnliche Politik verfolgt. Vgl. Piot, La diplomatie concernant les affaires maritimes des Pays-Bas, Bulletins de l'Académie de Belgique. II, XL (1875) 817 ff. 3) Cal. of State Pap. Dom. Ser. Eliz. 1581—90. S. 31. 4) Camden 193.

Freilich die Lage der unteren Klassen auf dem Lande war fortdauernd eine sehr ungünstige. Die Regierung benachtheiligte sie in aller Weise zum Vortheil der herrschenden Stände. Durch harte Lohntarife wurden die Arbeitnehmer den Arbeitgebern völlig in die Hände geliefert. Die Arbeiter revoltirten wohl gelegentlich; allein ohne bleibenden Erfolg, da Regierung und Parlament einstimmig waren, die Armen zu unterdrücken und auszubeuten. Die Stellung der ländlichen Arbeiter war übler als je zuvor. Während noch am Anfang der Regierung Heinrichs VIII. der Arbeiter einen Quarter Weizen in zwanzig Tagen verdienen konnte, verschlechterte sich seine Lage so rasch und gründlich, daß er unter Elisabeth bereits achtundvierzig Arbeitstage zu gleichem Zwecke aufwenden mußte.[1]) Die kleinen Leute in den Städten und zumal die Landbevölkerung verloren offenbar und sanken zu Gunsten der Kapitalsmacht, des städtischen kaufmännischen und seefahrenden Mittelstandes.

Dem Mittelstand in der That verdankt England seine Größe, seinen weltbeherrschenden Handel und Gewerbfleiß, seine innere Freiheit. Dieser Mittelstand hielt treu zu Elisabeth, während der Hochadel sie in zahllosen Verschwörungen verrieth. Er vertheidigte England gegen die Angriffe der Fremden und verlangte dann kühn den Lohn seiner Verdienste in einer maßgebenden Stellung im Staatsleben!

Die Tudors, und zumal Heinrich VIII. und Elisabeth, haben trotz ihres absolutistischen Regimentes die politische Macht, den politischen Einfluß des Mittelstandes beträchtlich gefördert.[2]) Sie wiesen die Armenpflege, die früher ausschließlich den nun aufgehobenen Klöstern obgelegen hatte, als Armensteuer den Kirchspielen zu. Und zwar so, daß nicht, wie zu den bisherigen Leistungen, nur Eigenthümer, sondern auch Pächter und Miether herangezogen wurden. Damit wurden also einerseits neue kommunale Pflichten, andererseits aber auch neue Glieder des kommunalen Verbandes geschaffen. Die Kirchen- und Armensteuer ward die Grundlage einer neuen, wirksamen, kräftigen Kommunalverfassung. Allmählich wurden nach diesem Muster die ehemaligen persönlichen Leistungen der Freisassen in den Grafschaften immer mehr durch Kommunalsteuern ersetzt, welche von den Pflichtigen zu bewilligen und zu verwalten waren. Auf dem Boden dieses erweiterten und verstärkten Selfgovernments erwuchs die Kraft der Opposition gegen das absolutistische und antinationale Königthum der Stuarts; jenes allein macht die schnellen und gründlichen Erfolge dieser Opposition erklärlich. Selbstverwaltung und Puritanerthum — aus diesen beiden Elementen ist die englische Freiheit entstanden!

---

1) Schanz I, 667. 2) Vgl. C. v. Noorden, Zur Literatur u. Gesch. des engl. Selfgovernments. Hist. Zeitschr. XIII, 79 ff.

VI. Befreiung der Niederlande.

Alba feierte den vollständigen Sieg, den er über die schnell zusammengerafften Schaaren Oraniens und seiner Anhänger davongetragen hatte, mit einem Glanze und einem Nachdrucke, die man fälschlich für Prahlerei und Ruhmsucht ausgegeben hat.[1]) Vielmehr wollte er damit den Niederländern zu Gemüthe führen, daß er sich nunmehr als ihren absoluten Herrn betrachte. Es war ein Sieg, nicht nur über einige tausend Rebellen, sondern über die ruhmvolle Vergangenheit und eine freie Zukunft der Niederlande, den er verherrlichte. Offizielle Volksfeste wurden veranstaltet, die Glocken mußten dazu läuten, eine Kolossalstatue wurde dem Triumphator aus erbeutetem Geschütz auf der Zitadelle von Antwerpen errichtet. Vergebens ersuchten die Kurfürsten des heil. römischen Reiches den Kaiser, bei seinem Vetter von Spanien für die Rechte und Privilegien eines Landes einzutreten, das immer noch als „burgundischer Kreis" des Reiches galt. Freilich sandte Kaiser Maximilian II. zu diesem Zwecke seinen Bruder, den Erzherzog Karl, nach Madrid; allein Philipp wies jede Beschränkung seiner souveränen Gewalt über die Niederlande zurück, und als er die Tochter des Kaisers zur Gemahlin verlangte, verstummte die Opposition Maximilians. Kann man es den Niederländern verdenken, wenn sie keine Anhänglichkeit für das Reich empfanden, das sie so der Willkür des spanischen Despoten überließ?

Alba fühlte sich als Herrn der Lage. Die Hoffnungen Oraniens und seiner Anhänger auf eine Erhebung in den niederländischen Provinzen zu ihren Gunsten waren, zur freudigen Ueberraschung der spanischen Machthaber selbst,[2]) völlig getäuscht worden. Vergeblich baten jetzt selbst die Bischöfe des Landes den Herzog in beweglichen Ausdrücken um Milde und Verzeihung für dasselbe. Er wollte nur durch den Schrecken herrschen. Während die

---

1) John Lottrop Motley, The rise of the dutch Republic (erste Aufl. in drei Bänden, London 1856, deutsche Ausgabe, drei Bände, Dresden 1857—60). Eine farbenreiche, anziehende Darstellung, beruhend auf einem sehr umfassenden Quellenstudium, hat diesem Werke eine große Popularität in allen civilisirten Ländern, besonders außerhalb Deutschlands, verschafft. Indeß werden jene Vorzüge leider durch Ungründlichkeit der Kritik und zumal durch eine oft bis zur Unerträglichkeit hervortretende Parteilichkeit zum großen Theil wieder aufgewogen. 2) Am 10. Januar 1569 schreibt Granvella an den König: Me huelgo en estremo de que los estados de Flandes, con tantas fuerzas que trajo Oranges, se hayan mostrado tan leales y firmes en servicio de V. Mag^{d}; Poullet III, 438.

religiöse Verfolgung in ungeschwächter Stärke fortdauerte — man richtete jetzt selbst diejenigen hin, die nur einmal die protestantische Predigt besucht hatten! — wollte Alba auch zugleich die politischen Freiheiten des Landes für immer vernichten, dessen Reichthümer in vollem und beständigem Strome in die bodenlosen Kassen des spanischen Königs fließen lassen. Und zu diesem Behufe wußte er nichts Besseres, als nach spanischem Muster ein System indirekter Steuern aufzuerlegen, das, wie in Spanien, zuletzt Gewerbfleiß und Handel völlig ertödten mußte.

Im März 1569 wurden die Generalstaaten zusammengerufen, um die von dem Herzog ihnen unterbreiteten Finanzpläne zu billigen. Das wenigste war, daß Alba von ihnen die einmalige Abgabe des hundertsten Pfennigs — d. h. eines Prozentes — von allen beweglichen und unbeweglichen Gütern verlangte; viel schlimmer die bleibenden Abgaben des zwanzigsten Pfennigs — fünf Prozent — von jedem Verkauf von Immobilien, des zehnten Pfennigs — also zehn Prozent — von jedem Verkaufe aller beweglichen Güter. Zumal die letztere Steuer erregte die allgemeinste Entrüstung in den Niederlanden. So lange es sich nur um die Gewissensfreiheit handelte, hatte die große Mehrheit sich schweigend unterworfen; aber jetzt, wo man allen an den Beutel griff, ja Gewerbe und Verkehr völlig zu unterbrechen drohte, da war ein jeder, Katholik wie Protestant, aufgebracht, entrüstet, empört. Noch 1568 war alles ruhig und unterthänig geblieben: erst das Schreckensregiment Albas hat die Antipathie fast des gesammten niederländischen Volkes gegen Spanien entschieden. Viglius erkannte wohl die Gefahr jener exorbitanten Steuerforderung und wagte es zum ersten Male, im Staatsrathe dem Herzog entgegen zu treten.

Allein dieser beharrte bei seiner Absicht, und die eingeschüchterten Generalstaaten unterwarfen sich dem Allgewaltigen. Nur die Vertretung der kleinen Provinz Utrecht verweigerte hartnäckig sowohl den zehnten wie den zwanzigsten Pfennig. Alba bestrafte das Ländchen durch drückende Einquartierung, durch Vernichtung aller seiner Privilegien und Freiheiten. Indeß das Beispiel Utrechts zündete, die einzelnen Provinzen begannen nun den Widerstand, den die Generalstaaten nicht gewagt, und so gab Alba sich endlich mit einem Vergleich zufrieden. Die Niederlande hatten zwei Jahre lang jährlich zwei Millionen Goldthaler zu zahlen, wofür sie während dieses Zeitraumes mit den neuen Steuern verschont bleiben sollten.

Die gemäßigteren Elemente der niederländischen Regierung, Viglius an der Spitze, hielten schon lange dafür, daß man nach erfochtenem Siege das Land nunmehr durch eine umfassende Amnestie beruhigen, so auch die Herzen der spanischen Herrschaft wieder gewinnen müsse. Alba konnte sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Opposition dieser getreuen und bewährten Räthe in Madrid nicht ungünstige Aufnahme finde, daß seine eigene Stellung bedroht sei. Hatte doch auch Granvella dringend und wiederholt zu einer solchen Maßregel gerathen. So gab er in der Frage des Straferlasses schein-

bar nach; allein er sorgte dafür, daß derselbe in Wirklichkeit seiner Rachgier und Härte keine Grenzen steckte. Im Juli 1570 wurde zu Antwerpen unter vielen Feierlichkeiten die Amnestie verkündigt. Sie gewährte Verzeihung allen denjenigen, die noch nicht unter gerichtlicher Verfolgung standen, die nicht protestantische Prediger waren, die solchen nicht Aufnahme oder Begünstigung gewährt hatten, die nicht bei Plünderung von Kirchen betheiligt gewesen, die nicht fernerhin sich der Ketzerei oder der Förderung derselben verdächtig machen würden, die nicht am Kompromiß theilgenommen oder ihn irgendwie unterstützt hatten. Es ist klar, daß mehr als neun Zehntel der Bürger der Niederlande unter eine dieser Ausnahmekategorien fielen. Die Amnestie war also, anstatt ein Akt der Gnade, eine neue feierliche Verdammung aller derjenigen, die nicht fanatische Katholiken und zugleich ebenso fanatische Anhänger der spanischen Herrschaft gewesen wären und stets bleiben würden. Sie bezeichnete das ganze niederländische Volk als eine Schaar todeswürdiger Schurken und Rebellen, mit Ausnahme einer ganz verschwindend kleinen Anzahl.

Und doch begann unter den Herrschern selbst Zwietracht und gegenseitige Verfeindung einzureißen. Schon der erbarmungslose und aufregende Inhalt der sogenannten Amnestie hatte viele Herren des geheimen Rathes nicht minder empört, als ihre meisten Landsleute. Als der Herzog befahl, daß nach Ablauf des Provisoriums im Jahre 1571 der zwanzigste und der zehnte Pfennig sofort erhoben werden sollten, ohne daß noch einmal die Genehmigung der Stände eingeholt zu werden brauche, fand er bei den niederländischen Mitgliedern des geheimen Rathes, zumal bei Viglius und Berlaymont, den lebhaftesten Widerspruch. Es kam zu den erbittertsten Auftritten, zu gegenseitigen Drohungen zwischen dem Generalgouverneur und den Räthen, die wohl wußten, daß Philipp II. selbst der Heftigkeit und unruhigen Herrschsucht des Herzogs müde sei. Das Uebel war nur, daß der König sich wieder einmal nicht dazu entschließen konnte, die schon lange beabsichtigte Abberufung Albas auch wirklich auszuführen. So veröffentlichte der letztere im Juli 1571 in der That das gefürchtete Edikt über den zwanzigsten und zehnten Pfennig. Das immer nur für eine unmögliche Drohung Gehaltene war also jetzt trotzdem geschehen! Die Aufregung war ungeheuer. In jeder Provinz, ja in jeder Stadt vereinigten sich die Obrigkeiten zu leidenschaftlichen Protesterklärungen. Die Kaufleute stellten ihre Geschäfte ein, die Krämer schlossen ihre Buden. Die Massen nahmen eine drohende Haltung an; man schwor sich gegenseitig zu, keinen Heller von der neuen Steuer zahlen zu wollen. Wenn Alba sich in den Straßen zeigte, fand er eisigen Empfang; niemand zog den Hut vor ihm. Das wegen Nichtzahlung der Steuer öffentlich versteigerte Gut fand keinen Käufer. Wenn Alba Matrosen einstellen wollte, waren alle verschwunden; er rief aus: „Ich kann hier keinem Menschen trauen, alle sind Verräther!"[1]) Als damals der bisherige spanische Gesandte in Paris, Don

1) Raumer, Briefe aus Paris. I, 180.

Frances de Alava, seinen Heimweg über Brüssel nahm, konnte er nicht umhin, seinem Herrn, dem Könige, wegen der Wirkungen von Albas Regiment Vorstellungen zu thun. Seine Eindrücke faßte er dahin zusammen, daß das ganze Volk in dem Wunsche einstimmig sei: fort mit Alba um jeden Preis!

Es wäre ohne Zweifel jetzt die Sache des Monarchen gewesen, eine Entscheidung zu treffen. Wollte Philipp die Knechtung und Aussaugung der Niederlande bis zum Aeußersten durchführen, nun wohl, so mußte er dem Herzog offen zustimmen, der Opposition unter den Räthen den Mund schließen, die Truppen verstärken. Wollte er es dagegen mit einem mildern und versöhnlichern Regiment versuchen — und dahin scheint er allerdings geneigt zu haben — so war Alba sofort zurückzuberufen und mit den Ständen über einen mäßigen Ersatz jener Steuern zu unterhandeln. Allein Philipp gefiel sich abermals in seiner unseligen Weise des Temporisirens. Die Deputationen, die verschiedene niederländische Provinzen nach Spanien gesandt hatten, um über jene Abgaben Klage zu führen, erhielten einen Verweis, daß sie ohne jede höhere Erlaubniß gekommen seien, zugleich die unbestimmte Zusage, der König werde ihre Vorstellungen in Betracht ziehen. Inzwischen stockte in den Niederlanden jeder Verkehr; selbst die Bäcker, Fleischer, Brauer stellten den Verkauf ein. Die nothwendigsten Lebensmittel stiegen auf unglaublich hohe Preise und drohten ganz zu fehlen. Es war klar, daß der Hunger bald eine neue furchtbare Revolution herbeiführen werde.

Alba war im Begriffe, dieser Gefahr auf seine beliebte Weise dadurch entgegen zu treten, daß er einige Dutzend der angesehensten Kaufleute der Stadt Brüssel an den Thüren ihrer geschlossenen Läden aufzuknüpfen befahl; als eine Schreckenskunde ihn rechtzeitig davon abhielt, die Geduld der hauptstädtischen Bevölkerung auf eine neue harte Probe zu stellen.

Jahre lang hatten die geächteten und geflüchteten Führer der niederländischen Freiheitspartei, durch den verunglückten Aufstand des Jahres 1568 entmuthigt, sich ruhig gehalten. Der einzige, der thätig gewesen, war der muthige Philipp Marnix von St. Aldegonde, der, da das Schwert in der Scheide bleiben mußte, zu der Feder griff. Von Emden aus, wohin er sich geflüchtet hatte, gingen seine Schriften und Gesänge aus. Sein „Wilhelmuslied" wurde später der Schlachtgesang der Freiheitskämpfer; sein „Trostbrief" ermuthigte die armen Vertriebenen; am wirksamsten aber wurde sein „Römischer Bienenkorb", Den Byenkorf der H. roomsche Kerke (1569). Es war dies eine ätzende Satyre, in der Weise von Rabelais' Gargantua und Pantagruel geschrieben, wider die Kirche und die Geistlichkeit. Unter der Maske eines Licentiaten von Löwen, der die katholische Kirche gegen ihre Widersacher vertheidigen will, schleudert er seine scharfen Pfeile gegen dieselbe. Das umfangreiche Werk ist mit ebenso viel Gelehrsamkeit wie Geist geschrieben, der trockene Stoff durch heitere und witzige Wendungen belebt. Eine Stelle bezeichne seine Weise und Tendenz: „Alle Doktoren," heißt es, „von Paris, von Löwen und von Köln, ja alle Licentiaten und Baccalaureen sollen diese



Hinrichtung Reformirter

Gleichzeitiger Kupferstich von Franz Hogenberg in: De Leone Belgico, eiusque Topo



ter in den Niederlanden.

pographica atque historica descriptione liber. Michaele Aitsingero Austriaco Auctore.

Ketzer so tapfer von allen Seiten bekämpfen, daß sie Gott danken mögen, so besiegt worden zu sein, ohne in Stücken gehauen zu werden, da jene sie sonst unzweifelhaft mit den Zähnen zerkauen und mit Haut und Haar verschlingen würden, ebenso wie sie es mit ihrem Gott machen. Oder, wenn sie es nicht zu Wege bringen wollen und können, indem ja diese Ketzer von schwererer Verdauung sein mögen, als ihr Gott in der Messe ist, so soll da zur Hülfe kommen der Herr Dekan von Ronse" — der berüchtigte Inquisitor Peter Titelman — „mit einem großen Haufen Trabanten und Henkersknechte, mit Stöcken und Stäben, mit Feuer und Schwert, mit Stroh und Reisig, und sollen das Feuer anstecken und sie verbrennen den einen Haufen mit dem andern. Und dann wird es mit dem Disputiren aus sein, dann wird St. Paulus im Sack sein mit all' seinen Propheten und Aposteln." — Der „Bienenkorb" fand eine außerordentliche Verbreitung in den Niederlanden und trug nicht wenig dazu bei, im Geheimen die antikatholische Stimmung in der vlamischen Bevölkerung zu nähren.

Inzwischen lebte Wilhelm von Oranien zurückgezogen auf den geringfügigen deutschen Besitzungen seines Hauses. Seine reichen niederländischen Güter waren von dem spanischen Fiskus eingezogen worden, er hatte sich für die mißlungene Schilderhebung des Jahres 1568 tief verschuldet: so hatte er mit wahrer Dürftigkeit zu kämpfen. Diese Jahre des Mißgeschicks haben auf seinen Charakter und seine politischen Anschauungen eine veredelnde und erhebende Wirkung geübt. Von da an wurde er wirklich der überzeugte und unerschütterliche Vorkämpfer der politischen und religiösen Freiheit seines Vaterlandes, der sich über die Beschränktheit und Befangenheit seiner Zeitgenossen weit erhob und meist auf die unlautern Mittel verzichtete, deren er in seiner frühern Periode sich allzu häufig bediente. Aeußerlich hielt er sich noch zu den Lutheranern, denen er ebenso wie seiner deutschen Heimath stets zugethan blieb — erst 1573 nahm er, aus politischen Rücksichten, zum ersten Male das Abendmahl nach reformirtem Ritus; aber er war weit von jeder kleinlichen religiösen Ausschließlichkeit entfernt. Nicht allein zwischen den beiden protestantischen Bekenntnissen, sondern auch den „Papisten" gegenüber predigte er seinen Anhängern Duldsamkeit und Milde. Auch wandte er sich mit seinen Bitten um Hülfe ebenso an das katholische Frankreich, wie an das protestantische England. Ja er war bereit, die Niederlande unter die Oberherrschaft sei es der Valois sei es der Tudor zu stellen, wenn dieselben jene nur von der spanischen Tyrannei erretten wollten. Es wäre thöricht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Der Begriff des Patriotismus, wie er in der Gegenwart gilt, war in jenen unruhigen und ungeordneten Zeiten nicht vorhanden. Sehen wir nicht die deutschen Protestanten mit den Franzosen, die französischen Protestanten mit Deutschen und Engländern, die französischen und englischen Katholiken mit Spanien im Bunde, bereit, dem fremden Alliirten einen Theil des vaterländischen Bodens oder gar die Unabhängigkeit des Staates zu opfern? Der letztere hatte eben für die damaligen Menschen

nicht dieselbe alles überwuchernde Bedeutung, wie für die heutigen. Und dann, war Spaniens Regierung für die Niederländer, zumal für die neugläubigen, weniger eine Fremdherrschaft, als die französische oder englische? Gewiß nicht. Nur blinde Voreingenommenheit kann einen protestantischen Holländer oder Brabanter von 1570 zu spanischem Patriotismus verpflichten wollen. Sein Vaterland waren die Niederlande, und nur für deren Bestes, für deren Heil schlug sein Herz!

Von seiner Zurückgezogenheit aus war Wilhelm stets mit einigen Freunden in den Niederlanden in brieflichem Verkehr geblieben, zumal durch die Vermittlung von Paul Buys, dem Pensionär, d. h. Stadtsekretär von Leyden. Endlich hatte er es für nöthig erkannt, zu zeigen, daß die antispanische Partei noch nicht todt sei, um so den Freunden Muth und neue Zuversicht, den Gegnern Besorgniß einzuflößen, die Spanier zu großen Ausgaben zu veranlassen. Da das feste Land den Freiheitskämpfern einstweilen verschlossen war, so wählten seine Anhänger das zumal den nördlichen Niederländern so vertraute Meer zum Schauplatz ihrer Thaten. In seiner Eigenschaft als rechtmäßiger Souverän des Fürstenthums Orange gab er einer Anzahl von Verbannten und Geflüchteten Kaperbriefe gegen Albas und seiner Getreuen Schiffe und Besitzthümer: es war der Beginn der bald so gewaltigen holländischen Seemacht. „Wassergeusen" nannten sich diese kühnen Freibeuter. Freilich gelang es Oranien nicht, sie im Zaume zu halten. Waren doch längst die holländischen und seeländischen Matrosen als die muthigsten und verwegensten, aber auch unzähmbarsten und abenteuerndsten der gesammten Niederlande bekannt.[1]) So waren auch die Wassergeusen kecke gesetzlose Gesellen, die Freund und Feind plünderten, obwohl es ihnen allerdings besondere Freude machte, Spanier und Papisten zu berauben und auch gelegentlich dieselben an den Mastbaum zu hängen oder mit einer Kanonenkugel an den Füßen ins Meer zu versenken. Ihr Admiral, Wilhelm von der Marck, war ein rachsüchtiger, blutgieriger, ausschweifender Edelmann, der sich Haar und Bart wachsen zu lassen geschworen hatte, bis er den Tod seines Vetters Egmont an dessen Mördern gerächt haben würde.

Diese Wassergeusen, Jahre lang von Elisabeth von England heimlich unterstützt, hatten im März 1572 wiederum eine Zuflucht an der englischen Küste gesucht; aber Alba brachte es durch Kriegsdrohungen gegen Elisabeth dahin, daß letztere ihnen den Aufenthalt in ihren Häfen untersagte. Nothgedrungen wandten sich also die Meergeusen nach der holländischen Küste, um hier sich die nöthigsten Vorräthe zu verschaffen. Am 1. April 1572 liefen sie in die Maasmündung ein und bemächtigten sich mit Hülfe einiger eifrig protestantischer Einwohner der kleinen Hafenfestung Briel oder Brielle am Südufer des genannten Stromes. Wilhelm von der Marck nahm von

1) Piot, La diplomatie concernant les affaires maritimes des Pays-Bas; Bull. de l'Ac. de Belg. II, XL (1875) 833.

Briel Besitz im Namen Wilhelms von Oranien als des legitimen Statthalters Philipps II.

Diese kühne That rief das größte Aufsehen hervor. Sie schreckte den sonst so unerschütterlichen Alba, sie erfüllte die Niederländer mit freudiger Hoffnung.

„Den ersten Tag im April
Verlor Duc Alba seine Brill',“

sang spottend das Volk.

Indeß die kecke Besatzung von Briel mußte erst noch die Feuertaufe bestehen. Ein starkes spanisches Truppencorps zog heran, die wenigen hundert Meergeusen zu überwältigen, den gefährlichen Keim erneuten Widerstandes im Blute der Eindringlinge zu ersticken. Da durchstachen die Geusen die Deiche, die das tiefliegende Land gegen das Meer und den Strom schützten; schäumend umflutheten die Wogen der Maas die Wälle der kleinen Festung, die Spanier flohen entsetzt, Hunderte von ihnen kamen im Wasser um. Der Graf Bossu, der Befehlshaber der geschlagenen Königlichen, ließ seine Wuth an dem unglücklichen Rotterdam aus, wo die Spanier, friedlich eingelassen, auf das schändlichste mordeten und raubten.

Was Alba gefürchtet hatte, geschah: das Beispiel Briels zündete. Schon in den nächsten Tagen erklärte sich Vlissingen in Seeland für die Geusen und für den Statthalter Wilhelm von Oranien; die holländischen Hafenstädte Delfshaven und Schiedam an der Nordmaas wurden von den Geusen genommen. Ganz Holland und Seeland drohten mit Abfall.

Wilhelm von Oranien sah, daß die Stunde zu kräftigem Handeln geschlagen habe. Der gleichzeitige Aufschwung der hugenottischen Partei in Frankreich, das Ansehen, das sie bei Karl IX. gewonnen hatte, die antispanische Politik, die derselbe seit dem Jahre 1571 einschlug — alles das erhöhte Oraniens und seiner Anhänger Zuversicht. Man hoffte, bald Frankreich in offenem Kriege wider den spanischen Tyrannen zu sehen. Er erließ einen feurigen Aufruf an die Niederländer, sich von Albas Tyrannei loszureißen; er sandte Befehlshaber in die aufständischen Städte mit einer Schaar tüchtiger Offiziere und gedienter Soldaten. Unter geheimer Billigung der englischen Regierung kamen von dem benachbarten Inselreiche zahlreiche Haufen von eifrig calvinischen Freiwilligen herüber.

Diese Ereignisse riefen endlich eine allgemeine Erhebung des Nordwestens der Niederlande hervor, der vom Auge und von der Hand Albas weit entfernt, wo die spanischen Garnisonen wenig zahlreich waren. Holland, Seeland, Geldern, Overyssel, die Provinz Utrecht erklärten sich zum überwiegenden Theile für die Statthalterschaft Wilhelms von Oranien, d. h. für die Sache der Freiheit. Das Volk, das oft den Widerstand seiner spanisch gesinnten Obrigkeiten zu überwinden hatte, ersetzte sie durch frei gewählte Beamte. Noch immer schwor man dem Könige von Spanien Treue, aber auch dem Statthalter Oranien, der Freiheit und Wohlfahrt des Landes. Der

Prinz schrieb den Befehlshabern, die er in die einzelnen Städte geschickt, die Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit nicht nur für die Protestanten, sondern auch für die Katholiken vor. Er war eifrig beschäftigt, mit seinen geringfügigen Geldmitteln und mehr noch mit Versprechungen ein neues Heer zu bilden, das gegen die Truppen Albas das Feld nehmen könne. Einen freilich nicht sehr bedeutenden Zuschuß zu den Kosten dieser Aushebungen leistete der französische Hof.

Während Wilhelm noch in Rüstungen begriffen war, handelte sein kühner Bruder Ludwig. Er hatte in Frankreich eine Schaar Hugenotten gesammelt, unter dem Schutze Colignys, der damals bei König Karl IX. alles galt, und so überfiel und nahm er mit Beihülfe einiger Einwohner die wichtige Festung Mons (Ende Mai 1572).

Alba war noch unter dem Eindrucke der schnell aufeinander folgenden Hiobsposten aus dem Norden, als ihm die Kunde von der tollkühnen That Ludwigs von Nassau im Süden zukam. Zugleich mußte er vernehmen, daß der größte Theil der Flotte, die mit Verstärkungen und Geldmitteln aus Spanien nach den Niederlanden abgegangen war, von den aufständischen Seeländern genommen worden sei. Die spanischen Doublonen kamen also denjenigen zu gute, zu deren Vernichtung sie bestimmt gewesen waren. Indeß der erfahrene Feldherr verlor nicht die Geistesgegenwart. Während er zur Beruhigung der Gemüther das Edikt wegen des zehnten und zwanzigsten Pfennigs zurücknahm (Ende Juni 1572), sandte er seinen Sohn Federico de Toledo mit einigen erprobten Regimentern gegen Mons.

Um dieselbe Zeit brach Oranien mit seinem Heere, das allmählich bis zu 16,000 Mann anwuchs, gleichfalls auf, um durch Geldern in Brabant einzurücken. Er wollte sich aber zunächst eine staatsrechtlich und finanziell gesicherte Stellung geben, und so schloß sein Bevollmächtigter Marnix mit den Ständen der großen und volkreichen Provinz Holland eine Art Vertrag: die Stände erkannten den Prinzen als rechtmäßigen Statthalter des Königs in Holland selbst, in Seeland, Friesland und Utrecht an, indem sie zugleich ihn mit Geld und Truppen zu unterstützen versprachen. Seinerseits verhieß Oranien, nichts ohne den Beirath der Stände zu beschließen oder zu befehlen; die Stände hatten die Steuern zu erheben, ihnen sollten die Truppen ebenso gut schwören wie dem Statthalter. Nur unter gegenseitiger Einwilligung sollten beide Gewalten mit dem Könige einen etwaigen Vertrag abschließen.

Dieses Abkommen, diese Art Verfassung war der Beginn des freien niederländischen Staatswesens (Juli 1572), das sich nun durch fast hundertjährige Kämpfe zu voller Unabhängigkeit und Blüthe entwickeln sollte. Es wird ewig unvergessen bleiben, daß Oranien damals von vorn herein diesem neuen Staatswesen die schönsten und edelsten Grundlagen und Ziele gab: politische und religiöse Freiheit! Mit dem größten Nachdruck mißbilligte er und verbot für die Zukunft die Gewaltthaten und Grausamkeiten, die Wilhelm von der Marck an den Spaniern und Katholiken verübt hatte.

Alles ließ sich glänzend an für die Aufständischen. Freilich Genlis, der mit einigen tausend französischen Calvinisten Mons entsetzen wollte, ließ sich von Federico de Toledo bei St. Ghislain überraschen, schlagen und mit einem großen Theile der Seinen gefangen nehmen. Allein Coligny versprach, demnächst mit einem beträchtlichen Heere auserwählter Truppen sich mit dem Prinzen zu vereinigen, der inzwischen eine große Anzahl brabantischer Städte mit Güte oder Gewalt auf seine Seite gezogen hatte, ja schon in Flandern eingebrochen war. Alba fürchtete einen allgemeinen Aufstand des Südens, der dann den Holländern und Seeländern die Hand reichen würde.

Da erscholl die Nachricht von der Bartholomäusnacht (24. August 1572), von der verrätherischen Kriegserklärung des französischen Königthums gegen die Protestanten! Mit dieser unerwarteten Wendung schien das Schicksal der Freiheitspartei in den Niederlanden besiegelt; denn daß dieselbe allein, ohne französische Hülfe der ungeheuren spanischen Macht würde widerstehen können, glaubte weder Freund noch Feind. Alle Entwürfe, auf welche Oranien und seine Gesinnungsgenossen ihre Zuversicht gegründet, waren mit einem Male vereitelt. „Welch' Keulenschlag," rief Wilhelm aus; „meine einzige Hoffnung war Frankreich!"[1]) Alba feierte die Nachricht, indem er alle Gefangenen von St. Ghislain, fast sämmtlich Hugenotten, tödten ließ; freilich hatte ihr Landesherr, der König von Frankreich, ihn ausdrücklich dazu aufgefordert![2]) Oranien machte noch einen Versuch, Mons zu entsetzen, aber derselbe scheiterte, und nun fielen, zumal seine protestantischen Schaaren durch schändliche Grausamkeiten gegen die Priester alle Katholiken gegen sich erbittert hatten, die brabantischen Städte eine nach der andern wieder von ihm ab; seine schlecht bezahlten Soldaten meuterten. Er mußte abermals den Süden verloren geben und sich über den Rhein zurückziehen. Darauf wandte er sich nach dem Norden, nach Holland, das sich fester und einmüthiger in der Vertheidigung der bürgerlichen und religiösen Freiheiten zeigte. Dagegen wurde Mons zur Kapitulation genöthigt, die den Protestanten freien Abzug zusicherte; allein dieser Vertrag wurde schmählich verletzt, und Noircarmes, der Schlächter von Valenciennes, schlug in der unglücklichen Stadt sein Blutgericht auf, das elf Monate lang Tausende auf das Schaffot brachte und Blüthe und Reichthum von Mons auf Jahrhunderte hinaus vernichtete. Mecheln, das einige Zeit lang den Oranier in seinen Mauern zugelassen hatte, wurde durch eine Plünderung bestraft, die nicht einmal die Kirchen verschonte und die bedauernswerthen Einwohner all' ihres Besitzthums beraubte. Vier Millionen Gulden, die man den Bewohnern von Mecheln abgenommen, wurden nach Antwerpen geschafft.

Und schon nahte das Verderben auch dem Norden. In der That, trotz ihres Muthes und Eifers waren die ungeübten und schlecht bewaffneten

1) Groen van Prinsterer III, 490. 2) Correspondance de Mondoucet, publiée par Gachet (Comptes rendus de la Commission royale d'Histoire, IV, 340 ff., Brüssel).

Patrioten nicht den wohl geschulten, wohl ausgerüsteten und von erfahrenen Offizieren befehligten spanischen Regimentern gewachsen. Dazu kam, daß die Gewaltthaten der schlecht bezahlten oranischen Soldaten vielfach die Einwohner gleichgültig gegen deren Sache stimmten. Geldern, Overyssel, Utrecht beugten bald von neuem den Nacken unter das Joch. Die Stadt Zütphen, die zu widerstehen wagte, wurde durch den Tod aller ihrer männlichen Einwohner, die Entehrung der Frauen bestraft. Nur Holland vertheidigte noch die Sache der Freiheit, die schon in den letzten Zügen lag. Naarden, das unter dem Versprechen der Straflosigkeit kapitulirte, erfuhr von der zügellosen und erbitterten spanischen Soldateska das Schicksal von Mons und Zütphen.

Aber diese Grausamkeit schoß über das Ziel der Einschüchterung hinaus, das die spanischen Führer wahrscheinlich im Auge gehabt hatten: die übrigen holländischen Städte zogen daraus die Lehre, daß Rettung einzig von der mannhaften Vertheidigung bis zum Aeußersten zu hoffen, daß im schlimmsten Falle ein ruhmvoller Soldatentod immer noch der Ermordung durch die spanischen Meuchler vorzuziehen sei. Damals erwarb die Provinz Holland sich unsterbliche Verdienste, damals zeigten diese kühlen, bedächtigen, zähen Friesen, welches Heldenmuthes sie fähig seien! Oranien, der mit wenigen Reitern zu ihnen geflüchtet war, konnte sie nur ermuthigen und ihnen rathen, nicht aber ihnen materiellen Beistand leisten.

Die erste Stadt, gegen die Alba nunmehr heranrückte, war Harlem. Sie lag damals auf einer schmalen, dünenumwehten Landenge zwischen der Nordsee und einem Busen der Zuydersee, dem Harlemer Meer, das seitdem ausgetrocknet und in ein blühendes Ackerland umgeschaffen worden ist. So sperrte die Stadt zu jener Zeit den Zugang zu der breiten Halbinsel Nordholland. Die wenigen tausend Bürger und Soldaten Harlems waren entschlossen, sich nicht gutwillig den spanischen Henkern zu überliefern. Sieben tödtlich lange Monate hindurch vertheidigten sie sich unerschrocken und geschickt gegen 30,000 Feinde, von denen fast die Hälfte den Tod vor den Wällen der kleinen Stadt fanden. Allein vergeblich suchte Oranien sie zu entsetzen; seine Truppen, schwach an Zahl und schlecht geführt, wurden jedes Mal von den Spaniern völlig geschlagen. Endlich nöthigte der Hunger die Vertheidiger, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, im Juli 1573. Es ist kaum nöthig zu erwähnen, welches das Schicksal dieser Tapferen war. Federico de Toledo wüthete hier wie in Zütphen und Naarden: an zweitausend Soldaten und Bürger wurden kalten Blutes hingerichtet.

Der Untergang Harlems erfüllte die Spanier mit stolzer Freude, ihre Gegner mit wahrer Verzweiflung, welche durch die Willkür und Grausamkeit mehrerer geusischer Befehlshaber nur noch vergrößert wurde. Selbst die Festesten begannen zu wanken. Der Prinz von Oranien, der nur gekommen schien, um den Untergang Hollands herbeizuführen, sah sich von den Bürgern von Delft und Leyden mit Schmähungen überhäuft. Seine Brüder, auch Marnix

von Saint Aldegonde, der in die Hände der Spanier gefallen war, bestürmten ihn mit Bitten, auf leidliche Bedingungen hin für sich und seine Anhänger mit dem siegreichen Gegner Frieden zu schließen. Allein Wilhelm blieb fest und standhaft, ermuthigte die Zagenden; er erklärte, in Holland wolle er sein Grab finden. Philipp und Alba wußten wohl, wo für sie die Gefahr und in wessen Brust die wahre Seele des Widerstandes sei: sie sandten, nach ihrer beliebten Weise, wiederholt Meuchelmörder gegen den Prinzen aus; „das wäre das beste Heilmittel," meinte Philipp II. selbst in einem offiziellen Aktenstücke. Indeß diese nichtswürdigen Versuche scheiterten alle an der Wachsamkeit Wilhelms und seiner Freunde.

Endlich leuchtete den bedrängten Patrioten ein Hoffnungsstrahl auf. Die Plünderungen und Gräuel der letzten Jahre hatten eine um so verderblichere Wirkung auf die Disziplin der spanischen Soldaten geübt, als es mit ihrer eigentlichen Bezahlung oft sehr mißlich aussah. So kam es unter ihnen zu wiederholten Meutereien. Gerade damals ahmte die kleine Stadt Alkmar, mit noch geringeren Kräften, das glänzende Beispiel Harlems nach. Die Handvoll Bürger vertheidigte sich mit einer solchen Entschlossenheit, daß die spanischen Soldaten sich endlich weigerten, zum Sturme als in einen sicheren Tod zu gehen. Als schießlich die Belagerten die Dämme zu durchstechen, das ganze Land in einen See zu verwandeln drohten, hoben die Spanier (Oktober 1573) die Belagerung auf.

Das war nach so vielem Mißgeschick ein erster Triumph der Holländer; dazu kam, daß Karl IX. von Frankreich, der sich von der Vergeblichkeit und den üblen Folgen der Bartholomäusnacht bald überzeugt hatte, ihnen seinen Beistand versprach, ihnen wirklich im Geheimen einige Gelder und Soldaten sandte. Und endlich verließ ihr unerbittlicher und furchtbarer Gegner, der Herzog von Alba, das Land.

Philipp II. hatte nun doch eingesehen, welche unzuverlässige und zweischneidige Waffe das Richtbeil sei! Er selbst hatte es Alba in die Hand gedrückt, jetzt aber, wo das System sich als ein verderbliches und vergebliches erwies, wo der Widerstand sich immer von neuem erhob, wo die Niederlande, anstatt wie einst Spaniens Macht zu verstärken, ihm seine besten Soldaten und seine ganzen Einkünfte kosteten — jetzt fand er es bequem, den Herzog fallen zu lassen. Schon im Sommer 1572 hatte er laut seine Abneigung gegen Alba ausgesprochen; derselbe werde ihn Flanderns berauben, das er doch höher schätze als alle seine andern Länder.[1]) Freilich war in den ganzen Niederlanden nicht ein Mann, der nicht den Generalstatthalter haßte. Von allen Seiten, auch den loyalsten und gläubigsten, wurde seine Abberufung gefordert, auf die klägliche Verwüstung und Entvölkerung des jüngst noch so blühenden Landes hingewiesen. Sogar die niederländischen Bischöfe und die

1) Bericht d. französ. Gesandten St. Goar, vom 5. Sept. 1572; Raumer, Briefe aus Paris. I, 190.

theologische Fakultät von Löwen verlangten die Entfernung Albas. Im Oktober 1573 wurde derselbe in der That von dem Könige zurückbeordert, im Dezember verließ er das Land, dem er unberechenbaren Schaden zugefügt, in dem er unsägliches Elend verursacht und der Macht Spaniens selbst tiefe Wunden geschlagen hatte. Nach seiner Rückkunft sah er sich von dem Könige mit offenbarer Mißachtung und Ungnade behandelt. Sein getreuer Diener Vargas wurde gar vom Hofe verbannt — die mindeste Strafe freilich, die seine nicht politischen, ganz gemeinen Verbrechen verdienten.

Albas Nachfolge zu übernehmen in dem unruhigen und zum Theil aufständigen Lande, wo der spanische Name allgemein verhaßt, war keine leichte Aufgabe. Da galt es, die Unzufriedenen zu besänftigen, den Aufstand niederzuschlagen, die Regimenter im Zaume zu halten und doch zu befriedigen; der katholische Glaube und die königliche Autorität sollten bewahrt und nichtsdestoweniger den Beschwerden des Volkes Abhülfe geschafft werden. Der neue Generalstatthalter war einem so riesigen, schier unmöglichen Unternehmen keineswegs gewachsen. Es war Don Luis de Requesens y Zuñiga, Großkomthur von Kastilien, ein ruhiger und gemäßigter Mann, der als tapferer Soldat von bescheidenen Anfängen sich emporgeschwungen hatte. Als Staatsmann von mittelmäßigen Fähigkeiten, war er im Grunde doch ein echter Kastilier, der als Statthalter des Herzogthums Mailand mehr die Zufriedenheit des Königs als der Unterthanen sich erworben hatte. Jetzt trat er als Repräsentant eines Systems der Milde und Versöhnlichkeit, mit Verheißungen einer wahren Amnestie auf. Er schaffte den „zehnten Pfennig" sowie den Rath der Unruhen ab; die Statue des verhaßten Alba wurde von der Antwerpener Zitadelle entfernt. Allein so eifrig auch von spanischer Seite die Miene angenommen wurde, als tadle der Monarch seinen bisherigen Vertreter, als beginne mit der Verwaltung des Großkomthurs ein ganz neues Zeitalter der Aussöhnung und Wiederherstellung: es war unmöglich, die Kluft auszufüllen, die zwischen den Spaniern und ihren beständig bis auf den Tod gehetzten Gegnern sich gebildet hatte. Die sechs Jahre, in denen Alba mit vollkommener Billigung des Königs die Freiheiten und den Wohlstand der Niederlande zerstört und das Blut von vielen Myriaden seiner Söhne vergossen hatte, waren nicht vergessen und konnten niemals vergessen und verziehen werden.

Im Gegentheil ermuthigte der Wechsel der Regierung nur die Rebellen, indem er ihnen bewies, daß man sie fürchtete. Es wurde immer schwieriger, die spanische Armee in den Niederlanden zu erhalten, die jedes Jahr über sieben Millionen Dukaten (gleich 154 Millionen Reichsmark nach verhältnißmäßigem Geldwerthe) erforderte. $6\frac{1}{2}$ Millionen war man bei Requesens' Ankunft den Soldaten und Lieferanten noch schuldig. Die gemeinen Krieger waren meuterisch und ungehorsam; viele der höchsten Offiziere und bedeutendsten Staatsbeamten waren des furchtbaren, unaufhörlichen Gemetzels und Verwüstens müde. Das Meer war völlig von der Flotte der Geusen beherrscht. Requesens versuchte es noch einmal, auf ausdrücklichen Befehl des Königs — wir be-

sitzen seine Handschrift, in der er diese Pläne billigt und anempfiehlt — den Prinzen von Oranien und den Grafen Ludwig von Nassau zu „expediren", wie der Kunstausdruck lautete. Allein die von dem Statthalter gedungenen Mörder wurden abgefaßt und bestraft.

Der Prinz fühlte sich von neuer Hoffnung gehoben. In Seeland ging er von Insel zu Insel, um die Bewohner zu sammeln, daß sie die Spanier an dem Ersatze des längst von den Patrioten belagerten Middelburg, der Hauptstadt der wichtigen Insel Walcheren, verhinderten. Wirklich erreichte er seinen Zweck: eine beträchtliche Anzahl Schiffe kam zusammen, welche die spanische Flotte bei Middelburg gänzlich besiegten. Nun mußte die tapfere Besatzung die Stadt den Aufständischen überliefern: ganz Seeland war der Spanier ledig.

Auf freiem Felde blieben freilich diese den ungeübten Truppen der Rebellen weit überlegen. Als Graf Ludwig von Nassau seinem Bruder ein kleines Heer von zehntausend Deutschen und Franzosen zuführte, überfielen die Spanier dasselbe, ehe es sich mit Oranien hatte vereinigen können, auf der Mooker Heide (14. April 1574). Die protestantische Armee ward völlig vernichtet, der heldenmüthige Graf Ludwig und mit ihm ein anderer Bruder Oraniens, Graf Wilhelm, fielen im Kampfe. Zumal Ludwigs Tod war ein großer Verlust für die Sache der Freiheit in den Niederlanden.

Allein Requesens sah die Früchte dieses Sieges sich entgehen. Seine eigenen Truppen, seit Jahren unbezahlt und dabei in beständige verlustreiche Kämpfe verwickelt, empörten sich gegen ihn und behinderten damit seine weitern Unternehmungen. Alles, was er thun konnte, war, die früher vergeblich unternommene Belagerung des wichtigen Leyden noch einmal zu beginnen, das sich indessen vier Monate hindurch unter seinem tapfern Bürgermeister Peter van der Werff mit größter Ausdauer, trotz Noth und Mangels, gegen den Angriff wehrte. Endlich als Hunger und Typhus Tausende der Einwohner fortrafften, griffen die Holländer zu dem verzweifelten Mittel, ihre schützenden Dämme zu durchstechen. „Besser ein verdorbenes Land als ein verlornes!" beschlossen die holländischen Stände. Auf sieben Tonnen Goldes berechnete man den Schaden, den diese That dem Lande zufügte; aber sie rettete Leyden. Die Wogen ergossen sich über das wohlangebaute Land, und von den Aequinoktialstürmen gepeitscht, drangen die Wellen selbst gegen die höher gelegenen Stellungen der Spanier an. Diese mußte sich zu schleunigem Rückzuge entschließen: aber schon segelten die leichten Barken der seeländischen Meergeusen heran, griffen sie an, hielten sie auf; mehr als 15,000 Spanier starben in den Wogen oder unter dem Feuer und den Streichen der Gegner (Herbst 1574). Es war für die Spanier eine furchtbare Niederlage; der größte Theil Hollands war nun für die Freiheit gewonnen. Um die wackere Stadt für ihren Muth zu belohnen und für ihre Verluste zu entschädigen, gründeten Wilhelm und die Stände Hollands dort eine Universität, die seit drei Jahrhunderten Ansehen und Ruhm erworben und bewahrt hat. So

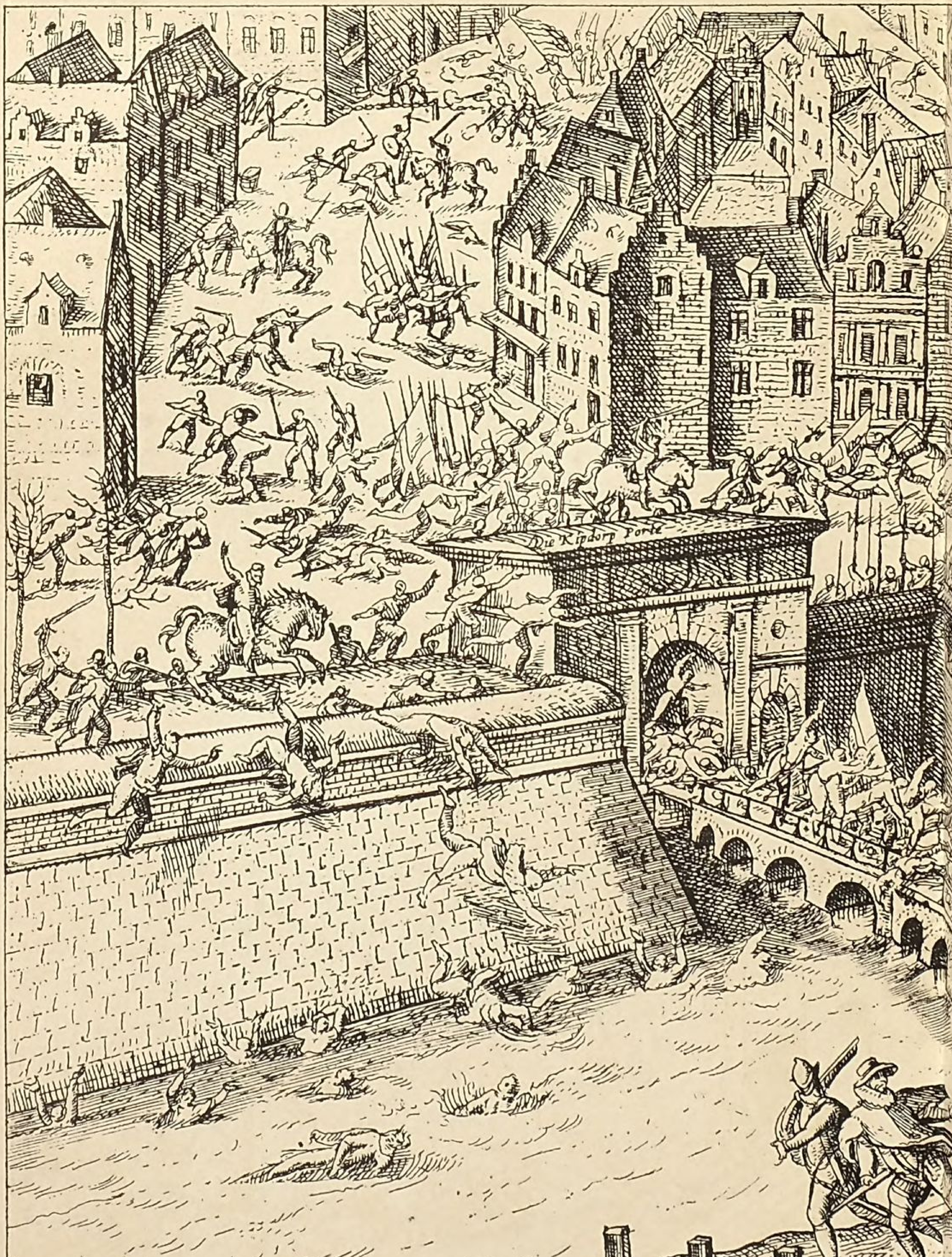
gingen in dem damaligen Holland die geistigen Interessen überall mit den politischen und militärischen Hand in Hand. Mitten unter der Angst und den Sorgen der Leydener Belagerung hatte in Dortrecht die erste Kirchenversammlung der Reformirten Hollands und Seelands stattgefunden. Für die gemäßigte und freiheitliche Gesinnung, die auf derselben herrschte, ist es ein günstiger Beweis, daß sie die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag bezeichnete. So übte der vorurtheilslose und aufgeklärte Geist des Oraniers seine Wirkung.

Der Stiftungsbrief der Leydener Hochschule war noch im Namen Philipps II. ausgestellt worden; allein da nun Requesens den Kampf von neuem und nicht ohne Erfolg begann, thaten die Stände von Holland und Seeland einen entscheidenden Schritt. Im Angesichte der ganzen ungeheuren spanischen Monarchie erklärten die beiden Provinzen im Oktober 1575 zu Delft kühn ihre Trennung von dem Reiche des spanischen Königs. Freilich hatten sie noch nicht eine vollständige Unabhängigkeit im Sinne, vielmehr boten sie die Herrschaft den Nachbarmächten Frankreich und England an; denn noch immer hielten sie es für unmöglich, auf die Dauer ohne fremden Schutz zu existiren. Allein der französische König wollte die Regierung der beiden Länder nicht aus den Händen der Ketzer, Elisabeth nicht aus den Händen von Rebellen empfangen. Einstweilen führte Oranien mit ziemlich unbeschränkten Vollmachten die Verwaltung.

Es war ein Glück für ihn und seine Freunde, daß bald darauf, im März 1576, Requesens, von Sorgen und Verdruß aufgerieben, an heftigem Fieber im einundfünfzigsten Lebensjahre starb. Sein Tod veranlaßte den völligen Zerfall der spanischen Herrschaft in den Niederlanden, denn die schwache Autorität des Staatsrathes, der bis zur Ankunft eines neuen Statthalters die Zügel der Regierung in die Hand nahm, zeigte sich den schwierigen Umständen nicht gewachsen. Die Truppen, seit Jahren ohne Sold und nun ohne den beliebten und angesehenen Führer, empörten sich aller Orten. Der Staatsrath selbst mußte die einzelnen Provinzen veranlassen, Soldaten auszuheben, die bestimmt waren, die Regimenter des Königs in Schach zu halten! Hierdurch ermuthigt, gebrauchte das niederländische Volk die Waffen, welche die Regierung selbst ihm in die Hand gegeben, zur Rückforderung seiner alten Freiheiten. Sofort verlangten die Stände von Brabant, Flandern und Hennegau, mit Oranien in Verhandlung treten zu dürfen; als der Staatsrath sich dessen weigerte, wurden seine hauptsächlichsten Mitglieder, unter ihnen Berlaymont und Viglius, von Haufen Verschworener verhaftet und gefangen gesetzt (September 1576). Dieser kühne Streich übertrug die Regierung der Niederlande völlig der Partei des Widerstandes und Abfalls.

Die spanischen Generale und Obersten erkannten dies wohl und beschlossen, sich der Herrschaft der nationalen Partei mit Gewalt zu widersetzen.[1])

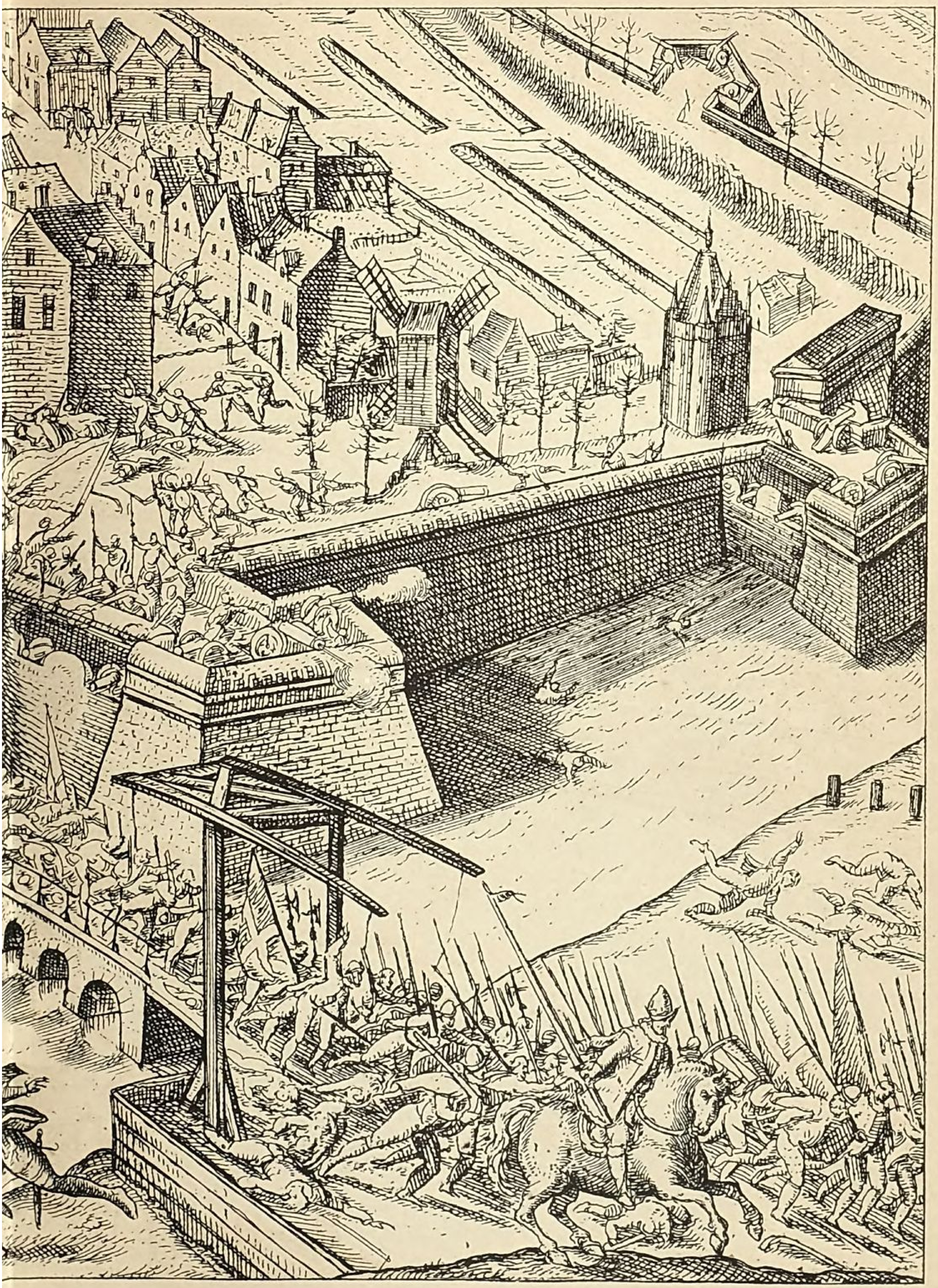
1) Juste, Histoire de la révolution des Pays-Bas. II. II, (Brüssel 1867) S. 111 ff.



Gaillard, phototyp.

Scene aus der Belagerung von

Gleichzeitiger Kupferstich von Franz Hogenberg



von Antwerpen durch Farnese.

berg in Michael Aitsinger, de Leone Belgico.

Sie benutzten dazu gerade die Meuterei ihrer Soldaten, denen sie vorstellten, daß die Schuld an der Nichtauszahlung des Soldes lediglich dem verrätherischen Staatsrathe zuzuschreiben sei. So bildeten sie ein ausschließlich spanisches Heer inmitten der thatsächlich unabhängigen Niederlande. Bald kam es zu offenem Konflikte.

Die spanische Garnison in der Zitadelle von Antwerpen, schon längst wegen Ausbleibens jeder Bezahlung schwierig, von ihren eigenen Offizieren aufgehetzt, gerieth mit der ständischen Besatzung der Stadt in Streit. Am 4. November 1576 brachen die spanischen Soldaten in die Straßen ein, überwältigten trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl allen Widerstand, schlugen nieder, was ihnen in den Weg kam — an 5000 Menschen — plünderten und brannten in der reichen Stadt, dem Emporium des ganzen nördlichen Europa. Der unmittelbare Schade, den Antwerpen durch diese „spanische Furie" erlitt, betrug an fünfzehn Millionen Goldgulden; aber weithin zerstörend wirkte das Ereigniß auf die Handelsblüthe der Stadt, die zumal von den fremden Kaufleuten mehr und mehr gemieden wurde. — Aehnliche Unthaten kamen in andern brabantischen und flandrischen Städten vor.

Freilich wurde nun der Abfall allgemein in den Niederlanden. Ein Schrei gerechter Entrüstung über diese niederträchtigen Schandthaten der Vertheidiger von Thron und Kirche durchflog die gesammten Provinzen, und schon am 8. November 1576 unterschrieben die Bevollmächtigten aller Lande, mit Ausnahme von Luxemburg, die sogenannte Pazifikation von Gent.[1]) In Gemäßheit dieses Vertrages sollten die Provinzen mit gemeinsamen Kräften die spanischen Truppen aus dem Lande treiben und dann durch die Generalstände die alte verfassungsmäßige Freiheit wieder herstellen. In den nördlichen Provinzen sollten die Protestanten unangefochten bleiben, überhaupt die Entscheidung über die religionspolitischen Gesetze spätern Festsetzungen der Generalstände vorbehalten sein. Oranien ward in seiner Stellung als Statthalter Hollands und Seelands bestätigt.

Damit hatte sich fast das ganze Land gegen das System Philipps II. erhoben. Die Genter Pazifikation war der Versuch, die Einheit der gesammten Niederlande wieder herzustellen und fest zu halten trotz und unter der Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse. Es war der glücklichste und verheißungsvollste Augenblick in der Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes, dieser Moment, wo die siebzehn Provinzen übereinkamen, den alten schwesterlichen Bund zu bewahren ohne jede Rücksicht auf die religiösen Fragen, die damals ganz Europa mit Krieg und Verwüstung erfüllten.

Aber wie wenig sollte die Zukunft diesem günstigen Beginne entsprechen! Der Grund des Mißlingens lag weniger in dem Gegensatze zu Spanien,

1) Th. Juste, La Pacification de Gand (Brüssel 1876); enthält die einschlagenden Aktenstücke; ohne selbständigen wissenschaftlichen Werth.

als in dem innern Zwiespalte in den Niederlanden selbst, der durch die Genter Pazifikation nur zeitweise verdeckt wurde. Die Gesinnung sowohl der Calvinisten als auch der Katholiken war viel zu unduldsam, als daß sie auf die Länge sich hätten vertragen können. Zwischen Oranien, der die höchste Gewalt behaupten wollte, und dem übrigen Hochadel, der sie ihm nicht gönnte, waren überdies Zerwürfnisse unvermeidlich.

Philipp aber war zunächst zum Nachgeben, zum friedlichen Ausgleich, zu Zugeständnissen aller Art entschlossen. Er konnte nicht anders verfahren, wenn er nicht jene Provinzen sofort ganz verlieren wollte. Es fehlte ihm einstweilen an Truppen und Geld, um die Niederlande gewaltsam zurück zu erobern. Indem er für die Zukunft auf seine Beharrlichkeit, auf günstige Umstände und deren geschickte Benutzung vertraute, versuchte er jene zunächst durch Güte zu beruhigen und zu gewinnen. Er handelte darin nach dem Rathe, den ihm der schlaue Granvella von Rom aus ertheilte: abzuschließen mit den Niederländern auf jede Weise, wenn nur nichts gegen die Religion und die königliche Oberhoheit beschlossen werde; später, wenn die bisherigen Rebellen die Waffen niedergelegt und die Segnungen des Friedens geschmeckt hätten, werde man durch geschickte Unterhandlungen mehr erreichen, als durch die Gewalt.[1]) Und danach handelte Philipp wirklich. Er wollte die Niederländer durch Entgegenkommen zahm machen, ihnen einen Statthalter von großem Ansehen und zugleich ihnen genehmen Eigenschaften senden. Dazu erwählte er seinen Halbbruder Don Juan d'Austria.

Wirklich sah der Kaisersohn auffallend seinem einst von den Niederländern so geliebten Vater ähnlich; auch hatte er selbst seine erste Erziehung in den Niederlanden empfangen und wurde deßhalb von ihren Bewohnern als Landsmann betrachtet. Die Instruktion, die Don Juan erhielt,[2]) lautete sehr friedlich. Der Prinz sollte an alle Staatsräthe, Gouverneure und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten schreiben, ihre Meinung über die Pazifikation des Landes erbitten, ihnen Abhülfe aller ihrer Beschwerden, Erfüllung aller ihrer Wünsche versprechen. Wirklich sollte Don Juan, wenn die Stände hartnäckig auf ihren Forderungen beharrten, dieselben sämmtlich annehmen, „falls nur die Religion und meine Autorität so viel als möglich aufrecht erhalten bleiben". Die Vergangenheit und ihre Zerwürfnisse solle der Prinz nicht vergessen, wohl aber „bemänteln".

Die Sendung würde vielleicht Aussicht auf einstweiligen Erfolg gehabt haben, wenn nicht die Persönlichkeit des neuen Generalstatthalters alles verdorben hätte.

Don Juan knüpfte nämlich an seine neue Stellung weittragende Entwürfe, die um ein Bedeutendes über die Zwecke seines königlichen Bruders

---

1) Gachard, Correspondance de Philippe II. Bd. II, S. 62. 2) Der Entwurf der geh. Instruktion des Königs an Don Juan findet sich bei Gachard, Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas. II, 335 ff.

hinausgingen.[1]) Von dem Papste und von den Guise angeregt, faßte er den kühnen Plan, von den Niederlanden aus mit Truppen nach England überzusetzen, hier die Katholiken um sich zu sammeln, Maria Stuart aus dem Gefängnisse zu befreien, die schöne Frau zur Königin Englands und Schottlands, aber auch zugleich zu seiner Gemahlin zu machen, um in ihrem Namen über die britische Insel zu herrschen. Eine so romantische und abenteuerliche Idee reizte den verwegenen Sinn des hochstrebenden jungen Mannes. Zu ihrer Ausführung verband sich Don Juan mit des Königs vertrautem Staatssekretär Antonio Perez. Letzterer ging zum Scheine auf alles ein; ja er bezeichnete gerade die Statthalterschaft in den Niederlanden als besten Ausgangspunkt für das englische Unternehmen —: aber dabei verrieth er sofort den Prinzen an den Monarchen. Der war zunächst sehr ergrimmt über die Eigenmächtigkeit, mit der hinter seinem Rücken sein Halbbruder mit Rom und den Franzosen wichtige Verhandlungen gepflogen hatte. Indeß endlich erschien Don Juan trotz des Befehles, sofort nach Flandern abzugehen, selbst in Spanien, machte den König im Allgemeinen mit seinen Absichten bekannt und erlangte dessen, allerdings nur zögernd gegebene und kaum aufrichtige Billigung. Im Grunde wollte Philipp durch seine allgemeinen Verheißungen Don Juan nur zur Uebernahme des Oberbefehls in den Niederlanden und zu deren baldiger Pazifizirung bewegen.[2]) Mit den spanischen Truppen, die ohnedies Belgien verlassen mußten, sollte er das Wagniß beginnen. Aber freilich das Mißtrauen gegen seinen Bruder wurde nur immer größer bei Philipp.

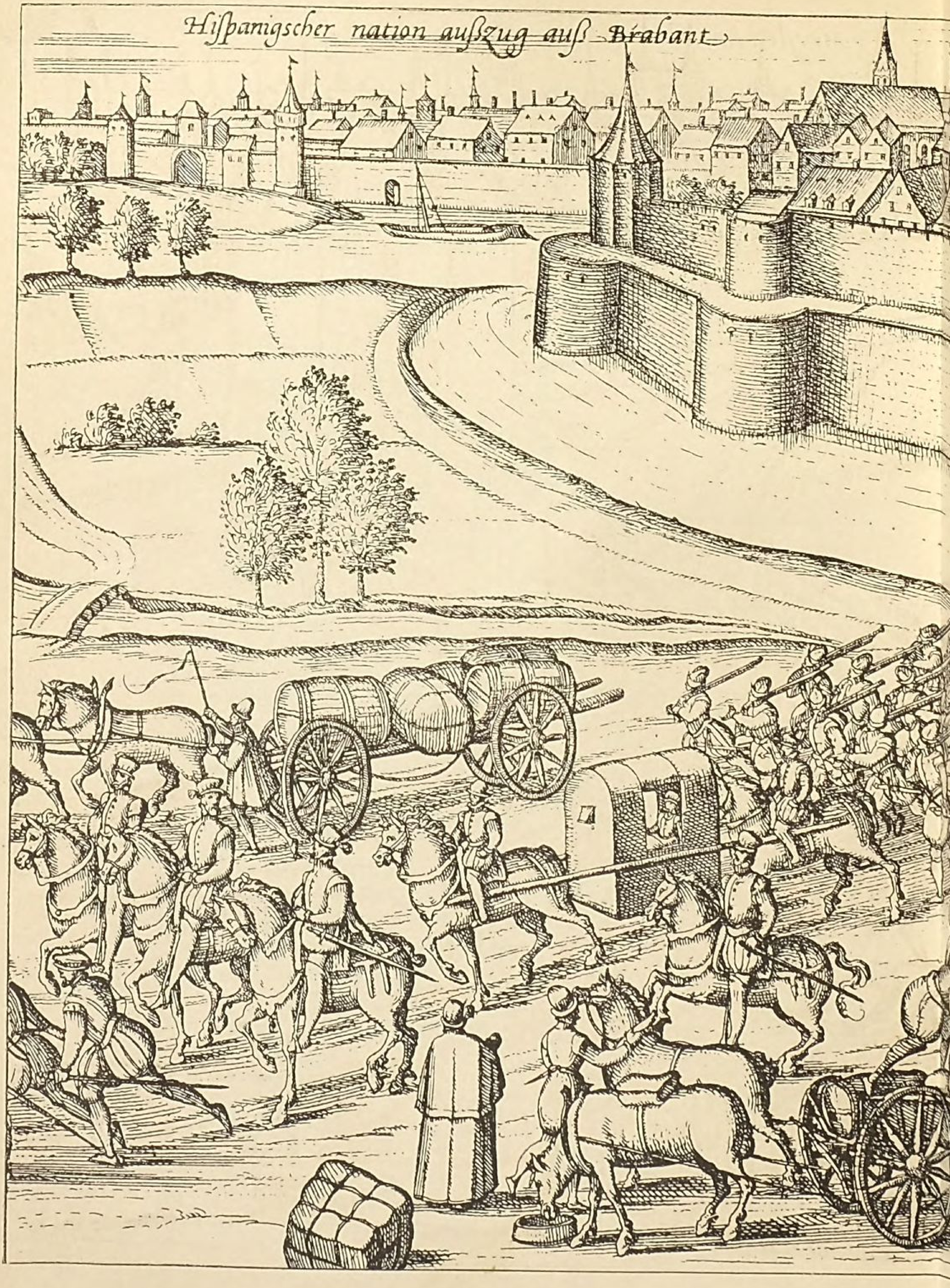
Und wie enttäuscht sah sich Don Juan, als er im Anfang November in Luxemburg anlangte! Er hielt nur durch seine Anwesenheit diese Provinz — die einzige — von der Theilnahme an der Genter Pazifikation zurück.[3]) Die ersten Nachrichten, die ihn begrüßten, waren die vom Abschluß dieses gegen Spanien gerichteten Vertrages, von der Plünderung Antwerpens. Auf Antrieb Oraniens versagten ihm die in Gent versammelten Generalstaaten so lange den Gehorsam, bis er die Pazifikation angenommen habe. Ja, sie vereinigten ihre Truppen mit denjenigen Wilhelms, der doch dem Könige die Unterthanenschaft aufgesagt hatte und die Herrschaft über die Niederlande fremden Souveränen anbot. Vor allem wollte man der Spanier ledig werden; „man riefe lieber die Franzosen, lieber den Türken, als daß man die Spanier in den Niederlanden ließe," schrieb Don Juan am 6. Dezember 1576 an seinen Bruder.[4]) Indeß für den Moment war es mit der spanischen Macht in den Niederlanden so übel bestellt, daß der Prinz vorzog, sich selbst ent-

1) Man vergleiche die vorzügliche Digression über Don Juan bei Ranke, Fürsten und Völker; die Briefe Juan de Escobedos an Philipp II. in den Documentos ineditos para la historia de España. t. L, p. 295 ff. 2) Memorial de Antonio Perez; Obras (ed. Genf 1676) S. 300 ff. 3) Gachard, La Bibliothèque nationale à Paris. I. (Brüssel 1875.) S. 157. 4) Gachard, Correspondance de Philippe II. Bd. II, S. 77.

ehrenden Bedingungen zu unterwerfen, als es zum endgültigem Bruche kommen zu lassen. Auch drängte ihn Philipp fortwährend zum Abschlusse eines Vertrages um jeden Preis und wies Don Juans Sekretär Escobedo an, etwaige leidenschaftliche Regungen des Prinzen gegen die Ansprüche der Niederländer im Zaume zu halten. Und außerdem war es, wie wir wissen, Don Juan nicht unlieb, daß die spanischen Truppen in den Niederlanden verfügbar wurden, da es noch immer seine Absicht war, mit denselben nach England überzusetzen und sich hier durch die Hand einer schönen Gemahlin ein großes Reich zu erkämpfen. Im Januar 1577 schloß er also mit den Generalstaaten die Brüsseler Union, die im Februar in das „Beständige Edikt“ des Generalstatthalters von Marche-en-Famine verwandelt wurde. Dasselbe ordnete, der Genter Pazifikation entsprechend, den sofortigen Abmarsch der fremden Truppen sowie die Herstellung aller Freiheiten der siebzehn Provinzen an und bestätigte Oranien als Statthalter von Holland und Seeland. Die katholische Religion sollte aufrecht erhalten werden — und wirklich nahm die Mehrheit der Generalstaaten sogar eine ziemlich unduldsame Haltung an. Alle Zwistigkeiten schienen beigelegt, freilich zu Gunsten der Niederlande. Philipp war ziemlich genügsam, wenn er fand, daß durch das Uebereinkommen seine Autorität hinreichend aufrecht erhalten werde, und demnach jenes billigte. Im Mai 1577 zog Don Juan feierlich in Brüssel ein; es gelang ihm sogar vorübergehend, Popularität zu gewinnen.

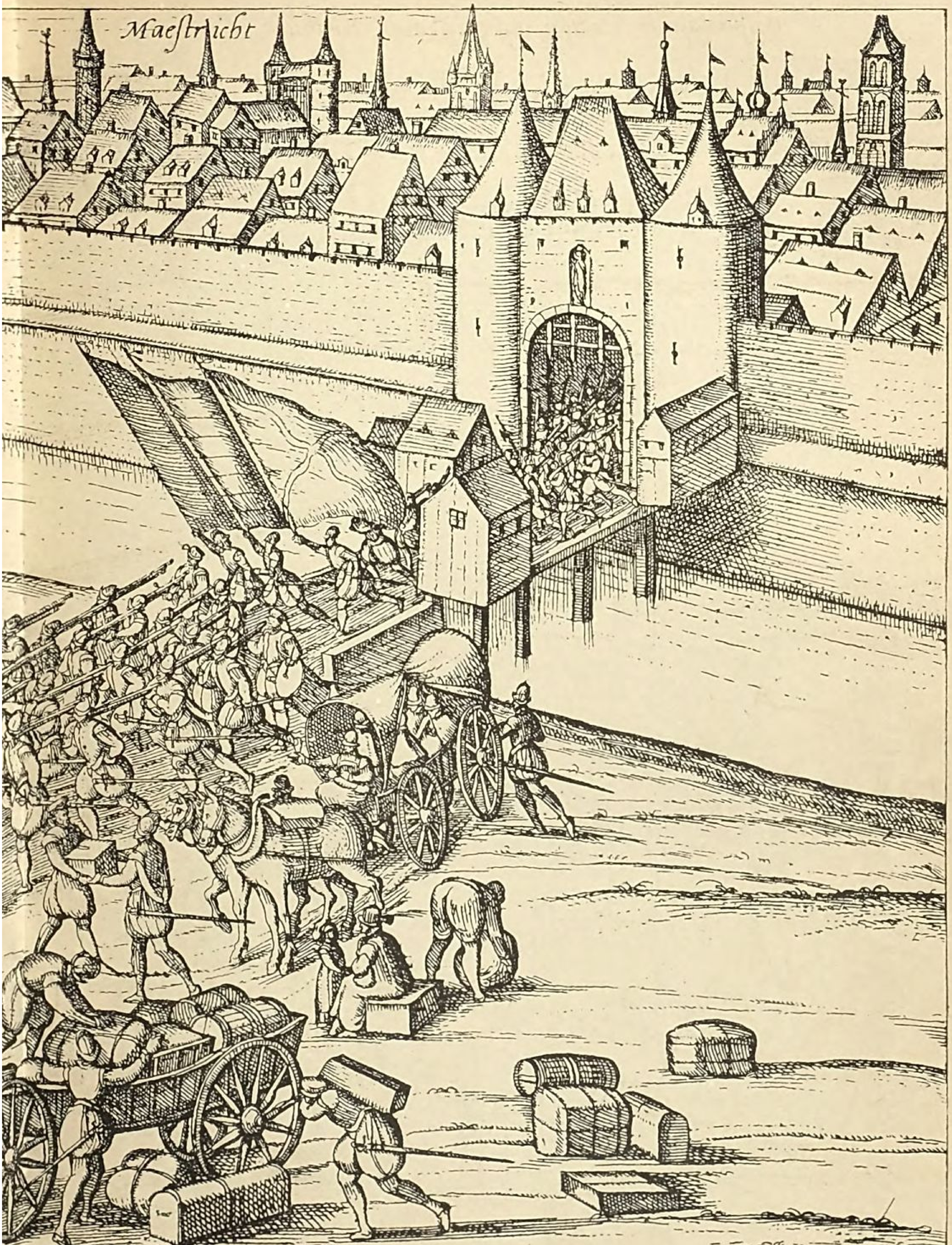
Eine bessere Zukunft schien dem hart geprüften Lande bevorzustehen. Eine erträgliche Einigung, Selbstregierung durch die eigenen Vertreter, mit Spanien nur lose Schutzverwandtschaft, das waren die augenblicklich gewonnenen Ergebnisse. Allein der unruhige Ehrgeiz Don Juans verdarb wieder das soeben nothdürftig Gelungene. Er wollte fort von diesen Niederländern, von diesem Haufen „allergrößter Schurken“, wie er sie in dem Briefe an einen vertrauten Freund nennt,[1]) die ihn mehr regierten als er sie, — um irgendwie seinen kühnen und einträglichen Kriegszug nach England zu unternehmen. Deßhalb verlangte er dringend und immer wiederholt von Philipp II. seine Abberufung, seine Ersetzung durch Margarethe von Parma, der er den „Haufen allergrößter Schurken“ unter den verlockendsten Farben schilderte, oder durch eine andere Verwandte des Königs. Deßhalb bat er die Generalstaaten, den Abmarsch der spanischen Truppen zu verzögern, weil derselbe nicht zu Lande, sondern auf einer Flotte geschehen solle, die man erst zusammenbringen müsse. Es ist klar, daß, wenn das Heer durch Lothringen und die Freigrafschaft abrückte, von dem englischen Unternehmen nicht mehr die Rede sein konnte. Aber in keinem von beiden hatte er Erfolg. Zunächst die Generalstaaten forderten dringend die sofortige Entfernung der spanischen Truppen und überwarfen sich dadurch völlig mit dem Generalstatthalter. Philipp aber hegte tiefstes Mißtrauen gegen seinen Bruder. Ver-

1) Morel-Fatio S. 116.



Abzug der Spanier

Facsimile aus: De Leone Belgico, eiusque Topographica atque historica descriptione liber. Michae
(Franz Hogenberg, Kupferstecher des



panier aus Mastricht.

Michaele Aitsingero Austriaco Auctore. Cum privilegio Caesareo Francisco Hogenberg. Concesso.
r des 16. Jahrhunderts, aus Mecheln.)

gebens stellte dieser ihm immer wieder vor, „die Unterwerfung der Niederlande könne nur in England verwirklicht werden".[1]) Don Juan hatte seinen Sekretär Escobedo, einen ehemaligen Freund des Ruy Gomez von Eboli, der ihm eigentlich zu seiner Beobachtung beigesellt worden, völlig für seine Pläne gewonnen; durch ihn hatte er die frühern Verbindungen mit Antonio Perez wieder aufnehmen lassen. Perez war damals bei Philipp hoch angesehen, ja an der Spitze der Geschäfte, ein wohl unterrichteter, praktischer, verschlagener, dabei aber durchaus gewissenloser, ausschweifender und übermüthiger Mensch. Er theilte dem Könige alles mit, was er von Escobedo und Don Juan selbst erfuhr, auch daß letzterer noch immer selbständig mit dem Papste über den englischen Plan verhandelte.[2]) Ein so selbstherrisches und eigensüchtiges Benehmen des Bruders, der seinem Machtbereich sich entziehen zu wollen schien, reizte Philipp auf das höchste. Um so weniger konnte er zur Billigung des englischen Unternehmens bewogen werden trotz aller Mühe, die sich im Interesse der katholischen Religion der Papst gab, ihn dafür zu bestimmen; denn die eigene Herrschaft und Größe war Philipp wichtiger als selbst der Wunsch des heiligen Vaters. Er ließ Don Juan ohne die nothwendigsten Geldmittel zur Ablöhnung seiner Truppen. Trotzdem mußten auf seinen Befehl die spanischen Soldaten das Land verlassen. Sie thaten es ungern, denn sie hatten sich zum großen Theil mit Flamländerinnen verheirathet, waren Familienväter mit eingerichtetem Hausstande geworden; ihr Marsch, sagt Roda, einer ihrer Obersten, glich dem Auszuge der Kinder Israel aus Egypten. Gleich diesen schleppten sie viele Kostbarkeiten mit, die den Bewohnern des Landes gehörten.

Das Scheitern aller seiner Wünsche und Pläne versetzte Don Juan in die größte Aufregung: gewaltsame Entwürfe erfüllten seinen Geist. Er hielt die Spanier so lange wie möglich in der Nähe der Niederlande zurück und weigerte sich, auch die deutschen Söldner zu entlassen. Bald wollte er an der Spitze seines kleinen Heeres gegen die Hugenotten in Frankreich ziehen; seine geheime Absicht war dabei, sich eng mit den Guisen zu verbinden und mit ihnen im Verein die Kronen von Frankreich und Spanien in Abhängigkeit zu bringen. Bald wollte er nach Spanien sich begeben, um dort bei der Kränklichkeit des Königs sich mit dem Beistand seiner Freunde der Leitung der Monarchie zu bemächtigen. Auch in Italien unterhielt er geheime Verbindungen. Daneben war er trotz der Mißbilligung seines Bruders mit Elisabeth von England in Unterhandlung wegen einer Heirath mit dieser Fürstin;[3]) man weiß, wie sehr dieselbe die Hoffnung auf ihre Hand für ihre listigen und verwickelten diplomatischen Unterhandlungen zu verwerthen wußte.

Philipp war durch Perez von allem unterrichtet, der mit des Königs vollkommener Zustimmung die wenig ehrenvolle Rolle eines Agent provocateur

1) Labanoff, Lettres, mémoires et instructions de Marie Stuart. V, 9.
2) Perez, Obras S. 302 f. 3) Gachard, Corresp. de Phil. II. II, 185 ꝛc.

spielte, indem er Escobedo und dessen Herrn unter dem Scheine thätiger Freundschaft und unter Schmähungen gegen den Monarchen — Philipp billigte eigenhändig die Entwürfe zu diesen Briefen seines Sekretärs — ihre geheimsten Pläne entlockte. Es war ein verruchtes Spiel des Herrschers mit seinem wichtigsten Beamten, des Bruders mit dem Bruder! Mit zahllosen Spionen umgab der König seinen Generalstatthalter.[1]) Nur in Einem Punkte waren Philipp, Don Juan, Perez und Escobedo wirklich desselben Sinnes: in Mordversuchen auf Wilhelm von Oranien. Don Juans stetes Trachten war, dem letztern „den Garaus zu machen;"[2]) die Schwierigkeit war lediglich, jemanden zu finden, der sich für den gefährlichen Auftrag hergab. Ueberhaupt war der Kaisersohn unermüdlich in Anschlägen gegen das Leben ihm mißliebiger Persönlichkeiten.

Denn inzwischen war in den Niederlanden alles wieder Gährung und Streit. Don Juan hatte sich für die Zukunft ein sichres Zentrum der Macht, eine zuverlässige Operationsbasis schaffen wollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß selbst vom allgemeinen spanischen Standpunkte Grund dafür vorhanden war; denn die Generalstände zeigten sich sehr unbotmäßig, Holland und Seeland verweigerten aus religiösen Gründen die Anerkennung des „Beständigen Ediktes", und im Grunde that jeder in den Niederlanden, was er wollte. Zumal Oranien suchte, sei es aus Patriotismus, der die geheimen Pläne Philipps ahnte und die Rückkehr der fremden Gewaltherrschaft fürchtete, sei es aus eigenem Ehrgeiz, sei es endlich aus beiden Motiven, das Friedenswerk zu zerstören. Er kümmerte sich wenig um die Bestimmungen selbst der Genter Pazifikation, verkaufte in seinen beiden Statthalterschaften königliche Besitzungen, hob Soldaten aus, rüstete Artillerie zu, übergab die festen Plätze den entschiedensten Geusen. Noch weiter gingen die radikalen Calvinisten, zumal der untern Klassen. Don Juan und seine Umgebung wurden in allen größern Städten von dem Pöbel beschimpft, ja angegriffen.

Dies alles konnte wohl Don Juan Anlaß und Rechtfertigung zu gewaltsamen Schritten geben. Aber klüger wäre es vom spanischen Gesichtspunkte gewesen, wenn er nach Philipps Vorschrift sich bemüht hätte, Geduld zu üben und gerade mit kluger Benutzung jener protestantisch-orangistischen Ausschreitungen die katholischen und königstreuen Edelleute, die zumal aus den wallonischen Landestheilen sich immer zahlreicher um ihn versammelten, vollends an sich zu fesseln und mit den Geusen in unversöhnliche Feindschaft zu bringen. Wie gut gelang das doch seinem genialen Nachfolger! Indeß Don Juan war weder ein geschickter Staatsmann, noch hatte er lediglich das Interesse des Dienstes im Auge. Für seine eigenen ehrgeizigen persönlichen Pläne meinte er ein Gebiet besitzen zu müssen, wo er allein Herr sei. Escobedo schickte er nach Madrid, um seinen Schritt zu rechtfertigen, die

1) Forneron, Don Juan d'Autriche aux Pays-Bas; Revue de France XLVI, 514. 2) acabar à Oranxe; Gachard a. a. O. V, 297.

Rückberufung der spanischen Soldaten nach den Niederlanden zu veranlassen, mehr Geld zu fordern: „dann werde er gegen die Rebellen ein ander Lied anstimmen können".[1]) Am 24. Juli 1577 überfiel er mit seinen Truppen die Zitadelle von Namur, die hoch auf steilem Felsen über der Stadt gelegen, den Zusammenfluß von Sambre und Maas beherrscht. Ebenso wurde gleichzeitig Charlemont in seine Gewalt gebracht, und das ganze Herzogthum Luxemburg blieb getreu. Durch diese Eroberungen bildete Don Juan in der That wieder den Kern eines eigentlich spanischen und königlichen Gebietes in dem rebellischen Lande.

Indeß es schien, als ob das kecke Unternehmen nicht allein für den Urheber schlechten Erfolg haben, sondern auch den endgültigen Verlust des bei weitem größten Theils der Niederlande für Spanien herbeiführen werde. In der Zitadelle von Antwerpen, wo sich gleichfalls königliche Truppen festgesetzt hatten, wurden sie von den ständischen Soldaten überwältigt. Und auf die Nachricht von dieser wichtigen Niederlage stahlen sich die meisten katholischen Edelleute von Don Juan fort und eilten nach Brüssel zu den Generalstaaten. Diese verlangten vom Könige sofortige Abberufung Don Juans und die Sendung eines legitimen Prinzen des Hauses Oesterreich als Generalgouverneur, der nicht verdächtig sei des Einverständnisses mit den Spaniern, da deren Wesen einmal mit dem der Niederländer unverträglich sei. Philipp selbst mißbilligte das Geschehene, forderte Wiederherstellung des Friedens, kündigte die Ernennung der Herzogin von Parma zur Generalstatthalterin an.

Es war zu spät. Die Generalstaaten, entrüstet über Don Juans Auftreten, durch Philipps Friedenssehnsucht nur übermüthig gemacht, aufgeregt durch Oraniens stetes Wühlen — die Generalstaaten beriefen Oranien, den unversöhnlichen Gegner Spaniens, nach Brüssel als gewichtigstes Mitglied des Staatsrathes, das bei so schwieriger Lage des Landes nicht fehlen dürfe. Die Stände von Brabant erwählten ihn sofort zu ihrem Ruwaert, d. h. Regenten. Freilich wurden nun die großen katholischen Adligen neidisch auf sein Ansehen und erkoren vielmehr den jüngern Bruder des Kaisers Rudolph II., Matthias, zum Generalgouverneur. Dieser, von Ehrgeiz verzehrt, nahm ohne Wissen des Kaisers die Würde an und entfloh heimlich von Wien nach Brüssel. Indeß besaß er zu geringe Gaben und zu wenig Anhalt im Lande, um zu wirklichem Ansehen zu gelangen; maßgebend blieb doch Oranien. Der Form nach hatte er nachgegeben, um nicht die katholischen Provinzen und Edelleute der allgemeinen Sache zu entfremden. Aber als Statthalter drei der wichtigsten Provinzen behielt er die wirkliche Macht in Händen, und nachdem er als Stellvertreter, als Generallieutenant dem Erzherzog an die Seite gesetzt worden, verlor dieser jedes Ansehen. Das Volk nannte Matthias

1) cantar otra cancion contra los declarados rebeldes; D. Juan an Margarethe von Parma, 8. Aug. 1577.

spöttisch den Gerichtschreiber des Prinzen, weil er nichts zu thun hatte, als die Beschlüsse Oraniens zu Papier zu bringen. Der letztere triumphirte auf allen Punkten. Es durchdrang die Generalstaaten der kräftige Geist des Oraniers: sie schlossen am Anfang des Jahres 1578 ein Bündniß mit Königin Elisabeth von England, die ihnen hunderttausend Pfund Sterling für ihre Truppenrüstungen vorschoß.

Damit war der Krieg zwischen den Generalstaaten und Spanien erklärt, in gewissem Sinne zur großen Freude Don Juans, der indessen die spanischen aus den Niederlanden entsandten Regimenter selbständig zurückgerufen,[1]) aus ihnen und deutschen Truppen eine kleine aber treffliche Armee gesammelt hatte und nun anstatt heuchlerischer Phrasen wieder sein gutes Schwert gebrauchen durfte. Bei Gembloux traf er auf das niederländische Heer, das sich langsam vor ihm zurückzog (31. Januar 1578). In einer Stunde war es von den spanischen Veteranen zersprengt, vernichtet, mit ungeheurem Verluste, während Don Juan nur zehn oder elf Mann eingebüßt hatte. Niemals hatte sich die Ueberlegenheit spanischer Disziplin, Kriegserfahrung und Tapferkeit über die eiligst zusammengerafften niederländischen Schaaren so glänzend bewiesen. Ein großer Theil von Flandern, Brabant und Hennegau fiel in die Hände des Siegers.

Don Juan hoffte die Hauptstadt selbst trotz ihrer neuen Befestigungen einzunehmen und für ihre „Verbrechen" gebührend zu züchtigen. Aber dazu bedurfte er größerer Geldmittel und neuer entschieden kriegerischer Instruktionen von Seiten des Königs. „Geld und Escobedo, Escobedo und Geld," forderte er in jedem seiner Schreiben. Jedoch Philipp hielt den Sekretär Monat auf Monat zurück, und Geld wollte er dem ihm verdächtig gewordenen Bruder nicht anvertrauen. Man hatte dem argwöhnischen Despoten beigebracht, Escobedo habe geäußert, von einigen Häfen im Norden aus könne man sich des gesammten Kastilien bemächtigen; bald darauf forderte er die Gouverneurstelle eines dieser Häfen für sich. Dies schien seine Schuld zu erweisen. Philipp meinte, es sei Zeit, sich eines Mannes zu entledigen, der Don Juan die bedenklichsten Rathschläge gebe und auch in Spanien nicht minder gefährlich sei. Sein Beichtvater Chaves billigte vollkommen ein solches Unternehmen, da jeder König ein unbedingtes Recht über das Leben seiner Unterthanen habe.[2]) Das war die Meinung vieler Theologen jener Zeit.

Dazu kam nun ein anderes. Philipp II. bewarb sich seit langen Jahren um die Gunst der Witwe des Fürsten von Eboli, Doña Ana de Mendoza, einer pikanten Schönheit, die sich indeß nicht minder durch Launenhaftigkeit und hochfahrenden Stolz auszeichnete. Sie zeigte sich spröde gegen den

---

1) Sein freundschaftliches und dringendes Schreiben an die schon in Italien angelangten Regimenter, v. 15. Aug. 1577, bei Lafuente, Hist. general de España XIV, 64. — Sie zählten, als sie im Dezember 1577 wieder in den Niederlanden eintrafen, noch 6000 Mann. 2) Pidal, Alteraciones de Aragon en el reinado de Felipe II. (französ. Uebersetzung von Magnabal, Paris 1867) I, 176.



Militiæ uexilla ferens insignia belli,
Marte furente: fauet, statq; caditq; cohors. H. Iacobi. com.

Niederländiſcher Fahnenträger.

Kupferſtich von Jakob de Gheyn (1565—1615), im Verlage von Boſcher 1589.

Monarchen und zog ihm heimlich seit zwei Jahren den eleganten und ausschweifenden Staatssekretär Antonio Perez vor. Das erfuhr Escobedo, und da er ein Diener und Freund Ebolis gewesen war, suchte er dessen Gemahlin an ihrem schmachvollen Betragen zu verhindern und drohte ihr, die Besuche des Perez bei ihr dem Könige zu offenbaren. Darauf beschlossen die Prinzessin und Perez, den gefährlichen Mahner aus dem Wege zu räumen. Das wurde ihnen nicht schwer, denn Perez wußte den König vollends gegen Escobedo als einen Staatsverbrecher einzunehmen und erwirkte von Philipp, der sich eben für den unumschränkten Herrn über das Leben seiner Unterthanen hielt, den schriftlichen Auftrag, denselben zu tödten. Nachdem verschiedene Vergiftungsversuche, über die der König sorgfältig auf dem Laufenden erhalten wurde, an Perez eigener Tafel unternommen, mißglückt waren, wurde der Unglückliche am 31. März 1578 durch die Söldlinge des Staatssekretärs in Madrid auf offener Straße erstochen.[1])

---

1) Die Frage wegen der Gründe dieses Meuchelmordes ist vielfach verhandelt worden. Ranke hatte (Fürsten und Völker) den Angaben des Perez in dessen „Relaciones" selbst folgend, die politische Verschuldung Don Juans und Escobedos sowie deren Verrath durch Perez als Grund für Escobedos Ermordung angenommen, bei welcher letztern er, Cabreras Darstellung gegenüber, Perez eine mehr passive, Philipp aber die Hauptrolle zugewiesen hatte. Die Liebschaft des Königs und Perez mit der Prinzessin Eboli stellte er in Abrede, da die letztere bereits in Jahren und einäugig, die Gattin des Perez aber stets in bestem Einvernehmen mit ihrem Gemahl gewesen sei. Mignet in seinem Buche Antonio Perez et Philippe II. (Paris 1845) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß das letztere Argument nichts beweise, das erstere unrichtig sei, da sie um diese Zeit erst achtunddreißig Jahre alt, allerdings einäugig, aber doch höchst anziehend war und von allen Zeitgenossen wegen ihrer Schönheit gerühmt wird. Das intime Verhältniß zwischen Perez und der Prinzessin wird durch die Aussagen der bedeutendsten Persönlichkeiten Spaniens in seinem Prozesse, sowie durch anderweitige Zeugnisse erhärtet (vgl. auch Lafuente, Hist. gen. de Esp. XIV, 318 ff.) Die Liebe des Königs zur Eboli ist aber nicht nur durch die Ueberlieferung und durch spätere Aussagen des Perez selbst in Frankreich bestätigt, sondern auch durch eine Menge anderweitiger Zeugnisse, wie sie der Marques von Pidal in seinem angegebenen Werke (französ. Uebers. I, 186 f.) weitläufig aufgezählt hat. Die politischen Umtriebe Don Juans sucht Mignet zum großen Theil in Abrede zu stellen. Mit Unrecht; denn einerseits hatte Perez in seinen „Relaciones" keinen Grund, hier geradezu Erfindungen zu machen, die seine eigene Rolle als eine höchst unwürdige darstellen; und andrerseits würde Philipp, wenn auch noch so skrupellos seinen Unterthanen gegenüber, die Ermordung eines bisher eifrigen, treuen und von ihm selbst geschätzten Dieners, wie Escobedo gewesen, sicherlich nicht ohne deutliche Beweise wenigstens geplanten Verrathes zugegeben haben. Die Ungenauigkeiten, die Mignet in den einzelnen Umständen der Anschuldigungen Perez' gegen Don Juan nachweist, sind nicht zu auffallend, da die Relaciones fast zwei Jahrzehnte nach diesen Ereignissen und fern von allen Dokumenten und sonstigen positiven Anhaltspunkten geschrieben sind. Im Ganzen haben die „Relaciones" sich überall als aufrichtig und ziemlich wahrhaft erwiesen: je mehr authentische Aktenstücke veröffentlicht werden, desto sicherer stellt sich dieses Ergebniß heraus. Uebertrieben hat freilich Perez in seiner Rachsucht und persönlichen Besorgniß die politische Gefährlichkeit Don Juans und seines Sekretärs ohne jeden Zweifel; wir brauchen hier nicht so weit zu gehen wie Ranke, der

Don Juan wurde durch die Nachricht von der Ermordung seines Sekretärs, über deren Urheber er nicht zweifelhaft war, um so schmerzlicher betroffen, als er demselben aufrichtig zugethan war und andrerseits sich von seinem Bruder gefürchtet und bekämpft und damit alle seine ehrgeizigen Pläne scheitern sah. „Möge mir Gott im Himmel entdecken, wer ihn tödtete," schrieb er ingrimmig an einen Vertrauten in Spanien. Sein Kummer wurde erhöht durch die üble Wendung, welche der Krieg in den Niederlanden nahm. Freilich brach der Zwiespalt zwischen den katholischen Süd- und den protestantischen Nordprovinzen von neuem aus, als in einem unter Oraniens Einfluß gegebenen Gesetze den Reformirten überall freie Uebung ihres Gottesdienstes zugestanden ward; die unzufriedenen Katholiken nannten sich die „Malcontenten". Aber dieser Zwiespalt diente zunächst nur dazu, die Zahl von Don Juans Feinden zu vermehren. Während nämlich Elisabeth den Protestanten Truppen zu Hülfe sandte und der Pfalzgraf Kasimir ihnen mit einer deutschen Armee zuzog, während so vom Norden 50,000 gegen die 17,000 Don Juans im Felde standen, riefen die Wallonen den Bruder des Königs von Frankreich, den Herzog Franz von Anjou herbei. Der unglückliche Don Juan leistete das Unmögliche, um von der Uebermacht nicht erdrückt zu werden. Aber hatte er Unrecht, wenn er an seine Schwester von Parma schrieb, daß nur beständige Wunder Gottes ihn vor dem Untergang retten könnten?

Verlassen von seinem Bruder, den übermächtigen Gegnern überliefert,

---

jede Anschuldigung, die Perez gegen jene erhebt, für bare Münze nimmt. — Neuerdings hat Gaspar Muro in seiner Vida de la princesa de Eboli (Madrid 1877) die Frage abermals aufgenommen. Er stellt die ganze Liebesgeschichte der Fürstin Eboli von neuem in Abrede, indem er die spätere Verfolgung derselben und des Perez durch Philipp II. lediglich auf politische und besonders Parteiverhältnisse zurückführt. Indeß schon Cánovas del Castillo in einem ausführlichen Briefe, den er dem Muro'schen Werke voranschickt, entkräftet zum Theile die Beweisführung dieses Autors. Er gibt zu, es stehe nicht fest, daß die Eboli sich dem Könige wirklich ergeben habe: allein die Angaben des Perez haben sich aus den Akten im Ganzen als so wahrhaft erwiesen, daß seine Andeutungen — in den Relaciones und in Briefen — einer gegründeten Eifersucht des Königs gegen ihn nicht füglich in Zweifel gezogen werden können; zumal er noch immer auf Rückkehr nach Spanien hoffte und deßhalb sicher weder eine solche Verschuldung seinerseits, noch einen Umstand hätte erfinden dürfen, der auf Philipp immerhin den Fluch der Lächerlichkeit warf. Cánovas del Castillo führt aus den Briefen Perez, des Königs selber, sowie verschiedener Personen an den König Stellen an, die unweigerlich beweisen, daß Philipp aus persönlicher Eifersucht, und zwar wegen einer Dame, gegen Perez verfahren ist, und daß diese Dame die Prinzessin von Eboli war, welcher der König bis dahin stets Ergebenheit, ja eine bei ihm sonst wahrlich ungewöhnliche Unterwürfigkeit und Demuth zeigt. Vergeblich sucht Forneron (La princesse d'Eboli. Revue de France, 15. April 1881) diese Darlegung abzuschwächen. — Morel-Fatio (L'Espagne au 16^{me} et au 17^{me} siècle, S. 260 ff.) hat noch einige weitere Umstände beigebracht, welche diese Auffassung bestätigen. So können alle die im Texte angeführten Thatsachen mit einander bestehen.

sah er ein schmachvolles Ende seiner Statthalterschaft voraus. Er wünschte als Einsiedler Gott dienen zu dürfen, der mehr vermöge und gnädiger sei, als sein Bruder Philipp. So verzehrte sich der hochstrebende Geist in Unmuth, Kummer und Besorgniß. Die stete schmerzliche Aufregung ließ Don Juan um so eher einer ansteckenden fieberhaften Krankheit, die unter seinen Truppen wüthete, zum Opfer fallen. Am 1. Oktober 1578 machte sie dem Leben des Siegers von Lepanto in dessen zweiunddreißigstem Jahre ein Ende.

Philipp nahm die Nachricht mit Gleichmuth auf. Er hatte in Don Juan nur noch den unbequemen, ja gefährlichen Rivalen gesehen. Wie der Sohn, hatte nun auch der Bruder dem fanatischen und mißtrauischen Egoismus dieses Königs erliegen müssen. —

So war im Beginne des Jahres 1579 mit Ausnahme des südöstlichen Theiles der Provinzen — Namur und Luxemburg — die Befreiung der Niederlande von dem spanischen Joche gelungen; aber sonst befanden sich dieselben in einer Verwirrung, welche den Ausdruck confusum chaos, den Wilhelm von Hessen auf die dortigen Verhältnisse anwendete, nur allzu sehr rechtfertigte und die traurigste Zukunft in Aussicht stellte. Zuerst war die Bevölkerung selbst in drei feindliche Theile gespalten. Den unbeträchtlichsten und einstweilen am wenigsten einflußreichen bildeten die unbedingten Anhänger Spaniens, die „Johannisten", wie man sie nach Don Juan benannte. Ihnen entgegengesetzt waren die eifrigen und streitbaren Calvinisten in Flandern und Brabant, zumal aber Holland, Seeland, Utrecht und anderen nördlichen Provinzen, die sich um Wilhelm von Oranien schaarten; der letztere suchte damals schon, der Unduldsamkeit der katholischen Wallonen gegenüber, einen engern Bund der calvinischen Städte niederländischer Zunge zu Stande zu bringen.[1]) Inmitten stand ein sehr beträchtlicher Theil des Volkes, der sich von Spanien getrennt hatte, aber an dem katholischen Glauben der Väter festhielt und von den „Malcontenten", zumal von einigen hohen Adligen, wie dem Herzog von Aerschot, dem Marquis Havré, dem jüngern Egmont geführt wurde. Alle diese Parteien hatten sich inzwischen nach auswärtigen Bundesgenossen umgesehen. Wilhelm von Oranien hatte die glaubensverwandten englischen Truppen und den Pfalzgrafen Kasimir herbeigerufen. Die katholischen Herren dagegen hatten den Erzherzog Matthias zum Generalstatthalter erkoren; und als dieser unter der überlegenen Autorität des Oraniers zusammenbrach, hatten sie sich an einen Mächtigern gewendet, des gut katholischen Königs von Frankreich Bruder Franz von Anjou. Mit Genehmigung Heinrichs III. erschien derselbe wirklich mit einem starken Truppencorps in Mons. Noch im August 1578 hatte er mit den Generalstaaten ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, das ihm für eine Truppenhülfe

1) P. Fredericq, Traité d'alliance de 1578. (Brüssel 1878.) — Vgl. auch L. E. Lentingh in Nyhoffs Bydragen vor Vaderlandsche Geschiedenis, Nieuwe Reeks. IV, 259 ff.

von 12,000 Mann den Titel eines „Vertheidigers der niederländischen Freiheit" gab und die Aussicht eröffnete, bei der etwaigen Wahl eines neuen Souveräns der Niederlande ganz besonders berücksichtigt zu werden. Das war der Todesstreich für die Hoffnungen des Erzherzogs Matthias, der diese Nachrichten mit ohnmächtigen Thränen entgegen nahm. Unter all solchem Wirrwarr fanden dann Empörungen der zelotischen Calvinisten in Brüssel, wo man eine Anzahl katholischer Edelleute in den Kerker warf, in Gent und mehreren holländischen Orten statt. Von einer unduldsamen Priesterschaft aufgehetzt, begingen die neugläubigen Volksmassen die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Katholiken. Oranien, der einen „allgemeinen Religionsfrieden" hatte herstellen wollen, wurde als „Gottesleugner" von der Kanzel herab verflucht. Das Kriegsvolk der verschiedenen Parteien, das thatenlos gegen den Feind war, vertrieb sich die Muße, indem es das eigene Land verwüstete.

Die Niederlande schienen ihre Freiheit nur erkämpft zu haben, um in unversöhnlicher innerer Zwietracht ihren Untergang zu finden.

Ueberall, wie in Deutschland, so in England, in den Niederlanden und auch in Frankreich war die unmittelbare Folge der Reformation Zerwürfniß, blutiger Zwiespalt, Bürgerkrieg. Die beiden großen religiösen Prinzipien rangen mit einander in tödtlicher Feindschaft; und erst später, als sich beide überzeugen mußten, daß keines das andere vertilgen könne, entstanden unter den ermatteten Kämpfern die Duldung und die Achtung vor fremder Ueberzeugung, die köstlichsten Früchte dieser schweren, grauenvollen Zeit. Damals aber lagerten Pulverrauch und Blutqualm in dichten Wolken über dem ganzen mittlern und westlichen Europa. Gewaltige Charaktere und großartige volksthümliche Leidenschaften rangen mit einander; es war ein furchtbarer Kampf der Riesen.

Auch in Frankreich war er von neuem ausgebrochen.



Ein Oberster.



Teutsch Kriegßvolk zu Rossz.



Des Obersten Feldprofoß.



Feldtweybel vber ein Fendlin Knecht.



Der Hurnweybel.



Pfeiffer vnd Trommenschlager.



Landsknechts-Musterung.



Der Geschirrmeister.



Oberster Feldartzet.



Uebergabe einer Stadt.

Bilder aus dem Soldatenleben des 16. Jahrhunderts. Facsimiles der Holzschnitte von Jost Amman in Frundsberger's Kriegsbuch von 1565.

Erstes Blatt.

Der Hurnweybel.

Item wo ein starck Regiment oder vil Hauffen seind / da ist auch der Troß nie klein / dazu gehört ein geschickter / ehrlicher / verstendiger Kriegßman̄ / nemlich der vil Schlacht vn̄ stürm hat helffen thun / ... dann jm wirt befohlen vnd vnder sein gewalt gegeben aller Troß / als Huren vnd Buben.

Uebergabe einer Stadt.

Nach dem euwer Kaiserliche Maiestatt vns durch ein Trom̄eter mit ernstlicher warnung aufffordern lassen / das wir vns in Fußstapffen ergeben solte̅ / sonst wöllen euwer Maiestat gegen vns als mit Feinden mit der that handlen lassen / laut deß Schreibers außweisen / So haben wir uns darauff berahtschlagt / vn̄ gentzlich entschlossen / die Statt also auffzugeben.

Feldtweybel vber ein Fendlin Knecht.

„Es erfordert die notturfft zu einem Feldtweybel einen betagten / weydlichen / ehrlichen / geübten vnd Kriegß erfahrnen Mann / der vormals zum offtermal von andern gemeinen Knechten herfür gezogen vnnd gebraucht worden sey / vnd vom gemeinen Mann hohe ämpter getragn̄ / oder auch sonst außrichtig / geschickt vnd beredt sey / vnd ist sein Ampt wie jetzt nachfolgt.“

Oberster Feldartzet.

„Eines Obersten Artzet befelch vn̄ ampt streckt sich dahin / das er etwan ein Doctor oder sonst eines stattlichn̄ ansehens ob alln̄ and'n Artztn̄ oder Feldschärern / auch ein berhūmter / geschickter / betagter / erfahrner / fürsichtiger Man̄ sey / von welchn̄ alle andre Balbierer / Schärer oder sonst verletzte erlegte kräncke Knecht / sich solches wissen zu trösten / hülff vnd Raht in zeyt der not bey jm zu suchen haben /.“

Des Obersten Feldprofoß.

„Sein Ampt ist / das er im Zug vnd sonst sich fist vmb vnd bey dem General Obersten halt / damit was sich zutregt / jn der Oberst bey der Hand haben mög / dan̄ es befilcht der Oberst / so etwan etlich vnehrbarlich Thaten oder straffbar sachen sich zu trügen / dem Profosen gegen den vbertrettern zuhandeln /“.

Der Geschirrmeister.

Die Geschirmeister sollen erwehlt vn̄ außgelesen werden von guten Fuhrleuten / die jr tag viel gefahrn / die Strassen von einem Land in das ander wissen vnd gebraucht haben / auch vnder vilen vnd besonder Fuhrleuten bekannt / die wissen dann in bewerbung vnd auffbringung der Fuhrleut / welche recht geschaffen / auch wol gerüst vnd genannt seyen. Item die Geschirrmeister sollen im Zug alle abend den Zeugmeister in seinem Logement suchen / nach bescheid fragen / damit ers den Fuhrleuten köndt anzeigen / zu welcher zeit sie sollen eynspannen / vnd warten wann man anziehen sol / auch wohin sie die Deychssel Wägen sollen führen / der Zeugmeister sol jm auch doch nit weiter denn biß in das nechst Läger anzeigen / wohin man ziehen wil / das soll er der Geschirrmeister bey seinen Eyd in geheim behalten.

Teutsch Kriegßvolck zu Rossz.

Erstlich sol vns derselb vnser Oheim vnd Fürst / biß in die zwey tausent guter gerüstets / gemusterter Reisiger Reuter vn̄ Pferd zuführen / darvnter sollen sechtzehen hundert Spiesser seyn / vnd vnder denselbigen auffs wenigst huntert Kürisser / mit jren guten gantzen Verschen / wol bedeckter Stehlen Gliedern / vnd verdeckten Hengsten / auch vier hundert Schützen / das sein allweg vnder 175. Spiesser fünff vnd zwentzig Schützen. Item die Spiesser sollen mit jren guten Helmelinen oder Hauptharnischen / die wol schliessen / an das visier haben / vnd mit guten stehlen Krägen / Armzeugen / Rücken vnd Krebs / Schürtz / Knie / Knopff / oder ander Armzeug statt / Pantzerermel mit Stehlen Bucklen / langen Hendschuchen / vnd Krägen mit langen Achseln gerüst seyn. Item die Schützen sollen mit jren guten Pferden / Knebelspiessen / Feuwerbüchssen / die mit aller jrer notturfft vnd starcken Schüssen verfaßt seyn / versehen seyn.

Instruction / Teutsch Kriegsvolck zu mustern.

(Der Musterherr) sol auch sein gut auffsehen haben / vnd mit allem Fleiß daran seyn / das ein jedes Fendlein mit 400. guten Kriegßknechten besetzt / die gesund / vn̄ wolgemut seyn / vn̄ der keinen mustern oder passieren lassen / der krum / lam / oder tadelhafftig sey / sonder von den Feinden / das hat sein weg / ꝛc. Item es sol auch vnder eins jeden Fendlein hundert vbersöld / darvnter dan̄ das erst Blat begriffen / vnd dieselbige hundert vbersöld vnder die vom Adel / vnd ander ehrliche / als erfahrne Kriegsleut außtheilen / doch das sie mit Wehren vnd rüstung dem nach geschickt vnd versehen seyen / wie sichs gebürt / vnd benanntlich mit Bantzer Ermeln / vnd Armzeugen / Rücken vn̄ Krebssen / auch Ringkrägen vn̄ Sturmhauben gerüst seyen / den̄ jeder 6. gulden zu der besoldung / aber keinem zwen söld machen lassen / er sey denn mit Harnisch sehr wohl gerüst / ꝛc. ... So die Musterherren ein Fendlein gemustert haben / sollen sie dasselbig alsbald lassen lauter abschreiben / darezu kein Nam dann der gut gemachte̅ Knecht / geschrieben werden sol /.

Ein Oberster.

Anfangssatz einer kaiserlichen „Bestallung eines Obersten / vber Teutsch Kriegßvolck zu Rossz.“

Wir Karl ꝛc. bekennen / als wir in vnserer gegenwertigen Kriegßhandlung noch ein anzal Teutscher Pferd vnd Reysigen in vnsern Dienst vnd Besoldung anzunemmen vnd zu vnderhalten willens seind / die neben anderm Teutschen Kriegßvolck zu gebrauchen / das wir demnach vnsern vnd des Reichs lieben getreuven N. von N. zu vnseren Obersten vnd Rittmeister vber zwey hundert Pferd vnd Gereysigen fürgenomen vn̄ bestellt haben / Vnd thun das hiemit wissentlich / in krafft diß Brieffs / also das er vns zum aller fürderlichsten / so jm das jmmer müglich ist / biß in zweyhundert guter gerüster Pferd vnd Gereisigen / darvnder ein hundert vnd sechtzig Spiesser / vnd auff das wenigst zehen Kürisser mit gantzen Verschen / mit jren guten Knebelspiessen vnd Feuwerbüchsen / sampt aller derselbigen zugehörung verfaßt vnd versehen seyn / in vnsern Dienst vn̄ Besoldung auffbringen / bestellen vnd zuführen sol.

Pfeiffers vnd Trommenschlagers Befelch vnd Ampt.

Vnder einem jeden Fendlin Knecht werden auch gehalten zum wenigsten zwey Spil / das ist zween Trommenschläger vnd zween Pfeiffer / die bestellt gewönlich der Fenderich mit zulassen deß Hauptman̄s / so gut er sie vberkomen mag.



Beschießung einer Burg.



Feldzeugmeister.



Zeugmeister.



Büchsenmeister.



Raketenprobe.



Zeugenverhör.



Gerichtssitzung.



Spießruthenlauf.



Urtheilsvollstreckung.



Marine.

Bilder aus dem Soldatenleben des 16. Jahrhunderts. Facsimiles der Holzschnitte von Jost Amman in Frundsbergers Kriegsbuch von 1565.

Zweites Blatt: Artillerie und Gerichtswesen.

Raketenprobe.

„Wenn du einen Zeug zu den Rogeten bereit hast / so setz jn fest in ein Rogete / alßdann so nim eine runde darzu gedrähte scheyben / eines Tällers groß / vn̄ mach in der mitte ein loch dadurch / stoß ein stäblein zweyer span̄en lang dareyn / doch dz es weder zu groß noch zu klein sey / sondern das nur der Täller mög gleich an dem stäblein vmblauffen / bor gerings weiß zu eusserst vmb dz Täller löchlin / dardurch vngefährlich ein gleicher fadem mög gezogen werden / vn̄ bindt die obgemeldte eyngefüllt Rogeten an den Täller / alßdan̄ so zündt die Rogeten an / verspringt sie nit / sondern laufft fort / so geschwindt / das solches obgemeldt Täller nit zu erkennen / ob es ein Täller oder Reiff sey / so ist der Gezeug gerecht vnd gut.“

Büchsenmeister.

Item es ist von nöten / dz man zu allen stücken so Mauwerbrecher seyn / zu jedem zwen Büchssenmeister habe / damit dieselbe ein schuß oder ein tag vm̄ den andern schiessen / auch ist gut / ob der ein kranck / geschossen oder sonst presthafft würde / daß der ander schieß / dann dem Herren steht grosser schaden darauff / so das Geschütz feyren muß. Zu dem Feldgeschütz was weniger ist dann Notschlangen / ist gnug zu einem Stück ein Büchssenmeister oder Schütz. Die Büchssenmeister werden besöldt nach dem sie Stück zu verwalten haben / Je groessere Stück jeder scheusset / je mehr Besoldung gegeben werden sol.

Der Zeugmeister.

So dann der Zeugmeister die Büchssen außgetheilt / je die besten Stück den besten Meistern / sie auch mit Handknechten oder Handreichern vnd anderer notturfft versehen / dann sol der Zeugmeister dem Zeugschreiber befehlen / den Reuerßbrieff zu machen / vnd alle jre Namen zu beschreiben / wie die Büchssenmeister bestellt / auch wie sie jre Eyd gethan was vnd auff wie vil Monat sie zu dienen versprochen vn̄ geschworen haben / auch was jedem Monats zu besoldung gebürt / vnd was er darauff empfangen was jme auch für den abzug gegeben werden sol / so man jn auch vor der benannten zeit vrlaub gebe / wie sie gehalten werden sollen.

Feldzeugmeister.

Ein öberster Feldzeugmeister sol ein ehrlich / from̄ / geschickte Person seyn / zum wenigsten vom Adel / der vil gesehen vn̄ erfahren habe / vnd ist sein Ampt / das er vnder seiner hand gehorsame vnd gewalt / alle andern Arckelley ämpter vn̄ Personen hab / sie seyen wz stands oder ämpter sie wöllen / … Ferner sol er wissen / was zu einer Arckelley in ein Feld von nöten gehörig / … Damit er sich nit auff ander leut verlassen / vnd jnen in die Hand sehen müß … Nachmals sol er wissen vnd verstehn alle Geschütz vn̄ Munition in Feldtzug anzurichten / wie jedes in seiner Ordnung daher gehn vn̄ geführt werden sol / … Das dan̄ ein Zeugmeister sol wissen vnd verstehn wie / an welches ort / man ein Besatzung beschantzen / beschiessen / vnd in ander weg nöten vnd zwingen sol. Item wie man das Geschütz lägern / wie vn̄ wo hin man schiessen sol / das ist fürnemlich sein Ampt … Item so ein Schloß oder Statt beschossen vn̄ gewon̄en würde / es werde auffgeben oder mit dem Sturm gewonnē / so ist alle Munition deß öbersten Zeugmeisters / als Büchssen / Pulffer / Kuglen / deßgleichen alle Wehr / Harnisch / Spieß / Hacken / Handgeschütz / vnd was zu der Hand Wehr gehört. So aber der Kriegßherr solchs nottürfftig were / oder zu seinen Handen ziehen wölt / so sol der Zeugmeister jme sollichs lassen / den dritttheil näher dan̄ es vngefährlich wärt ist.

Von Geschütz vnd Kriegßrüstung der Arckelley.

Doch wölln wir vmb besser verstands vn̄ ordnung willē bey nachfolgender Ordnung bleiben / vnd erstlich die vier Geschlecht der Mauwerbrecherin / wie dann die Namen von den Welschen herkommen / nennen / vnd ordentlich nach einander beschreiben. Eine Matzicana / die wir Teutschen ein Scharpffmetzen nennen / die sol ein eysen Kugel schiessen / die einen Centner / das ist hundert pfundt wigt / das ist vngefährlich das gröste Geschlecht der Büchssen / damit man die Mauwern fellet. Ein Rana / die wir Teutschen Basilisus pflegen zu nennen / die scheußt ein Kugel / die sol wegen fünff vnd sibentzig pfundt. Ein Dupplicana / die wir in Teutscher sprach ein Nachtgal oder Singerin nennen / Sie schiessen ein Kugel die am gewicht helt fünffzig pfundt / vnd ist zu mercken / das Nachtgal vnd Singerin ein geschlecht deß Geschütz ist / allein haben sie den vnderscheyd / das die Nachtgal etwan zweyer Schuch lenger ist dann die Singerin / schiessen aber beyde ein Kugel. Ein Quartan / so auff Teutsch ein viertheil Büchß mag genennt werden / dieweils von der Scharpffmetzen allwegen mit fünff vnd zwentzig pfunden abzeucht / biß auff die Carthonen / dann ein Quartan soll schiessen fünff vnd zwentzig pfund eysen /. (Folgen die Feldgeschütze: Trackana oder Notschlange, Schlauckana oder Schlange, Falchana oder gelbe Schlange, Falcke oder Falkenat.

Von Schiff vnd Wasserkriegen.

Wo man aber Galeren gebraucht / ist solches zu wissen / das der art zweyerley oder noch mehr seyen / vnd eine je grösser denn die ander ist / welche beyderseits Ruder gebrauchen / wirt fast mit zugehör vn̄ rüstung / gleich sie oben oder vorgemeldter hoher Potentaten Schiff mit bereitschafft verglichen / werdē auch zur Wehr / widerstand / vnd für gewalt / sampt ander kurtzweil der triumph gebraucht / vnd mit seiden / samet / oder etwan güldnen stück / vertheilten Teppichen / bedeckt / das auff beyden seiten solche materien biß auff dz Wasser henget. Solche Schiff werden auch etwan mit Scharlach / hübschem gemähl / Wappen vnd Reymen vbermalt / vn̄ bezogen mit Pannern vnd Fanen / auch zu allen orten / mit gutem Geschütz hinden vnd vornen sampt beyden seiten versehen.

Der Schultheiß hat den Stab entzweygebrochen vnd das Urtheil gesprochen.

„Nach solchem vberantwort der Profoß den gefangen Armen dem scharpff oder Nachrichter … der führt den Armen gefangen auch im Ring herumb / der nimpt vrlaub von den Knechten / bitt sie wöllen jm verzeihen / wirdt darneben durch Priester zu der ewigen Seligkeit ermant / getröst vn̄ gewisen / biß daß er nider muß knien / etc. nach solchem wird durch den Profosen verschaffen / das er begraben muß werden.“

Spießruthenlauf.

„Darnach stellt der Profoß den armen man für sich / vnd gibt jm drey Streich auff die rechte Achsel / im Namen deß Vatters / Sons / vnd deß heiligen Geists / vnd stellt jn gegen den Spiessen / vnd läßt jn lauffen.

Zum fünfftzehnden wenn der arm Mensch verscheiden ist / so kniet man nider / vnd thut ein Gebett / darnach macht man ein ordnung / vnd ziehen drey mal vmb den Cörper / vn̄ die Schützen schiessen drey mal ab / im Namen deß heiligen Geists / Dreyfaltigkeit / vnd ziehen darnach wiederumb / vnd machen ein beschluß Ring.“

Verhör.

„Die Handlung / wann ein Schultheiß mit sampt sein Richtern vnd Rechtsprechern zu Gericht sitzen.“ — „für die Gerichts Schrancken steht deß Profosen Fürsprech vnd spricht“ der Gefangene wird herangeführt. Am Tisch neben dem Schultheiß der Gerichtsschreiber.

Wie man Zeugen im Feldt oder anderstwo verhören sol.

„So zuvor allen Zeugen verkündt ist / vn̄ die Partheyen sampt den Zeugen gegenwertig seind / sollen sie gefragt werden / ob die Zeugen all da seyen. Zum andern / sollen die Partheyen vnd die Zeugen offentlich gelesen / darzu der Zeugen Namen. Zum dritten / die Zeugen in beyder Partey bey sein / oder einer / ob die ander vngehorsam außblieb / in treuw vnd Eyd nemmen / vnd deren one wissen vnd willen der Partheyen nit erlassen.“

VII. Die letzten Valois und die Hugenotten.

Nach dem Frieden von Saint-Germain-en-Laye schienen die Hugenotten völlig die Freundschaft des Königthums gewonnen zu haben.[1]) Im Innern

1) Es ist hier die Stelle, die vielfach ventilirte Frage zu prüfen, ob die Bartholomäusnacht von langer Hand vorbereitet, schon der Friede von St. Germain (S. 131) in Hinsicht auf ein solches Ereigniß vom Hofe abgeschlossen worden ist, oder aber die Pariser Bluthochzeit das Ergebniß schnell gefaßter hastiger Beschlüsse war? — Daß die Bayonner Zusammenkunft im Juni 1565 nicht eine Vorbereitung zur Bartholomäusnacht gewesen, ist S. 120 f. und 121 Note 1 bewiesen worden. Ich habe noch ein anderes Zeugniß dafür gefunden, daß die Bayonner Versprechungen Katharinens von Medici an die Spanier nur Schein waren, um sich derselben zu entledigen und den angedrohten Krieg Spaniens gegen Frankreich zu vermeiden. Granvella schreibt am 22. April 1569 an König Philipp (Poullet, Corresp. de Granvelle, III, 554): „Eure Majestät muß sich deutlich erinnern, daß von allem, was wir in Bayonne mit der Königin-Mutter im größten Geheimniß verhandelten, der Prinz von Condé sofort unterrichtet wurde.“ (Bien se debe acordar V. Mag^{d}, que de todo que se trató con la Reyna madre en Bayona con todo secreto, fue luego avisado el principe de Condé.) Der Zusammenhang schließt jeden andern Sinn als den einer direkten Beschuldigung Katharinens aus. Wir müssen uns also nach anderen Zeugnissen umsehen. Konstatiren wir hier zunächst die Thatsache, daß die zeitgenössischen diplomatischen Berichte sämmtlich und ohne Ausnahme nichts von einer weitläufigen Vorbereitung des furchtbaren Ereignisses wissen, selbst die spanischen Gesandten nicht, die man früher und zum Theil noch jetzt (L. Oelsner, Zur Genesis der Pariser Bluthochzeit. Frankf. a. M. 1872) als die eigentlichen Urheber und Rathgeber bei demselben genannt hat. Was den Frieden von St. Germain betrifft, so sehe man auch das S. 132 Gesagte. Uebrigens hat man nur die verlegene Weise zu betrachten, in der sich Karl IX. durch seinen Gesandten in Madrid, Forquevaulx, bei Philipp II. wegen desselben entschuldigt, um von dessen Aufrichtigkeit überzeugt zu sein (Gachard, La Bibliothèque nationale à Paris. II, 300 ff.). — — Was nun die Bartholomäusnacht selbst anbelangt, so gab es zwei Höfe, die sicher den vorbereitenden Plan, wenn nicht des Königs, so doch der Königin-Mutter hätten kennen müssen: den spanischen und den päpstlichen Hof, sowie ihre Vertreter in Paris. Aber der vertrauliche Bericht, den der spanische Gesandtschaftssekretär daselbst, Olaegui, an seinen König richtete (Gachard in den Bulletins de l'Académie royale de Belgique, 1849. Serie I, Bd. XVI, I, 251 ff.) beweist, daß man in Madrid und auf der spanischen Gesandtschaft in Paris von der Bartholomäusnacht gänzlich überrascht wurde, und daß in Paris die Vorbereitungen erst am 22. August 1572 begannen. Auch der spanische Botschafter selbst schreibt an Alba am 31. August: „Die Ermordung der Hugenotten war nicht ein wohl überlegtes, sondern ein plötzliches Ereigniß. Man wollte nur den Admiral tödten und dann den Glauben hervorrufen, Guise habe es gethan. Weil aber derjenige, der den Schuß gethan, schlecht

begünstigt, ja vorgezogen, sahen sie in der äußern Politik ihre Tendenzen durchaus befolgt. Die Guise, die Vertreter einer streng katholischen Politik

gezielt hat, und der Admiral merkte, woher derselbe kam, entschlossen sie sich die Maske abzuwerfen und zu vollbringen, was sie vollbracht haben, da sie die Rache des Admirals fürchteten." Dem entsprechend schreibt der damalige französische Botschafter in Madrid, St. Goard (Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau. I, IV, II, 22*) am 15. Nov. 1572: Je sçay asseurément que Don Diego (der spanische Gesandte in Paris) a escript de deça, que l'exécution faicte sur l'admiral et ses adhérans est advenue inopinement et par contraincte. — Wenn die französische Regierung jemanden von ihren geheimen Plänen gegen die Protestanten hätte unterrichten müssen, so war es jedenfalls der Herzog von Alba, der sich 1571 und 1572 von den Franzosen auf alle Weise angegriffen sah, und der bereit war, dagegen zu kräftigen Maßregeln zu schreiten. Ihn hätte man wissen lassen müssen, daß dies alles nur Schein sei. In Wahrheit ahnte Alba durchaus nicht, was bevorstand. Noch am 18. Juli 1572 schreibt er an Philipp II. (Gachard a. a. O. S. 244 f.). Die Guise sind in Frankreich gänzlich von der Regierung ausgeschlossen; der Kardinal von Lothringen berichtet ihm, daß die französische Flotte die spanischen Niederlande angreifen würde; die Beziehungen sind sehr gespannt zwischen Spanien und Frankreich, man rüstet gegen einander. Also auch die Guise wissen im Juli 1572 noch nichts von dem demnächstigen Hugenottengemetzel, das angeblich schon seit dem August 1570 vorbereitet sein soll! Am 10. Juli 1572 berichtet noch Granvellas Vertrauter Morillon an jenen: Le duc d'Albe est désesperé! Am 11. Juli schickte der letztere einen Gesandten nach Paris, um sich über die Einfälle der Franzosen in die Niederlande zu beschweren und peremptorisch Abhülfe zu verlangen. Es zeigt sich denn auch Philipp II. in seinem Schreiben an Alba vom 18. Sept. 1572 (a. a. O. 255 ff.) von der Nachricht des stattgehabten Blutbades sehr angenehm überrascht! — Der römische Hof befand sich in einer ähnlichen Lage. Es ist nachgewiesen, daß er der französischen Regierung schon seit langer Zeit einen Handstreich gegen die Protestanten angerathen hatte. Der Nuntius Salviati war derjenige Diplomat, welcher sich des intimsten Vertrauens bei Katharine erfreute, der einzige, der von dem Attentat auf den Admiral einige Tage im voraus unterrichtet war. Aber seine Depeschen (Theiner, Annales Ecclesiastici, Mantissa documentorum. I, 329 ff.) zeigen, daß die Vorschläge Roms auf gewaltsame Vernichtung der Hugenotten immer und immer wieder zurückgewiesen worden waren, und daß im August 1572 der Nuntius nicht allein keine Ahnung von ihrer nahen Verwirklichung hatte, sondern auch nach dem Ereigniß das als ein plötzliches und gewissermaßen zufälliges bezeichnete. Wir werden seine diesbezüglichen Worte später anführen. Der Nuntius stimmt also völlig mit den Informationen seines spanischen Kollegen überein. — Naturgemäß nahm bei Katharine von Medici eine besondere Vertrauensstellung der Florentiner Gesandte Petrucci ein, dessen Berichte von Abel Desjardins (Charles IX., Douai 1873) veröffentlicht worden sind. Er weiß aber ebenso wenig wie die Spanier und der Nuntius von Vorbereitungen zur Bartholomäusnacht; er ist ebenso fest überzeugt, daß dieselbe die Folge augenblicklicher Eingebung gewesen. — Man kennt die Glaubwürdigkeit, die den Relazionen der fast immer vorzüglich unterrichteten venezianischen Diplomaten innewohnt. In Band 4 der ersten Serie von Alberis oft erwähnter Sammlung finden wir die Schlußberichte der beiden Gesandten Giov. Michieli (1572) und Sigism. Cavalli (1574) an den Senat. Beide stimmen durchaus mit den Anschauungen der schon angeführten Diplomaten überein. Der letztere sagt ausdrücklich: Ben si conobbe che detta esecuzione fusse risoluta all' improviso e non di lunga mano, come ho sempre creduto. — Und die Führer der katholischen Partei, dieselben Männer, die den

nach außen und im Innern, fielen völlig in Ungnade. Der französische Hof zeigte gegen Spanien, dessen treulosen Rathschlägen er zum großen Theil die

größten Antheil an dem Gemetzel des 24. Aug. 1572 nahmen, die sich schon in Bayonne den Spaniern unbedingt zur Verfügung gestellt hatten, und die zugleich am ehesten die geheimen Triebfedern der Ereignisse kennen mußten, diese selben Männer fällen ein ganz entsprechendes Urtheil. Der Marschall Tavannes, der zelotischste Katholik des Hofes, einer der Hauptakteure der Bartholomäusnacht, ahnt kurz vor derselben so wenig von ihr, daß er im Gegentheile unmittelbar vorher dem Könige eine Denkschrift gegen den beabsichtigten Krieg wider die Spanier einreicht. Der Sohn Tavannes' gibt in den Memoiren seines Vaters (Petitot XXV, 298 ff.) vielmehr eine genaue Erzählung des Hergangs, die, offenbar auf den Berichten des alten Marschalls beruhend, jenen so schildert, wie wir ihn im Texte bringen werden — ganz in Uebereinstimmung mit der Ansicht des Nuntius. — Ein anderer hoch gestellter Katholik ist Cheverny, damals sehr einflußreicher Staatsrath, Schwiegersohn des ersten Präsidenten des Pariser Parlaments, seit 1578 aber Großsiegelbewahrer und bald Kanzler der Könige Heinrich III. und Heinrich IV., also im Stande, vortrefflich unterrichtet zu sein. Cheverny nun sagt ebenfalls in seinen Memoiren (Michaud & Poujoulat I. X, 470 f.): nach der Verwundung Colignys habe der König die Rache der Hugenotten gefürchtet und, um dieser zuvorzukommen, das Gemetzel anbefohlen. — Ganz ebenso lautet das Urtheil von der anderen Seite, soweit wohl unterrichtete und besonnene Personen in Betracht kommen. Du Plessis-Mornay, der die Ansicht des navarrischen Hofes und zumal Heinrichs IV. wiederspiegelt, spricht ebenfalls (Mémoires I, 123) von der Blutnacht als einer Sache, à la quelle peu de jours auparavant ou eût fait conscience de penser, et le roi lui-même en eût eu horreur. — Graf Ludwig von Nassau, dessen protestantischer Eifer doch gewiß nicht zweifelhaft ist, versicherte wenige Wochen nach der Bartholomäusnacht, daß sie nicht prämeditirt gewesen sei (Groen van Prinsterer a. a. O. Seite 53). — Selbst der leidenschaftliche D'Aubigné, der aber Heinrich IV. genau kannte und von ihm ohne Zweifel auch über diese Ereignisse belehrt war, erzählt in seiner Histoire universelle Bd. II, Buch I, Kap. 3 (S. 13, Ausgabe 1616—1620): Gegen den 20. August 1572 verließ der gemäßigte Herzog von Montmorency den Hof; darauf (alors) beschloß man, den Admiral zu tödten. — Und endlich lauten die Erzählungen der Geschwister Karls IX., der Königin Margarethe von Navarra und des Herzogs von Anjou (Heinrich III.) — Erzählungen, die von einander ganz unabhängig sind — durchaus konform mit den Berichten, von denen wir bisher zu sprechen gehabt haben. — — Diese übereinstimmenden Angaben der bestunterrichteten Augenzeugen und sonstigen Zeitgenossen lassen eigentlich einen Zweifel kaum mehr aufkommen. Schon der alte Wachler traf denn auch das Richtige in seiner „Pariser Bluthochzeit" (Breslau 1826), einem Buche, das allerdings in mancher Beziehung veraltet ist, aber doch eine im Ganzen zutreffende Auffassung zeigt, so daß es dem historischen Scharfsinn des mit so unvollkommenem Material arbeitenden Verfassers alle Ehre macht. Neuerdings haben Raumer (Gesch. Europas II, 256), Mignet, Michelet, Henri Martin, Ranke, Baum (Leben Bezas), White (Massacre of St. Barthelemew, London 1868), Soldan (Frankreich und die Bartholomäusnacht, in Raumers Hist. Taschenbuch 1854), Forneron (Les ducs de Guise II, 142 ff.), Tessier (L'amiral Coligny), Desjardins (a. a. O.), Ramée (Les Noces Vermeilles. Paris 1877), Loiseleur an verschiedenen Orten, und viele andere Autoren die Plötzlichkeit des Entschlusses zur Bartholomäusnacht als völlig erwiesen betrachtet und dargestellt. — Den entgegengesetzten Standpunkt vertreten merkwürdiger Weise bald nach dem Ereignisse ultrakatholische Schriftsteller. So Capilupi in seinem berüchtigten Stratagemma di Carlo IX. re di Francia contra gli Ugonoti rebelli di Dio, das der Verfasser, der in Rom lebte, daselbst noch

letztjährigen Unruhen zuschrieb, eine Gereiztheit, die durch das schroffe und anmaßende Benehmen des spanischen Gesandten, Don Frances de Alava, nur noch gesteigert wurde. Katharine selbst, früher mit ihm in vertrauten Unterhandlungen, forderte dringend dessen Abberufung, die sie doch erst im Herbst 1571 durchsetzte. Voll und ganz wandte Karl IX. sich einer antispanischen Politik zu. Man that alles, um Venedig von dem großen spanisch-päpstlichen

1572 veröffentlichte (Wiederabdruck Archives curieuses de l'histoire de France. I, VII). So Adriani in seiner Istoria de' suoi tempi. So Davila libro V. Diese Schriftsteller haben ihre Angaben unmittelbar von der zelotisch katholischen Partei unter den Franzosen bezogen. Weshalb dieselbe eine solche Haltung eingenommen, wird schon von einem wohl unterrichteten und gewiß unverdächtigen Zeitgenossen enthüllt: von dem spanischen Gesandten in Rom, Don Juan de Zuñiga. Er schreibt am 8. Sept. 1572 an seinen Souverän (Gachard a. a. O. 249f.): „Die Franzosen wollen zu verstehen geben, daß ihr König jenen Schlag seit seinem Friedensschluß mit den Hugenotten beschlossen habe, und damit man glaube, er sei fähig gewesen, ihn vorzubereiten und zu verheimlichen bis zu der für die Ausführung geeigneten Zeit, schreiben sie ihm Stratageme zu, die selbst gegen Ketzer und Rebellen nicht erlaubt scheinen. Ich halte es für sicher, daß, wenn der gegen den Admiral gerichtete Schuß mehrere Tage vorher beabsichtigt und von dem Könige autorisirt war (das letztere ist nicht richtig), so doch der ganze Rest von den Umständen eingegeben wurde." — Der gleichen Anschauung, wie jene zelotischen Franzosen, hatte Karl IX., um sich zu rühmen, schon am 26. Aug. 1572 öffentlich vor dem Pariser Parlament Ausdruck gegeben (M. Koch in den Denkschr. der Wiener Akad. d. Wiss. 1850. II, 67) — freilich im Widerspruche mit zahlreichen anderweitigen Kundgebungen seinerseits. In Rom gab dann der Kardinal von Lothringen — mit dem auch Capilupi in Verbindung stand — dieselbe Parole aus (Groen van Prinsterer, Archives I, IV, II, 22*). Auch an den andern katholischen Höfen mußten die französischen Gesandten in diesem Sinne sprechen, so daß man sich nicht wundern darf (wie Wuttke, Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. S. 183 ff. gethan), daß nachträglich der Papst und Philipp II. in ähnlicher Weise dem französischen Hof, nach dessen Wunsch, antworteten. — Von gerade entgegengesetzter Anschauung gehen moderne demokratische oder protestantische Verfechter der Prämeditation aus. Neuerdings haben nämlich, gegenüber der allgemein angenommenen Ansicht, der nun verstorbene Wuttke, sowie Lord Acton (in der North British Review, Oktober 1869) abermals das Thema von der langen und sorgfältigen Vorbereitung der Bartholomäusnacht aufgenommen, und Henri Bordier hat unter dem Titel La Saint-Barthélemy et la critique moderne (Genf 1879) eine heftige Anklage gegen die moderne Kritik gerichtet, welche die Schändlichkeit der Bartholomäusnacht abzuschwächen suche, und es als die Pflicht zumal jedes guten Protestanten bezeichnet, an die teuflisch planmäßige langjährige Vorbereitung durch deren Urheber zu glauben. Alfred Maury hat dieser Ansicht das Gewicht seiner allgemein anerkannten Autorität geliehen (Journal des Savants, März 1880). Er stützt sich besonders auf zwei Umstände: einmal, daß König Karl selbst auf seine Unterthanen geschossen; dann, daß Katharine de Medici dem Marschall Strozzi im voraus die bevorstehende Niedermetzelung der Protestanten angezeigt habe. Was die erstere Thatsache betrifft, so ist schwer abzusehen, welche Beweiskraft für die Prämeditation derselben innewohnen könnte; und übrigens hat Jules Loiseleur (Revue historique. XV, 91 ff.) unwiderleglich dargethan, daß sie durch kein gültiges Zeugniß belegt ist und nur in einigen hugenottischen Flugschriften behauptet wird, die von Parteigeist erfüllt und zahlreicher sonstiger Irrthümer überführt sind. Einer dieser Pamphletisten, Barnaud, erfand auch den angeblichen Brief Katharinens an Strozzi, einen Brief,

Bündniß gegen die Türken abzuziehen, mit denen man das alte freundschaftliche Verhältniß, wie es zur Zeit Franz' I. geherrscht hatte, wieder herzustellen suchte. Mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wurden Verhandlungen angeknüpft. England und die aufständischen Niederländer erfreuten sich einer lebhaften und nützlichen Bevorzugung durch Frankreich. Damals wurde eifrig über die Vermählung der englischen Königin Elisabeth zuerst mit Heinrich von

---

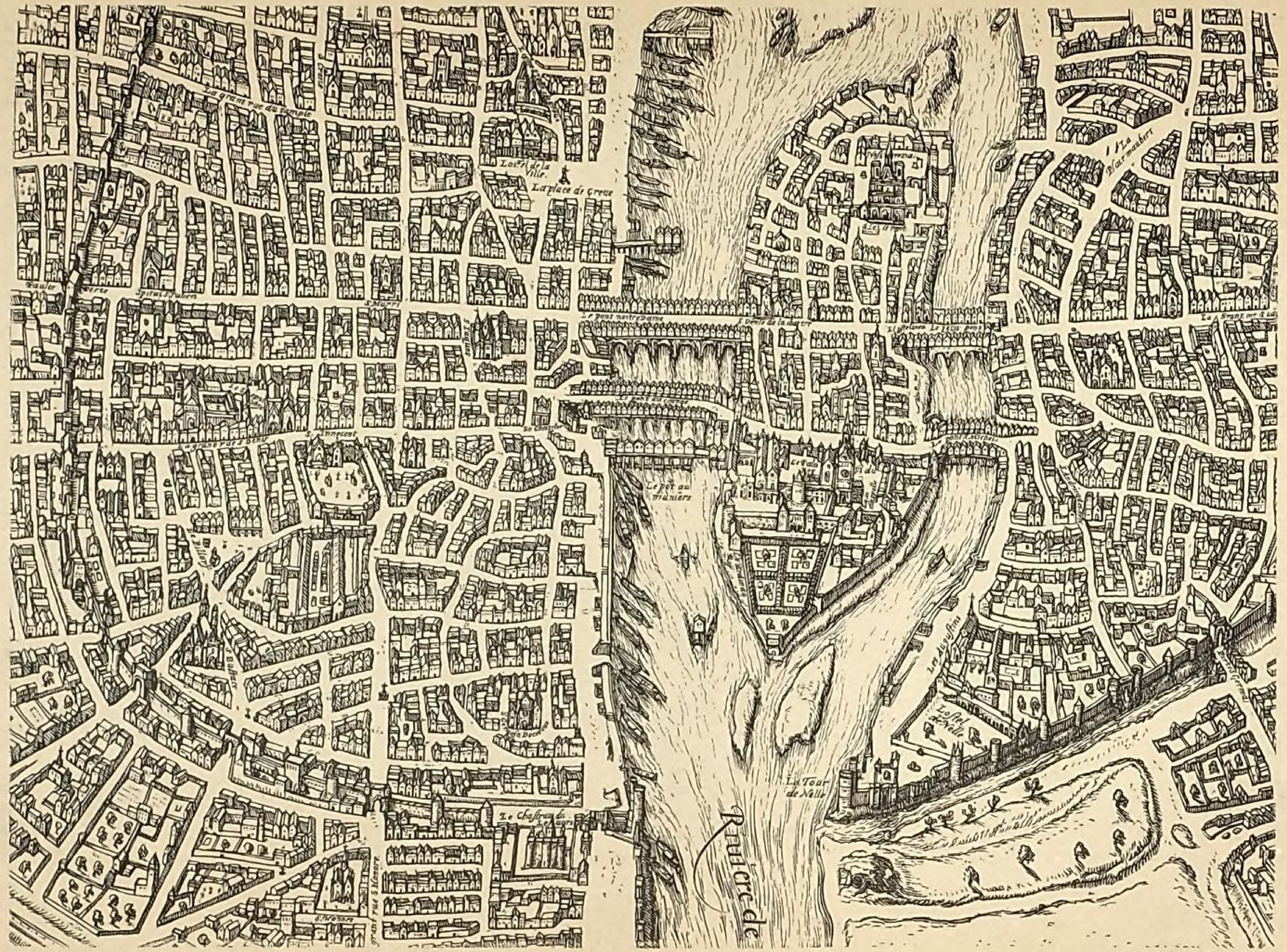
dessen Unmöglichkeit schon aus dem Umstande erhellt, daß Katharine mehr als zwei Monate vor der Pariser Schlächterei das Datum des 24. August für dieselbe festgesetzt haben sollte, während in Wirklichkeit der Termin der Hochzeitsfeier Heinrichs von Navarra und Margarethens von Valois noch Anfang August 1572 völlig unsicher war! Dies würde eine übernatürliche Voraussicht, ja Prophetengabe bei Katharinen bezeugen, die ein von so vielen Zufällen und Umständen abhängendes Ereigniß siebzig Tage voraus auf ein beliebiges Datum hätte bestimmen können! — Noch eigenthümlicher ist die Beweisführung des Herrn Jules Doinel im Bulletin de l'histoire du protestantisme français, 1882. I, 31 ff. Er bringt einige Dokumente, die beweisen, daß die Stadt Orleans einige katholische Prediger während des Frühjahrs und Sommers 1572 zurückbehalten und bezahlt hat. Was konnten sie wohl anderes predigen, sagt er, als den Kreuzzug gegen die Hugenotten? Folglich waren sie und mit ihnen der Magistrat von Orleans im Einverständniß mit dem Könige und seinen Räthen, die Protestanten am 24. August zu massakriren. Man weiß wahrlich nicht, ob man eine solche Art historischer Folgerung überhaupt noch ernst nehmen soll! — Diese Argumente sind also völlig hinfällig; und überdies sehe man die positiven Gegenbeweise wohl unterrichteter Zeitgenossen, die ich schon angeführt habe und auf den nächsten Seiten noch weiter beibringen werde. Das freilich ist durchaus zuzugestehen, daß der Gedanke an eine Niedermetzelung der Hugenotten in eifrig katholischen Kreisen häufig erörtert und zumal dem Könige und seiner Mutter sowohl von Spanien als auch von dem Papste (Theiner, Annales Ecclesiastici. I, 43. 327. — Groen van Prinsterer, Archives. I, IV, II, 13*), sowie endlich von den katholischen Zeloten am Hofe selbst (man vergl. Mémoires de Montluc, Mich. & Pouj. I, VII, 295) mehrfach nahe gelegt worden war. Daraus erklärt sich zum guten Theile die Schnelligkeit des endgültigen Entschlusses und die rasche Organisation der Ausführung. Aber gefaßt wurde jener erst im letzten Augenblicke. Wie hätte man auch sonst damit angefangen, nur auf den Admiral zu schießen, dessen Ermordung ohne Zweifel für alle Hugenotten das Signal gewesen wäre, eiligst Paris zu verlassen und in den Provinzen den Rachekrieg zu organisiren? Schon der Zeitgenosse Montluc hat dies richtig erkannt; Mich. & Pouj. I, VII, 379. Wir wissen in der That, daß nach der Verwundung Colignys viele seiner Freunde dies beabsichtigten und nur durch sein eigenes Zureden daran verhindert wurden! Wäre das Gemetzel von vorn herein beabsichtigt gewesen, so hätte man damit angefangen und nicht erst die Bedrohten durch das Attentat auf den Admiral gewarnt! — — Noch während des Druckes kamen mir zwei Schriften zur Hand, die beide sich mit unserm Gegenstande beschäftigen: Herm. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Straßburg 1882) und Ant. Phil. von Segesser, L. Pfyffer und seine Zeit, Bd. II (Bern 1881). Es war mir eine große Genugthuung zu sehen, daß beide Autoren, obwohl von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, doch vollständig und zum Theile wörtlich zu denselben Ergebnissen betreffs der Bartholomäusnacht kommen, wie ich sie in der gegenwärtigen Arbeit und schon vorher kurz und auszüglich im Athenaeum Belge 1881, Nr. 14, niedergelegt habe. Nur in einigen Einzelheiten weicht Baumgarten von meinen Anschauungen ab, die im Detail zu entwickeln hier leider nicht der Ort sein kann. Ich habe beide treffliche Bücher noch zum Theil auch für meine Darstellung verwerthen können.

Anjou, dann mit dessen jüngerm Bruder Alençon verhandelt. Die Anhänger Oraniens wurden unter der Hand ermuthigt, ihren Kaperschiffen Aufnahme in französische Häfen gestattet. Graf Ludwig von Nassau erschien im Juli 1571 am französischen Hofe, wo er sich auf das liebenswürdigste aufgenommen sah. Nur diese Haltung Frankreichs hat den bisher so unglücklichen Versuchen der Geusen einen bessern Fortgang verschafft, ihre Hoffnungen und die Zahl ihrer Anhänger vergrößert. Französisch-hugenottische Truppen machten mitten im Frieden einen Einfall in die Niederlande und bemächtigten sich der wichtigen Stadt und Festung Mons. Vergebens erhoffte Philipp II. hierin eine Aenderung von der jungen Königin Elisabeth, der Tochter Kaiser Maximilians II.; dieselbe sah sich jedes Einflusses am französischen Hofe beraubt. Man kann es der spanischen Regierung nicht verargen, daß sie über solche Undankbarkeit, nach der von ihr Karl IX. im Jahre 1568 geleisteten Hülfe, höchlichst entrüstet war. Dieser Streit gedieh so weit, daß zwischen dem spanischen Gesandten in Paris und dem Könige es im August 1571 zu unverblümten Kriegsdrohungen kam. „Die Gemüther," schreibt der toskanische Gesandte schon am 10. Mai 1571, „sind voll Begierde, Spanien auf den Rücken zu springen, um so mehr, da man hofft, daß Hugenotten und Katholiken darin ihren Hader begraben und gern ihren König erhöhen würden." In dieser Aussicht wünschte Karl einen zuverlässigen und einflußreichen Kriegs- und Staatsmann zu seinem unmittelbaren Rathgeber und Helfer zu gewinnen, und sein Augenmerk fiel auf Kaspar von Coligny; er berief ihn an den Hof. Freilich riethen demselben viele seiner Freunde eifrig ab, da man sich auf den schwachen, ebenso beweglichen wie leidenschaftlichen König und die Italienerin, seine Mutter, nicht verlassen könne. Aber die Regierung zeigte sich überall den Hugenotten so gerecht, ja günstig, es war ein so hohes Ziel, das dem Admiral winkte — er, der noch vor einem Jahre Geächtete, sollte nun das Steuer des Staates führen —: daß er jede Bedenklichkeit bei Seite warf. Am 12. Sept. 1571 traf er in Paris ein und sah sich hier von Katharine und dem Könige auf das ehrenvollste und zuvorkommendste aufgenommen. Er wurde Karls IX. vertrautester und einflußreichster Berather.[1]) Selbst zu Katharine stellte er sich dauernd freundlich, indem er versprach, deren gehorsamster Diener sein, ihre Anhänger und Schützlinge begünstigen zu wollen.

Trotzdem war für die Hugenotten die Atmosphäre eine schwüle, gewitterdrohende. Wie gründlich hatte sich die Stimmung des Volkes gegen sie gewendet; der großen Masse der leidenschaftlichen, erregbaren Bewohnerschaft der Städte erschienen sie als die schlimmsten, verderblichsten Feinde Gottes und Frankreichs.[2]) In Rouen wurden die Protestanten, wie sie von ihrer

---

1) G. Paris, Correspondance de roi Charles IX. et du sieur de Mandelot pendant l'année 1572 (Paris 1830): eine nicht unwichtige Briefsammlung, wenn auch die vom Herausgeber beigefügten Noten mit Vorsicht aufzunehmen sind. — Fr. Ebeling, Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter Karl IX. (Leipzig 1872.) 2) Man vergl. besonders das Tagebuch des Jehan de la Fosse.



Verkleinertes Facsimile eines Theiles der topographischen Ansicht von Paris in Braun's Städtebuch vom Jahre 1572.

vor den Thoren gelegenen Kirche zurückkehrten, von dem Pöbel angefallen, eine Menge von ihnen getödtet oder doch verwundet. Das niedere Volk von Orange erhob einen dreitägigen Tumult gegen die Hugenotten, deren mehrere getödtet oder verwundet wurden. Das Parlament, der Prevot des Marchands (Bürgermeister) und die gesammte Bürgerschaft von Paris widersetzten sich Monate lang der vom Könige befohlenen Niederreißung einer mehreren hingerichteten Protestanten gewidmeten Schandsäule, und es mußte zu diesem Behufe erst militärisch eingeschritten werden. Von der Kanzel herab ermahnte eine fanatische Geistlichkeit das Volk, nicht zu glauben, daß es wirklich der Wille des Königs sei, die Ketzer zu begünstigen, vielmehr werde der Monarch von Coligny gefangen gehalten: wirklich wurden auch in der Hauptstadt mehrere protestantische Häuser verwüstet und geplündert. Drohende Lieder gegen die Hugenotten erklangen in den Straßen von Paris, während die protestantischen Edelleute über die lächerlichen Bürgersoldaten mit ihren alten Harnischen spotteten. Um so zorniger wurden die Pariser Bürger, die im Geheimen ihre Waffen gegen die ketzerischen gaskognischen Junker schärften. Auch die eifrig katholischen Großen blieben nicht müßig. In Paris, Toulouse, andern Städten wurde für die Guise Geld aufgehäuft für den Fall eines neuen Religionskrieges. „Glauben Sie, Sire," sagte Blaise von Montluc zum Könige,[1]) „mit der Milde werden Sie mit diesen Leuten — den Hugenotten — niemals fertig werden. Der Beste unter ihnen wünscht Sie todt zu sehen, und doch verbieten Sie uns, ihnen Uebles zuzufügen." Er rieth dem Herrscher, „diese Menschen" ohne Prozeß an die Bäume zu hängen, dann würde der Rest sich bald genug unterwerfen.

Indeß der König schien fest entschlossen, auf dem seit einigen Monaten eingeschlagenen Wege weiter fortzuwandeln. Er bestrafte auf das strengste die Urheber und Theilnehmer der Unruhen gegen die Hugenotten. An die Gouverneure der Provinzen erging durch besondere königliche Abgesandte der mündliche Auftrag, die Protestanten gemäß dem Friedensedikte zu schützen.[2])

1) Mém. de Montluc; Mich. & Pouj. I. VII, 295. 2) Ein Erlaß des Königs an den Gouverneur von Burgund vom 30. Aug. 1572 (Arch. curieuses VII, 343) befiehlt demselben strenge Maßregeln gegen die Hugenotten seiner Provinz an: Au surplus, quelque commandement verbal que nous ayons pu faire à ceux que nous avons envoyés tant devers vous qu'en autres endroits de notre Royaume, lorsque nous avions juste cause de craindre quelque sinistre événement, ayant su la conspiration que faisait à l'encontre de nous le dit Amiral; nous avons revoqué et revoquons tout cela, ne voulant que par vous ou autres en soit aucune chose exécutée. — Wuttke (S. 35 f.) findet hierin den Beweis, daß der König schon lange vorher Maßregeln zu einer Niedermetzelung der Protestanten anbefohlen habe. Gerade das Gegentheil ist richtig. Der König sagt: er habe aus Furcht vor Empörungen, da er die (angebliche) Verschwörung Colignys gekannt, früher mündlich den Gouverneuren für die Hugenotten günstige Maßregeln anbefohlen; jetzt aber — wo der Admiral und seine Getreuen aus dem Wege geräumt sind — nimmt er diese Befehle zurück. Das wird nicht allein durch den Zusammenhang bewiesen, sondern auch durch die Erklärung des Königs

Die Soldaten, die gegen die Hugenotten gedient hatten, wurden mit großen Kosten, die über eine Million betrugen, abgelohnt und entlassen. Unter der Leitung des Herzogs von Montmorency als erblichen Gegners des Hauses Guise bildete sich eine Partei von duldsamen Katholiken, von den Eiferern höhnisch die „Politiker" genannt, die sich eng an die Protestanten anschlossen, und die am Hofe sehr einflußreich wurden. Colignys Einfluß wurde der allein maßgebende. Er hat wohl nicht daran gedacht, wie man vielfach meint, Karl IX. zum Protestantismus zu bekehren: was er wollte, war Friede im Innern, eine nationale d. h. antispanische und damit freilich auch, wie die Dinge einmal lagen, antikatholische Politik nach außen. Er suchte den König zur unmittelbaren und zwar militärischen Einmischung in Flandern und so zum Kriege gegen Spanien zu bestimmen. Karl IX. ging nicht ungern auf solche Pläne ein. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, hoch aufgeschossen, aber mager, schwach auf den Beinen, von gebückter Haltung und kränklich blasser Gesichtsfarbe. Er hatte sich durch unablässige körperliche Bewegung und zumal durch ein fanatisches Betreiben der Jagd zu stärken gesucht, war dem Vergnügen mehr als billig nachgegangen, hatte geistige Beschäftigung dagegen vermieden und deßhalb bisher in völliger Abhängigkeit von seiner Mutter gestanden.[1]) Allein jetzt begann er sich mehr und mehr von derselben zu befreien. Der schwache Jüngling liebte es, sich vorzureden, daß er zu großen Kriegsthaten berufen, daß er vor allem dazu bestimmt sei, Mailand, das Erbtheil seiner Ahnfrau Valentine Visconti, den Spaniern zu entreißen. Indem er seine Schwester Margarethe, trotz der wiederholten heftigen Einreden des Papstes und trotz dessen Weigerung, den zur Vermählung mit einem verwandten Ketzer nöthigen Dispens zu bewilligen, mit dem jungen Hugenotten Heinrich von Navarra verlobte, dachte er daran, diesem sein Königreich jenseits der Pyrenäen zurückzuerobern. Bis tief in die Nacht berathschlagte er solche Dinge mit Coligny, den er „seinen Vater" nannte. Freilich kämpften die eifrigen Katholiken unausgesetzt gegen solche Pläne. Sie wiesen den Fürsten auf die Gefahren hin, die ein Krieg gegen Spanien mit sich führen, und zumal auf die Schädigung, die derselbe den katholischen Interessen bereiten würde. Des Königs Bruder Heinrich von Anjou, der sich längst zum Haupte der zelotischen Partei erklärt hatte, und der Marschall von Tavannes, ein wilder blutdürstiger Eiferer, standen an der Spitze dieser Leute. Philipp II. und

---

vor dem Parlamente von Paris, am 26. Aug. 1572. Er sagte da u. a. (Bericht Olaeguis, Gachard S. 107): er sei ehemals gezwungen gewesen, mit den Hugenotten Frieden zu machen, weil sein Volk durch den Bürgerkrieg ermattet und heruntergekommen war; nun aber, da Gott ihm Sieg über seine Gegner verliehen, nehme er das — den Hugenotten günstige — Friedensedikt zurück, und solle niemand mehr eine andere Religion als die römisch-katholische ausüben. — Also wurden auch nach der Bartholomäusnacht die früher friedlichen Befehle an die Gouverneure durch Verfolgungsedikte ersetzt.

1) Relaz. di Giov. Correro (1569) S. 205.

der Papst strengten alle Kräfte an, um König Karl IX. zu der katholischen Gesammtpolitik wieder herüberzuziehen. Ersterer sandte den Jesuitengeneral, letzterer seinen Neffen, den Kardinal Alessandrino, nach Paris, um die Heirath Margarethens mit Heinrich von Navarra und die Pläne der Ketzer im letzten Augenblick zu vereiteln.

Aber es schien nicht, als ob sie bei dem jugendlichen Herrscher Gehör finden würden. Der Legat und der Jesuitengeneral setzten nichts bei ihm durch. Vielmehr wies alles auf Krieg gegen Spanien hin. Bei La Rochelle wurde ein starkes Heer unter Filippo Strozzi zusammen gezogen, das offenbar zur Landung in Flandern bestimmt war. Ein kleineres Corps, aus Katholiken und Hugenotten gemischt, ging bereits unter Herrn von Genlis ab (Ende Juni 1572), um dem Grafen Ludwig von Nassau bei dem Entsatze des von Alba belagerten Mons beizustehen. „Alle meine Gedanken," schreibt Karl an seinen Gesandten in Konstantinopel, „sind darauf gerichtet, mich der Größe der Spanier zu widersetzen."

Nunmehr jedoch ward Colignys kühne antispanische Politik von einigen harten Schlägen betroffen. Genlis und seine Freischaaren ließen sich von den Spaniern überraschen, schlagen, gefangen nehmen; die meisten wurden von den Siegern getödtet. Die Verhandlungen eines Bündnisses mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wollten nur langsam von der Stelle rücken, zumal die deutschen Lutheraner ihren Widerwillen gegen die französischen und niederländischen Calviner nicht zu überwinden vermochten.[1]) Elisabeth von England, die den französischen Einfluß in den Niederlanden überhaupt ungern sah, zögerte unablässig, sich für eine französische Allianz zur Befreiung der letzteren zu erklären, ja sie trat lieber mit Spanien selbst in Verhandlungen.[2]) Der Großherzog von Toskana, der Verwandte Katharinens und bisher mit den Spaniern in bitterm Zwist, ging völlig zu denselben über und gewährte ihnen selbst ein beträchtliches Darlehen. Der spanische Sieg bei Lepanto hatte allerorten einen großen Eindruck gemacht: die Türken selbst wollten nichts gegen den katholischen König unternehmen und wiesen alle französischen Anerbietungen und Aufreizungen zurück.

Dadurch wurde der König schon stutzig: allein der Hauptschlag gegen den Admiral kam doch von einer andern Seite.

Katharine von Medici hatte sich durch die Erfahrung der letzten Jahre überzeugt, daß die weit überwiegende Mehrheit der französischen Nation nicht allein dem Katholizismus treu blieb, sondern auch geradezu die Vernichtung der Protestanten wünschte. So lange die Reform nur allgemein als Kirchenverbesserung aufgetreten war, hatten sich überall Neigungen für sie gezeigt; jetzt, wo sie als eine bestimmte, eng begrenzte, getrennte kirchliche und poli-

1) Man sehe darüber besonders A. Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen von der Pfalz. II, I. 2) Vgl. Middlemore an Burghley, 17. Juni 1572; Ellis, Original letters. II, III, 6.



König Karl IX. von Frankreich.
Gemälde von François Clouet, genannt Janet (16. Jahrh.).
(Im Besitz des Herzogs von Aumale.)

tische Partei erschien, hatte sie den Gegensatz wachgerufen, der immer heftiger, immer leidenschaftlicher sich erhob. Katharine aber, diese vollendete, kühl berechnende Politikerin, war stets geneigt, der Stimme des Volkes Gehör zu



Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Karls IX.
Gemälde von Pieter Porbus d. J. († 1584).

geben. Oft ging sie verkleidet durch die Stadt, um zu hören, was die Bürger unter einander von den Tagesereignissen redeten.[1]) So war ihr die ganze überaus hugenottenfreundliche Wendung des Königs zuwider. Bereits im

1) Revue rétrospective. t. V, I et II.

Januar 1571 hatte sie die Wiedereinsetzung L'Hospitals in die Kanzlerwürde vereitelt und dieselbe dem Präsidenten Biragne, einem ihrer willfährigsten Werkzeuge, übertragen lassen. Sie hätte wohl, um einer Erneuerung des Bürgerkrieges zu entgehen, die Duldung der Protestanten zugelassen; aber daß der Monarch sich mit neun Zehnteln seiner Unterthanen in Widerspruch setzte, um sich einer Faktion zu unterwerfen, die noch vor kurzem sich kein Gewissen daraus gemacht hatte, ihn und seine Mutter gewaltsam zu überfallen, das mißbilligte sie völlig. Und nun gar ein Krieg mit Spanien, ohne einen zuverlässigen Bundesgenossen, schien ihr überaus gefährlich. Sie hatte stets versucht, mit dem Papste und mit dem katholischen Könige auf freundschaftlichem Fuße zu bleiben, einen förmlichen Bruch zu verhüten.[1]) Im Herbst 1571 schien ihrem Vertrauten, dem toskanischen Gesandten Petrucci, das Gelingen der hugenottischen Entwürfe schon deßhalb sehr zweifelhaft, weil Katharine den „festen Entschluß" hege, mit Spanien Frieden zu schließen. Im Frühjahr 1571 trat ihre Besorgniß vor jedem feindlichen Zusammenstoß mit Spanien ganz überwältigend hervor. Es war darüber zu einem ernsten Zerwürfniß zwischen ihr und Karl IX. gekommen, der damals noch völlig von kriegerischen Plänen erfüllt war; sie arbeitete mit Erfolg darauf hin, deren Ausführung zu verzögern, unmöglich zu machen. Ihr Vertrauter, der Marschall von Retz, suchte den Monarchen selbst umzustimmen. Es scheint, als habe sie bereits Genlis' Unternehmung an die Spanier verrathen. Jedenfalls hat das Scheitern jenes Versuches ihren Entschluß bestimmt, den Krieg unter allen Umständen zu verhindern.[2]) Später hat sie sich sogar gerühmt, die Hochzeit ihrer Tochter mit Heinrich von Navarra nur deßhalb gebilligt zu haben, um die Reformirten und zumal deren Führer so zahlreich wie möglich nach Paris zu ziehen und hier mit einem Schlage verderben zu können — allein dies war nur Ruhmredigkeit nach dem Ereignisse! So lange war in Wirklichkeit die äußerste Entscheidung nicht vorbereitet worden. — Zu diesen allgemeinen Beweggründen kamen bei Katharine nicht minder gewichtige persönliche. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht waren, neben einer nicht unbeträchtlichen Gabe französischen Patriotismus, die leitenden Motive Katharinens von Medici. „Alle ihre wichtigern Handlungen," sagt ein venezianischer Gesandter,[3]) „sind stets geführt und bestimmt worden von einem höchst mächtigen Triebe, und das ist der Trieb zum Herrschen." Jetzt fürchtete sie, durch den Admiral noch ganz aus dem Vertrauen ihres Sohnes, aus ihrem Einfluß auf denselben verdrängt zu werden. Coligny gedachte schon längst nicht mehr des Versprechens, das er zehn Monate früher der Königin-Mutter gegeben hatte, ihr ein treuer Diener sein zu wollen. Er erging sich nicht allein gegen die in Paris weilenden Spanier in lebhaften Drohungen,[4]) sondern auch gegen Katharine. So suchte

1) Das Folgende nach Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. 2) Walsingham, Letters. S. 263 f. 3) Sigism. Cavalli (Alberi I, IV). 4) Baumgarten S. 204.

sie Karl gegen Coligny, gegen die Hugenotten überhaupt einzunehmen. Diese versahen sich nie viel Gutes von ihrer Seite; als die verwitwete Königin von Navarra, die der Hof mit großer Mühe nach Paris gezogen hatte, dort plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben war (9. Juni 1572), hatten die Hugenotten sofort von Gift gesprochen, das ihr Katharine beigebracht. Coligny, obwohl seiner geraden Natur gemäß vertrauensvoller, konnte sich längst der offenbaren Feindseligkeit der letztern nicht mehr verschließen. Er rieth dem Könige, seiner Mutter die ungebührliche Gewalt zu nehmen, seinen unruhigen Bruder von Anjou aus dem Reiche zu verweisen; es handle sich darum, ob man äußern oder innern Krieg haben wolle, und da sei doch bei weitem der äußere vorzuziehen, wo Ruhm und Vortheil zu hoffen stehe. Immer von neuem wußte er ihn gegen Alba, die Spanier, deren Freunde in Frankreich zu erbittern; oft schien der Ausbruch des Kampfes unmittelbar bevorzustehen. War doch derselbe für Coligny und alle eifrigen Hugenotten die wahre Aufgabe ihres Lebens!

So war am Ende des Monats Juli 1572 der Hof durch einen gefährlichen Zwiespalt getheilt: auf der einen Seite der Admiral, welcher durchaus Frieden nach innen und eine kriegerische Politik nach außen verlangte; auf der andern des Königs Mutter und Bruder, die ebenso nachdrücklich Versöhnung mit Spanien und Unterdrückung der Hugenotten anriethen. Der Zwist war so lebhaft, daß er nur mit dem Untergange der einen oder der andern Partei enden konnte. Und da war bei einem so schwachen, im Grunde nicht bösartigen, aber unruhigen, leidenschaftlichen, zum Verdachte geneigten Charakter, wie der Karls IX., der Ausgang von vorn herein nicht zweifelhaft. Mochte auch eine Zeit lang Einsicht und kriegerische Neigung ihn auf Colignys Seite ziehen, schließlich mußte er doch, vor die Wahl gestellt zwischen einem Ketzer, seinem bisherigen hauptsächlichen Feinde und seinen nächsten Blutsverwandten und Freunden, zumal seiner Mutter, an deren unbedingten Einfluß er Jahre lang gewöhnt gewesen, zu den letztern übertreten.

Weisere und Vorsichtigere unter den Protestanten erkannten dies sofort. Während der König noch mit dem größten Nachdruck gegen Spanien rüstete, während die Mehrzahl der Hugenotten und der Admiral selbst sich ganz sicher wähnten, riethen manche zum Verlassen des Hofes, führten einige diesen Vorsatz schon aus.

Der erste Sieg, welchen die Partei Katharinens erfocht, war, daß die schon so gut wie entschiedene Kriegsfrage, gegen den Willen Colignys, noch einmal der Berathung in einem Conseil (6. und 9. August) unterbreitet wurde. Vergebens rieth in diesem Coligny dringend zum Kriege; Katharine und Anjou vereinten gegen ihn die Mehrzahl der Stimmen, und endlich schloß sich ihnen der König selbst an. Der Admiral, im Schmerz und in der Entrüstung seiner plötzlich getäuschten Hoffnungen, rief aus: „Wollte Gott, daß nicht ein anderer Krieg ausbricht, dem der König nicht ausweichen kann.“

Die Gegner fanden darin die Drohung, ja die Ankündigung eines neuen

Bürgerkrieges. Jedenfalls, erklärten die Hugenotten, würden sie selbst ohne ihre Regierung den niederländischen Glaubensbrüdern zu Hülfe kommen. Damit lag die Gefahr einer kriegerischen Verwickelung mit Spanien für das offizielle Frankreich immer noch vor. Katharine, die nunmehr den Herrscher halb und halb auf ihrer Seite sah — denn offen hatte derselbe noch nicht mit Coligny gebrochen — beschloß, es weder zu der einen noch zu der andern Eventualität kommen zu lassen. Sie erinnerte sich, wie oft der Admiral der Regierung feindlich gegenüber gestanden, wie oft er rücksichtslos die Rebellion begonnen hatte; der Ueberfall von Monceaux und Meaux im Jahre 1567 mußte ihr wieder vor die Seele treten. Sie haßte ihn ebenso sehr, wie sie ihn fürchtete: seine Vergangenheit erhob sich gegen ihn. Wäre er aus dem Wege geräumt, meinte sie, würde es mit der Macht der Hugenotten überhaupt zu Ende sein. Ohne Zweifel gedachte sie der Worte Albas: „Ein Lachskopf" — ein Lachs war das Wappen der Chatillon — „ist mehr werth, als zehntausend Froschköpfe."

Schon seit Mitte Juli hatte sie die Witwe des Herzogs Franz von Guise in das Geheimniß ihrer Gegnerschaft wider den Admiral gezogen, den man ja der Anstiftung des von Poltrot verübten Mordes beschuldigte; beide rachgierige Frauen beriethen mit ihren Söhnen Anjou und dem jungen Guise. Jetzt schien ihnen der Augenblick zum Handeln gekommen. Ein Mörder von Handwerk, Maurevel, wurde gedungen, aus sicherem Versteck den Admiral zu erschießen. Doch traf er ihn nur in den linken Oberarm und die rechte Hand (22. August 1572); der Meuchler wußte zu entkommen.

Wäre Coligny getödtet worden, so hätte Katharine sich wahrscheinlich damit zufrieden gegeben[1]) und die Hugenotten durch Konzessionen zu gewinnen gesucht. Aber nun fürchtete sie seine Rache — denn die eigentlichen Urheber des Mordanschlags wurden sofort gemuthmaßt — und die Hugenotten geriethen in größte Aufregung. Die in Paris anwesenden protestantischen Edelleute

1) Dieser wichtige Punkt, der jede Vorbereitung der Bartholomäusnacht von langer Hand ausschließt, ist nicht nur durch die spätern Geständnisse des Königs Heinrich III. (Discours du Roy Henry troisiesme à un personnage d'honneur et de qualité [seinen Arzt Miron] sur les causes et motifs de la Saint-Barthélemy; Petitot XLIV, 496 ff.), sondern auch durch eine Depesche des Nuntius Salviati vom 24. Aug. 1572 erhärtet. Letzterer schreibt: Se l'archibugiata ammazava subito l'Amiraglio, non mi risolvo a credere che si fusse fatto tanto a un pezzo. — Die Glaubwürdigkeit des eben erwähnten Discours de Henri III. ist nachgewiesen von Baguenault de Puchesse (Revue des Quest. hist. Juli 1880, S. 278 f.) und Loiseleur (Rev. hist. Jan.-Febr. 1881, S. 86 ff.). Ueberdies macht Ramée (Les noces vermeilles. Paris 1877) S. 94 Note 1 mit Recht darauf aufmerksam, daß der Discours völlig übereinstimmt mit dem „Verzeichniß des Gespräches, so zwischen Heinrich III. und Kurfürst Friedrich III. zu Heidelberg vorgegangen," von dem Kurfürsten eigenhändig aufgezeichnet, d. 12. Dec. 1573 (Monumenta pietatis et litteraria, Frankfurt 1701. I, S. 311—318). Ueber die Authenticität des Discours kann also wohl keine Frage mehr sein; und Heinrich spielt in ihm und in dem „Gespräch" eine so üble Rolle, daß absichtliche Verdrehung der Wahrheit seinerseits nicht angenommen werden kann.

ergingen sich in kecken aufrührerischen Drohungen gegen die Königin-Mutter, den Herrscher selbst.[1]) Katharine sah von neuem alles bestätigt, was sieben Jahre früher die Diplomaten Philipps ihr vorher verkündigt hatten, und naturgemäß kam sie nun auf die Pläne zurück, die jene ihr damals angerathen. So entschloß sie sich, um sich selbst, ihre Freunde und ihre Partei zu retten, zur Vernichtung der Hugenotten. Die Gelegenheit dazu war überaus günstig. Zu der Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarethe von Valois (18. August 1572) — Constricta hoc discordia vinclo las man wie zum Hohn auf der damals geprägten Medaille! — war der protestantische Adel zu Tausenden nach Paris geeilt. Man brauchte nur das Netz zuzuziehen. Wie oft waren zu ähnlicher That Katharine und ihre Umgebung von Rom und Madrid aus aufgefordert worden; und seit den Tagen von Bayonne hatten die Führer der zelotischen Katholiken ihre Bereitschaft zu einem vernichtenden Handstreich gegen die gehaßten Gegner erklärt.

Der König, von allen diesen Umtrieben unberührt, zeigte sich zunächst über das gegen Coligny verübte Attentat äußerst entrüstet und zu dessen Bestrafung entschlossen, nicht nur dem Admiral persönlich gegenüber, sondern auch in Rundschreiben an alle Gouverneure und Gesandten. Es war für die Anstifter die höchste Gefahr. Aber nun theilten ihm Anjou und Katharine selbst mit, daß sie die Urheber des Komplotts gewesen. Sie entschuldigten sich mit der Gefährlichkeit des Admirals, stellten dessen und aller Hugenotten so laut angedrohte Rache, den schrecklichsten Bürgerkrieg in sichere Aussicht; nur durch Vernichtung aller Hugenotten oder wenigstens der bedeutendern unter ihnen könne man, wie die Dinge nun einmal lägen, dem vorbeugen. Der König widersprach zuerst,[2]) denn er hegte persönliche Neigung zu einer Anzahl der hugenottischen Führer.[3]) Allein da Mutter und Bruder sowie seine einfluß-

1) Man vergl. unter vielen andern den Bericht der Königin Margarethe sowie die Depeschen der venezianischen Gesandten Michieli und Cavalli (La Ferrière, Le 16e siècle et les Valois. S. 320 f.). 2) „Länger als eine und eine halbe Stunde," sagt der venezianische Gesandte Sigismondo Cavalli (Alberi I. IV, 328), der überhaupt völlig mit der im Text gegebenen Darstellung übereinstimmt. — Heinrich von Anjou theilte später dem Kurfürsten von der Pfalz mit leichter Uebertreibung mit, der König habe den Anschlag erst drei Stunden vor seiner Ausführung gekannt; Ramée S. 119 Note. — Es ist ein Irrthum, wenn der spanische Gesandtschaftssekretär Olaegui (Bullet. de l'Ac. de Bruxelles I. XVI, I, 251 ff.) den Prevot des Marchands Marcel schon am 22. August zum Könige bescheiden läßt, um den Befehl zum Blutbade zu empfangen. Das Protokollbuch des Pariser Stadthauses (Arch. curieuses VII, 211 ff.) berichtet ausdrücklich, daß der Prevot des Marchands am Spätabend des 23. August zum Könige berufen worden, der ihn im Beisein der Königin-Mutter, Anjous und anderer Prinzen und Herren von der [angeblichen] Verschwörung der Hugenotten unterrichtete und beauftragte, zu deren Vereitelung die bewaffnete Mannschaft der Stadt aufzubieten. 3) So sagt Königin Margarethe von Navarra (Mich. & Pouj. I. X, 408): Le Roi Charles affectionnait Mr. de La Rochefoucault, Teligny et La Noue et quelques autres chefs de la Religion. Et à ce que je lui ai depuis oui dire à lui même, il y eut beaucoup de peine à l'y faire consentir [nämlich zu dem Gemetzel], et sans ce qu'on lui fit entendre qu'il y

reichsten katholischen Freunde ihm mit völligem Bruche drohten und die Gräuel des bevorstehenden Bürgerkrieges lebhaft schilderten, bewogen Furcht, Liebe zu den Seinigen, Gewöhnung an die mütterliche Autorität ihn zur Zustimmung. Leidenschaftlich und beweglich, wie er war, gerieth er in immer größere Aufregung: alle Hugenotten wollte er nun vertilgt wissen, daß damit wenigstens für immer Ruhe geschafft werde (23. August).

Der schleunigst berufene Prevot des Marchands von Paris stellte die Beihülfe vieler Tausende von Bürgern in Aussicht; und in der That fand man in der fanatischen Pariser Bevölkerung nur allzu geneigte Werkzeuge für die Schandthat. Der katholische Adel, zumal die Familie Guise und der Herzog von Montpensier, die königlichen Truppen, die Pariser Quartierhauptleute mit ihren Bürgerkompagnien gaben das Beispiel, alle vom Volke, die Lust hatten, schlossen sich an.[1]) Man weiß, wie furchtbar schnell in einer ohnehin leidenschaftlich erregten Bevölkerung der Blutdurst sich verbreitet.



Medaille Karls IX. auf die Bartholomäusnacht. Originalgröße.
(Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

In der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 — der Bartholomäusnacht — wurde zuerst Coligny und wurden dann in der Morgendämmerung alle Hugenotten, deren man habhaft werden konnte, ermordet: nach der geringsten Angabe zweitausend. Noch zwei weitere Tage dauerte das Gemetzel, weder Frauen noch Kinder wurden geschont. Jeder tödtete, wen er wollte, und plünderte dann das Besitzthum des Erschlagenen. Einzelne der Mörder erbeuteten an 10,000 Goldthaler! So gesellte zu dem Fanatismus sich der

---

allait de sa vie et de son Etat, il ne l'eût jamais fait. — Philipp II. läßt nach geschehener That vorzüglich Katharine und Anjou beglückwünschen, weil sie fueron los principales en la deliberacion.

1) Selbst der eifrig protestantische Jean de Serres, der an eine lange Vorbereitung der Bartholomäusnacht glaubt, muß doch berichten (S. 428 ff.), daß alle unmittelbaren Zurüstungen erst am Nachmittag und Abend des 23. August stattfanden, die Versammlung der Schöffen und Quartierhauptleute gar erst gegen Mitternacht. Auch Olaegui, der öfters erwähnte spanische Gesandtschaftssekretär, läßt den katholischen Adel erst am 23. gegen Mitternacht durch den König von dem Bevorstehenden unterrichtet werden.

noch unlauterere Beweggrund der Habsucht. Die beiden Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé retteten sich nur, indem sie sich zur Annahme der katholischen Religion bequemten, doch wurden sie am Hofe gefangen gehalten. Beatus qui non fuerit in me scandalizatus, ließ Katharine, wie vom bösen Gewissen geplagt, dem Herzog von Alba sagen.[1])

Die Gräuel blieben auch keineswegs auf Paris beschränkt, sondern fanden in erweitertem Umfange eine Nachahmung in den Provinzen. Es war dem Könige Ernst mit seinem Entschlusse, kein Hugenott solle übrig bleiben, der ihm das Geschehene vorwerfen könne. Während er offiziell heuchlerische Befehle zur Aufrechterhaltung des Friedensediktes verschickte, ließ er durch wiederholte mündliche Instruktionen und vertrauliche Schreiben den Statthaltern das Gegentheil auftragen: alle diejenigen, die als Hugenotten öffentlich aufträten, sollten als Feinde der Krone aufgegriffen und niedergehauen werden. Viele Wochen dauerte das Morden.[2]) Es wäre nutzlos, hier alle die Blut-



Medaille Gregors XIII. auf die Bartholomäusnacht. Originalgröße
(Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

thaten schildern zu wollen: an 30,000 Hugenotten — nach andern die doppelte oder dreifache Anzahl — wurden in den Provinzen getödtet. Glücklicher Weise wagten es einige Gouverneure, zumal im Süden, sich im Dienste der Menschlichkeit und Gerechtigkeit den königlichen Verfügungen zu widersetzen. Allgemein wurde den Protestanten die Religionsübung untersagt.

Der erste Eindruck auf dieselben war allerdings der des Schreckens gewesen. Tausende schwuren, um das Leben zu retten, ihren Glauben ab, andere Tausende flüchteten nach England, der Schweiz, Deutschland. Katharine glaubte zu triumphiren; wie sie durch das ungeheure Verbrechen des 24. August das Steuer der Regierung wieder in die Hand bekam, so meinte sie auch die Reformation in Frankreich vernichtet zu haben. In Rom aber

1) Bulletin de la Saint-Barthélemy rédigé par le duc d'Albe (veröffentlicht von Gachard im Bulletin de l'Ac. de Bruxelles 1842, IX. I, 560 ff.). Dieses Rundschreiben Albas ist sonst ohne historischen Werth und offenbar nach den Angaben und Wünschen der span. Gesandtschaft in Paris abgefaßt. 2) Man vergl. u. a. Hect. de La Ferrière, La Normandie à l'Etranger. (Paris ꝛc. 1873.) S. 207 ff. — Raumer, Briefe aus Paris. I, 297.

feierte man die blutige Unterdrückung der Ketzerei in Gallien durch Festlichkeiten und Medaillen. Ebenso erfreut zeigte sich Philipp II., nicht allein aus religiösem Fanatismus, sondern nicht minder, weil er nunmehr Frankreich endgültig an seine Politik gefesselt sah. Das war auch die Meinung im übrigen Europa. Allerorten, wo man nicht blindlings Spanien ergeben war, verurtheilte man die Mordthaten der Bartholomäusnacht nicht nur als einen schändlichen Frevel, sondern auch als eine Thorheit, die Frankreich zum Sklaven Spaniens, Philipp II. zum Herrn aller übrigen Fürsten mache.[1])

Aber Freunde und Gegner sollten sich täuschen.

In der allgemeinen Hoffnungslosigkeit der französischen Protestanten gab die Stadt La Rochelle das Zeichen zum Widerstande. Von einer kräftigen energischen Seemannsbevölkerung bewohnt, wurde dieser Ort, eine starke Hafenfestung, das eherne Bollwerk der französischen Reformation. Dadurch ermuthigt, erhoben auch andere protestantische Städte — Nîmes, Montauban, Sancerre — sich zu muthiger Vertheidigung. Und nun strömten von allen Seiten die geflüchteten oder versteckten Edelleute hinter die schützenden Wälle, um mit dem Schwerte ihre Ueberzeugung zu verfechten. Nach der Weise dieser Hugenotten blieb neben dem Degen auch die Feder nicht müßig. Hotmans feurige Flugschrift De furoribus Gallicis klagte die Gräuel der Bartholomäusnacht dem ganzen Europa. Der Geist Calvins beseelte diese Schaaren, die den Untergang der feigen und ehrlosen Verleugnung ihres Glaubens vorzogen. Der heldenhafte La Noue, soeben erst aus Albas Gefangenschaft zurückgekehrt, trat an die Spitze der Bürgerschaft von La Rochelle. In der furchtbarsten Krise hatte sich der französische Protestantismus glänzend bewährt. Katharine von Medici und Karl IX. aber — und darin offenbarte sich das Wirken der rächenden Nemesis — hatten gerade das herbeigeführt, was sie durch ihre feige Bluthat hatten vermeiden wollen: den Ausbruch eines neuen, des vierten religiösen Bürgerkrieges!

Fünf Monate gab man den Protestanten Zeit, sich von dem ersten Schrecken zu erholen und sich zu sammeln. Dann erst zog der Feldzeugmeister von Biron gegen La Rochelle, und bald folgte ihm Heinrich von Anjou selbst mit noch beträchtlichern Streitkräften. Indeß es ging mit der Belagerung nicht vorwärts. Die Stadt vertheidigte sich mit dem größten Heldenmuthe, und im königlichen Lager herrschte Zwiespalt. Anjous eigener Bruder, der Herzog Franz von Alençon, neigte zu den Protestanten, und mit ihm viele Soldaten, während andere doch die Schlächter der Bartholomäusnacht mit Abscheu betrachteten. Und ebenso wenig rückte die Belagerung der übrigen protestantischen Festen von der Stelle, obwohl die königlichen Truppen an fünfzigtausend Mann zählten.

---

1) Man sehe z. B. das überaus merkwürdige Schreiben Du Ferriers, französischen Gesandten in Venedig, v. 16. September 1572; La Ferrière, Le XVI^me siècle et les Valois. 327 ff.



E. Krell X. S.

Die Bartholo

Gemälde von François Dubois d'Amiens († Genf 1584). Original, auf Holz ge

In der Mitte des Bildes erblickt man Coligny's Haus, aus dessen Fenster der Leichnam des Admirals gestürzt wird. Unten ist der Leichnam noch einmal abgebildet, wie er von den Herzogen von Guise und Aumale sowie dem Ritter von Angoulôme verstümmelt wird. Weiter hin, rechts vom Beschauer, sieht man denselben Körper, des Kopfes und der rechten Hand beraubt, nach dem Galgen von Montfaucon geschleift, der sich oben auf dem Hügel erhebt. Auf dem Dache des an Coligny's Wohnung stoßenden Hauses verbirgt sich halbnackt Teligny, Coligny's Schwiegersohn, der indeß später auch getödtet wurde. Links davon im Hintergrunde erhebt sich, dicht an der Seine, das Louvre. Ein Hugenott, de Piles, wird im Thore des Louvre selbst erstochen.



lomäus-Nacht.

malt, 1,55 Meter breit und 1,05 Meter hoch, im Museum Arlaud zu Lausanne.

Vor demselben ist ein Haufe nackter Leichname, welche von den Hofdamen theils aus den Fenstern des Schlosses, theils in unmittelbarer Nähe betrachtet werden. Auf dem Berge Sainte-Geneviève, der durch eine Windmühle kenntlich gemacht ist, am jenseitigen Seineufer, sieht man Hugenotten zu Pferde und zu Fuß sich retten, verfolgt von einer Schaar Bewaffneter, welche sich durch die Porte de Nesles hinausdrängt. Im entgegengesetzten Winkel des Bildes erhebt sich ein Galgen, an dem der Herr von Briquemaut und der Parlamentsrath Cavagnes hängen, die freilich erst neun Wochen nach der Bartholomäusnacht — 29. Oktober — hingerichtet wurden.

Durch diese thatkräftige Gegenwehr der Hugenotten wurde der Hof schon versöhnlicher gestimmt. Dazu kamen mannichfache Erwägungen, die sich aus der äußern Politik ergaben. Katharine hatte trotz der Bartholomäusnacht die Pläne Colignys auf eine Verbindung mit England und den aufständischen Niederländern, wenn auch in vorsichtigerer Weise, wieder aufgenommen und selbst mit den deutschen Protestanten unter heuchlerischen Betheuerungen die Beziehungen zu wahren gesucht. In Polen bewarb sich Anjou um die erledigte Königskrone; hier war er zum Theil gerade auf den Beistand der protestantischen Partei angewiesen, die seinem hauptsächlichen Mitbewerber, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, feindlich gesinnt war.[1]) Als er nun am 9. Mai 1573 wirklich gewählt worden war, verlor er jedes Interesse an den französischen Angelegenheiten. So schloß Anjou mit seinen Gegnern in La Rochelle einen Friedensvertrag, der, zumal Elisabeth von England mit offenem Bruche drohte, am 30. Juni desselben Jahres von dem Könige bestätigt und dann als Edikt von Boulogne in Gesetzesform öffentlich verkündigt wurde.

Dasselbe war freilich recht ungünstig für die Protestanten. Nur dem Adel und den drei Städten Nîmes, La Rochelle und Montauban wurde die Ausübung des reformirten Gottesdienstes gestattet, sonst lediglich persönliche Gewissensfreiheit zugestanden. Das war nun ein Vertrag, dessen Dauer gar nicht vorauszusetzen war; in dieser Beziehung war es allerdings wichtig, daß jene drei Städte von jeder königlichen Besatzung frei bleiben sollten und so gleichsam einen Kern und ein Bollwerk für eine erneute Schilderhebung der Hugenotten bildeten.

Wirklich zeigte sich sofort der gesammte protestantische Süden mit diesem Vertrage unzufrieden. Er gab sich zum ausdauernden Widerstande eine ganz geregelte Organisation, verordnete eine Miliz von 20,000 Mann, setzte sich mit den Hugenotten des Dauphiné in Verbindung und nahm eine drohende Haltung an.

Dieses kühne und wenigstens zum Theil erfolgreiche Vorgehen der Hugenotten veranlaßte und ermuthigte auch einen erneuten Aufschwung der durch die Ereignisse von 1572 zurückgedrängten Vermittelungspartei, der „Politiker“. An ihrer Spitze stand jetzt ein Prinz von Geblüt, der jüngste Bruder des Königs, Franz von Alençon. Von politischer oder religiöser Ueberzeugung konnte freilich bei diesem eiteln und leichtfertigen Menschen nicht die Rede sein, aber er haßte seinen ältern Bruder Heinrich von Anjou, und dann hoffte er noch immer die protestantische Elisabeth von England für eine Vermählung mit ihm zu gewinnen. Selbst die Regierung Karls IX. und Katharinens vermochte sich diesen Einflüssen nicht zu entziehen. Sie sandte dem Prinzen von Oranien 100,000 Goldthaler und unterstützte ihn mit Truppen; ja Karl bewarb sich gegen die Habsburger um die römische Königskrone — ein Unternehmen, das freilich wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Es zeigte

---

1) De Noailles, Henri de Valois et la Pologne de 1572; 3 Theile, Paris 1867.

sich, daß Frankreich einmal nicht anders könne, als in entschiedenem Gegensatze zu den Habsburg zu stehen und zu handeln: die von Katharine geführte Verwaltung selbst wandelte auf den Wegen Colignys!

Und während so dessen Andenken durch seine Gegner gerechtfertigt wurde, war der innere Zustand Frankreichs ein sehr trauriger. Ueberall sah man Ruinen zerstörter Dörfer und Schlösser; weite Strecken unbebauten Landes, da zumal der Viehstand sehr gemindert war; faullenzendes und vagabundirendes Gesindel, an Krieg und Raub gewöhnt, dem Wanderer und dem Landmann gefährlich. Jede Provinz, jede Stadt, ja fast jedes Haus war durch die Parteiwuth in feindliche Faktionen getheilt. Die Kriegsleute, nicht nur die im Dienste sondern auch die entlassenen, lebten auf Kosten der friedlichen Bürger.[1])

Nicht als nutzlos, als geradezu schädlich hatte sich das Blutvergießen des 24. August herausgestellt. Um so mehr wurde Karl IX. wegen desselben von herben Gewissensqualen gefoltert. Er wurde finster und ungestüm, konnte niemandem klar in die Augen sehen; selbst gegen die Autorität seiner Mutter, der Anstifterin jener Schandthaten, empörte er sich häufig, wenigstens in Worten. Er merkte wohl, daß nachdem die erste Erregung und der erste Schreck verflogen waren, fast alle angesehenern und einflußreichern Männer im Lande jene Nacht und ihn, der ihre Gräuel gestattet und schließlich befördert hatte, mit Abneigung und Mißbilligung betrachteten. Er fand nicht mehr Ruhe und Rast, auf seinem Lager glaubte er das Getöse der Mörder, das Wehgeschrei der Opfer zu vernehmen. Zu geistiger Thätigkeit hatte er durchaus keine Stimmung, da wälzte er alles auf seine Mutter ab, die er doch nicht liebte. Durch übermenschliche körperliche Anstrengungen suchte er sein Gewissen zu betäuben und sich Schlaf zu verschaffen. Unaufhörlich lag er der Jagd ob, blieb zwölf bis vierzehn Stunden unausgesetzt zu Pferde, oft drei Tage hintereinander. Wenn er nicht jagen konnte, trieb er Fechtübungen oder Ballspiel oder stand drei bis vier Stunden am Schmiedeamboß, einen kolossalen Hammer schwingend.[2])

In der That, überall murrte man gegen das Regiment der Königin-Mutter und ihrer Italiener, die Verschleuderung der Aemter und Ehrenstellen an Unwürdige, den Steuerdruck, die Verschwendung der öffentlichen Gelder. Immer enger schlossen sich deßhalb die Politiker den Hugenotten an. Diese hielten zu Milhaud im Dezember 1573 eine Versammlung ab, in der alle Reformirte Frankreichs für solidarisch verbunden erklärt, diese Körperschaft in wirksamster Weise wie ein Staat für sich in bestimmten Bezirken organisirt wurde. Diese Einigkeit und die höchst zweckmäßige politische und militärische Einrichtung, die man der reformirten Gemeinschaft in Frankreich gab, haben damals hauptsächlich diese Minderheit vor den Folgen der Feindschaft der weit überwiegenden Majorität und der offiziellen Gewalten gerettet.

---

1) Relaz. di Sigism. Cavalli; Alberi I. IV, 314. 2) Relaz. di Giov. Michiel (1572); Alberi, I. IV, 303.

Den Anschauungen der Hugenotten gab die geistvolle Flugschrift Franco-Gallia des nach Genf geflüchteten Franz Hotman beredten Ausdruck. Aus der französischen Geschichte suchte sie das Unberechtigte des königlichen Absolutismus, das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen denselben nachzuweisen. So verbündete sich mit dem Protestantismus der durch das Studium des Alterthums wieder erwachte republikanisch-demokratische Geist. Aber nicht allein die Hugenotten, auch zahlreiche Politiker billigten die in Hotmans Buch historisch und juristisch vertheidigten Ansichten. Man war entrüstet über dieses Königthum, das unter der Leitung der Florentinerin zu italienischer Tyrannei auszuarten drohte. Solle es im Lande der Franken, die nie die Sklaven ihrer Könige gewesen, dahin kommen, daß man sich nicht mehr ruhig zum Schlafe niederlegen könne aus Furcht, in der Nacht ermordet zu werden? Der Hochadel zumal begann sich diesem Despotismus zu widersetzen. Einer der Führer der Politiker, der Gouverneur von Poitou, de la Haye, erhob offenen Aufstand. Alençon und Navarra wollten selbst den Hof verlassen und damit das Signal zur allgemeinen Erhebung der Politiker und Hugenotten geben.

Der Plan wurde verrathen, die beiden Prinzen gefangen gesetzt, einige ihrer Freunde hingerichtet. Indeß nichts desto weniger war im Süden und Westen wieder alles in Waffen; der nach Straßburg entkommene und zum Protestantismus zurückgekehrte Heinrich von Condé rüstete sich, deutsche und schweizer Hülfstruppen zu werben und an die Spitze der Unzufriedenen zu treten. Zahlreiche Führer der Politiker, Montmorency-Thoré, Meru, Turenne, fanden sich bei ihm ein. England leistete unter der Hand Hülfe.

Diese trüben Ereignisse dienten dazu, das Befinden des Königs, der, von körperlicher Uebermüdung und innerer Aufregung verzehrt, im Schlosse von Vincennes an der Schwindsucht danieder lag, zu verschlimmern. Noch in seinen letzten Monaten hatte er sich mit literarischen Arbeiten über seine Lieblingsbeschäftigung die Zeit vertrieben, mit dem Livre du Roy Charles, einer Abhandlung über die Naturgeschichte und die Jagd der Hirsche.[1]) Bis zum neunundzwanzigsten Kapitel war er gekommen, als sein Siechthum ihn an der Fortsetzung des gut durchdachten und angenehm geschriebenen Werkchens verhinderte. Am 30. Mai 1574 starb er, noch nicht volle vierundzwanzig Jahre alt, ohne legitime Söhne zu hinterlassen; seine einzige Tochter ist später im Alter von sechs Jahren gestorben. Von seiner Mutter hatte er sich nie ganz befreien können; noch in den letzten Stunden hatte er sie zur Regentin eingesetzt, bis sein Bruder Heinrich aus Polen zurückgekommen sei. Keine unglücklichere Herrschaft, als die jenes zweiten Sohnes Heinrichs II.! Hätte seine Schwäche eine gute Leitung gefunden, so wäre er sicher zwar kein bedeutender, aber doch ein tüchtiger und wohlmeinender Herrscher geworden, denn sein unsicheres leidenschaftliches Wesen war im Grunde nicht

1) Veröffentlicht von Chevreul, Paris 1859.

ohne offene und großmüthige Regungen. Aber die egoistische Kunst Katharinens, ihr schließlich von allen Gewissensbedenken befreiter Ehrgeiz hatten den jungen König auf eine Bahn gelenkt, gleich unheilvoll für ihn und sein Reich.

Katharine war über den Tod ihres Sohnes, der ihr zuletzt oft unbequem geworden, keineswegs sehr bekümmert. Sie war ja wieder Regentin! Eigenthümlich kontrastirte mit ihrer Aengstlichkeit und Unentschlossenheit ihr geschäftiges Wesen; sie war unermüdlich, dachte an nichts anderes, sprach selbst bei Tafel und Spaziergängen nur von Staatsangelegenheiten.[1]) Sie führte ihre Herrschaft unter ausnahmsweise günstigen Umständen. Die beiden Prinzen, die der Krone zunächst standen und ihre Gewalt hätten bestreiten können, Alençon und Navarra, hielt sie gefangen; ebenso ein anderes Haupt der Politiker, Franz von Montmorency, des Connetable Sohn, gut katholisch, aber der Guise Feind, wie sein Vater. Indeß sie fand nicht die Zeit, ihre Pläne gegen die vereinten Politiker und Hugenotten, deren entschiedene Gegnerin sie jetzt war, auszuführen. Denn kaum hatte Heinrich von Anjou — jetzt Heinrich III. — den Tod seines Bruders vernommen, als er seinem polnischen Reiche entfloh, das ihm nicht behagt hatte, um Herrscher seines schmerzlich vermißten Heimathlandes zu werden. In der Nacht des 10. Juni entkam er aus Krakau. Ueber Venedig, wo man seine Anwesenheit mit glänzenden Festen feierte, die den Reichthum, die Erfindungsgabe und die künstlerische Ausbildung der Inselstadt in ihrer ganzen Entwickelung zeigten, kam er nach Frankreich.

Er war kaum dreiundzwanzig Jahre alt, indeß schon war, wie bei seinen Brüdern, seine Kraft erschöpft.[2]) Die kriegerischen Erfolge seines Jünglingsalters hatten eine hohe Meinung von ihm gegeben, aber nun war er weit davon entfernt, sie zu rechtfertigen. Die einzige energische Eigenschaft, die ihm geblieben, war die Herrschsucht. Er wollte allein und wirklich König sein; deßhalb entzog er sofort seiner Mutter die Macht, die sie seit vierzehn Jahren besessen hatte. Sonst war er, obwohl fein gebildet und ein Freund der Wissenschaften, Dichtung und Künste, sowie von der Natur mit gutem Verstande begabt, doch durchaus frivol, gleichgültig, körperlich und geistig träge. Die Jagd verabscheute er fast nicht weniger, als die sorgsame Pflege der Regierungsgeschäfte. Er liebte es, unter Weibern zu verweilen, selbst weibisch geputzt, mit zwei oder drei Ringen in jedem Ohr. Meist erkannte er das Richtige sehr wohl, aber Lüste, Bequemlichkeit, Nebensächliches hinderten ihn, es auszuführen. Alle ernstern und tüchtigern Männer entfernte er von sich und umgab sich mit unbedeutenden Stutzern, den sogenannten Mignons, mit denen er tändelte und sich putzte, und denen er die Leitung des Staates preisgab. Von Beginn an hatte er den Hugenotten gegenüber eine sehr feindselige Stellung eingenommen: als Prinz, um sich eine Bedeutung als Parteioberhaupt zu geben; als König, weil diese einfachen, thatkräftigen, entschlossenen Männer, die ihre Ueberzeugung auch dem könig-

1) Sigism. Cavalli. 2) Man sehe darüber die Berichte der Venezianer.

lichen Machtgebot nicht opfern, ihre Selbständigkeit bewahren wollten, ihm durchaus zuwider waren. Wie um diese seine Gesinnung recht deutlich zu zeigen, vermählte er sich mit einer lothringischen Prinzessin. — Wir werden sehen, daß er gerade den entgegengesetzten Weg ging, als seine Mutter. Sie hatte damit begonnen, sich den Hugenotten freundlich zu erweisen, um durch die Verkettung der Umstände deren entschiedenste Feindin zu werden. Heinrich III. fing mit der unverhohlensten Abneigung wider sie an; aber indem er erkennen mußte, daß sie nicht die schlimmsten Widersacher des Königthums seien, näherte er sich ihnen allmählich mehr und mehr.

Eine seiner ersten Regierungshandlungen war ein Edikt, durch welches er zwar Gewissensfreiheit versprach, aber die öffentliche Uebung des nichtkatholischen Gottesdienstes durchaus verbot. Die Antwort der Hugenotten und Politiker auf dieses unduldsame Gesetz war selbstverständlich eine Verdoppelung des Kampfes, zumal im Südosten. Dort erklärte sich der gesammte Adel für diese Verbindung und ebenso die Provinzialstände von Dauphiné, Provence, Burgund. Es handelte sich durchaus nicht um einen Religionskrieg. War doch der gemeinsame Führer dieser Provinzen Heinrich von Montmorency-Damville, der Bruder des gefangenen Marschalls Heinrich und wie dieser ein treuer Katholik, aber ein Widersacher der Guise und ihres Systems. Er verkörperte so recht die neue Feudalität der Provinzialmachthaber. Stets erschien er von seiner Garde umgeben; in seinem Schlafzimmer bewachten ihn ein gezähmter Wolf und der Kapitän Aragon, der stärkste Mann Frankreichs; nicht gern ließ er die Abgesandten der Königin vor sich. Es erhob sich da ein Kampf der unabhängigen adligen und städtischen Elemente gegen das absolute Königthum. Denn auch die bürgerliche Demokratie trat gegen das letztere in die Schranken. In der Flugschrift Vindiciae contra tyrannos, die unter dem Namen des Junius Brutus erschien, predigte Hubert Languet den Widerstand der Gesetzlichkeit und Vernunft gegen die Unterdrückung durch fürstliche Gewalt und Lüge. Je umsichtiger und sorgfältiger seine Untersuchung ist, um so furchtbarer und einschneidender ist sein Schluß: der Tyrannenmord. „Jeder kann gegen jenes Uebel schreien, wie man Feuer schreit, und gegen dasselbe ankämpfen mit Haken und Werkzeugen, ohne erst die Polizei zu erwarten." Der „Weckruf der Franzosen" (Réveille-matin des Français), eine gemeinsame Arbeit mehrerer Schriftsteller und ein um so beredteres Zeugniß für weit verbreitete Anschauungen, verwirft offen die Herrschaft der Valois, ja sagt sich völlig von Vaterland, Königthum, Gesetzen los. — So weit war es wieder in Frankreich gekommen, daß, durch die Schuld des Königthums selbst, die Grundlagen der Verfassung in Frage gestellt wurden. Man sprach, wie hundert Jahre früher unter Ludwig XI., von dem „Kriege



Medaille mit dem Bildniß Heinrichs III. von Frankreich. Originalgröße. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

des öffentlichen Wohles". Der Kampf, den die königlichen Heere seit dem Ende des Jahres 1574 im Westen und gesammten Süden führten, war keineswegs von glücklichen Erfolgen begleitet. Sie wurden befehligt von dem Herzog von Montpensier und Heinrich von Guise, des vor Orleans ermordeten Franz ältestem Sohne, den man den „Narbigen", le Balafré nannte: dieselben vermochten es kaum, ihren Gegnern einige unbedeutende Orte wegzunehmen. Uebrigens verlor die streng kirchliche Partei in den letzten Wochen des Jahres 1574 den Kardinal von Lothringen durch den Tod. „Da ist ein sehr schlechter Mensch gestorben," sagte seine Verbündete Katharine von Medici.[1])

Ein nicht geringer Zuwachs an Einfluß und Ansehen war es für die Mißvergnügten, daß der erste Prinz von Geblüt, Franz von Alençon, sich offen mit ihnen verband. Dieser Fürst, damals einundzwanzig Jahre alt, von wohlgebildeter wenn auch kleiner Gestalt, aber mit groben und rohen Gesichtszügen, von weibischer Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit, von mehr als weibischer Feigheit, dabei unstät, ehr- und habgierig, wurde von seinem Bruder, der ihn bitter haßte und verachtete, in kaum verhüllter Gefangenschaft gehalten. Da glückte es Alençon im Herbst 1575, vom Hofe nach seiner Apanage Dreux zu entkommen, wo er sofort ein Manifest erließ: er wolle die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nehmen und sich den verderblichen Anschlägen der Ruhestörer im Reiche widersetzen. Die Generalstände sollten einberufen werden, um dem Staate endlich einen dauerhaften und glücklichen Frieden zu verleihen.

Dieses Manifest fand im ganzen Lande, das des ewigen Bürgerkrieges und Blutvergießens müde war, allgemeinen Anklang. Calvinisten und Katholiken zogen ihm in großer Anzahl zu; jenen verhieß er das Januaredikt vom Jahre 1562 wieder herzustellen. Selbst der Herzog von Montpensier, bisher einer der eifrigsten und zelotischsten Katholiken, ging zu Alençon über. Alle, die noch ein französisches Herz in der Brust trugen, sammelten sich um diesen Fürsten. Dazu kam auch ausländische Hülfe. Condé war in Deutschland nicht unthätig gewesen, sondern hatte mit dem stets kriegerischen Kurprinzen Johann Kasimir von der Pfalz einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieser ihm 8000 Reiter und 6000 Schweizer zu stellen sich verpflichtete. Die Vorhut dieses Heeres, 3000 Mann stark, erschien gerade damals unter Thoré in Frankreich.

In dieser Bedrängniß kamen dem Hofe zwei Umstände zu Statten: einmal der Tod des Marschalls von Montmorency, seines begabtesten Feindes; und dann die Unvorsichtigkeit, mit welcher Thoré sich den 12,000 Mann Heinrichs von Guise bei Dormans entgegen stellte, wo er selbstverständlich von der feindlichen Uebermacht völlig besiegt wurde (Oktober 1575). Hier gewann zuerst der junge Heinrich von Guise hohen Ruhm und den Beinamen

1) Jean de Serres, Hist. des choses mémorables, p. 534.

des „Narbigen“ (Balafré), da ihm eine Musketenkugel einen Theil der linken Wange wegriß.

Allein die Lage des Hofes war trotzdem eine recht ungünstige. Die Kassen waren leer, und als Heinrich III. sich um ein Darlehen von nur 200,000 Livres an die Stadt Paris wandte, erinnerte diese ihn an König Rehabeam, der wegen seiner Bedrückungen zehn Stämme habe von sich abfallen sehen. Während Paris den Monarchen mit diesem wenig achtungsvollen Gleichniß aus der heiligen Geschichte abspeiste, kamen nun Condé und Johann Kasimir mit ihren deutschen Heeren über die Grenze und drangen unter gräulichen Verheerungen durch Burgund gegen die Mitte Frankreichs vor.

Und ein neuer Abfall erschreckte den Hof. Unter den liederlichen jungen Herren desselben, deren Leben mit Putz, Aufwand, Pferden, Damen und gelegentlichen Duellen verfloß, hatte Jahre lang wenig beachtet Heinrich von Navarra verkehrt; niemand hatte dem leichtsinnigen, ausgelassen heitern, ausschweifenden, nur mit Jagd, Gelagen und Liebeleien beschäftigten Jüngling eine Bedeutung beigelegt. Man verglich ihn mit seinem Vater, dem kläglichen „König“ Anton, dem er in der That ähnlicher schien, als seiner heldenhaften überzeugungstreuen Mutter. „Er hat wenig Ansehen und noch weniger Einfluß,“ sagt von ihm ein fremder Gesandter.[1]) Indeß unter diesem frivolen Aeußern verbarg Heinrich eine klare Einsicht, eine scharfe praktische Erkenntniß, die trügerische Schlauheit des Gaskogners. Der Zwang, den er sich in der ihm feindlichen Umgebung auferlegen mußte, machte ihn zum Meister in der Gabe der Verstellung und in der scharfen Beobachtung der Menschen. Und überdies wuchs seine persönliche Wichtigkeit bedeutend. Heinrich III. hatte keine Kinder, Alençon war schwächlich und kränklich. Indem so das Haus der Valois mit erschreckender Schnelligkeit sich dem Aussterben zuneigte — denn die Frauen waren ja nach französischem Staatsrechte nicht erbfähig — näherte Heinrich von Navarra als Haupt der einzigen Nebenlinie des königlichen Hauses sich dem Throne. Nur desto vorsichtiger mußte er sein, um nicht auf sich, den ehemaligen Ketzer, den vernichtenden Haß der strengen Katholiken, die damals bei Heinrich III. alles vermochten, herab zu beschwören. Allein sein geduldig verfolgter Plan gelang vollkommen: niemand erkannte seine größern und eben deßhalb gefährlichen Eigenschaften. Ein so jämmerlicher Mensch wie König Heinrich III. glaubte ihn als einen ungefährlichen, thörichten Burschen verachten zu können. Herzog Heinrich von Guise, der gefürchtete „Balafré“, schloß mit ihm als einem gutmüthigen, leichtfertigen Knaben, den man später wegen seines Ranges und Namens als vortreffliches Werkzeug werde gebrauchen können, engste, interessirteste Freundschaft.

Aber er täuschte sie alle. Unter dem Vorwande einer Jagd verschwand er am 3. Februar 1576 vom Hofe. Er begab sich nach Alençon, dann nach Tours, wo er sich sofort wieder zum Protestantismus bekannte und eine schnell

1) Sigism. Cavalli S. 320 (1571).

wachsende Schaar von Anhängern um sich vereinte. Indeß die Führung der Hugenotten hatte er nur dem Namen nach, in Wirklichkeit besaß sie der junge Heinrich von Condé. Navarra kannte man als einen religiös lauen Mann, und selbst militärisch leistete er nicht viel, da noch immer Zerstreuung und Liebschaften ihn mehr beschäftigten, als kriegerische Unternehmungen. Condé dagegen war voll Eifer, Geschicklichkeit und Kühnheit. Alençon, Condé, Navarra waren so klug, ihre Heere zu vereinigen: die drei Prinzen hatten mehr als 30,000 Mann unter ihrem Banner, mit denen sie unmittelbar auf Paris loszogen, um, wie sie selbst sagten, Rache wegen der Gräuelthaten der Bartholomäusnacht an den Mördern zu nehmen.

Heinrichs III. Streitkräfte genügten nicht, um den vereinten Heeren der Politiker und Hugenotten mit Erfolg Widerstand zu leisten. In dieser Noth überließ er doch noch einmal die Leitung der Dinge seiner Mutter, die sofort ihre alten Künste anwandte, durch persönliche Versprechungen aller Art — von denen man nachher halten konnte, was man Lust hatte — die Führer der feindlichen Parteien zu gewinnen. So ward nach kurzen Verhandlungen der Friede im Mai 1576 zu Beaulieu abgeschlossen. Alençon erhielt außer einer Pension von 100,000 Goldthalern die Statthalterschaft von Anjou, Touraine und Evreux mit fast königlichen Rechten; er erscheint von nun an unter dem Namen eines Herzogs von Anjou. Condé bekam das Gouvernement der Picardie und einen Sicherheitsplatz. Die deutschen Söldner Condés mußte der König mit drei und ein halb Millionen abfinden, so den gegen ihn selbst gerichteten Aufstand besolden. Noch entehrender für ihn war die feierliche Erklärung, er habe keinen Antheil an den Ereignissen der Bartholomäusnacht genommen, sowie die Wiederherstellung des ehrlichen Andenkens aller während und nach derselben hingerichteten Hugenotten. Den verbündeten Protestanten und Politikern wurden außer Montauban, Nimes und La Rochelle noch sechs weitere Sicherheitsplätze eingeräumt. Nur von Paris und der unmittelbaren Umgebung blieb der protestantische Gottesdienst ausgeschlossen; sonst wurde er in dem ganzen Königreich gestattet. Daß den Protestanten geistliche Amtshandlungen anerkannt, sie zu allen Aemtern zugelassen wurden, versteht sich von selbst. Höchst wichtig war endlich das Zugeständniß, daß bei sämmtlichen Parlamenten zur Entscheidung aller Rechtshändel, bei denen Reformirte betheiligt wären, eine besondere aus Katholiken und Protestanten in gleicher Anzahl zusammengesetzte Kammer (Chambre mi-partie) eingesetzt werde.

Dieser Friede war, vier Jahre nach der Bartholomäusnacht abgeschlossen, der glänzendste Triumph der Politiker und zumal der Hugenotten! Noch nie waren diesen letztern so weitgehende rechtliche und thatsächliche Freiheiten und Machtmittel eingeräumt worden. Sie hielten sich jetzt des Sieges für gewiß; schon sprach man wieder von der Einberufung eines Nationalkonziles zur Reformation des Klerus.

Und doch waren im Grunde die Hugenotten niemals schwächer gewesen. Außer dem bittersten Hasse des Königthums — Katharinens und Heinrichs III.

— hatten sie gerade durch ihre Erfolge den allgemeinsten Groll des Volkes gegen sich hervorgerufen, eine Opposition gegen sich erzeugt, die an Gesinnungstreue, an Entschiedenheit, an religiösem Fanatismus ihnen in nichts nachstand und an Macht sie bei weitem übertraf. Schon wagte der Klerus von Notre-Dame von Paris unter dem Beifall der ganzen Bevölkerung die vom Könige ihm gebotene Feier eines Tedeums wegen des wieder hergestellten Friedens zu verweigern. Heinrich III. drohte wohl, aber bestrafte ihn nicht. Viele große Städte, wie Toulouse, Rouen, Orleans — wo einst die Hugenotten so zahlreich gewesen waren — weigerten sich geradezu, protestantische „Prädikanten" zuzulassen. Diese Opposition hat ja schließlich den französischen Protestantismus wirklich in eine immer unvortheilhaftere Lage gebracht, würde ihn aber noch viel schneller und gründlicher besiegt haben, wenn er nicht in der That einen großen Theil gerade der höhern und leitenden Klassen der Nation für sich gehabt hätte.

Allein wie gefährlich war es für das innere Leben und damit die wahre Kraft des französischen Protestantismus, daß, weil eben seine hauptsächlichen Anhänger ehrgeizige und kecke Adlige, trotzige und unabhängige Stadtobrigkeiten waren, nicht der Ausbau der Lehre, die Erhaltung und Stärkung der Ueberzeugung und der Kirchenzucht die wichtigste Rücksicht wurde, sondern das politische Interesse und der militärische Erfolg! Damit ward das Hugenottenthum weniger eine Religionsgenossenschaft, als eine politische Partei, und zwar eine der Mehrheit des Volkes und der Einheit des Staates feindliche Partei. Damit waren weltliche Gesinnung, eigensüchtiger Hader, persönliche Gesichtspunkte in demselben vorherrschend geworden. Bald sahen gerade die hochgeborenen Führer in der protestantischen Gemeinschaft nur eine bequeme Grundlage und Waffe für ihren Ehrgeiz und ihre Habgier. Diese Entartung des französischen Calvinismus hat ihn unwiderbringlich zum Niedergang, zum Absterben verurtheilt! Ein Theil, leider ein kleinerer Theil der Hugenotten sah dies wohl ein. Man nannte sie die „Konsistorialen",[1]) weil sie in der Thätigkeit der kirchlichen Konsistorien und nicht in derjenigen der weltlichen „Assembleen" mit ihren politischen Beschlüssen, Steuerausschreibungen, militärischen Organisationen die Hauptaufgabe der protestantischen Gemeinschaft Frankreichs sahen; nicht eine einflußreiche, politische Stellung interessirte sie, sondern die Sache des Evangeliums, die Ausbildung des religiösen Lebens. Aber sie traten mehr und mehr gegen die Politiker und Heerführer zurück, je länger die Kämpfe dauerten.

Und die Katholiken hatten viel von ihren Gegnern gelernt! Sie sahen ein, daß die Vereinigung die Stärke macht. Indem der bisherige Gouverneur der Picardie, Jakob von Humieres, ein starrköpfiger katholischer Zelot, sich weigerte, dem Frieden von Beaulieu gemäß seine Provinz an den ketzerischen

1) Stähelin, Der Uebertritt Heinrichs IV. zur römischen Kirche. (Basel 1856.) S. 162 ff.

Condé abzutreten, bildete zu seiner Vertheidigung sich ein „Bündniß“ guter Katholiken, die Ligue (1576). Sie erwuchs einmal aus den ähnlichen Verbindungen, die früher schon die Katholiken einzelner Provinzen umschlossen hatten, dann aus dem von den Hugenotten selbst gegebenen Beispiele. Nach einer allgemeinen Versicherung der Treue gegen den König verpflichtete man sich zum Schutze der Freiheiten der Generalstände und der Religion, gab sich Gouverneurs und verhieß einander, sich einen höchsten Chef mit unbeschränkter Machtvollkommenheit zu setzen. Also auch hier ebenso wie bei den Hugenotten Verbindung des demokratisch-revolutionären Geistes mit den religiösen Tendenzen! Die demokratische Gesinnung hatte in dem damaligen Frankreich sehr große Fortschritte gemacht. Die „Sprüchwörter“ Johann Lebons, die im Jahre 1571 erschienen, wimmeln von Sentenzen wie: „Zu viel Schlösser in Frankreich und noch viel mehr Arme“, „Die Großen lieben die Kleinen nur als Diener“; aber auch Sätze, die direkt wider das Königthum gerichtet sind.[1]) Und so warfen auch die Gründer der Liga jede loyale Scheu ab. Die Liga und ihre Zwecke sollten gegen jedermann ohne Ausnahme — demnach nöthigenfalls auch gegen den Monarchen selbst — vertheidigt werden. Man sieht, wie tief die monarchische Idee durch die Religionskriege verwundet, geschwächt worden!

Zum natürlichen Führer der Liga war Herzog Heinrich von Guise ausersehen. Zunächst empfahl ihn seine Abstammung, dann aber auch seine unleugbaren persönlichen Vorzüge: eine hohe ebenmäßige Gestalt, lockiges blondes Haar, edle Züge, Würde des Benehmens. Und doch war Guise ein ehrgeiziger Egoist, mehr gewandt als kühn, mehr unruhig und begehrlich als fest und konsequent, verschlagen, ohne höheres Ziel und idealere Richtung.

Der König aber, welcher die Gefahr einer solchen Vereinigung unter einem solchen Führer wohl erkannte, suchte vielmehr die Liga zu seinen Gunsten zu benutzen, indem er mit nicht ungeschickter Wendung, zum großen Aerger Guises und der fanatischen Katholiken, sich selbst zum Haupte jenes Bundes erklärte und ihn zugleich mit seinen Hofleuten und fast allen hohen Beamten unterschrieb. Es wäre thöricht, ihm diesen Schritt zum Vorwurfe zu machen, da es vielmehr das beste war, was er in seiner machtlosen Lage thun konnte. Uebrigens war er selbst damals sehr gegen die Hugenotten erbittert.

Die eifrig katholische Stimmung, deren Ausdruck die Liga war, brachte auch für die Generalstände, welche die Regierung auf den Dezember 1576 nach Blois zusammenberufen hatte, einen vollständigen Sieg der klerikalen Partei zu Wege. Welch Gegensatz zu den Ständen, die sechszehn Jahre früher in Orleans getagt hatten! Damals hatten Adel und dritter Stand einmüthig eine Reform der Kirche gefordert, jetzt blieben selbst im Adel die vereinten

1) Champfleury, Histoire de la Caricature sous la Réforme et la Ligue. S. 35.

Politiker und Hugenotten in der Minderheit. Der Bürgerkrieg hatte die große vermittelnde Partei vernichtet, aber nicht zu Gunsten des neuen Glaubens! Indem die Reformirten aus einer unterdrückten Sekte eine freie und politisch selbständige geworden waren, hatten sie das katholische Bewußtsein herausgefordert und gestärkt. Sie waren endgültig zu der undankbaren Rolle einer Opposition gegen die weit überwiegende Mehrheit der Nation verurtheilt.

Als die Stände eröffnet waren, zeigte der König offiziell sich friedlich, wie er nach dem soeben erst abgeschlossenen Vertrage es wohl nicht anders konnte. Aber im Geheimen suchten er und seine Mutter eine Erklärung zu Ungunsten der Reformirten herbeizuführen. Bei der Stimmung der Stände wurde ihnen das nicht schwer. Schon am 15. Dezember erklärten dieselben, es dürfe nur eine Religion im Reiche geben. Der Hof war damit ganz einverstanden, er hielt sich durch diesen Beschluß der Nationalversammlung seiner Verheißungen gegenüber den Reformirten für ledig und begann zu rüsten. Indeß die Stände waren doch nicht gewillt, so weit zu folgen. Die Erwägung, daß die Protestanten jetzt ebenso gut wie früher zu gewaltsamer Vertheidigung bereit seien, ließ es nur zu unbestimmten und verwirrten Resolutionen über den Weg zur Vernichtung des Calvinismus kommen.

Zugleich aber machte neben dem religiösen auch der immer lebhafter hervortretende demokratische Zug unter den Ständen sich geltend. Sie behaupteten, ihre Beschlüsse hätten selbst ohne königliche Beistimmung Gesetzeskraft. Klerus und Adel setzten es durch, daß die Krone auf die Absendung außerordentlicher, mit diktatorischer Vollmacht bekleideter Kommissäre (Intendanten) in die Provinzen feierlich verzichtete.[1]) Auch genehmigten die Stände keineswegs die von dem Könige geforderten Steuern. Unter solchen Umständen hielt die Regierung es für das beste, die Stände nach Hause zu senden.

Die Hoffnungen, welche die Hugenotten auf dieselben gesetzt hatten, waren in das Gegentheil verkehrt worden, aber dafür hatten sie ihnen einen unerwarteten Vortheil zu danken: die Unbotmäßigkeit und das antiroyalistische Benehmen der katholischen Partei innerhalb der Versammlung von Blois hatten den König und Katharine von ihrer Vorliebe für die zelotische Faktion unter den Katholiken schnell geheilt und sie auf gemäßigtere Gesinnungen gebracht. Ihre besten Kriegsführer, Montpensier, Cossé, Biron, stimmten denselben bei. Die Krone war auf dem Punkte, zu dem Systeme zurückzukehren, das sie einst mit gutem Erfolge innegehalten und von dem sie nie hätte abweichen sollen: zu dem der Neutralität, der Mäßigung zwischen den feindlichen Parteien. War dasselbe aber jetzt noch möglich, waren nicht die Dinge schon zu weit gediehen, um es aufrecht zu erhalten?

Nach der Erklärung der Stände war der Religionskrieg — der sechste — sofort wieder ausgebrochen. Indeß er wurde von den Hugenotten lässig, von

1) G. Hanotaux, Les premiers intendants de justice; Revue historique XIX (1882) 19 f.

den Königlichen widerwillig geführt. Es zeigte sich, wie sehr der Protestantismus in den letzten Jahren abgenommen hatte. Im Norden war er völlig verschwunden, bewaffneten Widerstand leistete er nur noch in der Guyenne, Gascogne, in Poitou und Languedoc. Die protestantischen Regimenter waren vollkommen zuchtlos, und ihre Führer, besonders der jugendliche Condé, mußten sich deßhalb bittere Wahrheiten von den Geistlichen und von den „Konsistorialen" sagen lassen. Dazu kamen fortwährende Reibereien zwischen den äußerlich verbündeten Politikern und Hugenotten. Endlich hatten die letztern viele Katholiken in ihren Dienst nehmen müssen, die ihnen nur lau gehorchten, ja sie oft genug bei guter Gelegenheit verriethen.[1])

Allein Heinrich III. war des ganzen Krieges längst überdrüssig geworden und wollte vielmehr die Hugenotten schonen, um sie als Gegengewicht gegen die Liga zu benutzen, die sich wider ihn immer rücksichtsloser benahm. Dazu drückte ihn Geldmangel, und Johann Kasimir, unermüdlich in seinen einträglichen Plünderungszügen durch Frankreich, drohte mit einem neuen Einfalle. Freilich mußten die ermatteten und uneinigen Protestanten sich in den Artikeln von Poitiers und Bergerac (September 1577) einige Einschränkungen gefallen lassen. Die Uebung des reformirten Gottesdienstes wurde allen Städten, wo sie bisher stattgefunden, sonst aber nur je einer Stadt in jedem Amtsbezirke gestattet. Abgesehen hiervon wurden alle Artikel des Vertrages von Beaulieu bestätigt, ja den Hugenotten neue Sicherheitsplätze bewilligt, für deren Befestigungen und Garnisonen der König sogar die Bezahlung übernahm.

Man muß gestehen, daß der Friede geschickt abgefaßt war, und wirklich waren alle einigermaßen gemäßigten Elemente beider Parteien mit demselben zufrieden: die Protestanten, weil er ihnen genügende Sicherung ihrer Fortexistenz bot, die Katholiken, weil er jenen Beschränkungen auferlegte und das Reich vor völligem Ueberfluthen durch den Protestantismus schützte.

Leider war Heinrich III. nicht der Mann, aus der im Ganzen vortheilhaften Lage nach diesem Friedensschlusse die gehofften Früchte einzuernten. Er führte mit seinen Günstlingen, den Mignons, ein so klägliches Regiment, daß er allgemein verachtet wurde. In der öffentlichen Noth des ganzen Königreiches verbrauchte er für seine persönlichen Vergnügungen jährlich eine Million Goldthaler — etwa gleich 28 Millionen Mark dem heutigen Geldwerthe nach — von denen er niemandem Rechenschaft gab. Eine gleiche Summe verschwendete er an seine Günstlinge. Dafür blieben die Soldaten ohne Lohn und die Beamten ohne Gehalt; dafür wurden die Zahlungen an die Staatsgläubiger ganz einfach eingestellt. Die Geldnoth war so groß, daß man viele reiche Bürger geradezu zwang, sich den Adel zu kaufen. Man ging dabei keineswegs sehr wählerisch zu Wege. Unter andern wurde ein

1) Ein gewiß unverdächtiger Zeuge für diese Mißstände bei den Hugenotten ist Agrippa d'Aubigné, der glühende Calvinist, in seiner Histoire Universelle (Ausg. Maillé 1616—1620) Bd. II, Buch III, Kap. 8 (S. 273) und Kap. 12 (S. 284 f.).

bekannter Viehhändler, Richard Grain d'Orge, 1577 genöthigt, den Adel anzunehmen, um dafür tausend Goldthaler zu bezahlen.[1] Die Verwaltung war unordentlich und unredlich im höchsten Grade.[2] So fand Heinrich selbst bei seinen Nächststehenden nur Abneigung. Seine Mutter wandte sich



Heinrich III. von Frankreich.
Gemälde von Clouet, genannt Janet († um 1570).

völlig von ihm ab. Sein Bruder Franz von Anjou warf sich, geleitet von dem verworfenen Bussy d'Amboise, zum Verfechter der unterdrückten Interessen des Volkes gegen die Herrschaft der Mignons auf. Und neben den und gegen die Valois überhaupt erhob sich immer furchtbarer die Macht des

1) Ch. de Louandre, La noblesse française. (Paris 1880.) S. 41. 2) Relaz. di Lorenzo Priuli (1582); Alberi I. IV, 411 ff.

Hauses Guise, von allen fanatischen Katholiken, von den eigentlichen Ligisten unterstützt.

Die Gunst, welche der König den Hugenotten in den Edikten von Poitiers und Bergerac gezeigt, hatte jene auf das äußerste entrüstet. Sie wollten überhaupt von den Valois nichts mehr wissen, die Guise an ihre Stelle setzen. Sie bezeichneten die Thronbesteigung der Capetinger vor nunmehr 600 Jahren als Usurpation; der Thron Frankreichs gebühre dem Hause Lothringen, das mütterlicherseits von Karl dem Großen herstamme. Schon begannen sie mit dem Papste über diesen Gegenstand zu unterhandeln, schon ertönten die Kanzeln von Anklagen gegen den König. Dazu kamen Aufreizungen und Versicherungen der Hülfe von Seiten Philipps II. Der Haß des katholischen Adels gegen die Mignons sprach sich in häufigen Duellen mit den letzteren und sogar heimlichen Ermordungen aus, welche der König doch nicht zu rächen wagte. Dazu die dumpf gährenden demokratischen Anschauungen und Bestrebungen: eine trübe, gefahrdrohende Zukunft stand dem Königthume, dem ganzen Reiche bevor.

Inzwischen war in den südlichen Provinzen der Friede von Bergerac, den der Eiferer Beza in Genf als völlig ungenügend sofort verworfen hatte, von keiner der beiden Parteien beobachtet worden; jede hielt die innegehabten Plätze besetzt und führte von hier aus einen ruhmlosen aber verheerenden kleinen Krieg, in dem am meisten König Heinrich von Navarra sich durch die Kühnheit und Entschlossenheit seiner Entwürfe hervorthat. Nichts bezeichnender für den Charakter dieses Führers und der Zeit überhaupt, als wie plötzlich Königin Katharine mit ihrer sittenlosen Tochter, Heinrichs Gemahlin Margarethe, und einem zahlreichen Stabe skrupelloser weiblicher Diplomaten im Heerlager Navarras erscheint, um ihn für einen Frieden zu gewinnen. Verhandlungen, Ueberfälle, Liebeshändel und Scharmützel gehen nun bunt durch einander, bis der Traktat von Nerac im Februar 1579 den Feindseligkeiten für wenige Monate ein Ende machte. Was war aus der todesmuthigen religiösen Ueberzeugung, aus der etwas finsteren aber ehrenvollen Sittenstrenge geworden, mit welcher früher die Protestanten für ihren Glauben in den Kampf bis aufs äußerste gegangen waren? Echt südfranzösische Leichtfertigkeit hatte sich auch der hugenottischen Partei bemächtigt und damit freilich deren innere Berechtigung überhaupt vernichtet. In Frankreich kam eher, als in den übrigen Ländern Europas, die Zeit, wo die religiösen Beweggründe nur als Vorwand für persönlichen oder staatlichen Ehrgeiz dienten. War das noch ein angemessener Führer für die Schaaren Calvins, dieser Heinrich von Navarra, der nach jedem glücklichen Gefecht das Kriegslager verließ, um in den Armen einer seiner zahlreichen Geliebten sich den Lohn seiner Thaten zu holen? Selbst als Feldherr ließ er unter allen diesen Zerstreuungen und Vergnügungen viel zu wünschen übrig. Die reformirten Soldaten ahmten das Beispiel ihrer Führer nach, und religiöse Gleichgültigkeit, Ausschweifungen, Raubgier wurden derart unter ihnen vor-

herrschend, daß die Geistlichen erklärten, sie wollten lieber die Scheiterhaufen wieder glühen sehen, als die Fortdauer eines so entsittlichenden Kampfes.[1])

Schließlich wären ohne Zweifel die Reformirten gänzlich unterdrückt worden, wenn nicht der König aus Furcht, dadurch die Liga allzu sehr zu stärken, nach dem baldigen Wiederausbruche der Feindseligkeiten selbst die Fortschritte seiner Heere gehemmt hätte. Dazu kamen noch auswärtige Verwickelungen, welche die Herbeiführung des innern Friedens im Reichsinteresse dringend wünschenswerth machten.

Denn die Macht Spaniens, ein Jahrzehnt lang durch den niederländischen Freiheitskampf geschwächt, war überall wieder im drohenden Aufsteigen begriffen. Es war für Frankreich die höchste Zeit, einzugreifen, wenn dieser Staat sich nicht vollständig von dem alten Gegner überflügeln und zurückdrängen lassen wollte. Wenn wir genauer zusehen, so ist damals der französische Protestantismus, im offenen Kampfe mehr und mehr der schwächere, schließlich immer durch die Rücksicht auf die äußere Politik gerettet worden. Von entscheidendem Gewichte war dabei stets der Umstand, daß die politischen Interessen des Königsthums es allezeit wieder mit derjenigen Macht entzweiten, welche als die Vertheidigerin und Vorkämpferin des Katholizismus in der ganzen Welt auftrat!

1) Heinrich von Navarra an Beza, Nov. 1580; Lettres missives de Henri IV. Bd. I, 330.

VIII. Spanien und der Katholizismus in der Offensive.

Als Don Juan d'Austria, durch das Mißtrauen und den Undank seines königlichen Bruders gebrochen, einen frühen Tod gefunden, hatte er seinen Nachfolger schon an seiner Seite gehabt: es war sein Neffe Alexander Farnese von Parma, der Sohn der frühern Regentin Margarethe. Unter Waffenlärm war, dreiunddreißig Jahre früher, Alexander geboren, und militärisch vor allem war seine Erziehung gewesen, denn sein Vater Ottavio war einer der ersten Feldhauptleute Kaiser Karls V. Loyalität gegen das so nah verwandte Haus Oesterreich und Eifer für den Katholizismus waren von Jugend an die Gefühle, die ihn leiteten: sein Urgroßvater war der Papst Paul III. Unter seinem gleichaltrigen Oheim Don Juan hatte er in der Schlacht bei Lepanto mit tollkühner Verwegenheit gestritten. Sein ungestümer Muth hatte die Schlacht bei Gembloux (S. 250) in eine wilde Niederlage der staatischen Truppen verwandelt. Seine geistvollen, aber scharfen und finstern Züge, seine muskulöse, kräftig schlanke, wenn auch nicht hohe Gestalt kündigten den geübten und unternehmenden Kriegsmann an. Er war aber nicht ein bloßer Klopffechter, vielmehr wie an Feldherrnbegabung so auch besonders an diplomatischer Geschicklichkeit dem eng befreundeten und lebhaft betrauerten Oheim Don Juan weit überlegen. Weder der launenvolle Egoismus noch die ausschweifende Einbildungskraft des letztern waren ihm eigen; fest beharrte er in der übernommenen Pflicht, ohne selbstische Nebengedanken; sicher gesteckten Zielen strebte er mit kluger List und unbeugsamer Thatkraft nach. So vorsichtig und weit ausschauend seine Pläne waren, im richtigen Augenblicke wußte er mit eindringender Geistesgegenwart und niederschmetternder Energie zu handeln. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wurde er einer der ersten Staatsmänner, der vorzüglichsten Generale seiner Zeit, der furchtbarste und gefährlichste Widersacher der niederländischen Freiheit. Er hat den Dingen in jenen Gegenden die Gestalt gegeben, die sie im Großen und Ganzen Jahrhunderte lang bewahrt haben.

Die Lage war gleich im Beginne für ihn nicht ungünstig. Pfalzgraf Johann Kasimir und der Herzog von Anjou, die sich ohne allen Einfluß sahen, und denen das Geld zur Bezahlung ihrer Truppen ausging, verließen beide das Land. Die wallonischen Provinzen und die großen Edelleute waren auf das heftigste entrüstet über den fanatisch calvinischen und demagogischen Geist, der in den flandrischen Städten, zumal in Gent, herrschte.

Nirgends wurde die Pazifikation gehalten: im Süden verfolgte man die Protestanten, in Flandern die Katholiken. Auf das geschickteste benutzte Parma diesen Zwiespalt, um durch allgemeine Gründe, durch Bestechungen und Ehrenstellen die einflußreichsten Männer der wallonischen Provinzen völlig von der Sache der Generalstaaten ab und auf die königliche Seite herüberzuziehen. Die Bevölkerungen, längst gegen die anders redenden und anders glaubenden Vlamingen erbittert, folgten willig; auch hier zeigte sich der tiefe Gegensatz zwischen den protestantischen Neigungen der germanischen, den katholischen der romanischen Bevölkerungen. Der bewaffnete Widerstand der orangistischen Partei in Arras selbst wurde gewaltsam besiegt und durch zahlreiche Hinrichtungen geahndet. Am 6. Januar 1579 unterzeichneten zu Arras die Provinzen Artois, Hennegau und Welsch-Flandern einen Bund zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens; Luxemburg und Namur hatte schon Don Juan unterworfen. Dagegen schlossen drei Wochen später, am 29. Januar, die Provinzen Holland, Seeland, Geldern, Utrecht und die friesischen Umlande die Utrechter Union als ewiges Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen Spanien oder jede andere Macht, sowie zur Aufrechterhaltung vollkommener religiöser Freiheit. Es war die Stiftungsurkunde der Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande. Die Grundlagen einer Bundesverfassung wurden hier gelegt:[1]) kein Krieg, kein Friede, keine allgemeine Steuer soll beschlossen werden ohne die Zustimmung der Vertreter aller Provinzen; minder wichtige Maßregeln erforderten nur die Billigung durch eine Mehrheit von Provinzen; die Bundesversammlung sollte in Utrecht gehalten werden. Später traten auch Overyssel und Geldern diesem Bündniß bei. Da Wilhelm von Oranien noch im Dienste der allgemeinen Generalstaaten stand, ward sein Bruder Graf Johann von Nassau zum General der engern Union erwählt; man hob Steuern und Truppen aus, kurz es ward ein Staat im Staate geschaffen.

So war es Farnese gelungen, die verhängnißvolle Spaltung unter die bisher vereinigten Niederländer zu bringen, die nie mehr beseitigt werden konnte.

Freilich nach seiner Auffassung sollte diese Spaltung nicht beständig sein, wollte er von der gewonnenen Grundlage aus die Rückeroberung der noch abtrünnigen Provinzen betreiben. Er war nicht der Mann, sich mit den so schnell erlangten Erfolgen zu begnügen. Nach der Feder wußte er auch das Schwert mit großem Nachdruck zu führen, denn als General war Oranien ihm bei weitem nicht gewachsen, und überdies fanden die Generalstaaten ebenso wie die engere Union es überaus schwierig, die zur Führung des Krieges nöthigen Gelder von den einzelnen Provinzen und Städten zu erlangen. In Flandern brach der Zwiespalt zwischen Protestanten und Ka-

1) Die Einzelheiten über das Zustandekommen der Union sehe man bei P. L. Müller, Geschiedenis der Regeering in de Nader geunieerde Provincien tot aan te komst van Leicester. (Leyden, 1867.)

tholiken immer wieder in blutigen Kämpfen aus. So fielen die Antwerpener Calvinisten am 28. Mai unter dem Rufe: Papen uit, hinaus mit den Pfaffen! über ihre altgläubigen Mitbürger her, tödteten deren mehrere, brachten Erzherzog Matthias selbst in Lebensgefahr. Ein ähnlicher Tumult fand in Utrecht statt. In Gent reizte ein Demagoge, Johann van Imbize, den protestantischen Pöbel auf zur Plünderung und Mißhandlung der Katholiken und bemächtigte sich mit seinen Spießgesellen des Stadtregimentes. Oranien hatte alle Mühe, den religiösen und bürgerlichen Frieden, dessen bester Schutz er war, wieder herzustellen. So blieben gegen den äußeren Feind ihm weder Zeit noch Mittel. Parma hatte also keine entsprechende Macht sich gegenüber. Zuerst suchte er den rebellischen vlamischen Provinzen den Zusammenhang mit den deutschen Protestanten abzuschneiden, der ihnen bereits durch Luxemburg und das in katholisch-spanischem Interesse stehende Fürstbisthum Lüttich erschwert war. So eroberte er nach einer Belagerung, welche die Augen ganz Europas auf sich zog, das wichtige und feste Mastricht, wo die Sieger furchtbare Gräuel verübten. Bald darauf fiel auch Groningen durch Verrath in die Hände der Spanier. Indem sie Mecheln besetzten, faßten sie im Herzen Brabants, in der unmittelbaren Nähe von Brüssel und Antwerpen, Fuß. Die Spanier hielten es nach so glänzenden Erfolgen an der Zeit, durch Beseitigung des Hauptgegners eine schleunige Unterwerfung der noch widerstehenden Gebiete zu versuchen. Auf einem Friedenskongreß, der im Frühjahr und Sommer 1579 unter kaiserlicher Vermittelung — freilich fruchtlos! — zu Köln stattgefunden, hatte man versucht, den Oranier durch Anerbieten glänzender persönlicher Vortheile zum Abfalle von der niederländischen Sache zu bewegen. Aber Wilhelm war nicht der Mann, der sich durch Ehrgeiz oder Geldgier zu schändlichem Verrathe verlocken ließ. Da meinte der Abgesandte Philipps, der Herzog von Terranova, zu andern Mitteln greifen zu müssen. Er unterzeichnete mit Johann Vanderlinden, dem Abte von St. Gertrud in Löwen, einen Vertrag, durch den er demselben 20,000 Goldthaler versprach, wenn er Oranien aus dem Wege räume. Auf den Rath Granvellas nahm der König selbst diese Betrachtungsweise an und veröffentlichte am 15. März 1580 das berüchtigte Achtdekret, gegen den Prinzen von Oranien, welches demjenigen, der denselben aus dem Wege räumen würde, Verzeihung aller etwaigen noch so abscheulichen Verbrechen, 25,000 Goldkronen und die Erhebung in den Adelstand verhieß.

Der Prinz antwortete auf Granvellas Achtbefehl mit einer „Apologie", die begreiflicher Weise kaum weniger leidenschaftlich gehalten war, als jener. Es zeigte sich bald, daß Farnese Recht gehabt, wenn er — durchaus nicht aus moralischen, sondern aus politischen Gründen — die Maßregel Philipps und Granvellas gemißbilligt hatte. Denn einstweilen hatte diese mehr für ihre Urheber als für den Verurtheilten selbst schmachvolle Aechtung nur den Erfolg, daß die nicht-wallonischen Provinzen sich am 26. Juli 1581 feierlich von der Unterthänigkeit unter Spanien lossagten. Ein allgemeiner „Landrath" ward

zur Leitung der Geschäfte der jungen Republik, und für die separatistischen Nordprovinzen ein besonderer „Landrath östlich der Maas" eingesetzt. Die thatsächliche Unabhängigkeit erhielt so auch die staatsrechtliche Weihe. Indeß würde man jene auch wirklich vertheidigen und aufrecht erhalten können? Das schien überaus zweifelhaft. Denn im Grunde war in den meisten Provinzen der Eifer für die allgemeine Sache gering, die Eifersucht auf die neugebildeten Zentralbehörden um so größer. Die letzern hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.[1]) Es ließ sich nicht verkennen, daß seit der Ernennung Parmas zum Statthalter die spanische Sache wesentliche Fortschritte gemacht hatte. Die Niederlande waren jetzt gar in drei Theile zerrissen. Der gesammte Süden und der Ostrand gehorchten dem spanischen Könige; und die aufständischen Provinzen waren uneinig. Während die Generalstaaten, geschreckt durch die schweren jüngsten Niederlagen, von neuem mit dem Herzog von Anjou verhandelten, dieses Mal um ihm völlig die Souveränetät zu übertragen — Erzherzog Matthias verließ darüber unmuthig das Land, wo er so wenig Ruhm geerntet — erkannten die durchweg protestantischen Provinzen Holland, Seeland und Utrecht nur ihren Statthalter Oranien als ihr Oberhaupt an.

Mit siebzehntausend Mann französischer Freiwilligen und Söldner rückte Anjou in die Niederlande ein, wo er als Herzog von Brabant und Graf von Flandern proklamirt wurde. Wilhelm von Oranien, der hier seinen Ehrgeiz wirklich dem Patriotismus zum Opfer brachte, suchte vergeblich auch Holland und Seeland zur Anerkennung Anjous zu bewegen; als ihm dies nicht gelang, ordnete er sich doch durchaus dem Herzog unter, um Zwietracht zu vermeiden und möglichst ausgiebige französische Hülfe zu erlangen. Der gesammte Adel in den vlamischen Provinzen erklärte sich für den Königssohn, alles was noch katholisch war, für denselben als Katholiken. Eine neue verheißungsvolle Aera schien für die Niederlande zu beginnen.

Leider war Anjou der großen Aufgabe, die sich ihm hier bot, in keiner Weise gewachsen. Nicht ohne Geist, besaß er doch weder militärische Fähigkeiten noch fürstliche und aufrichtige Gesinnung. Alle auf ihn gesetzten Hoffnungen erwiesen sich mehr und mehr als trügerisch. Er hinderte Parma nicht, jeden Monat neue Fortschritte auf Kosten der niederländischen Unabhängigkeit zu machen. Nicht allein war nichts mit Anjous Einmischung gewonnen, sondern dieselbe wurde bald geradezu gefährlich und nachtheilig, förderlich nur für Spanien.

Und während Farnese mit langsamem aber beständigem Vordringen die Rückeroberung der schon ganz verlorenen Niederlande betrieb, fügte sein Herr selbst ein neues Reich seinem schon so übermäßig ausgedehnten Gebiete hinzu.

Die großen Entdeckungsfahrten und ruhmvollen Eroberungen der Portu-

---

1) Man vergl. darüber die gründlichen archivalischen Untersuchungen Müllers a. a. O.

giesen im fünfzehnten und Beginne des sechszehnten Jahrhunderts hatten die Autorität des kleinen Königreichs über die drei fremden Erdtheile ausgedehnt.[1]) Von Lissabon gen Osten bis zu den portugiesischen Niederlassungen in Japan zählte man eine Entfernung von achttausend Seemeilen; und nach Westen hin wurde das ungeheure Brasilien als Theil der portugiesischen Monarchie betrachtet. Indeß das Mutterland war allzu klein, allzu schwach bevölkert, um diese endlosen Gebiete wirklich für sich dienlich und nutzbar machen zu können. Man begnügte sich damit, an den Mündungen der Ströme und andern für den Handel günstigen Orten Faktoreien zu errichten, die durch Befestigungen geschützt waren; von diesen Niederlassungen aus brachten die Portugiesen von Asien her die Seide, Muskat, Pfeffer, Zimmt, Indigo, von Afrika Elfenbein, von Amerika Luxus- und Färbhölzer. Diese kostbaren Stoffe und Gewürze wurden nach Lissabon geschafft, wo der König allein aus den auf sie gelegten Zöllen und Steuern 500,000 Dukaten (gleich elf Millionen Mark) jährlich zog. Die Handelsleute aber in jenen fernen Gegenden selbst hatten ihm 700,000 Dukaten (gleich $15^1/_2$ Millionen Mark) jährlich zu zahlen, die freilich durch den Unterhalt der Garnisonen von 4000 portugiesischen Soldaten und der 200 Kriegsschiffe in Asien aufgezehrt wurden. Die Kapitäne dieser Kolonialkompagnien und Fahrzeuge pflegten sich durch den Handel und systematische Bestehlung der königlichen Einkünfte beträchtlich zu bereichern: nach dreijähriger Dienstzeit kehrten sie in die Heimath zurück mit Vermögen, die bis zu 70,000 Dukaten ($1^1/_2$ Millionen Mark) stiegen; sie waren die Nabobs ihrer Zeit.

In Afrika wurde neben dem Elfenbein- auch der Zucker- und besonders der Negerhandel schwunghaft betrieben; auch hiervon erhielt der König den vierten Theil der Einkünfte. Die Neger brachte man nach Kastilien, von wo aus sie nach dem spanischen Amerika verkauft wurden. Den Eintausch des Goldes für werthlose Waren, Spiel- und Schmucksachen, die man den Negerstämmen brachte, beanspruchte der König als Monopol: daraus zog er jährlich abermals 150,000 Dukaten.

Das europäische Portugal selbst wurde als ein armes und unfruchtbares Land betrachtet. Wenn es auch Oel, Wein, Salz in Ueberfluß hatte, so fehlte es doch an Getreide, Holz, Metall, Pferden. Die Zahl der Einwohner war durch die Entdeckungsfahrten und die Besatzungen in fremden Erdtheilen beträchtlich vermindert, und ebenso durch die Trägheit und Arbeitscheu des Volkes, das von dem Adel in unwürdiger Knechtschaft gehalten wurde, „wie Negersklaven".[2]) Eine Million Dukaten (gleich 22 Millionen Mark nach relativem Geldwerth) war alles, was der König jährlich aus dem eigentlichen Portugal zog. Aber auch dieses geringe Einkommen war zum großen Theile verpfändet.

---

1) Relaz. di Ant. Tiepolo (1572); Alberi I. V, 202 ff. 2) Relaz. di Matteo Zane; Alberi I. V, 343.

Mit Neid sahen längst die Portugiesen auf die glänzende Entfaltung der kastilischen Macht. Sie glaubten sich fortwährend von dieser mit Unterdrückung bedroht, und so war ihnen nichts verhaßter, als der kastilische Name. Alljährlich feierte man in den Hauptstädten Portugals die Jahrestage nationaler Siege über die gehaßten Nachbarn.[1]) Es wäre sicherlich das Beste für Portugal gewesen, wenn es nach der übermäßigen Ausdehnung seiner fremden Besitzungen sich nunmehr gesammelt, im Frieden sein weites Kolonialreich und seinen Handel gepflegt, so zu innerer Blüthe, zu Reichthum und Kraft sich entwickelt hätte. Aber niemand war dazu weniger geeignet, als der jugendliche König Sebastian, der 1557 seinem Großvater in der Regierung gefolgt war. Er war ein tollkühner ritterlicher Jüngling, ohne Kenntnisse, ohne Nachdenken. Jagd und Krieg machten den Inhalt aller seiner Wünsche und all seines Sinnens aus neben den Uebungen einer übertriebenen, mystisch gefärbten Frömmigkeit. Sein Lehrer und später Beichtvater Luis Gonzalez de Camera hatte ihn mit solch fanatischer, mönchischer Bigotterie erfüllt: er soll ihm auch den unglücklichen Plan eingegeben haben, seinen kriegerischen Unternehmungsgeist auf einen Kreuzzug gegen die marokkonischen Mauren zu richten. Es war zu seinem und Portugals Unheil. Vierundzwanzigjährig, fiel Don Sebastian mit der Blüthe der portugiesischen Kriegsmacht in der furchtbaren Schlacht bei Alcassarquivir, in der Nähe Tangers, am 4. August 1578. Da er weder Kinder noch Geschwister hatte, so folgte ihm sein Oheim, der dritte Sohn König Emanuel des Großen, der schon hochbetagte Kardinal Heinrich. Von diesem Augenblicke an machte Philipp II. sich Hoffnung auf den portugiesischen Thron, auf endliche Vereinigung der gesammten, seit acht Jahrhunderten zertheilten Halbinsel unter seinem Szepter. Da die Portugiesen ihren König bestürmten, sich zu vermählen, eine unzweifelhafte Erbfolge zu schaffen — um vor allem dem Schicksale einer Unterwerfung unter Kastilien zu entgehen — so setzte Philipp es bei dem Papste durch, daß dieser dem Kardinal-Könige die Genehmigung zur Ablegung seines geistlichen Charakters versagte. Auch wußte jener sich unter den leitenden Klassen Portugals durch unlautere Mittel zahlreiche Anhänger zu verschaffen. Nach nur siebzehnmonatlicher Herrschaft verschied König Heinrich am 31. Januar 1580.

Die Frage der Thronfolge war eine äußerst verwickelte. Unter der großen Zahl von Bewerbern um die erledigte Krone waren die wichtigsten: Antonio, Prior von Crato, Sohn von Emanuel des Großen zweitem Sohne Ludwig, aber allem Anscheine nach unehelicher Geburt; die Herzogin von Braganza, die nach der Spanier eigenem Geständniß der letzte König stets vorgezogen hatte,[2]) als Tochter von Emanuels früh verstorbenem jüngsten Sohne; und Philipp II. von Spanien, als Sohn der ältesten Tochter Emanuels. Philipp führte gegen den Prior an, daß derselbe illegitim, gegen die

---

1) Relaz. di Paolo Tiepolo; ebendas. S. 53. 2) Herrera, Historia general II, 360. 362.

Herzogin, daß sie ein minorennes Weib und deßhalb der Thronfolge unfähig sei. Aber sein bestes und zutreffendstes Argument waren ohne Zweifel die Schwerter und Geschütze, über die er gebot.

Der nationale Kandidat war der einzige männliche Sproß aus der direkten Linie des Königshauses, ein echter Portugiese von Geburt, der Prior Dom Antonio. Hätten die Governadoren, die König Heinrich vor seinem Tode zu einstweiliger Regierung seines Reiches verordnet hatte, sich sofort für Antonio erklärt und das Volk für ihn aufgerufen, so wäre Philipp schwerlich auf den portugiesischen Thron gelangt; selbst der Papst zeigte sich nunmehr der Vergrößerung der bereits so bedenklichen kastilischen Macht feindlich.[1]) Aber schon längst von den spanischen Diplomaten auf alle Weise bearbeitet, zögerten die Governadoren theils aus Feigheit, theils aus niedriger persönlicher Gewinnsucht. Um so weniger zögerte Philipp: er rief den Herzog von Alba aus seiner langjährigen Verbannung an den Hof zurück, stellte ihn an die Spitze einer schon seit mehr denn Jahresfrist gesammelten Armee von zwanzigtausend Mann und ließ ihn gegen Portugal vorrücken. Vergebens wandten die Portugiesen sich an Frankreich um Hülfe, vergebens suchte der Papst den katholischen König zurückzuhalten. Philipp ließ sich nicht beirren. Während die Governadoren unthätig blieben, ein großer Theil des Adels, schon vorher durch glänzende Versprechungen gewonnen, zum Feinde überging, Dom Antonio — dem es übrigens auch an Geist und Thatkraft gebrach — wohl in Lissabon zum Könige ausgerufen wurde, aber höchst unzureichende Vertheidigungsmaßregeln traf: nahm Alba Stadt auf Stadt und Philipp folgte ihm auf dem Fuße. Die vorzügliche Manneszucht, die das spanische Heer beobachtete — die geringste Mißhandlung eines Portugiesen wurde mit dem Tode bestraft — erleichterte die Unterwerfung des Landes.[2]) Bei Belem, in unmittelbarer Nähe von Lissabon, wurden Antonios eiligst zusammengeraffte Schaaren von den Kriegern Albas mit Leichtigkeit zersprengt, dann Lissabon eingenommen und zum Theil ausgeplündert. Dom Antonio sah bald die Nutzlosigkeit weitern Widerstandes ein und entfloh zur See (Herbst 1580). Eine Versammlung der Cortes zu Thomar erkannte dann im nächsten Frühjahre Philipp als König von Portugal an. Die Portugiesen spotteten selbst über Dom Antonio, indem sie sagten: Wenn er so viele Geschicklichkeit im Kampfe bewiesen hätte wie in der Flucht, so würde er sicher König geblieben sein.

Wahrlich eine wichtige Erwerbung für den ländergierigen Philipp! Jetzt war er Herr der ganzen iberischen Halbinsel; nur das Meer und die Pyrenäen setzten dem nach 870jähriger Zersplitterung wieder vereinten hispanischen Königreiche Grenzen. Die Schifffahrt auf allen Ozeanen stand unter der

---

1) Herrera S. 363. 2) Höchst interessante Nachricht über dieses Heer und den portugiesischen Feldzug findet man in dem „Tagebuch des Erich Lassota von Steblau", das R. Schottin herausgegeben hat. (Halle 1866.)

Kontrole des spanischen Monarchen, der sich jetzt wahrhaft Herr der Meere nennen konnte. Nun hatte er die östlichen Indien mit den westlichen vereinigt und Asien schien ebenso wie Amerika für die kastilische Herrschaft bestimmt. Auf 70,000 Streiter berechnete man das Heer, das nöthigenfalls in dem europäischen Portugal allein ausgehoben werden könne.

Aber in Wahrheit war die Eroberung Portugals von sehr zweifelhaftem Werthe für Spanien. Die Portugiesen wurden nur von immer lebhafterem Hasse gegen ihre kastilischen Unterdrücker erfüllt, und stets richtete sich ihr Augenmerk auf den Prior von Crato, der nicht müde wurde, von England und Frankreich aus neue Versuche zur Rückeroberung Portugals zu machen, bei denen er freilich abermals kein anderes Verdienst bewährte als seine berühmte Geschicklichkeit im Fliehen. Besonders feindlich gegen Philipp II. war der portugiesische Klerus, welcher den schweren Abgaben der spanischen Geistlichkeit unterworfen zu werden fürchtete und deßhalb in Predigt und Beichtstuhl das Volk gegen die Fremdherrschaft aufstachelte. Philipp sah sich genöthigt, zahlreiche Mönche aus dem Lande zu jagen, andere, die seine gefährlichsten Widersacher waren, heimlich tödten zu lassen. Der Adel war unzufrieden, weil man ihm die übergroßen Verheißungen, welche die spanischen Agenten ihm gemacht, nicht erfüllt hatte und wirklich nicht erfüllen konnte. Die niedern Klassen, von dem zähen Hasse volksthümlicher Antipathien beseelt, blieben unversöhnlich.[1]) Der König war deßhalb gezwungen, in Portugal beständig zahlreiche Besatzungen zu halten und an den wichtigsten Punkten Festungen zu erbauen, um die Unzufriedenheit der Portugiesen zu zügeln: so daß dadurch nicht allein die ohnehin stark verschuldeten Einkünfte des kleinen Reiches aufgezehrt, sondern auch noch bedeutende Zuschüsse aus den kastilischen Kassen nothwendig wurden — zum großen Mißvergnügen der Altspanier.

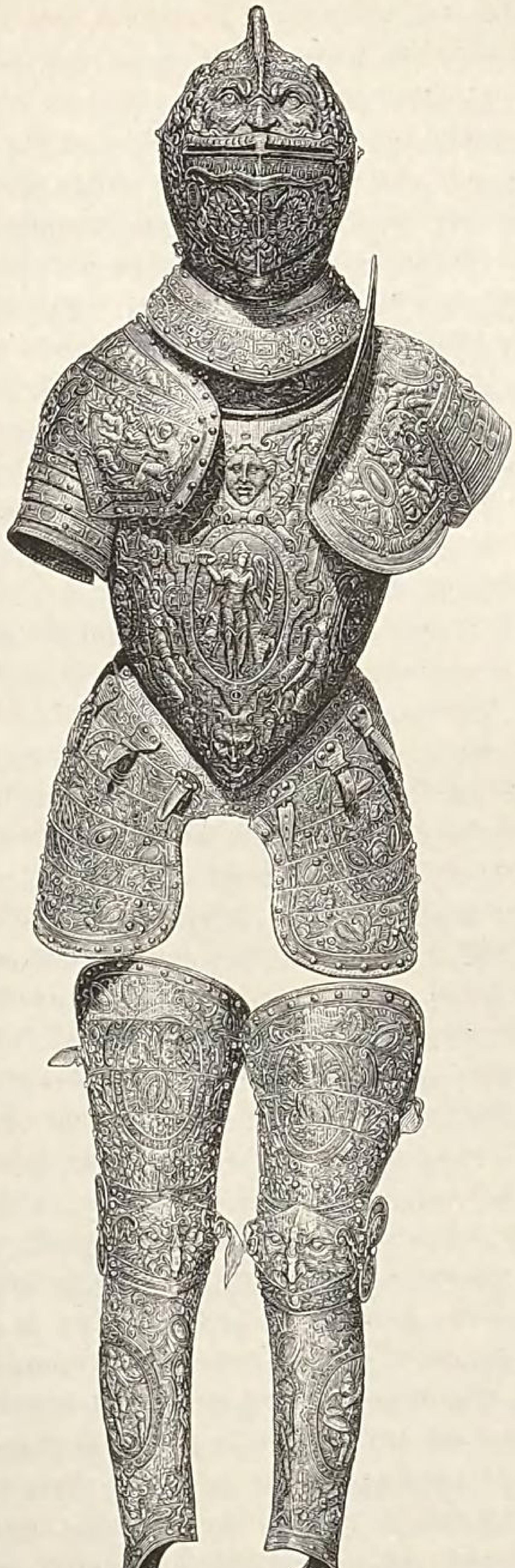
Die Eroberung Portugals war die letzte Waffenthat des Herzogs von Alba. Philipp hatte ihm wie so vielen andern seiner Diener mit schnödem Undank gelohnt. Dieser Herrscher sah es als selbstverständlich an, daß seine bedeutendsten Gehülfen nur blinde Werkzeuge seien, die er bei Seite werfen dürfe, wenn er sie nicht benützen könne. Wegen eines Vergehens von Albas ältestem Sohne Friedrich, der eine Hofdame der Königin Anna verführt hatte, war auch der Herzog selbst, als er für seinen Sohn eintrat, in seiner Mediatstadt Uceda internirt worden. Das Unternehmen gegen Portugal hatte ihn aus seinem Exil erlöst; zwei Jahre aber nach dessen Ausführung starb er, im Dezember 1582, vierundsiebzig Jahre alt, in Lissabon und zwar im dortigen königlichen Palaste. Mit Befremden bemerkte man, daß sein Herr, der ihm so große Siege, Vortheile und Eroberungen verdankte, schon am nächsten Tage feierlich vor allem Volke tafelte, ohne irgend ein Zeichen der Bekümmerniß über den Tod des alten Kriegers zu bekunden.

1) Relaz. di Matteo Zane (1584), S. 343.

Bei so großen Erfolgen Philipps — der Rückgewinnung der wallonischen und eines Theiles der vlamischen Provinzen, der Eroberung Portugals — hatte auch Frankreich für seine eigene Sicherheit zu fürchten begonnen. Der Hof hatte deßhalb endlich im Dezember 1580 zu Fleix ernstlich mit den Hugenotten Frieden geschlossen; fünf ruhige Jahre folgten diesem wohlthätigen Vertrage. Da nahm man denn in Frankreich eifrig die auswärtige Politik wieder auf, und zwar überall im Gegensatze zu Spanien. Der Herzog von Anjou bemächtigte sich durch Verrath der zu den spanischen Niederlanden gehörigen Stadt Cambrai. Nach dieser Großthat begab er sich nach England, um seine Vermählung mit Elisabeth ernstlich zu betreiben. In der That ließ alles sich so an, als ob sie nunmehr zu Stande kommen sollte: schon wurden die Ringe gewechselt; in den Niederlanden beging man die Verlobung mit großen Feierlichkeiten. Es schien, als ob dem spanisch-habsburgischen Streben nach der Universalmonarchie ein ähnliches Streben gegenüber treten sollte: welche imposante Vereinigung bereitete sich vor zwischen Frankreich, England, den Niederlanden!

Indessen die damaligen Leiter der französischen Politik waren keineswegs Leute, die Gunst der Umstände, die ihnen hier sich darboten, mit Entschlossenheit und Geschick zu benutzen. Heinrich III., auf seines Bruders erste Erfolge neidisch, versagte ihm bald jede Unterstützung, ja sprach sich in feindseligem Sinne über ihn aus. Auf das Schutz- und Trutzbündniß mit England, das Elisabeth zur unumgänglichen Bedingung ihrer Vermählung mit Anjou machte — denn einen politischen Vortheil wollte sie doch aus derselben ziehen — ließ der König sich durchaus nicht ein. Er gestattete dann freilich, daß Philipp Strozzi eine mit französischen Freiwilligen bemannte Flotte zur Unterstützung der noch auf den Azoren sich vertheidigenden portugiesischen Nationalpartei führte; als dieselbe aber am 26. Juli 1582 von einem viel schwächern spanischen Geschwader gänzlich vernichtet worden war, wagte Heinrich nicht, die allgemeine kriegerische und antispanische Stimmung der Franzosen zu benutzen, um durch ausgiebige Unterstützung den Portugiesen wieder zur Freiheit zu verhelfen.

Das Haupthinderniß indeß zum Gelingen jener Pläne lag in dem Mittel- und Vereinigungspunkte derselben, in dem Herzoge von Anjou selbst. Es hätte von seiner Seite der größten Behutsamkeit und Nachgiebigkeit bedurft, damit er, der Franzose und Katholik, die germanischen und protestantischen Bevölkerungen Englands und der nördlichen und mittlern Niederlande hätte gewinnen können. Es traten ihm in dieser Beziehung von Beginn an bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die gesammte eifrig protestantische Partei in England war sehr gegen die französische Heirath eingenommen; aus ihren Reihen gingen feurige Flugschriften gegen die letztere hervor. Aehnlich in den Niederlanden. Bei Gelegenheit des Mordanfalles eines Spaniers auf den Prinzen von Oranien im März 1582 wären beinahe Anjou und dessen Begleiter ein Opfer der Volkswuth in Antwerpen geworden; denn das stand



Rüstung des Herzogs Alba. Im Zeughaus zu Madrid.

sofort bei ihnen fest, nur die Meuchler der Pariser Bluthochzeit könnten die Urheber solchen Frevels sein.

Weit entfernt, durch sein Benehmen eine günstigere Gesinnung unter den Protestanten für die Franzosen und für sich selbst hervorzubringen, that Franz von Anjou alles, um das Mißtrauen und die Abneigung zu verstärken. Unfähig, irgend einen großen und tüchtigen Entschluß zu fassen, war er doch allezeit bereit, wenn es galt, durch Verrath abenteuerliche Pläne ins Werk zu setzen. Monat auf Monat ließ er unthätig verstreichen, während die Spanier beständig Fortschritte machten. Bald sollte man erkennen, was er eigentlich im Schilde führte.

Anjou war es müde, der höchstgestellte Vertheidiger bürgerlicher Freiheit zu sein, die er doch mit dem ganzen Hochgefühl eines französischen Edelmanns und Prinzen verachtete. Trotz wiederholter Eidschwüre auf die Privilegien des Landes beschloß er, sich zunächst zum unumschränkten Herrn desselben zu machen. Ein vernünftiger Mensch würde die Unmöglichkeit erkannt haben, mit 10,000 Mann einige Millionen freiheits- und waffengewohnter Menschen sich zu unterwerfen, aber ruhige Ueberlegung war nicht Anjous Sache und dann waren seine Waffengefährten meist Edelleute, und auf die Niederländer sah man als auf Bürger, als auf Krämer herab. Alle Plätze, in denen Franzosen sich in Garnison befanden, sollten zu gleicher Zeit für Anjou als absoluten Herrn in Besitz genommen werden. Am wichtigsten war das volk- und geldreiche Antwerpen, wo Oranien selbst sich aufhielt; man dachte die „spanische Furie" zu wiederholen. Während Anjou sich sorgfältig vor den Thoren hielt, drangen am 17. Januar 1583 einige tausend Franzosen plötzlich in die nichts ahnende Stadt und begannen sogleich zu morden und zu plündern. Ihre thörichte Blut- und Geldgier rettete die Freiheit der Stadt, denn so erhielten die Bürger und Oraniens Garden die Zeit, sich zu sammeln und unter der eigenen Führung des Prinzen über die französischen Räuber herzufallen, sie in den engen Straßen einzuschließen und zu vernichten. Dieses ebenso verkehrt angelegte wie schändliche Unternehmen machte der Herrschaft Anjous in den Niederlanden ein Ende. Was half es, daß an jenem verhängnißvollen Wintertage wirklich einige Festungen in die Hände seiner Leute gefallen waren? Er fand sich jetzt mit einem kleinen Truppencorps inmitten einer feindlichen, aufgeregten Bevölkerung; bei Mecheln wäre er beinahe mit allen seinen Begleitern durch das Wasser der von den Bewohnern geöffneten Schleusen ertränkt worden. Er mußte froh sein, durch die kluge Vermittelung Oraniens, der nicht die Feindschaft Frankreichs gegen die Sache der niederländischen Freiheit erregen wollte, im März 1583 einen Vertrag zu erlangen, durch den er alle von ihm noch besetzten Städte und einen Theil seiner Truppen den Generalständen überließ und ihm dafür mit allen in Antwerpen gefangenen Franzosen freier Abzug gestattet wurde. Nach solchen Thaten kehrte Anjou nach Frankreich zurück. Nicht allein seine Herrschaft in den Niederlanden, auch

jede Aussicht auf die englische Heirath war durch jenen verrätherischen Streich vereitelt!

Nicht durch fremde Hülfe, durch eigene Kraft und Opferwilligkeit sollte wenigstens ein Theil der Niederlande die Freiheit erlangen und erkämpfen. Ist doch auch nur das von Dauer und Werth, was mit Anstrengung und Opfer errungen worden!

Den ganzen Nutzen aus Anjous Unternehmen — zog der König von Spanien, dem jetzt allerorten das Glück lächelte. Die tückische Besetzung Cambrais, dieser wallonischen Stadt, durch die Franzosen bewog die Wallonen, selbst Philipp II. um Sendung spanischen Kriegsvolkes zu ersuchen, auf dem ja die Hoffnung einer Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen hauptsächlich beruhte. Ein wichtiger Erfolg für die spanische Politik! Die Unordnung, die infolge der mißlungenen Herrschaft Anjous unter den aufständischen Niederländern sich geltend machte, ihr Mangel an geübten Truppen und guten Führern erleichterten Alexander von Parma seine Aufgabe. In einigen Städten, besonders in Gent, wütheten demokratische Unruhen; in den mittlern und östlichen Provinzen aber trennte die katholische Mehrheit sich immer schärfer von den Protestanten und machte Miene, dem Beispiele der Wallonen zu folgen und zu den Spaniern zurückzutreten. Die protestantischen nordwestlichen Provinzen, die eigentlichen Gründerinnen der Utrechter Union, richteten ihr engeres Bündniß wieder auf, aber auch hier beschäftigte man sich mehr mit kleinlichen Zänkereien als mit dem allgemeinen Besten.[1]) Die Generalstaaten blieben unthätig. Wilhelm von Oranien aber, der Mittelpunkt und Repräsentant des Freiheitskampfes, ist nur irrthümlich oder in parteiischer Weise als bedeutender Feldherr geschildert worden. Er war ein überaus geschickter Staatsmann, ein wackerer Patriot und von gewandtem Ehrgeiz, allein weder ein guter General noch ein erfolgreicher Organisator. Er that im Grunde nichts, während Farnese Stadt um Stadt gewann. Das gesammte westliche Flandern mit dem größten Theil seiner Seeküste kam in spanische Gewalt. Mit Mühe konnte Gent, die Hauptstadt Ostflanderns, von dem Entschlusse zurückgebracht werden, sich gleichfalls den Spaniern zu überliefern, wie Brügge und Ypern es schon gethan. Die Generalstaaten sahen selbst ihre Sache als so verzweifelt an, daß sie sich (November 1583) zur völligen Unterwerfung unter die Krone Frankreich erboten, wenn dieselbe ihre Vertheidigung gegen Spanien unternehmen wollte[2]) — einen Antrag, den zu ihrem Glücke der feige und ruheliebende Heinrich III. nicht annahm! Und wie jubelte Philipp, wie nahe glaubte er die Stunde der völligen Unterwerfung der Niederlande gekommen, als nach fünf vereitelten Mordversuchen auf Wilhelm von Oranien derselbe doch endlich von Balthasar Gerard, einem Fanatiker aus der burgundischen Freigrafschaft, der zu seinem verbrecherischen

1) P. L. Muller. S. 202 ff. 2) Kervyn de Lettenhove, in dem Bullet. de l'Acad. de Belgique, III. II, 193 f.

Unternehmen die Billigung nicht nur verschiedener Mönche, sondern auch Parmas selbst erhalten hatte — als Wilhelm von diesem frommen Meuchler am 10. Juli 1584 zu Delft getödtet wurde! Die Familie des Mörders, der selbst seine That durch martervolle Hinrichtung im Geschmack jener wilden Zeit büßte, ward von dem dankbaren Könige mit den eingezogenen Gütern Wilhelms in der Freigrafschaft beschenkt: eine grausame Ironie, die der erfinderischen Rachgier Philipps II. völlig würdig war.

Es ist fraglich, ob Oranien der Mann gewesen wäre, die Freiheit der Niederlande erfolgreich zu vertheidigen; sicher ist, daß er vor allen sie begründet hat. In jenem rauhen und gewissenlosen Zeitalter des unbedenklichen Krieges aller gegen alle ragt der Oranier, obwohl von persönlichen Beweggründen keineswegs frei, doch durch Edelmuth, Versöhnlichkeit, duldsame Gesinnung und aufrichtige Liebe zu seinem Vaterlande unter Millionen hervor. Mit Recht blieb sein Volk ihm dankbar ergeben.

Allgemeine Trauer erregte sein Tod in den gesammten Niederlanden. Und wenn auch auf die Länge seine Mörder die an dieses Ereigniß geknüpften Hoffnungen nicht in vollem Maße verwirklicht sahen, so nahm doch zunächst die spanische Macht einen immer bedrohlichern Aufschwung. Zumal in Frankreich schien ihr geradezu eine leitende und vorwiegende Stellung bestimmt.

Es war dem Mißregiment Heinrichs III. gelungen, alle Klassen des französischen Volkes gegen sich aufzubringen und, was für eine Regierung immer das Schlimmste ist, dem Hasse auch die Verachtung hinzuzufügen.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren war eine neue Art von Feudalität emporgekommen. Die erste, ursprüngliche war die der altfürstlichen Grafen- und Herzogsgeschlechter gewesen, die dann Philipp August, Ludwig der Heilige und Philipp der Schöne vernichtet hatten. Die zweite war die der Prinzen aus den Seitenlinien des königlichen Hauses, die in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Ludwig XI. durch Henkerbeil und Gift zerstörte. In den Unruhen der Bürgerkriege hatte sich die dritte gebildet, die der Provinzialgouverneure, Großwürdenträger und so weiter bis hinab zu den Festungskommandanten, welche alle schnell ihre Aemter und Stellen als eigenen, vererbbaren und veräußerlichen Besitz betrachteten. So tief hatten die feudalen Anschauungen sich der aus dem Mittelalter hervorgegangenen Menschheit eingeprägt! Für einen französischen König war nun diesen Zuständen gegenüber eine doppelte Möglichkeit: entweder, wenn er sich schwach fühlte, sie stillschweigend anzuerkennen und zu schonen; oder sie zu bekämpfen — dann aber mußte es im Namen der staatlichen Einheit und Souveränität und durch tüchtige und geeignete Mittel geschehen. Heinrich III. hat sich jedoch solche Fragen durchaus nicht vorgelegt. Er erkannte jene neue Feudalität von Großbeamten an, aber, wo es ihm gut schien, kränkte und durchbrach er sie zum Nutzen seiner Günstlinge, Menschen, deren Unfähigkeit nur von ihrer moralischen Nichtsnutzigkeit übertroffen wurde. Ein solches Verfahren gewann ihm

niemanden und brachte nicht nur die zu Gunsten der Favoriten Beraubten, sondern alle jene mehr und minder mächtigen Großbeamten, die eigentlichen Säulen und Stützen des Reichs, völlig gegen den König auf.

Es waren meist Angehörige der katholisch gebliebenen Adelsfamilien, ohnedies gegen den König erbittert wegen seines den Protestanten allzu freundlichen Verhaltens. Doppelt verstimmt gegen Heinrich III. fanden sie Beistand bei dem hohen katholischen Klerus, der zum ersten Male seit Jahrhunderten der Monarchie feindselig entgegen zu treten wagte.

Der hohe Klerus fand für seine kirchlichen Bestrebungen einen günstigen Boden in dem katholisch-religiösen Geiste, der sich als Reaktion gegen das Hugenottenthum über Frankreich verbreitet hatte. Er forderte jetzt vom König entschieden die Anerkennung des tridentinischen Konzils und die Rückgabe der Wahlfreiheit an die bischöflichen und klösterlichen Kapitel. Beides wies der König zurück.[1]) Aber immer fester, immer drohender wurde die Sprache der hohen Geistlichkeit, die zumal auch Aufhebung der den Hugenotten, den Ketzern, bewilligten Freiheiten verlangte.

Während alle diese Gefahren das Reich bestürmten und die Existenz des Königthums bedrohten, war letzteres in Händen, die kaum geeignet waren, dieselben zu beschwören und zu beseitigen. Die Finanzen befanden sich in unheilbarer Zerrüttung, da die Bürgerkriege unermeßliche Summen verschlangen, während sie zugleich das regelmäßige Eingehen der Zölle und Steuern verhinderten. Und dabei die unsinnige Verschwendung Heinrichs III., die wieder mit Zeiten wechselte, wo er nicht wußte, wovon er leben sollte. Die gewagtesten Finanzkunststücke wurden ausgeführt, um für einige Wochen Geld zu beschaffen, freilich damit die dem Staate obliegenden Lasten immer mehr vergrößert.

Wie übel wirkte endlich die persönlich so unwürdige Haltung des Monarchen, sein leichtfertiges skandalöses Leben, das mit übertriebenen Bußübungen, wie sie seinem Range durchaus unangemessen waren, wechselten. Die geistlichen Eiferer, in deren Augen Heinrichs größtes Verbrechen war, den Frieden von Fleix abgeschlossen zu haben, benutzten diese Umstände. Alle Kanzeln hallten von Anklagen gegen den König wieder, zu denen der Kontrast seiner Orgien und seiner Prozessionen den willkommensten Stoff bot. Wie konnte man einem Herrscher Achtung zollen, der in einem Augenblick die weibischste Kleidung gegen das Büßerhemde mit dem mit Todtenköpfen besetzten Gürtel vertauschte?

In diesen Feindseligkeiten der katholischen Partei gegen die Monarchie lassen sich deutlich zwei Strömungen unterscheiden, die sich freilich bald verschmelzen: die guisische und die spanische.

Die Guise sahen sich in allen ihren Ansichten und Bestrebungen im Nachtheile. Die ausschließlich katholische Richtung, welche der König früher

---

1) De Thou, Historiarum. lib. 75.

eingeschlagen hatte, war aufgegeben; in politischer Beziehung trat ihr Einfluß fast vollständig hinter den von Emporkömmlingen, wie Joyeuse und Epernon, zurück. Persönlicher, religiöser, politischer Widerwille bewaffnete sie gleich sehr gegen Heinrich III. Eifrige Katholiken, wollten sie sich doch zugleich auch der Liga zu ihren persönlichen Zwecken bedienen. Es erschienen bereits Broschüren, welche die Anrechte der Guise als Nachkommen Karl des Großen, ja der Vorgänger Merowechs auf den französischen Thron verfochten.[1]) In kirchlichen Mysterien wurde Heinrich von Guise als der David dargestellt, welcher Goliath — den König — überwindet.

Spanien aber fand in der Unterstützung, die Frankreich wiederholt den niederländischen Rebellen hatte zu Theil werden lassen, hinreichenden Grund zu einer geheimen revolutionären Propaganda in diesem Lande. Im Jahre 1582 wurde in Paris ein Mensch hingerichtet, der in spanischem Auftrage eine umfassende Verschwörung gegen den König anzustiften gesucht hatte.[2]) Bald erkannte Philipp in den Guise die geeignetsten Werkzeuge für seine gegen das Ketzerthum und dann überhaupt gegen die politische Macht Frankreichs gerichtete Politik. Seit dem Jahre 1583 weilten spanische Agenten in Frankreich — Tassis und Moreo — die mit den Guise in Unterhandlung standen; man schloß noch nicht ab, aber erwartete hierzu nur ein Ereigniß, das der Empörung Vorwand und zugleich Aussicht auf Erfolg gebe.[3]) Der König Heinrich III. hatte wohl Ahnung von diesen Umtrieben, allein er fürchtete durch eine Verfolgung derselben den Aufstand geradezu hervorzurufen; und was die Hauptsache war, seine träge und wollüstige Ruhe ging ihm über alles.

So war die ganze Lage voll Stürme und Gefahren, als ein freilich nicht unerwartetes Ereigniß den Ausbruch des Unwetters herbeiführte.

Der anscheinend so fruchtbare Stamm Heinrichs II. war schon in seinen Söhnen verwelkt. Franz II. und Karl IX. waren ohne legitime Nachkommen gestorben, und daß Heinrich III. von seiner kränkelnden Gemahlin keine Kinder haben werde, stand fest. Der letzte von Heinrichs II. Söhnen, Franz von Anjou, war in einem Zustande körperlicher und geistiger Schwäche aus den Niederlanden zurückgekehrt, der sein nahes Ende ahnen ließ. Dann gab es aber nur noch einen Zweig des kapetingischen Königshauses, die Bourbonen, und das Haupt desselben war Heinrich von Navarra — ein rückfälliger hartnäckiger Ketzer! Diesen aber hatte Heinrich III. ausdrücklich für den Fall von Anjous Tode als „die zweite Person Frankreichs und seinen eigenen Erben" anerkannt!

Am 10. Juni 1584 starb Anjou. So unbedeutend das Leben dieses Prinzen gewesen war, so wichtig war sein Tod. Alle aufrichtigen Katholiken

1) Gründlicher ward dies erörtert in Franz de Rosières Stemmata Lottaringiae ac Barri ducum, die 1580 in Paris erschienen. 2) Jos. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. Bd. I. S. 257 ff. 3) Juan Baptist de Tassis, Commentarii, lib. VI; bei Hoynck van Papendrecht, Analecta Belgica. IV. (Haag 1743.) S. 438.

erschraken; selbst den Gemäßigten unter ihnen dünkte es unerträglich, dereinst einen Ketzer auf dem allerchristlichsten Throne zu erblicken. Die Eifrigern und Thatkräftigern waren entschlossen, dieses Ereigniß mit den Waffen in der Hand zu verhüten. Es ist merkwürdig, wie allmählich sich in den politischen Anschauungen beider Religionsparteien eine Wandlung vollzieht. Die Hugenotten, bis jetzt aus Gegensatz zum Königthume für eine föderative Republik eingenommen, werden nun, da sie das legitime Königthum auf ihrer Seite haben, durchaus monarchisch; und die Katholiken, bisher die Verfechter der königlichen Autorität, gehen ebendeßhalb jetzt in das föderativ-republikanische Lager über.

Besonders aber mußten durch den Tod Anjous jene beiden die Liga leitenden und ausnutzenden Mächte zu entschiedenem Handeln angespornt werden.

Philipp II. meinte die gegen Heinrich von Navarra und den König selbst gerichtete Bewegung auf das eifrigste fördern zu müssen. Denn käme ein Ketzer auf den französischen Thron, würde dann Frankreich nicht in allen Dingen der geschworene Widersacher des streng katholischen Spaniens sein? Ein eifrig katholischer König aber, durch Spaniens Hülfe gehoben und gehalten, mußte sich nothwendig der Politik der Habsburger anschließen und unterordnen. Tassis, der spanische Gesandte in Paris, schlug nunmehr Heinrich von Guise ein Bündniß zum Schutze der katholischen Religion vor; Guise fragte bei dem Papste an, ob er damit nicht ein Verräther werde. Gregor XIII. antwortete ganz im spanischen Sinne: wenn die Absicht rein religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen.

So jedes Skrupels enthoben, schlossen die beiden Brüder, die Herzoge von Guise und Mayenne, zugleich für die andern Glieder des Hauses, den Kardinal von Guise sowie die Herzoge von Aumale und Elboeuf, im Januar 1585[1]) mit Tassis das Bündniß. Zu zweierlei verpflichtete man sich, was im Grunde eng zusammenhing. Nicht Heinrich von Navarra, sondern sein katholischer Oheim, der alte schwachsinnige Kardinal von Bourbon, eine bloße Puppe in der Hand der Guise, sollte nach Heinrichs III. Tode den Thron besteigen. Der Protestantismus sollte mit gemeinschaftlicher Anstrengung in Frankreich und in den Niederlanden ausgerottet werden. Philipp II. wollte dazu jährlich eine Million Goldthaler seinen französischen Alliirten geben; zum Entgelte verpflichteten sich diese, auf das Bündniß mit den Türken zu verzichten, Cambrai und das französische Navarra im Norden der Pyrenäen an Spanien zu überliefern. Man sieht, wie klug Philipp II. seinen katholischen Eifer mit seinem Vortheile zu vereinigen wußte, und wie wenig den Guise, diesen Lothringern, an Frankreich lag. Versprachen sie doch auch dem Herzog von Savoyen für seinen Beistand ein beträchtliches Gebiet an der Rhone und Lyon selbst.

1) Der Wortlaut der Verträge bei Tassis, lib. VI. a. a. O. 446 ff.

Diese Bündnisse wurden natürlich geheim gehalten, aber bald zeigten sich ihre Folgen. Eine Anzahl Adeliger, Gouverneure großer Städte erklärten sich für Guise und die Liga und verbanden sich auf das engste, indem sie sich eine vortreffliche Organisation gaben; ein Heer von 12,000 Mann wurde gesammelt. Im April 1585 erschien dann, unter dem Namen des Kardinals Karl von Bourbon, das Manifest der katholischen Aufrührer. Selbstverständlich waren die Verheißungen nicht gespart. Nicht nur sollte die katholische Religion in ihrem alten Glanze wiederhergestellt, sondern auch dem Adel seine überlieferten Privilegien, dem Volke Befreiung von den übermäßigen Steuern, den Parlamenten ihre volle richterliche Souveränität, den Beamten ihre Unabsetzbarkeit zurückgegeben, alle drei Jahre die Generalstände versammelt werden.

So wenig die Führer der Liga es mit allen diesen Versprechungen aufrichtig meinten, sie wurden doch für das Königthum überaus gefährlich. Denn nun erhoben sich wider dasselbe der unbotmäßige Hochadel, die anspruchsvollen Parlamente, die Demokratie der unteren Klassen in den Städten, sie alle getragen von dem mächtigen Hauche des kirchlichen Fanatismus. In sämmtlichen größeren Orten traten ligistische Komites zusammen, welche dort die Regierung an sich rissen. Man wollte auf Paris marschiren, wo man der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung sicher war, den König zur Unterwerfung zwingen.[1]) Die Jesuiten schürten nach Kräften, sie benutzten ihre gewaltige Organisation, ihre großartigen Verbindungen zum Schaden der französischen Krone. Sie erschienen als die eifrigsten Gegner derselben.[2]) Und der Reichsfeind, der Spanier, war bereit, dazu starke Hand zu leihen; natürlich:[3]) setzte die Liga ihre Zwecke durch, so löste Frankreich sich in ein Chaos von Groß- und Klein-Vasallitäten und Kommunen auf, und was der Zentralgewalt noch blieb, nahmen die vielköpfigen richterlichen und Verwaltungsbehörden in Anspruch.

Indeß auch das Königthum war keineswegs von allen verlassen. Das Mißregiment der letzten Valois hatte die vielhundertjährige Loyalität des französischen Volkes nicht völlig auszurotten vermocht. Zahlreiche aufrichtige Katholiken erklärten sich voll Abscheu gegen die Liga, gegen die Guise, bereit das Königthum gegen dieselben zu vertheidigen. Die Hugenotten, jetzt durch das Edikt von Fleix für Heinrich III. eingenommen und in der Liga die gemeinsame Feindin erkennend, wären gern zur Vertheidigung des Thrones aufgestanden.

Aber Heinrich III. war zu zaghaft, sich einer Partei gegenüber zu stellen, die im Namen seiner eigenen Religion sich erhob. Es war ein entscheidender Wendepunkt in Heinrichs III. Leben und Regierung. Der Muth versagte ihm.

---

1) Croze I, 281 f. 2) Depesche Cavrianas an den florentin. Staatssekretär Vinta, 4. August 1585; Alberi, Caterina de' Medici. 431 ff. 3) Am 4. Mai 1585 quittiren die Kardinäle von Bourbon und Guise und der Herzog von Guise bereits über den Empfang von 300,000 Goldthalern seitens Philipps II.; Croze a. a. O. 346 f.

Indem er seine Mutter, die jetzt aus Furcht vor Heinrich von Navarra gänzlich zu dessen Gegnern übergegangen war, die Heinrich von Guise als den „Stab ihres Alters" bezeichnete, mit der Unterhandlung mit der Liga beauftragte, war die Entscheidung bereits getroffen. Aus diesen Verhandlungen ging am 7. Juli 1585 das Edikt von Nemours hervor, „beständig und unwiderruflich", wie so viele kurzlebige Edikte seit einem Vierteljahrhundert.[1]) Es entsprach vollständig den ligistischen Wünschen.

Die Bestrebungen und Thaten der Liga wurden darin gut geheißen, die besten und festesten Plätze in Nordfrankreich den ligistischen Häuptern überlassen, ihnen das Recht eingeräumt, sich mit Truppen zu umgeben. Und dann, in Bezug auf die Religion: binnen einem Monate sollten alle reformirten Prediger, binnen sechs Monaten alle reformirten Laien das Reich räumen, bei Todesstrafe und Gütereinziehung, wenn sie nicht zum Katholizismus zurückkehren wollten.

Das war selbst härter als die nach der Bartholomäusnacht erlassenen Vorschriften. Wo blieb aber das Interesse des Volkes, der Städte, der Parlamente? Nur zwei Gesichtspunkte leiteten offenbar den ligistischen Hochadel: die eigene Macht und die Alleinherrschaft des Katholizismus. Daß das Edikt von Nemours auf gütlichem Wege ausgeführt werden würde, glaubte natürlich niemand. Die Liga und Heinrich III. rüsteten zum Kriege gegen die Hugenotten. Philipp aber triumphirte; „denn," sagte sein Agent bei den Guise, Juan Baptist de Tassis, „was konnte ihm Günstigeres widerfahren, als ganz Gallien so beschäftigt zu erhalten, daß es seiner Politik nichts in den Weg legen konnte?"

Die Protestanten vermochten nur mit Schrecken der Zukunft entgegen zu sehen. Die öffentliche Meinung, früher so durchaus auf ihrer Seite, war jetzt mit dem Königthume, mit den Großen und mit den richterlichen Gewalten gegen sie verbündet: sie waren verstoßen, fried- und gesetzlos in ihrem Vaterlande. Dazu kamen die Verluste, die der Protestantismus gleichzeitig durch die Gegenreformation in Deutschland und besonders auch in den Niederlanden erlitt, wo nach Oraniens Tode Parma die bedrohlichsten Fortschritte machte. Indeß so bekümmert auch die Protestanten in die Zukunft sahen, den Muth verloren sie darum nicht. Sie fanden einen vortrefflichen Führer in der Person Heinrichs von Navarra.

Die harten Jahre des Krieges und oft des Mangels hatten den Charakter dieses Fürsten bedeutend entwickelt, seine Fähigkeiten ausgebildet und geschärft. Hier hatte er den Scharfblick des Feldherrn auf dem Schlachtfelde anzuwenden gelernt, hier hatte sein gewandter und intelligenter Geist die Künste der Diplomatie und staatsmännischen Handelns neben den militärischen sich zu eigen gemacht. Sein Witz, seine scheinbare und zum Theil

1) Der Vertrag zu Nemours zwischen der Königin-Mutter und den Guise bei Tassis, lib. VII. a. a. O. 462 ff.

wirkliche Gutmüthigkeit, seine stete Elastizität des Willens und der Laune hatten seine Anhänger nicht weniger an ihn gefesselt, als ihre Ueberzeugung oder ihre Lust an Krieg und Abenteuer. Unter allem Ungemach hatte er sich einen guten Theil Lebensfreude und heiterer Sinnlichkeit bewahrt, die oft den oberflächlichen Beobachter über die reellen Eigenschaften des „Bearners" täuschten, wie ihn seine Feinde nach dem kleinen Theile seines angestammten Reiches, der ihm geblieben war, zu nennen pflegten. Die wiederholten Bekehrungsversuche des Hofes wies er damals entschieden zurück, obwohl er als Katholik der Nachfolge auf dem französischen Throne völlig sicher gewesen wäre.[1])

Mit großem Eifer organisirte er den von allen Seiten drohenden Feinden gegenüber seine Partei. Ihn unterstützten sein glühend protestantisch gesinnter Vetter Heinrich von Condé, der kriegskundige Vicomte von Turenne. Sie hatten keine leichte Aufgabe, denn während der fünfjährigen Friedenszeit hatten Gleichgültigkeit und Abfall unter den Hugenotten überhand genommen. Nach den langen Anstrengungen und Opfern des Krieges hatte allgemeine Abspannung sich der Partei bemächtigt und sie der niederdrückenden Einwirkung der herrschenden katholischen Majorität widerstandslos ausgesetzt. Die Adligen ließen sich zu Hunderten durch die Politik des Königs, der nur Katholiken Aemter und einträgliche Ehrenstellen zuertheilte, zum Uebertritt verlocken; selbst viele Geistliche zeigten sich lässig und passiv. Die Eifrigern waren wieder mit ihrem Beschützer Heinrich von Navarra halb und halb zerfallen. Sie waren ihm zu wenig unterthänig, er ihnen zu lau, ja verdächtig. Auf den Generalversammlungen machte man öffentlich dem Navarrer, dem offiziellen Haupte der Partei, die bittersten Vorwürfe wegen seines liederlichen Wandels, der Begünstigung von Katholiken, seiner Undankbarkeit gegen die wahren Gläubigen.[2]) — Aber die drohende Gefahr gab bald der Gemeinschaft einen guten Theil der alten Spannkraft wieder. Und immer mehr tüchtige Männer traten dem Könige von Navarra helfend, rathend, kämpfend zur Seite. Da war der heldenmüthige La Noue, der Bayard der Protestanten, nach Colignys Tode ihr tüchtigster Kriegsmann; Les Diguières, ein gewandter, stets siegreicher General; der junge Franz von Châtillon, Colignys nicht unebenbürtiger Sohn; Theodor Agrippa von Aubigné, der Sohn des Kanzlers von Navarra, ein alter Gefährte Heinrichs, ebenso hervorragend als Krieger, wie als Dichter und Geschichtsschreiber. Besonders nahe aber stand jenem Heinrich Du Plessis-Mornay, nur zwei Jahre älter als Navarra und sein Freund, so weit bei dem selbstsüchtigen und unbeständigen Fürsten überhaupt von Freundschaft die Rede sein konnte. Er war ein Gelehrter, der sein Bekenntniß gegen die Angriffe der Katholiken oft genug mit

---

1) Heinrich Talbot an seinen Vater Shrewsbury, 6. August 1585; Lodge, Illustrations of British History. (London 1838.) II, 270. 2) Stähelin 168 ff. 187 ff. — Aubigné. t. III. l. II. chap. 8 (S. 133).

Wort und Schrift vertheidigt hat; ein Staatsmann, den Heinrich gern zu Rathe zog und häufig zu diplomatischen Sendungen benutzte; ein Krieger, der kühn für seine Ueberzeugung das Schwert führte. Es war doch eine großartige, lebensfähige Gemeinschaft, aus der eine so bedeutende Anzahl hervorragender Männer hervorging; die Liga hatte ihnen nichts Aehnliches gegenüberzustellen.

Und die Protestanten blieben nicht allein: der Marschall von Montmorency-Damville, der unumschränkte Beherrscher von Languedoc, den alten anti-guisischen Tendenzen seines Hauses folgend, schloß mit den Protestanten eine „Assoziation zur Erhaltung des Staates" gegen die Lothringer. Die Liga antwortete, indem sie die Verdammung der bourbonischen Prinzen in Rom betrieb und dann die Exkommunikationsbulle des Papstes Sixtus V. gegen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, „diese beiden Söhne des Zornes, die unrechtmäßigen und verabscheuungswürdigen Sprößlinge des erlauchten Hauses Bourbon" veröffentlichte. Aber selbst das Pariser Parlament in seiner berühmten Remonstrance au Roy[1]) protestirte auf das lebhafteste gegen die Anmaßung des Papstes, die Thronfolge in Frankreich bestimmen zu wollen, und beantragte, die Bulle feierlich dem Feuer zu überliefern. Heinrich von Navarra aber ließ in Rom selbst einen Protest anschlagen, „gegen die falschen und boshaften Lügen des Herrn Sixtus, sogenannten Papstes".

Und viel weniger bedeutend, als die geistlichen, waren die weltlichen Erfolge der Liga. Der Adel, zum Theil protestantisch, zum Theil royalistisch, hielt sich zurück. Der König that so wenig wie möglich. Der Liga selbst fehlte es an Geld; zumal, da so schön und klug auch die Entwürfe Philipps II. waren, sein fortwährender Geldmangel sie doch zum großen Theile vereitelte. So lief alles auf Scharmützel, Hin- und Hermärsche, Erstürmung kleiner Orte hinaus.

Aber der Kampf blieb nicht auf Frankreich beschränkt, sondern wie er seiner Natur nach ein Weltstreit war, zwischen zwei gewaltigen, das ganze Abendland theilenden Prinzipien, so umfaßte er auch, eines nach dem andern, die Länder Europas. Elisabeth von England gewährte den Protestanten Geldhülfe. Die deutschen Evangelischen beschlossen, den französischen Glaubensbrüdern Beistand zu leisten; ein großes Heer schweizerischer Reformirter, 16,000 Mann, brach auf, sich mit den Deutschen zu vereinigen.

Nicht minder eifrig zeigte sich die katholische Partei in Europa, die, ermuthigt durch die glänzenden Erfolge Parmas, zu immer großartigern Entwürfen sich erhob. Zumal wurden immer gigantischer die Pläne des Leiters dieser Partei, jenes ältlichen und kränklichen Fürsten, der einsam Tag für Tag im abgelegenen Escurial über seine Depeschen und Befehle brütete. Nachdem er Portugal und dessen zahlreiche Kolonien seinem Staate einver-

1) Mémoires de la Ligue. I, 222.

leibt, nachdem er Frankreich in Krieg und Elend gestürzt, richtete er seinen Blick auf das mächtigste der ketzerischen Gemeinwesen, auf England. Zu dessen Unterwerfung sollte ihm vorzüglich seine niederländische Armee behülflich sein.

Zwar die Hoffnung, daß der Tod Wilhelms von Oranien sofort die Niederlande zu den Füßen Philipps führen werde, hatte sich als eine eitle herausgestellt.[1]) Vielmehr wurden die Niederländer nur noch mehr erbittert gegen Spanien, und um von diesem loszukommen, boten sie sich lieber — allerdings ohne Erfolg — dem französischen Könige als Unterthanen an. Allein sie besaßen keinen Führer mehr, der sie zu einheitlichem und entschlossenem Thun zu veranlassen das genügende Ansehen gehabt, geschweige denn einem Farnese sich gewachsen gezeigt hätte. Diesen dagegen hatten, nach der Bezwingung Portugals, die ältesten und tüchtigsten spanischen Regimenter verstärkt.

Und nun machte Alexander unaufhörliche Fortschritte. Der Staatsrath, welchen die aufständischen Niederländer als leitende Behörde unter dem Vorsitze des erst siebzehnjährigen Moritz von Nassau, des zweiten Sohnes des Oraniers, errichteten, genoß nur geringen Ansehens. Um so größer waren die Erfolge Parmas. Im Sommer und Herbst 1584 nahm er das wichtige Dendermonde und Gent, die Hauptstadt Ostflanderns. Dann begann er die Belagerung der größten, begütertsten und hervorragendsten Stadt der Niederlande, Antwerpens. Dieselbe wurde von ihren Bürgern unter dem Befehle eines der ältesten und erprobtesten Helden des Freiheitskampfes, Philipps von Marnix von St. Aldegonde, auf das tapferste vertheidigt, wobei ihnen die außerordentliche Stärke der Festungswerke, sowie die Breite des sie schützenden Scheldestromes vorzüglich zu Statten kam. Monat auf Monat verstrich in wechselvollem Ringen, in dem beide Theile den glänzendsten Muth, die höchste Ausdauer an den Tag legten und sich mit allen Hülfsmitteln der damaligen Kriegs- und Belagerungskunst bekämpften. Während auf diese Belagerung, welche als die hohe Schule für die Militärs aller Völker betrachtet wurde, die Aufmerksamkeit ganz Europas gerichtet war, nahm der unermüdliche Farnese auch die Hauptstadt Brabants, Brüssel, und diejenige Gelderlands, Nymwegen, ein.

Die Antwerpener suchten schließlich ihre Rettung in der Durchstechung der Dämme, wie einst die Leidener gegen die Truppen Albas. Sie würden auch ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht Parma rechtzeitig den Hauptdamm jener Gegend, den von Couvestein, befestigt und verstärkt hätte. Auf diesen schmalen Dämmen inmitten der Wasser wurde endlich zwischen den Belagerten und ihren Drängern die entscheidende Schlacht geliefert, die mit

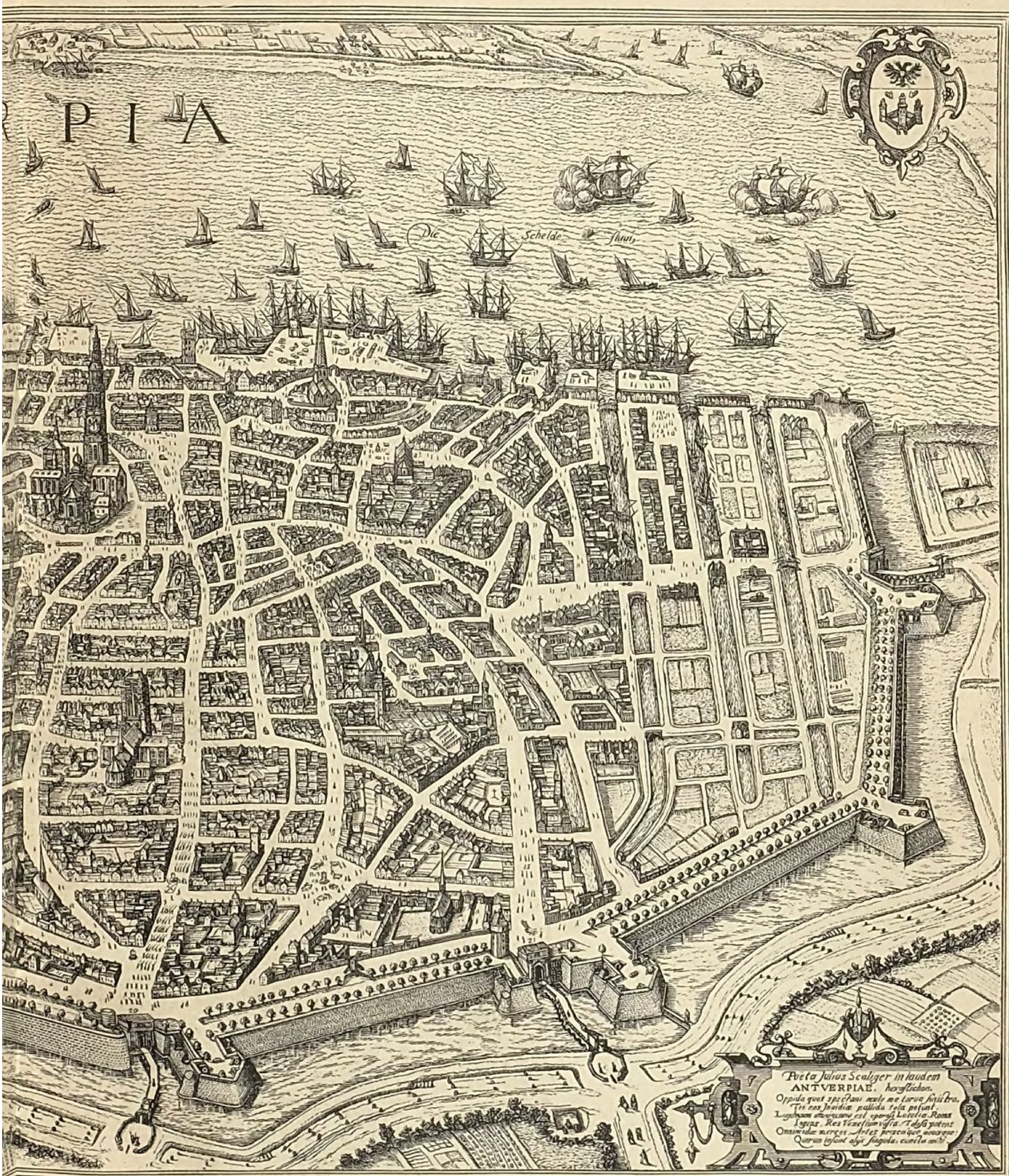
---

1) Hier beginnt Motleys zweites großes Geschichtswerk: History of the United Netherlands (1584—1609), London 1860 ff., vier Bände. Es beruht auf noch umfassendern archivalischen Studien, als die History of the Rise of the Dutch Republic; sonst sind Vorzüge und Fehler ziemlich gleich in beiden verdienstvollen Arbeiten.



Topographische Ansicht von

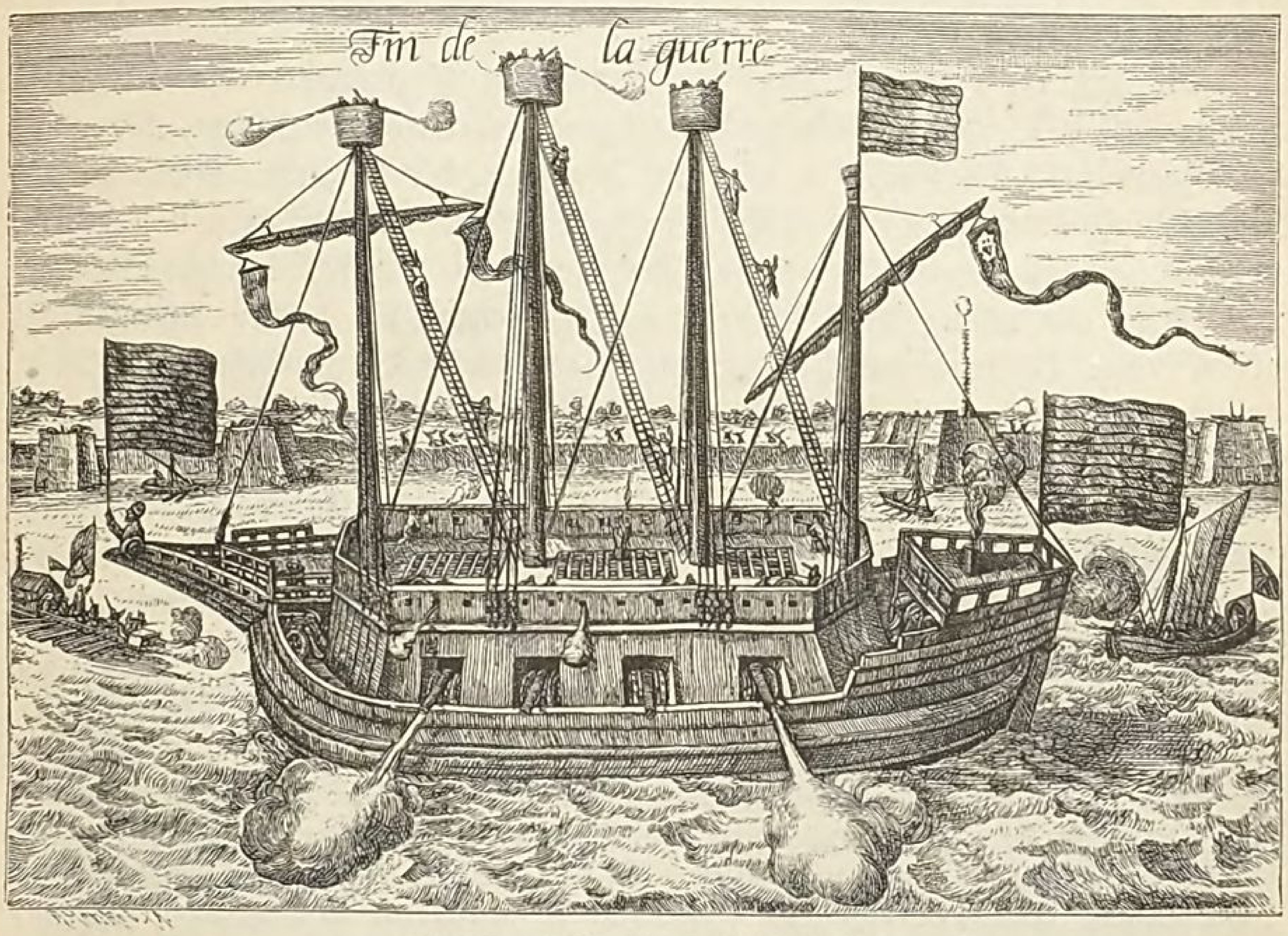
Verkleinertes Facsimile des Kupfe



…n Antwerpen im 16. Jahrhundert.

…stiches in Braun's Städtebuch 1572.

gänzlicher Niederlage der Antwerpener endigte. Nirgends war Aussicht auf Ersatz, indem Farneses vorzüglich angelegte Befestigungen den Angriff sowohl zu Lande als auf der Schelde unmöglich machten, jeder Hülfe den Weg verlegten. Da verlor St. Aldegonde den Muth. Er hielt überhaupt den Sieg der Spanier nach den letztjährigen traurigen Erfahrungen für unabwendbar und meinte, daß die aufständischen Provinzen sich unter möglichst günstigen Bedingungen mit dem katholischen Könige vertragen müßten. So



Das Feuerschiff „Fin de la Guerre".
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich von Franz Hogenberg.

Die Antwerpener hatten gehofft, mit diesem Schiff der spanischen Flotte erfolgreich begegnen zu können, es wurde indeß von den Spaniern bald genommen.

übergab er, im August 1585, die länger als ein Jahr vertheidigte Stadt. In allen Bedingungen der Kapitulation zeigte sich Alexander milde und großmüthig, nur in einer Hinsicht war er durch die strengen und genauen Instruktionen seines Herrn gebunden. Die katholische Religion wurde zur ausschließlichen in Antwerpen erklärt, allen Ketzern eine gewisse Frist gesetzt, bis zu welcher sie die Stadt verlassen haben müßten.[1])

1) Unmittelbar nach der Uebergabe Antwerpens ist Marnix von seinen Landsleuten als Verräther gebrandmarkt worden; in der That hat er nie wieder ein öffentliches Amt erlangen können und ist so, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, im Jahre 1598 in der Zurückgezogenheit gestorben. Die Anklagen waren so laut und allgemein, daß Marnix sich genöthigt sah, eine Rechtfertigungsschrift zu publiziren, die freilich nicht völlig konkludent ist. Th. Juste (Vie de Marnix de St. Aldegonde. S. 131 ff.)

Diese Bestimmung war das Todesurtheil für die damals reichste und lebhafteste Stadt nicht allein der Niederlande sondern ganz Europas. Die thätigsten und begütertsten Handelsherren wanderten nach Amsterdam und den übrigen Handelsstädten des protestantischen Holland aus. Die norddeutschen, englischen und hugenottischen Kaufleute gaben den Verkehr mit Antwerpen auf, um ihn gleichfalls nach Holland zu verlegen. Mehr und mehr verödeten die Häfen, die Straßen und Häuser Antwerpens, und verlassen und einsam rollte die einst von tausend Schiffen fröhlich belebte Schelde ihre breiten Gewässer dem Ozean zu.

Philipp II. empfand über die Eroberung Antwerpens die lebhafteste Freude. Die Depeschen, die diesen ungeheuren Erfolg meldeten, kamen in der Nacht an. Da weckte er sein Lieblingskind, die Infantin Isabella, aus dem Schlafe und rief ihr zu: „Antwerpen ist unser!" Der Herzog von Parma wurde nicht nur durch Verleihung des goldenen Vließes belohnt, sondern auch durch Abtretung der Zitadelle von Piacenza, die bisher Spanien sich als wichtige Stellung am Po bewahrt, deren Besitz die Farnese schon längst dringend gewünscht und angestrebt hatten.[1]) — Für die Niederlande brachen in der That trübe Tage an. Der älteste Sohn Wilhelms von Oranien, Philipp, war schon siebzehn Jahre früher von der Universität Löwen, wo er studirt hatte, nach Spanien gebracht und dort in katholischer und kastilischer Gesinnung erzogen worden; der zweite, Moritz, der später das Erbe seines Vaters

und Motley (History of the United Netherlands. I, 264 ff.) haben neuerdings diese Frage behandelt. Beide kommen zu dem übereinstimmenden Ergebniß, daß allerdings von einem wirklichen Verbrechen nicht die Rede sein kann, wohl aber von einem bei dem alten Helden verwunderlichen Kleinmuth. Nach den schnellen Fortschritten Parmas, nach dem Tode Oraniens verzweifelte Marnix an der Möglichkeit, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Er war deßhalb ein eifriger Beförderer der Uebertragung der niederländischen Souveränetät an Frankreich gewesen. Als diese mißlungen war, sah er nur in einer Aussöhnung der Aufständischen mit Spanien das Heil; auf England setzte er — nicht mit Unrecht — durchaus kein Vertrauen. Parma persönlich wäre zu einem solchen Uebereinkommen selbst mit Wahrung der Religionsfreiheit geneigt gewesen. Aber Philipp II.?! Was nun Antwerpen im Besondern betrifft, so war die Stadt nicht mehr lange haltbar, als Marnix sie übergab. Es war kein Brod mehr in den Magazinen, kein Entsatz in Aussicht; das benachbarte Mecheln ging an die Spanier über; das Volk Antwerpens verlangte dringend das Aufhören des unerträglichen Zustandes. In solcher Lage glaubte Marnix das Leben der seinem Schutze anvertrauten Tausende nicht länger für eine verlorene Sache auf das Spiel setzen zu dürfen. Es ist aus der Korrespondenz Parmas mit Philipp II. bewiesen, daß bei aller Armuth Marnix' von der Annahme spanischer Bestechung durch denselben die Rede nicht sein kann. Freilich hatte er sich gründlich in der Voraussetzung getäuscht, daß ein Philipp II. religiöse Duldung gewähren könne. Er bezahlte diesen Irrthum mit dem Verluste der guten Meinung seiner Landsleute, mit der Einbuße eines großen Theiles seines Ruhmes, mit einem glanzlosen, wenig beachteten, auch von Selbstvorwürfen wohl nicht ganz freien Lebensende. Aber ein Verräther an Vaterland und Religion, sowie an den übernommenen politischen und militärischen Pflichten war Philipp de Marnix de St. Aldegonde nicht.

1) Cabrera III, 135 (ed. Madrid 1877).

übernahm, war noch ein heranwachsender Jüngling; und ein sonstiger fähiger und allgemein anerkannter Führer war nicht vorhanden. Von neuem wandten die Generalstaaten in ihrer Verzweiflung sich an Elisabeth von England, indem sie ihr die Krone anboten. Die englische Königin wußte wohl, daß im Grunde Spanien ein unversöhnlicher politischer und religiöser Widersacher des protestantischen England sei, und daß die Niederlande, wenn sie wieder in spanischen Besitz gelangen sollten, der Ausgangspunkt und der Schutz spanischer Angriffe auf das benachbarte Großbritannien sein würden. Auf der andern Seite aber scheute Elisabeth in ihrer vorsichtigen und haushälterischen Weise vor den großen Kosten und dem gefährlichen Wagniß einer förmlichen Uebernahme der Niederlande zurück. Sie traf also einen Mittelweg, indem sie zwar die niederländische Krone ablehnte, aber ihren Günstling Leicester mit 6000 englischen Soldaten über das Meer sandte und dafür sich einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke des jungen Freistaats ausbedang (Dezember 1585). Es war jedenfalls ein durchaus irriger Weg, den Elisabeth hier einschlug. Sie that nicht genug, um die Niederlande vor Spanien zu retten und an England zu knüpfen, wohl aber genug, um gegen sich den gewaltigen Sturm zu entfesseln, den sie durch ihre halbe Maßregel beschwören zu können gemeint hatte.

Leicester erschien freilich zunächst den Niederländern als rettender Engel. Er wurde von ihnen mit Jubel aufgenommen und sogar zum Generalstatthalter ernannt, wie einst Wilhelm von Oranien. Leider stellte es sich bald heraus, daß er mehr glänzende als tüchtige Eigenschaften besitze. Während er in den an Freiheit gewöhnten Landen ein förmliches Willkürregiment aufrichtete, gerieth er mit der Königin selbst in Mißhelligkeiten, die sein Ansehen auf das tiefste erschüttern mußten. Ließ sich doch Elisabeth, die im Grunde die spanische Macht nicht minder fürchtete als haßte, in Friedensunterhandlungen ein, die der listige Parma ihr anbot, um sie an kräftiger Unterstützung der „Rebellen" zu verhindern und zugleich diesen selbst die englische Politik verdächtig zu machen. Inzwischen setzte Alexander Farnese ungestört seinen Eroberungszug fort und schlug die allzu schwachen englischen Truppen aus dem Felde. Die Generalstaaten hatten unter solchen Umständen wenig Lust, sich Leicester unterzuordnen, und geriethen mit ihm in heftigen Streit. So wurde er selbst seiner Stellung müde und kehrte noch im November 1586 nach England zurück. Nach seiner Entfernung zeigten sich seine Unterbefehlshaber geradezu verrätherisch und überlieferten für Geld die östlichen Provinzen Overyssel und Geldern den Spaniern. So unerhörte Vorgänge steigerten selbstverständlich die Erbitterung gegen die Engländer bedeutend, und gerade in diesem Momente erschien Leicester noch einmal in den Niederlanden, von der Königin heimlich mit einer förmlichen Diktatur über dieselben beauftragt. Diese Befehle aber fielen dem leitenden Geiste der Generalstaaten in die Hände, dem Johann von Olden-Barnevelt. Dieser bedeutende Mann zählte damals vierzig Jahre; er war von hoher, stattlicher Figur, breiten kräftigen

Gesichtszügen, über denen sich eine mächtig ausgearbeitete Stirn erhob, bräunlicher Farbe, scharfen blauen Augen: das eindrucksvolle Gesicht eines willensstarken Denkers. Er hatte seine Studien in Leyden, sowie auf französischen und deutschen Universitäten gemacht und war ein aufgeklärter Jurist, voll Duldsamkeit in religiöser Beziehung, in politischer Anhänger der Herrschaft des wohlhabenden Bürgerthums. Damals nahm er die Stellung des „Pensionärs" d. h. des Sekretärs und rechtsgelehrten Rathes der Stadt Rotterdam ein. In den Generalstaaten, wo er als Vertreter seiner Stadt saß, gewann er durch seine staatsmännische Einsicht, seine festen Ziele, seine gewandte Rede bald maßgebenden Einfluß. Er griff jetzt auf das heftigste Leicesters Pläne, die englische Allianz überhaupt an; den jungen Moritz von Oranien empfahl er als den geeignetsten Führer der wahren Patrioten. Leicester suchte sich zu halten, indem er, wie einst Anjou, es unternahm, eine Reihe wichtiger Städte[1]) in seine eigene Abhängigkeit zu bringen. Die Verschwörung wurde noch rechtzeitig entdeckt, und nun mußte die Königin ihren gedemüthigten Vertreter abberufen. Leicester ließ die Niederlande uneinig, mißmuthig, erschöpft und wesentlich in ihren Grenzen eingeschränkt zurück (Dezember 1587).

Die fremden Anführer, welche die Niederländer sich gesetzt: Matthias, Anjou, Leicester, hatten ihnen keinen Segen gebracht. Nur aus ihrer eigenen Mitte, durch einen Feldherrn niederländischer Geburt sollten sie gerettet werden: gewiß zuletzt das bei weitem Günstigste für ihre Freiheit! Indeß das hohe Ziel kostete noch zahlreiche Opfer, Schmerzen und Verluste! In den nächsten Jahren machte die Unterwerfung der in sich zerrissenen und uneinigen Niederlande durch das siegreiche Schwert Farneses derartige Fortschritte, daß ihre gänzliche Bezwingung nur noch als eine Frage kurzer Frist erschien. Es war die Zeit, wo die Partei Philipps, der katholischen Eiferer auch in Frankreich triumphirte: und gleichzeitig wandte der unersättliche und unermüdliche Einsiedler des Escurial sein Augenmerk auf ein Land, das er schon früher einmal als sein Besitzthum betrachtet hatte, und das ihm jetzt als einziges Bollwerk des Ketzerthums und der antispanischen Partei in Europa erschien — auf England. War dieses bezwungen, dann winkte das ersehnte Ziel spanischer Allmacht über den Erdtheil, dann war die Herrschaft kastilischen Despotismus und kastilischer Kirchlichkeit über das Abendland befestigt. Es läßt sich der Politik Philipps II. eine gewisse Großartigkeit und eine in ihrer Art bewundernswerthe Konsequenz nicht absprechen. Diese Eigenschaften hatten ihr bisher den Sieg über die in ihren Zielen und ihren Mitteln gleich unsichere französische Regierung verschafft. Nur schade, daß Philipp es so vielfach in den Einzelheiten versah und daß er vor allem eine Ungeduld und eine sanguinische Ueberschätzung der eigenen, Unterschätzung der fremden Kräfte zeigte, die ihm und seinem Volke schließlich verderblich wurden!

1) Bei dem Versuche, Leyden an Leicester zu überliefern, war auch der im Geheimen katholische Justus Lipsius betheiligt; Ch. Nisard, Le triumvirat littéraire au 16me siècle. S. 72 ff.



Johann von Olden=Barnevelt.

Nach dem Kupferstich von Willem Jacobz Delff (1580 — 1638);
Originalgemälde von Michel Janson Mierevelt (1567—1641)

Schon von der Zeit an, da Elisabeth nicht nur die ihr angetragene Hand Philipps II., sondern auch mehrere andere habsburgische Bewerber zurückgewiesen und mehr und mehr die Wege einer protestantischen Politik nach innen und außen eingeschlagen hatte, war es mit dem guten Einvernehmen zwischen England und Spanien vorbei gewesen. Indeß die Interessen beider Länder gegen Frankreich und die an dasselbe sich anlehnende Politik Maria Stuarts waren allzu identisch, als daß Philipp nicht doch noch Jahre lang sich von jedem entschiedenen Schritte gegen die britische Regierung fern gehalten hätte. Es läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß die ersten Feindseligkeiten von England ausgegangen waren, während Spanien, aus den oben angedeuteten Gründen, und weil es mit zahlreichen anderweitigen Unternehmungen beschäftigt war, sich versöhnlich und geduldig zeigte. Elisabeth aber hatte unter Cecils wachsendem Einfluß in Spanien den gefährlichsten Widersacher sehen gelernt. So hatte sie die aufständischen Niederländer unterstützt, bald offen, bald im Geheimen. Sie hatte dem Herzog von Anjou Geld und Schiffe zu seinen antispanischen Unternehmungen geliefert. Sie hatte dem Prior von Crato immer wieder die Mittel gewährt, Portugal in Aufruhr zu bringen. Die englischen Korsaren, denen Elisabeth völlig freie Hand ließ, waren die gefährlichsten und grausamsten Feinde des spanischen Seehandels. Den kecksten und erfolgreichsten dieser Freibeuter, der ganze Flotten und Städte der Spanier in Amerika zerstörte, Franz Drake, nahm Elisabeth persönlich in ihren Schutz und zeichnete ihn durch den Ritterschlag aus: das alles mitten im Frieden. Die widerrechtliche Einkerkerung der schottischen Königin Maria Stuart, die mehr und mehr als Märtyrerin des katholischen Glaubens erschien, mußte den spanischen Monarchen, den berufenen Vertheidiger des Katholizismus, mit der Zeit in Mitleidenschaft ziehen. Da hatte denn Philipp auch seinerseits nicht versäumt, der englischen Königin unter der Hand so viel Abbruch zu thun, wie es nur immer ohne offene Kriegserklärung anging. Eine Zeit lang war Philipp mit dem beabsichtigten Unternehmen seines Bruders Don Juan gegen England sehr wohl zufrieden gewesen. Er hatten dann dem Papste erlaubt, Hülfstruppen für die gegen England in Aufruhr befindlichen katholischen Iren in Spanien anzuwerben, ja heimlich das für diese Werbungen nöthige Geld ausbezahlt. Man erfuhr schon 1580, daß Philipp II. versprochen habe, sich zum Vollstrecker der päpstlichen Rachedekrete gegen England zu machen, sobald nur die portugiesischen Angelegenheiten zu einem Abschlusse gelangt sein würden.

Kaum waren dieselben zu des Königs Zufriedenheit erledigt, als er mit den Guise und mit der katholischen Partei in England und Schottland in nähere Beziehungen trat. Indeß Walsinghams wohl organisirtes Spionirsystem entdeckte alle diese Anschläge; zahlreiche englische Katholiken büßten solche Entwürfe mit ihrem Leben, und der spanische Gesandte Mendoza mußte England verlassen. Die unglückliche Maria Stuart aber ward einer noch härtern Haft unterworfen und unter die Aufsicht eines ehrenhaften, aber

mürrisch strengen Puritaners, Amyas Poulet, gestellt, der die Katholiken bitter haßte und in der schottischen Königin die Erbfeindin seines Glaubens und des englischen Volkes erblickte. Er war mit Absicht ausgewählt worden, da er sich bereits während einer Gesandtschaft in Frankreich als grimmiger Gegner Marias ausgesprochen und bethätigt hatte.[1])

Die englischen Priesterseminare auf dem Festlande aber waren unerschöpfliche Schulen politischen Meuchelmordes; immer neue geistliche Emissäre langten in England an, um dort die „Jesabel" aus dem Wege zu räumen. Indeß Walsingham hatte seine Spione unter den anscheinend Getreuesten, er hielt die Fäden dieser Komplotte stets in den Händen. Man ließ die Korrespondenz zwischen den Theilnehmern, zwischen diesen und Maria Stuart ruhig weitergehen, indem man nur Sorge trug, sie unterwegs aufzufangen und zu lesen, ehe man sie an ihre Bestimmung beförderte. Es war diese neue Verschwörung, die von Antony Babington geleitet war, den Ministern Elisabeths durchaus nicht unangenehm; denn nun meinten sie Grund und Gelegenheit zu endlicher Vernichtung Marias zu haben, deren Dasein ihnen mit der Sicherheit ihrer eigenen Königin und des protestantischen England überhaupt unvereinbar schien. Wirklich war Maria damals mit einem neuen großartigen Entwurfe beschäftigt, Schottland ihrem Sohne Jakob VI., mit dessen jüngstem protestantischen Auftreten sie sehr unzufrieden war, zu entreißen und Philipp II. in die Hände zu spielen, der von dort aus selbstverständlich England angefallen haben würde. Herzog Franz von Guise betheiligte sich eifrigst an diesem Plane und sandte zu dessen Förderung einen schottischen Agenten mit dringenden Empfehlungen nach Madrid (1586[2]). Philipp gedachte dieses Unternehmen mit der Verschwörung Babingtons und seiner Freunde zu verbinden, Elisabeth ermorden zu lassen und dann direkt in England einzufallen. Parma hatte ihm diesen Plan weitläufig auseinander gesetzt. In der That, seit der Sendung Leicesters an der Spitze englischer Truppen nach den Niederlanden hielten der König und seine Heerführer alles gegen die englische Königin für erlaubt. Eine beträchtliche Anzahl katholischer Lords hatten ihre Theilnahme zugesagt. Mendoza, der jetzt spanischer Gesandter in Paris war, rieth, mit einem Male alle englischen Minister zu tödten, so die ganze Regierung zu zerstören. Parma sammelte Truppen und Schiffe, um bei dem ersten Signal in England einzufallen. Im Grunde herrschte schon seit Leicesters Erscheinen in den Niederlanden thatsächlicher Kriegszustand zwischen England und Spanien. Philipp hatte damals den Handel mit jenem verboten und Beschlag auf die englischen Schiffe in den spanischen Häfen gelegt.[3])

Walsingham hatte mit Absicht die Verschwörung so weit sich entwickeln lassen, um sie zum Verderben Marias zu benutzen. Jetzt entdeckte er seiner

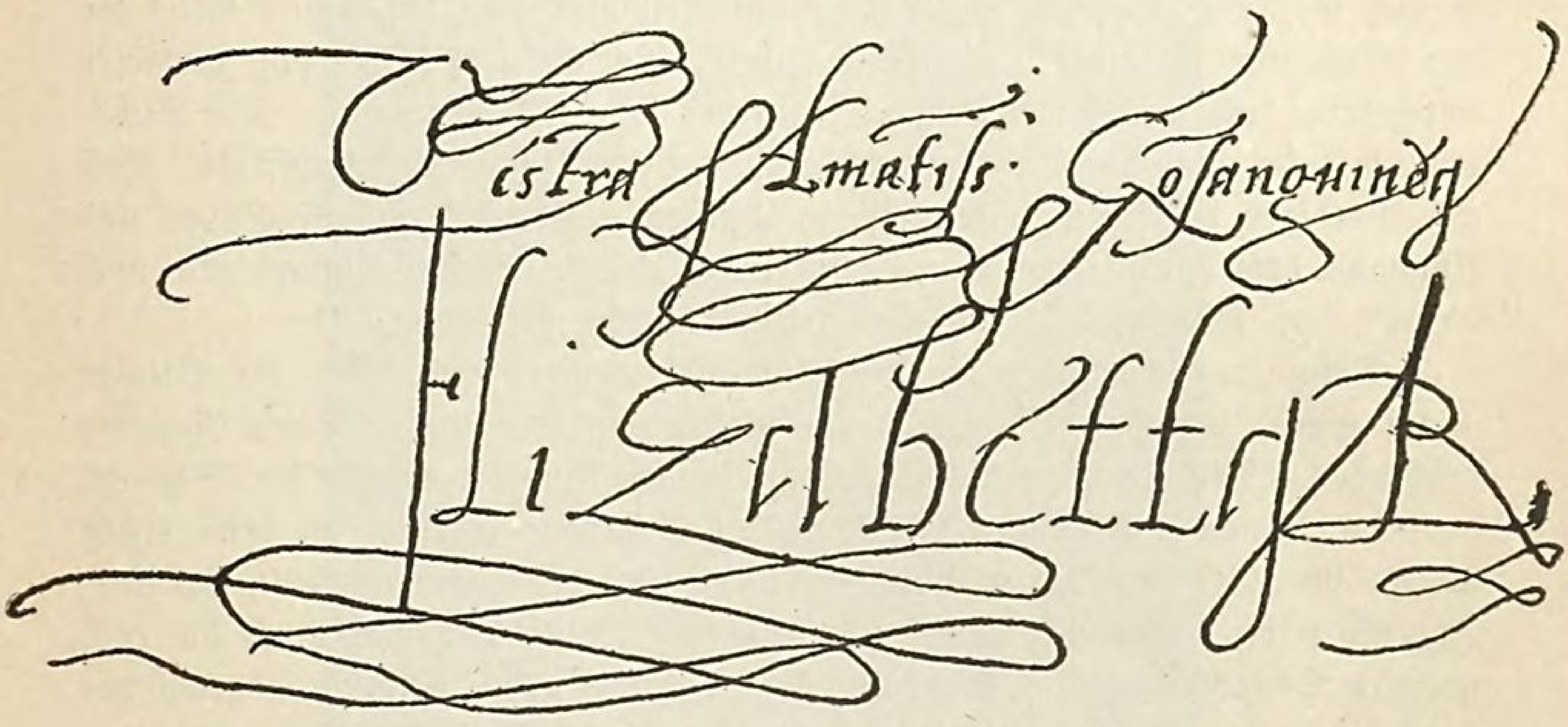
1) Morris, The Letter-Books of Sir Amias Poulet (London 1874). Preface.
2) De Croze I, 373 ff. 3) Cabrera tadelt (Bd. III, S. 152) diese Maßregel als übereilt, sie sei contra el parecer de los mas sabios geschehen.

Königin alles. Erschreckt, entrüstet willigte sie nicht nur in die Gefangennehmung und Hinrichtung der Verschworenen, sondern auch in die Anstrengung eines peinlichen Prozesses gegen Maria Stuart. Die allgemeine Stimme der Nation — denn schon hatte man von der beabsichtigten Landung der Spanier gehört — forderte dringend das strengste gerichtliche Verfahren gegen jene, das Parlament hatte durch förmliches Gesetz die Königin dazu ermächtigt. Allein rechtlich war ein solcher Prozeß ein Unding, da Maria Stuart eine Souveränin war, auch sich keineswegs unter den Schutz der englischen Gesetze gestellt hatte, sondern gewaltsam in England gefangen gehalten wurde. Wenn deßhalb Maria fest blieb und sich nicht herbei ließ, vor dem Gerichtshof von sechsundvierzig Lords und Richtern, den man zu ihrer Aburtheilung niedersetzte, Rede zu stehen, so war ihr nichts anzuhaben. Ueber ihre Theilnahme an der Verschwörung nicht nur gegen die Sicherheit Englands, sondern auch gegen das Leben Elisabeths kann freilich kein Zweifel herrschen: das beweisen nicht nur die von Walsingham eingesehenen Papiere, die man als gefälscht betrachten könnte, und die Aussagen der beiden Sekretäre Marias, die man der Furcht vor der Folter zugeschrieben hat, sondern auch die Korrespondenz Mendozas mit seinem Könige.[1]) Nun aber ließ sich Maria, nach anfänglicher Weigerung, durch die Abgesandten Elisabeths dazu bestimmen, ihre unangreifbare Stellung aufzugeben und, indem sie dem Gerichtshof Rede stand, denselben anzuerkennen. Sonst freilich vertheidigte sie sich, obwohl man ihr keinen Rechtsbeistand gewährte, mit einem Muth, einer Geistesgegenwart, einer Geschicklichkeit, die bewundernswürdig sind. Unerhört, daß man die durch langjährige Kerkerhaft geschwächte und kränkliche Frau ohne Vertheidiger den gelehrtesten und rechtskundigsten Männern Englands gegenüber stellte! Sie leugnete die Echtheit der ihr vorgelegten Schriftstücke, bezeichnete die Aussagen Babingtons und der übrigen Verschwörer als durch die Tortur erpreßt, ja willkürlich von den Richtern abgeändert. Nichtsdestoweniger sprach der Gerichtshof Ende Oktober 1586 einstimmig über die gefangene Königin das Todesurtheil aus, und das Parlament forderte dringend von Elisabeth die Ausführung des furchtbaren Spruches. In London, ja dem ganzen Reiche läutete man die Glocken und zündete auf den Straßen und Plätzen Feuer an zum Zeichen der Freude über die bevorstehende Beseitigung der gehaßten Feindin des Staates und der Königin.[2])

Es war ein Akt der politischen Sicherheit, moralisch einigermaßen als Nothwehr entschuldbar, rechtlich durchaus unzulässig. Der Verdammungsspruch der Nachwelt über Elisabeths Benehmen wird noch wesentlich durch den Umstand verschärft werden, daß sie der verurtheilten Verwandten nicht nur den Trost der Religion versagte, sondern auch sie wie eine gemeine Verbrecherin

1) Mendoza an Philipp II.: La Reyna de Escocia me parece que debia de saber bien el negocio por lo que se vee por una carta me ha escrito; Teulet V.
2) Chateauneuf an Heinrich III. (Dezember 1586); Raumer, Briefe aus Paris. II, 194.

auf das härteste behandeln ließ. Dreizehn qualvolle Wochen blieb Maria ungewiß über ihr endliches Schicksal. Heinrich III. von Frankreich verwandte sich auf das dringendste, ja mit Drohungen für seine unglückliche Schwägerin. Jakob VI. schickte eine Gesandtschaft nach London, um — freilich im mildesten Tone! — gegen die Hinrichtung seiner Mutter zu protestiren. Elisabeth wies alle Vorstellungen mit Entrüstung zurück, fühlte sich aber nichts desto weniger in peinlichster Verlegenheit, da sie die Verantwortlichkeit vor Mit- und Nachwelt und zugleich die Rache der Katholiken fürchtete. Sie griff, um dem Dilemma zu entgehen, zu den gemeinsten Mitteln. Sie forderte Poulet auf, die Gefangene heimlich zu ermorden, was aber der alte grimmige Puritaner mit herben Worten ablehnte. Dann übergab sie das unterschriebene Todesurtheil ihrem Sekretär Dawison zur Besiegelung durch den Lordkanzler,



Facsimile der Unterschrift der Königin Elisabeth von England.
Von einem Briefe im königl. geheimen Staats-Archiv zu Berlin, datirt St. James, 21. April 1593 an Kurfürst Johann Georg von Brandenburg.

ohne jedoch in klaren Worten den Befehl zur Hinrichtung zu ertheilen. Der Geheimrath ließ wirklich darauf die Sentenz am 8. Februar 1587 vollstrecken: Maria verbrachte ihre letzten Momente in würdigster Weise und wahrhaft königlicher Haltung. Elisabeth dagegen krönte das zweideutige und grausame Verfahren, das sie gegen Maria beobachtet hatte, durch die heuchlerische Weise, in welcher sie die Verantwortung der That von sich abzuwälzen suchte. Sie ließ Dawison, weil er seine Befugnisse überschritten und ihren Befehl falsch ausgeführt habe, in den Tower werfen; mehrere Mitglieder des Geheimraths, darunter ihren Hauptrathgeber Burghley, behandelte sie wochenlang mit ausgesprochener Ungnade; sie legte Trauer an und veranstaltete der Hingerichteten ein glänzendes Leichenbegängniß. Wen wollte sie damit täuschen?

Der Tod Maria Stuarts war im Grunde ein für die eifrig katholische Partei in Europa günstiges Ereigniß. Es warf einen düstern Schatten auf die protestantische Sache, es steigerte die Leidenschaft der katholischen Welt.

Zumal in Frankreich erhöhte es die blinde Wuth der ligistischen Volksmassen gegen die Protestanten in solchem Grade, daß die Führer selbst begannen, einigermaßen über die Wildheit ihrer Getreuen zu erschrecken. Man war einig darüber, daß nur ihres Glaubens halber die unglückliche Schottenkönigin gemordet worden sei. Den König Heinrich III. beschuldigten die Prediger ganz ungescheut, im Geheimen die Hinrichtung Mariens gebilligt zu haben. Die Aufregung in Frankreich wurde erhöht durch die ungewöhnliche Theuerung dieser Jahre; auch sie schrieb man den verbrecherischen Umtrieben und Veranstaltungen des Königs zu.[1])

Die Helden des katholischen französischen Volkes waren die guisischen Brüder. Während Herzog Heinrich der Narbige den Krieg für die Liga führte, eilte sein Bruder, der kluge umsichtige Herzog von Mayenne, nach Paris, wo er mit einem förmlich organisirten Rath der Liga weit mehr als der König die öffentlichen Geschäfte leitete. Paris selbst schloß sich, vertreten durch seine sechszehn Viertelsmeister, auf das engste Mayenne an. Die Sechszehn bildeten eine förmliche republikanische Verwaltung der Hauptstadt. Fast alle Prediger derselben waren eifrige Ligisten. Der König, auf Gnade und Ungnade dem furchtbaren Bunde überliefert, setzte seine Hoffnung nur noch darauf, daß seine Feinde sich gegenseitig vernichten würden.

Denn im Felde hielt die Liga sich viel weniger gut. Am 20. Oktober 1587 wurde der Herzog von Joyeuse bei Coutras von Heinrich von Navarra geschlagen. Der ganze prächtige goldgeschmückte Hofadel war in der Schlacht, aber die armen und rauhen Edelleute der Gaskogne warfen ihn beim ersten Stoß. Nur 40 der Sieger waren gefallen; von den Ligisten 2400, darunter Joyeuse selbst. Die Protestanten waren voll Jubels; war es doch die erste größere Schlacht, die sie überhaupt ihren katholischen Gegnern abgewonnen hatten.

Indeß sie wußten ebenso wenig wie früher die Katholiken ihren Vortheil zu benutzen. Die protestantischen Edelleute gingen meist nach Hause, um in festlichen Gelagen ihren Sieg zu feiern. Inzwischen wurde die große deutsch-schweizerische Armee, die schon bis Chartres vorgedrungen war, durch den König und Guise theils durch Unterhandlungen, theils durch Kämpfe zum Rückzuge aus Frankreich bewogen. Ganz vorzüglichen Ruhm dabei erwarb sich Guise, welcher sich, von spanischen Subsidien unterstützt, ganz unabhängig von dem Könige hielt und bei Auneau eine starke Abtheilung der deutschen Reiterei vernichtete. Nun schrieb man ihm den ganzen Erfolg zu. In Paris und andern großen Städten predigte man über den Text: „Saul hat Tausend geschlagen, David Zehntausend." Heinrich III. sah sich veranlaßt, die Pfarrer der Hauptstadt zu versammeln und sie wegen ihrer aufrührerischen Reden mit den härtesten Strafen zu bedrohen. Indeß es blieb eben bei der Drohung, und die Sorbonne entschied, daß man den Fürsten, die ihre Pflicht nicht er-

1) Journal de la Fosse, 203.

füllten, die Regierung nehmen könne, „wie Vormündern, deren Verwaltung verdächtig sei“.[1])

Es wurde immer klarer, einen wie ungeheuern Fehler Heinrich begangen hatte, indem er sich der Liga unterordnete. Je länger der Krieg gegen die Protestanten dauerte, je furchtbarer die Verwüstungen waren, die durch denselben über die Mitte und den Süden Frankreichs heraufbeschworen wurden, desto hitziger ward — zur großen Freude Guises und Philipps II. — die



Herzog Heinrich von Guise.
Gemälde von François Clouet, genannt Janet († um 1570).

extreme Partei unter den Katholiken, desto größer, nicht ganz mit Unrecht, ihr Verdacht gegen Heinrich III. Mendoza, der spanische Gesandte, schürte fortwährend die Unzufriedenheit und munterte Heinrich von Guise auf, sich nöthigenfalls mit Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen. Er war darüber mit Philipp II., mit dem Herzog von Parma, mit allen Führern der Liga in eifrigster Korrespondenz. In der That war Mendoza, thätig, energisch, gewaltsam und doch zugleich gewandt, die Seele des Komplots, welches die

1) Journal de l'Estoile; Mich. & Pouj. II. I. I, 234.

ehrgeizigen Leiter der zelotisch-hispanisirenden Partei zu unbedingten Herren Frankreichs machen sollte.[1])

Wie sicher schien der Erfolg des von dem Einsiedler des Escurial geleiteten großen Weltbundes zur Begründung der spanisch-katholischen Weltherrschaft! Schon im Juli 1587 hatten die Vertrauensmänner der bedeutendern ligistischen Städte in Rouen eine Zusammenkunft, wo man beschloß, in jeder derselben eine Truppenmacht auszuheben, die dann vereint mit den andern auf Paris marschiren, den König in irgend einer Weise unschädlich machen sollte.[2]) Heinrich III. ahnte diese Umtriebe und beklagte sich bitter über Mendoza bei Philipp; allein derselbe ließ ruhig den Gesandten weiter intriguiren gegen den Herrscher, bei dem er beglaubigt war. In Heinrichs engster Umgebung waren Verräther, welche die Ligisten von jedem Beschluß des Königs in Kenntniß setzten.

Inzwischen stieg in Paris selbst die Aufregung in unheimlichster Weise.[3]) Spottlieder und Karrikaturen jeder Art erschienen über den König. Indem die Gläubigen fortwährend von den Kanzeln gegen ihn deklamiren hörten, glaubten sie endlich in der That von einem Ungeheuer, einem Tyrannen, einem Adepten des Teufels regiert zu werden. Von der Aussicht auf Unruhen und Plünderung angelockt, hatte sich eine Menge Gesindel aus allen Provinzen des nördlichen Frankreichs in der Hauptstadt angesammelt, das sich mit dem Banner des religiösen Eifers deckte. Alle diese Elemente fanden geschickte und beredte Führer in den Anwälten und Advokaten, die, von den Parlamentsräthen mit Geringschätzung behandelt, eifrig nach Erweiterung ihres Einflusses und Ansehens strebten. Mehrere von ihnen saßen unter den Sechszehn, die sich alle Gewalt in der Stadt angemaßt hatten. Durch die Bürgermiliz gewählt, standen die Sechszehn in dem engsten Zusammenhange mit dem Pariser Volke, das sie durch die von ihnen gewonnenen Polizeikommissäre noch unmittelbarer beherrschten. Den Verabredungen von Rouen gemäß speicherten sie heimlich Waffen und Schießbedarf auf.

Alles, was Heinrich III. unternahm, um den drohenden Sturm abzuwehren, diente nur dazu denselben zu beschleunigen. Er verbot dem Herzog von Guise nach Paris zu kommen; das reizte das Volk nur noch mehr. Seinen Günstling Epernon, den Führer der „Politiker", d. h. der gemäßigten Katholiken, überhäufte er zur größten Kränkung der Ligisten mit Freundschaftsbeweisen; aber als dieser, ein wenn auch verderbter und eigensüchtiger so doch durchaus kühner und entschlossener Mann, energische Maßregeln verlangte, weigerte sich der König solche zu treffen und sandte ihn unter ehrenvollem Vorwand in die Provinz. Katharine von Medici, den Guise zugethan, gab beständig

1) Darüber belehrt uns die höchst interessante Korrespondenz Mendozas bei Croze, t. II. 2) Man vergleiche Baguenault de Puchesse, La politique de Philippe II. dans les affaires de la France; Revue des questions historiques. XXV, 38. 3) Alfr. Maury, La Commune de Paris 1588; Revue des deux Mondes. 1. Sept. 1871.

vermittelnde Rathschläge, die der feigen Natur ihres Sohnes nur allzu sehr entsprachen. Inzwischen hatten die Guise in Nancy ihr Hauptquartier aufgeschlagen und hielten ihre Armee sorgfältig in kleinen kriegerischen Unternehmungen gegen die Ketzer zusammen. Endlich stellten sie dem Könige ihr Ultimatum. Sie forderten offene Erklärung für die Liga, Entfernung aller lauen Katholiken aus seiner Umgebung und von den Aemtern, die Veröffentlichung des Konzils von Trient, die Errichtung eines Inquisitionstribunals in jeder Stadt, die Hinrichtung aller mit den Waffen in der Hand gefangenen Ketzer und viele andere Dinge derselben Art (Januar 1588).

Die Ereignisse folgten sich rasch, während der König noch immer sein Heil in Unterhandlungen suchte. Am 9. März starb der Prinz von Condé, vergiftet, man weiß nicht auf wessen Veranlassung. Der Tod des Prinzen entmuthigte die eifrigen Protestanten, die auf ihn viel mehr Vertrauen setzten, als auf den religiös lauen Heinrich von Navarra. Und während Politiker und Hugenotten mit der größten Sorge in die Zukunft schauten, holte Philipp zu einem neuen, vernichtenden Schlage gegen seine Widersacher aus.

Denn das von ihm so eifrig geförderte Unternehmen der Ligisten in Frankreich war nur der eine Pfeil auf seinem Bogen. Zugleich sollte England dem Glauben und der spanischen Herrschaft unterworfen werden. War dies bei Lebzeiten Marias nicht gelungen, so wollte Philipp nun die Rache für ihren Tod und nicht minder die Erbschaft der beiden Kronen übernehmen, die sie ihm hinterlassen hatte. „Indem Gott," schrieb ihm Mendoza, „erlaubt hat, daß diese verdammte Nation seinen Zorn erregte, nicht nur in göttlichen Dingen durch ihre Ketzerei, sondern auch in menschlicher Beziehung durch ein solches Verbrechen, hat er offenbar Ew. Majestät jene beiden Länder in vollen Besitz überliefern wollen." Die Guise und ihre Anhänger versprachen den Anschlag auf England mit allen Kräften zu unterstützen. Papst Sixtus V. schleuderte gegen Elisabeth eine neue Bulle, in der sie, als Ketzerin und weil sie nicht nach den Verträgen des zwölften Jahrhunderts die päpstliche Genehmigung zu ihrer Thronbesteigung eingeholt habe, der Herrschaft für verlustig erklärt ward. Alle Engländer wurden aufgefordert, der Armee des spanischen Königs, der diese Bulle auszuführen bereit sei, sich zu unterwerfen: man wolle nicht Verfassung und Gesetze Englands zerstören, sondern nur den Katholizismus wieder in seine Rechte einsetzen.[1])

Als Philipp diesen Plan auf England einmal sich zu eigen gemacht, hielt er mit seinem gewohnten Starrsinn an demselben fest. Vergebens rieth ihm sein Minister Idiaquez dringend, erst alles zur völligen Bezwingung der Niederlande, die auf so gutem Wege sei, aufzubieten und dann mit freier Hand und gutem Rückhalte die Unternehmung gegen England zu versuchen. Vergebens schlugen Alexander von Parma und der berühmteste spanische Admiral, Marques von Santa-Cruz, der Sieger der Azoren, vor: man solle

1) Herrera, Historia general. III, 86.

wenigstens zunächst einige Haupthäfen der Holländer wegnehmen, um diese letztern im Zaume zu halten, um der englischen Küste gegenüber sichere Zufluchtsorte für den Fall eines Sturmes oder sonstigen Unglücks zu besitzen. Daß ein solcher Hafen fehlte, ist wirklich die Hauptursache für das Scheitern der Armada geworden. Philipp, sonst so langsam, wollte von keiner Verzögerung des englischen Unternehmens hören und trieb seine Generale und Admirale mit harten Vorwürfen und Scheltworten zur Eile an. Parma wurde geradezu von den Spaniern beschuldigt, er wolle den Krieg in die Länge ziehen, um seine Autorität zu bewahren und Reichthümer zu sammeln.[1]) Besonders ungeduldig war der König selbst. Noch im Herbst 1587 wollte er durchaus seine Flotte auslaufen lassen; in der That hätte sie damals England inmitten seiner Vorbereitungen überrascht. Allein Santa-Cruz weigerte sich entschieden, da weder Schiffe noch Mannschaften bereit, auch die Jahreszeit durchaus ungeeignet sei. Aber damit erregte er des Königs lebhaften Zorn, der noch durch die Neider des Admirals gesteigert wurde, zumal durch Alonso de Leiva, der gern an seiner Stelle mit der Führung der Armada betraut worden wäre.[2]) „Wahrhaftig," rief er einmal in seiner Ungeduld dem wackern Santa-Cruz zu, „Ihr entsprecht recht übel dem Wohlwollen, das ich immer für Euch gehegt habe."[3]) Diese beständige Aufregung und Furcht vor des Königs Zorn zog dem verdienten Seemann ein hitziges Fieber zu, das seinem Leben ein Ende machte und damit das gewaltige Unternehmen seines einzig befähigten Führers beraubte. Zu Santa-Cruz' Nachfolger ernannte Philipp den Don Alonso Perez de Guzman, Herzog von Medina-Sidonia, einen der vornehmsten und reichsten Edelleute Spaniens, der nur unglücklicher Weise weder von Theorie noch Praxis des Seewesens das mindeste verstand, „an Stelle des eisernen Generals ein goldener". Dieser Tausch war für die spanische Flotte schädlicher als eine verlorene Schlacht. Es war ferner ein übles Vorzeichen für die Expedition, daß der kecke Franz Drake im Frühjahr 1587 mit nur achtundzwanzig kleinen Schiffen in den Hafen von Cadix einzudringen und eine Menge Kriegs- und Transportfahrzeuge mit unermeßlichen Vorräthen zu vernichten im Stande war.

Indeß dieser Schade wurde bald durch die außerordentlichen Anstrengungen der spanischen Regierung wieder ersetzt. Sollte doch nun, im Frühjahr 1588, überall die Entscheidung fallen, die nach langjähriger umsichtiger und geduldiger Vorbereitung, Philipp II. und seinem Spanien die Weltherrschaft zu überliefern hatte. In der That, die Aussichten waren günstig, und wohl mochte der katholische König sich den kühnsten Hoffnungen hingeben. Italien war gehorsam; selbst der stolze eigenwillige Papst Sixtus V. steuerte aus seinen eifrig zusammengescharrten und ängstlich gehüteten Schätzen

1) Ebendas. S. 92. 2) Cabrera, III, S. 267 f. 3) Strada, De bello gallico, Dec. II, lib. IX. — Das Werk Stradas ist schlecht geschrieben und übel zusammenhängend, aber glaubwürdig und unparteiisch; gerade deßhalb ist es von den Schriftstellern der spanischen Partei oft angefeindet worden.

beträchtlich zu dem englischen Unternehmen bei. In Deutschland erhob sich immer mächtiger, begünstigt durch das habsburgische Kaiserthum, die katholische Gegenreformation. Die Niederlande waren bis auf drei oder vier Küstenprovinzen — las Islas, „die Inseln," sagte man verächtlich in Spanien — wieder unterworfen. In Frankreich standen die Liga und die Guise auf dem Punkte, das legitime Herrscherhaus zu Gunsten eines spanischen Schützlings zu entthronen. Und sollte England der „Unbesiegbaren Armada" widerstehen können, der stolzen Flotte von hundertdreißig Schiffen,[1]) die endlich im Frühling dieses Jahres 1588 bereit war, gegen dieses kleine Land in See zu gehen? Es waren meist Schiffe von einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Größe, von dreihundert bis zwölfhundert Tonnen, unpraktisch und pompös gebaut, mehr auf die Küstenfahrten des Mittelmeeres als auf die hohe See berechnet. Sie waren besetzt mit zehntausend Matrosen und Rudersklaven, mit zweitausend zum Theil hochadligen Freiwilligen, sowie mit zwanzigtausend Soldaten, zur Hälfte aus erprobten Veteranenregimentern. Diese Flotte sollte nach der niederländischen Küste abgehen, wo Farnese bei Sluys ein Heer von fast 30,000 Mann gesammelt, auch die nöthigen Transportfahrzeuge für dasselbe schon hergestellt hatte. Unter dem Schutze der Armada sollten diese zahlreichen Krieger mit nach England übersetzen.

Der Erfolg schien um so sicherer, als Philipp England unvorbereitet zu überraschen hoffte. Er hatte seit dem vorigen Jahre Verhandlungen mit der Königin Elisabeth begonnen, die nur den Zweck hatten, dieselbe in trügerische Sicherheit zu wiegen, und deßhalb trotz aller Nachgiebigkeit der englischen Monarchin in nichts verliefen — jedoch erst im Mai 1588, als die Unbesiegbare Armada schon zur Abfahrt bereit war. Freilich war Elisabeth seit dem Mai 1586 durch ihre Spione sowie durch Auffangen von Depeschen über alles, was in Spanien vorging, auf dem Laufenden erhalten worden; freilich fanden seit jener Zeit in England eifrige Rüstungen Statt, sowohl zur Bewaffnung und Einübung der Milizen, als auch zur Befestigung der Seehäfen.[2]) Allein etwas Zusammenhängendes und Systematisches war noch nicht geschehen. Elisabeth hatte offenbar immer noch auf Wiederherstellung des Friedens gehofft. Nun sah sie sich getäuscht, überrascht, aufs äußerste bedroht.

Die Häupter der Liga, von allem unterrichtet, fühlten sich von dem Wunsche erfüllt, diesem großen auswärtigen Triumphe ihrer Sache auch in Frankreich einen nicht minder entscheidenden Sieg an die Seite zu stellen. Stolze Zuversicht beseelte sie. Die Sechszehn, im Einverständniß mit den Guise, die sich inzwischen Paris genähert hatten, musterten im Geheimen zwanzigtausend Bewaffnete, die sie in fünf Bezirke eintheilten und für jeden derselben mit einem Obersten versahen. Auf die Nacht vom 24. auf den

1) mit den Vorrathsschiffen 160; Cabrera III, 291. 2) Cal. of State pap. Dom. Series. Eliz. 1581—1590. S. 325 ff.

25. April 1588 ward der Ausbruch des Aufstandes festgesetzt. Indeß das Vorhaben ward dem Könige entdeckt, der in Eile viertausend der allezeit getreuen Schweizer nach Paris kommen ließ.

Darauf entwarfen die Ligisten einen neuen Feldzugsplan. Sie wollten offen bei hellem Tageslicht handeln. Am 9. Mai ritt Heinrich von Guise, gegen des Königs Gebot, in Paris ein. Er sah sich mit ungeheurem Jubel empfangen, als Retter, als Fürst. Wie er durch die Vorstadt St. Denis kam, rief man ihm von allen Seiten zu: „Es lebe Guise! es lebe die Säule der Kirche!" Junge Damen vergaßen Anstand und Sitte, küßten ihn, begrüßten ihn mit Schmeichelworten. Getragen von dieser unerhörten Volksgunst, suchte er keck den König im Louvre auf. Es war ein entscheidender Moment, noch hätte Heinrich ihn unschädlich machen können — aber dem kläglichen Monarchen fehlt der Muth, den ungehorsamen Unterthan für seine Vermessenheit zur Rechenschaft zu ziehen. Seitdem war nicht mehr Heinrich von Valois, sondern Heinrich von Guise Herr von Paris. Der König glaubte sich dieser unwürdigen und bedrohlichen Lage zu entziehen, indem er die viertausend Schweizer und zweitausend französische Garden, die bisher in den Vorstädten einquartiert gewesen waren, in die Stadt nahm. Noch immer stand es in seiner Macht, die Empörung zu lähmen, indem er durch diese Truppen sofort den Herzog von Guise hätte aufheben, schlimmsten Falls, wenn derselbe sich widersetzte, tödten lassen. Aber er verlor wieder die kostbare Zeit, bis Guise und seine Freunde alle ihre Anhänger in der Stadt unter Waffen gebracht hatten (12. Mai 1588).[1] In einem Moment erhoben sich in allen Straßen Barrikaden, errichtet mit der ganzen Gewandtheit des Pariser Volkes. Die Soldaten, befehligt die Defensive zu bewahren, sahen unthätig zu, bis das Volk, immer kühner geworden, auf sie losging. Truppen, die sich vertheidigungsweise verhalten, sind im Straßenkampfe immer verloren: nur kühner Angriff kann ihnen da zum Siege verhelfen. Die Söldner Heinrichs III., von der Straße, den Fenstern und Dächern zugleich mit Kugeln und Steinen überschüttet, ohne Schutz, ohne Führung, zum Theil von den Guise gewonnen, warfen die Waffen weg und baten um Gnade. Dem unbeschränkten Einflusse Guises verdankten sie es, daß sie das Leben bewahrten und sogar ihre Waffen wieder erhielten. Guise seinerseits wagte es nicht, den König, wie das jetzt in seiner Macht stand, zu seinem Gefangenen zu machen. Aber er stellte ihm Bedingungen, die ihn und damit Frankreich völlig dem Einflusse der Liga unterwerfen würden. Da am nächsten Tage der Tumult fortdauerte, so hielt Heinrich es für das beste, aus Paris zu fliehen: in Wahrheit das einzige Mittel, um seine Unabhängigkeit, ja vielleicht seine Krone zu retten. Freilich opferte er damit ohne Zweifel Paris seinen Feinden. Aber war es überhaupt noch möglich, ihnen dasselbe streitig zu machen?

---

1) Man vergl. darüber besonders die Denkwürdigkeiten von Cheverny (Mich. & Pouj. I. X, 486 f.).

Mendoza war sehr unzufrieden, daß man den König hatte entfliehen lassen. „Da das Geschwür nicht geplatzt ist, wie man es erwartete," schrieb er seinem Herrscher, „bleiben die Dinge in einer so üblen Lage, daß es schwer sein wird, sie zu gutem Ende zu führen." Guise selbst erkannte, zu spät, den Fehler, den er durch seine unzeitige Mäßigung nach so vieler Kühnheit begangen hatte. Der „Barrikadentag", jener 12. Mai hat im Grunde nur den entschiedensten Gegnern Guises und der Liga gedient, den Protestanten. Er hat ihnen binnen kurzem die Unterstützung des legitimen Königthums verschafft.

Aergerlich zog der Herzog mit seiner Reiterei dem Entflohenen nach, und Heinrich III. fand immer noch nicht den Muth, mit diesem Widersacher offen zu brechen. Im Gegentheil, er suchte ihn zu versöhnen, zu gewinnen. Er entfernte alle seine bisherigen Räthe aus seiner Umgebung, nahm verschiedene Steueredikte zurück und berief die Generalstände auf die Mitte September zusammen, indem er im voraus versprach, alles von diesen Beschlossene getreulich halten zu wollen. Aber Heinrich von Guise und Mendoza waren damit noch nicht zufrieden, völlig wollten sie den unzuverlässigen Monarchen seiner Macht berauben. Mit Thränen in den Augen unterzeichnete Heinrich III. am 15. Juli zu Rouen den „Unionsvertrag", der freilich die kühnsten Hoffnungen der Liga erfüllte. Der Monarch versprach darin, alle seine Kräfte der Vertilgung der Ketzer und der Ausschließung nichtkatholischer Thronkandidaten widmen zu wollen; bestätigte alle Beschlüsse der ligistischen Behörden und räumte ihnen die wichtigsten Städte des mittlern und nördlichen Frankreich als Sicherheitsplätze ein. Der Kardinal von Bourbon ward als präsumptiver Thronfolger anerkannt, dem Herzog Heinrich der Oberbefehl über sämmtliche königliche Truppen übergeben. Nur nach Paris hatte der König nicht zurückkehren wollen, sonst hatte er thatsächlich zu Gunsten seiner gefährlichsten Gegner abgedankt. Nichts war ihm geblieben, als was ihm weder Guise noch Mendoza nehmen konnten: die Unverletzlichkeit der königlichen Person und das Ansehen, das sie noch bei Millionen guter Franzosen besaß.

Und gerade damals, in jenen Tagen des höchsten Triumphes, als Mendoza seinem Herrn schrieb, man müsse mit spanischer Hülfe Heinrich III. ganz unschädlich machen „nach dem Gelingen des englischen Unternehmens, was, Gott sei Dank, nicht lange dauern kann" — gerade damals wurden die Hoffnungen und Kräfte Philipps von einem furchtbaren Schlage getroffen.

Mit Entsetzen hatten Elisabeth und ihre Minister erkannt, daß Philipps Doppelzüngigkeit sie an den Rand des Abgrundes geführt, daß der gefährlichste Angriff ihnen bevorstehe.[1]) Sie wären unrettbar verloren gewesen,

1) Die ausführlichste Beschreibung des Kampfes zwischen der „Unbesiegbaren Armada" und England findet man, unter den Neuern, bei Motley II, 465 ff.

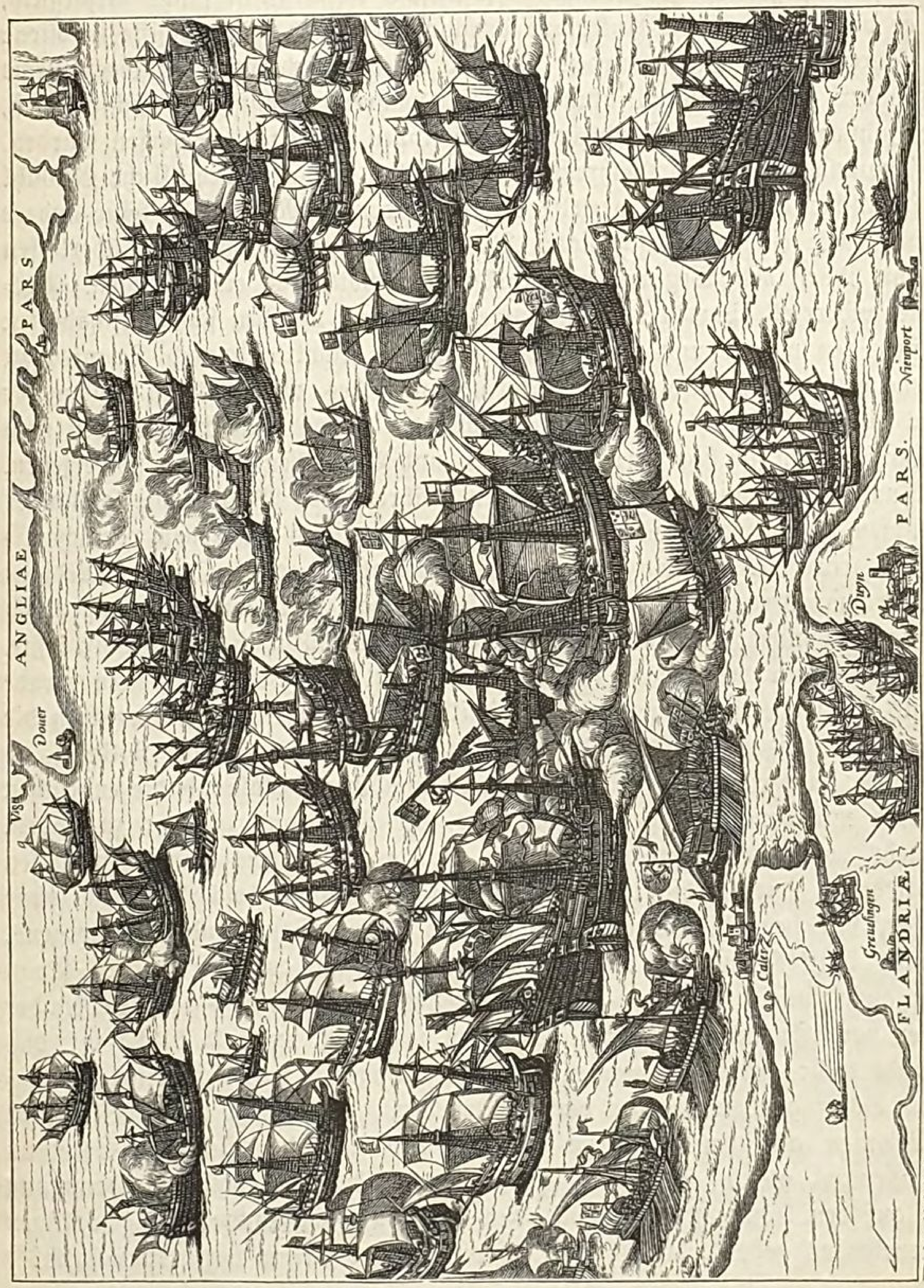
hätte nicht ein Sturm die spanischen Schiffe betroffen und sie noch sechs Wochen in den heimischen Häfen zurückgehalten. Inzwischen rüstete Elisabeth mit fieberischer Eile, unterstützt durch die kriegerische Gesinnung der Engländer sowie durch die gute militärische Uebung, welcher ihre Milizen seit Jahren unterzogen worden waren. So wurde aus diesen Volkswehren ein Heer von fünfzig- bis sechzigtausend Mann gebildet — ob dasselbe aber den spanischen Veteranen Widerstand werde leisten können, erschien mehr als zweifelhaft, zumal der Oberfeldherr, den Elisabeth mit echt weiblichem Eigensinn wieder hervorsuchte, Leicester, wenig geeignet war, es mit Parma oder auch nur dessen Unterbefehlshaber, dem Grafen Mansfeld aufzunehmen. Dabei fürchtete man nicht ohne Grund einen Aufstand der englischen Katholiken, sobald die Landung der Spanier ihnen Muth und Aussicht auf Erfolg gegeben haben würde. So war das Vertrauen des offiziellen England hauptsächlich auf die Flotte gesetzt, die jede Landung des Feindes verhindern sollte. Freilich hatte die Königin, von ihren Friedenshoffnungen in falsche Sicherheit gewiegt, die Kriegsmarine auf dem niedrigen Stande von 34 Schiffen belassen, die zusammen nur 12,000 Tonnen hielten, kaum halb so viel, wie jetzt ein einziger großer Dampfer. Doch Philipp traf in England wie in den nördlichen Niederlanden auf einen Feind, mit dem seine Diplomaten und Kriegsleute nicht zu rechnen pflegten, und der doch schwerer zu besiegen war, als Monarchen und reguläre Krieger — auf ein freiheitsliebendes tapferes Volk! Die englischen Städte und Privatleute, welche die Schwere der nahenden Entscheidung sehr wohl erkannten und würdigten — einer Entscheidung für das Schicksal nicht nur Englands, sondern der Welt — brachten in wenigen Monaten 163 armirte Fahrzeuge zur Unterstützung der geringzähligen Kriegsflotte zusammen. Die meisten dieser 197 Schiffe waren klein, aber sie waren dicht mit Seeleuten — 15,870 Mann — besetzt, und zwar den besten, muthigsten und geschicktesten Seeleuten der damaligen Zeit, verwegenen Gesellen, die ihre kriegerische Lehrzeit auf den Kaperschiffen gemacht hatten und die stolzen Dons keck verachteten. Ueberdies besaßen sie den großen Vorzug, mit den gefährlichen Gewässern, in denen der Kampf vor sich gehen sollte, genau bekannt zu sein. Geführt wurde die englische Flotte von dem Großadmiral Lord Howard und unter ihm von den hervorragendsten Seehelden des Landes: Drake, Hawkins, Forbisher.

Und nun nahte die Unbesiegbare Armada, die am 22. Juli 1588 endgültig die Küsten Spaniens verlassen hatte, von einem günstigen Winde getrieben. Der Kampf erwies sich bald als ungleich. Die Engländer vermieden es sorgfältig, eine allgemeine Entscheidungsschlacht zu liefern, die

---

(London 1860). Er hat manches neue Material beigebracht, ist aber nach seiner Weise parteiisch gegen alles, was den Königstitel trägt. Man vergleiche damit die Bemerkungen Maurenbrechers, England und das Reformationszeitalter. S. 114. 138. — Sehr zu beachten ist die Darstellung Cabreras (Bd. III, S. 292 ff.), der damals in der Umgebung Parmas sich befand und die Vorgänge zum großen Theil als Augenzeuge schildert.

bei der überlegenen Größe und Bewaffnung der feindlichen Fahrzeuge leicht zum Unheil ihres Vaterlandes hätte ausschlagen können; sie suchten nur durch beständige kleine Angriffe dem Feinde Abbruch zu thun. Die schweren



Die große Armada. Gleichzeitiger Kupferstich von Franz Hogenberg, mit der Unterschrift: Was die Armada außgesant Vom Spannier wieder Engellandt Verrichtedt hab, weiß jedermann: Kein macht ohn Godt gewinnen kan.

spanischen Galeonen wurden von den leichten und geschickt gelenkten englischen Fahrzeugen unaufhörlich angegriffen und beschädigt, ohne daß sie etwas Ernstliches wider ihre flinken und kleinen Gegner auszurichten ver-

mochten.[1]) So gelangte Medina-Sidonia bereits sehr geschwächt nach Calais, von wo aus er mit Parma das Nöthige verabreden wollte. Aber dieser war noch nicht völlig bereit; und indem nun Drake einige Brander gegen die spanische Flotte sandte, gerieth der unkundige kastilische Admiral in solche Besorgniß, daß er ohne weiteres die Ankertaue durchschneiden und seine Schiffe in offene See fahren ließ. Hier wurden sie von einem furchtbaren Südweststurme erfaßt, der sie den Kanal hinuntertrieb, während Schiff auf Schiff stieß, viele Fahrzeuge auf die Sandbänke und Klippen des Ufers geworfen wurden. Die Engländer waren fortwährend in der Nähe, in das unbehülfliche Gewühl der spanischen Armada gut gezielte Schüsse sendend. Medina sah keine andere Rettung, als seine arg beschädigten Riesenschiffe dem Südwind zu überlassen und mit ihnen den Weg um die Nordspitze Schottlands einzuschlagen. Vergebens widerrieth Parma das unsinnige Verfahren, mit den schon beschädigten Schiffen den weiten und gefährlichen Weg um Schottland nach Spanien zu unternehmen. Da infolge des Sturmes und des Mangels an Häfen der Kanal einstweilen nicht zu halten sei, solle die Flotte nach Emden oder nach den Hansestädten sich begeben; mit Piloten und Vorräthen wolle er sie versehen. Da könne sie sich wieder in Stand setzen, während des Winters die Holländer bekämpfen, im Frühjahr das Unternehmen gegen England von neuem versuchen.[2]) Wirklich wäre dies das einzig vernünftige Verfahren gewesen. Aber Medina-Sidonia war derartig von Furcht verblendet, daß sein Sinn nur auf Rückkehr nach Spanien stand und er gerade deßhalb den tollkühnsten Entschluß faßte.

Damit war die Gefahr für England beseitigt. Freilich strömten gerade damals Tausende von begeisterten Freiwilligen zusammen, freilich erschien die Königin, um sie zu mustern, bewaffnet zu Rosse im Lager bei Tilbury — aber diese kriegerischen Zurüstungen waren unnöthig. Während die englischen Seeleute mit dem freudigen Bewußtsein, ihr Vaterland gerettet zu haben, nunmehr vor dem furchtbaren Orkane in die schützenden heimischen Häfen zurückkehrten, trieben die ungefügen spanischen Kolosse beschädigt, leck, ohne Piloten, vor dem tückischen Winde an den Küsten Schottlands, Norwegens, Irlands hülflos umher. Die Armada war so gut wie vernichtet. Denn wenn auch fünfzig Schiffe — mit etwa zehntausend Mann — im September wieder nach Spanien gelangten, so waren jene doch meist so beschädigt, daß sie nicht mehr gebraucht werden konnten. Dagegen war kein einziges englisches Schiff genommen oder versenkt worden. Mit Recht verurtheilte man in Spanien auf das schwerste Medina-Sidonia, der sich als Seemann und General gleich unfähig gezeigt hatte. Aber fiel diese Verdammung nicht auf den König selbst zurück, der jenen an die Spitze des gewaltigen Unternehmens gestellt, dieses selbst übereilt und verkehrt angeordnet hatte?[3])

1) Lebhafte Beschreibung dieser Kämpfe von einem Augenzeugen in dem Diario de los sucesos de la Invencible Armada; Coleccion de Documentos inéditos, XIV, 449 ff. XLIII, 417 ff. 2) Cabrera III, 301. 3) Dies wurde damals wohl erkannt; Cabrera III, 302 f.

Zwanzigtausend Menschenleben sowie etwa zwanzig Millionen Dukaten — nach jetzigem Geldwerthe etwa 440 Millionen Mark — waren umsonst geopfert worden. Aber noch mehr, der Schiffbruch der Armada hatte auch den Schiffbruch von Philipps II. gesammtem politischen System zu bedeuten. Seine vielfachen, ganz Europa umfassenden Pläne hatte er am Ende sämmtlich zu der englischen Riesenexpedition vereinigt. Alles hatte Philipp auf die eine Unternehmung gesetzt; da sie mißlang, hatte er einen nicht zu verwindenden Schlag erhalten. In jenen stürmischen Augusttagen des Jahres 1588 haben die englischen Seeleute die bürgerliche und religiöse Freiheit ihres eigenen Landes, der Niederlande, Frankreichs, ja — mit Hinblick auf die Zukunft — der ganzen zivilisirten Welt vor dem erdrückenden weltlichen und geistlichen Despotismus der spanischen Universalmonarchie gerettet!

Nicht allein, daß die ungeheure Niederlage alle Gegner Spaniens ermuthigte; nicht allein, daß England nun in die Reihe der entschlossenen Feinde des katholischen Königs trat: die finanziellen und militärischen Hülfsmittel Spaniens waren hier für lange Zeit verbraucht worden. Weder die Millionen an Geld, noch die Tausende von Veteranen, die in den englischen Meeren begraben lagen, konnten so bald wieder ersetzt werden. Für immer war es mit der Blüthe der spanischen Seemacht vorüber. Gerade in dem Augenblicke, wo der König sein riesenhaftes Gebäude zu krönen gedachte, stürzte dieses vermöge seiner eigenen Schwere zusammen!

Die Freude war allgemein unter den Protestanten Europas und auch unter den „Politikern" Frankreichs. Man raunte sich zu, Farnese selbst habe nun dem spanischen Könige den Gehorsam gekündigt.[1]) Auch Papst Sixtus V. verlor die Scheu vor Spanien, weigerte sich, die Million Goldthaler, die er vertragsmäßig noch für die Kosten der Armada schuldete, zu bezahlen, und überhäufte Philipp gar noch mit Vorwürfen.[2])

Philipp II. bewahrte auch diesem furchtbaren Schlage gegenüber seine gewöhnliche Ruhe. Je mehr er selbst durch seine thörichte Uebereilung und durch die verkehrte Wahl des Admirals Antheil an dem Mißgeschick hatte, um so eifriger suchte er sich und andere über dessen Tragweite zu täuschen. „Ich danke Gott," sagte er, „daß er mir noch Hülfsmittel gegeben hat, solchen Verlust zu ertragen: und ich meine nicht, es mache viel aus, daß sie uns die Zweige abgehauen haben, so lange der Baum bleibt, aus dem sie hervorgegangen sind, und aus dem noch andere hervorgehen können."

Aber in Wahrheit stand es doch nicht so — der Baum war bis ins Mark getroffen. Von dem Jahre 1588 an wollte keine von Philipps Unternehmungen mehr gedeihen. Zwei gefährliche Gegner erhoben sich wieder ihn: Moritz von Nassau und Heinrich von Navarra.

---

1) Guise an Mendoza, 21. Sept., und Mendoza an Philipp II., 24. Sept. 1588; De Croze II, 361. 364. 2) Hübner, Sixte-Quint. Bd. II.

IX. Der Niedergang Spaniens; Heinrich IV. und Moritz von Oranien.

Der schmähliche Untergang der Unbesiegbaren Armada hatte auch den Gegnern der Liga in Frankreich erhöhtes Selbstvertrauen verliehen. König Heinrich III. ging sichtlich mehr und mehr zu den „Politikern" über. Die wichtigste Angelegenheit war hier während des Spätsommers 1588 die Wahl der Abgeordneten zu den Generalständen, die in Blois zusammentreten sollten.

Indeß noch dauerten die Wirkungen der furchtbaren Aufregungen des letzten Jahrzehnts und der eigenen Fehler Heinrichs fort. Guise sandte in die Provinzen Agenten, die mit großem Erfolge den königlichen Bemühungen entgegen arbeiteten. Die Warnungen, die dem Herzoge von vielen Seiten, selbst von Philipp II. zukamen, man habe es auf sein Leben abgesehen, glaubte er in den Wind schlagen zu können. Denn seine Freunde und Truppen in und um Blois seien übermächtig; auch habe er einen guten Theil derjenigen, deren man sich zu einem solchen Vorhaben bedienen könne, gewonnen. „Wenn man beginnt," schrieb er seinem Verbündeten Mendoza, „werde ich es zu Ende führen, und zwar gründlicher, als ich es zu Paris gethan." Uebrigens sei der König zu feige, um sich zum äußersten zu entschließen.

Am 16. Oktober 1588 wurde die Ständeversammlung in Blois eröffnet. Noch einmal verhieß der König, alles zur Ausrottung der Ketzerei thun, die Beschlüsse der Generalstände treulich ausführen zu wollen; andrerseits sollten diese ihm aber auch als ihrem Könige vertrauen. Indessen die Stände, fortwährend von Guise aufgehetzt und bearbeitet, waren keineswegs gewillt, sich dem Monarchen anzuschließen; die ligistische und damit die demokratische, antikönigliche Gesinnung herrschte gänzlich unter ihnen vor.[1]) Sie verlangten ohne weiteres Gesetzeskraft für ihre Beschlüsse, ohne jedes königliche Vetorecht. Die Steuern sollten — bei dreifach vermindertem Werthe des Geldes — auf den Stand zur Zeit Ludwigs XII. zurückgeführt werden. Während sie so den König der Einkünfte beraubten, verlangten sie doch von ihm energische und umfassende Führung des Krieges gegen die Hugenotten. Und diesen Augenblick benutzte der Verbündete der Ligisten, Karl Emanuel

1) Ch. Labitte, De la démocratie chez les Prédicateurs de la Ligue. 2. Aufl. Paris 1866. Das treffliche, gründliche und höchst belehrende Werk eines jungen, leider zu früh verstorbenen Gelehrten beruht auf minutiöser Forschung, die mit vieler Einsicht und großem Takt geordnet und verwerthet ist.

von Savoyen, um sich in den Besitz eines der ihm im Vertrage von 1585 versprochenen Gebiete, der bisher zur französischen Provence gehörigen Markgrafschaft Saluzzo zu setzen. Dieser Raub mitten im Frieden erzürnte alle patriotischen Franzosen und den König auf das äußerste, nicht nur gegen den Savoyer, sondern auch gegen seine ligistischen Freunde. Guise erschien als die Seele dieser Stände; leidenschaftlich vertheidigte er dem Monarchen selbst gegenüber ihre extremsten Beschlüsse. Da wallte auch in Heinrich das italienische Blut seiner Mutter auf; mit einem Schlage wollte er sich für all den empfangenen Schimpf und Zwang an dem verhaßten Gegner rächen, „dem König von Paris", wie er ihn zu nennen pflegte, dem man sogar Pläne auf seine Person zuschrieb. Am 23. Dezember 1588 ließ er in seinem eigenen Vorzimmer durch seine Leibwächter den Herzog Heinrich von Guise ermorden.[1]) Auch sein Bruder, der Kardinal von Guise wurde getödtet, mehrere andere Verwandte derselben, sowie der Kardinal von Bourbon — der ligistische Thronfolger — der Erzbischof von Lyon und mehrere der Haupteiferer unter den Ständen gefangen gesetzt. Auf die ganze Familie Guise war es abgesehen gewesen, doch entkamen einige Mitglieder derselben. Erschreckt von der plötzlichen leidenschaftlichen Kühnheit ihres Sohnes starb, vierzehn Tage später, die schon seit längerer Zeit leidende Katharine von Medici (6. Jan. 1589). In seiner nächsten Umgebung schien Heinrich übrigens seinen Zweck erreicht zu haben: die eingeschüchterten und ihrer Führer beraubten Stände zeigten sich unterwürfig und trennten sich bald darauf gehorsam, ohne weitere Ansprüche. Aber anders war die Wirkung dieser Ereignisse in den großen Städten.

In Paris erregte die Nachricht von dem in Blois Vorgefallenen eine unbeschreibliche Wuth. Nicht mehr den König, diesen „Sardanapal, Feind der Kirche, Tyrannen, frommen Meuchelmörder", sondern den Herzog von Mayenne, den nächstältesten Bruder Guises, erkannte man als Oberhaupt des Staates an. Die Sorbonne erklärte das französische Volk seines an Heinrich III. geleisteten Treueides für entbunden. Diese Entscheidung wurde von den Parisern an die andern Städte geschickt, dieselben zum Anschluß an die Hauptstadt aufgefordert. In der That folgten fast alle größeren Orte dieser Einladung. Ihre Deputirten wurden in den Rath der Liga aufgenommen, welchen Mayenne in Paris um sich versammelte. Der Herzog hätte sich damals die Königskrone aufsetzen können, aber gemäßigten und beschränkten Geistes, im Grunde ruheliebend, ohne die glänzenden Gaben seines Vaters, noch den Ehrgeiz oder die Popularität seines Bruders, begnügte er sich mit dem Titel eines Generallieutenants des Königreiches. Er knüpfte sofort mit dem großen Hort der katholischen Interessen in Europa, mit Philipp II. an. Der Papst exkommunizirte alle, die bei der Ermordung Guises mitgewirkt hatten.

---

1) Der beste Bericht ist die Relation de la mort de MM. le Duc et le Cardinal de Guise, par le sieur Miron, médecin de Henri III.; Mich. & Pouj. II. I. I, 332 ff.

Nun war doch der so lange vermiedene Krieg zwischen der Liga und dem Könige ausgebrochen, und zwar unter Umständen, wie sie für den letzteren gar nicht ungünstiger gedacht werden konnten. Er saß fast einsam und verlassen in Blois, seine ganze Macht bestand aus 5—6000 Soldaten, mit denen er seine Residenz und deren Umgebung besetzt hielt.

Heinrich III. wäre verloren gewesen, wenn es nicht in Frankreich noch eine Macht gegeben hätte, die er freilich bis jetzt auf das äußerste bekämpft hatte: die hugenottische unter Heinrich von Navarra.

Bisher hatte dieser sich mit Belagerung kleiner Plätze begnügt; jetzt faßte er den kühnen Plan, bis in die Touraine vorzudringen, hier im Herzen Frankreichs, an der Spitze von 6000 muthigen, überzeugungstreuen, gottvertrauenden Veteranen seinem Verwandten, dem Könige, ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Liga anzubieten. Es war natürlich, daß Heinrich III. hierauf einging.

Am 3. April 1589 kam es zwischen den Königen von Frankreich und von Navarra zu einem Vertrage, der unter dem bescheidenen Namen eines Waffenstillstandes vielmehr ein enges Bündniß war. Treue Hülfe wurde von der einen, Toleranz von der andern Seite versprochen. Endlich war es zu der schon längst logisch nothwendigen Allianz der Krone mit dem Thronerben, dem Führer der Hugenotten wider die feudale und demokratische Opposition der Ligisten gekommen.

Soweit waren die Dinge nun doch gediehen, daß diese Vereinigung des Königthums mit den Protestanten auf die gemäßigten Katholiken durchaus keine abschreckende Wirkung übte. Im Gegentheil, sobald einmal des Königs blaues Banner mit den goldenen Lilien kühn im Felde entfaltet war gegen das rothe Kreuz von Lothringen, strömte ihm von allen Seiten der loyale Adel Frankreichs zu. Die protestantischen Schweizer und Deutschen aber, die bisher nicht gegen den König von Frankreich, ihren alten Verbündeten und Soldherrn, hatten kämpfen wollen, zogen nun in dichten Schaaren ihren Glaubensgenossen zu Hülfe. Ermuthigt durch die allseitige Unterstützung, überschritt der König im Mai die Loire, schlug die Ligisten bei Senlis und begann die Belagerung von Paris. Diese Stadt war auf das höchste aufgeregt durch ein päpstliches Monitorium, welches binnen sechzig Tagen den König Heinrich III. nach Rom vor Sixtus V. zitirte, unter Strafe der Exkommunikation.

Es war die Zeit, wo die päpstlichen Ansprüche auf Universalherrschaft wieder sehr hoch gestiegen waren; wo man in Rom behauptete, nicht nur Gesetze der weltlichen Obrigkeiten für ungültig erklären, sondern auch selbst und unmittelbar bürgerliche Gesetze ertheilen zu dürfen. Es war die Zeit, wo ein eifriger Infallibilist, der Kardinal Bellarmin, sein Buch De Summi Pontificis Potestate auf den Index gesetzt sah, weil es behauptete, der Papst habe nur indirekt — nicht unmittelbar — Gewalt über die Fürsten und den Staat, er dürfe jene nicht der Regel nach, sondern nur in außerordentlichen

Fällen absetzen. Diese Lehre schien Sixtus dem Fünften noch nicht weitgehend genug! Das waren die letzten Folgen der mit dem Tridentinum beginnenden katholischen Reaktion gegen die Reformation! Und es waren solche Grundsätze nicht etwa leere Ansprüche, die von keiner reellen Macht vertheidigt worden wären. Die Ligisten in Frankreich machten sich anheischig, sie in Wirklichkeit zu übertragen. Ja, sie gingen noch weiter. Der Pfarrer Boucher, der Führer des Pariser Volkes, erklärte in seiner Schrift: „Ueber die gerechte Erledigung des Thrones Heinrichs III." (De iusta Henrici III. abdicatione): selbst wenn der Papst diesen der Exkommunikation verfallenen König wieder freispräche, dürften ihn seine Unterthanen nicht als ihren Herrscher anerkennen, da die Absolution zwar die Verschuldung, nicht aber die Strafe des Verbrechens aufhebe.[1])

Erst solchen Vorgängen gegenüber kann man die Wichtigkeit der Sache würdigen, die jetzt die verbündeten Politiker und Hugenotten unter der Führung Heinrichs von Navarra verfochten. Es war keine dynastische Angelegenheit, sondern die Sache der Gewissensfreiheit, der geistigen Unabhängigkeit, der modernen Gesellschaft und Staatseinrichtung gegenüber den Mächten der Vergangenheit, gegenüber den Anschauungen und Institutionen des Mittelalters!

Uebrigens waren trotz alles brausenden Ingrimms und aller künstlich angefachten Aufregung die Pariser nach ihren letzten Niederlagen ziemlich entmuthigt, und wahrscheinlich würde der Sturm, der auf den zweiten August festgesetzt war, dem zahlreichen königlichen Heere die Hauptstadt überliefert haben: wenn nicht am Abend des 31. Juli (1589) der Dominikaner Jakob Clément, ein fanatischer Mönch, der es für verdienstlich hielt, ein verworfenes Ungeheuer aus der Welt zu schaffen, mit einem Messer den König tödtlich verwundet hätte. Am Morgen des zweiten August starb Heinrich III., der letzte der Valois, deren Familie in dreizehn Königen 261 Jahre lang Frankreich regiert hatte. Furchtbar traf der Ultramontanismus seine Gegner: nach Coligny, Wilhelm von Oranien war jetzt ein gekröntes und gesalbtes Haupt durch Meuchelmord von ihm beseitigt. Und er sollte nicht das letzte Opfer der fanatischen Meuchler sein!

Vier Söhne hatte einst Katharine von Medici Heinrich dem Zweiten geboren; alle waren sie nun dahin gegangen, ohne einen rechtmäßigen Nachfolger zu hinterlassen. Es war, als ob der Fluch des vergossenen Bürgerblutes auf dem verruchten Geschlechte laste!

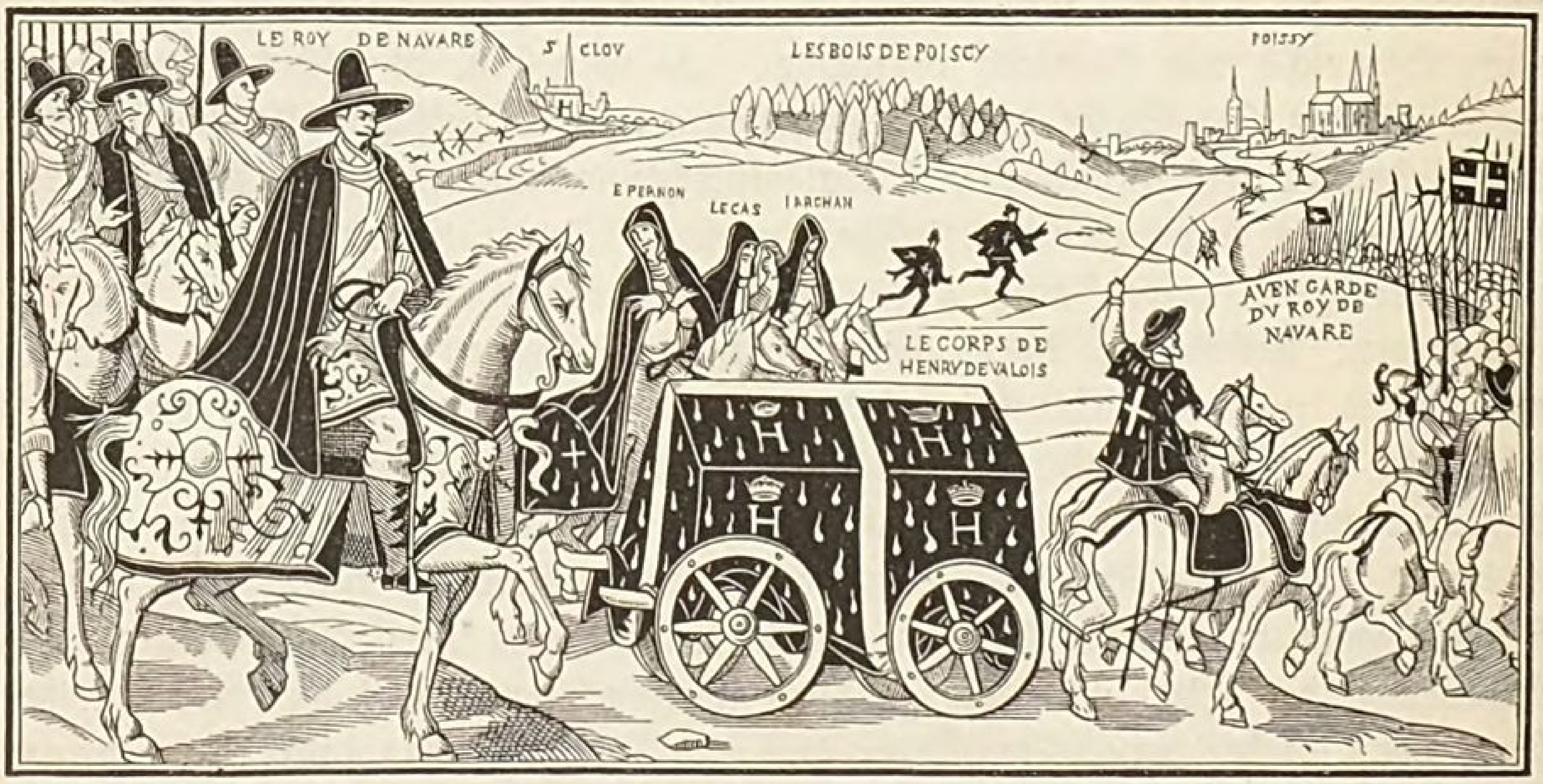
Niemand durfte mehr mit Recht dem Bourbonen Heinrich von Navarra, Heinrich IV., wie er jetzt als König von Frankreich hieß, die Krone streitig machen. Er war ein Mann von mittlerer Statur, schlank, aber muskulös, kräftig, behende; sein Körper gestählt durch unaufhörliche Abhärtung in Jagd und Krieg. Aus seinem gebräunten Antlitz glänzten kleine, aber durchdrin-

---

1) Vgl. meinen Aufsatz: Heinrich IV. von Frankreich und die katholische Kirche; Hist. Zeitschr. XXXI, 73 ff.

gende blaue Augen unter wohlgezirkelten Brauen, zwischen stark hervortretenden Backenknochen. Eine scharfe Adlernase, ein spitzes Kinn, bedeckt mit dichtem braunen Bart, der frühzeitig ergraute: kein schönes Antlitz, aber geistvoll, energisch, fesselnd.

Einstweilen stand es freilich mit dem Königthume des „Bearners" ziemlich übel. Selbst in dem unbefangensten Politiker regte sich der Zweifel, ob es sich mit seinem Gewissen vertrage, einem rückfälligen Ketzer zum Throne zu verhelfen. Fiel aber diese Partei von ihm ab, so war Heinrich machtlos. Aus seinen Erbgütern mochte er 300,000 Livres jährlicher Einkünfte ziehen; von den Hugenotten hatte er 15—20,000 Krieger zu erwarten: — wie sollte er mit so geringen Mitteln Frankreich erobern, zumal Philipp II. Maßregeln traf, um einem solchen Widersacher gegenüber Frankreich unmittelbar der spanischen Oberherrschaft zu unterwerfen?



Ueberführung der Leiche Heinrichs III. nach Poissy unter Begleitung des Königs von Navarra. Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches mit der Bezeichnung „à Paris, par R. Guérard et Nicolas Prevost, demeurant rue Montorgueil, au Bon Pasteur".

Wirklich verließ ein Theil des katholischen Adels sofort das königliche Lager, trotz Heinrichs Versprechen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen.[1]) Indeß ein Theil der Politiker bedachte, daß die dem Königthum gebührende Loyalität und ihr eigenes Interesse sie gleicherweise

1) Das beste Werk über die gesammte Regierung Heinrichs IV. ist Poirsons Histoire du règne de Henri IV. (Paris 1857; 3. Aufl. 1866, 4 Bände). Indeß es ist doch fast nur für die innere Geschichte dieses Zeitraumes zu benutzen, die freilich in mustergültiger Weise behandelt ist. Für die äußere Politik beschränkt sich Poirson auf das zumal zu seiner Zeit sehr mangelhafte gedruckte Material; und die altüberkommene Ansicht von der Rechtmäßigkeit und Naturgemäßheit französischer Vorherrschaft in Europa trüben ihm den Blick. — Von immensem Nutzen für die Geschichte Heinrichs IV. ist die Sammlung seiner Lettres missives, die Berger de Xivrey in sieben Bänden veranstaltet, Guadet in zwei weitern Bänden vollendet hat; in der großen Collection de documents inédits etc.

daran verhindern müßten, sich der Liga zu unterwerfen. Sie schlossen vielmehr mit dem neuen Könige einen Vertrag, durch den er die Aufrechterhaltung der katholischen Religion in ihrem bisherigen Stande, sie ihm Treue versprachen. An die Fortsetzung der Belagerung von Paris war freilich unter den veränderten Verhältnissen nicht mehr zu denken. Heinrich mußte sich in die Normandie zurückziehen.

In der befreiten Hauptstadt herrschte heller Jubel über den Tod des „Tyrannen". Um das Ereigniß würdig zu feiern, öffnete man die Gefängnisse.[1]) Wirklich hatte die Liga alle Aussicht auf Sieg. Indem sie nicht den noch jugendlichen Karl von Mayenne, sondern den altersschwachen und in Heinrichs Gefangenschaft befindlichen Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum Könige ausrief, erfüllte sie alle Wünsche Philipps, der sofort 800,000 Goldthaler Subsidien an Mayenne auszahlen ließ. Denn nun konnte der katholische König hoffen, nach dem baldigen Hinscheiden des sogenannten Karls X. einen Fürsten seines eigenen Hauses auf den französischen Thron zu setzen. Er meinte, die Liga und zumal Mayenne durch beständige Wohlthaten derart an sich fesseln zu müssen, daß sie sich seinen Plänen vollständig unterzuordnen sich gezwungen sähen. Der Papst bewilligte auf spanische Einwirkung nicht nur eine beträchtliche Geldhülfe für die Liga, sondern auch einen Legaten, der alle Waffen des geistlichen Arsenals gegen Heinrich IV. verwenden sollte. Mit spanischem Golde wurden schweizer und deutsche Landsknechte angeworben, ja aus den Niederlanden kamen einige Regimenter Parmas zur Unterstützung der ligistischen Truppen herbei.

Man erkannte überall, daß es sich hier um einen Weltkampf handle, um ein Seitenstück zu der großen Schlacht zwischen Unterdrückung und Freiheit, die schon seit zwanzig Jahren auf den Gefilden der Niederlande, neuerdings in den englischen Gewässern geliefert wurde. Elisabeth von England handelte demgemäß und stand dem französischen Monarchen mit Geld und Truppen bei. Allein das Beste that doch Heinrichs kecker Muth und militärische Gewandtheit. Bei Arques und zumal bei Ivry (14. März 1590) schlug er Mayenne trotz dessen numerischer Uebermacht; die ganze ligistische Armee war so gut wie aufgelöst. Philipp II. war über die Niederlage seiner guten Bundesgenossen herzlich erfreut, weil dieselben nun unbedingt auf seine Unterstützung angewiesen waren.[2]) Andrerseits aber konnte Heinrich von neuem vor Paris erscheinen; im Anfang des Mai begann er die zweite Belagerung der Hauptstadt, die sich freilich inzwischen mit Vorräthen reich versehen hatte. Die Wohlhabendern und Gebildetern waren für Ergebung an den König, aber die große Masse des Volkes, unter den Sechszehn furchtbar organisirt und von den Predigern aufgestachelt, war zum Widerstande entschlossen. Da konnte man dreizehnhundert Priester, Mönche und Studirende

---

1) L'Estoile, Mémoires; Michaud & Poujoulat. II. I. II, 4. 2) Cabrera III, 415.

der Theologie, von ihren Obern geführt, in kriegerischem Aufzuge durch die Straßen von Paris ziehen sehen.

Heinrich fand sich ebenso, wie in neuester Zeit die deutschen Generale, durch den entschlossenen Widerstand einer Stadt überrascht, der man bei ihrem Luxus und ihrer Vergnügungssucht solche Ausdauer nicht zugetraut hätte. Als nach einigen Monaten furchtbarer Mangel in Paris eintrat, opferten zumal die Mönche ihre eigenen Lebensmittel für die Hungernden. Indeß schon war die Noth auf eine unerträgliche Höhe gestiegen, schon bereitete man Brod aus den zermahlenen Knochen der Todten, schon kam es vor, daß vor Hunger Wüthende Kinder tödteten und verzehrten, schon hatte die Sterblichkeit in der unglücklichen Stadt eine erschreckende Höhe erreicht:[1]) — als Rettung nahte.

Es kann wenig Zweifel sein, daß Parma den kleinen Rest der Niederlande, der im Jahre 1587 noch seine Freiheit behauptete, in kurzer Zeit unterworfen haben würde, wenn Philipp verständig genug gewesen wäre, alle seine Anstrengungen auf dieses eine Ziel zu richten. Indeß das gerade Gegentheil geschah. Der katholische König vergeudete seine Mittel millionenweise für die Unternehmungen auf England und Frankreich. Inzwischen mußte Parma seine siegreichen Schaaren an der Fortsetzung ihrer niederländischen Eroberungen verhindern, mußte sie zuerst gegen England und dann gegen Heinrich IV. zusammen halten. Und diese Soldaten blieben unbezahlt, da Philipps Schatz völlig erschöpft war. Kein Wunder, daß nicht allein Mangel und Krankheit unter ihnen wütheten, daß auch Unbotmäßigkeit und offene Meuterei diese alterprobten Regimenter auflösten. Kein Wunder endlich, daß der junge Moritz von Nassau, des Oraniers zweiter Sohn, nachdem er sich durch die sorgfältigsten mathematischen und kriegswissenschaftlichen Studien vorbereitet hatte, mit schneller Entschlossenheit von dieser Lage Nutzen zu ziehen und von verlustvoller Vertheidigung zu erfolgreichem Angriffe überzugehen begann.

Moritz, ein echt niederländischer Charakter, äußerlich noch schweigsamer als sein Vater Wilhelm „der Schweiger", aber innen voll glühender Leidenschaftlichkeit, die doch unter der Leitung einer kühlen und rücksichtslosen Schlauheit stand, von persönlichem Ehrgeize erfüllt und doch seinem Lande treu ergeben, zähe, ausdauernd — Moritz eröffnete mit Glück seine militärische und politische Laufbahn. Seine Studien wandte er jetzt praktisch an, indem er den Krieg mit mathematisch genauer Berechnung und mit Hülfe einer damals unerhörten Ingenieurkunst führte; zum großen Nachtheile der Spanier. Noch 1590 überfiel und nahm er das wichtige Breda mit seiner starken Citadelle. Hier lag sicher kein Verschulden Farneses vor. Aber die Kastilier, die den italienischen Fürsten beneideten und haßten, benutzten die durch Philipps Fehler geschaffene üble Lage, um jenen bei dem Könige zu verleumden. Wirklich

1) L'Estoile, Mich. & Pouj. II. I. II, 28 ff.



Prozession der Liga.

Theil eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

faßte der argwöhnische Monarch gegen seinen verdienstvollen und aufopfernden General, dem als Italiener er nie ganz getraut hatte,[1]) und dem die Spanier vor allem das Scheitern des englischen Unternehmens vorzuwerfen liebten, immer lebhaftern Verdacht. Er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er mit seinem halb verhungerten, unzufriedenen, täglich zusammenschmelzenden Heere nicht England unterwerfe, Heinrich IV. zerschmettere und dabei die „Rebellen der Inseln" bezwinge.

Ueberaus geschäftig waren die Feinde und Neider des großen Feldherrn am spanischen Hofe. Er entferne, hieß es, die spanischen Soldaten aus seinem Heere, um es zum größten Theile aus Italienern zusammen zu setzen; er vertheile beliebig die höchsten Aemter an seine Vertrauten; er suche durch ein mildes Regiment die Niederländer an sich zu fesseln; er verschwende das Geld des Königs und ziehe den Krieg absichtlich in die Länge: das alles, um sich dereinst zum unabhängigen Fürsten der Niederlande zu machen.[2]) Schon nach dem Scheitern der Armada überlegte man in Madrid, ob man ihn nicht abberufen, durch irgend einen Erzherzog ersetzen solle.[3])

Endlich brachte Farnese trotz aller Schwierigkeiten durch großartige Anstrengungen 15,000 Mann zusammen, mit denen er zum Entsatze des nothleidenden Paris heranrückte. Am 30. August 1590 mußte Heinrich zum zweiten Male die Belagerung aufheben. Entmuthigt zogen die Königlichen sich zurück. In derselben Zeit folgte Sixtus V., der sich immer ziemlich spröde gegen die Spanier gezeigt hatte, der durchaus ihnen ergebene Gregor XIV. auf den päpstlichen Thron.

Allein wenn diese Einmischung Parmas der Liga Vortheil brachte, so war sie verderblich für die spanische Sache in den Niederlanden. Prinz Moritz benutzte seine Abwesenheit, um den größten Theil der friesischen Provinzen den Spaniern abzunehmen. Eiligst mußte Parma nach den Niederlanden zurückkehren; und auf die eigenen Kräfte beschränkt, war die Liga den Königlichen nicht gewachsen. Eine immer beträchtlichere Anzahl von großen Städten fielen Heinrich IV. zu, in dem man sich immer mehr gewöhnte den rechtmäßigen König zu erblicken.

Je größer nun für die Ligisten die Gefahr wurde, desto mehr sahen sie sich auf die spanische Hülfe angewiesen; und Philipp, anstatt seine wankende Herrschaft in den Niederlanden zu unterstützen, verfolgte seine Chimären der Universalmacht. Er benutzte den Umstand, daß wetteifernd alle Führer der katholischen Bewegung sich um seine Hülfe bewarben, um jeden von sich abhängig zu machen und so die Kandidatur seiner ältesten Tochter Isabella auf den französischen Thron vorzubereiten; denn inzwischen war der sogenannte Karl X., der Kardinal von Bourbon (9. Mai 1590) gestorben. Allein er verschmähte auch nicht theilweisen, aber sicheren Gewinn. Auf alte Verträge

1) Relaz. di Matteo Zane (1584), S. 380. 2) Relaz. di Tom. Contarini (1593), S. 407 f. 3) Cabrera III, 324.

sich stützend, ließ er sich von dem ligistischen Gouverneur der Bretagne, dem Herzog von Mercoeur, die Oberherrschaft über diese wichtige Provinz einräumen. 5000 Spanier, die in den Niederlanden besser am Platze gewesen wären, langten in der Bretagne an. Zugleich half Philipp seinem Schwiegersohn, dem kecken und gewissenlosen Karl Emanuel von Savoyen, sich eines beträchtlichen Theiles der Provence zu bemächtigen. Und dies alles duldete, ja begünstigte die Liga. Die kosmopolitische katholische Reaktion wußte eben nichts von Patriotismus.

Die Masse der Pariser Bürger, die Sechszehn, der Legat, die Sorbonne waren unbedingt Spanien ergeben. Wenn die großen Adligen sich vorsichtiger hielten, so war es nicht aus Vaterlandsliebe, sondern weil sie neben den allgemein ligistischen noch ihre besondern Zwecke verfolgten, die oft mit denjenigen des spanischen Monarchen nicht völlig übereinstimmten.[1]) Es ist eine merkwürdige Zeit, dieses sechszehnte Jahrhundert; mit den ausschließlich katholischen und den aristokratischen Ideen verbanden sich die demokratischen. Man wollte die Macht des von Spanien überkommenen Königs auf das äußerste beschränken zu Gunsten der Stände, die Steuern beträchtlich vermindern, die munizipale Freiheit der Städte auf ausgedehnter Unterlage herstellen. Und dann spielen doch auch die kommerziellen Interessen bereits eine bedeutende Rolle. Das spanische Protektorat soll den Franzosen die Reichthümer Amerikas und Ostindiens erschließen. So ging Mittelalterliches, Modernes, zum Absterben Verurtheiltes und der Zukunft Sicheres bunt durcheinander.

Aber Spanien und die Liga hatten zur Verwirklichung aller dieser Pläne erst noch mit Heinrich IV. abzurechnen, der durchaus nicht geneigt schien, ihnen so leicht das Feld zu räumen. Auch war er keineswegs ohne fremde Verbündete, nur daß er — und das ist ein sehr wesentlicher Unterschied — nie daran dachte, denselben Theile des Staatskörpers zu überliefern. Die Calvinisten des Auslandes nahmen, wie für die Holländer, so auch für ihre französischen Glaubensgenossen wacker Partei. Elisabeth von England stand auf bestem Fuße mit Heinrich IV., nach ihrer Weise, die sie selbst als Sechzigjährige nicht aufgeben mochte, in persönlich-romantischem Gefühlsaustausch. Gern fügte er sich dieser unschuldigen Eitelkeit, denn ohne der Königin Hülfe hätte er sich schwerlich im nördlichen Frankreich behauptet. 4000 Engländer bekämpften die Spanier in der Bretagne; 4000 andere Engländer unter Essex, dem persönlichen Günstling der Königin, stießen unmittelbar zu Heinrichs Heere. Auch die deutschen Calvinisten schossen Geld vor, und ebenso die Holländer. Mit diesen und englischen Mitteln warb Heinrich 16,000 deutsche Landsknechte und Reiter an. Damit konnte er schon den spanischen, Lothringer und päpstlichen Hülfstruppen der Liga trotzen. Die Zeiten der Isolirung waren in Europa vorbei; der große Kampf zwischen der Refor-

1) Das ist auch die Ansicht Tassis' (lib. VII), S. 500.



Moritz von Oranien.

Nach dem Kupferstiche von Willem Jacobzon Delff (1580—1638);
Originalgemälde von Adriaan van der Venne (1589—1662).

22*

mation und ihren Gegnern, der den Erdtheil spaltete, führte ihn andrerseits immer wieder in denselben Gegensätzen zusammen.

Dieses religiöse Moment erschwerte freilich auch die Stellung Heinrichs IV. Was half es, daß alle gute Patrioten wußten, daß nur in seinem Lager die Größe und Einheit Frankreichs eine Bürgschaft fanden? Der Zwiespalt zwischen den beiden Elementen, die seine Partei zusammen setzten, drohte ihm oft verderblich zu werden. Seine Glaubensgenossen, seine ältesten und treuesten Freunde, erhoben natürlich besondere Ansprüche auf seine Dankbarkeit und seine Gunst; auf der andern Seite zeigten sich die „Politiker", die katholischen Royalisten, ergrimmt über jede auch noch so gerechtfertigte Belohnung, die den „Ketzern" zu Theil ward. Die katholischen Herren sagten wohl, sie wollten nicht mehr das widerwärtige Psalmengeplärre vernehmen, nicht mehr mit anhören, daß man ihren heiligen Vater den „Antichrist" nenne.[1]) Nur Heinrichs elastisches Wesen konnte diese steten Unannehmlichkeiten ertragen, nur sein liebenswürdiges und doch achtunggebietendes Benehmen die Widerwilligen zusammen halten.

Es war dies um so nöthiger, je weiter jede Aussicht auf Frieden noch entfernt war.

Unumschränkter als je herrschten die Sechszehn in Paris. Mit der Dauer und der Gefahr des Kampfes nahm auch ihre revolutionäre Stimmung, ihre wilde Entschlossenheit zu. Sie setzten einen geheimen Rath von zehn Personen, ein würdiges Vorbild des Sicherheitsausschusses von 1792, nieder; einige wüthende Pfarrer standen an der Spitze. Sie beschlossen, die Abwesenheit Mayennes, dem sie nicht völlig trauten, zu benutzen, um durch einen Gewaltstreich gegen die Gemäßigtern der fanatischen demokratisch-hispanisirenden Richtung — die Sechszehn standen im Solde des Königs von Spanien — zum Siege zu verhelfen. Am 15. November 1591 überfielen und verhafteten sie den von den Ligisten längst wegen seiner Mäßigung bitter gehaßten ersten Parlamentspräsidenten Brisson sowie zwei andere Räthe und ließen sie sofort aufhängen. Man schlug vor, „brennende Kammern" (Chambres ardentes) zur Verurtheilung aller offenen und heimlichen Ketzer und Politiker zu errichten. Man stellte für jedes der sechszehn Stadtviertel Proskriptionslisten auf, in denen die Namen der solchen Verbrechens Verdächtigen aufgeführt waren, mit dem Zusatze „hängen", „erdolchen" oder „vertreiben".[2]) Ein Bote ward an Philipp II. gesendet: er solle sofort den Titel eines katholischen Großkönigs annehmen. Der Despot Philipp als Verbündeter einer anarchischen Demokratie!

Indeß diese Maßregeln fanden doch bei dem überwiegenden Theile der Pariser Bürger lebhafte Mißbilligung. Mayenne erntete fast allgemeine Zustimmung, als er trotz des interessirten Abmahnens der spanischen Agenten schleunigst nach Paris eilte, die Führer der Sechszehn hinrichtete, deren ganze

1) Vie de Duplessis 193. 2) L'Estoile a. a. O. II, 69.

Organisation auflöste. Freilich die wüthenden Prediger beklagten von den Kanzeln herab das Schicksal der Bestraften und empfahlen diese „heiligen Märtyrer" den Gebeten der Gläubigen. Sie hatten insofern nicht Unrecht, als durch diese Katastrophe die Wucht der ligistischen Revolution in Paris gebrochen und eine sich mehr und mehr verstärkende Reaktion herbeigeführt wurde. Der Höhepunkt der klerikal-demokratischen Aufregung war überschritten, das Volk ernüchtert.

Mayenne aber benutzte diese Ereignisse, um selbst in der Hauptstadt das Heft in die Hand zu nehmen. Er hatte dazu um so größere Veranlassung, als im Auftrage Philipps Parma von neuem mit seinen besten Truppen aus den Niederlanden herbeikam. Er sollte Rouen retten, die zweitwichtigste Stadt der Liga, die sich tapfer der schon vielmonatlichen Belagerung durch Heinrich IV. erwehrte. Im Januar 1592 fanden sich abermals die beiden bedeutendsten Feldherrn der Zeit gegenüber: der eine das Muster eines kühnen Kavalleriegenerals, der andere das eines umsichtig methodischen Strategen. Beide entwickelten dem Rivalen gegenüber diese Eigenschaften im höchsten Grade. Heinrich warf sich mit einem kleinen Corps bei Aumale dem spanischen Heere entgegen, wurde verwundet, geschlagen, beinahe gefangen. Parma benahm sich einem so unternehmenden Feinde gegenüber mit der größten Vorsicht. Nichts desto weniger nöthigte er seinen Gegner, die Belagerung von Rouen aufzugeben.

Damit war für Heinrich IV. abermals ohne Zweifel die Frucht einjähriger Bemühungen zerstört. Er konnte nicht verhindern, daß Parma nach diesem Erfolge nach Paris zurückkehrte, die Stadt durch einen Theil seiner Truppen verstärkte und dann nach den Niederlanden sich wandte. Hier mußte Alexander freilich finden, daß Prinz Moritz seine Abwesenheit benutzt hatte, um mit Hülfe der Minirkunst, die er vortrefflich anzuwenden verstand, den Spaniern ihre Festungen in den nördlichen Provinzen abzunehmen. Zuerst eroberte er, durch geschickte Anlage seiner Batterien und Laufgräben, binnen einer Woche das blühende Zütphen. Dann folgte Deventer, in zehn Tagen. Die Einnahme von Delfzyl und Steenwyk war nur die Einleitung zu der Berennung von Groningen. Noch im Oktober 1591 folgte Nymwegen, die bedeutendste Stadt der östlichen Niederlande. Im nächsten Jahre wurde der Stellvertreter Parmas, Verdugo, bei Coeworden besiegt, dieser feste Ort zur Kapitulation gezwungen. Binnen dreier Jahre hatte Moritz das Territorium der Vereinigten Provinzen durch seine Siege verdoppelt. Man muß sagen, daß die letzteren nicht durch die Gräuel geschändet wurden, welche die spanischen Truppen sich bei ähnlichen Gelegenheiten zu Schulden kommen zu lassen pflegten. Parma aber sah durch die Schuld seines Oheims und Herrn das Werk seines Lebens in Stücke gehen. Sein Schicksal war ein tragisches. „Tag für Tag," sagt selbst der spanische Hofhistoriograph Cabrera,[1]) „erhoben

1) III, 464.

sich gegen ihn größere Schwierigkeiten, so daß er zu gleicher Zeit kämpfen mußte wider die Bosheit der Höflinge, den Mangel an Geld, das Uebelwollen der Hauptleute, den Ungehorsam der Soldaten, die schweren Leiden des Körpers und die Niedergeschlagenheit des Geistes." Er zog sich krank und mißmuthig, in dem französischen Feldzuge verwundet, in die Bäder von Spa zurück. Seine Leiden wurden verstärkt durch den kaltblütigen Undank Philipps II., der sogar im Geheimen die Absetzung und nöthigenfalls die Verhaftung seines großen Feldherrn betrieb. Ein plötzlicher Tod, am 3. Dezember 1592, schützte Alexander Farnese vor dieser äußersten, traurigsten Erfahrung!

Es schien, als ob nicht mehr die Niederlande, nur Frankreich noch den spanischen König interessire.

Mayenne, durchaus abhängig von dessen Golde und Truppen, wurde von ihm genöthigt, die Generalstände des Reiches auf den Januar 1593 einzuberufen.[1]) Philipp hoffte dieselben durch Bestechungen und Drohungen zur Wahl seiner Tochter als Königin zu bestimmen. Mayenne selbst ging mit dem spanischen Bevollmächtigten, dem Herzoge von Feria, einen Vertrag ein, in dem er für große territoriale und pekuniäre Vortheile die spanischen Entwürfe zu unterstützen versprach. Es erschienen selbstverständlich Abgeordnete nur aus den der Liga untergebenen Distrikten — und da mochte es ein Zeichen des immer stärkern Umschwunges der öffentlichen Meinung sein, daß selbst von der Pariser Deputation zwei Drittel Politiker waren. Ueberhaupt gab sich trotz aller Anstrengungen des spanischen Gesandten und des Legaten, unter den beiden weltlichen Ständen — vom Adel waren überhaupt nur vierundzwanzig Abgeordnete erschienen — viele Neigung kund, mit dem „Bearner" zu verhandeln, wenn dieser nur zum Katholizismus übertreten wollte. Die Spanier sahen ein, daß sie die äußersten Anstrengungen machen müßten, um Herren der Lage zu bleiben. Der Herzog von Feria bot den Unterhalt von 40,000 fremden Söldnern, dazu noch eine höchst beträchtliche Subsidie, wenn man die Infantin Isabella als Königin von Frankreich anerkennen würde.

Heinrich IV. aber meinte, einen solchen Beschluß der Stände unter allen Umständen verhindern zu müssen, und sei es selbst durch ein unangenehmes persönliches Opfer.

Mitten unter den fanatischen Glaubenskämpfen dieser Jahrzehnte bildete sich allmählich, von den Zeitgenossen wohl bemerkt und auf das härteste angefeindet, ein Kreis von Männern, die, sei es aus religiöser Gleichgültigkeit, sei es aus wahrer Humanität, duldsamere und gerechtere Ideen zu hegen begannen. Es waren meist hervorragende Gelehrte, bedeutende Staatsmänner, selbst Bischöfe. Der unbefangenste, ja der indifferenteste in diesem Kreise — und solche Leute pflegte er gern in seine Umgebung zu ziehen und gegen die

1) Die Verhandlungen des spanischen Abgesandten Feria mit den ligistischen Generalständen von 1593 finden sich auf Grund der Aktenstücke bei Tassis, Commentarii lib. VIII, 519 ff.

Anfeindungen von protestantischer Seite sowohl wie von katholischer zu schützen — war Heinrich IV. selbst.[1]) An dem ausschweifenden Hofe seines Vorgängers hatte er bald die Vorschriften strenger Frömmigkeit vergessen, die seine Mutter ihm eingeprägt. Seine sinnliche Natur, seine Freude an den derben Genüssen des Lebens, sein leichtes Herz, sein spöttisch sarkastisches Wesen wandten ihn überhaupt der Religion ab. Höchstens von einem unbestimmten Deismus, von einer gelegentlichen Anerkennung göttlicher Leitung und Weltregierung, durchaus nicht von ausgeprägter konfessioneller Ueberzeugung kann bei ihm die Rede sein. So war es mehr der Ehrenpunkt, die Abneigung gegen Heuchelei, die ihn bisher davon abgehalten hatten, den Wünschen und Hoffnungen sowie dem steten Drängen der großen Mehrheit der französischen Katholiken zu entsprechen durch einen äußerlichen Uebertritt zu ihrem Bekenntnisse. Ein ehrenhafter Mann wird sich ja immer scheuen, äußern Vortheil durch eine feierliche Lüge zu erkaufen.[2]) Jetzt aber, wo ein unheilbares Zerwürfniß mit jener Mehrheit zu befürchten stand, entschloß er sich zu dem ihm widerwärtigen Schritte und erklärte öffentlich, sich von einer Anzahl Theologen und Bischöfe in deren Religion unterrichten lassen zu wollen.

Diese Kundgebung Heinrichs IV. war so offenbar aus politischen Rücksichten hervorgegangen, daß sie einstweilen keinen sehr starken positiven Einfluß hervorbrachte. Vielmehr erklärten die Stände, dem „König von Navarra" nur dann sich unterwerfen zu können, wenn der Papst ihn in Gnaden aufgenommen haben würde. Aber so viel hatte Heinrich doch erreicht, daß die Ansprüche der Spanier auf Herrschaft in Frankreich von den Ständen mißbilligt wurden, zumal Mayenne, trotz aller seiner Verheißungen an Philipp, und obwohl er beständig dessen Geld nahm, in Paris und Rom für sein eigenes Königthum arbeitete. Man bemerkte, wie der Herzog sich freier und selbständiger Spanien gegenüber benahm, seitdem nicht mehr der Einfluß und das Ansehen des gewaltigen Farnese auf ihm lastete.[3]) Das Pariser Volk aber, dessen revolutionärer Aufschwung durch die Vernichtung der Sechszehn gebrochen, das durch die langwierige Blokade mißgestimmt, über die eigentlichen Absichten Spaniens und der Führer der Liga selbst jetzt hinreichend aufgeklärt war — das Pariser Volk begehrte dringend einen Waffenstillstand mit Heinrich IV. Es zeigte sich höchst mißgestimmt gegen die Spanier;

---

1) Vgl. meinen Aufsatz „Heinr. IV. und die kathol. Kirche"; a. a. O. 78 ff.
2) Die Ansicht Sismondis, Stähelins (Der Uebertritt Heinr. IV., S. 147) u. a. m.: als ob Heinrich 1589 nur deßhalb noch nicht übergetreten wäre, weil er es nicht für nützlich erachtete, kann ich nicht theilen. Er hätte damals das große königliche Heer zusammen halten, die Belagerung von Paris fortsetzen und wahrscheinlich zu gutem Ende führen können, wenn er sich für einen Katholiken erklärt hätte. Indeß er hoffte noch, daß er auch ohne diesen Schritt fertig werden würde; erst als die thätige Einmischung Spaniens ihm diese Aussicht völlig genommen hatte, entschloß er sich zu dem Opfer. 3) Cabrera IV, 29 f.

man wünschte sie laut zum Teufel; fast täglich kam es zu Kämpfen zwischen dem Pöbel und den spanischen Soldaten.[1])

Damals erschien jenes Muster einer politischen Spottschrift, die „Menippeische Satyre", die in der öffentlichen Meinung den Ligisten mehr Schaden zufügte, als eine verlorene Schlacht. Selbst die Gegner bewunderten den



„Der Spanier"
Karicatur; Fragment eines Stiches von L. Richer.

Geist, Witz und eleganten Styl dieses staunenswerthen, heute noch sehr wirkungsvollen Pamphlets.[2]) Es feiert die hohe Tugend des spanischen Catholicon — ein Wortwitz mit einem damals gebräuchlichen Universalmittel desselben Namens — welches dem, der damit versehen ist, gestattet, in ein feindliches Land einzurücken, dort alles zu plündern und zu verwüsten und doch freundlich empfangen zu werden;[3]) das den größten Schurken als Glaubensheroen erscheinen läßt; und was der wunderbaren Wirkungen mehr sind. Es

1) L'Estoile II, 150. 2) De Thou, lib. CV. 3) Ausgabe von Read Paris 1876. S. 36.

schildert in ergötzlichster und zugleich vernichtender Weise die ligistischen Stände und ihre hauptsächlichen Führer, jene „lothringischen Prinzen und sonstigen Abgesandten Spaniens, Flanderns, Neapels sowie andrer Städte der Liga" (S. 43). Da tritt einer der „Katholigisten" nach dem andern redend auf, um seine geheimsten verbrecherischen Wünsche und Gesinnungen, die er bisher unter dem Scheine des Religionseifers verborgen hatte, zu enthüllen. Am übelsten kommt Mayenne fort. Man läßt ihn sagen, er sei bei Ivry ausgerissen, weil er mit dem gebannten „Bearner" nicht zusammen treffen, noch ihm ins Gesicht schauen wollte, aus Furcht selbst exkommunizirt zu werden (S. 76). In dürren Worten wird ihm vorgehalten (S. 151): „Ihr laßt den König von Spanien glauben, daß Ihr das Königreich Frankreich für ihn bewahrt sowie für seine Tochter, und unter dieser Vorspiegelung zieht Ihr von dem guten Kerl alles, was Indien und Peru ihm schicken können." Auch die Spanier selbst werden verhöhnt (S. 299):

„Mein Gott, wie blond und schön gerathen
Sind Eure Dukaten;
Sucht ihrer uns immer mehr zu schaffen,
Halb-Mauren, Halb-Affen,
Aus Eurem gelben Sande."

So kündigt die Satyre den Kastiliern prophetisch an, daß sie schließlich nur Gut und Blut in Frankreich lassen würden, das nicht zu ihrer Beute geschaffen sei. —

Wirklich erhob die Mehrzahl der Stände sich nur zu dem Anerbieten: der König von Spanien möge ihnen die Wahl eines französischen Prinzen zum Könige von Frankreich überlassen und diesem die Infantin vermählen. Als die Spanier dies verweigerten und auf der Erklärung Isabellens, als Enkelin Heinrichs II., zur Souveränin Frankreichs bestanden, der man den Erzherzog Ernst oder höchstens den jungen Karl von Guise zum Gemahl geben möge — da protestirte das Parlament mit der äußersten Heftigkeit gegen eine solche Umwälzung der Grundgesetze der Monarchie (Juni 1593). Es bedrohte alle, die an derartigen Unternehmungen Theil nehmen würden, mit den schärfsten Strafen. Nunmehr weigerten sich auch die Stände, überhaupt in Betreff der Königswahl eine Entscheidung zu geben, bis ein hinreichend starkes Heer sie zu verfechten bereit sei. Das hieß im Grunde nichts anderes, als diese Wahl auf unabsehbare Zeit vertagen.

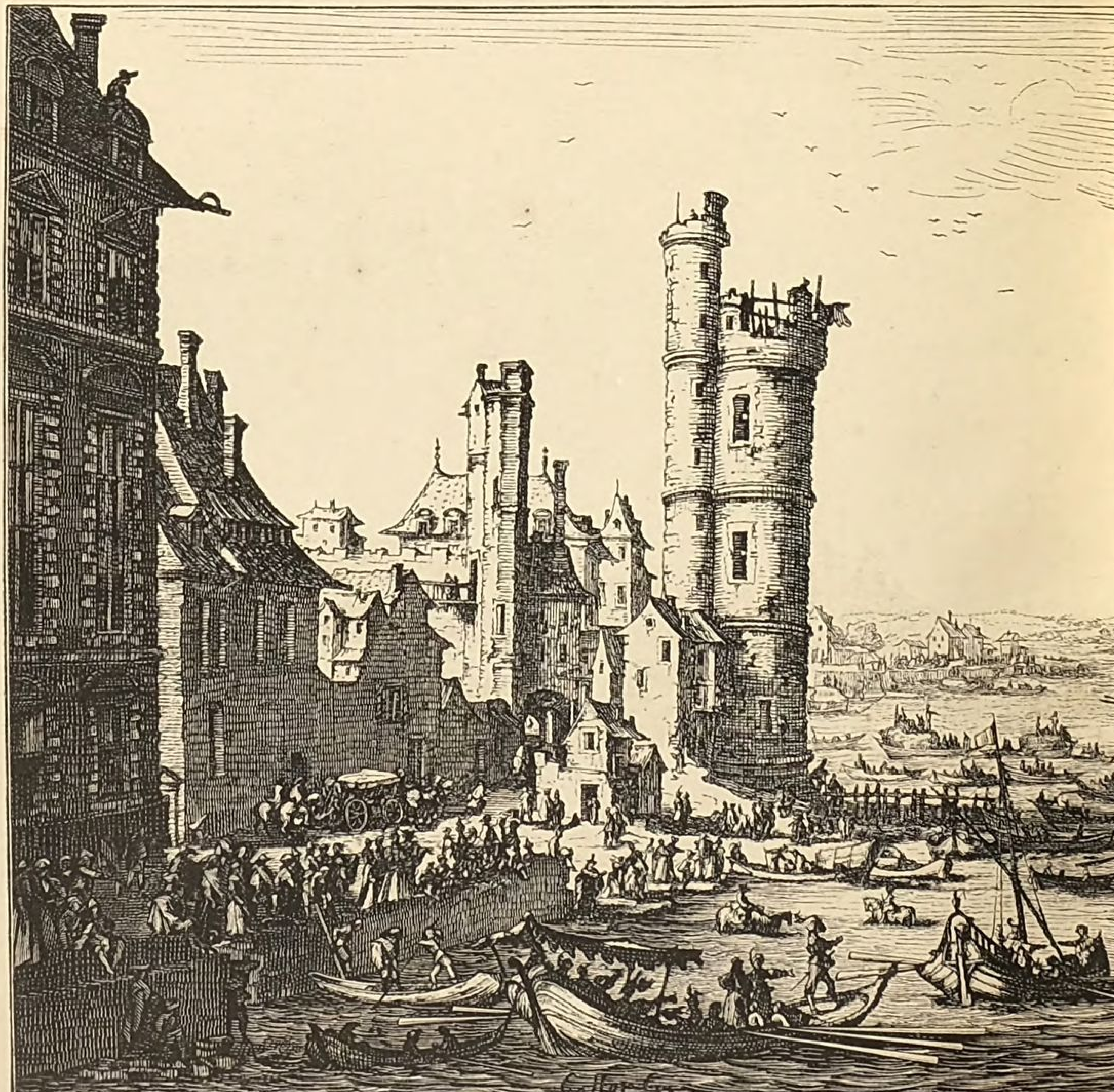
Heinrich benutzte mit Eifer diese günstige Lage der Dinge: er schloß einen Waffenstillstand mit Paris, um in dem nahen St. Denis seinen Uebertritt mit der gebührenden Feierlichkeit zu bewerkstelligen. Von einer wirklichen Ueberzeugung war dabei nicht die Rede. Die zwei Monate Bedenkzeit, die er sich ausgebeten, hatte er mit Belagerungen zugebracht. Die Unterweisung in der katholischen Religion dauerte einen einzigen Vormittag; der Kanzler lud u. a. den Bischof von Chartres zu derselben ein mit der Bemerkung: „er könne ruhig kommen, ohne sich in theologische Unkosten zu setzen." Dann

unternahm Heinrich, wie er seiner Geliebten Gabriele von Estrées — „der schönen Gabriele" — scherzend schrieb, „den gefährlichen Sprung". In Anwesenheit unzähliger Pariser, denen ihre Prediger vergeblich den Ausflug untersagt hatten, ließ er sich am 25. Juli 1593 in St. Denis von dem Erzbischof von Bourges in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen.

Heinrich wußte wohl, was er mit diesem Schritte gewann. Die Mehrzahl seiner Gegner in Frankreich selbst erwartete nur diesen Vorwand, um aus den Wirren und Leiden des Bürgerkrieges unter den Schutz und in den Frieden des rechtmäßigen Königthums zurückzukehren. Selbst die Reformirten inner- und außerhalb Frankreichs, so lärmend sie auch den Abfall Heinrichs zu verhüten suchten und, als er geschehen, verurtheilten und beklagten, konnten doch nicht den König deßhalb verlassen. Blieb er nicht immer noch ihr Vertheidiger und Vorkämpfer gegen die ultramontane Reaktion? War er nicht der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Philipp von Spanien und die Liga? Ja, sie erkannten bald, daß im Grunde ihnen selbst der Uebertritt Heinrichs nützlich war, weil er die Aussichten des Erfolges für ihn in dem Kriege, den er gegen jene führte, beträchtlich vermehrte.

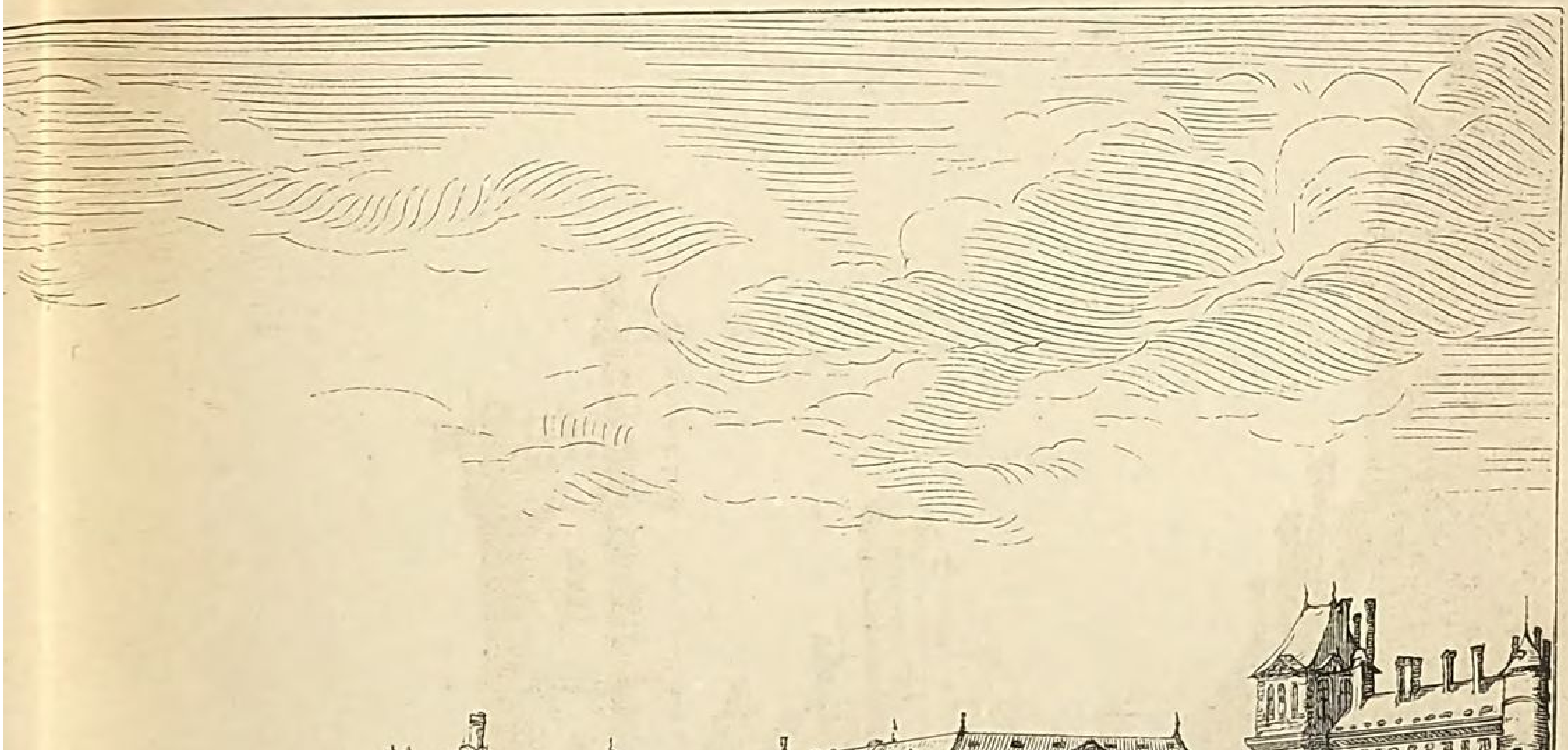
Freilich die zelotische Partei unter den Katholiken konnte und wollte der König durch seine Bekehrung nicht gewinnen. Dieselbe forderte, nach dem Vorgange der Kurie, daß er anerkenne, seine Bekehrung und seine Absolution durch den heiligen Stuhl, der selbst ihn exkommunizirt hatte, seien Vorbedingungen für seine königliche Würde. Damit hätte er dem Papste das Recht zugestanden, Könige ab- und einzusetzen, und mit der Unabhängigkeit der französischen Krone wäre es vorbei gewesen. Hierauf ging Heinrich nicht ein, lieber setzte er den Krieg mit der Liga fort; und die ungeheure Mehrheit des französischen Episkopats — von 118 Bischöfen 100 — stimmte ihm völlig bei. Man begnügte sich, dem Papste das Geschehene anzuzeigen, einen Gesandten mit der üblichen Obedienzerklärung des allerchristlichsten Königs an ihn zu senden. Freilich Papst Klemens VIII., so milde auch seine persönliche Gesinnung war, so wenig er den Vorwurf verdiente, „er sei ein Spanier", wollte doch nicht seine Vorgänger desavouiren, indem er zugestände, daß ein einfacher Bischof eine feierlichst von mehreren Päpsten verhängte Exkommunikation aufheben könnte. In vollem Konsistorium versagte er „Heinrich von Bearn" jede Anerkennung als König von Frankreich, so dessen Unterthanen zu fortgesetzter Rebellion auffordernd (15. Jan. 1594).

Damit schien es zu endgültigem Bruche zwischen dem Könige und dem Papste gekommen zu sein. Aber nicht Heinrich verlor dabei das meiste. Die gallikanische Partei, diejenige, welche eine möglichste Unabhängigkeit vom heil. Stuhle verfocht, hatte stets zahlreiche Anhänger in dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerstand, in dem hohen Klerus, in den Parlamenten gehabt; die Leiden des Bürgerkrieges ließen die Mehrzahl des Volkes zu ihr übertreten, und Heinrich IV. selbst stellte sich kühn an ihre Spitze. Schon sprach man in Broschüren, die von Katholiken ausgegangen waren, von einem all-



Ansicht v

Facsimile einer Radirung von



icht von Paris.

ng von Jacques Callot (1592—1635).

gemeinen Bunde weltlicher Fürsten gegen die Anmaßungen des Papstthums, von der Einberufung eines ökumenischen Konzils, das dessen Mißbräuche hinwegschaffen solle. Die politische Gewalt der Priester, hieß es in der Flugschrift eines andern Katholiken, sei überhaupt den Völkern stets verderblich gewesen und müsse gründlich beseitigt werden.

Diese Ansichten gewannen immer weitere Kreise. Noch bis Ende des Jahres 1593 hatten sich die Mitglieder der Ständeversammlung, an einem günstigen Ergebnisse ihrer Thätigkeit verzweifelnd, allmählich einer nach dem andern aus Paris fortgestohlen. Das Zentrum Frankreichs, dann die Provence, das eifrig katholische Lyon sowie am entgegengesetzten Ende Frankreichs Rouen und die andern größern Städte der Normandie unterwarfen sich in den ersten Monaten des Jahres 1594 dem rechtmäßigen Herrscher. In Paris selbst lagen die Ligisten und Politiker in heftigstem Zwist, doch mit täglich steigendem Uebergewicht der letztern. Freilich hatte Feria noch im Juli 1593 Mayenne, alle Angehörigen des Hauses Guise und die Führer der Liga schwören lassen, daß sie stets den katholischen Glauben vertheidigen und sich niemals dem „Navarra" unterwerfen würden.[1]) Allein die große Mehrzahl des Pariser Volkes hatte jetzt eine andere Ansicht von den Interessen des katholischen Glaubens. Die gewöhnlichen Leute sagten laut: da Heinrich rechtgläubig geworden, sähen sie ihn für ihren König an. Schon veranstaltete man Versammlungen, in denen man mit zornigem Nachdruck forderte, der Noth und dem Elend der belagerten Stadt durch einen Vergleich mit dem Monarchen ein Ende zu machen. Selbst die Viertelsmeister nahmen an derartigen tumultuarischen Petitionen Theil. Mayenne und sein Parlament sahen sich genöthigt, unter Todesstrafe zu verbieten, daß mehr als sechs Bürger sich an öffentlichen Orten versammelten, daß man unehrerbietig von der heiligen Union rede; alle Gegner sollten sofort die Stadt räumen. Indeß derartige Gewaltmaßregeln konnten selbstverständlich auf die Länge ebenso wenig helfen, wie daß die Pfarrer und Mönche bewaffnet einher gingen und die Heftigkeit ihrer wilden Reden verdoppelten, die allmählich ihren Eindruck abgenutzt hatten.[2])

Endlich gab der Gouverneur der Hauptstadt, Brissac, den Ausschlag. Durch glänzende Verheißungen des Königs gewonnen, benutzte er, dem doch Mayenne ein unbedingtes Vertrauen schenkte, dessen Abwesenheit, um am Morgen des 22. März 1594, noch in aller Dunkelheit, Heinrich mit sechstausend Mann in die Stadt zu lassen. Fast ohne jedes Blutvergießen fiel sie in die Gewalt des Königs. Der Herzog von Feria mit seinen dreitausend Mann erhielt freien Abzug. „Empfehlt mich eurem Herrn," rief ihnen Heinrich zu, als sie durch das Thor St. Denis vor ihm defilirten; „glückliche Reise, aber kommt nicht wieder!" Er folgte übrigens seiner milden Gesinnung, die hier auch die größte Klugheit war: keine einzige Hinrichtung trübte die all-

1) Tassis, lib. VIII. S. 540 ff. 2) L'Estoile II, 162. 197 f. 209 ff.

gemeine Freude, welche die Bevölkerung von Paris über das Ende aller ihrer Leiden und über die Wiedervereinigung der Hauptstadt mit dem nationalen Königthum empfand.

Nach der Einnahme von Paris, das schon damals in Frankreich den Ton angab und ohne Zweifel das stärkste Bollwerk der Liga gewesen war, konnte die Unterwerfung der noch widerspänstigen ligistischen Gegenden, Städte und Großen nur noch eine Frage kurzer Zeit sein. Wirklich machte der König im Laufe des Jahres 1594 neue gewaltige Fortschritte. Im Dezember



Einzug Heinrichs IV. in Paris.

(Der vom König eben Angeredete scheint der Herr von Brissac zu sein.) Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches, betitelt: „Réduction miraculeuse de Paris sous l'obéissance du roy très-chrestien Henry IIII, et comme Sa Majesté y entra par la porte Neuve, le mardy 22 de mars 1594. — N. Bollery pinxit; Jean le Clerc excudit."

ergaben sich Reims, die Hauptstadt der Champagne, sowie der junge Herzog von Guise, der Sohn des in Blois ermordeten „Narbigen", derselbe, den Philipp II. zum Gemahl und Mitregenten seiner Tochter Isabella ausersehen hatte.

Zwei große Prinzipien hatten sich feindselig gegenüber gestanden: das monarchische und das religiöse. Keines hatte das andere gänzlich zu besiegen vermocht, und so hatten sie schließlich einen Vergleich getroffen, der sie beide bestehen ließ, aber auch beide mit einander versöhnte. Der rechtmäßige König von Frankreich, der Führer der Hugenotten und der Politiker, den die Liga nie anzunehmen erklärt hatte, war von der immensen Mehrheit des Reiches

als Herrscher anerkannt, er war wirklicher König Frankreichs geworden. Aber er hatte thatsächlich dem Anspruch der Liga sich unterwerfen müssen, daß nur ein Katholik König dieses Landes sein könne; er hatte damit den bisherigen Widerstand seiner Gegner, wenn nicht ausdrücklich und rechtlich, so doch de facto gebilligt und gewissermaßen legalisirt. So war der Friede geschlossen. Ein Mordanfall, den unter Einwirkung einiger Jesuiten ein gewisser Chastel auf den König unternahm, hatte die Vertreibung der Jesuiten aus dem größten Theile des Reiches zur Folge.



Auszug der spanischen Garnison aus Paris.
Facsimile eines Kupferstiches gleichen Ursprunges, wie der auf Seite 348, betitelt: „Comme Sa Majesté, étant à la porte Saint-Denis, veid sortir de Paris les garnisons étrangères que le roi d'Espagne y entretenoit."

Allein es gab in diesem Kampfe, an dem sich so vielfache Elemente betheiligt hatten, auch Besiegte: das waren die Demokratie, Philipp II. und der Ultramontanismus. Das demokratische Prinzip, das in so engem Bunde mit der Liga gestanden, war völlig beseitigt. Wie wenig es im Grunde im Herzen des französischen Volkes Wurzel gefaßt hatte, ersieht man aus der Leichtigkeit, mit der selbst die großen Städte es nunmehr über Bord warfen.

Und Philipp II. hatte umsonst seine Mühen und Intriguen, das Blut seiner besten Soldaten, das Leben seiner vorzüglichsten Feldherrn, ungeheure Schätze auf diese französische Angelegenheit verwandt. Er war hier ebenso entschieden aus dem Felde geschlagen, wie in England, wie in den nörd-

lichen Niederlanden. Indem er alles zu gleicher Zeit umfassen wollte, hatte er alles eingebüßt. Spanien und sein listiger, unermüdlich Unheil spinnender Herrscher begannen Gegenstände des Spottes und der Geringschätzung in Europa zu werden; denn wie ihre Pläne mißlangen, so erlahmten auch sichtlich ihre Mittel. Während die vereinigten Provinzen der freien Niederlande alljährlich ihr Gebiet auf Kosten der spanischen Niederlande ausdehnten und, durch den Zuzug aller freier Denkenden, aller reichen Kaufleute und Gewerbtreibenden aus den letztern verstärkt und gekräftigt, durch die Plünderung der spanischen Kauffahrteiflotten und Kolonien bereichert, trotz des Krieges immer blühender, wohlhabender, mächtiger wurden: herrschten in den „gehorsamen Provinzen" die traurigsten Zustände. Unterdrückt durch den politischen und geistigen Despotismus, von der See abgeschnitten durch die übermächtigen Marinen Englands und Hollands, ausgesogen durch die steten pekuniären Anforderungen der Fremdherrschaft, gingen sie beständig zurück an Wohlstand, Bevölkerungszahl, materieller und intellektueller Bedeutung. Die spanischen Truppen, ihres wohl verdienten Lohnes Jahre lang entbehrend, waren in chronischer Meuterei und wurden nur den Gegenden gefährlich, die sie beschützen sollten, und die sie nun ausplünderten, um sich doch in irgend einer Weise bezahlt zu machen. Erzherzog Ernst, ein Bruder Kaiser Rudolfs, den Philipp zum Generalgouverneur der Niederlande ernannte, ein kränklicher Mann, schwächlich in seinem Charakter, wie an körperlicher Beschaffenheit, beständig im Streite mit seiner spanischen Umgebung, brachte keine Besserung für diese traurige Lage und starb schon nach einem Jahre an einer Aufgabe, die seine Kräfte weit überstieg.

Nicht besser ging es Philipp mit seinem dritten Gegner, mit England. Ein Versuch in seiner beliebten Art, die Königin Elisabeth durch ihren portugiesischen Leibarzt vergiften zu lassen, mißglückte. Da also die heimlichen Mittel nicht verschlugen, wollte er wieder einen offenen und ehrlichen Krieg unternehmen, indem er im Hafen von Cadiz eine Flotte ausrüstete, die zur Unterstützung der aufständischen Iren bestimmt war. Allein ehe sie noch vollendet, erschien plötzlich ein vereintes englisch-holländisches Geschwader mit englischen Landungstruppen unter dem Grafen Essex vor Cadiz. Nach kurzem siegreichen Kampfe mit den spanischen Kriegsschiffen drangen die verbündeten Fahrzeuge in den Hafen ein, nahmen und versenkten die ganze feindliche Flotte, plünderten dann die überaus reiche Stadt selbst und steckten sie endlich in Brand (Anf. August 1596). Die Menge der gemachten Beute belief sich auf zwanzig Millionen Dukaten, und noch viel mehr betrugen die unschätzbaren Werthe, welche das Feuer zerstört hatte!

Dieses Ereigniß, das den gänzlichen Verfall der spanischen Seemacht so klar den Augen ganz Europas darlegte, machte auf Philipp II. einen tiefen, niederschlagenden Eindruck. Die gehaßten Feinde, die er hatte vernichten wollen, wagten es jetzt, in Spanien selbst zu landen und dessen wichtigste Hafenstadt zu plündern! Aber er wollte für diese Schmach Rache nehmen,

schnelle unverzügliche Rache. Mit dem Golde, das er in diesem Jahre aus Mexiko und Peru erhielt, rüstete er eine neue Flotte aus, die noch im Herbste 1596 gegen Irland unter Segel ging. Es war dem spanischen Despoten jedoch leichter, Schiffe zu bauen als tüchtige Seeleute zu ihrer Bemannung zu finden. Kaum hatte diese neue Armada den Hafen von Ferrol verlassen, als sie von einem furchtbaren Sturme überfallen wurde, der fast alle Fahrzeuge ernstlich beschädigte und ein Drittheil von ihnen mit fünftausend Soldaten in das Meer versenkte. Der Ueberrest war froh, die schützende Rhede wieder zu erreichen. Philipp nahm auch diese Unglücksbotschaft ruhig und gefaßt entgegen; kann man aber solche Unbeweglichkeit einem Herrscher als Tugend anrechnen, der von der behaglichen Sicherheit seines Kabinetes aus immer wieder Tausende mit dem größten Gleichmuthe in den Tod sandte?

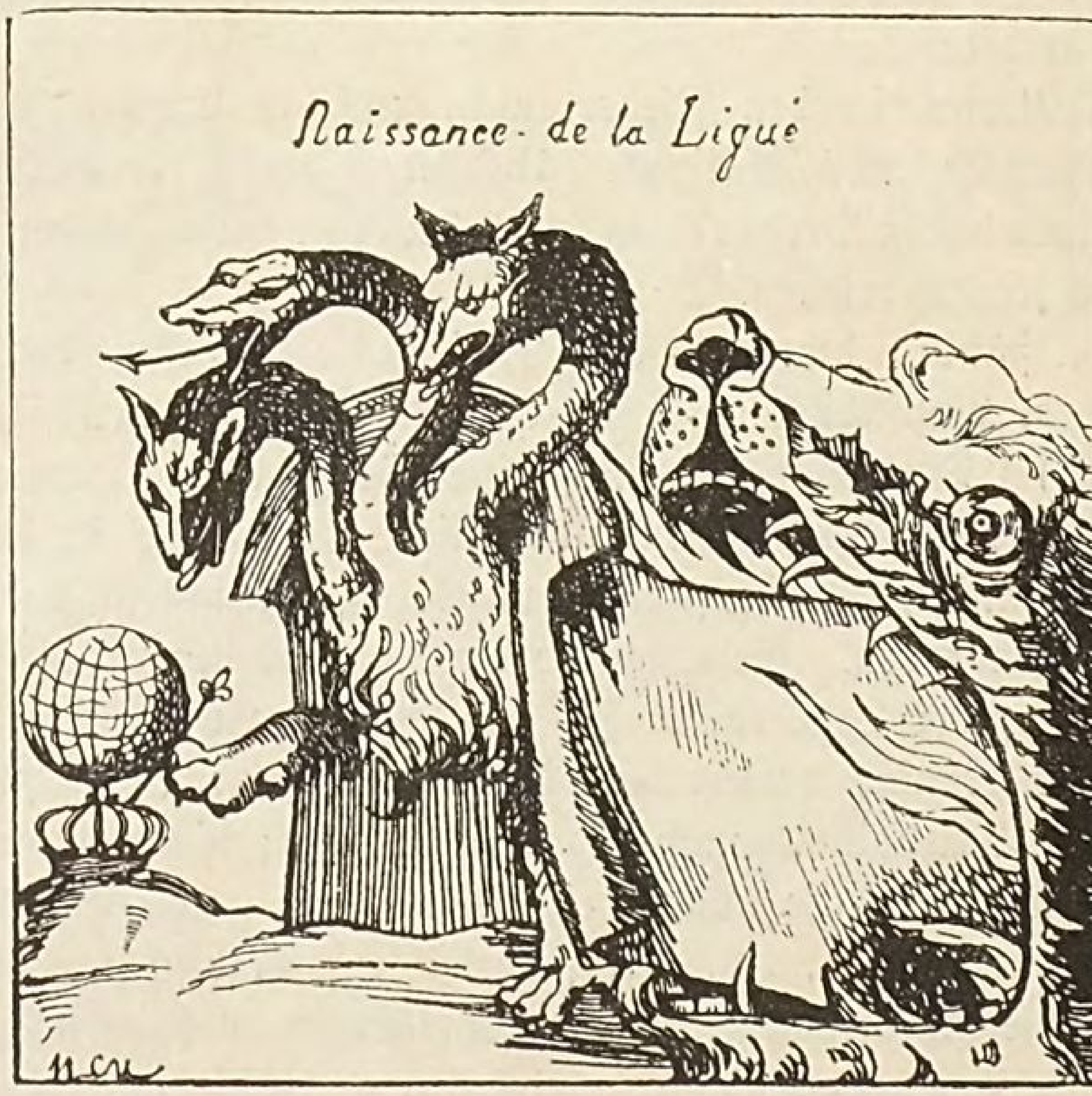
So zerflatterten in den Niederlanden und in England wie in Frankreich die stolzen Träume Philipps. Und nun mußte er auch die gänzliche Niederlage seiner besten Verbündeten und Dienerin, der ultramontan-zelotischen Partei in der Kirche erleben.

Die Uebelstände, die aus dem Zwiespalte zwischen der französischen Krone und dem Papstthume dem letztern erwuchsen, stellten sich immer deutlicher heraus.[1]) Der König konnte seine Sache als gewonnen betrachten, mochte der Papst ihn anerkennen oder nicht. Er war in den Schoß der Kirche feierlich aufgenommen, von neunzehn Zwanzigsteln des französischen Volks anerkannt worden. Er ernannte die Inhaber der vakanten Bisthümer. In viel ungünstigerer Lage befand sich der Papst. Auf Antrag des Generalprokurators des Königs verbot das Pariser Parlament, sich wegen irgend eines kirchlichen Benefiziums nach Rom zu wenden; vielmehr sollten die Bestätigung für und die Einsetzung in ein solches, die nach dem Konkordate dem heiligen Stuhle zustanden, von den französischen Erzbischöfen oder Bischöfen oder, wenn diese sich weigerten, vom Parlamente vollzogen werden. Das wurde auch streng ausgeführt. So blieb der Papst aus dem „allerchristlichsten" Reiche ausgeschlossen. Er mußte fürchten, daß, wenn er nicht bald mit Heinrich IV. sich aussöhnte, die französische Kirche sich gänzlich unabhängig von Rom dauernd konstituiren werde. Wagte doch schon der Erzbischof von Bourges in einer Versammlung hoher Geistlichen öffentlich den Vorschlag, einen Patriarchen der gallikanischen Nationalkirche einzusetzen! Ueberdies wurde Klemens VIII. von der Besorgniß gequält, daß er völlig der Dienstbarkeit der Spanier verfallen werde, die ihren Einfluß in Rom mit vieler Anmaßung geltend machten und den Papst bei jedem Versuch einer unabhängigen Haltung geradezu bedrohten. Der Präsident der Rota, Monsignor Serafin, der vom Papste sehr geschätzt war, sagte ihm: „Heiliger Vater, Klemens VII. hat England verloren, weil er sich zu sehr beeilte,

1) Mein Heinrich IV. und die kath. Kirche. S. 85.

Heinrich VIII. zu exkommuniziren, und Klemens VIII. wird Frankreich verlieren weil er zu sehr zögert, Heinrich IV. zu absolviren."

So wünschte Klemens VIII. im Grunde ängstlich eine Möglichkeit herbei, die Verhandlungen mit Heinrich wieder anzuknüpfen; er ließ ihm endlich eine Aufforderung zugehen, einen neuen Gesandten nach Rom zu beordern. Heinrich schickte den Jakob Davie Du Perron, Bischof von Evreux, einen ehrgeizigen, gelehrten und beredten Prälaten, der des Königs unabhängigen und gallikanischen Standpunkt mit Geschicklichkeit und Festigkeit geltend machte. Nach gewöhnlicher römischer Praxis in solchen üblen Fällen war der Papst zufrieden, die Form zu retten, indem er in allem Wesentlichen den Wünschen Heinrichs entsprach. Keine Verpflichtung in Betreff der Huge-



notten wurde dem Könige auferlegt, nur frommer Lebenswandel, Ausstellung von Klöstern, gewisse religiöse Zeremonien, Rückführung der katholischen Kirche in das Fürstenthum Bearn, katholische Erziehung des Prinzen von Condé ihm zur Pflicht gemacht. Die Veröffentlichung der Konzilienbeschlüsse von Trient versprach der König nur in soweit, als sie die Ruhe des Reiches nicht stören würden: eine Klausel, deren Unbestimmtheit Heinrich später trefflich zu benutzen gewußt hat. Selbst die damals stattfindende Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich konnte, so leidenschaftlich Heinrichs Gegner in Rom darüber deklamirten, das Wohlwollen des Papstes für jenen nicht erschüttern.[1]) Der schwierigste Punkt war der in Betreff der frühern Abso-

1) Heinrich IV. an Bellièvre, 16. März 1595; Halphen, Lettres inédites de H. IV. S. 159.





Der Liga Geburt, Wirkung und Ende.
Karikatur in einem Flugblatte von 1594.

lution des Königs. Hier meinte der Papst nicht weichen, die Vorrechte des heiligen Stuhls nicht opfern zu dürfen: und ebenso wenig wollte der König nachgeben. Man traf endlich den Ausweg, daß freilich die Absolution durch die Bischöfe als minus recte et rite facta bezeichnet, aber nicht als an sich ungültig erklärt und durch die stillschweigende Anerkennung aller seitdem vollzogenen königlichen Akte, auch auf kirchlichem Gebiete, doch gewissermaßen ratifizirt wurde. Also der heilige Stuhl hatte den von ihm bisher verfochtenen Grundsatz gewahrt, aber die Abweichung nicht verworfen. Von dem Einflusse der Exkommunikation und der Absolution auf die weltlichen Rechte des Königthums kein Wort![1]) Nach solchen Zugeständnissen bewilligte dann der König gern die pomphaften und anspruchsvollen Formen der Kurie. Daß Klemens VIII. zu ihm sprach wie ein Vater und Richter zu einem reuigen Sünder, daß er die Schultern der französischen Prokuratoren mit einer Ruthe so leicht berührte, „als ob eine Fliege über die Kleider liefe" — das gab man dem Papste gern nach.

Die Vortheile in der Form waren auf des Papstes, die reellen aber auf des Königs Seite, der ohne irgend ein beträchtlicheres Opfer die unzweifelhafte Anerkennung seiner Katholizität von der höchsten kirchlichen Stelle erhielt. Dies nahm nun den Ligisten den letzten Vorwand. Die noch in Waffen befindlichen Franzosen waren nichts anderes mehr, als mit dem Reichsfeinde verbündete Rebellen.

Denn schon vorher hatte Heinrich IV., durch die zahlreichen Niederlagen des spanischen Königs ermuthigt, demselben beweisen wollen, daß er jetzt wirklicher Herr von Frankreich sei, daß man ihn nicht ungestraft bekämpfen könne: im Januar 1595 erklärte er an Spanien den Krieg. Er ging nach Burgund, das er zum größten Theile dem Herzoge von Mayenne abnahm; und als der spanische General Velasco den bedrängten Ligisten zu Hülfe kam, schlug er die weit überlegenen Gegner bei Fontaine-Françoise zurück. Da hielt es denn Mayenne, dessen Stärke überhaupt nicht in der Beharrlichkeit des Charakters bestand, für gerathen, ohne Rücksicht auf seine dem spanischen Könige geleisteten Eide mit dem siegreichen „Bearner" Verhandlungen zu beginnen. Heinrich seinerseits war geneigt, die endliche Herstellung des innern Friedens mit den größten Opfern zu erkaufen, und so schloß er mit Mayenne im Jahre 1596 zu Folembray einen Vertrag, der bestimmt war, der Liga ein völliges Ende zu bereiten. Er gewährte nicht nur Vergessenheit für alle während der letztern vorgefallenen politischen Vergehen und Verbrechen, sondern setzte auch für jeden ihrer Führer Hunderttausende von Thalern, Gouverneurstellen von Provinzen, Einräumung von Festungen u. dergl. aus. An hundert Millionen Livres hat Heinrich dem Vierten die Bezwingung und Befriedigung der Leiter der heiligen Liga ge-

1) Alle die Absolution betreffenden Aktenstücke, zumal die Absolutionsbulle vom 17. Sept. 1595, in den Lettres et négociations de Du Perron (Paris 1633) I, 286 ff.

La deliurance de la France, par le Perſée François.



FRANCE, comme Andromede à la mort fut offerte,
Mal voulue des ſiens, & d'vn peuple eſtranger,
Son pays fut ſon mal, ſa guerre, & ſon danger,
Où ſon bien deuoit eſtre, y demeuroit ſa perte:
Le ciel faſché de veoir vne iniuſtice aperte,
Vn Perſée enuoya à fin de la venger, (∴)
Vn Perſée François qui la vint deſgaiger
Des vagues de la mort, qui l'auoient ja couuerte:
Le monſtre qui gardoit entre ſes dents ſa mort.
Sentit combien le bras de Perſée eſtoit fort:
Comme feit l'Eſpagnol de HENRY quatrieſme.
FRANCE ſois luy fidele & ne te laiſſe plus (∴)
Attacher de doublons & ne croy aux abus
De ceux qui ont rongné l'or de ton Diadéme

Politische Allegorie: der Bearner als Retter Frankreichs.

Facsimile einer Flugschrift in Folio, datirt von 1594: à Paris, par Jean Leclerc, rue Saint-Jean de Latran, à la Salamandre.

kostet. Während er seine besten und verdientesten Freunde unbelohnt ließ — denn Dankbarkeit kannte er nicht — zögerte er nie, seine schlimmsten Gegner mit Gnaden zu überhäufen, wenn ihm solches vortheilhaft schien. Nicht mit Unrecht sagte man, daß nicht Dienste, sondern Feindschaft den Weg zu Heinrichs Gunst eröffne. Fälschlich haben gleichzeitige und spätere Schriftsteller dies als Güte und Milde bezeichnen wollen: vielmehr schien ein solches Verfahren dem Herrscher durch die Politik und das Staatsinteresse gerathen, und da war von den Rücksichten privater Moral oder gar gutmüthiger Sentimentalität nicht die Rede.

Freilich waren damals einige Opfer um so nothwendiger, als denn doch, trotz seiner Bedrängniß in den Niederlanden, das spanische Heer noch immer seine Ueberlegenheit über das französische bewährte. Der kecke Ungestüm des französischen Adels — das französische Fußvolk taugte wenig — zerschellte an den unerschütterlichen Reihen der altgedienten, felsenharten spanischen Infanterieterzos, welche der rothgelben Fahne in so vielen Siegesschlachten gefolgt waren. Der Graf Fuentes, ein spanischer General aus der alten Schule, von kastilischem Hochmuth und religiösem Fanatismus gleich sehr erfüllt, entschlossen, geschickt, von spartanischer Skrupellosigkeit in der Wahl seiner politischen Mittel, — Fuentes eroberte Le Castelet, schlug und tödtete den Admiral Villars und nahm dann Doullens und das wichtige und reiche Cambrai (1595). Das nächste Jahr war durch neue Fortschritte der Spanier bezeichnet. Calais, Ardres, ja selbst Amiens fielen in ihre Hände.

Ueberhaupt war selbst nach erfochtenem innern Siege die Lage des Königs eine keineswegs erfreuliche. Die Kosten des Krieges gegen die Liga und der Verträge mit ihren Führern hatten die französischen Finanzen in unglaublichem Maße zerrüttet. Das Volk, durch den Bürgerkrieg verarmt, konnte die ihm auferlegten Steuern nicht erschwingen und murrte laut über dieselben. Die Rückstände der Vermögenssteuer allein betrugen zwanzig Millionen Livres, nach heutigem Geldwerthe etwa 130 Millionen Mark. Die Finanz- und Steuerbeamten benachtheiligten den Staat auf alle Weise. Die Großen benahmen sich in den ihnen vertragsmäßig zugestandenen Gouvernements ziemlich unabhängig. Die Protestanten waren durchaus unzufrieden, daß der König so lange zögerte, ihnen die versprochenen Freiheiten und Garantien zu ertheilen. Ueberall Verlegenheiten! Es läßt sich nicht leugnen, daß die Schuld zum Theil an Heinrich lag. Im Ganzen hatte das Glück auf ihn zunächst einen ungünstigen, entnervenden Einfluß geübt. Die Festlichkeiten und Freuden der Hauptstadt und zumal die Liebschaft mit der schönen Gabriele von Estrées ließen ihn den Krieg über Gebühr vernachlässigen, so daß sogar seine Popularität bedeutend darunter litt und zahlreiche Spottgedichte über ihn zirkulirten, Pasquille gegen ihn und seine Freunde und Diener in Menge gedruckt wurden.

Endlich raffte er sich auf: „ich habe genug den König von Frankreich

gespielt," sagte er, „jetzt heißt es wieder den König von Navarra spielen." Indeß mehr der alles lähmende Geldmangel Spaniens als Heinrichs eigenes Verdienst schaffte ihm Amiens wieder.

Die Hauptsache aber war, daß Philipp II., von Alter, Kränklichkeit und Mißgeschick bezwungen, jetzt selbst sich dazu hergab, dem gehaßten „Prinzen von Bearn" Friedensanerbietungen zu machen. Das Glück, seit einigen Jahren Heinrich IV. so günstig, leistete ihm auch hierin freiwillige Dienste.

X. Spanien am Ende von Philipps II. Regierung.

Im Gedächtniß der Nachwelt hat sich von der Regierung Philipps II. der Eindruck erhalten einer vollkommenen Gleichmäßigkeit, einer unerschütterlichen Konsequenz unter der Leitung des finstern und tyrannischen Einsiedlers vom Escurial. Doch in Wahrheit ist dem keineswegs so. Völlig hat auch ein Philipp die Bestrebungen, Leidenschaften, Liebe und Haß der Menschen, deren er sich bedienen mußte, nicht zu unterdrücken, sich selbst ihnen nicht zu entziehen vermocht. Die Beschaffenheit und Ansichten der Parteien, die wechselnd bei ihm Einfluß gewannen, haben auf den Charakter seiner eigenen Politik eine wesentliche Wirkung geübt.

Wohl war dieser König stets und unerschütterlich der Hort der katholischen Interessen und der spanischen Größe von den ersten Tagen seiner Herrschaft an. Das lag nun einmal in seinem Wesen und in seinen Ueberzeugungen fest begründet. Allein in den ersten zwanzig Jahren nach seiner Thronbesteigung hält er sich doch vorzugsweise auf der Vertheidigung. „Vom Anfange seiner Regierung an bis heute," sagte 1576 der venezianische Gesandte Lorenzo Priuli,[1] „hat Se. katholische Majestät Neigung gezeigt, seine Staaten im Frieden zu bewahren und nicht sie durch Krieg zu vermehren, denn er ist ruhiger und zarter Beschaffenheit." Er schließt sobald wie möglich mit dem Papste und Frankreich Frieden; er sucht mit England in leidlichem Einvernehmen zu bleiben;[2] er mischt sich mit nur geringem Nachdruck in die Streitigkeiten zwischen den Guise und den Hugenotten. Selbst in Bezug auf seine meuterischen niederländischen Unterthanen läßt er sich nur einige Jahre lang von Albas Ungestüm fortreißen — dann empfiehlt er sanftere Mittel, wo möglich friedlichen Ausgleich und tadelt die heftigen Maßregeln Don Juans. Es war diese ziemlich konsequente Verfahrungsweise zu danken den Gesinnungen der Partei, die während jener Jahre in dem Rathe Philipps die Oberhand hatte und nach dem Sturze Albas allmächtig wurde: die Partei des Ruy Gomez de Silva Fürsten von Eboli. Freilich war der Fürst selbst schon, wie erwähnt, im Jahre 1572 gestorben; aber seine Anhänger besaßen die ganze Gunst des Monarchen. So seine Wittwe, um deren Liebe sogar der König

1) Alberi I. V, 258. 2) Noch am 15. April 1578 schrieb Philipp seinem Gesandten Vargas in Paris: derselbe solle den Agenten Maria Stuarts von Seiten des kath. Königs versichern, que hiziesse por ella quanto buenamente se pudiesse (Gachard, La Bibliothèque Nationale à Paris. I, 418).

buhlte, so der getreue Mayordomo Marques de los Veles, Don Juan d'Austria, endlich der überaus gewandte, kühn und selbstbewußt auftretende Geheimsekretär Antonio Perez. Sieben Jahre hindurch leiteten sie noch die Geschäfte, bis ihre eigenen Thorheiten und Frevelthaten sie stürzten. Don Juans verwegen eigenmächtige Pläne und Entwürfe brachten eine Spaltung in der Partei zu Wege. Vergebens hatte er gehofft, seine bisherigen Verbündeten mit sich fortzureißen: Perez hielt sein Verfahren nicht für vereinbar mit den eigenen und den Parteigrundsätzen und verrieth ihn an den König. Dann ließ der eitle Geheimsekretär selbst sich mit der hochgebornen Fürstin Eboli in eine Liebesintrigue ein, bei der er vor dem Morde Escobedos nicht zurückschreckte. Wie furchtbar aber mußte die Rache des von der Fürstin verschmähten und von ihrem Liebhaber so arg getäuschten Königs sein, wenn er die Wahrheit erfuhr! Endlich scheiterte die von Ebolis Partei stets empfohlene Friedenspolitik in den Niederlanden vollständig. Den streitbaren Calvinismus schien nur ein Kampf bis aufs Messer überwinden zu können.

Schon am Ende des Jahres 1578 sah der Marques de los Veles den Sturz seiner Faktion voraus. Damals schrieb er an Perez: „Der ganze Hof haßt mich. Und ohne die Gunst des Königs würden Euch alle mit Füßen treten, und wenn er es erlaubt, werden sie Euch die Ehre und das Leben nehmen, ohne daß Ihr Euch wehren könnt".[1]) Diese Worte des alten Hofmanns waren nur zu prophetisch. Er selbst zog sich von dem Hofe zurück, bereitete sich vor, nach Peru auszuwandern, starb aber bald. Gegen Perez bedienten sich seine zahlreichen Widersacher der Mordthat an Escobedo, die trotz aller sorgfältig angewandten Vorsicht ihm sofort zugeschrieben wurde. An der Spitze seiner Gegner stand des Königs zweiter Sekretär Mateo Vasquez. Vasquez war ein Mann von niedrigster, ja dunkler Geburt, der durch eine Verkettung günstiger Umstände Sekretär des Kardinals Espinosa (s. S. 179) geworden und durch diesen in den Dienst des Königs eingeführt war.[2]) Bescheiden, unterwürfig, von unermüdlicher Arbeitskraft, weniger glänzend aber zuverlässiger als Perez, wußte er sich bald die Gunst des Herrschers zu erwerben. Er diente demselben freilich auch in wenig ehrenwerther Weise als Spion der übrigen Minister. Perez behandelte seinen unscheinbaren Nebenbuhler mit größter Feindschaft und kränkendem Uebermuth. Kein Wunder, daß Vasquez sich mit Eifer der Familie Escobedos annahm, als diese im Jahre 1578 die Bestrafung Perez' wegen jener Mordthat anstrebte. Zuerst beschützte der König Perez: bis ihm durch unzweideutige Dokumente das Liebesverhältniß zwischen dem letztern und der Fürstin Eboli erwiesen wurde (März 1579). Philipp mußte daraus ersehen, wie sein glücklicher Nebenbuhler ihn betrogen und gegen Escobedo gemißbraucht hatte. Seitdem beschloß der Monarch den Untergang des Elenden. Gerade damals stieß dieser gegen Vasquez gleich-

1) Perez, Obras, 19 f. 2) Das Folgende größtentheils nach Muro, Vida de la princesa de Eboli. Nur ist Muro viel zu sehr für Philipp II. eingenommen.

falls Todesdrohungen aus, die dem Könige natürlich sofort mit der Bitte um Schutz und um Bestrafung des Schuldigen berichtet wurden. Der ganze Hof war in Aufregung und Zwiespalt zwischen den Freunden Perez' auf der einen, den Vertheidigern Vasquez' und der Escobedos auf der andern Seite. Man hat die Langmuth Philipps gepriesen, daß er der Sache nicht sogleich durch die Vernichtung des Perez ein Ende machte: die Wahrheit ist, daß er desselben einstweilen nicht entrathen konnte und nur so lange zögerte, bis er für ihn einen Ersatzmann sich herbeigeschafft hatte.

Schon im April 1579 war die Nachricht von Perez' bevorstehender Ungnade im Auslande verbreitet, fürchtete Perez für seine Zukunft.[1]) Er wußte wohl, wie wenig es ihm helfen werde, daß Philipp ihm wiederholt sein Wort als Edelmann gegeben, ihn wegen des an Escobedo verübten Mordes schützen zu wollen; denn sein Gewissen klagte ihn außerdem des an dem Könige verübten Betruges an. Philipp beruhigte ihn durch freundliche Worte: er werde mit ihm verhandeln wie bisher.[2]) So machte er das Opfer sicher bis zum Augenblicke der Rache. — Politische Erwägungen kamen hinzu, um den persönlichen Groll des Monarchen noch verderblicher für die Betroffenen zu gestalten. Die bisher herrschende Partei mußte, da Philipp sie stürzen wollte, ganz unschädlich gemacht werden. Und der König verfolgte die Unterlegenen mit solcher Härte und Beharrlichkeit, daß das Zusammenwirken beider Momente unzweifelhaft wird.

Granvella, der damals, 62 Jahre alt, würdiger Ruhe am römischen Hofe genoß, ward von dem Monarchen zum Ersatz für Perez nach Madrid beschieden. An demselben Tage noch, wo der Kardinal in der spanischen Hauptstadt eintraf, am 28. Juli 1579, wurde Perez verhaftet, die Eboli nach der Festung Pinto abgeführt. Es bildeten diese Ereignisse den Untergang der Partei des Ruy Gomez, die wir als die gemäßigte bezeichnen können. Hier beginnt vielmehr die zweite Epoche von Philipps Regierung: die Periode des Angriffs. Fast alles, was dieses Herrschers Namen bei der Nachwelt so furchtbar charakterisirt hat, gehört dieser letztern Zeit an. Nun tritt Parma in den Niederlanden mit nackter Gewalt auf; nun bemächtigt man sich Portugals; nun wechseln die Mordanschläge auf Königin Elisabeth mit der Aussendung von Flotten zur Eroberung Englands; nun übernimmt Philipp die Leitung der katholischen Partei in Frankreich und sucht mit ihrer Hülfe dessen Krone an sein Haus zu bringen.

Inzwischen hatte das furchtbare Drama, das mit dem Verhältniß der Eboli zu Perez begonnen, dann die Ermordung Escobedos, den frühen Tod Don Juans, endlich den Sturz der beiden Schuldigen herbeigeführt hatte, einen eigenthümlichen, immer tragischern Verlauf genommen. Die Eboli wurde auf eines ihrer Güter verwiesen, wo sie in gänzlicher Einsamkeit und

1) Anto. Perez an Vargas, 15. April 1579; Gachard, Bibl. Nat. I, 420.
2) Muro, Anhang S. 48. Nr. 34.

Verödung leben mußte; sie starb im Jahre 1592. Perez war zuerst nach mehrmonatlicher Haft wieder frei gegeben und nur in Madrid internirt worden, ja, er hatte einen Theil seiner Geschäfte wieder übernommen. Dies ermuthigte den kecken, prahlerischen Mann, einen ungeheuerlichen Luxus zu entfalten, welcher allgemeinen Unwillen erregte und den Verdacht großartiger Unterschlagungen erweckte — einen Verdacht, der nach Einleitung einer geheimen Untersuchung sich als nur allzu gerechtfertigt herausstellte.[1]) Im Januar 1585 wurde er demgemäß zur Einschließung in eine Festung auf königliches Belieben und Wiedererstattung einer beträchtlichen Geldsumme verurtheilt. Die Gerechtigkeit dieses Spruches scheint unzweifelhaft, wenn freilich auch damals die öffentliche Moral so tief stand, daß fast kein Staatsmann vor der schamlosesten Bestechlichkeit zurückscheute. Zwei Jahre saß Perez auf einer Festung, bis die Herausgabe scheinbar aller Papiere, die den König in der Angelegenheit Escobedos hätten kompromittiren können, ihm eine zweite Befreiung, mit abermaliger Internirung in Madrid, einbrachte. Aber dies war nur eine trügerische Gnadenfrist: der König, der nun Perez aller Rechtfertigungsmittel gegen ihn selbst beraubt wähnte, ließ ihn 1589 von neuem einkerkern, ihm wegen Ermordung Escobedos den Prozeß machen, ihn sogar der Tortur unterwerfen. So hoffte Philipp zugleich seine Rache zu nehmen und den einzigen Zeugen seiner eigenen Verschuldung an Escobedo aus dem Wege zu räumen. Es war weniger der Richter, als der König, der diesen Prozeß führte, ihn bald hemmte, bald wieder beschleunigte, wie es seinen Absichten gemäß schien.[2])

Indeß Perez erinnerte sich seiner Eigenschaft als Aragonier und beschloß, von der freien Rechtspflege seines Vaterlandes Nutzen zu ziehen. Er wußte mit Hülfe seiner edlen und heldenmüthigen Gemahlin, Doña Juana de Coello, die trotz aller seiner Untreue auf das aufopferndste für ihn thätig war, aus dem Kerker zu entkommen und eilte nach seiner Heimath, wo man längst gegen Philipp II. erbittert war und deßhalb den Flüchtling sehr sympathisch empfing. Er stellte sich unter den Schutz des Justicia Mayor, des Oberrichters. Philipp aber äußerte seinen Aerger über das Entkommen seiner Beute, indem er Perez' hochschwangere Gattin und dessen im zartesten Alter stehende Kinder in das Gefängniß warf; indem er ferner die Fenster der unglücklichen Fürstin Eboli derart mit Gittern eng verwahren ließ, daß man jene nicht mehr öffnen konnte. „Wir sind in der Dunkelheit, die Luft fehlt uns, wir ersticken," schrieb die Aermste. Ihre Dienerinnen starben eine nach der andern in dieser düstern Abgeschlossenheit. Ihr Kerkermeister selbst bat den König um eine Milderung der Lage der Fürstin: Philipp gab gar keine

---

1) Mignet, Antonio Perez et Philippe II. S. 77 ff. — Umständlicher, aber günstiger für Perez dargestellt in dem mit umfassendem Fleiße gearbeiteten und durch sein Material sehr lehrreichen, freilich oft recht unkritischen Werke von Pidal, Historia de las alteraciones de Aragon en el reinado de Felipe II. Th. I. (Madrid 1862.) 2) Lafuente XIV, 331.

Antwort. Vielleicht hätte er sich milder gezeigt, wenn die stolze Frau, die einst seine Werbungen verschmäht, seine Gnade angefleht hätte. Aber: „Ich um Gerechtigkeit betteln", schrieb sie ihrem Sohne, „das niemals". Vergebens jedoch suchte Philipp die Verurtheilung seines Gegners in Aragon zu erlangen. Perez fügte seiner Vertheidigung die Originalbefehle des Königs bei, in denen dieser den Mord Escobedos gebilligt und sogar angeordnet hatte, und die Antonio schlau zur rechten Zeit aus seinen Papieren hatte auswählen und in Sicherheit bringen lassen.[1]) Nun wurde er geradezu freigesprochen. Indem er das ganze Verfahren des Königs gegen Escobedo und gegen ihn selbst in parteiischer Beleuchtung der öffentlichen Beurtheilung überlieferte, indem er so seine Freisprechung erlangte, versetzte er durch diese doppelte Demüthigung Philipp in den höchsten Zorn. Aber alle Versuche des Königs, unter andern Anschuldigungen seine Verdammung durch die aragonischen Richter herbeizuführen, schlugen fehl. Da ließ Philipp ein Tribunal auf die Bühne treten, das von keinem weltlichen Richter abhängig und zugleich dem Könige durchaus unterthan war: die Inquisition.[2]) Durch erkaufte Zeugen stellte man künstlich eine Anklage auf Gotteslästerung gegen Perez zusammen. Der Justicia Mayor, Don Juan de la Nuza, überhaupt ein schwacher Charakter, wagte es nicht, sich dem furchtbaren Glaubensgerichte zu widersetzen, und lieferte ihm Perez aus. Derselbe schien nun verloren: indeß ein Theil des Adels und das Volk von Saragossa erblickte in diesen Ereignissen eine Verletzung seiner Gerechtsame, seiner theuern Fueros. Unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Helft der Freiheit! Tod den Verräthern!" mordete eine wüthende Menge, im Mai 1591, den Vertreter Philipps in Saragossa, den Marques von Almenara und befreite Perez aus den Kerkern der Inquisition. Allein nun erschraken die Häupter von Aragon und zumal der Justicia Mayor vor der Rache des Königs. Um ihr zu entgehen, erklärten sie, in diesem Falle die Fueros suspendiren zu wollen, und übergaben noch einmal Perez dem heiligen Offizium. Abermals und endgültig entriß ihn ein Aufstand seiner Freunde dem sichern Untergang: er entfloh nach Frankreich.

Philipp empfing diese Nachricht mit gemischten Gefühlen. Wenn das Entkommen des gehaßten und gefürchteten Perez, längst seines persönlichen Gegners, ihn mit Grimm und dem festen Vorsatze blutiger Rache an den Schuldigen erfüllte; so war er andrerseits froh, die schon immer von den kastilischen Herrschern ersehnte Gelegenheit zur Unterdrückung der freiheitstolzen Aragonier gefunden zu haben. War doch gerade Philipp II. bereits wiederholt mit denselben über Auslegung ihrer Fueros in heftige Streitigkeiten gerathen, die zum Theil militärische Exekutionen zur Folge gehabt hatten. Die 200,000 Dukaten, welche die Aragonier alle drei Jahre ihm zu bewilligen pflegten, schienen ihm viel zu geringfügig. Jetzt war der Augenblick gekommen, diesem

1) Diese höchst interessanten Aktenstücke sind von Pidal in seinem öfters erwähnten Werke als Anhang veröffentlicht worden. 2) Auch hierüber die Originalakten bei Pidal.

freiheitlichen Unwesen ein Ende zu bereiten. Während er nach seiner gewohnten Weise noch den Aragoniern die freundlichste Miene zeigte und sich ihren Deputirten gegenüber als durch ihre Entschuldigungen und Ergebenheitsbetheuerungen völlig zufriedengestellt erklärte, sandte er gegen das Ländchen ein Heer von zehntausend Mann mit zahlreicher Artillerie, unter Don Alonso de Vargas, einem tapfern rauhen Soldaten, der von der Pike auf gedient hatte. Ferdinand von Toledo, der jüngere Sohn Albas, hatte dieses Kommando zu erhalten gehofft, das er durch glänzende Thaten unter dem Befehl seines Vaters verdient zu haben glaubte. Aber Philipp wollte in Aragon einen Vertreter, der nicht mit dem Adel des Landes verschwägert und in allem nur von ihm, dem Könige, ausschließlich abhängig sei. Wenig achtete er es, daß dem Ferdinand über diese Zurücksetzung das Herz brach, so daß er bald darauf starb.[1])

Wirklich hatte man sich in Aragon, diesem kleinen Reiche, zuerst zum Kampfe für die Fueros entschlossen. Der Justicia Mayor, wider seinen Willen durch sein Amt dazu gezwungen, hatte sich an die Spitze eines Volksheeres gestellt. Aber man war des Krieges ungewohnt; man fürchtete die unendlich überlegene Macht Kastiliens; schließlich blieb Saragossa allein. Da gab Don Juan de la Nuza jeden Widerstand auf, und ohne Schwertstreich rückten die königlichen Truppen in die Landeshauptstadt ein. Besser wäre es da freilich gewesen, man hätte auch den Schein eines Kampfes vermieden, denn jener schwächliche Versuch eines Widerstandes gegen sein Heer gab Philipp den ersehnten Vorwand, gegen die Freiheiten und Häupter Aragons zu wüthen. Der höchste Magistrat, der Justicia Mayor, dessen einziges Vergehen seine allzugroße Schwäche war, wurde zuerst enthauptet; ihm folgte eine große Menge der angesehensten Edelleute in den Tod. Neunundsiebzig Männer aus den niedern Klassen wurden nachher an einem Tage gar verbrannt. Das war die königliche Rache Philipps II., der sich dann selbst in einem öffentlichen Aktenstücke das Lob großer Barmherzigkeit und Milde gegen das schuldige Land zudiktirte. Der grauenhafte Anblick der auf den Thoren von Saragossa aufgepflanzten Köpfe der unglücklichen Vertheidiger gesetzlicher Freiheit strafte ihn Lügen! Eine Amnestie, die er bald darauf ertheilte, war der Art, daß man in Saragossa sagte: der Ausnahmen seien mehr als der Verbrecher überhaupt![2])

Zitternd und unterwürfig lag Aragon zu den Füßen Philipps. Er benutzte seinen Sieg, um durch die schleunigst einberufenen Cortes des Landes einige der wichtigsten Freiheiten desselben beseitigen zu lassen. Der König sollte fürder nicht mehr gehalten sein, den Cortes persönlich anzuwohnen; der Vizekönig konnte ein Fremder, mußte nicht, wie bisher, ein Landeseingeborener sein; die Bedingung der Stimmeneinheit bei neuen Gesetzen ward aufgehoben,

1) Relaz. di Tom. Contarini; Alberi I. V, 406 f. 2) Que era mayor el número de los esceptuados que el de los delincuentes; Lafuente XIV, 384.

dem Könige ein großer Einfluß auf die Zusammensetzung der Cortes eingeräumt; der Justicia Mayor und seine Beisitzer werden vom König ernannt und, was wichtiger, sind absetzbar durch ihn; eine Zitadelle ward bei Saragossa erbaut und mit kastilischen Soldaten besetzt. Was half es, daß theoretisch der Grund der Privilegien unangerührt, zumal das Steuerbewilligungsrecht in seiner vollen Ausdehnung bestehen blieb? Thatsächlich war es mit der Unabhängigkeit Aragons zu Ende. Die schwere Hand des kastilischen Königs hatte es zum Gehorsam, zur Unterwürfigkeit gezwungen, und kein Aragonier konnte mehr daran denken, gegen die Willkür und den Haß des Monarchen an seine eigenen freien Richter zu appelliren.

So vieles Unheil, so tiefgreifende Aenderungen, den Untergang so vieler Menschen hatte, durch wunderbare Verknüpfung der Umstände, die dreizehn Jahre früher an Escobedo verübte Mordthat zur Folge!

Der wahre Schuldige, der nun zum Gegenstande allgemeiner europäischer Sympathie geworden war, hatte sich geschickt und glücklich in Sicherheit gebracht, lebte bald in England, bald, und zwar zumeist, in Frankreich. Er begnügte sich aber nicht damit, sich Jahrgelder von den Monarchen und Vornehmen dieser Länder zu erwirken und im Jahre 1594 zu seiner Rechtfertigung seine „Relaciones" zu veröffentlichen, welche Philipp II. der Art erzürnten, daß derselbe wiederholt Meuchelmörder gegen ihn aussandte. Perez spielte auch die wenig beneidenswerthe Rolle eines Rathgebers aller Feinde Spaniens, die er unaufhörlich gegen seine Heimath aufhetzte, mit seiner genauen Kenntniß spanischer Zustände und durch Spionage vermittelst seiner alten Verbindungen auf der Halbinsel unterstützte, indem er sie zugleich auf das unverschämteste anbettelte. Er machte sich schließlich in Frankreich und England — denn er hielt es zugleich mit beiden — ebenso verhaßt und verdächtig, wie er in Madrid gewesen; zumal er bald versuchte, seine Wohlthäter an den Nachfolger Philipp des Zweiten zu verrathen, um von demselben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien zu erhalten, wo er von neuem Macht zu erlangen hoffte. „Ich habe niemals," urtheilt der französische Minister Villeroy von ihm,[1]) „so viel Eitelkeit und Unverstand, verbunden mit Anmaßung gesehen, wie in Antonio Perez während der Zeit, die er bei uns zugebracht hat." Von seinen Gönnern verlassen, in Armuth, Elend, unnützen Schmeicheleien nach allen Seiten verlebte dieser Mann, der einst maßgebender Minister des mächtigsten Herrschers gewesen war, der dann ein ganzes Volk zu seiner Vertheidigung mit fortgerissen hatte, seine letzten Jahre. Er starb 1611, zweiundsiebzigjährig — ein geistreicher, gewandter, energischer und beredter, aber zugleich auch gewissenloser, ausschweifender, ungetreuer Mann. —

Wie in Perez' und allen ähnlichen Fällen die Inquisition, so sollte

---

1) In einem Briefe an den Gesandten in London, Beaumont; Raumer, Briefe aus Paris. I, 94 f.

überhaupt die ganze Kirche dem Ehrgeiz und der Politik des spanischen Königs dienen.

Vergebens hatte des eifervollen heiligen Pius schwächlicher Nachfolger Gregor XIII. sich auf das geflissentlichste bemüht, das Wohlgefallen des mächtigen Beherrschers von Spanien zu verdienen; auch er vermochte Philipps Ansprüchen noch nicht Genüge zu thun. Es ist gewiß eigenthümlich, daß ein Monarch, der sich und den alle Welt als Säule des Glaubens und als Pfeiler für den ganzen Organismus der römischen Hierarchie betrachtete, mit dem Papstthume, auf dessen Bündniß er in so vielen Beziehungen angewiesen war, immer wieder in Streit gerieth. Die Erklärung für diese auffallende und doch sich regelmäßig bei jedem neuen Pontifex wiederholende Thatsache liegt in dem doppelten Umstande, daß einmal der spanische Monarch die Geistlichen seiner Länder völlig als seine Unterthanen angesehen haben wollte, dem römischen Stuhle nur in Betreff der Lehre, nicht aber der Disziplin und der Gerichtsbarkeit unterworfen, daß er also mit allen Mitteln die Herstellung und Bewahrung eines nationalen und royalistischen Klerus anstrebte; — und daß er andrerseits aus der Kirche lediglich ein gewichtiges Rad in der umfassenden Maschinerie seiner Weltpolitik zu machen beabsichtigte. Der heilige Stuhl sollte überall die spanischen Pläne mit seinen geistlichen Waffen verfechten, und ferner sollte er den spanischen Klerus zu Gunsten des Königthums ausplündern helfen. Zeigte sich der Papst in einer dieser Beziehungen ungefügig; wollte er die Loslösung der spanischen Geistlichkeit von der weltlichen Gewalt und damit deren Unterordnung unter seine eigene Macht anstreben; wollte er frei von den spanischen Sonderinteressen seine ihm zukommende Rolle als gemeinsamer Vater aller Gläubigen durchführen; wollte er dem Könige nicht mehr kirchliches Vermögen zu weltlichen Zwecken bewilligen: dann war es sofort mit der scheinbaren Unterwürfigkeit Philipps unter den heiligen Stuhl vorbei, dann hatte er für denselben nur noch harte Worte, rauhe Anklagen. Die spanischen Staatsmänner und der König selbst bezeichneten bei solchen Gelegenheiten ungescheut den Papst als „vernunftlos“, „verhärtet“, „voll schädlicher Rathschläge“, „mit dem schlechtesten Herzen von der Welt“, „ohne Verständniß für die Staatsangelegenheiten“, „ohne Eifer für die Rettung der Seelen“, „unzuverlässig“, „verderblich“, „Ursache des Aergernisses“. Man beschuldigte ihn, „jahrelang nicht gebeichtet zu haben“, „der Kirche in ihrer größten Gefahr zu vergessen“.[1]) In dem Bewußtsein, daß durch ihn allein die überkommene Religion unter schweren Gefahren erhalten worden sei und beständig erhalten werde, identifizirte Philipp II. die Interessen des Glaubens ohne weiteres mit den Interessen Spaniens und verlangte mit Nachdruck, ja Schärfe, daß, wie Spanien der Kirche und dem Papstthume, so diese letztern unbedingt Spanien dienten.

---

1) Döllinger, Beiträge. I, 503. 629. — Hübner, Sixte-Quint. III, 232. 244. 259. 356. 399. 452. 517. — Noch zahllose ähnliche Stellen ließen sich anführen.

Alle eifrigen Katholiken, auch außerhalb der Pyrenäenhalbinsel, waren geneigt, diese Ansprüche Philipps in vollem Umfange anzuerkennen. Man höre das Glaubensbekenntniß Heinrichs von Guise, des „Balafré“: „Ich halte Se. katholische Majestät für den gemeinsamen Vater sowohl aller Katholiken in der Christenheit, als auch den meinen im besondern.“ — „Was Se. Majestät thut, geschieht für den Dienst Gottes und zum allgemeinen Besten der Christenheit und des katholischen Glaubens,“ das war der allgemeine Grundsatz der spanischen Diplomatie. Um so ungescheuter verwarf Philipp nach Belieben, ja nach Laune die Konstitutionen und disziplinarischen Maßregeln der Kurie.[1]) Dem Könige wurde damit, so weit die Kirche des spanischen Reiches in Betracht kam, eine förmliche Mitregierung neben dem heiligen Vater eingeräumt, oder vielmehr er ordnete sich dem letztern über, da er seinerseits oft ganz selbständig Disziplinarverordnungen über die spanische Geistlichkeit traf.

Niemals und nirgends war das regalistische Verfahren mit größerer Schärfe befolgt worden, als in dem Spanien Philipps II. Den geistlichen Richtern wurde durchaus verboten, in der Instruktion einer Rechtssache fortzufahren, die von einer der Parteien für weltlich erklärt worden sei; er mußte dann die Entscheidung des weltlichen Gerichtshofes abwarten, und gemäß dieser wurde die Kompetenz regulirt. Bestimmter konnte die Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Gerichtsbarkeit gar nicht ausgesprochen werden. Vergebens waren alle Klagen und Forderungen der Kurie. Als im Jahre 1582 der Nuntius sich gegen die Anordnungen des Rathes von Kastilien in einer Streitsache zwischen dem Bischofe und dem Kapitel von Calahorra auflehnte und jenen eigenmächtig absetzte, beschied Philipp den Gesandten Roms zu sich und sagte ihm: die Bewahrung des öffentlichen Friedens und des königlichen Ansehens beruhten auf dem Rathe von Kastilien, und ohne diesen könne er selbst nicht regieren; da nun der Nuntius gegen alles dies verstoßen habe, sich nicht in das füge, was recht sei, nämlich mit allgemeiner Unterstützung die wahren Pflichten seines Amtes auszuüben, sondern mit seinem Widerstande den König und dessen Gerichtshöfe verächtlich mache, so möge er in Gottes Namen weggehen. Noch an demselben Tage geleitete Don Diego de Cordova den verblüfften Nuntius von Madrid fort, während ihm Dienerschaft und Gepäck nachgesandt wurden. Er mußte das Reich verlassen. Und der Papst — unterwarf sich demüthig.[2]) Ja, als Philipp gegen die Ketzerkönigin Elisabeth eine Flotte zu rüsten versprach, ertheilte ihm Gregor XIII. sehr ausgedehnte Fakultäten zur Beilegung von Streitigkeiten der kirchlichen Behörden in Spanien und verminderte dadurch beträchtlich die Bedeutung der Nuntien in diesem Lande zu Gunsten des Königthums.

Auch mit dem herrschsüchtigen, jähzornigen Sixtus V. blieb das Ver-

1) Mein Philipp II. und das Papstthum; Hist. Zeitschr. N. F. Bd. III. 427 ff.
2) Aktenmäßige Darstellung dieser Vorgänge bei Cabrera, Felipe II. lib. 13. cap. 12.

hältniß ziemlich gut bis zu dem Scheitern der Unbesiegbaren Armada, zu deren Ausrüstung der Papst bedeutend beigetragen hatte. Daß dies nun so ganz fruchtlos geblieben, ärgerte den geldgierigen Sixtus gar sehr, und da sich das Ansehen Spaniens bedeutend vermindert hatte, machte er seinem Grimme in heftigen Worten gegen den König Luft. Mit Genugthuung sah er, daß dessen Rival Heinrich IV. sich immer mehr dem Katholizismus zuneigte. Denn gelang es, Frankreich, diese einzige Macht, die Spanien noch die Wage hielt, mit Hülfe der Liga der Madrider Regierung unterthänig zu machen, so war der Papst zu der letztern gehorsamem Kaplan erniedrigt. Sixtus zeigte sich deßhalb dem ketzerischen „Prinzen von Bearn" geneigter, als man es hätte annehmen sollen. Philipp aber und seine Gesandten stürmten auf den heil. Vater so lange mit Vorwürfen, Drohungen, Schmähungen, ja offenbarem Zwange ein, bis selbst dieser Sixtus V. nachzugeben und, obwohl sehr widerwillig, ein Bündniß mit Spanien gegen den „Bearner" abzuschließen sich genöthigt sah.

Bei der Wahl eines Nachfolgers auf dem heil. Stuhle that Philipp den unerhörten Schritt, den Kardinälen ganz offen diejenigen zu nennen, unter denen allein er einen Papst annehmen würde. Dieser Monarch, der sich als den getreuesten Sohn und Diener der Kirche und des Stuhles Petri zu bezeichnen pflegte, trug also kein Bedenken, dem heiligen Geist in die Arme zu fallen und der Kirche den Nachfolger des Apostelfürsten diktatorisch bestimmen zu wollen! Und wirklich siegte er vollständig. Hätte Gregor XIV. — so nannte sich der Erkorene Spaniens — länger gelebt und geherrscht, er würde wahrscheinlich den Sieg der Liga in Frankreich und damit den Triumph der spanischen Partei im Abendlande herbeigeführt haben. Da war es aber das größte Unglück für Spanien, daß dieser wie zwei andere durchaus kastilisch gesinnte Päpste nach sehr kurzem Pontifikate starben. Durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände erwiesen sich Philipps Kandidaten einer nach dem andern lebensunfähig. Oder vielmehr es war diese Erscheinung nicht so ganz zufällig, da der spanische Hof bei der Auswahl seiner zukünftigen Päpste meist hochbetagte, in ihrer Kraft schon gebrochene Greise berücksichtigte, von denen man weder Selbständigkeit den Forderungen des katholischen Königs gegenüber, noch Neigung zu Neuerungen in politischer und kirchlicher Beziehung erwarten durfte. War doch jede Neuerung in Madrid von vorn herein verpönt! — Im heil. Kollegium dagegen beschloß man nach den wiederholten Erfahrungen, unter den für die Kirche so überaus schwierigen Umständen vor allem einen körperlich und geistig rüstigen Mann zu wählen, der die höchste Gewalt länger bewahren und thatkräftiger ausüben könne, als seine letzten Vorgänger. Der spanische Kandidat war ohnedies wegen seiner Strenge verhaßt, und so wählte man einen Bewerber von mehr neutraler Stellung, Hippolyt Aldobrandini, der sich Klemens VIII. nannte.

Je aussichtsloser sich dann die spanisch-ligistische Sache in Frankreich gestaltete, um so schärfer trat in Rom die Reaktion gegen den ungebührlichen,

anmaßenden Einfluß hervor, den sich dort Philipp II. seit dem Tode Sixtus V. beigelegt hatte. Die Kardinäle wollten sich in alle Zukunft nicht mehr ihre Wahl von dem spanischen Herrscher vorschreiben lassen. Auf ihr Betreiben trat eine Kommission von Theologen zusammen, die, sich stützend auf eine sehr scharfe Bulle Pauls IV. und eine andere Pius' IV., das Verfahren Philipps bei den Papstwahlen geradezu als ipso facto der Exkommunikation verfallen bezeichnete. Philipp II. exkommunizirt! Seitdem war es mit der unbedingten Herrschaft Spaniens in Rom vorbei. Hier wie überall brach diesem Könige gegen Ende seiner Regierung der allzu scharf gespannte Bogen!

Noch verdrießlicher als die Erklärung der Theologen war ihm die Absolution, die trotz der eifrigsten Gegenvorstellungen der Spanier Klemens VIII., wie wir schon wissen, Heinrich IV. zu einer Zeit zu Theil werden ließ, wo dieser mit Spanien noch in offenem Streite sich befand. Philipp fühlte es wohl: nach so vielem andern war auch die Herrschaft über den römischen Hof ihm entgangen! Der Papst glaubte, durch die Absolution Heinrichs IV. den katholischen König unwiederbringlich beleidigt zu haben. Deßhalb trauerte man in Rom über der Franzosen Niederlagen und freute sich ihrer Siege. Mit wahrer Aengstlichkeit sehnte Klemens den Tod Philipps II. herbei; denn seinen Nachfolger hielt man für unbedeutend, dabei mild und versöhnlich von Gesinnung. Inzwischen war man auf beiden Seiten froh, Abneigung und Furcht unter höflichen Phrasen und heuchlerischen Vertrauensbezeugungen verbergen zu können. Aber der Gegensatz war ein tiefgehender und blieb weit über das Leben der damaligen Persönlichkeiten hinaus herrschend. In der That war der spanische König in weltlich- und kirchlich-politischer Beziehung dem Papstthum gegenüber einigermaßen in die Stellung der Kaiser des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gerückt: und wie diese auf die Länge regelmäßig, oft wider ihre ursprüngliche Absicht, mit dem Papste zerfallen mußten, weil die Konsequenzen der beiderseitigen Ansprüche schließlich auf gemeinsamem Gebiete unversöhnlich auf einander trafen, so verhielt es sich nun auch mit dem katholischen Könige. Weder dessen erdrückendes Uebergewicht an Landbesitz in Italien, noch seine Ansprüche auf Einwirkung auf die heimische und die allgemeine Kirche konnte der Papst dulden. Wenn der Streit zwischen den Päpsten des sechszehnten Jahrhunderts und den spanischen Monarchen nicht zu der Schärfe gediehen ist, wie einst zwischen den Vorgängern jener und den deutschen Kaisern, so liegt das nur an dem Umstande, daß jetzt beide Gewalten zusammen gehalten wurden durch einen gemeinsamen, unmittelbaren, höchst gefährlichen Gegner, den Protestantismus! Drei Dezennien später, im dreißigjährigen Kriege, sollte es für den Katholizismus verhängnißvoll werden, daß sein geistlicher Vertreter, der Papst, wesentlich auf einer andern Seite stand, als seine grundsätzlichen weltlichen Vertreter, die Habsburger.

Schließlich hatte also, wie Philipps weltliche, so auch seine Kirchenpolitik in dem, was für ihn und Spanien die Hauptsache war, Schiffbruch gelitten.

Während man die Kurie hatte beherrschen, mit ihrer Hülfe Frankreich dem spanischen Einflusse dauernd hatte unterwerfen wollen — war jetzt von beidem das gerade Gegentheil eingetreten! —

Die Schuld an dieser vordringenden, rings angreifenden, alle Kräfte übermäßig anspannenden Politik, die nur dazu diente, Spanien überall verhaßt zu machen, halb Europa wider dasselbe zu vereinen und seine eigenen Säfte auszusaugen: die Schuld lag zum großen Theile an den Rathgebern, die nach dem Sturze der Eboli'schen Partei und zumal des Antonio Perez den vorwiegenden Einfluß auf Philipp II. ausübten. Der Kardinal Granvella, der fast achtzigjährige Greis, war bis zu seinem Tode im Jahre 1586 das treibende Element in diesem ganzen Systeme. Er hat den zögernden Philipp II. zum Theil gegen dessen Willen mit sich fortgerissen. Granvella, durch seinen langen müßigen Aufenthalt in Rom dem praktischen politischen Leben und zumal den Zuständen des kastilischen Reiches entfremdet, äußerst katholisch und spanisch zugleich gesinnt, durch das Alter nur eigensinnig und hartnäckig gemacht, strebte ganz offen die Universalmonarchie für Spanien an. Er wollte einen Vertilgungskrieg in Flandern, unverhüllten Kampf gegen Heinrich III. von Frankreich.[1]) Stets mit seinem Herrn in Zwiespalt, stets voll Klagen über dessen Langsamkeit und Mangel an Vertrauen, als Burgunder, wie jeder Fremde, von den Kastiliern auf das heftigste angefeindet, war der Kardinal doch der hauptsächlichste Rathgeber des Königs, zumal in sämmtlichen wichtigern, schwierigen und verwickelten Angelegenheiten der äußern Politik.

Neben Granvella kam allmählich der Biscayer Don Juan Idiaquez auf, der, früher Gesandter in Venedig, das sehr arbeitsvolle und anstrengende Amt eines Sekretärs des Staatsrathes verwaltete, an Stelle des Antonio Perez. Seine schwache Gesundheit machte ihm die aufreibende Thätigkeit doppelt schwer, und dabei ließ sein bescheidenes und zurückhaltendes Wesen ihn zunächst in den Geschäften wenig Einfluß gewinnen. Aber gerade diese Eigenschaft machte ihn dem, seiner Herrscherwürde so bewußten König werth; und seine genaue Kenntniß der Geschäfte sowie des Zustandes von Europa, verbunden mit seiner steten Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen, erhob ihn — nach Granvellas Tode — bald zu Philipps hauptsächlichem Rathgeber.[2]) Nun muß man doch sagen, daß dieser schwächliche, höfliche, bescheidene Mann nicht der Politik Philipps II. die Richtung vorgeschrieben hat, wie früher der Kardinal Granvella. Aber der König hatte schließlich an des letztern Denkweise Gefallen gefunden, und je mehr die Schwierigkeiten

1) Relaz. di Matteo Zane. S. 357 f.: Il cardinal (Granvella) vorrebbe che il re non pur avesse per fine il conservare il suo, ma conseguir la monarchia universale, se fosse possibile, e che rompesse affatto con Francia, 2c. — Vgl. Relaz. di Gianfrancesco Morosini (1581) S. 325 f. 2) Außer den schon angeführten Relazionen sehe man die des Tom. Contarini, S. 420, und des freilich weniger zuverlässigen Franc. Vendramin (1595), S. 460.

wuchsen, desto grimmiger stellte sich ihnen Philipp mit der zähen Beharrlichkeit seiner sechzig Jahre gegenüber. Der Geist Granvellas lenkte in dem Dezennium nach dessen Tode das spanische Reich — freilich nicht zu dessen und Europas Vortheil! Idiaquez aber hat, obwohl an Gesinnung ähnlich, nicht die Rolle eines Ruy Gomez gespielt, der die Unduldsamkeit und argwöhnische Herrschsucht Philipps zu mildern, die einschneidenden und hochfahrenden Rathschläge eines Alba abzuwehren verstanden hatte.

Mit der dauernden Beschäftigung, die dem Könige die portugiesischen Angelegenheiten gaben, trat ihm ein Portugiese näher, Christoval de Moura, der sein Gesandter in Lissabon wurde und in dieser Stellung ihm vor und unmittelbar nach der Erledigung des dortigen Thrones im Jahre 1580 als Rathgeber und Agent für Portugal diente. Die bedeutenden Verdienste, die er sich da um die Verwirklichung von Philipps Plänen, um Einführung und Befestigung der spanischen Herrschaft erwarb, machten ihn dem Könige lieb. Man erzählt, daß, als dem letztern die Schlüssel Lissabons überreicht wurden, Philipp in diesem feierlichen Augenblick zu Moura sagte: „Nehmt Ihr sie, denn Euch habe ich sie zu verdanken.“[1]) Vielleicht zugleich eine Bosheit gegen Alba! Bald verwandte der König den klugen Mann als vorzüglichen Rathgeber in portugiesischen und italienischen Dingen. Seine Treue und sein Eifer ließen ihn immer mehr das Vertrauen seines Herrn gewinnen, so daß er nicht nur außer vielen andern Aemtern und Einkünften die ehrenvolle Stellung eines ersten Kämmeres des Prinzen Philipp erhielt, sondern auch allmählich selbst mehr als Idiaquez der persönliche Freund und Berather des Königs wurde. Rauh und schneidend gegen alle andern Menschen, war doch auch er ängstlich besorgt, dem Herrscher nicht als unbequemer Mahner, als selbstbewußter Staatslenker, sondern nur als ergebener Diener zu erscheinen.

Persönlich stand dann dem Könige noch der Graf von Chinchon nahe, der hauptsächlich dessen großartige Bauten leitete.

Aus diesen drei Männern bildete Philipp im Jahre 1587 die „Junta“ — das Kabinet, würden wir heute sagen — zur höchsten Leitung der Regierungsgeschäfte. Später wurde die Junta durch den Marques von Velada, den Erzherzog-Kardinal Albert, sowie den Infanten Philipp vergrößert, welcher letztere dann den nominellen Vorsitz führte. Am 26. September 1593 gab ihr der König eine förmliche Geschäftsordnung. Im Grunde behielt er alles und jedes seiner eigenen Entscheidung vor; nicht nur die Beschlüsse der Junta, sondern sogar die Minderheitsvoten mußten, sobald nur ein einziges Mitglied es verlangte, dem Könige vorgelegt werden. Täglich fanden, Nachmittags, ihre Sitzungen Statt: nur kirchliche, Ordens- und ritterliche Personalangelegenheiten waren ihrer Berathung entzogen.[2])

Es ist klar, daß, nach dem Tode Granvellas, alle diese Minister nur intelligente und gewandte Bureauchefs, Commis etwas höherer Art waren, daß

1) Lafuente, Hist. gen. de Esp. XIV, 140. 2) Cabrera III, 217 f. IV, 65 ff.

sie keinen leitenden Einfluß auf die Politik übten, oder doch nur so, daß sie eben den König nicht in milderndem und versöhnlichem Sinne beriethen. Nach dem Hinscheiden des Kardinals, seit der Errichtung des eben geschilderten dritten Ministeriums seiner Regierungszeit war König Philipp Alleinherrscher in vollem Sinne des Wortes, allerdings noch unter dem unbewußten posthumen Einflusse jenes Staatsmannes. Der Monarch hatte sich jetzt ganz von der Oeffentlichkeit zurückgezogen und erschien nie mehr unter seinem Volke, sondern lebte stets abgeschlossen in seinen Gemächern. Selbst wenn er, und zwar regelmäßig, des Morgens die Messe besuchte, stand er unter dem Chor in einem Verschlage, wo ihn niemand sah.[1]) In seinem Schreibgemache saß er Tag und Nacht, gebückt über die zahllosen Depeschen und Berichte, die alle ihm persönlich unterbreitet werden mußten, unermüdlich mit der Feder in der Hand, bei jedem Absatze des einzelnen Schriftstückes nicht nur seine Ansicht und Willensmeinung, sondern auch grammatikalische, geographische, historische Bemerkungen notirend.[2]) Doch faßte er auch seinerseits keinen Entschluß, ohne seine Rathgeber zuvor gehört zu haben, ebenso wie er diesen die selbständige Erledigung nicht der kleinsten Angelegenheit gestattete. Diese umständliche Geschäftsführung machte die Verzweiflung der fremden Gesandten aus, da sie nie wußten, woran sie hielten. Der König antwortete ihnen in ihren Audienzen nur mit unbestimmten Worten,[3]) und die Minister erwiderten ebenso: Tendremos cuidado, estamos en ello, procuraremos de hazerlo, de muy buena gana.[4]) So verzögerte sich jeder Entschluß nach wie vor ins Unendliche, was mit dem kecken, angriffsweisen Allgemeincharakter der spanischen Politik auf das eigenthümlichste kontrastirte. Es ist klar, daß die ungünstigen Folgen, die ein solches Verfahren schon früher während des konservativen Auftretens Spaniens gehabt hatte, nun um so stärker sich geltend machten, wo die kühnen überstürzenden Pläne der Regierung ein schnelles, entschlossenes Handeln nöthig gemacht hätten. Alle einsichtigen Politiker waren in der That einstimmig in der Hervorhebung der sehr großen Nachtheile, welche diese Verwaltungsweise mit sich führte. Gerade das wichtigste wurde am längsten aufgeschoben, von der Fülle leichter zu erledigender Details erdrückt. Und doch gönnte sich Philipp in seinem Alter kein Vergnügen, keine Erholung; seine einzige Zerstreuung war die Beaufsichtigung seiner Bauten. Denn im einzelnen mit den zunehmenden Jahren überaus sparsam, gegen seine Diener sogar geizig, gab er doch fortwährend unermeßliche Summen aus, wie für seine phantastischen politischen, so auch für seine ungeheuerlichen architektonischen Entwürfe, die ihm seiner Majestät angemessen schienen. Auf das Lustschloß von Aranjuez verwandte er dreimalhunderttausend Goldthaler, gleich $8\frac{1}{2}$ Millionen Mark nach heutigem Geldwerthe, auf einmal, während

1) Diario di Cam. Borghese (1594); Morel-Fatio 189. 2) Amüsante Beispiele bei Motley, Hist. of the Unit. Netherl. II, 459 ff.; nur sucht Motley in diesen Nebendingen fälschlich das Wesen von Philipps Thätigkeit. 3) Vgl. u. a. die Rel. di Lorenzo Priuli; Alberi I. V, 257. 4) Camillo Borghese 192.

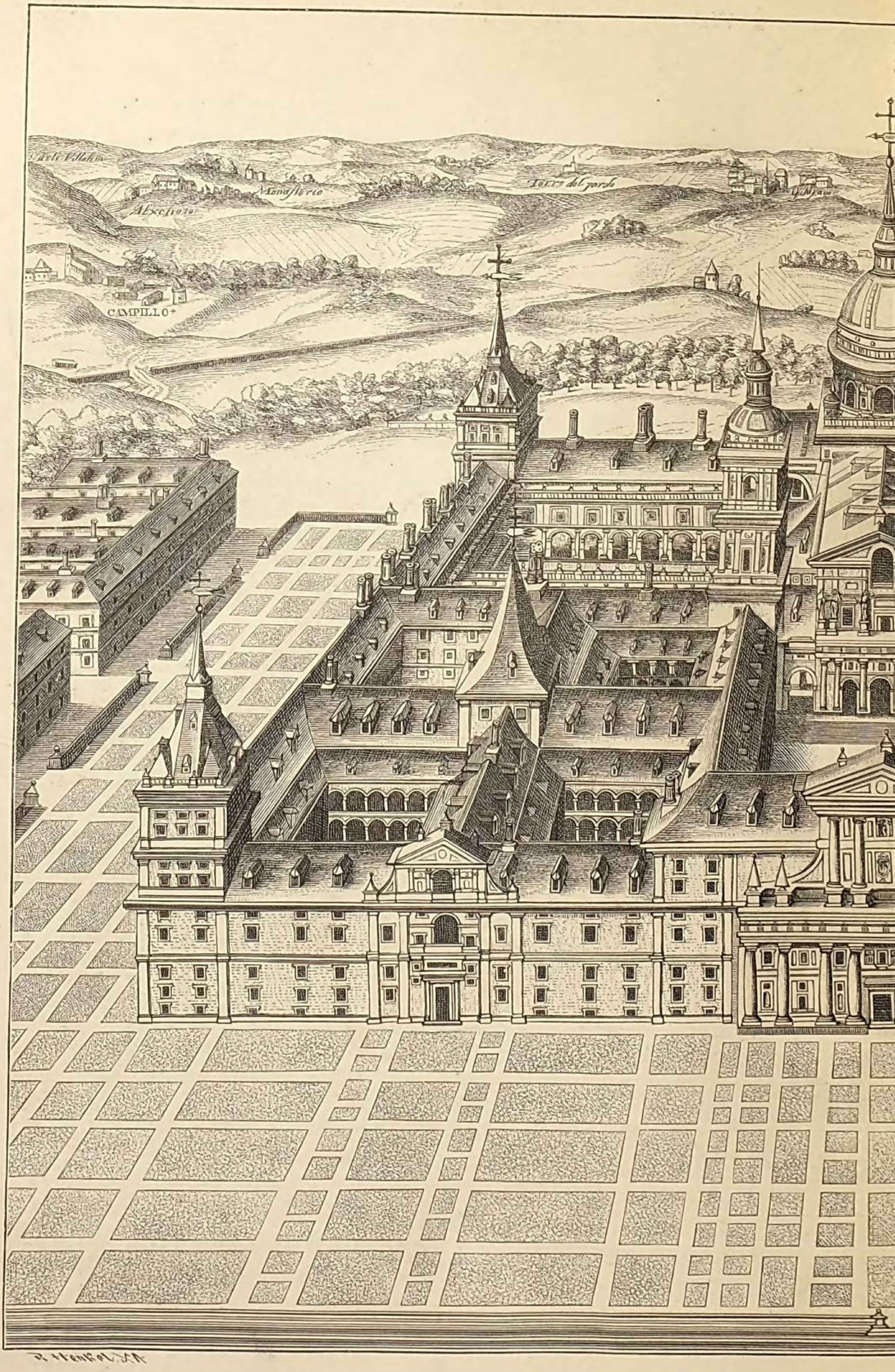
es in den Gemächern seiner meisten Paläste ganz ärmlich und unfürstlich aussah.[1]) Besonders aber wurde er nicht müde, dem Mönchsschlosse des Escurial immer neue Riesengebäude hinzuzufügen.

Man sagte wohl, was sein Vater durch den Degen erworben, habe er durch die Feder bewahrt. In der That, so schwächlich im Grunde seine Konstitution war, so sehr er namentlich seit seinem fünfzigsten Jahre an der Gicht, an katarrhalischen Beschwerden und Fiebern litt, setzte er doch ununterbrochen seine übermenschliche Arbeit fort, selbst auf seinen Reisen zwischen Madrid, dem Escurial, Aranjuez. Und ebenso bewahrte er sich das treffliche Gedächtniß, das ihn keinen vergessen ließ, mit dem er während zehn Jahre einmal gesprochen hatte.[2]) Auf diese Gaben vertrauend, wurde er immer schweigsamer, immer verschlossener; das Geheimniß aller Staatsgeschäfte mußte auf das strengste gewahrt bleiben, selbst wo die Veröffentlichung von gar keinem Nachtheil gewesen wäre. Am wenigsten konnte man etwas aus seinen Reden entnehmen; sie waren stets höflich und von kühler Freundlichkeit, so daß seine wahre Meinung undurchdringlich blieb: „Vater der Heuchelei" nennt ihn einer der fremden Gesandten. Und ebenso undurchdringlich waren sein Gesichtsausdruck, seine Gesten. Wie so viele Despoten, die sich außerhalb der Menschheit stellen wollen, wie ein Jahrhundert später Ludwig XIV. von Frankreich, hielt er es für angemessen der Gottähnlichkeit des Königthums, unentwegt und unverändert bei günstigen und unglücklichen Ereignissen, stets als derselbe zu beharren.

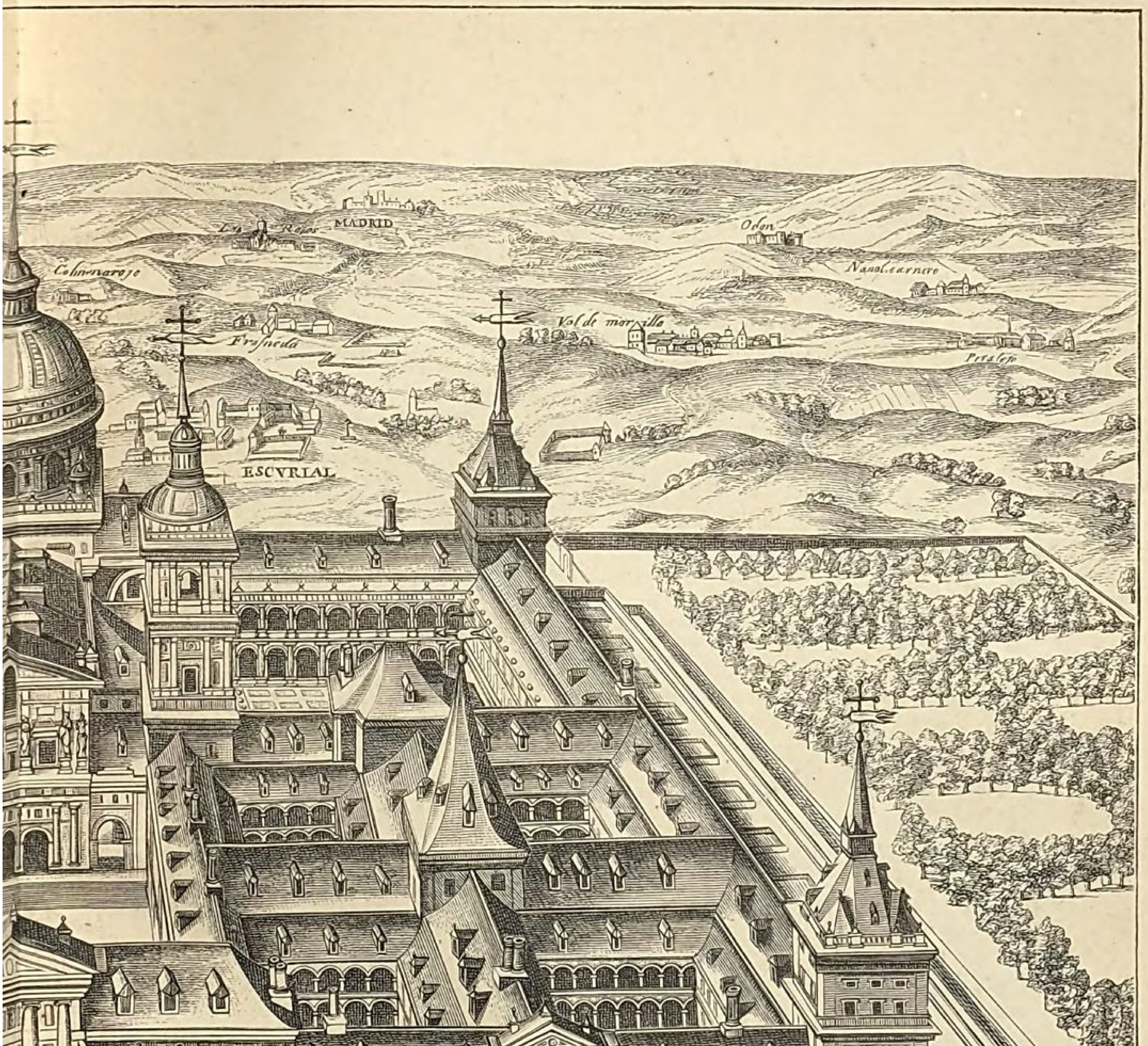
Je älter er wurde, um so ungünstiger wurde das Urtheil der Menschen über ihn; die schlimmen Folgen seiner herzlosen, hinterlistigen, anmaßenden Politik traten allzu deutlich hervor. Freilich, daß er ein unbedeutender, schwächlicher Fürst sei, der von andern sich leiten lasse, wagte niemand mehr in den Tagen eines Idiaquez und Moura zu behaupten. Aber was seine Intelligenz in der öffentlichen Meinung gewonnen hatte, das hatte sein Charakter verloren. Man fand, daß seine Religiosität in Staatsinteresse, seine Gerechtigkeit in grausame Strenge, seine Sparsamkeit in Geiz, seine Friedensliebe in Streben nach Alleinherrschaft ausgeartet sei.

In Aragon, in Italien, in Portugal war der König furchtbar verhaßt. Bei dem verunglückten Angriffe, den 1589 Dom Antonio und die Engländer auf das letztgenannte dieser Länder unternahmen, hatten die Einwohner das größte Uebelwollen gezeigt. Zumal die Mönche hatten ihre Sympathien mit dem Prätendenten so unzweifelhaft an den Tag gelegt, daß zahllose von ihnen nach dem Abzuge der Engländer gefangen genommen und bestraft wurden.[3]) Und als der Prior von Crato gestorben war, tröstete sich das portugiesische Volk mit der Hoffnung, daß der jugendliche Held Dom Sebastian nicht gefallen, daß er bei Alcassar nur von den Mauren gefangen ge-

1) Rel. di Matt. Zane 362; di Tom. Contarini 422. 2) Das findet noch in seinem neunundsechzigsten Jahre an ihm merkwürdig Franc. Vendramin, p. 445. 3) Cabrera III, 334. 349 ff.



Facsimile der Ansicht des Escu



urial in Braun's Städtebuch, 1572.

nommen worden sei und bald wieder erscheinen werde, sein treues Volk von dem verhaßten Joche der Fremden zu erlösen. Immer wieder traten falsche Sebastiane auf, um zu eigener trügerischer Erhöhung das Sehnen des portugiesischen Volkes zu mißbrauchen.

Lange Zeit hindurch war wenigstens in Kastilien Philipp II. überaus populär gewesen, trotz der hohen Steuern, die auf die Armen, und der Mißachtung und Hintansetzung, die auf die Vornehmen drückten. Der Spanier bewunderte in diesem Könige den Schutzherrn des Glaubens, den Vermehrer der kastilischen Macht, den Monarchen, der Spaniens Herrschaft über so viele Länder und Fürsten, über alle Erdtheile ausgedehnt habe; man fand, daß er auf wahrhaft königlichen Pfaden schreite.[1]) Als aber das englische, das französische Unternehmen scheiterte, der niederländische Krieg eine üble Wendung nahm, der Ruhm und der Traum der Weltherrschaft verflog, nichts übrig blieb als die Einbußen an Menschen oder Geld, als Entvölkerung und Verarmung: da schlug die Stimmung um, und die Unzufriedenheit, die schon längst alle übrigen Länder des weiten Reiches erfüllte, ergriff auch Kastilien. Kurz vor seinem Tode mußte der König von dem Kardinal von Sevilla hören, wie alle Beichtväter ihm berichteten, daß ihre Beichtkinder Seiner Majestät Haß nachtrügen. Gut, erwiderte grimmig Philipp II., „gut, daß, da ihnen die Zunge gelöst ist, doch die Hände gebunden sind".[2])

Die Kastilier fühlten, daß gerade unter diesem Herrscher und durch ihn ihr Staat in Verfall gerathen, daß es nunmehr mit der Blüthezeit Spaniens vorüber sei. Ein Jesuit, Padre Antonio Crespo, der häufig von Philipp II. zu Vertrauenssendungen benutzt wurde, sprach es vor dem Könige und dem Statthalter der Niederlande, Grafen Fuentes, offen aus: „Nach allen denjenigen, die wir jetzt unter Händen haben, gibt es in unserer Nation keine hervorragenden und bewährten Leute mehr für alle Fächer, in denen wir sie verwenden möchten." Und der Pater scheute sich nicht, diesen Verfall des spanischen Volksgeistes dem despotischen Regierungssysteme zuzuschreiben, das alle tüchtigen Männer mit Argwohn betrachte und entmuthige.[3])

Freilich in der Literatur wurden die Spanier unter der Regierung Philipps II. erst recht das herrschende Volk Europas, in derselben Weise wenn auch nicht in demselben Umfange, wie hundert Jahre später die Franzosen. Die frischen Anregungen, welche die Geister in Spanien in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfahren hatten, befruchteten das Genie dieses Volkes. Nicht der eiserne Despotismus Philipps II., sondern die bessern Zeiten Ferdinands und Karls V. erzeugten die Fülle bedeutender Geister, welche die Zierden der spanischen Literatur wurden. Da studirte man eifrig das klassische Alterthum: Perez de Oliva übersetzte Stücke von Sophokles

---

1) Rel. di Vinc. Gradenigo (1586). S. 395. 2) Rel. di Fr. Vendramin 463; di Agost. Nani 488. 3) Boletin histórico 1881, S. 109.

und Euripides; Terenz und Plautus wurden in das Kastilianische übertragen. Aber noch großartiger war die eigenthümliche Entwicklung der spanischen Dichtkunst. Die bescheidene und natürliche Größe der Oden Luis Ponce de Leons, die kräftige Satyre Diego de Mendozas, die glänzenden und harmonischen Hymnen Fernando de Herreras, die süßen Idyllen Francisco de Figueroas, das unregelmäßige aber beredte und effektvolle Epos „Araucania" Alonso de Ercillas, der edle und meisterhafte Schäferroman Diana Montemayors, die unvergleichlichen Schöpfungen Cervantes', die originellen Dramen Juan de la Cuevas, endlich die unbeschreiblichen epischen, didaktischen, tragischen und komischen Werke des „Phönix der Geister", des „Monstrums an Begabung", Lope de Vegas: — alle diese mannichfachen, zum Theil vorzüglichen, sämmtlich aber nicht unbedeutenden und originellen Produktionen erhoben in kurzer Frist die spanische Literatur zum Range einer wahren Weltliteratur. Sie erweckten überall zahlreiche Nachahmer, zumal aber in Frankreich, wo im siebzehnten, ja noch bis in das achtzehnte Jahrhundert D'Urfée, die Scudery, Corneille, Lesage, so viele andere auf den Spuren dieser Spanier wandelten. Auch in der Geschichtschreibung leisteten sie Klassisches; man denke, unter vielen andern, an Diego de Mendoza und den berühmten Jesuiten Mariana. Spaniens Größe und Ruhm beseelte alle diese Schriftsteller, deren meiste dem Staate und dem Könige mit der Feder oder auch dem Degen in allen Erdtheilen dienten. Diego Hurtado de Mendoza war Gesandter Karl des Fünften auf dem Trienter Konzile und Statthalter von Siena. Figueroa erwarb sich hohen Ruhm in den italienischen Kriegen. Ercilla hatte in den Kämpfen mit den Eingeborenen Südamerikas den Stoff seines Heldengedichtes selbst erlebt. Montemayor verbrachte seine Jugend unter den Waffen. Cervantes verlor einen Arm in der Seeschlacht von Lepanto. Lope de Vega nahm Theil an einer Expedition gegen die aufständischen Azoren und diente auf der „Unbesiegbaren Armada" gegen England. Patriotisches Hochgefühl, Glaubensinbrunst, ritterliche Kühnheit erfüllten die Brust aller dieser Dichter und Schriftsteller.

Und wie die Diplomaten, die Krieger, die Literatoren Spaniens, so beherrschten seine Trachten und Sitten die Welt. In Italien, Deutschland, England, besonders aber in Frankreich ahmte man sie nach. Es wurde Mode für jeden Elegant, den großen runden Hut mit den wallenden Federn keck auf das Ohr zu stülpen, den langen Stoßdegen an der Seite zu führen, sich in hochklingenden Phrasen und martialischen Flüchen zu ergehen, die Rede mit spanischen Brocken zu spicken. Der kitzliche spanische Ehrenpunkt wurde unter dem Adel herrschend: bei einem verdächtigen Ausdruck, bei einem unwillkürlichen Anstoß, bei einem schiefen Blick oder ungenügenden Gruß flogen die Degen aus der Scheide. Und man focht nicht zu zweien, sondern in Begleitung von Freunden, zu sechs, acht, zwölf. Kein Gesetz vermochte diese unglückselige Duellwuth zu hemmen, die jährlich vielen Hunderten braver Edelleute das Leben kostete. —

Aber selbst auf dem Gebiete der Literatur lag in der Blüthe schon der Keim des Todes. Zwei der wichtigsten Zweige jener blieben unvertreten, weil der religiöse und weltliche Absolutismus nicht litt, daß sie gepflegt wurden: weder Philosophie noch Politik durfte von spanischen Schriftstellern behandelt werden. Die Inquisition[1]) verpönte nicht allein philosophische, sondern auch religiöse Bücher, die nicht ganz genau in ihr System zu passen schienen. Die Werke eines Thomas a Kempis durften in Spanien nur verstümmelt herauskommen; eine große Anzahl anderer gut katholischer Erbauungsbücher theilte dieses Schicksal. Alle Schriften, in denen nur Andeutungen über das Wesen der jüdischen oder der mohammedanischen Religion sich vorfanden, wurden konfiszirt. Verboten war die Bibel in der Volkssprache. Verboten war jedes Buch, das von einem Ketzer verfaßt, mit Anmerkungen versehen, übersetzt oder auch nur herausgegeben war, sein Inhalt mochte ein noch so unverfänglicher sein; so ging es z. B. den rein juristischen Werken des Hugenotten Du Moulin. Erzbischöfe, Doktoren der Theologie, königliche Beichtväter: alle solche Männer, ohne Unterschied, wurden wegen eines freien Wortes oder eines möglicher Weise mißzuverstehenden Satzes vor das furchtbare Tribunal gefordert.[2]) Nicht anders erging es den Politikern. Das Schicksal, welches Mariana erfahren hat, mag gewissermaßen noch gerecht erscheinen; was soll man aber sagen, wenn Karl V. seinem Historiographen Sepulveda den Druck eines Buches untersagte, in welchem dieser die Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der Indianer durch die Spanier vertheidigte? Denn, so beschied der Kaiser, man wolle diese Dinge überhaupt nicht besprochen sehen. Folgerichtig wurde dann auch das Werk des edlen Las Casas „Kurzer Bericht über die Vernichtung der Indier", welches für die letzteren in die Schranken trat, nicht minder konfiszirt. Campanella, welcher das Verwaltungssystem Philipps II. in seiner „Spanischen Monarchie" höchst schonend kritisirte, Verbesserungsvorschläge machte, die zum Theil später auch ausgeführt wurden, ja die Erhebung des spanischen Reiches zur Universalmonarchie anpries, lag dafür viele Jahre im Gefängnisse. So wurde eine freie allseitige Entwickelung der Literatur gewaltsam verhindert, und die unvermeidliche Folge war, daß sie bald ganz und gar in Unnatur verfiel und ins Absterben gerieth.

Deutlicher tritt schon unter Philipp der Verfall auf den Gebieten des Militärwesens und des Staatslebens hervor: freilich lag nicht alle Schuld an ihm, sondern der Niedergang war zum großen Theile die unvermeidliche Folge der Antriebe und Richtung, die Volk und Staat Spaniens seit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts empfangen hatten.

Das Heerwesen war durch Philipp II. bedeutend entwickelt worden. In

1) Llorente, Histoire de l'Inquisition. I, 466 ff. 2) Lafuente, Historia gen. de Esp. XV, 189 ff. — Vgl. den höchst interessanten Proceso de la Inquisicion de Valladolid contra el maëstro Francisco Sanchez de las Brozas, in den Documentos inéditos para la hist. de Esp. II, 5 ff.

seinen letzten Lebensjahren war die Armee angeblich zweimalhunderttausend Mann stark — auf dem Papiere, in Wirklichkeit vielleicht 120,000 Mann Infanterie und Pionniere, sowie 18,000 bis 20,000 Reiter.[1]) Außerdem hatte der König selbst unter unsäglichen Anstregungen und Bemühungen die Aufstellung einer Landesmiliz von sechzigtausend Mann zu Stande gebracht, die während des Friedens nur periodisch geübt, im Kriege aber zur Vertheidigung der Halbinsel aufgeboten werden sollte.[2]) Diese Heeresmacht erscheint außerordentlich groß für die damalige Zeit, wo die Schlachten mit zwanzig- bis dreißigtausend Mann auf jeder Seite geschlagen wurden. Indeß sie gewährte keineswegs die Ueberlegenheit, die ihre Zahl versprach. War sie doch über die ganze Erde, von Mittel- und Südamerika über halb Europa bis zu den Philippinen hinaus zerstreut. Und da die Spanier überall mißliebig waren, so mußten sie allerorten zahlreiche Festungen errichten, die den bei weitem größten Theil des Heeres in Anspruch nahmen. Auf der belgischen Grenze gegen Frankreich allein gab es siebenundzwanzig Festungen![3]) So blieb für die Entscheidung im freien Felde wenig übrig. Und selbst diese auf das nothwendigste beschränkte Armee war nicht mehr zuverlässig. Damals waren Sold, Verpflegung, Ausrüstung verhältnißmäßig viel kostbarer als heute; sie betrugen dem Metallwerthe nach etwa das Gleiche, dem relativen Geldwerthe nach also mindestens das Dreifache als in der Gegenwart.[4]) Die hundertundvierzigtausend Mann haben, mit Artillerie, Verwaltung u. s. w., etwa fünfzehn Millionen Goldthaler oder, nach heutigem Geldwerth, annähernd 400 Millionen Mark, jährlich gekostet. Eine solche Summe aufzubringen war das damalige spanische Reich nicht mehr im Stande. Die knappe und überaus unregelmäßige Bezahlung und dabei die übermüthige Behandlung der Soldaten durch die vornehmen Offiziere bewirkten, daß die Soldaten sich daran gewöhnten, zu meutern, ungehorsam und frech gegen ihre eigenen Hauptleute zu sein, sich dem Stehlen ergaben und immer zur Empörung geneigt waren, die dann auch, zumal unter den flandrischen Regimentern, oft genug ausbrach. So hatten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die spanischen Soldaten schon beträchtlich von ihrem altüberkommenen Ruhm und Ansehen eingebüßt.

Nicht anders ging es mit der Flotte, welche durch die unglückliche Unter-

1) M. Philippson, Heinrich IV. und Philipp III. (Berlin 1870.) I, 23 f.
2) Brix, Geschichte der spanischen Armee (Berlin 1861), S. 74 ff. 3) De Laet, Hispania. S. 490 f. 4) Man sehe die Berechnung des Herzogs von Alba bei Morel-Fatio, S. 218 ff. — Es wird interessant sein, näheres über die Soldverhältnisse der damaligen spanischen Armee zu vernehmen. Ein Oberst bekam 1440 Dukaten (= 28,000 Mark relativen Geldwerth) jährlich, ein Hauptmann 720 (= 14,000 M.), ein Fähndrich 300 (= 5500 M.), ein Sergeant 180 (= 3500 M.), ein Korporal 120 (= 2300 M.), ein Musketier 96 (= 1900 M.), ein Geharnischter 60 (= 1150 M.), ein Arkebusier 48 Dukaten (= 950 M.). S. Boletin histórico, 1880, S. 122. Heute erhält ein Lieutenant so viel wie damals ein Musketier, ein Generallieutenant so viel wie damals ein Oberst!

nehmung gegen England einen vernichtenden Schlag erhalten hatte. Freilich bestand sie noch immer aus achtzig Galeeren und vierundzwanzig großen Kriegsschiffen, die man Galeonen nannte. Allein auch sie war über alle Meere zerstreut, mußte in den beiden Indien, in Spanien und Italien zugleich die Grenzwacht versehen. Und dann war es schwierig geworden, diese Flotte zu unterhalten, geschweige denn erforderlichen Falls zu vergrößern, da es an Arsenalen, Holz und Leuten fehlte. Das Matrosenpressen war in Spanien nicht üblich, und mit dem Verfall des maritimen Handels verringerte auch die Zahl der freiwillig dienenden Seeleute sich beträchtlich. Die Galeerensklaven, welche die Ruder bewegten, meist Verbrecher oder Kriegsgefangene oder gekaufte Türken, waren in den Expeditionen von 1588 und 1597 zu Grunde gegangen, und sie zu ersetzen kostete viel Zeit und Geld. So konnte schon im Jahre 1596 es sich ereignen, daß — wie erwähnt — die Engländer unter Essex und Raleigh Cadiz mit allen seinen Schiffen, Waren, Schätzen plünderten und niederbrannten. So kam es, daß die algerischen und tunesischen Seeräuber immer kecker die spanischen Küsten ausraubten, Tausende ihrer unglücklichen Bewohner in die Sklaverei schleppten. Besonders aber die holländische Flotte zeigte sich immer mehr der spanischen überlegen.

Dieser stete Militär- und Flottendienst, diese verlustreichen Kämpfe in aller Welt erschöpften mehr und mehr die Volkskraft Spaniens. Man berechnete, daß in den zehn Jahren von 1589 bis 1598 aus dem eigentlichen Spanien allein an 150,000 Soldaten, meist auf Nimmerwiederkehr, herausgeführt seien. Anstatt aus seinen großen Besitzungen Nutzen zu ziehen, verlor Spanien durch dieselben. Schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts zeigte dies Trajan Boccalini in der „Pietra del Paragone Politico"[1]) unter einem Bilde: wie die Spanier, deren Macht auf einer großen Wage sich leichter gefunden habe als die Frankreichs, nun um das Gleichgewicht herzustellen, erst das Königreich Neapel, dann das Herzogthum Mailand, endlich Indien in die Wagschale geworfen, hiermit aber ihr Gewicht nur mehr und mehr verringert hätten.

Denn auch finanziell wurde Spanien eher geschwächt denn gestärkt durch die auswärtigen Provinzen, die schlecht und gewissenlos verwaltet wurden, und deren Vertheidigung beträchtliche Summen erforderte. Hatte doch allein der Krieg in den Niederlanden bis zum Todesjahre Philipps II. dem spanischen Schatze über 110 Millionen Dukaten, nach entsprechendem Geldwerthe 2200 Millionen Mark gekostet.[2]) Unaufhörlich war man im Kriege: gegen Türken, Mauren, Niederländer, Franzosen, Engländer. Vergebens zog der König gegen Ende seiner Regierung jährlich an drei und eine halbe Million Goldthaler (gleich achtundachtzig Millionen Mark relativen Werthes) direkt für sich aus der westindischen Gold- und Silbereinfuhr; vergebens sandte ihm Peru

1) De Laet, Hispaniae descriptio. p. 492 f. 2) Mein Heinrich IV. und Philipp III. I, 22.

nur aus lokalen Abgaben über vier Millionen Dukaten (achtzig Millionen Mark) in einem einzigen Jahre;[1]) vergebens steigerten sich seine Einnahmen bis auf vierundzwanzig Millionen Dukaten oder 470 Millionen Mark jährlich: das zerrann alles wie Wasser im Siebe. Denn auch die Pensionen fremder Großen, die geheimen Agenten, die man an allen Höfen, in der Umgebung jeder politischen Persönlichkeit besoldete, kosteten unglaubliche Summen. So lasteten auf den zweieinhalb Millionen Dukaten, die jährlich aus Neapel eingenommen wurden, Pensionen in der Höhe von beinahe einer und einer halben Million! Dabei waren die Zinsen der Anleihen, die aufzunehmen man sich fortwährend gezwungen sah, überaus hoch. So kam es, daß der König in den Jahren 1574 und 1575 kaum Geld genug hatte, um seinen Haushalt zu bestreiten.[2]) Deßhalb hielt er es für gut, in eben diesem Jahre 1575 einen theilweisen Bankerott zu machen, indem er willkürlich den Zinsfuß seiner Anlehen von $7\frac{1}{3}$ auf $4\frac{1}{3}$ Prozent herabsetzte und dadurch den Zusammenbruch einer großen Anzahl italienischer und deutscher Häuser herbeiführte.[3]) Trotzdem war im Jahre 1594 die Noth wieder so hoch gestiegen, daß der König einen Jesuiten durch das ganze Reich sandte, welcher, angeblich „um des Himmels willen", in Wirklichkeit aber unter leicht verständlichen Drohungen Geld für den Monarchen zusammen bettelte. Man verkaufte damals Aemter, Ehrenstellen, geistliche und ritterliche Pfründen. Nichtsdestoweniger 1596 neuer Staatsbankerott, abermalige eigenmächtige Herabsetzung des Zinsfußes für die Staatsschulden. Und trotz dieser wenig rühmlichen Mittel, dem bedürftigen öffentlichen Schatze aufzuhelfen, hinterließ Philipp II. seinem Nachfolger noch hundert Millionen Dukaten Schulden, gleich zwei Milliarden Mark, und zwar abermals zu unerschwinglichen Zinsen kontrahirt.[4]) Dafür waren sämmtliche Einnahmen im voraus verpfändet, bis auf ärmliche vier Millionen jährlich. Die Gläubiger waren meist Italiener, zumal Genuesen, so daß alljährlich fast die gesammten Abgaben der spanischen Länder auf Nimmerwiedersehen ins Ausland wanderten! Ein unersetzlicher Verlust für das trotz aller indischen Zufuhren verarmende Land. Gingen jedes Jahr doch auch Millionen an frommen Spenden nach Rom.[5])

Indien, d. h. Amerika mit seinen reichen Gold- und Silberminen, war noch die einzige Rettung Spaniens. Man sagte damals, es sei der Magen, der den ganzen Körper ernähre. Von 1531 bis 1594 waren nicht weniger als 260 Millionen Dukaten, gleich 5000 Millionen Mark, an Edelmetallen nach Spanien gekommen. Indeß alles, bis auf fünfundsechszig Millionen, hatte das erschöpfte Reich wieder verlassen, nachdem es im Durchgehen die Preise aller Dinge mehr als verdoppelt hatte. Das amerikanische Gold, sagten die

---

1) 1592; Cabrera IV, 23. 2) Relaz. di Lor. Priuli (1576); Alberi I. V, 244. 3) Ranke, Fürsten und Völker. 4) So Davila, Vida y hechos de Felipe III. — Lavallée, L'Espagne depuis 1492 (S. 41 f.), schätzt diese Schulden gar auf 140 Millionen Dukaten, gleich 2800 Millionen Mark. 5) Ustariz, Theoria y Practica de comercio y marina. I, 411 ff.

Spanier selbst, habe für sie nur die Bedeutung, wie das Regenwasser für die Dächer der Häuser, das, sobald es darauf gefallen, gleich wieder herabfließe und unten den Boden befruchte, um jene so trocken zu lassen wie vorher. Wie unendlich größern Nutzen hätte es Spanien gebracht, wenn dasselbe aus seinen amerikanischen Besitzungen, anstatt ausschließlich Gold und Silber, solche Produkte gezogen hätte, die seinen Handel beschäftigen und seiner Industrie neues Leben einflößen konnten: wie Cochenille, Indigo, Cacao, Tabak, Zucker![1])

Eine durchaus verkehrte ökonomische Gesetzgebung, die freilich den irrigen Anschauungen der Volksvertretung selbst ihren Ursprung verdankte, war dazu angethan, der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes immer tiefere und gefährlichere Wunden zu schlagen. Freilich, das ließ sich wohl vom Standpunkte nationaler Selbstsucht rechtfertigen, daß man den fremden Völkern den Handel mit den spanischen Kolonien, sowie den Bewohnern der letzteren jede Industrie verbot, um den heimischen Handel und die heimische Fabrikation zu heben. Aber nun meinte man, daß der Reichthum eines Volkes ausschließlich im Besitze von Edelmetallen bestehe, und so verbot man den Privaten die Ausfuhr derselben aus Spanien: die Folge war natürlich, daß der Werth des Geldes mit furchtbarer Schnelligkeit sank und die Reichthümer Amerikas, nicht in nutzbarer Weise verwendet, nur dem Volke schadeten, indem sie die Preise der Rohstoffe und der Handarbeit derart steigerten, daß den spanischen Fabrikanten jede Konkurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde.[2]) Die Abnahme der Bevölkerung, der Mangel an tüchtigen Arbeitern trug selbstverständlich zu dieser Vertheuerung der Löhne beträchtlich bei. Da auf diese Weise die europäischen Märkte sich den Spaniern verschlossen, hätten sie wenigstens in Amerika einen Absatz für ihre Fabrikate finden können, zumal man ja den Kolonien den Verkehr mit den Fremden untersagt hatte. Aber nun fanden die Cortes, daß die Ursache der Theuerung in der Ausfuhr nach den Kolonien bestehe, und drängten so lange, bis dieser Export wenigstens für die hauptsächlichsten Erzeugnisse der spanischen Industrie verboten wurde. Dagegen ward für das Mutterland, damit die heimische Fabrikation nicht leide, sowohl die Ausfuhr spanischer Rohstoffe als auch der Import fremder Fabrikate verpönt. Hierdurch wurde die spanische Viehzucht mit ihrem großen Ueberschuß an Wolle, der blühende Bergbau u. s. w. ebenso geschädigt, wie die künstliche Theuerung der Fabrikate aufrecht erhalten und gefördert. Die Folge dieser weisen Gesetzgebung würde die vollständige Verkümmerung Spaniens und seiner Pflanzstaaten gewesen sein, wenn hier nicht der Schmuggel, in ausgedehntester Weise betrieben, helfend eingegriffen und die natürlichen Bedingungen des internationalen Verkehres einigermaßen, freilich viel unsicherer und theurer, wieder hergestellt hätte. Die Regierung sah selbst dessen

1) D. Antonio Bech y Pujol, Memoria sobre las causas que han empedido el desarollo de la industria en España (Ateneo Barcelonés, Juli—Sept. 1879, S. 61 f.); eine in historischer Beziehung übrigens ganz ungenügende Arbeit.
2) Moncada, Restauracion politica de España. (Madrid 1726.)

Nothwendigkeit ein und ließ die Holländer und Engländer ruhig gewähren, indem sie ihnen nur von Zeit zu Zeit einen Theil ihres illegalen Gewinnes abpreßte oder auch sich hin und wieder durch umfassende Konfiskationen stärkte und erfrischte.[1]) Ja, auch die einzelnen Provinzen Spaniens konnten ihre Erzeugnisse nicht mit einander austauschen, denn sie waren durch unübersteigliche Steuerbarrieren und durch den gänzlichen Mangel an guten Wegen getrennt, als lägen sie hundert Meilen von einander entfernt. So kam es, daß man in den am Mittelmeer gelegenen Bezirken der Pyrenäenhalbinsel das Getreide billiger aus Sizilien bezog, als aus dem Innern Spaniens![2])

Und nun kam Philipp II. und legte seinen Unterthanen trotz alles Sträubens der Cortes immer schwerere, immer drückendere Abgaben auf. Man war damals direkten Steuern grundsätzlich abgeneigt und wählte lieber den Weg indirekter Abgaben, die freilich auf das widersinnigste angeordnet wurden. Von der verderblichsten Wirkung für Ackerbau, Gewerbe und Handel war die Alcavala, eine Abgabe von zehn Prozent des Werthes von jeder verkauften oder vertauschten Ware. Da nun selbstverständlich viele Gegenstände öfters den Besitzer wechselten, konnte es vorkommen, daß sie dem Staate mehr an Steuer einbrachten, als sie werth waren. Durch die Alcavala wäre sicherlich mit der Zeit der innere Verkehr des Landes gänzlich vernichtet worden, wenn nicht auch hier die Defraudation einen ungeheuren Umfang erreicht hätte. — Etwas später legte man auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Fleisch, Wein, Oel und dergleichen mehr, die Abgabe der Millones, die jährlich eine und eine viertel Million Dukaten Reingewinn abwarf, aber durch die umständliche und zahlreichen Betrügereien der Beamten ausgesetzte Weise der Erhebung den Unterthanen gewiß das Dreifache kostete. Auf den wichtigsten Fabrikzweigen lagen außerdem noch besondere Steuern.

Welch andern Erfolg konnten alle diese Maßregeln haben, als den zunehmenden Verfall jeder nützlichen und ergiebigen Thätigkeit? Sevilla allein, das der hauptsächlichste Stapelplatz für die fremde Einfuhr war, blühte mit etwa 90,000 Einwohnern.[3]) Das nahe Malaga hatte nur 17,000 Einwohner, heute 130,000; Cadiz 4500 Einwohner, heute 75,000; Madrid, die neue Hauptstadt, damals 70,000, jetzt 350,000; Toledo damals 55,000 gegen die 200,000 des Mittelalters, während freilich in der Gegenwart diese ehrwürdige Stadt ganz heruntergekommen ist. So ging es überall rückwärts mit der Bevölkerungsziffer. Man sprach von der Unfruchtbarkeit der spanischen Frauen,[4]) während doch die Schuld an der verkehrten Politik, den unsinnigen ökonomischen Gesetzen, der ganzen trägen, hochfahrenden, rauflustigen Richtung des spanischen Volkscharakters lag.

Während ein auf tüchtige Zwecke gerichteter Ehrgeiz den Trieb zu allem Guten und Ersprießlichen im Menschen stärkt, hatten der schnelle Aufschwung

1) Weiß, L'Espagne. II, 217 ff. 2) Relaz. di Leon. Donato; Alberi I. VI, 360. 3) J. M. de Vadillo, Discursos económico-políticos. 253. 257. 4) Campanella. S. 130.

der spanischen Macht, die beständigen Kriege und das abenteuernde Entdecker- und Conquistadorenthum diese Eigenschaft bei den Spaniern in durchaus verderbliche Bahnen gelenkt. Ein unruhiges und doch arbeitsscheues Streben bemächtigte sich aller Geister. Nicht etwas Höheres zu werden, sondern ein Höherer zu scheinen, war der Wunsch des Spaniers. Anmaßung und falscher Stolz fielen an ihm den fremden Nationen zuerst auf und machten ihn allen verhaßt. Jeder, dem seine Mittel es irgend erlaubten, wollte, anstatt ein tüchtiger Bürger, ein kleiner Edelmann — Hidalgo — werden. Die Asturier hielten sich alle für adlig, da ihr Land nie von den Sarazenen erobert worden sei, ihr Blut sich nie mit maurischem oder jüdischem vermischt habe; sie behaupteten, darüber Brief und Siegel von den alten kastilischen Königen zu besitzen. Dafür waren sie aber auch alle bettelarm, da niemand über das Nothwendigste hinaus arbeiten wollte.[1]) An zweimalhunderttausend Edelleute,[2]) also mit Frauen und Kindern mindestens eine halbe Million Adliger gab es; der fünfzehnte oder sechszehnte Mensch gehörte demnach wenigstens dem niedern Adel an! So zahlreich waren die Ansprüche auf den letztern, daß zu ihrer Prüfung immer der Sonnabend bei jedem Gerichtshofe bestimmt war und doch nicht ausreichte. In den Städten selbst gelangten nur Hidalgos zu den Kommunalämtern oder zur Würde der Cortes-Prokuratoren. In ihnen suchte man die Kraft der Nation. Aber entehrt hätte sich jeder Hidalgo gefühlt durch die mindeste gewerbliche oder kommerzielle Beschäftigung. — Die Anmaßung und Prunksucht des hohen Adels endlich kannte keine Grenzen; den Souveränen hielten seine Glieder sich ebenbürtig und waren dabei völlig ungebildet, unbrauchbar im Kriege wie im Frieden, liederlich und unordentlich, trotz reicher Einkünfte in stetem Geldmangel.[3]) Man hatte es jedem, der fünfhundert Dukaten Rente besaß, ermöglicht, selbst auf Kosten der natürlichen und gesetzmäßigen Erben ein Majorat zu errichten; das geschah nun in ausgedehntem Maße, und jeder kleine Majoratsherr sowie alle seine Verwandten hielten sich dann für zu gut und zu vornehm für die Arbeit. Uebrigens wurde die letztere auch für andere dadurch mit Erfolg beschränkt, daß fast ein volles Drittel des Jahres durch Festtage offiziell und kirchlich dem Müßiggange geweiht war. Schon im sechszehnten Jahrhundert meint ein Unterthan und Freund Spaniens — Campanella —: „Die Spanier sind nicht nur im Ackerbau, sondern im Ausüben sämmtlicher mechanischer Künste träge.“ Die Felder lagen wüst, die Fabrikation erlahmte, die Italiener betrieben den Geldverkehr und den Rest der Industrie, der Handel befand sich in den Händen der Franzosen. In den spanischen Häfen, die noch im Jahre 1586 mehr als tausend größere und fünfzehnhundert kleinere Schiffe besessen hatten, verschwand die heimische Flagge immer mehr vor der englischen und holländischen. Die Schiffahrt der Katalonier, einst die blühendste auf dem Mittel-

1) Vital, Premier voyage de Charles-Quint en Espagne; Collection des voyages des souverains des Pays-Bas. III, (Brüssel 1881) 94. 2) Badillo. S. 312. 3) Relazionen L. Donatos, Prinlis, Fr. Soranzos.

meer, hörte so gut wie völlig auf.[1]) Man war von der Ueberlegenheit der Ausländer durchaus überzeugt und wollte schließlich nur noch fremder Waren sich bedienen. Im Handel aber kam es endlich so weit, daß die Fremden von den Geschäften in Spanien selbst fünf Sechstel und von denen in Amerika neun Zehntel besorgten.

Die Trägheit nicht minder als die Frömmigkeit trieb Männer und Frauen in die Klöster; der Ehrgeiz nicht minder als die Pietät veranlaßte Granden und Reiche zur Stiftung immer neuer mönchischer Niederlassungen. Die Folgen aber waren für den materiellen Wohlstand des Volkes erschreckend. Die Geistlichkeit besaß unter Philipp II. von den liegenden Gütern nach heutigem Geldwerthe hundert Millionen Mark jährlicher Rente. Zwanzig Jahre später gab es an Mannsklöstern allein neuntausend mit siebzigtausend Mönchen, und noch viel größer war die Zahl der Nonnenklöster. An 200,000 Geistliche gab es in Spanien, der vierzigste Mensch war Kleriker. Ungeheure Güter fanden sich in der todten Hand vereinigt. Siebenmalhunderttausend Adlige und Kleriker unter acht Millionen Bewohner, also $8^3/_4$ Prozent waren von vornherein jeder produktiven Beschäftigung entzogen. Dazu die Soldaten und eine Unzahl von Beamten. Der König allein hatte siebzigtausend Stellen zu vergeben[2]) — mit Frauen und Kindern wieder an 300,000 Menschen. Eine Million unter acht lebte ausschließlich von der Arbeit anderer!

Zumal die so übermäßig vorhandenen Beamten suchten sich auf Kosten des hülflosen Bauern und Gewerbmanns möglichst schnell und ausgiebig zu bereichern. Die herrschende Verwirrung in der Gesetzgebung begünstigte nicht wenig dieses gewissenlose Treiben. Zwar hatte Philipp eine „Neue Gesetzsammlung" (Nueva Recopilacion) veranstaltet, aber mit wenig praktischem Sinne: dieselbe bildet ein Chaos, in dem die Dekrete ohne jede Ordnung auf einander folgen und sich oft gegenseitig widersprechen. Daher kam es, daß das Belieben des Richters im Grunde das höchste Gesetz war, und dieses Belieben wurde nur zu häufig erkauft. Der Richter konnte die Dinge um so willkürlicher nach seinem Gefallen drehen, als es ihm freistand, die Zeugen der Tortur zu unterwerfen und so alles aus ihnen herauszupressen, was er wollte. Selbstverständlich scheute es nun jeder, auch nur als Zeuge mit der Justiz zu thun zu haben; ja man vermied es, einem Angegriffenen zu Hülfe zu kommen, nur damit man nicht später als Zeuge belangt werde. —

So waren Gewerbe und Handel künstlich geschwächt, der Ackerbau eben hierdurch sowie durch die Anhäufung von Gütern in der todten Hand beträchtlich vermindert, die arbeitenden Klassen durch Abgaben erdrückt, die ganze Bevölkerung mit Schulden und Steuern überladen, das Staatseinkommen theils verpfändet, theils für unnütze Unternehmungen, fremde Pro-

1) Vergl. Fr. Soranzo, Campanella, Moncada; sowie Ulloa, Restablicimento de las fabricas y comercio esp. (Madrid 1740.) — Ranke, Fürsten und Völker. 2) Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 25. 46.

vinzen und auswärtige Kriege bestimmt, der Genius der Nation durch geistige und politische Knechtschaft entnervt, der Charakter verwildert, der Ehrgeiz auf falsche Bahnen gelenkt. Ist es bei solchen Zuständen zu verwundern, wenn Spanien von dem ersten Range in der Christenheit bald tief und immer tiefer hinabsank? wenn es schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts zum Untergange bestimmt schien? wenn auf den Trümmern eines ehemals großen Volkes nichts aufrecht blieb als die finstere Gewalt einer fanatischen Geistlichkeit?

„Viele meinen," sagt Campanella noch unter Philipp II., „viele meinen, es sei unmöglich, daß das spanische Reich lange bestehe, da alle auswärtigen Staaten ihm feind, seine eigenen Länder aber weithin zerstreut und in allem von einander verschieden sind." Damit war in der That das Richtige getroffen. Alle Bestandtheile des Reiches strebten weg von dem Mittelpunkte Kastilien, der in dem steten Bemühen, sie fest zu halten, immer mehr von der eigenen Kraft einbüßte. Niemals wohl haben ein Staat, ein Volk geringere Assimilationskraft bewiesen! Schon die Länder der Krone Aragon wurden sorgfältig von der Theilnahme an den Handelsvortheilen, die Kastilien durch die großen Entdeckungen und Kolonisationen geworden, fern gehalten. Das Gesetz schloß sie von allen amerikanischen Unternehmungen aus. Kein Wunder, daß auch sie sich als Fremde fühlten und möglichst wenig Beiträge zur Aufrechterhaltung des kastilischen Weltreiches leisten wollten. Sizilien lebte gleichfalls sein eigenes Dasein, um Spaniens, ja selbst um Italiens Geschick wenig bekümmert. Das blühende selbstbewußte Mailand wurde widerwillig durch eine starke Besatzung, die auf Kosten der Einwohner lebte, im Zaume gehalten. Am ärgsten war die Sklaverei im Königreich Neapel, das alle spanischen Beamten und Soldaten vom Vizekönig bis herab zum Schreiber und zum Tambour als gute Beute betrachteten und schamlos ausplünderten. Gesetz und Recht waren dort wie jede andere Ware käuflich. Wehe dem, der nicht zahlen konnte! Er sah schließlich kein anderes Mittel, als in die Berge zu flüchten und die unendliche Zahl der Banditen zu vermehren. Das ganze Land war zum Aufstande reif.

Und stand es besser mit den „gehorsamen" Niederlanden? Ihre Städte verödeten mehr und mehr unter dem Glaubenszwang, den harten Steuern, den soldatischen Plünderungen, der Blokade durch die holländischen Flotten. Im Jahre 1593 sagte man in offener Versammlung der Generalstaaten der gehorsamen Niederlande: Von Spanien sei keine Hülfe mehr zu erwarten, der König sei alt, langsam, unentschlossen, sein Sohn zu jung, das spanische Volk müde und erschöpft ob der beständigen Geldzahlungen; in Frankreich sei Heinrich von Navarra siegreich und auf dem Punkte, die belgischen Provinzen anzugreifen; suchen wir uns einen andern Herrn, um wenigstens unsere katholische Religion zu retten.[1]) Und wie beweglich schildert der

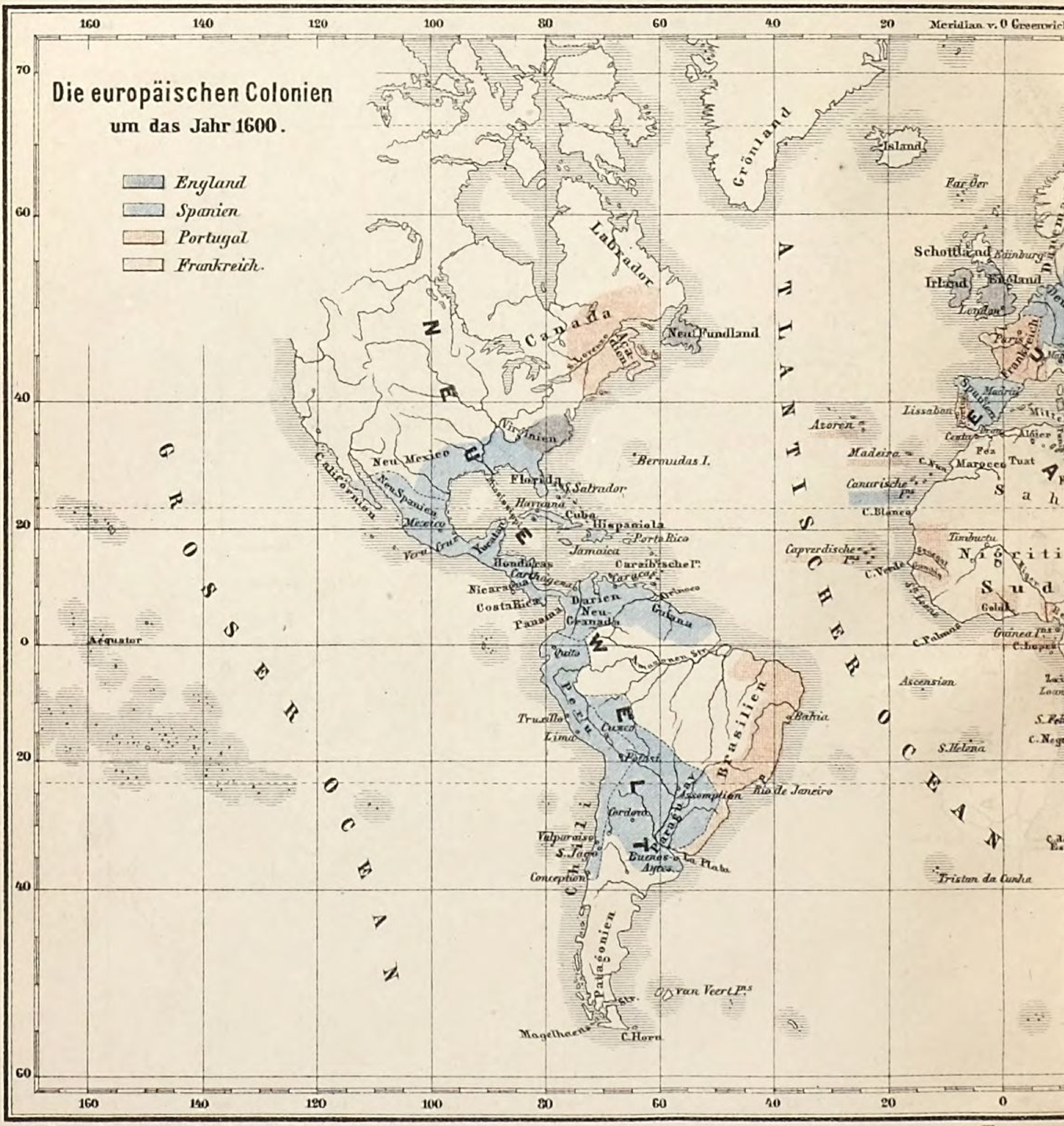
1) Boletin histórico 1880, S. 157.

Jesuit Antonio Crespo[1]) den Zustand der gehorsamen Provinzen und der von Spanien abhängigen Länder überhaupt: „Wie die Generalstatthalter, so üben auch die besondern Gouverneure der Städte und Provinzen eine souveräne und absolute Herrschaft aus, indem sie die zahllosen Bedrückungen und so zu sagen völlige Anatomie an den Armen und den Gütern ihres Distriktes vollbringen; werden sie doch nicht als Gouverneure, sondern als Herrscher gehalten, da sie lebenslänglich sind und man nie gesehen hat, daß einer für seine Mißregierung bestraft worden wäre. Und so wissen die Armen bei den Schädigungen und Kränkungen, die sie empfangen (und es sind deren zweifellos viele), nichts zu thun, als zum Himmel zu schreien." In der That benutzten die Gouverneure besonders die außerordentlichen Kriegslasten, um sich zu bereichern, indem sie den gequälten Unterthanen das Dreifache des Befohlenen abnahmen und den Ueberschuß für sich behielten. — Bis auf Amerika und Asien erstreckten sich die unheilvollen Folgen des niederländischen Kampfes. Da wurden die wehrlosen spanischen und portugiesischen Kolonien zur reichen Beute für die unerschrockenen holländischen und seeländischen Schiffer, die sich auf Kosten ihrer Gegner immer weiter in den überseeischen Gegenden ausdehnten und deren Handel nach ihrer Heimath zogen. Mit wachsender Thatkraft führten deßhalb die freien Niederlande einen Kampf weiter, den sie offen als eine Quelle des Wohlstandes für sich bezeichneten. Und außer den Niederländern plünderten Engländer und Hugenotten die Kolonien, die Barbaresken die Küsten Italiens und Spaniens selbst! —

So schloß Philipps II. Regierung: bankerott nach außen, bankerott in ihren Finanzen, bankerott den eigenen Unterthanen gegenüber. Indem dieser Herrscher eine ganze sich kräftig entwickelnde Welt unter sein eigenes reaktionäres Belieben hatte zwingen wollen, indem er dazu die gesammten Hülfsquellen des ihm anvertrauten Volkes eigensinnig mißbrauchte: hatte er seine politischen Zwecke mit wenigen Ausnahmen verfehlt und, was schlimmer war, die Blüthe der spanischen Nation auf Jahrhunderte hinaus geknickt. Freilich wandelte er nur auf den Bahnen weiter, die ihm schon sein Vater vorgezeichnet: aber er besaß nichts von dem staatsmännischen Scharfblick oder der diplomatischen Gewandtheit Karls V., der stets den Verhältnissen sich anzupassen gewußt hatte, nichts von der steten Beweglichkeit und der militärischen Begabung des Kaisers. Schließlich aber war es selbst seiner starren Beschränktheit nicht mehr möglich, seine Augen gänzlich vor so Unverkennbaren üblen Ergebnissen zu verschließen. Seit dem Untergange der Unbezwinglichen Armada nahm man eine nicht mehr zu bannende Traurigkeit an ihm wahr, die sich mit jedem Jahre steigerte und in Wechselwirkung stand mit den schweren körperlichen Leiden, die ihn bedrängten, mit der seit 1591 bis zur Unerträglichkeit erhöhten Gicht und fortwährenden Entzündungen und Geschwüren.

---

1) Das. Oktober 1881.



Alfr. Runge, Geogr.-artist. Inst. Leipzig-Reudnitz.

Entw. von



M. Philippson.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Was ihn überdies besonders ängstigte und betrübte, war der Mangel eines befähigten Nachfolgers. Mit Thränen in den Augen klagte der sonst so unbewegliche Philipp vor seinen nächsten Vertrauten: Gott, der ihn doch mit so vielen Reichen und Herrschaften begnadigt, habe ihm zur Strafe seiner Sünde keinen Sohn gegeben, um sie zu verwalten und zu regieren, denn der Infant — der spätere Philipp III. — sei nur der Schatten eines Prinzen, ohne jede Begabung für das Herrscheramt. Er sah im Geiste die Vernichtung über die ganze mit so viel Blut und Thränen aufgebaute Schöpfung der spanischen Habsburg verhängt.

Und doch trug Philipp auch an dem schwächlichen Charakter seines Sohnes zum guten Theile die Schuld. Der Prinz wurde von dem Könige und infolge dessen auch von den Ministern mit geflissentlicher Zurücksetzung behandelt. Denn wie Philipp es nie dulden mochte, daß seine Diener, und sei es nur durch treues und erfolgreiches Wirken für ihn, eine selbständige Bedeutung erlangten, so gönnte er seinem Sohne keine eigene unabhängige Stellung neben ihm, dem Monarchen. Die argwöhnische Eifersucht, die Philipp nie verließ, beseelte ihn selbst gegen den einzigen Sohn. Aber nicht allein von den Staatsgeschäften, auch von jugendlichen Erholungen wurde der Infant fern gehalten, sein Budget auf das geringst mögliche Maß beschränkt. Wehe dem, der sich um die Gunst des Prinzen bewarb: er verfiel der königlichen Ungnade und wurde in eine entfernte Provinz verbannt. So ward der sanfte und bescheidene Sinn des Infanten gedemüthigt und eingeschränkt, jedes Selbstbewußtsein, jede Willenskraft in ihm gebrochen. Stets das schreckliche Schicksal seines Bruders Karl vor Augen, ertrug er alle Kränkungen und Zurücksetzungen mit größter Geduld und unverwüstlichem Gleichmuthe, und ordnete sich jeder Laune seines Vaters unter.

Nun wunderte sich dieser, daß sein Sohn zum Regieren und Befehlen nicht befähigt sei! Unter solchen, nach allen Seiten ungünstigen Umständen suchte Philipp II., der seine Kräfte täglich mehr hinschwinden fühlte, seine politische Thätigkeit so weit wie möglich zum Abschlusse zu bringen; er wollte seinem Nachfolger wenigstens eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe hinterlassen.

Der gefährlichste Gegner war ohne Zweifel Heinrich IV. von Frankreich. War dieser nur zum Frieden bewogen, so konnte der Kampf gegen die freien Niederlande und England keinenfalls mehr einen bedenklichen Charakter annehmen.[1]) Mit Freuden unterzog sich Papst Klemens VIII. der Vermittlung zwischen den beiden katholischen Mächten. War doch sein innigster Wunsch, dieselben zu engem Bunde zu vereinigen, damit sie Seite an Seite zur Vernichtung der Ketzer auszögen! Freilich war Heinrich IV. durch seine Allianz mit England und den vereinigten Provinzen verpflichtet, nicht ohne diese

1) Die geheimen Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich hatten schon im Jahre 1596 begonnen; Gachard, La Bibliothèque Nationale à Paris. I, 410.

Verbündeten Frieden zu schließen; indeß die Bedingungen, die Philipp in seinem Ruhebedürfnisse ihm anbot, waren derart günstige, daß sie des Bourbonen moralische Bedenken bald aus dem Felde schlugen. Nur zum Scheine forderte er jene auf, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Als sie sich weigerten, schloß er auch ohne sie am 2. Mai 1598 zu Vervins mit Philipp ab. Nur Cambrai sollte den Spaniern von all' ihren Eroberungen bleiben, sonst gaben sie sechs wichtige Festungen an der niederländischen Grenze — darunter Calais — sowie die von ihnen in der Bretagne besetzten Plätze bedingungslos zurück. Der Friede von Vervins war das Gegenstück zu dem Vertrage von Cateau-Cambrésis im Beginne von Philipps Regierung. Selbst der Verbündete Spaniens, der Herzog von Savoyen, wurde mit seinem Anspruch auf die Markgrafschaft Saluzzo nur auf die Vermittlung des Papstes verwiesen, das heißt im Grunde dem Belieben Frankreichs überlassen. Um nur seinem schwachen Nachfolger die Herrschaft über das entkräftete Reich in Ruhe und Frieden zu übergeben, hatte Philipp auch auf die wenigen Vortheile verzichtet, die der ungeheure fünfzehnjährige Aufwand spanischen Blutes und Geldes in Frankreich ihm eingebracht hatte. Nicht mit Unrecht murrte man nun in Kastilien über diesen Vertrag von Vervins als höchst unrühmlich und verlustreich.[1])

Mit den rebellischen Niederländern aber konnte Philipp keinen Frieden schließen. So sehr auch seine Lebenskraft vernichtet, so sehr jede Hoffnung und Freudigkeit in ihm gebrochen war, mit jenem kleinen einst verachteten Volke, dessen Bezwingung die unerfüllte Aufgabe seiner ganzen Regierung gewesen, konnte er keinen schimpflichen Vertrag eingehen. Wenigstens sollte aber die Bekämpfung dieser Rebellen von den schwachen Schultern seines Sohnes genommen und einem befähigten Gehülfen aufgetragen werden. Die zukünftige Macht- und Weltstellung Spaniens hing zum großen Theil von dieser Wahl ab: man kann nicht sagen, daß sie sehr glücklich ausfiel.

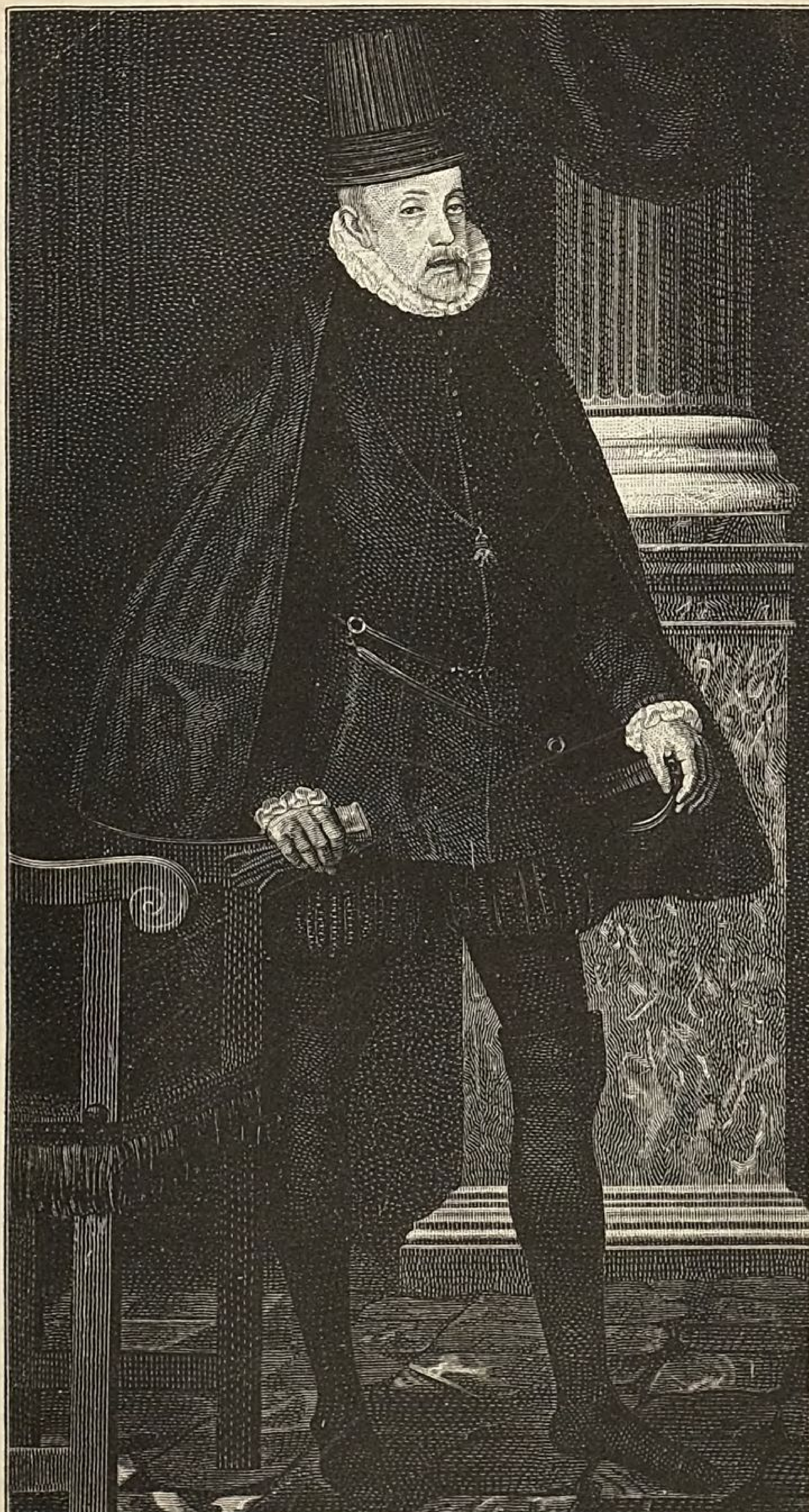
Erzherzog Albert, geb. 1560, der jüngere Bruder des Kaisers Rudolph II., war frühzeitig nach Spanien gekommen, wo er sich bald die Gunst seines königlichen Verwandten zu erwerben wußte, indem er sich ganz dem spanischen Wesen anpaßte und zumal dem Monarchen selbst größte Ergebenheit und Unterwürfigkeit bewies. Da er in die Kirche eingetreten war, erhielt er das Erzbisthum Toledo — das reichste Bisthum der Welt, welches 300,000 Dukaten jährlich einbrachte — sowie den Kardinalshut. Philipp fand an diesem Vetter, der sogar äußerlich in allem ihm nachzuahmen sich bestrebte, sehr viel Gefallen und bestimmte ihn nicht nur zu einer hohen politischen Rolle, sondern endlich auch, trotz seines Priesterthums, zum Gemahl seiner Lieblingstochter, der Infantin Isabella. Leider war Erzherzog Albert für die erstere wenig geeignet. Er war ein gutmüthiger, wohlmeinender Herr, im Grunde stets zu friedlichen und sanften Mitteln geneigt, wenn sie nur

1) Tassis, Commentarii lib. VIII. a. a. O. 572.



Erzherzog Albert.

Gemälde von P. P. Rubens. Madrid, Museum del Prado.



Philipp II. im Alter.
Gemälde von Antonio Moro (1512—1588). Madrid, Museum del Prado.

irgend möglich erschienen; dabei übrigens in religiöser Hinsicht von fanatischer Ausschließlichkeit, erfüllt von der finsteren spanischen Auffassungsweise der kirchenpolitischen Fragen. Und nun bestimmte ihn Philipp zum Beherrscher der Niederlande, deren ungehorsamer Theil einen genialen und energischen Feldherrn, deren gehorsamer einen aufgeklärten, einsichtigen, eifrig thätigen Staatsmann erfordert hätten, um jenen wieder zu unterwerfen, diesen von seinen zahllosen Wunden zu heilen. Hier ließ sich Philipp von seiner Neigung zu dem österreichischen Vetter und von dessen eifriger Kirchlichkeit zu einem verhängnißvollen Fehlgriff verleiten. Nachdem der Papst dessen Austritt aus dem geistlichen Stande genehmigt hatte, übernahm Erzherzog Albert im Frühjahr 1596 die Regierung der südlichen Niederlande. Zwei Jahre später fand die Vermählung des ehemaligen Kardinals mit der Infantin statt, und Philipp übertrug dem jungen Paare die gemeinschaftliche Herrschaft über Belgien, indeß mit völliger Wahrung der spanischen Oberhoheit, die dann schließlich mit solchem Nachdruck ausgeübt wurde, daß sich die Regierung Alberts und Isabellas nicht viel von einem gewöhnlichen Vizekönigthume unterschied.

Nachdem Philipp II. so sein Haus bestellt hatte, im Mai 1598, machte er sich auf sein Ende gefaßt, das durch eine Verdoppelung seiner gichtischen Leiden und Eintritt hektischen Fiebers angekündigt wurde. An allen Gelenken entstanden Geschwüre von unglaublicher Größe und Schmerzhaftigkeit, und in diesen erzeugten sich, wie berichtet wird, Würmer, die trotz aller Sorgfalt der Aerzte nicht zu vertilgen waren — wahrscheinlich Säureablagerungen, die allerdings in ihrer Gestalt Würmern gleichen. In diesen schrecklichen Qualen lag der Kranke, der sich nach seinem Lieblingsaufenthalt, dem Riesenkloster Escurial, hatte bringen lassen, unbeweglich dreiundfünfzig Tage. Und in diesen Martern, die schlimmer waren, als sie je auf sein Geheiß an den Schlachtopfern des politischen und Glaubenshasses ausgeübt worden, bewahrte Philipp den ihm eigenen stoischen und passiven Muth und zeigte eine gottergebene Frömmigkeit, die einem Heiligen Ehre gemacht haben würde. Mit der genauen Pünktlichkeit, die er stets bewiesen hatte, setzte er alle Einzelheiten seiner Leichenfeier fest. Am ersten September übergab er die Geschäfte des Reiches seinem Sohne, um sich fortan ausschließlich der Sorge für sein Seelenheil zu widmen, der er mit unwandelbarer Inbrunst oblag. Am elften September nahm er von seinen Kindern Abschied, indem er ihnen noch die getreue Bewahrung der katholischen Religion dringend ans Herz legte. Dabei mußte er es mit ansehen, daß der Thronfolger seinem Lieblingsminister Moura die Geheimschlüssel abnahm, um sie nun des neuen Königs eigenem, bis dahin von Philipp II. verfolgtem Günstling Denia zu übergeben.[1]) Endlich erlöste ihn der Tod am Morgen des dreizehnten September 1598.

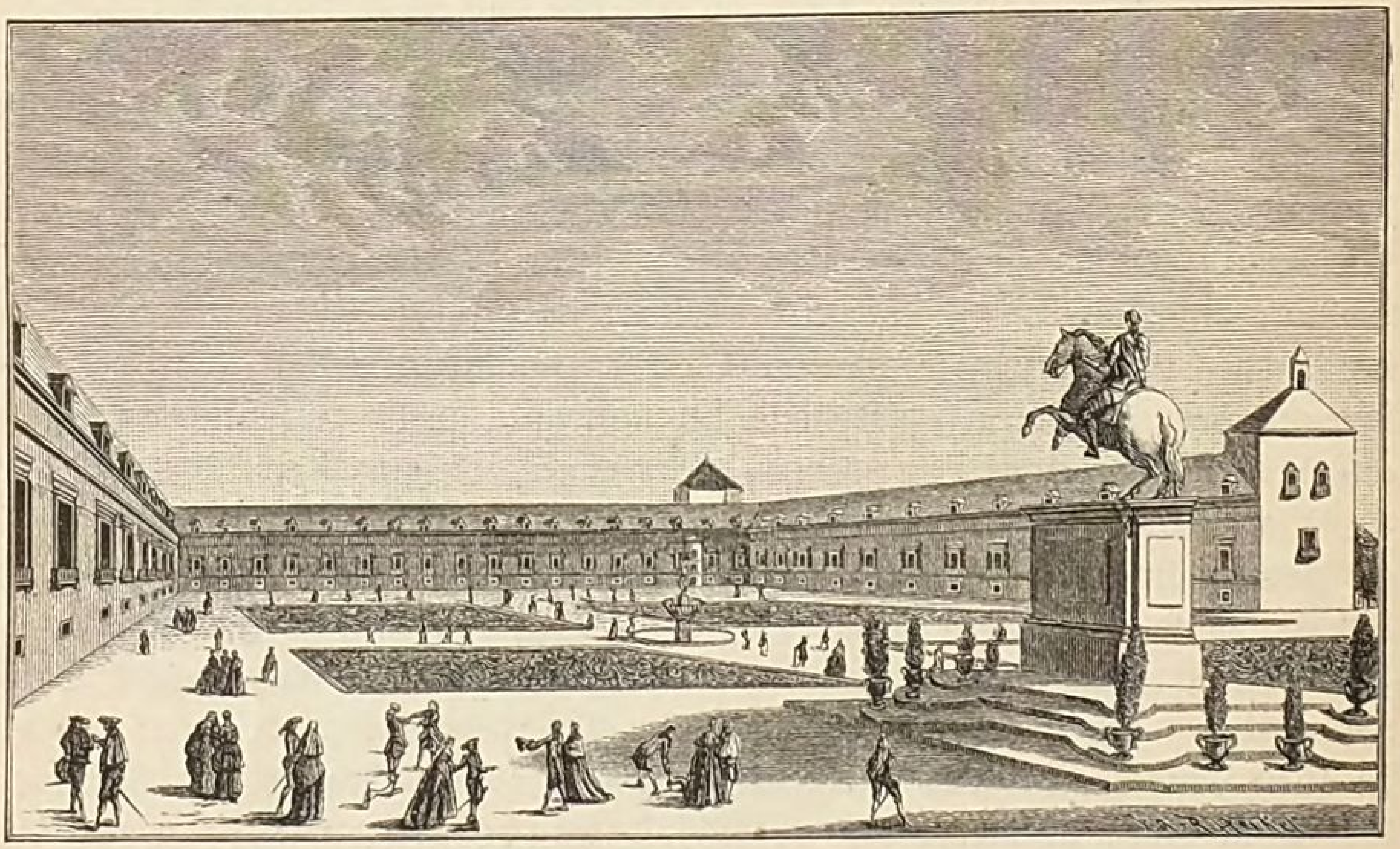
1) Gachard, Particularités inédites sur les derniers moments de Philippe II., Bulletins de l'Acad. de Belgique, XV, (1848). II, 396 ff.

Philipp war 71 Jahre alt geworden, von denen er 43 als Souverän die Regierung geführt hatte. Von seinem stillen Kabinete im Palaste zu Madrid, im Schlosse von Aranjuez oder im Escurial hatte er ganz Europa in Athem gehalten. Alle Kräfte seines endlosen Reiches galten einem einzigen Zwecke: der Aufrechterhaltung eines universalen Despotismus in kirchlicher und staatlicher Beziehung. Römerthum und Spanierthum im engsten Bunde sollten die Welt beherrschen, dabei der Papst aber nur der getreue Diener des spanischen Monarchen, des katholischen Königs, des Schutzherrn der Kirche sein. Keine Macht sollte neben dem Hause Habsburg bestehen; ihm sollte unmittelbar oder mittelbar die ganze Welt zu Füßen liegen.

Diesen ungeheuerlichen Plan hat Philipp mit noch bewußterer Absichtlichkeit, mit weit ungeduldigerem Eifer verfolgt als sein Vater Karl V., der ein zu kühler praktischer Staatsmann, zu wenig Spanier gewesen war, um ein solches Ziel nicht stets nur in dem ungewissen Lichte eines fernen, ziemlich hoffnungslosen Ideals zu erblicken. Anders Philipp. Seine Kälte, sein Gleichmuth waren nur äußerliches Kleid; seine genaue Berechnung erstreckte sich nur auf Einzelheiten und Kleinigkeiten: im Großen war er vielmehr von der glühenden nebelhaften Romantik eines Fanatikers erfüllt, nur daß bei ihm mit dem religiösen Fanatismus der nationale, sowie persönlicher Ehrgeiz auf das engste verschmolzen waren. Mit ungeheuerlicher Naivetät betrachtete er es als das unbestreitbare Recht des Königs von Spanien, die ganze Welt als unterthänig zu behandeln; jeder war in seinen Augen ein Verbrecher, der es wagte, sich diesen seinen wohlbegründeten Ansprüchen zu widersetzen. Wie er nicht nur seine rebellischen Unterthanen, sondern auch fremde Souveräne durch den Dolch und das Gift von Meuchelmördern verfolgte; wie er in allen Ländern Europas unbedenklich Verräther jeden Ranges, vom Minister bis herab zum abenteuernden Glückssoldaten bezahlte; wie er gegen die unglücklichen Niederländer wüthete; wie er jedes Aufflackern des französischen Patriotismus gegen die spanischen Herrschaftsgelüste als Sünde gegen Recht und Religion verdammte; wie er den heiligen Vater selbst mißhandelte, wenn derselbe sich dem politischen Systeme Spaniens zu entziehen wagte; wie er gegen den Oberrichter von Aragon, den berufenen Vertheidiger der aragonischen Freiheit, seinem General nur den ruchlosen Henkerspruch auftrug: „Ihr werdet Don Juan de la Nuza festnehmen und ihm sofort den Kopf abschlagen lassen;" — alles dies ist der vollgültigste Beweis dafür, daß der Anspruch auf die Universalmonarchie bei Philipp II. zu einem Glaubenssatze geworden war. Uns erscheint jetzt eine solche Ueberzeugung unbegreiflich, als eine Art Wahnsinn. Aber Philipp war hierin nur die Verkörperung des spanischen Volksgeistes, der öffentlichen Meinung im gesammten Kastilien, wo man die rothgelbe Flagge berufen wähnte, neben dem Kreuzesbanner die ganze Erde zu überschatten.

Häufig nun unterschätzt man die Erfolge, die Philipps Streben immerhin, und zwar auf kirchlichem Gebiete, gehabt hat. Es war ihm gelungen,

in Spanien jede Spur protestantischer Lehren zu vernichten. Mit Hülfe des wieder erstandenen Papstthums wurde die Ketzerei nicht minder gründlich in Italien zerstört, von dem ja die Hälfte unmittelbar unter spanischem Szepter stand. Wenn in Deutschland und in Polen die Gegenreformation täglich Fortschritte machte, so war dies zum großen Theile eine Wirkung des Beispiels, der Rathschläge und der direkten Unterstützung und Förderung von Seiten Philipps II. Er bewirkte, daß in der südlichen Hälfte der Niederlande der katholische Glaube, der hier bereits ebenso wie in den nördlichen Provinzen dem Protestantismus unterliegen zu müssen schien, als die ausschließliche Landesreligion triumphirte. Philipp II. ist es ferner gewesen,



Ansicht des königlichen Schlosses Buen Retiro, mit der Statue Philipps II.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich „à Paris chez Daumont rue St. Martin".

der Heinrich IV. von Frankreich zwang, Paris und seine Herrschaft überhaupt durch die Messe zu erkaufen, und der damit den Katholizismus als französische Staatsreligion aufrecht erhielt. Wenn der Katholizismus sich siegreich und erobernd dem Calvinismus entgegen gestellt, wenn er der Reformation beträchtliche Gebiete wieder entrissen hat, so erblicken wir in dem allen die Hand des Einsiedlers von Escurial. Er war das Haupt, der Führer, der Vorkämpfer und zwar der erfolgreiche Vorkämpfer der katholischen Reaktion.

Aber um so gründlicher ist er in politischer Beziehung gescheitert. Alle seine Pläne schlugen fehl und gereichten nur seinem eigenen Staate zum Verderben. Der einzige Gewinn, der ihm zugefallen war, die Eroberung des kleinen und schwachen Portugal, war kein dauernder — nur sechzig Jahre, und Portugal befreite sich durch eine glückliche Revolution wieder von der kastilischen Herrschaft, die lediglich physischen und moralischen Jammer,

Elend und Armuth über dasselbe gebracht hatte. Der spanische Staat und die spanische Dynastie gleich sehr entkräftet: das war die Hinterlassenschaft Philipps II., das der Erfolg seiner universalmonarchischen Bestrebungen. An der ungeheuren übermenschlichen Aufgabe hatten sich Volk und Herrscherhaus aufgerieben. Noch wenige Jahrzehnte stand das schreckende Phantom der spanischen Macht aufrecht, in Wahrheit schon ein Körper ohne Blut und Leben, dann stürzte das entkräftete Reich unter schwachgeistigen Herrschern endgültig hinab in ein ärmliches unbedeutendes Dasein!

XI. Die Thronbesteigung der Stuarts in England.

Wenn seit der Niederlage der Unbesiegbaren Armada Königin Elisabeth eine kecke Offensive gegen Spanien ergriffen, wenn sie zugleich Heinrich IV. von Frankreich in seinem Kampfe gegen Spaniens Freunde und Verbündete ausgiebig unterstützt hatte: so war in der That diese kühne, unternehmende Politik nicht ohne die günstigen Ergebnisse geblieben, die Burghley stets für England angestrebt hatte. Gewiß hat dieser große Staatsmann nie an die Möglichkeit geglaubt, die furchtbare Macht Spaniens mit einem Streiche zu vernichten. Aber was man erreicht, war bedeutend genug. Indem die englischen Flotten und Landungstruppen fast jedes Jahr das weite spanische Reich an einem empfindlichen Punkte angriffen, indem sie die spanischen Soldaten in der Bretagne und vor Paris wie in den Niederlanden beschäftigten, ward England am sichersten vor jedem neuen Angriffe durch Philipp II. geschützt. Und zugleich hatte Elisabeth auf dem Kontinente den spanischen Bestrebungen sowie, was damit identisch war, den Fortschritten der Gegenreformation Einhalt gethan.

Die großartigen Erfolge der letzten Jahrzehnte hatten ungemein anregend auch auf das geistige Leben der englischen Nation gewirkt: eine mächtige Bewegung hatte dasselbe erfaßt und durchdrungen. Das englische Volk fühlte, daß es in der Welt etwas zu bedeuten habe, daß es mit Muth und Geschick ein großes Prinzip verfechte, daß es zugleich auch an innerer Kraft, an Betriebsamkeit und Wohlstand zunehme. Eine durchaus eigenartige nationale Literatur ist es, die sich während dieses Zeitalters in England entwickelt, so volksthümlich und selbständig, wie nie zuvor oder nachher. Da tritt Edmund Spenser auf mit seiner „Feenkönigin". Freilich geht er noch von italienischen Mustern aus, aber das betrifft doch nur die Form seines großen allegorischen Epos. Den Inhalt desselben bilden die Verherrlichung des Riesenkampfes seiner Nation für „Una", die wahre Religion, gegen „Duessa", das Papstthum, und „Orgoglio", die Hierarchie, mit all' ihren grimmen Vertheidigern; sowie der Preis der Königin Elisabeth, deren Bild durch die idealen Züge der Feenfürstin Gloriana, sowie der schönen jungfräulichen Jägerin Belphöbe deutlich hindurchschimmert. Uebermäßig für den heutigen Geschmack sind die Lobsprüche, die Spenser nicht allein den Tugenden, sondern auch den Reizen der fünfundfünfzigjährigen Herrscherin spendet; indeß sie erschien einmal als die Verkörperung von Englands Größe, Freiheit und kirchlicher Unabhängigkeit.



Martin Droeshout sculpsit London.

To the Reader.

This *Figure*, that thou here seest put,
It was for gentle *Shakespeare* cut;
Wherein the *Graver* had a strife
With *Nature*, to out-doe the *Life*:
O, could he but have drawn his *Wit*
As well in *Braße*, as he has hit
His *Face*; the *Print* would then surpasse
All, that was ever writ in *Braße*.
But since he cannot, *Reader*, look
Not on his *Picture*, but his *Book*.

B. I.

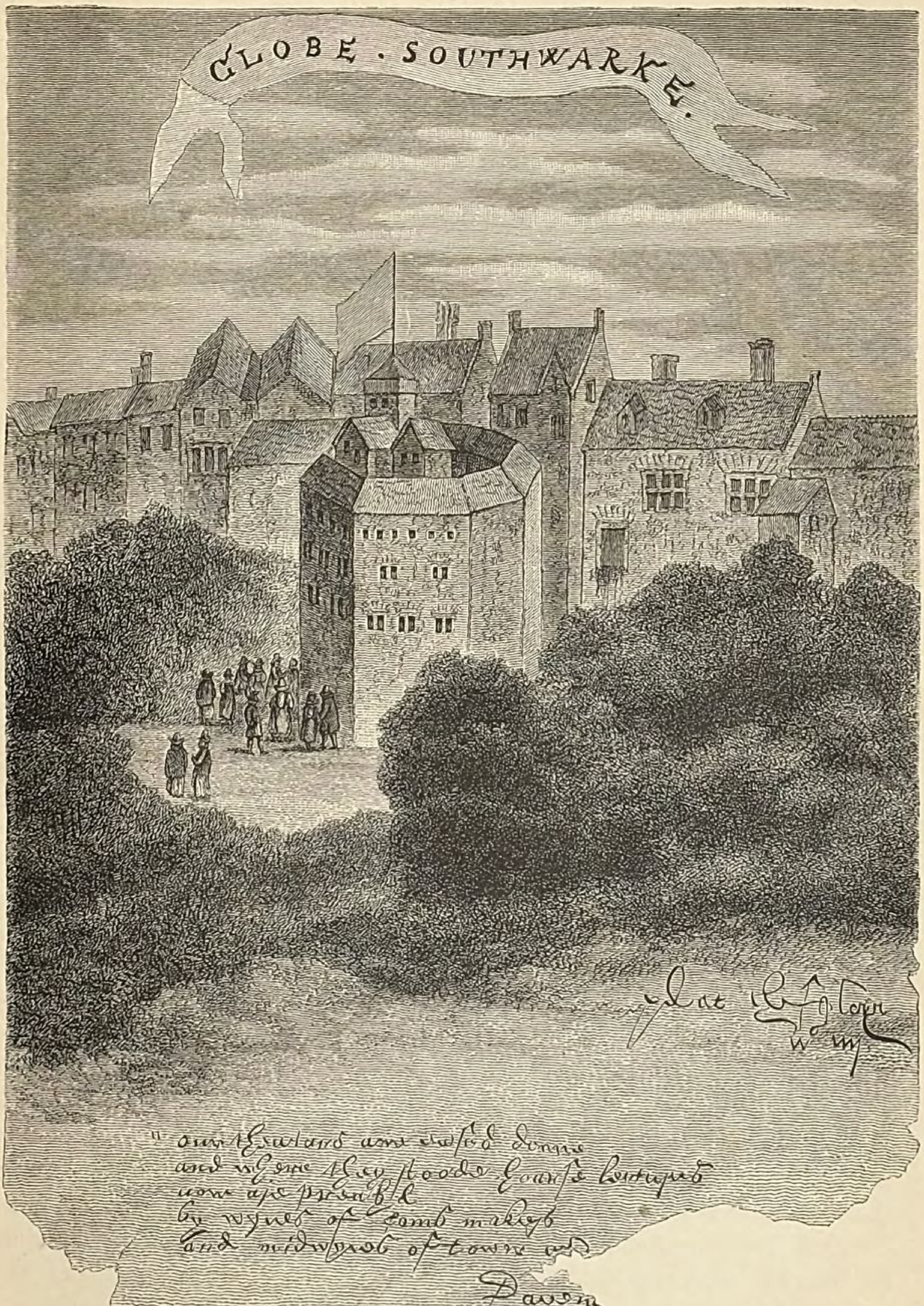
William Shakespeare.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Martin Droeshout in der ältesten Ausgabe der Werke Shakespeares: The first Collection of Shakespeare's plays; 1623. Der Vers unter dem Bildniß ist von Ben Jonson.

Und dann, Elisabeths Epoche ist die Geburtszeit des englischen Dramas, das sofort, bei seltener innerer Vollendung, doch eine durchaus englisch-nationale Färbung zeigt, sowohl was den gedanklichen Inhalt als was die Form betrifft, den Blankvers, welcher der regelmäßige Ausdruck der englischen dramatischen Dichtung wurde und blieb. Und auch diese stand mit der Königin in engem Zusammenhange. In wie hohem Grade hat dieselbe jenes erste stehende Theater in Black-Friars (seit 1576) begünstigt, und wie begeistert gruppirten sich um sie die dramatischen Dichter! Es ist hier nicht der Ort, der Verdienste Greenes und Marlowes, Beaumonts und Fletchers, Ben Jonsons und Massingers zu gedenken: sie alle treten in den Schatten vor der strahlenden Sonne Shakespeares, dieses größten Dramatikers aller Zeiten. Und wie war er zugleich der wärmste aller Patrioten! Die englische Geschichte in einer Reihe großartiger und kühner Bilder vorzuführen, war ihm die vornehmste Aufgabe. Aber nicht kühl und ruhig, wie ein Historiker, steht er der Vergangenheit seines Volkes gegenüber, sondern er nimmt den Standpunkt eines patriotischen und protestantischen Engländers seiner Zeit ein; von dem aus betrachtet und schildert er die Menschen und Ereignisse längst vergangener Epochen. Gerade seine geschichtlichen Stücke wurden sogleich überaus populär und reizten zur Nacheiferung an. Unter der steten Begünstigung der Königin wurden bis zum Beginne des siebzehnten Jahrhunderts elf Theater in London und seinen Vorstädten gegründet.[1]) Es war der Thatendrang, welcher damals das englische Volk erfüllte, der ihm zugleich das höchste Interesse für die Schaubühne des dramatischen Lebens einflößte.

Und doch knüpfte diese kräftige, selbstbewußte, so durchaus national gesinnte Generation gern an das klassische Alterthum an, wie denn auch die Königin dasselbe stets geliebt und studirt hat seit ihrer Jugendzeit. Die meisten hochgestellten Frauen beschäftigten sich damals mit der Antike nicht minder eifrig als die Männer. Lady Anna Bacon, die Mutter des berühmten Philosophen und Staatsmanns, wußte ebenso gut griechisch zu schreiben wie italienische Werke ins Englische zu übersetzen. Die antiken Klassiker sind seit dieser Zeit das hochgeschätzte und verehrte Gemeingut der höhern und gebildetern Klassen Englands geblieben. In lateinischer Sprache schrieb Camden, in Burghleys Auftrage, die Geschichte Elisabeths, durchaus auf Grund offizieller Aktenstücke, die man ihm mittheilte; gemäßigt und zuverlässig, aber doch völlig in royalistischem Sinne. Camden stand inmitten eines ausgedehnten Kreises ernst und gründlich forschender Gelehrten. Die hohen Ziele und die Begeisterung der eigenen Epoche wie das allgemein verbreitete Studium des Alterthums erfüllten die literarischen Schöpfungen mit einem Pathos, das unserer nüchternen Zeit bisweilen schwülstig erscheint, das aber doch herrliche und allgemein gültige Erzeugnisse der Poesie und Philosophie hervorbrachte. Ein Sohn jener Periode, von Elisabeth vorgezogen, wenn

1) Hallam, Introduction to the history of litterature, II, III. Sektion 3.



Das Globe-Theater zu London in der Zeit der Königin Elisabeth.

Nach einer alten Zeichnung im British Museum.

auch in seiner öffentlichen Thätigkeit nur mäßig begünstigt, war Francis Bacon,[1]) der seine großartige schriftstellerische Laufbahn unter ihrer Herrschaft begann, um sie unter ihrem Nachfolger zu vollenden. An ihrem Hofe lebte Walter Raleigh, der Seeheld, welcher zugleich Gelehrter und Dichter war, in keiner dieser Beziehungen ein Genie, in allen ein glänzendes Talent — leider auch ein schmutziger Charakter!

Was war das überhaupt für eine Reihe hochbegabter und geistvoller Staatsmänner, die sich um die alternde Elisabeth vereinigten! Neben Lord Burghley — welcher seinen Freund und Mitarbeiter Walsingham noch acht Jahre überlebte und 1598 starb, nachdem er 78 Jahre gelebt und vierzig davon erster Minister gewesen war — sein jüngerer Sohn Robert Cecil, der freilich seinem großen Vater nicht zu vergleichen war, aber doch Schlauheit, Arbeitskraft und ungewöhnliche Geschäftsgewandtheit von ihm geerbt hatte. Ferner Eduard Coke, der bedeutendste und umfassendste Rechtsgelehrte seiner Zeit, der Generalanwalt Elisabeths. Dann, wie schon erwähnt, Bacon, der außerordentliche Rechtsbeistand der Königin, wegen seiner witzigen Rede ebenso gefürchtet wie beliebt, durch philosophische Durchbildung und unvergleichliche Geistesgaben vor allen hervorragend. Wie er, war in das Faktionswesen, das den Hof spaltete, auf das tiefste Sir Walter Raleigh verwickelt.

Keiner aber stand der Königin so nahe, wie Robert Devereux Graf von Essex. Er war der Sohn des Grafen Walter Essex, der infolge einer unverdienten Gegnerschaft Leicesters sich als General gegen die irischen Rebellen aller Hülfsmittel beraubt gesehen hatte und darüber frühzeitig vor Kummer und Erschöpfung gestorben war. Man erzählte sogar, Leicester habe den Earl vergiftet.[2]) Wie dann aber des letztern Witwe den Feind ihres Gatten bald darauf ehelichte, so schloß sich auch ihr neunjähriger Sohn Robert (geboren 1567) vertraulich dem Stiefvater an, der ihm in der That eine herzliche Liebe widmete. Er führte ihn am Hofe Elisabeths ein; und als 1588 Leicester starb, wurde der junge blühende Essex, anmuthig in seiner Erscheinung und ritterlich in seinen Sitten, sein Nachfolger in der intimen Gunst der Königin. Wir wissen, daß Elisabeth selbst in ihrem Alter zärtlicher Huldigung nicht entbehren mochte, und so nahm das Verhältniß zwischen Essex und der Herrscherin, die seine Großmutter hätte sein können, völlig den Schein einer Liebesverbindung an, die freilich in Wirklichkeit wohl nicht existirt hat. Er gedachte, die Gnade der Königin zur Ausführung hochfliegender Pläne zu benutzen. Denn großartige Gedanken bewegten seinen Geist. Er wollte die Strenge der religionspolitischen Gesetze gegen Katholiken und zumal gegen Puritaner mildern, ganz England zum Kampfe wider Spanien vereinen, dasselbe zugleich in seinen überseeischen Besitzungen angreifen mit Hülfe der von

1) Ch. de Remusat, Bacon, sa vie, son temps et sa philosophie. (Paris 1857.) — Spedding, Letters and life of Lord Bacon. 7 Bände. (London 1862—74.)
2) Aikin, Memoirs of the Court of Queen Elizabeth. (3. Aufl. London 1819.) II, 49 f.

ihren spanischen Herren so furchtbar gepeinigten Indianer. Man sieht, eine kühne, umfassende und nicht aussichtslose Kombination!

Nun war er aber mit Burghley schon als Schützling von dessen Gegner Leicester verfeindet; und noch mehr stieß er mit jenen seinen Entwürfen bei demselben an, der gern den so glücklich geführten Krieg gegen den spanischen König durch einen ehrenvollen Frieden beendet hätte. Essex, von der Königin zum Großmarschall von England erhoben, trug den Sieg über den greisen Staatsmann davon, der Kampf ward fortgesetzt. Indeß die Abneigung wider den jugendlichen Günstling vererbte sich auf Burghleys Sohn, den Staatssekretär Sir Robert Cecil. Dieser listige Bucklige, der nie einem Widersacher verziehen hat, wurde bald der tödtliche Feind Essex', und es schlossen sich ihm alle diejenigen an, welche dessen hohe Stellung beneideten — das heißt so ziemlich der ganze Hof. Die Katholiken dagegen, die Puritaner, damals etwa ein Drittheil aller Engländer,[1]) das Heer und besonders die Offiziere, waren durchaus für Essex eingenommen, den sie als ihren Führer betrachteten.

Die letzten fünfzehn Regierungsjahre Elisabeths, nach der Niederlage der Unbesiegbaren Armada, sind wie der Epilog eines großen Dramas. Das Interesse erlahmt, da die wichtigen Fragen im Grunde alle schon entschieden sind. Die Hauptperson des Stückes, die Königin selbst, tritt in den Hintergrund, sie überläßt die Handlung den jungen, geistvollen, feingebildeten, hochstrebenden Männern, die sich an ihrem Hofe befehden und um den maßgebenden Einfluß streiten: auf der einen Seite die Anhänger Essex', auf der andern die viel zahlreichern Cecils.

Gestützt auf die Gunst der Monarchin, würde dennoch Essex sicher den Sieg davon getragen haben, wenn seine eigenen Gaben seinen umfassenden Absichten entsprochen und wenn nicht auch die äußern Umstände ihn bekämpft hätten. Seine kriegerischen Unternehmungen hatten eben nicht immer den beabsichtigten Erfolg: so nahm er 1596 Cadiz, konnte es aber nicht behaupten. Dauernde Vortheile vermochte er nirgends gegen Spanien zu erringen. Und dann hatte Essex nicht die gebührende Geduld und Nachsicht der greisen Königin gegenüber. Er glaubte ihrer Liebe sicher zu sein und setzte derselben oft Hohn und Kälte entgegen, welche die Königin bis zur Leidenschaft reizten und mit wachsendem Groll gegen ihn erfüllten. Hochfahrend und übermüthig, wie er war, that er alles, sie sich zu entfremden, denn er meinte, schlimmsten Falles ihrer entrathen, sich auf Volk und Heer stützen zu können. Freilich verzieh sie ihm, daß er sich heimlich mit der Tochter Walsinghams vermählte. Aber dann ward seine Haltung ihr gegenüber so anmaßend und unehrerbietig, daß sie, in der Wuth getäuschter und verachteter Neigung, ihm einst einen Backenstreich gab; und er faßte drohend an das Schwert. Seitdem wollte trotz äußerer Versöhnung das Verhältniß zwischen ihnen sich nicht mehr ausgleichen. Seine Briefe an die Herrscherin sind voll Aeußerungen des Wider-

1) Relaz. di Nicolò Molin (1607); Barozzi & Berchet, Serie IV, 47.

strebens. Andern gegenüber führte er über dieselbe beißende Spottreden, die ihr dann von den ihm feindlichen Hofleuten in verschärfter Weise hinterbracht wurden. So beschloß Elisabeth mit Recht, dem unleidlichen Verhältniß durch zeitweilige Entfernung des Grafen ein Ende zu machen. Die Gelegenheit, die sich von selbst dafür bot, war freilich eine recht unerfreuliche.

Sie war gegeben durch einen neuen Aufstand der Iren, entschlossener und gefährlicher als je zuvor. Vergebens hatte seit dem Jahre 1584 der treffliche Statthalter Sir John Perrot die katholischen Iren durch Milde und Versöhnlichkeit zu gewinnen gesucht. Die habgierige Unduldsamkeit der anglikanischen Geistlichkeit und die Verachtung, welche die englischen Soldaten und Kolonen den Kernen zeigten, brachten alle seine wohlgemeinten Pläne zum Scheitern. Diese Umstände erfüllten die Iren von neuem mit unversöhnlichem Hasse gegen England und die Engländer, und solche ingrimmige Abneigung war um so gefährlicher, als inzwischen zahllose Iren im Solde der Liga und Spaniens gefochten hatten und somit der Nationalpartei ebenso viele wohl geübte Krieger zur Verfügung stellten. Ein Führer fand sich bald, Hugh O'Neal, ein hervorragender Mann, der früher von der englischen Herrscherin selbst zum Grafen Tyrone erhoben worden. Auch blieben die spanisch-päpstlichen Anreizungen nicht aus; man hoffte auf Hülfe aus Italien und Spanien: im Jahre 1594 brach der Aufstand aus, mit dem laut verkündeten Zwecke, die grüne Insel gänzlich und auf immer von dem englischen Joche zu befreien. Bei Blackwater erlitten die Engländer eine furchtbare Niederlage, die binnen kurzem vier Fünftel Irlands den Rebellen überlieferte.

Essex hatte es nicht an lautem Tadel über das Verfahren der englischen Heerführer in Irland fehlen lassen, gegen alle Entwürfe im geheimen Rathe Einwendungen gehabt; da übergab im Frühjahre 1599 die Königin ihm selbst den Oberbefehl über das neue Heer von 22,000 Mann, das sie gegen die aufständische Insel sandte. Nur sehr widerwillig gehorchte Essex dem Auftrage. Denn großer Ruhm war gegen die irischen Wilden offenbar nicht zu gewinnen, und ungern überließ er die Königin und den Hof dem ausschließlichen Einflusse seiner Feinde. Er scheint damals den Beschluß gefaßt zu haben, den irischen Krieg in die Länge zu ziehen, sich in dem ihm unterstehenden Heere eine ihm ausschließlich ergebene Macht zu schaffen, um wider seine Gegner sich auch ohne die Königin behaupten zu können. Bald schloß er sogar mit Tyrone einen Waffenstillstand höchst schmachvoller Natur, welcher der englischen Krone nur den Schatten der Hoheit, in Wirklichkeit politisches wie religiöses Regiment den katholischen Iren verlieh. Sein Ehrgeiz war, einstweilen Irland sich selbst zu überlassen, dafür zunächst den Kampf mit Spanien, wo Lorbern und Reichthümer zu erbeuten waren, in großem Umfange wieder aufzunehmen.

Aber nur an der Spitze seines Heeres wäre es ihm möglich gewesen, Elisabeth und deren Rathgeber zu einem Verfahren zu zwingen, das ihrer langjährigen Politik so schnurstracks zuwiderlief. Jenes Unternehmen wäre nicht

aussichtslos gewesen, da Offiziere und Soldaten des Krieges in Irland herzlich überdrüssig waren. Essex hat auch ähnliches zuerst beabsichtigt — allein im Augenblicke der Entscheidung erschien solch' Entschluß ihm zu gefährlich, und er wollte es lieber noch einmal mit seinem persönlichen Einflusse auf die Königin versuchen. Trotz ihres ausdrücklichen Verbotes an ihn, nach England zu kommen, ließ er (Ende September 1599) sein Heer in Irland im Stich, flog nach London, überfiel Elisabeth in ihrem Schlafgemache. Sie nahm ihn zuerst gnädig auf, indeß allmählich wurde die Stimme der alten Neigung durch den Unwillen über seinen Eigensinn und Ungehorsam übertönt: noch am Abend seiner Ankunft ward er in Haft genommen. Auf der Königin ausdrücklichen Befehl machte man ihm vor dem politischen Gerichtshofe der Sternkammer den Prozeß, und diese verurtheilte ihn zur Suspension von allen seinen Aemtern und zur Haft in seinem eigenen Hause. Geraume Zeit hielt er sich da ruhig, seine baldige Begnadigung erwartend. Da aber Monat auf Monat verstrich, ohne daß die Königin ihm verzieh, verlor er die Geduld. Mit Grimm sah er, daß gerade damals — im Jahre 1600 — Elisabeth mit den Spaniern in Boulogne Friedensverhandlungen pflog. Er war längst ein Anhänger der Nachfolge Jakob Stuarts in England: nun knüpfte er in Schottland seine alten geheimen Verbindungen wieder an. Einige Lords brachte er auch in England auf seine Seite, er hoffte, London, wo er wirklich sehr beliebt war, werde sich für ihn erheben; die Geistlichen, zumal die puritanischen, beteten öffentlich für ihn. So nahm er (8. Februar 1601) einige Boten der Königin, die ihn über seine Umtriebe und Rüstungen befragen sollten, gefangen und durchzog dann, mit sechzig bewaffneten Begleitern, die Straßen Londons, die Bürger zur Erhebung für ihn aufrufend. Aber überall fand er Zurückweisung und mußte sich bald den königlichen Truppen auf Gnade und Ungnade ergeben. Kühnheit wie Schwäche hatte er am unrichtigen Orte gezeigt, so sein tragisches Schicksal selbst heraufbeschworen.

Freilich im Grunde war die Gesinnung des Volkes für ihn, aber das erbitterte und erschreckte nur die Königin um so mehr. Während seine Feinde zuversichtlicher denn je seinen Untergang betrieben, ließen seine Freunde ihn im Stiche. Bacon, dem er einst Wohlthaten erwiesen, den er aus Noth und Dürftigkeit gerettet hatte, war niedrig und sklavisch genug, um jetzt als Staatsanwalt mit der größten Schärfe wider ihn aufzutreten. Er wurde zum Tode verurtheilt. Einige Tage zögerte Elisabeth, das Urtheil zu bestätigen, denn sie erwartete, er werde sie um Gnade anflehen, seinen Stolz vor ihr demüthigen; sie würde sich dann mit einer leichten Bestrafung begnügt haben. Da Essex aber sich zu einem solchen Schritte nicht verstehen wollte, ward er, am 25. Februar 1601, enthauptet.

Das Volk hegte für ihn das aufrichtigste Mitgefühl, bittern Haß gegen seine Feinde Cecil, Raleigh, Bacon, gegen die Königin selbst, die sich zu deren Werkzeug gemacht zu haben schien. Sie ließ, um sich zu rechtfertigen, durch Bacon eine schmutzige Anklageschrift gegen dessen frühern Beschützer und Wohl-

thäter verfassen. Lebhaft empfand es Elisabeth, daß die öffentliche Meinung in ihrem Reiche sich von ihr abwendete, daß eine neue Zeit mit neuen gefährlichen Tendenzen im Anzuge sei. Ihr Parlament sprach zu ihr in einer Weise, die darthat, daß die demüthige Unterwerfung unter das Königthum, wie seit hundert Jahren die Volksvertretung sie bewiesen hatte, nun vorüber sei, daß ein neuer, unabhängigerer und kühnerer Geist zumal die Commons von England erfülle. In dem Parlamente des Jahres 1597 und ganz besonders in dem von 1601 — nach dem Tode Essex' — erhob sich das Unterhaus in nachdrücklichstem Tone gegen die Monopole, die ausschließlichen Handelsberechtigungen, welche die Königin an ihre Günstlinge und Diener zu verleihen pflegte, um dieselben zu belohnen, ohne daß es ihr etwas kostete. Und zwar nicht nur Luxusartikel, sondern auch nothwendige Bedürfnisse, wie Salz, Leder, Kohlen, waren in Monopole verwandelt und wurden von den Inhabern der letztern den Konsumenten, d. h. dem ganzen Volke zu theuren Preisen und in schlechter Beschaffenheit aufgenöthigt. Vergebens hatte 1597 die Königin die Hoffnung ausgedrückt: „ihre treuen und liebenden Unterthanen würden sie nicht ihrer Prärogative berauben, welche die herrlichste Blume in ihrem Garten und die hauptsächlichste und kostbarste Perle in ihrer Krone sei". 1601 brach der Sturm von neuem im Unterhause los. Man verlas daselbst in öffentlicher Sitzung die Liste der Monopole; man rief aus: „Bald wird auch das Brod in diesem Verzeichniß stehen!" Keine Einrede der höfischen Mitglieder verschlug — bis die Königin selbst nachgab und erklären ließ, daß alle vorhandenen Monopole widerrufen und niemals von neuem gewährt werden sollten.[1])

So hatte Elisabeth ihrem Volke weichen, einen bedeutenden Theil der bisher von ihr behaupteten königlichen Prärogative opfern müssen. Und auch in der äußern Politik hatte sie ihre friedlichen Absichten aufzugeben, die Pläne wieder zu verfolgen, die Essex gehegt, und für deren Verwirklichung zum Theil er geblutet hatte.

Infolge der Verwerfung des von dem Grafen mit Tyrone abgeschlossenen Waffenstillstandes war der Kampf auf der Nachbarinsel wieder ausgebrochen. Da sandten die Spanier den Iren wirklich ein Heer zur Hülfe unter Don Juan d'Aguilar und Ocampo. Elisabeth wurde durch den Donner der spanischen Geschütze in Irland recht unangenehm aus ihren Friedensträumen geweckt. Es stellte sich heraus, daß sie mit dem katholischen Könige nicht verträglich leben könne, daß die Negotiationen von 1600 ganz ebenso ausschließlich bestimmt gewesen waren, sie in trügerische Sicherheit zu wiegen, wie die von 1587. Freilich hatte der Spanier Schlauheit und List dieses Mal nicht mehr endgültigen Erfolg, als damals bei Gelegenheit der Unbesiegbaren Armada. Die erste Flotte, die sie aussandten, wurde durch einen

1) Hallam, Constitutional history of England. Kap. V. (Bd. I, S. 351 ff. in der Ausgabe Paris 1827).

Sturm zurückgeworfen, als sie eben in See gestochen war. Als die zweite, glücklicher, ihre Truppen in Irland gelandet hatte, und Aguilar als „General des heiligen Krieges" die dortigen Katholiken zum allgemeinen Aufstand ermahnte, war die Gluth der irischen Empörung schon verraucht, und er erhielt nur mäßigen Zuzug.[1]) Der neue Generalgouverneur von Irland, Lord Mountjoy, schlug die katholische Armee bei Kinsale (Dezember 1601) völlig aufs Haupt, so daß die Spanier im Anfange des nächsten Jahres die Insel gänzlich räumen mußten. Aber auch Mountjoy rieth seiner Gebieterin an, mit den Rebellen ein gütliches Abkommen zu treffen, das ihnen wenigstens einen Theil ihrer Forderungen bewillige und Straflosigkeit zusichere.

So führten die Umstände aller Orten die Königin auf die Politik zurück, die einst der unglückliche Essex gegen sie verfochten hatte. Zumal zur Rache an Spanien war Elisabeth nunmehr fest entschlossen: einen allgemeinen Krieg wollte sie gegen dasselbe zu Stande bringen. Sie forderte, im Januar 1602, den französischen König, die Republik Venedig auf, Spanien auf der eigenen Halbinsel und in seinen italienischen Besitzungen anzugreifen; ein englisches Geschwader wurde ausgerüstet, um an den iberischen Küsten zu erscheinen und noch einmal die Losreißung Portugals von der kastilischen Krone zu versuchen.

Indeß da mußte Elisabeth wahrnehmen, daß sie sich bei den Fremden ebenso wenig wie im eigenen Lande des alten Ansehens erfreute. Heinrich IV. ließ ihr antworten: „der König werde für England alles thun, was ihm möglich sei, allein den Frieden brechen und sich offen gegen Spanien erklären könne er nicht." Venedig schickte einen Gesandten nach London, aber anstatt der erwarteten Verabredungen zum gemeinsamen Angriffskrieg gegen Spanien brachte derselbe nur Klagen über die englischen Korsaren. Elisabeth zeigte den Aerger und Kummer, den ihr diese Zurückweisungen verursachten, deutlich genug in den bittern Worten, in denen sie dem Venezianer erwiederte.[2]) Und ihre Staatsmänner, ihre eigenen Verwandten kümmerten sich wenig um sie, handelten nach ihrer eigenen Weise, bemühten sich wetteifernd um die Gunst des Schottenkönigs, dem binnen kurzem die Krone Englands zufallen mußte. Elisabeth fühlte in ihrem hohen Alter, fast siebzigjährig, sich ganz vereinsamt, ohne Anhalt und Stütze in ihrer Umgebung, in ihrem eigenen Volke, das seit den letzten Jahren und zumal seit Essex' Tode ihr kühl und gleichgültig gegenüber stand. Immer wieder drängte sich ihr das Andenken an diesen Unglücklichen auf, den sie einst so innig geliebt, und dessen Rath-

1) Lafuente, Hist. gen. de España. XV, 320 ff. 2) Sie sagte ihm: „Ich kann es gar nicht übel genug aufnehmen, daß in den vierundvierzig Jahren meiner Regierung mich die Republik Venedig nichts anderes hat hören lassen als Anliegen, und daß sie sonst, mögen meine Angelegenheiten günstig oder übel gestanden haben, niemals einen Beweis dafür hat geben wollen, daß sie mich und mein Reich in solcher Achtung halte, wie dies die andern Fürsten und Herrscher thun." Depesche des venezianischen Gesandten Scaramelli; Barozzi & Berchet, Serie IV, S. 14.



Elisabeth von England.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von Crispin van Passe (etwa 1560—1630);
Originalgemälde von Isaac Olivier (1556, London, — 1617).

schläge sie immer mehr als die im Grunde richtigen anerkennen mußte. Aus ihren Unterredungen mit dem französischen Gesandten Beaumont[1]) ersieht man, wie unausgesetzt sie sich mit dieser Erinnerung beschäftigte, wie sie ihre rasche That vor sich selbst entschuldigen will, ohne daß es ihr gelingt. Mit Thränen in den Augen sprach sie von Essex. Schon im Mai 1602 sagte sie: „Ich bin es müde zu leben, da ich nichts mehr finde, was mich befriedige oder mir Freude verursache."[2]) Immer mehr nahm dieser Trübsinn zu, da die Königin sah, daß sie sich überlebt habe, und da sie zugleich die Verminderung ihrer Kräfte merkte. Sie scheint sonst an keinem eigentlichen akuten Uebel gelitten, dafür aber ihre Melancholie bis zu einer wirklich krankhaften Intensität sich entwickelt zu haben. Sie seufzte und weinte, verweigerte Tage lang alle Nahrung, ließ sich nicht bewegen, zu Bette zu gehen, sondern blieb Wochen lang in ihrem Zimmer auf Kissen ausgestreckt, ohne mehr als eine bis zwei Stunden Schlaf zu finden. Endlich trug man sie mit Gewalt auf ihr Bett. Aber unmöglich war es, ihr Heilmittel beizubringen. Man muß sagen, sie hat in ihrem Trübsinn ihren Tod selbst herbeigeführt. Am 2. April 1603 (neuen Styles) wurde sie sprachlos. Sie ließ ihren geheimen Rath zu sich berufen und deutete durch Zeichen an, daß König Jakob von Schottland ihr Nachfolger sein solle.[3]) Noch an demselben Tage ließ sie Stunden lang den Erzbischof von Canterbury laut an ihrem Lager für ihre Seele beten und sie selbst auf den Tod gebührend vorbereiten. Sie lag darauf still und in sich gekehrt: am frühen Morgen des 3. April 1603 ist sie gestorben.

Ein trübes und unwürdiges Ende für eine der hervorragendsten und erfolgreichsten Frauen, welche die Geschichte kennt. Sie ist es gewesen, welche die Zukunft Englands endgültig bestimmt hat. Sie hat die von dem Vater begonnene religiöse Reform abgeschlossen und zur dauernden Herrschaft in ihrem Reiche geführt. Sie hat die ersten großen Siege Englands auf dem Meere zu Wege gebracht, die Seeherrschaft des englischen Volkes begründet. Sie hat zum ersten Male nach hundertjähriger Machtlosigkeit England eine wahrhaft bestimmende und großartige Rolle in den Geschicken Europas spielen

1) Raumer, Briefe aus Paris. II, 231 ff. 2) Es sind diese Aussprüche Elisabeths, ein Jahr vor ihrem Tode, die beste Widerlegung der albernen Geschichte von dem Ringe, den Essex, um Gnade flehend, der Königin gesendet habe, der aber dieser durch die Gräfin Nottingham vorenthalten worden sei. Auf ihrem Sterbebette, vierzehn Tage vor dem Tode Elisabeths, habe die Gräfin dieser die Sache offenbart, und seitdem habe die verzweifelnde Königin den Tod gewünscht und alle Nahrung zurückgewiesen. Es ist dies eine Erzählung, die erst achtzig Jahre später auftritt, von den Zeitgenossen weiß niemand davon. 3) Bericht ihres mütterlichen Verwandten Robert Cary Grafen Monmouth, der theils selbst Augenzeuge dieser Vorgänge war, theils sie von seiner Schwester Lady Scroope hörte, welche die vertraute Hofdame der Königin in dieser Zeit war (Birch, Negotiations, 206 ff.). Er sagt u. a.: The Queen grew worse and worse, because she would be so. — Die Bezeichnung Jakobs VI. als ihres Nachfolgers durch die sterbende Elisabeth wird bestätigt durch den venezianischen Gesandten Nicolò Molin; Barozzi & Berchet, Serie IV, S. 45.

lassen. Freilich ihre nächsten beiden Nachfolger haben ihre Tendenzen nicht fortgesetzt: ein großartiger Usurpator, Cromwell, war berufen, dieselben wieder aufzunehmen. Elisabeth hat Spaniens Angriffskraft gebrochen, sie hat den Holländern, den Hugenotten, Heinrich IV. den Widerstand gegen die spanisch-katholischen Universalpläne ermöglicht — ohne sie würde die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts wahrscheinlich mit dem allgemeinen Siege Philipps II. geschlossen haben![1]) Wie anders aber war nun das Ergebniß! Früher hatte der Kampf nur zwischen den großen katholischen Mächten, Frankreich und Spanien, stattgefunden: jetzt traten neben dieselben mit wachsendem Nachdruck in zunehmender Stärke zwei protestantische Großmächte: England und die Vereinigten Provinzen der freien Niederlande. Wenn so das protestantische Element einen selbständigen und hervorragenden Platz in dem allgemeinen Zusammenhange der europäischen Politik erwarb und behauptete, so ist auch das zum größten Theile der Königin Elisabeth und ihren Rathgebern zu danken. —

Noch war der großen Fürstin sterbliche Hülle nicht erkaltet, als die englischen Lords sich beeilten, in wetteifernder Schnelligkeit nach Edinburg zu reiten, um dort dem neuen Herrscher zu huldigen.

Und doch wie wenig war Jakob Stuart seiner großen Vorgängerin ähnlich!

Er war gründlich gebildet, ja ein Gelehrter; zumal die Theologie hatte er eifrig studirt und glaubte, daß darin ihm niemand gleich käme. Aber seine Bildung hatte einen pedantischen Anstrich: er bestand hartnäckig auf seinen Meinungen, suchte stets andere zu belehren, liebte lateinische und griechische Citate anzubringen — kurz er glich mehr einem Schulmeister, als einem Könige. Und so tief er von seiner Weisheit durchdrungen, so ungeduldig er gegen Widerspruch war, ließ er es doch gänzlich an fester Planmäßigkeit fehlen, änderte seine Anschauungen und Absichten oft stündlich, je nachdem man ihm ein lockendes Ziel vor Augen stellt. Diese Unsicherheit stand freilich mit der Kingscraft, mit der einem Könige geziemenden Geschicklichkeit und politischen Schlauheit, die er sich selbst im höchsten Maße zuschrieb, in auffallendem und oft lächerlichem Widerspruche. Auch war er verschwenderisch gegen seine Günstlinge und prachtliebend, und wußte mit dem Gelde nicht Haus zu halten, so daß er sich stets in bedürftiger Lage befand.

Je größere Schwierigkeiten ihm fortwährend seine schottischen Unterthanen bereitet hatten, eine desto höhere Meinung hatte er von den Anrechten und der theoretischen Gewalt des Königthums, zumal seitdem er die „kaiserliche Krone" von England und Irland auf sein Haupt gesetzt. Einen „Halbgott" (semideum) nennt er den König in seiner Unterweisung an seinen Erstgeborenen, in dem Basilikon doron.[2]) Die mystische Vorstellung von der

1) Die Größe Elisabeths wird schon von dem Katholiken Nicolò Molin (a. a. O.) in sehr angemessener Weise gewürdigt. 2) S. 2 (Originalausgabe, London 1604).

göttlichen Natur des Thrones war mit seinen Anschauungen so eng verwebt, daß er darüber — zu seinem größten Nachtheile — die wirklichen Verhältnisse vollständig übersah. „Ich bin unumschränkt in meinem Reiche wie Euer König," sagte er nach seiner Ankunft in England zu dem französischen Gesandten,[1] „in nichts abhängig von dem Rath oder den Bewilligungen meiner Unterthanen." Als Ideal erschien ihm der Despotismus, den der König von Spanien über sein Volk ausübte, und deßhalb hat er stets eine geheime Vorliebe für diesen Staat gehegt. In dieser Neigung wurde er bestärkt von seiner Gemahlin Anna von Dänemark, einer unruhigen, ehrgeizigen und herrschsüchtigen Fürstin, die trotz ihrer Abstammung aus eifrig lutherischer Familie zum Katholizismus neigte. Man behauptete sogar, sie sei förmlich zu dieser Religion übergetreten: indeß sie sah zu gut die Unmöglichkeit eines solchen Schrittes ein.[2] Jakob donnerte wohl mit strengen Worten gegen den Einfluß der Frauen, denen er seine Geringschätzung selbst öffentlich zu bezeugen pflegte. Aber wie überall seine Thaten mit seinen Worten in seltsamem Gegensatze standen, so befand er sich auch in hohem Maße unter der Herrschaft der Königin Anna.

Er liebte die Freuden der Tafel bis zur Unmäßigkeit: man sah ihn oft sinnlos betrunken mit dem Oberkörper auf den Tisch fallen. Auch der Jagd war er leidenschaftlich zugethan; aber dabei war er persönlich feige, so daß ihn der Anblick eines entblößten Schwertes erzittern machen konnte. Leicht gerieth er in Zorn. Dann war er seiner nicht mehr mächtig, schwur und fluchte in völlig unköniglicher Weise. Viel weniger eifrig als den Vergnügungen ging er den Staatsgeschäften nach, die er vielmehr zum größten Theile seinen Günstlingen überließ. War Elisabeth zunächst dadurch populär geworden, daß sie sich sehr häufig ihren Unterthanen zeigte und unbefangen unter ihnen verkehrte, so vermied Jakob so viel wie möglich mit dem Volke in Berührung zu kommen und trieb wohl kühne Bittsteller mit lauten Scheltworten aus seiner Gegenwart. Wirklich hat er sich binnen kurzem um die gute Meinung des englischen Volkes gebracht.[3]

Von jeher hatte Jakob VI. hauptsächlich die Frage seiner Nachfolge in England beschäftigt: sie hatte die Richtschnur seiner gesammten Handlungsweise gebildet. Freilich nach natürlichem Rechte war Jakob unzweifelhaft der Erbe. Da mit Elisabeth die Nachkommenschaft Heinrichs VIII. erlosch, so fiel ihre Sukzession an Jakob, den Urenkel der ältesten Schwester Heinrichs VIII. Indeß in staatsrechtlicher Beziehung lag die Sache nicht so einfach. Die Stuarts waren vielmehr durch einen vom Parlament im voraus gutgeheißenen, also mit Gesetzeskraft versehenen letzten Willen Heinrichs VIII. auf alle Zeit von der Krone ausgeschlossen worden — ein Testament, dessen Gültigkeit man freilich wieder mit juridischen Spitzfindigkeiten bestritt. Außer den Stuarts

1) Raumer II, 250. 2) Das. S. 252. — Lettres missives de Henri IV. VI, 380. — Nicolò Molin S. 55. 3) Nicolò Molin S. 54.

aber gab es noch dreizehn anderweitige Prätendenten auf die Erbschaft des englischen Thrones. Das übelste dabei war, daß bis zum Vorabende ihres Todes Elisabeth, eifersüchtig auf ihre Macht, ihr Ansehen und die Treue ihrer Diener, sich stets geweigert hatte, unter den vierzehn Bewerbern denjenigen zu bezeichnen, den sie für den bestberechtigten hielt.

Jakob lebte eben deßhalb in steter Furcht, endlich doch von ihr noch ausgeschlossen zu werden. Nach mannichfachen Schwankungen, die sich aus dieser Besorgniß erklären, hatte er 1586 mit Elisabeth den Bündnißvertrag zu Berwick geschlossen, ein englisches Jahrgeld angenommen. Indessen hielt er es für besser, doch auch mit ihren Gegnern, den Katholiken, in freundlichem Einvernehmen zu bleiben, um im Nothfalle der Hülfe derselben zur Erlangung der englischen Krone sicher zu sein. Während er, gedrängt von seiner eifrig protestantischen Umgebung und von Elisabeth selbst, mit den katholischen Lords des nördlichen Schottland im Kriege liegt, vermeidet er es dennoch, einen entscheidenden Schlag gegen die letztern zu führen. Ja, er gestattete später den geflüchteten Häuptern der altgläubigen Partei die Rückkehr nach Schottland und gab ihnen ihre eingezogenen Güter zurück. Zugleich sandte er (Anfang 1596) im tiefsten Geheimniß den John Powrie Lord Ogilvy nach Rom und Madrid: der sollte dort den Uebertritt Jakobs zum Katholizismus, sowie die Ausrottung der Ketzerei in Schottland, England und Irland in Aussicht stellen für den Preis eines Schutz- und Trutzbündnisses des Papstes und Philipps II. mit dem schottischen Könige, sowie des Verzichtes auf die spanischen Ansprüche auf England.[1]) Indeß der greise Philipp traute der Aufrichtigkeit Jakobs VI. nicht und hielt schließlich dessen Gesandten sogar als Gefangenen zurück.

Und inzwischen suchten die schottischen Presbyterianer, die dem Sohne Maria Stuarts schon lange mißtrauten, dessen Liebäugeln mit dem Katholizismus ein für alle Male ein Ende zu bereiten. Die Prediger der Hauptstadt erhoben sich gegen die Schonung, welche der König den Katholiken, die Neigung, die er dem „papistischen Götzendienste" zeige. Ein offener Aufstand vertrieb den König aus Edinburg. Man forderte von ihm Aenderung seiner vornehmsten Rathgeber, Wiederherstellung der von ihm aufgehobenen höchsten presbyterianischen Kirchenbehörde, Verweisung der katholischen Lords aus dem Lande.

Hätten die eifrigen Presbyterianer diese Ansprüche durchgesetzt, es hätte solches die Unterwerfung der Krone unter das Belieben Robert Bruces und der übrigen Prädikanten bedeutet. Dahin wollte der schottische Adel es doch nicht kommen lassen. Er sammelte sich mit seinen Hintersassen um den König in solcher Menge, daß die Hauptstadt sich erschreckt unterwerfen (Januar 1597) und Bedingungen eingehen mußte, die den Monarchen dauernd zum Herrn

1) Ueber diese Verhandlungen vergleiche man meinen durchaus auf diplomatischem, zum Theil noch unveröffentlichtem Material beruhenden Aufsatz „Der erste Stuart auf englischem Throne". Im neuen Reich, 1873. II, 865 ff.

derselben machten; es wurde ihm auch das Recht zugesprochen, widerspenstige und aufrührerische Prediger abzusetzen. Eifrig benutzte Jakob die Reaktion, die hiermit gegen die zelotisch presbyterianische Partei, zu Gunsten gemäßigterer Anschauungen und der königlichen Gewalt eingetreten war. Die Kirchenversammlungen zu Perth und Dundee faßten unter dem Druck des siegreichen Königthums eine Reihe von Beschlüssen konservativen und royalistischen Charakters. Man bewilligte der Krone einen Antheil bei der Ernennung der Geistlichen in den hauptsächlichsten Städten des Landes; man verbot den Predigern, gegen die königlichen Anordnungen von der Kanzel herab zu reden; man gewährte dem Herrscher das Recht, Beschlüsse der Presbyterien zu sistiren; man nahm die wegen katholischer Neigungen exkommunizirten Lords wieder in die Kirchengemeinschaft auf; man gab dem Könige einen bestimmenden Einfluß auf die kirchliche Kommission, welche die höchste religiöse Aufsichtsbehörde des Landes ausmachte. Das waren für die Krone eine Reihe bedeutsamer Errungenschaften. Aber Jakob that noch einen Schritt weiter, um die presbyterianische Kirche jener cäsaropapistischen Verfassung näher zu führen, die ihm als wünschenswerthes Ziel vorschwebte: die Institution der Bischöfe wurde jener aufgenöthigt. Freilich wurden die Bischöfe von der kirchlichen Generalversammlung vorgeschlagen, von dem Könige nur bestätigt. Freilich war ihre Macht sehr beschränkt und unterlag der steten Aufsicht der Generalversammlung. Indeß der Name, so wichtig, wenn er auf altehrwürdigen religiösen Einrichtungen beruht, war eingeführt, und von diesem Ausgangspunkte aus konnte Jakob die presbyterianische Kirche der monarchisch-bischöflichen anglikanischen immer näher zu bringen hoffen.

Unter diesen Umständen schloß Jakob sich enger der protestantischen Richtung an, die ihm in Schottland nicht mehr feindselig entgegen trat. Dazu kam, daß er damals mit Essex, dem Führer der entschieden protestantischen antispanischen Partei in England, in geheimen Verhandlungen stand (1598). Aber völlig gab er deßhalb seine Verbindungen mit den Katholiken nicht auf; denn solche Zweideutigkeit hat er stets für eine der wichtigsten Erfordernisse der Kingscraft gehalten.

Der katholische Erzbischof von Glasgow, Beatoun, ein eifriger Anhänger Maria Stuarts, wurde nicht nur in den Genuß der zeitlichen Güter seiner ehemaligen Diözese wieder eingesetzt, sondern auch als schottischer Gesandter in Paris beglaubigt. Er, der Vertreter des Erben der englischen Krone, eines protestantischen Königs, trat als erbitterter Gegner Elisabeths, als zelotischer Katholik auf. Er sagte jedem, der es hören wollte, daß, wenn er vor seinem Tode einen Schlag gegen diejenigen ausführen könne, die ihn seiner geliebten Herrin beraubt hätten, er sich glücklich fühlen würde. Er stand in den freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Hause Guise. Er suchte den französischen König gegen England einzunehmen.[1]) Es mußte einen

1) Bericht Colvills an Essex, 10. Juli 1598; Birch, Negotiations. S. 179 ff.

eigenthümlichen Eindruck machen, wenn dieser Botschafter einer protestantischen Macht die jungen Schotten, die nach schon damals allgemeiner Sitte einige Monate in Paris verlebten, mit allem Eifer und vielem Erfolge zum Katholizismus herüberzuziehen bemüht war (1599). Gegen Ende des Frühjahrs 1599 kam dann noch ein außerordentlicher schottischer Gesandter, Lord Hume, nach Paris, der gleichfalls voll katholischen Eifers auftrat und von dort nach Rom ging, offenbar mit geheimnißvollen Verhandlungen beschäftigt. Ebenso hatte der Erzbischof von Glasgow häufig Zusammenkünfte mit dem Agenten der spanischen Niederlande in Paris, Philipp von Ayala. Vergebens bemühten sich die englischen Gesandten in Paris, diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Indeß, wenn auch die Einzelheiten dieser Unterhandlungen verborgen blieben, so viel war klar, daß Jakob VI. gut mit dem Papste stand. Er ersuchte Klemens VIII., den Bischof von Vaison, einen Schotten Namens Drummond, zum Kardinal zu erheben, damit derselbe als Protektor Schottlands bei dem heiligen Stuhle fungiren könne. Klemens drückte sich stets auf das günstigste über den König von Schottland und dessen Anrechte auf den englischen Thron aus. Die englischen Katholiken zeigten sich plötzlich den Ansprüchen Jakobs VI. auf überraschende Weise geneigt. Ein doppelter Verräther und Spion, Charles Paget, theilte im Sommer 1599 dem englischen Gesandten in Paris mit, daß die größten Anstrengungen gemacht würden, um ein Bündniß Spaniens und Schottlands gegen England zu Stande zu bringen, und daß, wenn nicht Gegenmaßregeln es verhinderten, diese Bemühungen sicher zu einem Ergebnisse führen würden.

Nach den vielfachen Unannehmlichkeiten und Gefahren, die Elisabeth schon durch ihre stets mit den Reichsfeinden verbündeten römisch gesinnten Unterthanen erfahren hatte, mußte es sie mit der größten Besorgniß erfüllen, daß der Nachbarkönig, der wahrscheinliche Thronfolger in England selbst, sich jener in einer ihr so offenbar feindseligen Weise annahm. Als sie durch einen ihrer Spione in Italien das Original eines intimen Briefes Jakobs VI. an den Papst erhalten hatte, beschloß sie, den schottischen König selbst um Rechenschaft wegen seines Verfahrens anzugehen (1599).

Jakob gerieth in die größte Verlegenheit, als Sir William Bowes, der englische Gesandte, ihm diesen Brief vorlegte und fragte, wie derselbe sich mit seinem angeblich so warmen Protestantismus vereinigen lasse? Jetzt mit Elisabeth zu brechen war für Jakob unmöglich, da er noch mit keiner der katholischen Mächte abgeschlossen hatte. Es stand nicht allein das bedeutende Jahrgeld, das er von Elisabeth bezog, es stand seine ganze Erbfolge in England auf dem Spiele. Er stellte also auf das dreisteste, mit gut gespielter Ueberraschung der Unschuld, die Autorschaft des Briefes in Abrede, der nur von seinen Feinden geschmiedet sein könne. Als sich wenige Jahre später der Brief dennoch als echt erwies, nahm es der schottische Staatssekretär Lord Balmerino, ein Katholik und naher Verwandter des Bischofs von Vaison, großmüthig auf sich, die Unterzeichnung desselben vom Könige erschlichen zu

haben. Deßhalb des Hochverraths angeklagt, wurde er zum Tode verurtheilt; aber selbstverständlich verhütete die Begnadigung des Königs einen tragischen Ausgang der leicht zu durchschauenden Komödie. — Je tiefer gegen Ende des Jahres 1600 der Kredit seines Verbündeten in England, des Grafen Essex, sank, um so eifriger betrieb Jakob seine Negotiationen mit dem Papste, Spanien und Frankreich. Freilich blieb er noch immer mit Essex und dessen Freunden in Verhandlung über einen demnächst zu beginnenden bewaffneten Aufstand der eifrigen Protestanten in England; Jakob hielt es offenbar für sicherer, zwei Stränge an seinem Bogen zu haben. Aber die Verhaftung und Hinrichtung Essex' im Februar 1601 machte den Plänen eines puritanischen Aufstandes in England ein Ende. Er nahm deßhalb seine Verhandlungen mit den katholischen Mächten, mit Frankreich und besonders Spanien wieder auf. Ein geheimer Agent, den er (Herbst 1601) nach letzterem Lande schickte, bot abermals des Königs Uebertritt zum Katholizismus und politische Vortheile an; und die spanische Regierung ging, wenn auch zögernd und vorsichtig, auf seine Vorschläge ein.

In der That blieb die unbedenkliche Thätigkeit von Jakobs Kingscraft nicht ohne Erfolg. Die zweizüngigen Verhandlungen desselben mit den Ultramontanen auf der einen und den Presbyterianern auf der andern Seite hatten nicht nur die Katholiken ihm günstiger gestimmt, sondern auch die englische Königin und noch mehr deren Minister erschreckt und ihnen Furcht vor sofortigen oder künftigen Unruhen in England selbst eingeflößt. Elisabeth, obgleich von den verrätherischen Umtrieben ihres schottischen Verwandten wohl unterrichtet, erhöhte demselben im März 1601 beträchtlich die Pension. In noch stärkerm Maße, als die Königin selbst, ging ihr einflußreichster Minister Sir Robert Cecil auf das schottische Interesse ein. Nach dem Tode Essex' war er ohne Zweifel der wichtigste Mann in England, so daß, wenn er sich dem schottischen Monarchen näherte, er dessen Gunst gewiß war. Die zunehmende Kränklichkeit und Schwäche der Königin ließen deren Tod in nicht ferner Zeit erwarten. Jakob war dann der mächtigste und wahrscheinlichste Erbe. Es war gut, sich frühzeitig mit demselben in Verbindung zu setzen, um nach dessen Thronbesteigung die Macht zu bewahren. Freilich war das größte Geheimniß nothwendig, da Cecil wußte, wie eifersüchtig die Königin darüber wachte, daß ihre Minister nur ihr allein Interesse und Dienst widmeten. So begann im Frühjahr 1601 ein geheimer Briefwechsel zwischen dem englischen Staatssekretär und dem schottischen Monarchen — eine Correspondenz, deren immer intimere Gestaltung den letztern bei der wichtigen Stellung Cecils in hohem Grade beruhigen mußte. Sogleich im Beginne versicherte Sir Robert dem Könige: er möge sich nur besonnen und freundlich verhalten, Elisabeth weder durch feindselige Intriguen reizen, noch mit Forderungen beunruhigen, dann könne er dormire securus, dann sei seine Nachfolge in England sicher.

Jetzt schien König Jakob jedenfalls mit Herz und Seele auf die von Cecil angerathne Bahn eingegangen zu sein. Er floß über von Freundschafts-

betheuerungen für Elisabeth und England. Er schwor ihr bei Gott Treue und Aufrichtigkeit zu. „Wenn ich jemals," versicherte er ihr brieflich, „mich mit irgend einem Fürsten auf der Welt in eine Verbindung setze, in welcher Ihr nicht mein einziges Orakel sein sollt: so bitte ich Gott, mich als meineidigen Mörder zu bestrafen." An Cecil schrieb er: „Ich verspreche Euch meinerseits bei meiner königlichen Ehre, daß ich in allen kommenden Zeiten alle meine Handlungen zum Behufe der Beförderung meiner gesetzlichen zukünftigen Hoffnungen nach Eurem Rathe leiten werde."

Alles schien diesen Verheißungen Jakobs zu entsprechen. Er schrieb öfters an die Königin und theilte ihr mit, daß ihm von Frankreich sowohl wie Spanien Unterstützung angeboten werde, wenn er seinen katholischen Unterthanen Glaubensfreiheit zugestehen wolle — natürlich denke er daran nicht. Im Gegentheil ist er der grimmigste Feind der „Papisten". Er dringt darauf, daß die Strafgesetze gegen sie nicht lex mortua bleiben, sondern in vollem Umfange ausgeführt werden, zumal gegen die Priester, die so eifrig auf das Verderben der armen Seelen ausgehen. Freilich könne man ihm vorwerfen, daß er selbst in Schottland minder gewissenhaft verfahre: allein die Schotten zu regieren sei schwer, viel schwerer als die Engländer! Die Spanier wollen mit England Frieden schließen, um Gottes Willen solle man nicht darauf eingehen, das wäre verderblich für die Religion und den Staat! Einen seiner vertrautesten Rathgeber, den Herzog von Lennox, der vor kurzem in Paris die Verhandlungen geführt, sandte er (Spätherbst 1601) an Elisabeth: er wolle ihr Hülfe gegen das rebellische Irland senden, mit ihr und, wenn sie wolle, auch mit dem dazu bereiten französischen Könige und den freien Niederlanden sich gegen Spanien verbünden.

Jakob hatte für seine Abneigung gegen den englisch-spanischen Frieden einen tiefern Grund, den Cecil mitzutheilen er sich wohl hütete: weil er nämlich für den Fall, daß Elisabeth und ihre Regierung ihm trotz allem dem sich feindlich erwiesen, auf die spanische Allianz zurückkommen wollte. Denn dieser König, in dessen Weise es lag, alle Sicherheiten doppelt sicher haben zu wollen, nicht ohne hinterlistige Intriguen leben zu können, war noch eifrig mit den katholischen Mächten in Unterhandlung. Seine stets wiederholten Eide unverbrüchlicher Freundschaft für die Königin, völliger Unterwerfung unter Cecils Rathschläge, bei Gott und seiner königlichen Ehre, waren Meineide. Es waren Lügen, was er über die Eröffnungen der französischen und spanischen Gesandten berichtete!

Er hatte freilich der Königin mitgetheilt, daß der Papst an ihn geschickt und ihm unter gewissen Bedingungen seine Freundschaft angeboten habe, aber nichts davon, daß auch er immer noch mit dem heiligen Stuhle in aktiven Unterhandlungen stehe, einen bleibenden Agenten dort unterhalte. Natürlich mußte ein solches Benehmen von Seiten eines protestantischen Monarchen dem Papste die Hoffnung auf dessen Bekehrung geben; besonders weil man von des Königs Gemahlin Anna, die einen großen Einfluß auf ihn übte,

wußte, daß sie ihre Zuneigung für die katholische Religion und für Spanien offen zur Schau trage. Führte sie doch stets ein kleines Kreuz mit einem Splitter vom wahren Kreuze Christi im Busen mit sich; mochte doch der Papst ihr sogar goldene, von ihm geweihte Agnus Dei zusenden. Ueberhaupt fiel es allgemein auf, daß am Hofe von Edinburg das katholische Element sich wachsender Gunst erfreute; man bemerkte, daß der Staatssekretär, das Oberhaupt der Justiz, die Lehrer der Prinzen Katholiken seien, daß einige Jesuitenpatres von dem Könige häufig zu Rathe gezogen wurden. So ermuthigt bemühte der Papst sich eifrig, den unschlüssigen Jakob fortzureißen, ihn zu bestimmen, sich der beabsichtigten Expedition der Spanier nach Irland hülfeleistend anzuschließen (Juni 1602).

Jakob VI. war nicht damit zufrieden, die englische und die spanische Regierung zu hintergehen, er suchte auch die französische zu betrügen. Er hatte dem französischen Gesandten in Edinburg gesagt: der König von Spanien bewerbe sich um seine Freundschaft und erbiete sich ihm, seine Nachfolge in England zu begünstigen, wenn er die „Rebellen", d. h. die freien Niederländer, nicht weiter unterstützen wolle. Indeß er — Jakob — wünsche vielmehr die Freundschaft Frankreichs. Dieses möge sich vorsehen, denn Elisabeth wolle sich an den Franzosen rächen, weil diese einigen von den Engländern verfolgten Galeeren Schutz gewährt hätten. Schottland biete nun Frankreich eine Offensiv- und Defensiv-Allianz an. Wir sehen überall dasselbe Spiel. Ueberall sucht der schottische König durch dreiste Doppelzüngigkeit Verbündete zu schaffen, um bei eintretender Erledigung des englischen Thrones, sei es diese sei es jene Hülfe zu erhalten. Uebrigens gab Elisabeth ihren Verdacht gegen Jakobs Falschheit nie auf; sie ließ sich nicht von ihm täuschen: noch wenige Wochen vor ihrem Tode drückte sie ihm das deutlich genug aus. (Januar 1603.) Und doch wußte sie nicht, daß Jakob ihre eigenen Minister gewonnen, und daß er zu gleicher Zeit wieder hinter deren Rücken mit den Feinden Cecils, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und andern, durch den Herzog von Lennox hatte anknüpfen lassen.

Von allen diesen Intriguen sollte sich nur die unschuldigste, die heimliche Verbindung mit Cecil fruchtbar erweisen. Nach siebenwöchentlicher Krankheit, welche dem Staatssekretär die Zeit gab, alle nöthigen Maßregeln im Geheimen vorzubereiten, war Elisabeth am frühen Morgen des 3. April 1603 gestorben. Bei Sonnenaufgang waren schon die Mitglieder des geheimen Rathes versammelt, denen Cecil, wie als ob es sich von selbst verstünde, eine Jakob den Ersten verkündende Proklamation vorlas. Niemand wollte das Wagniß ernstlichen Widerstandes auf sich nehmen. Die Proklamation wurde gebilligt und schon um 10 Uhr Morgens auf den öffentlichen Plätzen verlesen. In London wie in den Provinzen wurde der neue Souverän wenn nicht mit Begeisterung, so doch mit allgemeiner Zustimmung anerkannt. Dank dem geschickten und energischen Verfahren Sir Robert Cecils war die drohende und vielventilirte Frage der englischen Erbschaft ohne Streit und Unruhen

für Jakob entschieden. Es fand keine größere Aufregung statt, es wurde nicht mehr Zeit dabei verloren, als wenn Jakob der direkteste Erbe Elisabeths gewesen wäre.

Für die eifrig katholischen Mächte war diese ruhige und ungestörte Thronbesteigung Jakobs in England natürlich eine große Enttäuschung. Man sah in Spanien mit Recht voraus, daß bei Jakob nun, wo er der Beihülfe der katholischen Staaten für seinen großen Zweck nicht mehr bedürfe, wo er durch die protestantische englische Nation selbst auf den Thron erhoben worden, weder von Uebertritt zum Katholizismus, noch von einem Schutz- und Trutzbündniß mit Philipp III. die Rede sein könne. Schwerer fiel es in Rom, sich von den langgehegten Illusionen in Betreff Jakobs VI. frei zu machen. Noch bei der Nachricht vom Tode Elisabeths gab der Papst seiner Hoffnung, Jakob werde doch am Ende zum Katholizismus sich bekehren, in einem Schreiben an die Könige von Spanien und Frankreich offenen Ausdruck. Selbst als man vernahm, daß Jakob sich öffentlich sehr feindselig gegen den Katholizismus und zumal die päpstliche Autorität geäußert habe, war man geneigt, dies für Verstellung zu halten, da der König eine geeignetere Zeit abwarten wolle, um zur katholischen Religion überzugehen.

Der Papst beschloß, noch einen Versuch mit dem neuen König von England zu machen: wenn auch nicht, um ihn zur Kirche herüberzuziehen, so doch, um von ihm Toleranz seinen katholischen Unterthanen gegenüber zu erlangen. Jakob, noch von mancherlei Verschwörungen unzufriedener englischer Großen geängstigt, ging, seiner Weise gemäß, zuerst auf diese Verhandlungen ein und erfreute sogar den Papst durch einen sehr respektvollen Brief, in welchem er ihn als „heiligen Vater" anredete und sich als sein „gehorsamer Sohn" unterschrieb. Indeß kaum fühlte er sich sicherer, als er mit skrupelloser Schroffheit die Negotiationen abbrach durch ein Edikt, welches alle katholischen Priester und Seminaristen und zumal auch die Jesuiten bei Todesstrafe aus den englisch-schottischen Besitzungen verbannte. (März 1604.)

Es war nothwendig, auf diese noch zu wenig beachteten Verhandlungen hinzuweisen. Einerseits zeigen sie uns in erschreckender Klarheit den zweideutigen, jedes festen Grundsatzes entbehrenden Charakter des Fürsten, der jetzt als Jakob I. den englischen Thron bestieg. Und auf der andern Seite geben sie einen Schlüssel für die ganze Zukunft der neuen Stuart'schen Dynastie in England. Von irgend einer Sympathie derselben mit den nationalen und religiösen Tendenzen der ungeheuren Mehrheit des englischen Volkes war keine Rede. Wie ihr erstes Mitglied, das die englische Krone trug, so haben alle ihre Angehörige stets den persönlichen Vortheil über den Englands gestellt. Dieses Herrscherhaus hat immer, um kleinliche Zwecke zu erlangen, mit den Nationalfeinden des Reiches, zuerst mit den Spaniern, dann mit den Franzosen, in verrätherischen und oft tückischen Verhandlungen gestanden. Es hat, obwohl mehr als neun Zehntel seiner Unterthanen eifrige Protestanten waren,



Jakob I. von England.
Gemälde aus der flandrischen Schule des 17. Jahrhunderts. (Madrid, National-Museum.)

obwohl die Zahl der Katholiken sich von Tag zu Tage verminderte,[1]) sich mehr und mehr dem Katholizismus ergeben, mit dem schon Jakob I. so freundliche Beziehungen unterhalten hatte. Karl I. suchte die anglikanische Kirche dem Katholizismus so nahe wie möglich zu bringen. Karl II. war in seinem Herzen Katholik, wenn er auch äußerlich, aus politischen Gründen, sich nicht vor seiner Todesstunde von der anglikanischen Staatskirche lossagte. Jakob II. endlich trat offen zu Rom über. Es war gleichsam die Gesinnung ihrer aus guisischem Blute entsprossenen Ahnherrin Maria, die immer kräftiger und wirksamer in ihnen zum Durchbruche kam und endlich völlig triumphirte — zum eigenen Schaden der Stuart'schen Dynastie. An beidem ist sie zu Grunde gegangen: an dem Gegensatze zu den nationalen Einrichtungen und äußern Tendenzen des englischen Volkes auf der einen, an ihren katholisirenden Bestrebungen auf der andern Seite.

Freilich für den Moment schien es, als ob diese Stuarts zu bedeutenden, großartigen Dingen berufen seien. Ihnen war auf friedlichem Wege, ohne daß ein Schwert gezogen worden, das große Werk gelungen, das die mächtigen Fürsten des Hauses Plantagenet, das Heinrich VIII. vergebens zu verwirklichen sich bemüht hatten: die Vereinigung der beiden getrennten und feindlichen Hälften Großbritanniens! Wie oft hatten die Schotten sich den Engländern widersetzt, wie waren sie seit vier Jahrhunderten im steten Bunde mit Englands Gegnern gewesen! Sie hatten einst die endgültige Unterwerfung Frankreichs unter die englische Oberhoheit verhindert. Sie hatten sich bereit gezeigt, den Spaniern, den Franzosen den Weg in das Herz Englands zu öffnen. Sie hatten Englands nördliche Grafschaften stets mit Tumult, Brand und Mord erfüllt und deren gedeihliche Entwickelung verhindert. Das alles sollte jetzt aufhören: unter demselben Königshause vereint, traten England und Schottland gemeinschaftlich den äußern Mächten gegenüber. Anstatt für England ein stetes Hinderniß, eine beständige Gefahr zu sein, sollte das kühne, unternehmende, hochbegabte schottische Volk jenem als natürlicher, untrennbarer Bundesgenosse zur Seite treten. Eine neue, glänzende Zukunft schien sich da für Großbritannien zu eröffnen. Allerdings trat zunächst durch die erzwungene Vereinigung die innere Abneigung der beiden Völker erst recht hervor. Die Schotten mißgönnten England den natürlichen Vorrang, den diesem weit überlegene Volkszahl, Bildung, Gewerbthätigkeit und Wohlstand verlieh. Die Engländer verachteten ihre armen und rauhen Nachbarn und sahen gar mit Haß dieselben eine Reihe einflußreicher Stellungen an dem Hofe des Stuart'schen Königs einnehmen. Man meinte wohl deßhalb, durch die Vereinigung mit den Schotten sei Englands Macht eher vermindert als vergrößert.[2]) Aber das waren unvermeidliche Uebel der Uebergangszeit, und

1) Relaz. di Marcantonio Correr (Barozzi & Berchet, Serie IV. S. 122), im Jahre 1611: Fra il popolo minuto d'Inghilterra si va ogni giorno grandemente diminuendo il numero de' cattolici. 2) Nicolò Molin (S. 30): Per le divisioni e contrarietà degli animi che passa fra Scozzesi ed Inglesi, non solo

ein langjähriges Zusammenwirken zu gleichen großen politischen Zwecken mußte die beiden Theile der angelsächsischen Nation eng und immer enger mit einander verschmelzen, aus England und Schottland wirklich ein einiges Großbritannien machen.

Indeß dieses schöne Ziel ist in Wirklichkeit erst ein Jahrhundert später, nach dem Sturze der Stuart'schen Dynastie erreicht worden. Der ängstliche, verlegene, jedes großen Aufschwunges unfähige, Schotten und Engländern gleich verdächtige Jakob I. war der König nicht, jenes durch mächtige und begeisternde Thätigkeit zu verwirklichen. Ein durch den Schleier schwülstiger Phrasen leicht erkennbares Bild von Jakobs Persönlichkeit gibt uns seine „königliche Unterweisung an seinen Erstgeborenen", das Basilikon doron. Es war zuerst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, nur in sieben Exemplaren an Vertraute vertheilt worden, und zwar kurz vor der Thronerledigung in England. Da es aber dennoch in das Publikum drang, und zwar, wie Jakob behauptet, in verfälschter Gestalt, so ließ er es, mit einer ausführlichen Vorrede versehen, im zweiten Jahre seiner Herrschaft in England (1604) in London drucken. Was an dem Werke sofort auffällt, ist sein Haß gegen den entschiedenen Protestantismus. Die „Puritaner" sind für Jakob der Inbegriff alles Uebels. „Welch angemessene Hinrichtungsart," sagt er in der Vorrede, „kann für sie ausgedacht werden? für sie, die Könige und Gesetze hartnäckig verachten und so wie die Giganten mit Gott kämpfen, der Welt die Sonne rauben wollen!" „Niemanden hasse mehr," räth er seinem Sohn (S. 45), „als einen aufgeblasenen Puritaner." Ganz besonders erbittert ist er gegen deren Geistliche, die „Feuernaturen" (S. 41), die eine demokratische Republik gründen, für sich selbst eine tribunizische Gewalt in Anspruch nehmen wollen. Und nicht minder haßt er ihre Schriftsteller. Die Chroniken von Knox und Buchanan sollen (S. 98) überall vernichtet werden, ja selbst die Besitzer von Exemplaren derselben „die Strenge des Gesetzes gründlich fühlen". — Es war die Erinnerung an persönlich erlittene Unbill, welche Jakob zu dieser Härte gegen die Puritaner veranlaßte; und diese niedrige Rachsucht, die überhaupt einer der hauptsächlichsten Charakterzüge Jakobs ist, tritt auch sonst in dem Büchlein hervor. Er habe sehr üble Erfahrungen mit der Milde gemacht: „nichts anderes als den Undank des Volkes, die Auflösung des Reiches habe ich als Lohn meiner Güte erhalten" (S. 32). Zumal dürfe niemals (S. 33, 36) eine Beleidigung gegen den Herrscher selbst oder einen seiner Vorfahren verziehen, sondern müsse stets auf das strengste bestraft werden.

Die Verachtung für das Volk, unter dem Elisabeth sich so gern bewegte, macht sich nur allzu deutlich geltend. „Die Kaufleute," heißt es S. 52, „meinen, der Staat sei nur zu dem Zwecke errichtet, um ihren Säckel zu füllen, da sie glauben, aus anderer Nachtheil sich Vortheil zu verschaffen, gehöre zum

---

viene giudicato che la potenza di quel regno non sia cresciuta ma diminuita piuttosto: poichè l'odio fra di loro è passato tant'oltre che s'insidiano la vita l'un l'altro con maniere molto stravaganti.

erlaubten und rechtlichen Gewinn." Er schildert sie dann ausführlich weiter als eine Rotte schädlicher Betrüger. Nicht besser kommen die Handwerker fort (S. 55): „Nöthigen sie nicht ihre Arbeit, möge sie nun gut oder übel gearbeitet sein, uns auch gegen unsern Willen auf?" Wie anders der Adel! (S. 50.) „Mit je zahlreicherm Besuch er deinen Hof schmückt, desto mehr rechne es dir zur Ehre. Die Adligen wende für dich an im Rath und in der That, in deinen wichtigsten Geschäften. Sie werden für dich die Hände, die Arme, die Nerven und Sehnen in der Ausführung der Gesetze sein." Sie bilden die ausschließliche Umgebung des Stuart'schen Königs, dieses „Halbgottes", den „auf dem ganzen Erdkreis kein einziger Fürst an Glanz des Geschlechtes und dem königlichen Stamme der Vorfahren gleichkommt".

All' dieser Selbstgefälligkeit und Eitelkeit entsprach freilich der wirkliche Gang der Dinge wenig. Der Nachfolger Elisabeths brach sofort mit den kühnen und volksthümlichen Ueberlieferungen ihrer Politik. Mit dem katholischen, despotischen Spanien so schnell wie möglich Frieden zu schließen, war sein sehnlichster Wunsch. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in England, schon am 28. Juni 1603, erließ er eine Proklamation, die jede Feindseligkeit gegen Spanien bei Todesstrafe verbot. Vergebens beriefen die Abgesandten der Generalstaaten sich auf die Verträge, die ihm untersagten, ohne ihre Zustimmung mit Spanien abzuschließen. Nach unausgesetzten Verhandlungen kam am 28. August 1604 der Friede zwischen England und Spanien zu Stande, zum großen Vortheil des letztern Landes. Jakob I. versprach, den „Rebellen" in den Niederlanden keinerlei Unterstützung mehr zu gewähren; ja, er verhieß, wenn die Niederländer sich nicht zu einem Vergleiche mit Spanien hergäben, dem letztern die niederländischen Städte zu überliefern, die er als Pfand für die von England den Generalstaaten geleisteten Vorschüsse inne hatte! Wahrlich, eine schmachvolle Zusage, nur erklärlich aus der Gottesgnadentheorie Jakobs, die ihn die wirklichen Verhältnisse übersehen, in den für Freiheit und Protestantismus kämpfenden Holländern nur schändliche Rebellen erblicken ließ. In Spanien war alles voll Jubels. Der Geldmangel des Staates und die Noth der Privatleute war dort auf einen so hohen Grad gewachsen, daß es für Philipp III. eine Nothwendigkeit geworden war, Frieden mit England zu schließen; er hätte sich eben viel härtere Bedingungen gefallen lassen müssen. Um so größer war das freudige Erstaunen der Spanier über den günstigen Verlauf der Verhandlungen. Man äußerte laut in Madrid, nur die spanischen Dukaten könnten dies zu Wege gebracht haben.[1]) Wirklich hatte Sir Robert Cecil, der in der neuen englischen Regierung alles zu sagen hatte, von den Spaniern eine Menge Geschenke und eine jährliche Pension angenommen.[2])

1) Depesche des englischen Gesandten in Madrid, Cornwallis, vom 2. Juni 1604; in den eine vorzügliche Quelle für die Geschichte dieser Zeit bildenden Winwood Memorials. II, 75. 2) Letters of Cecil to Carew (London 1864, Camden Society), S. 68. Note 2.

In England dagegen war man höchst unzufrieden mit dem spanischen Vertrage. Das Volk hegte die lebhaftesten Sympathien für die holländischen Nachbarn und Glaubensbrüder. Man fühlte wohl auch, daß durch jenen Friedensschluß erst das glorwürdige Zeitalter Elisabeths endgültig abgeschlossen, nun erst Essex' volksthümliche Bestrebungen endgültig begraben waren.

Indeß auch die Spanier ernteten aus dem Frieden mit England nicht all' den Vortheil, den sie erhofft hatten. Sie fanden auf ihren Wegen den alten Widersacher, der ihnen nun mit wachsender Entschiedenheit entgegentrat: Heinrich IV. von Frankreich!

XII. Frankreich unter der Regierung Heinrichs IV.[1])

Mit kluger Nachgiebigkeit wie mit ruhmvoller Kraft hatte Heinrich IV. von Frankreich die innern Unruhen beendigt, den nun schon fünfunddreißigjährigen Bürgerkrieg abgeschlossen; von den Umständen begünstigt, hatte er dem gefährlichen äußern Feinde einen vortheilhaften Frieden abgerungen. Aber damit hatte er noch bei weitem nicht die Schwierigkeiten überwunden, die sich ihm in seinem Reiche selbst entgegenstellten. Zwei oppositionelle Richtungen suchten noch immer und stets von neuem die Macht des Königthums zu beschränken und sich dienstbar zu machen: die aristokratische und die religiöse. Der Hochadel konnte die Rolle unabhängiger kleiner Fürsten nicht vergessen, die er während der Bürgerkriege gespielt hatte. Hugenotten und eifrige Katholiken aber wollten ihre Feindschaft nicht aufgeben und waren nur einig im Mißtrauen gegen den König, der jenen zu ausschließlich katholisch, diesen aber zu lau erschien. Nicht mit gleichen Mitteln trat Heinrich IV. diesen Widersachern gegenüber. Mit scharfem Blick erkannte er, daß nicht der eigennützige Adel, wohl aber die religiöse Parteianschauung noch tiefe Wurzeln in der Nation habe: und danach richtete er sein Benehmen ein. Unerbittlich gegen den Widerstand der Aristokratie, suchte Heinrich zwischen den beiden extremen Religionsparteien vielmehr geschickt zu laviren: gewiß ein überaus mühseliges Unternehmen, das ihm jedoch im großen und ganzen geglückt ist.

Am thatkräftigsten zeigten sich, weil sie sich in der Minderzahl wußten, die Hugenotten. Nach dem Abfall Heinrichs IV. hatten sie gefürchtet, eine neue Zeit der Verfolgung über sich hereinbrechen zu sehen. Keinen Augenblick zögerten sie, in energischster Weise — es war auf ihrer allgemeinen Versammlung zu Sainte-Foy im Jahre 1594 — für ihre Sicherheit Sorge zu tragen. Da wurde eine straffe politische Organisation für alle französischen Protestanten getroffen, Steuern auf sie vertheilt, um die Kosten der Rüstungen zu decken, endlich beschlossen, im Falle einer feindseligen Haltung des Königs alle staatlichen Abgaben mit Beschlag zu belegen und zu Gunsten der protestantischen Sache zu verwenden. So hatten die Hugenotten einen vollkommen

1) Zu diesem Kapitel vergl. man mein „Heinrich IV. und Philipp III. Begründung des französischen Uebergewichts in Europa", 3 Theile, Berlin 1870—76. Dort finden sich auch alle Quellennachweise. Hier führe ich nur solche Werke an, die in dem oben genannten Buche nicht benutzt worden sind.



Heinrich IV. von Frankreich.

Gemälde von Franz Porbus d. J. (1570—1622). Paris, Louvre.

ausgebildeten Staat im Staate hergestellt. Sie hatten eine höchste Gewalt, Provinzialgouverneure, regelmäßige Einkünfte, eigene Festungen, ein besonderes Heer, eine Konstitution. Sie suchten auch nach auswärtigen Verbündeten, um mit deren Hülfe, wenn es nöthig, den eigenen König und das eigene Vaterland zu bekämpfen.

Hierin lag nun für Heinrich IV. eine ernste Gefahr, die zu beseitigen er vor allem bestrebt sein mußte. Er durfte nicht zugeben, daß der achte Theil seiner Unterthanen, und zwar ein durch Geist, Reichthum, Ansehen und Macht so wichtiger Theil sich von dem regelmäßigen Staatsleben ausschloß, sich thatsächlich seiner Herrschaft entzog und gar fremde Monarchen zu Schiedsrichtern der innern Angelegenheiten Frankreichs machte. Aber noch mehr. Es stand zu befürchten, daß einer so festen und herausfordernden Organisation der Reformirten gegenüber die Katholiken auch ihrerseits über kurz oder lang zu der Liga zurückkehren, der protestantischen Vereinigung eine katholische entgegenstellen würden; dann aber war der Bürgerkrieg von neuem sicher, die Krone abermals zur Machtlosigkeit im Streite beider Parteien verdammt. Heinrichs scharfem Blick konnte das Drohende dieser Perspektive nicht entgehen, und um sie zu vermeiden, entschloß er sich lieber alle Opfer zu bringen, die mit der Ehre der Krone und mit der Einheit des Staates nicht geradezu unvereinbar seien. Er war dazu um so eher bereit, als ihm ja, wie wir wissen, das religiöse Bekenntniß ziemlich gleichgültig war.

Nach langen Verhandlungen, nach scharfen Drohungen, ja zeitweiligem offenen Abfall der Hugenotten vom Könige kam der Ausgleich zu Stande. Die königlichen Kommissare hatten vorzüglich gewünscht und schließlich auch durchgesetzt, daß die politische Organisation der Reformirten auf irgend eine Weise dem Staatskörper eingeordnet und dem Herrscher unterstellt werde. Das Ergebniß dieser Negotiationen war das berühmte Edikt, das Heinrich IV. am 15. April 1598 zu Nantes unterzeichnete.

Dieses Edikt bedeutet eine neue Epoche in der Geschichte der Religionen, die bisher fast ausschließlich von Unduldsamkeit und Verfolgung zu erzählen wußte. Hier wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, die verschiedenen Konfessionen angehörigen Bürger eines Staates gleichberechtigt neben einander zu stellen. Heinrich IV. wollte, daß Katholiken und Hugenotten im öffentlichen Leben ihre Glaubensdifferenzen vergessen, sich nur ihrer gemeinsamen Eigenschaft als Franzosen bewußt werden sollten. Freilich hat das Edikt von Nantes weder einen ungestörten noch einen langen Bestand gehabt — die Zeit war eben noch nicht reif für die hohe Einsicht, die sich in demselben aussprach. Aber es ist gleichsam die Morgenröthe einer bessern Epoche, ein ruhmvolles Denkmal für seinen Urheber. Auf das geschickteste sucht das Edikt von Nantes, wenn auch thatsächlich die Reformirten den Hauptvortheil aus demselben zogen, in seinen Bestimmungen die Interessen beider Religionsparteien in gleicher Weise zu wahren.

Die katholische Religion — so wurde darin verordnet — soll überall,

auch in den bisher ausschließlich protestantischen Landschaften und Städten, wieder gestattet und die von den Reformirten eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben werden. Andrerseits sollen auch die Reformirten in dem ganzen Königreiche wohnen, ihren Kultus jedoch nur an den Orten, wo er bisher geübt, und in den Häusern der Edelleute fernerhin feiern dürfen, und auch dies mit Ausnahme des Hofes, der Stadt Paris und fünfmeiliger Umgebung. Die Reformirten sollen die katholischen Festtage und die kanonischen Ehegesetze beobachten und den Zehnten bezahlen. War so in einigen Punkten der Charakter der katholischen als wahren Staatsreligion Frankreichs festgehalten und ausgesprochen, so wurden doch die Reformirten als Staatsbürger den Katholiken völlig gleichgestellt. Sie sollten ebenso gut zu den Aemtern und Würden des Staates befördert werden, wie die Altgläubigen. Alle Strafurtheile und Rechtsungleichheiten auf Grund der Religion wurden für immer aufgehoben. Um diese Bestimmungen zu schützen, erneuerte das Edikt die chambres mi-parties in den Parlamenten, die aus Anhängern beider Bekenntnisse in gleicher Anzahl gebildeten Kammern, die alle Streitigkeiten, bei denen Reformirte betheiligt, zu entscheiden hatten. Und dann erhielten sie noch besondere Vorrechte, die sie sich durchaus nicht hatten entreißen lassen wollen. Sie behaupteten, allerdings nur vorläufig, in ihrem ausschließlichen Besitze zweihundert Plätze, zum Theil wichtige Festungen, deren nur aus Reformirten bestehende Garnisonen der König selbst bezahlen mußte. Sie behaupteten ferner ihre politische und religiöse Organisation in Provinzial- und Generalversammlungen. Allerdings mußten sie zugeben, daß der König die Befehlshaber jener Sicherheitsplätze ernenne — aber nur aus Reformirten und mit Bewilligung derselben; freilich sollte der König die Zusammenberufung der Assembleen jedesmal gestatten oder verweigern dürfen — aber in unruhigen Zeiten würde man sich offenbar an diese Formalität nicht gekehrt haben. Indeß das Prinzip der königlichen, der staatlichen Obergewalt über den hugenottischen Organismus war doch hier zum ersten Male festgestellt.

Einstweilen fand das Edikt allgemeinen Widerspruch, da es weder Protestanten noch eifrigen Katholiken zusagte. Die calvinischen Edelleute, die unter Heinrichs Fahnen bei Coutras und Ivry geblutet hatten; der katholische Klerus, der in den Bürgerkriegen eine furchtbare Gewalt über das Volk gezeigt hatte; die Parlamente, die höchsten Justizbehörden in Frankreich; die eigenen Minister des Königs: sie alle widerstrebten, aber sie alle wurden von Heinrichs festem Willen und ausdauernder Konsequenz besiegt. Freilich nicht leicht und sofort. Erst im Juli 1600 hat das Edikt von Nantes durch Eintragung in die Parlamentsregister in ganz Frankreich Gesetzeskraft erhalten, und auch dann konnte es nur unter großen Schwierigkeiten, oft gegen offenen Aufstand, verwirklicht werden.

Nun muß man doch sagen, daß Heinrich, wie er soeben die katholische Religion allen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen Frankreichs zu Grunde gelegt hatte, auch fortdauernd bemüht war, durch gütliche Mittel

den Protestantismus zu schwächen, den er offenbar als eine Gefahr für die nationale Einheit betrachtete. Bei einem Religionsdisput, den der literarische Vorkämpfer der Hugenotten, Du Plessis-Mornay im Mai 1600 zu Fontainebleau, im Angesichte des ganzen Hofes, mit dem gelehrten Bischof von Evreux, dem Konvertiten Du Perron abhielt, nahm der König offen für den letztern Partei. So wurde die Unterredung von Fontainebleau zu einer entschiedenen Niederlage der Protestanten — ein völliges Gegenstück zu dem Gespräche von Poissy im Jahre 1561. Er löste wiederholt die Versammlungen der Hugenotten auf. Er suchte seine protestantischen Hofleute, Offiziere und Beamte zum Uebertritt zum Katholizismus zu bewegen und begünstigte diejenigen unter ihnen, die ihm darin zu Gefallen waren.[1]) Lebhaftes Mißtrauen griff Platz zwischen dem Herrscher und seinen reformirten Unterthanen. Aber doch waren die Erinnerungen an die alte politische, religiöse und Waffengemeinschaft, die allseitige Besorgniß vor Wiederausbruch des kaum beendigten Bürgerkrieges stets allzu stark, um es zu ernstlichen Zwistigkeiten kommen zu lassen.

Entschlossener, unbedenklicher waren dagegen die Häupter der aristokratischen Opposition. Man darf deren Beginnen freilich nicht nach dem Maßstab der politischen Moral unserer Tage beurtheilen. Das Verschwinden aller bisher selbständigen Mächte im Staate vor der alleinigen Geltung des Königthums als des ausschließlichen Repräsentanten der Staatseinheit und Staatsgewalt war damals nicht etwas Altüberkommenes, durch langes Dasein, Gesetz und Recht Geheiligtes, sondern ein vielfach Neues, Revolutionäres. Daß der Einzelne so gänzlich vor dieser Idee des Staates und seines Vertreters, des Fürstenthumes, zurücktreten müsse, war keineswegs selbstverständlich zu einer Zeit, wo das Fürstenthum und damit der Staat selbst sich erst soeben aus rein privatrechtlichen Anschauungen und Verhältnissen herausgearbeitet hatte, wie sie im Mittelalter hierin fast ausschließlich vorgeherrscht — als sei die fürstliche Gewalt eben ein privates, persönliches Besitzthum wie jedes andere. In Frankreich im Besondern hatten die Großen erst soeben sich nach Belieben für oder gegen das Königthum erhoben, ja die Gegner der Krone waren mit bedeutenden Schenkungen an Geld und Ländereien bedacht worden.

So fiel es dem Hochadel schwer, sich nunmehr unter die Herrschaft eines starken Königthums beugen zu sollen. Als sein Vertreter trat der Gouverneur von Burgund auf, der Marschall Herzog von Biron, obwohl er seine hohe Stellung nur der Gnade Heinrichs verdankte. Kränkung wegen vermeintlicher Zurücksetzung, der Wunsch, eine große Rolle zu spielen, ja sich zum unabhängigen Fürsten aufzuschwingen, ließen den stolzen, hochfahrenden, abenteuerlich gesinnten Krieger heimliche Unterhandlungen mit den Erbfeinden

1) Dies wird nicht allein von den zeitgenössischen protestantischen Geschichtschreibern bezeugt, sondern auch von den Katholiken; P. J. d'Orleans, La vie du Père Coton (Paris 1688), S. 133. — Vgl. in Betreff der auf Casaubon gemachten Bekehrungsversuche Ch. Nisard, Le triumvirat littéraire au XVIe siècle (Paris 1852), S. 408 f.

des Staates, mit den Spaniern und Karl Emanuel von Savoyen beginnen. Er zählte auf die Hülfe vieler andrer Großen, sowie der streng katholischen Partei, zu deren Haupt er sich aufgeworfen. So ging er mit jenen Fremden einen Vertrag ein, der nichts Minderes als die Auflösung Frankreichs in eine Reihe selbständiger Staaten unter einem schwachen Wahlkönige, die Abtretung Marseilles an Spanien, die Erhebung Birons zum erblichen Herzoge Burgunds in Aussicht nahm (1600). Die Unternehmung war für Frankreichs Einheit und Größe, für die bourbonische Dynastie sehr gefährlich. Die protestantischen Herzoge von La Tremoille und Bouillon, die katholischen von Montpensier und Epernon, der Connetable von Montmorency, ein Guise — der Prinz von Joinville — der Graf von Auvergne, ein unehelicher Sohn Karls IX., standen mit Biron in Verbindung. Unter Geistlichkeit, Parlament, niederm Adel, selbst unter den Reformirten warb man Anhänger. Spanien und Savoyen gaben Geld und versprachen militärische Unterstützung. Ein allgemeiner, verderblicher Aufstand drohte alle Schöpfungen Heinrichs IV. zu vernichten.

Der König hatte längst von verschiedenen Seiten Warnungen über das Unwetter erhalten, das sich gegen ihn und das Reich zusammenzog. Aber bestimmt wurde er erst durch die Enthüllungen La Fins aufgeklärt, eines ehemaligen Agenten Birons, den dieser schnöde behandelt hatte. Mit ebenso vieler Klugheit wie Entschiedenheit griff er ein. Er beschloß, zunächst den hauptsächlichen und gefährlichsten Schuldigen, Biron, zu isoliren. Ohne ihn von seiner Kenntniß der Verschwörung etwas merken zu lassen, machte er zuerst durch geheime Verhandlungen die Freunde Birons unter den Großen einstweilen unschädlich. Truppen wurden eiligst ausgehoben, die gefährdeten Süd- und Ostprovinzen des Reiches mit Garnisonen und kleinern Armeecorps bedeckt. An der Spitze einer verhältnißmäßig bedeutenden Truppenmacht ging dann Heinrich selbst nach dem Süden, wo einige Städte bereits mit der Steuerverweigerung begonnen hatten, aber nun bald zur Unterwerfung gebracht wurden.

Biron war so gut wie entwaffnet. Da der König und dessen Diener sich ihm fortgesetzt sehr freundlich zeigten, so glaubte er es wagen zu dürfen und zu müssen, einem Befehle Heinrichs nachzukommen, als dieser ihn im Mai 1602 an den Hof berief. Indeß da wurden er und sein Vertrauter Auvergne in die Bastille geworfen, ihnen der Prozeß wegen Hochverraths gemacht.[1]) Biron prahlte mit seinem Einflusse auch von der Bastille aus; tausend Edelleute, seine Verwandten, rief er aus, würden ihn rächen, wenn man ihm ein Leid anthue. Aber Heinrich wollte der ganzen Welt zeigen, daß er Biron, das Haupt von tausend Edelleuten, den Führer der katholischen Partei, den Statthalter des wichtigen Burgund, den volksthümlichsten Heer-

1) Ueber die Einzelheiten dieser Vorgänge sehe man noch Combes, Relation inédite de l'arrestation du Maréchal de Biron (Revue historique VI, 355 ff.): eine sehr merkwürdige Erzählung des savoyischen Residenten in Paris.

führer, im Gefängnisse ebenso wenig fürchte, wie in der Freiheit. Er wollte gerade an diesem mächtigen Verbrecher ein furchtbares Beispiel geben, das dem Staate die Ruhe und seinen Nachkommen die Krone sichere. Jedermann sollte sehen, daß die Zeiten ungestraften Aufruhrs endgültig vorüber seien. Vom Parlamente zum Tode verurtheilt, wurde Biron am 31. Juli 1602 im Hofe der Bastille hingerichtet. Eine Anzahl seiner untergeordnetern Werkzeuge erlitten dasselbe Schicksal, während der König den hochgestellten Verschwörern nunmehr verzeihen zu können glaubte. Denn keine Hand im Reiche hatte sich erhoben, um Biron zu vertheidigen oder zu rächen, so lebhaft auch vielfach die Sympathien für ihn waren. Wahrlich, ein glänzender Triumph des Königthums, das mit einem Male die militärische, die ultrakatholische, die reformirte, die populäre und die aristokratische Opposition überwunden, die monarchische Macht diesen allen überlegen gezeigt hatte.

Freilich hatte Birons Verschwörung ein Nachspiel, das bald einen bedenklichen religions-politischen Charakter annahm und vorübergehend noch einmal gefährlich zu werden drohte.

Der einzige unter des Marschalls Freunden, der sich nicht unterwarf, war der Herzog von Bouillon. Souverän des kleinen Gebietes von Sedan, zugleich aber Vasall Heinrichs im südlichen Frankreich, hatte sich dieser ehrgeizige Fürst längst mit dem Gedanken getragen, zwischen Frankreich und den spanischen Niederlanden einen achtunggebietenden Staat, etwa nach der Weise Savoyens zu gründen. Er trotzte zudem auf seine Stellung als anerkannter Führer der französischen Reformirten, auf die Freundschaft aller protestantischen Herrscher. So wollte er sich nicht demüthigen, zumal er das Schicksal Birons fürchtete. Nachdem er vergeblich versucht, von den deutschen Reformirten mehr als gütliche Vorstellungen bei dem Könige zu seinen Gunsten zu erlangen, schloß er sich in seine souveräne Festung Sedan ein. Dafür sah er freilich seine französischen Besitzungen von dem erzürnten Monarchen konfiszirt.

Die Strenge, die Heinrich gegen ihr weltliches Oberhaupt Bouillon erwies, verdroß die Hugenotten um so mehr, als jener überhaupt in diesen Jahren ihnen fortgesetzt Mißtrauen und Abneigung zeigte, als er gegen Ende 1603 ihre schlimmsten Feinde, die Jesuiten, zu Gnaden annahm. Acht Jahre früher waren sie wegen ihrer aufrührerischen und königsmörderischen Gesinnungen aus Frankreich verbannt worden. Damals hatte Heinrich sich ihnen sehr feindselig erwiesen und gegen seinen Kanzler geäußert: ihre große Bosheit könne nur durch ihre Entfernung unschädlich gemacht werden.[1]) Aber seitdem hatten sie sich kürzlich in der Umgebung des Königs einflußreiche Freunde zu erwerben gewußt. Und überraschend schnell zeigte Heinrich selbst sich ihnen günstig. Die Gründe hierfür sind nicht schwer zu finden: theils wollte er

1) Heinrich IV. an Bellièvre, 30. Januar 1595; Halphen, Lettres inédites de Henri IV. (Paris 1872), S. 148.

einen Beweis seiner echt katholischen Gesinnung und seiner Unterwürfigkeit unter den Papst geben, der ihn unausgesetzt um Begnadigung der Jesuiten anging; theils meinte er auch sich des mächtigen und weltklugen Ordens zu seinen eigenen politischen Zwecken bedienen zu können. Jene traten sehr geschmeidig und versöhnlich auf und ließen ihre ausgezeichnetsten Kanzelredner vor dem Könige sprechen. Im September 1603 wurden sie, unter einigen beschränkenden Bedingungen, durch königliches Dekret wieder in Frankreich eingeführt. Heinrich zeigte ihnen fürder die größte Gunst; der einschmeichelnde und kluge Jesuitenpater Cotton war sein Hofprediger, Gewissensrath und Beichtiger. Ueberall sah man eine Vermehrung der Klöster, eine fromme katholische Gesinnung platzgreifen. Gerade von der Zeit des Skeptikers Heinrich datirt die moralische und intellektuelle Wiedergeburt des französischen Klerus. Unter den streng orthodoxen Valois arg verweltlicht, fing er jetzt an, sich mit Eifer, Sittenstrenge und Wissenstrieb zu erfüllen.

Die Rückführung der Jesuiten erhöhte die Gährung unter den Hugenotten derart, daß Heinrich die Nothwendigkeit einsah, denselben gleichfalls ein Zugeständniß zu machen, um sie zu versöhnen. In der That verlängerte er ihnen den Besitz der Sicherheitsplätze noch auf mehrere Jahre. Dadurch wurden sie beruhigt und der König konnte sich nun mit um so größerem Nachdruck gegen die Verschwörungen wenden, die im Anschluß an Bouillons noch fortdauernden Trotz und unter steter Beihülfe Spaniens unter den Edelleuten des südwestlichen Frankreich sich gebildet hatten. Scharfe Strafen sicherten ihm nunmehr die Unterwürfigkeit dieses kecken und unruhigen Adels — und im April 1606 mußte endlich auch Bouillon in dem von einem königlichen Heere belagerten Sedan kapituliren, eine französische Besatzung in seine Stadt aufnehmen.

Mit Strenge und Güte zugleich, beide am rechten Platze, hatte Heinrich alle Aufstandsversuche gegen seine Person und gegen die königliche Gewalt niedergeworfen. Man braucht nur den Verlauf dieser Verschwörungen zu vergleichen mit den furchtbaren innern Kämpfen zur Zeit seiner unmittelbaren Vorgänger und noch in den ersten Jahren seiner eigenen Regierung, um zu sehen, wie er immer fester und sicherer seine Macht begründet hatte. Immer wehrloser wurden die Unzufriedenen und Händelsüchtigen, immer ohnmächtiger ihre Versuche; unter Biron noch dem Könige und dem Lande, waren diese schließlich nur noch ihren eigenen Urhebern gefährlich. An dem starken Felsen königlicher Autorität zerschellte leicht die schwache Brandung der Empörung. Das französische Volk war es von Herzen satt, sich auf das Gebot ehrgeiziger Großen oder fanatischer Priester gegenseitig zu zerfleischen. Es gab keine Familie, die in den Bürgerkriegen nicht ein Glied verloren, keine Provinz, die nicht Verwüstung, Brand und Mord gesehen hätte. Vor Wiederkehr solchen Unheils sollte nun ein starkes Königthum schützen. Da konnte alles Schüren des eifersüchtigen Spanien nichts helfen; der Energie Heinrichs, der Fülle seiner Gewalt und dem Ruhebedürfnisse des französischen Volks gegenüber hatte kein

Aufstand mehr Aussicht auf Erfolg. Heinrich IV. ist wie nach außen, so auch nach innen für das französische Königthum der Begründer einer Machtfülle, wie sie sonst nirgends im Europa des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts existirte.

In dem damaligen Frankreich stoßen wir überall auf noch schlummernde aber doch lebensfähige Kräfte, die unter der geschickten Einwirkung eines intelligenten, scharfblickenden Regenten in die Erscheinung treten, sich entwickeln und erhöhen und hiernach auf allen Seiten die günstigsten Erfolge hervorbringen. Wenn Frankreich bald darauf an Reichthum, Glanz und hoch entwickelter Kultur ebenso wie an politischer Macht das erste Land Europas wurde, so hat es die Anregung und Anleitung dazu Heinrich IV. zu verdanken. Lange hat man gemeint, der König habe nur geschehen lassen, das Hauptverdienst komme seinem Minister Sully zu — ganz mit Unrecht, da Sully sich den wichtigsten Reformen seines Herrn nach Kräften widersetzt hat. Der König selbst vielmehr darf auf den Ruhm Anspruch machen, die Größe seines Landes und Volkes neu begründet zu haben. Freilich lagen in seiner Schöpfung neben den Licht- auch bereits die starken Schattenseiten, welche selbst in ihrer brillantesten Entwickelung ihr eigen geblieben sind.

Erst mit dem Abschlusse des Friedens von Vervins eröffnete sich für den König die Möglichkeit, in konsequenter und wirksamer Weise für die Hebung und Wohlfahrt seines durch die Bürgerkriege arg zerrütteten Landes thätig zu sein. Dazu glaubte er um so mehr der Vollgewalt königlicher Macht zu bedürfen, je tiefer ihn die Opfer seines Gewissens, der Staatsmittel, mancher Kronprärogative kränkten, die er zur Herstellung der innern Ruhe hatte bringen müssen. Während die Außenseiten seines Wesens: sein Humor, seine sich stets gleichbleibende Freundlichkeit, seine gutmüthige Sinnlichkeit, noch für einige Zeit die Welt über seinen wahren Charakter täuschten, trug er sich vom Beginn an mit dem festen Plane, das durch die Religionskriege unterbrochene Centralisationswerk seiner Vorgänger auf dem französischen Thron mit aller Kraft wieder aufzunehmen und weiter zu führen. Mit größter Geschicklichkeit benutzte er hierzu die Vortheile seiner persönlichen Stellung wie der allgemeinen Lage: die tiefe Friedenssehnsucht des französischen Volkes, den ritterlichen Ruhm, der ihn selbst umgab, die Popularität, welche sein geistreich gefälliges Benehmen ihm wenigstens zeitweise in allen Klassen der Nation verschafft hatte. Es ist gezeigt worden, wie Heinrich die Religionsparteien in das Ganze seines Staates hineinzwang, wie er mit einer seinem Wesen sonst nicht eigenen Strenge jede Regung aristokratischer Selbständigkeit erstickte. Ligisten und Hugenotten gehorchten ihm, wenn auch murrend. Ihre Führer, um deren Gunst der König lange Jahre hindurch demüthig hatte buhlen müssen, waren theils zu Boden gestreckt, theils lebten sie unterwürfig am Hofe des Monarchen, nicht frei von der Furcht, daß nach Biron, Auvergne und Bouillon auch an sie die Reihe kommen könnte, die Wucht des königlichen Armes erdrückend auf sich niederfallen zu sehen.

Weniger gewaltsam, aber nicht minder entschieden trat Heinrich allen popularen Beschränkungen seiner Herrschermacht entgegen. Die Generalstände des Reiches hat er nach dem Frieden von Vervins nie mehr einberufen. Freilich beging er auch nicht den Fehler, der so oft die Entwürfe absolutistischer Monarchen hat scheitern lassen, durch Verschwendung und Mißregierung das Volk beständig zu reizen und doch schließlich an dessen Unterstützung nothgedrungen appelliren zu müssen. Vielmehr pflegte er die geistigen und zumal alle materiellen Interessen seiner Unterthanen sorgfältig; und eine musterhafte Finanzverwaltung machte es dem Könige möglich, ohne erhöhte Anforderung an die Steuerkraft seines Volkes auszukommen. So beseitigte Heinrich ohne Gewaltsamkeit, ohne Ungesetzlichkeit und stillschweigend jene mächtige Nationalvertretung, die seinem Vorgänger das Gesetz diktirt hatte.

Mit den Provinzialständen, die in einer großen Anzahl zumal der südlichen Provinzen noch existirten, konnte er nicht in entsprechender Weise verfahren, da sie zum Theil die ganze innere Verwaltung ihrer Landschaften, alle aber die Vertheilung der Steuern auf dieselben und ein im Grunde allen Theilen sehr nützliches Petitionsrecht inne hatten. Indeß duldete er diese Freiheit nur unter der Bedingung, daß die Stände ihm treu und gehorsam waren. Vorstellungen gegen die ihnen auferlegten Steuern wies er kurzweg und nicht ohne Härte zurück. Er enthüllte bei einer dieser Gelegenheit seine wahre Meinung über die Repräsentativverfassung, indem er einer Abordnung der burgundischen Stände sagte: „Sie sprächen ihm immer von den Privilegien ihres Landes; diese Privilegien seien nur da, um Aufwiegelungen zu ermöglichen; die schönsten Privilegien, welche die Völker haben könnten, seien die, sich das Wohlwollen und die Gnade ihres Monarchen zu bewahren." Man sieht, das sind ganz die Grundsätze des aufgeklärten Absolutismus, welche Richelieu und Ludwig XIV. später verwirklichten!

Ebenso ließ der König die kommunalen Freiheiten der Städte, die übrigens alle unter der Verwaltung einer erblichen Oligarchie standen, nur dem Namen nach bestehen, um doch bei jeder Gelegenheit, wo es ihm dienlich schien, nach Belieben seinen Willen den Magistraten aufzuerlegen.[1]) Das Stimmrecht der Bürger bei Erwählung ihrer städtischen Obrigkeiten wurde immer mehr zu Gunsten einer kleinen Anzahl von Familien beschränkt, die freilich leichter zu lenken waren, als die Gesammtheit.[2]) So unmerklich wie möglich, aber mit fester und stetiger Methode suchte man auf allen Gebieten die vom Staatsoberhaupte unabhängigen Gewalten zu Schattengebilden zu machen, indem man ihnen nur den Schein der Macht beließ, das Wesen derselben aber den Agenten der Centralregierung übertrug.

Der Fürst, der an der Spitze dieses Staatswesens stand, Heinrich IV.,

---

1) Ein Versuch, die Ernennung zu den obrigkeitlichen Aemtern in den Städten unmittelbar an sich zu reißen (Lettr. miss. VIII, 767), ist dem Könige nicht geglückt.
2) Babeau, La ville sous l'ancien régime, 52.

war von mittlerer, eher kleiner Statur, aber starkem und sehnigem Körperbau. Sein Kopf war im Verhältniß etwas groß, das Haar, der Schnurrbart und der volle Kinnbart schon frühzeitig grau, ja bei dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts weiß geworden. Der Mund, durch den Bart halb verdeckt, hatte einen unentschiedenen und dabei sinnlichen Ausdruck. Die Stirn war gewölbt, hoch und breit, energisch und entschlossen. Die Augen, nicht groß, mäßig tief liegend, lebendig funkelnd, drückten Keckheit und Humor aus, während die tiefen Furchen auf der Stirn und den mageren stark hervorspringenden Wangen kluge List und zugleich Uebermaß der Nervenanreizung ahnen ließen. Die Nase war scharf, adlerartig gebogen. Es war keine schöne, aber eine interessante und anziehende Erscheinung. Früher in den größten Anstrengungen und Mühseligkeiten stets robuster Gesundheit, verfiel er in Folge seiner Ausschweifungen den Qualen der Gicht und anderer Krankheiten, die ihn nunmehr fast unabläßig plagten und mehrfach selbst sein Leben in Gefahr brachten. Trotzdem konnte er körperliche Thätigkeit und Anstrengung nicht entbehren: es war deßhalb die Jagd und vorzüglich die Hetze der Hirsche seine Lieblingsbeschäftigung. Alle Zeit, die er den Staatsgeschäften abmüßigen konnte, verwandte er auf diese Vergnügungen. Indessen man darf nicht glauben, daß er darüber seine Pflichten als König vernachlässigt hätte. Nicht in der geringsten Sache durfte eine Entscheidung getroffen werden, ohne daß vorher seine Willensmeinung eingeholt worden. War er einmal bei der Arbeit, so kannte seine ungestüme kräftige Natur keine Ermüdung noch Unterbrechung. Und er war ein sehr selbständiger, selbstdenkender und handelnder Herrscher. Seine Bildung war sehr gering, aber er ersetzte diesen Mangel durch die Lebhaftigkeit seines Wesens, seine schnelle Auffassungsgabe und ein ungemein treues Gedächtniß, das ihm einen reichen Schatz persönlicher Erfahrungen darbot, aus welchem er vielfach und mit sorgfältiger Ueberlegung zu schöpfen pflegte. Die umständlichen Formen haßte und vermied er, ein offenes Wort machte ihm Freude, jedem pflegte er auf seine Weise zu antworten, seine Kleidung war meist unscheinbar, ja ärmlich. Er liebte es auch nicht, feierliche Rathssitzungen zu halten — dazu war er schon allzu ungeduldig und eigensinnig — sondern verhandelte die meisten Angelegenheiten, indem er mit einem oder wenigen seiner vertrautesten Rathgeber in den Galerien oder Gartenwegen des Louvre oder des Schlosses von Fontainebleau auf und ab spazierte. So nahm er auch auf seinen Reisen stets seine vornehmsten Minister mit. Da pflegte er denn die Bürger und Landleute, die ihm begegneten, anzuhalten, um sich von ihnen ihre persönliche Lage, den Gegenstand und die Weise ihrer Beschäftigung, den Preis der verschiedenen Dinge, ihre Ansichten und Wünsche erzählen zu lassen. Ueberhaupt hatte er seinen Wachen befohlen, nach altüberkommener französischer Königsart allen, die eine Klage bei ihm vorzubringen hätten, den Zutritt zu seiner Person zu gestatten. So unterrichtete er sich über die Zustände und Bedürfnisse seines Volkes, erlangte eine Menge nützlicher Kenntnisse und gewann zugleich an Popularität. Traf er

bei solchen Gelegenheiten Mißbräuche an, so zögerte er nicht, ihre sofortige Abstellung zu bewirken.

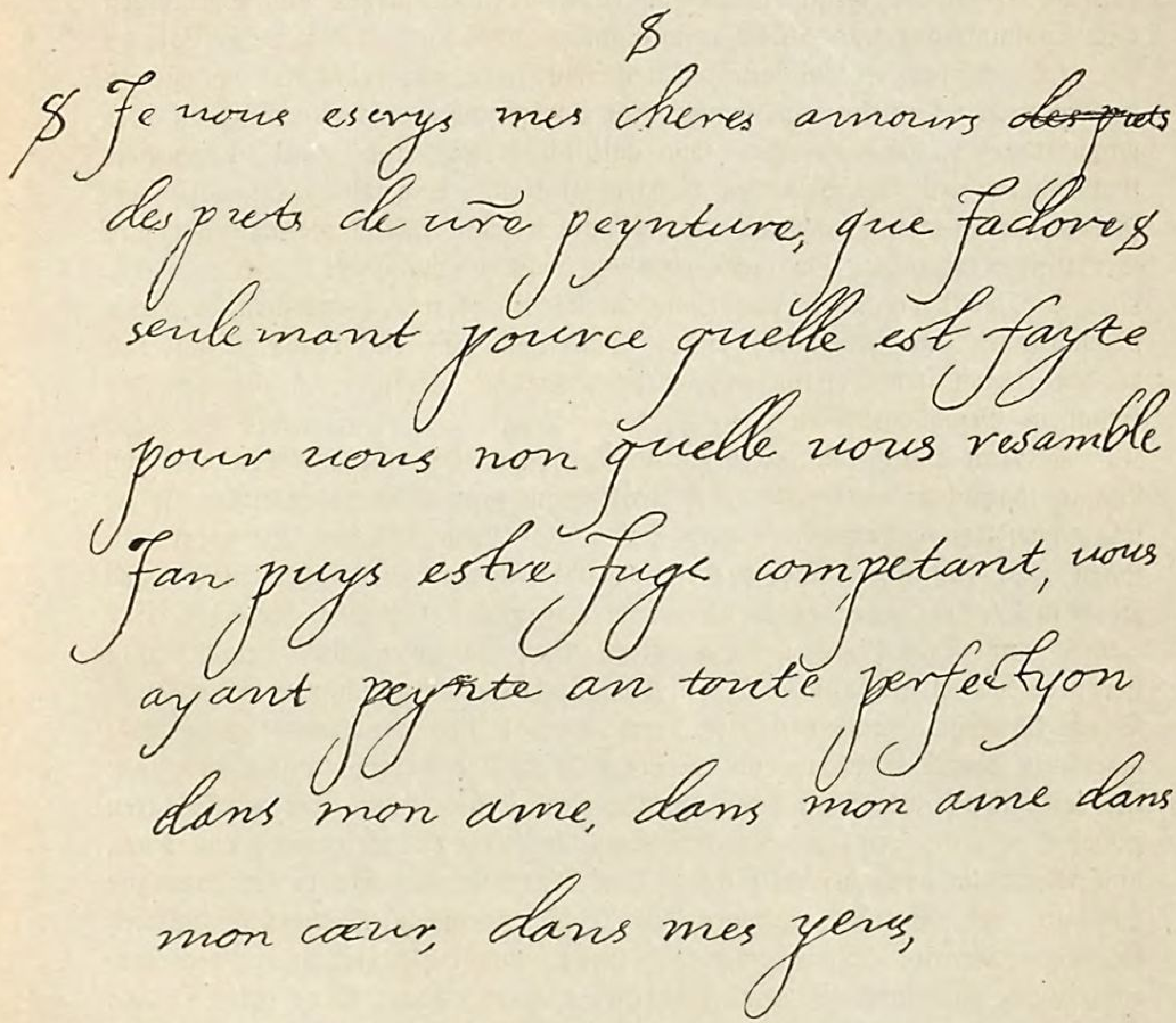
In gewöhnlicher Stimmung heiter, gesprächig, unceremoniös, freundlich, von scheinbarer Herzlichkeit, ließ er sich doch leicht in Zorn bringen, in welchem er seine Ausdrücke wenig überwachte und neben Bravaden und Drohungen auch Schimpfreden und Flüche besinnungslos ausstieß. Indeß besänftigte er sich leicht wieder — und gar oft war sein Zorn nur erheuchelt, zumal im diplomatischen Verkehr, um irgend eine vorher wohlberechnete Wirkung hervorzubringen. Rachgier war ihm gänzlich fremd, und zumal persönliche Kränkungen und Beleidigungen verzieh er gern. Auch liebte er es zu versprechen, doch mußte man sich nicht allzu fest auf die wirkliche Erfüllung des Verheißenen verlassen. Er war eben ein wahrer Südländer!

Die traurigste Seite von Heinrichs Wesen ist sein Verhältniß zu seinen Gemahlinnen und seinen zahlreichen Maitressen. Es haben diese Dinge ihn in den Augen seiner Zeitgenossen herabgewürdigt, häufig selbst ihn und den Staat in Gefahr gebracht.

Heinrich hatte sich bald von seiner ersten Gemahlin Margarethe von Valois thatsächlich getrennt. Die kleinen und großen Treulosigkeiten, die sie sich gegenseitig vorzuwerfen hatten, ließen ihre Liebe erkalten, und jeder von ihnen lebte für sich. Nach mehreren unbedeutenden Liebesabenteuern ward Heinrich IV. im Jahre 1591 von einer Leidenschaft ergriffen, die durch ihre Stärke und Dauer ein gewisses Recht auch vor dem Richterstuhle einer strengern Moral gewinnt — es war sein Verhältniß zur „schönen Gabriele".[1]) Durch körperliche Schönheit wie durch Anmuth des Benehmens gleich ausgezeichnet, wußte Gabriele von Estrées eine völlige Herrschaft über den sinnlich leidenschaftlichen Monarchen zu gewinnen. Sie scheint ihm wirklich treu gewesen zu sein, wenn sie auch ihre Stellung eifrig zur Erlangung von Rang und Reichthum auszubeuten suchte. Zur Marquise von Monceaux, dann zur Herzogin von Beaufort erhoben, durch die Freigebigkeit ihres königlichen Freundes mit Kostbarkeiten und Einkünften überhäuft, richtete sie doch ihre ehrgeizigen Absichten auf viel Höheres, auf die Königskrone selbst. Und Heinrich, uneingedenk, welche Gefahren er durch die Heirath mit einer Unebenbürtigen, mit seiner Buhlerin, über sich, seine Kinder, sein Reich heraufbeschwor, setzt alle Mittel in Bewegung, um jenen thörichten Wunsch zu verwirklichen. Schon hatte er, nach vielen Mühen, die Einwilligung des Papstes und Margarethens selbst zur Nichtigerklärung seiner ersten Heirath erlangt. Eine Zukunft voll Familien- und Bürgerkrieg würde jene unangemessene Vermählung herbeigeführt haben — da starb Gabriele plötzlich an einer vor-

1) Das ungünstige Urtheil, das ich „Heinr. IV. und Phil. III.", Th. I. S. 125 f. nach den Anschuldigungen Sullys über Gabriele d'Estrées fällte, sowie mehrere dort enthaltene Details müssen nach den Untersuchungen Loiseleurs, Questions historiques du 17e siècle (Paris 1873), S. 179 ff., modifizirt werden.

zeitigen Geburt[1]) unter den furchtbarsten Qualen (10. April 1599), fern vom Könige. Der gerieth über diesen Tod in den tiefsten Kummer, so daß er niemanden sprechen wollte. Indeß unter der geschickten Einwirkung seiner Umgebung legte sich sein Trübsinn bald, indem er begann, den Fall mehr


Je vous escrys mes cheres amours ~~des pets~~
des pets de vre peynture, que Jadore
seulemant pource quelle est fayte
pour vous non quelle vous resamble
Jan puys estre Juge competant, vous
ayant peynte an toute perfectyon
dans mon ame, dans mon ame dans
mon cœur, dans mes yeus,

Facsimile eines Billets Heinrichs IV. an Gabriele d'Estrées.
Original in der National-Bibliothek zu Paris.[2])

von seiner günstigen Seite zu betrachten. Ja, er athmete binnen kurzem auf, da jetzt nicht mehr die Forderungen einer allzu ungestümen Liebe sich zwischen

1) Die Lügenhaftigkeit der besonders von Sully erhobenen und mit erdichteten Dokumenten belegten Anklage einer Vergiftung Gabrielens durch die Beauftragten des Großherzogs von Toskana ist durch die von Loiseleur a. a. O. gebrachten Aktenstücke und Darlegungen unwidersprechlich bewiesen. 2) Nach moderner Schreibweise: Je vous écris, mes chères amours, des pieds de votre peinture que j'adore, seulement parce qu'elle est faite pour vous, non qu'elle vous ressemble. J'en puis être juge compétent, vous ayant peinte en toute perfection dans mon âme, dans mon âme, dans mon cœur, dans mes yeux.

ihn und seines Staates Interesse drängten. „Es ist eine That des Himmels," rief er aus, und tröstete sich damit. Da er durchaus legitime Kinder zur Sicherung des Staates haben wollte, wurde nichts destoweniger die Scheidung von Margarethe eifrig betrieben und in der That, unter der Zustimmung der letztern, von Papst Klemens VIII. aus einer Menge höchst wichtiger Gründe im Dezember 1599 ausgesprochen.[1])

Obwohl nun Heinrich sich, wenige Wochen nach dem Tode Gabrielens, in den Schlingen einer geistvollen, aber ränkesüchtigen und ausschweifenden Frau, der Katharine Henriette von Entraigues, gefangen hatte; obwohl er ihr, die er zur Marquise von Verneuil erhob, für gewisse Fälle sogar ein Heirathsversprechen ausstellte: — ließen doch seine Minister nicht nach, eine ebenbürtige Gemahlin für ihn auszuspähen. Die Wahl fiel auf Maria von Medici, die siebenundzwanzigjährige Nichte des Großherzogs von Toskana, die durch blühende Kraft, ihr katholisches Bekenntniß, eine reiche Mitgift und die Freundschaft des Papstes sich empfahl. Im Dezember 1600 fand die endgültige Vermählung in Lyon Statt — schon im September des folgenden Jahres wurde dem Monarchen ein legitimer Erbe, der spätere König Ludwig XIII., geboren. Ganz Frankreich empfand über dieses Ereigniß die lebhafteste Freude. Wirklich war durch dasselbe eine Quelle von Streitigkeiten, Zerrüttungen und Bürgerkriegen, die jeder nur mit Schrecken ins Auge fassen konnte, endgültig verstopft.

Leider hatte das gute Verhältniß Mariens zu ihrem Gemahle keine lange Dauer. Französische Schriftsteller haben nicht versäumt, alle Schuld daran Marien zuzuschreiben, um nur ihren nationalen Heros Heinrich in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Indeß mit Unrecht. Wenn sie, bei ihrer Vermählung schon den Dreißigern nahe, nach Art der südlichen Frauen, den Schmelz und die Zartheit der Jugend bereits verloren hatte, so erscheint sie doch auf Bildern und in den Schilderungen der Zeitgenossen als von eindrucksvoller und würdiger Schönheit. Was ihre geistigen Eigenschaften anbetrifft, so war sie freilich fromm und ihrer Religion eifriger ergeben, als das sonst an dem französischen Hofe damals Sitte war. Allein sie war von einer feingebildeten römischen Dame, Donna Francesca Orsini, auf das sorgfältigste unterrichtet worden. Ihre Handschrift ist zierlich, ihr Briefstyl gewandt und angenehm; die Lektüre poetischer und selbst gelehrter Bücher machte ihre Lieblingsbeschäftigung in ihrer langen Mädchenzeit aus. Sie wäre also wohl dazu angethan gewesen, einen fünfzigjährigen Gatten zu fesseln. Allein dieser setzte sein Verhältniß zur Verneuil offen fort, die selbst auf das Heirathsversprechen pochte und laut die Königin als Konkubine, sich als die wahre Gattin Heinrichs bezeichnete. Und doch mußte die Mediceerin sie öffentlich bei Hofe und vor allem Volke freundlich empfangen.

1) Ueber diese Gründe vgl. Feret, Nullité du mariage de Henri IV. avec Marguerite de Valois; Revue des Questions historiques 1876. Freilich ist dieser Aufsatz nur mit Einschränkungen zu benutzen!



Vermählung Heinrich IV. mit Maria von Medici.

Gemälde von P. P. Rubens. Paris, Gallerie Luxembourg.

Dargestellt ist die Handlung per Procuration, die in Florenz geschah, und bei welcher der Großstallmeister Bellegarde den Bräutigam vertrat.



Maria von Medici.

Gemälde von Franz Porbus d. J. (1570—1622). Madrid, Museum del Prado.

Von den zahllosen anderweitigen Liebesverhältnissen des Königs schweigen wir lieber. So konnte es an Streitigkeiten zwischen den Gatten nicht fehlen, obwohl diese es zum Bruche nicht kommen ließen und sich von Zeit zu Zeit wieder aussöhnten.

Was uns an des alternden Königs erotischen Abenteuern so durchaus anwidert und für ihn betrübt, ist der unglaubliche Mangel an Zartgefühl und Selbstschätzung, den er in ihnen zeigte. Bei jeder von seinen Geliebten mußte er erkennen, wie sie ihm einen jüngern und schönern Nebenbuhler vorzog. Aber seine greisenhafte Sinnlichkeit fragte nichts nach der Unwürdigkeit ihres Objektes, nichts nach der Lächerlichkeit und Geringschätzung, die solche Verhältnisse reichlich über die Person des Monarchen verbreiteten.

Diese Vorgänge dienen nun thatsächlich dazu, die Zeit und die Personen und zumal die ganze Richtung des absoluten Königthums in Frankreich zu charakterisiren. Der frische, geistige und sittliche Aufschwung, welchen die Wiedergeburt der Wissenschaften und die reformatorische Bewegung dem Frankreich des sechszehnten Jahrhundert gebracht hatten, ging unter einer immer mehr sich entwickelnden materialistischen Richtung schnell zu Grunde. Die gewaltigen Charaktere jenes Säculums verschwinden; Reichthum, Macht, Genuß wird das Losungswort des Tages. Ohne Zweifel hat das Wesen Heinrichs IV. zu dieser Wandlung sehr viel beigetragen. Wie er nach innen und außen dem Königthume des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig den Boden geebnet und das Beispiel gegeben hat, so war er auch in der rücksichtslosen Befriedigung der sinnlichen Lust ihr kaum noch übertroffenes Vorbild. Es knüpft eben das Ueble wie das Gute in der französischen monarchischen Zentralisation an die Person dieses Herrschers an. Nur wußte bei alledem der Bearner seine Geldmittel besser zusammen zu halten, als sein Enkel und dessen Nachfolger.

Eine weit erfreulichere Seite von Heinrichs IV. Thätigkeit ist die innere Verwaltung seines Reiches. Hier erwuchsen ihm die schönsten und reinsten Lorbeeren, zumal er dabei zwar tüchtige Räthe und Gehülfen gefunden hat, der wahrhaft Bestimmende und der Urheber fast alles hier Geleisteten aber selbst gewesen ist. Der König besaß die Haupttugend eines Regenten, überall den richtigen Mann an den richtigen Ort zu stellen und gute Vorschläge so in sich aufzunehmen, daß die nach denselben angeordneten Thaten wahrhaft als sein eigenstes Werk erscheinen. Nirgends begnügte er sich mit vereinzelten Maßregeln. Vielmehr ordnete in seinem klaren und systematischen Kopfe sich alles zu umfassendem Zusammenhange, und sein energischer Wille zögerte nicht, das so Erkannte durch einschneidende und weit tragende Thaten zu verwirklichen.

Von einem eigentlichen Ministerium in unserm heutigen Sinne kann zu Heinrichs IV. Zeiten nicht die Rede sein. Der Begriff eines homogenen Kabinets war unbekannt. Es gab damals für einen Herrscher nur zwei Weisen zu regieren: entweder er war ein Schwächling, wie Philipp III. und

Ludwig XIII., dann wälzte er die Last der Geschäfte auf einen einzigen Vertrauensmann, einen Prinzipalminister, ab. Oder er gedachte selbst zu regieren, wie Philipp II. im letzten Theile seiner Herrschaft und wie Ludwig XIV., dann wählte er sich Rathgeber aus den verschiedenen Verwaltungszweigen, um sie einzeln oder beliebig vereint zu konsultiren, je nachdem es ihm gut dünkte. Es galt in jedem Falle nur der Wille des Einen, der an der Spitze des Staates stand, sei es als Monarch, sei es als dessen Großwesir.

Ist unter Heinrich IV. Sully ein solcher Großwesir, ein Prinzipalminister gewesen?

Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, 1606 vom Könige zum Herzoge von Sully erhoben, hat sich freilich selbst als solcher hingestellt in seinen bekannten Memoiren, die er gegen Ende seines Lebens unter dem schwülstigen Titel der Oeconomies d'Etat herausgab. Da ist keine Angelegenheit, in welcher der König nicht ihn zu Rathe zieht, keine Sache, in der jener nicht Sullys Vorschlägen folgt oder doch nach kurzer Abirrung wieder zu denselben zurückkehrt. Nimmt man Einblick in die tausende von Aktenstücken, die aus jener Zeit noch von den Verhandlungen der leitenden französischen Kreise vorhanden sind, ja vergleicht man nur die königlichen Ordonanzen und Gesetze mit den von Sully selbst geäußerten Ansichten: so bekommt man freilich ein völlig anderes Bild. Man sieht erstaunt, daß Sully wohl einige Male bei besonders wichtigen Fragen der äußern Politik zu Rathe gezogen worden ist, keineswegs aber einen dauernden und regelmäßigen Einfluß auf dieselbe gehabt hat. Ja, man muß wahrnehmen, daß selbst in der innern Administration die Anschauungen des Herrschers denjenigen des Ministers oft schnurstracks zuwiderliefen und zwar im Allgemeinen viel richtiger und umfassender waren, als die Meinungen des letzteren. Sully war, wie die Reformirten damals durchgehends, sehr wohl unterrichtet. Aber die gelehrte Bildung hatte ihm weder Fülle und Neuheit der Gedanken noch Geschmack verliehen. Seine Verdienste liegen, abgesehen von seiner tüchtigen Leitung des Artilleriewesens, ausschließlich auf finanziellem Gebiete. Was hier die Weise seiner Geschäftsführung betrifft, so läßt sie sich in zwei Worte zusammenfassen: genaue und gewissenhafte Aufsicht über das gesammte Beamtenthum, sowie Unzugänglichkeit den Forderungen der Hof- und Edelleute und der Finanzbeamten gegenüber. Es soll nun keineswegs die hohe Verdienstlichkeit dieser Verwaltungsgrundsätze verkannt werden; und zumal nach der schmählich unordentlichen und verschwenderischen Wirthschaft von Sullys unmittelbaren Vorgängern ist seine strenge Ordnung und seine Unerschrockenheit den Ansprüchen auch der mächtigsten Großen und der Maitressen gegenüber höchlichst zu rühmen. Indeß von schöpferischer Thätigkeit, von Entdecken und Betreten neuer und bis dahin unbekannter Wege zur Hebung des Volkswohlstandes und zur Bereicherung des Staates ist bei ihm nicht die Rede, vielmehr hat er sich dergleichen Maßregeln des Königs nach Kräften widersetzt. Der Hauptgrund für die schnelle Hebung der französischen Finanzen

lag, wie nach 1815 und 1871, so damals in der Fruchtbarkeit des Landes, seiner alt überkommenen Kultur, der Betriebsamkeit und Intelligenz seiner Bewohner, der langen Dauer des Friedens. Unmöglich konnte Heinrich Sully zum Hauptminister erheben. Denn dessen rauhes, barsches, anmaßendes Wesen, seine kindische Selbstgefälligkeit machten ihn verhaßt bei Groß und Klein. In zahlreichen Schmähschriften warf man ihm seine Grobheit und Herbheit vor, seine Eitelkeit und Selbstsucht, seine unersättliche Habgier. Man verglich ihn mit Sejan.[1]) Heinrich aber beließ ihn auf seinem Posten, theils wegen der wirklichen Verdienste Sullys, theils weil er wohl damit zufrieden war, einen Minister zu besitzen, der von ihm selbst den Haß des Volkes wegen der Höhe der Auflagen und der Geldaufspeicherung in vollem Maße auf sich nahm.

Heinrich allein bestimmte die auswärtige Politik. Seine beiden vorzüglichsten Rathgeber in derselben, Villeroy und Jeannin, hatten ihm gegenüber keine selbständige Bedeutung. Sie waren fromme Katholiken, die einst der ligistischen Partei angehört hatten und erst zu Heinrich IV. übergetreten waren, als dieser zu St. Denis seinen Glauben gewechselt. Jetzt waren sie ihm treu ergeben, aber im Grunde des Herzens bewahrten sie ihre Sympathien für das katholische Spanien. So lange der König lebte, mußten sie sich seinem festen Willen und seiner wohl durchdachten Politik unterordnen; indeß nach seinem Tode stellte es sich bald klar heraus, nach welcher Richtung hin sie persönlich neigten. Diese Männer konnten also von Heinrich nur als Werkzeuge benutzt werden, und in der That wollte er sie nur als solche gebrauchen. Und für diesen Zweck waren sie vortrefflich. Villeroy besonders, der fähigste von allen Gehülfen Heinrichs IV., war ungemein fleißig und thätig, kannte genau die herrschenden Zustände und Persönlichkeiten des westlichen Europa, wußte seine diplomatischen Agenten trefflich zu wählen und zeigte eine hervorragende Gewandtheit im geschäftlichen Verkehr.[2]) Seine diplomatischen Aktenstücke sind wahre Musterarbeiten. Jeannin führte die von dem Könige und Villeroy vorgezeichnete Politik als überaus geschickter Unterhändler aus: er war unermüdlich, auf immer neue Mittel und Wege bedacht, bald bescheiden und einschmeichelnd, bald, wenn die Lage der Geschäfte es erforderte, stolz und mit hohen Phrasen auf Frankreichs Größe und Edelmuth pochend.

Heinrich IV. hat seine Werkzeuge und Helfer mit großer Einsicht gewählt. Es waren Männer von den verschiedensten Parteien — mit Ausnahme der Unversöhnlichen, der Ultras, die er allerdings nicht gebrauchen konnte. So war jeder Gesichtspunkt bei ihm vertreten, und keine Partei brauchte sich zurückgesetzt zu fühlen. Es war der lebendigste Gegensatz zu einem konstitutionellen Regimente: bei diesem regiert der Monarch regelmäßig mit der Mehrheit der Nation, die ihm aber gerade deßhalb ihren Willen auferlegt; Heinrich umgab

1) Scaligerana (Köln [?] 1695), S. 342. 2) Vgl. Flassan, Histoire de la diplomatie française. II, 264 f.

sich mit allen Faktionen seines Volkes, um eben darum über alle erhaben zu sein und seine Beschlüsse, je nach seiner freien Ansicht und Wahl, bald nach der einen bald nach der andern Richtung treffen zu können. Gerade diese grundsätzliche Verschiedenheit unter seinen Ministern sicherte ihm die völlige Freiheit seines Willens. Keiner der Minister hatte durch hohe Geburt eine selbständige, von der königlichen Gunst unabhängige Bedeutung. Ferner war ein jeder von ihnen vorzüglich in seiner beschränkten Art, keiner aber ein umfassendes Talent. Es ist klar, ein solches Kollegium konnte unmöglich auf eigenen Füßen stehen, es mußte von oben, von dem Herrscher her, Richtung und Leitung empfangen.

Viel schneidiger und sparsamer mit der Zeit war die Regierung Heinrichs IV., als die Philipps II. und seines Nachfolgers. Fast niemals wurde eine Angelegenheit vertagt; war sie einmal zur Sprache gekommen, so mußte sie auch erledigt werden. Die Zahl der Beamten wurde beträchtlich vermindert. Für seine Freunde und zumal für seine Gegner mit Gunstbeweisen und Schenkungen verschwenderisch, besetzte Heinrich doch die wirklich wichtigen Aemter nur nach Verdienst oder Vortheil für den Staat. Hier war mit Bitten nichts zu erlangen, vielmehr suchte er oft die geeigneten Leute heraus, ohne daß sie Ansprüche erhoben hätten oder selbst nur am Hofe gewesen wären. So machte er unter vielen andern De Vic zum Gouverneur von Calais, Lesdiguieres zum Marschall, D'Ossat und Larochefoucault zu Kardinälen, während sie von ihm entfernt und ohne Ahnung von ihrer bevorstehenden Erhebung waren.

Ueberallhin erstreckte sich des Königs Aufmerksamkeit, keine Einzelheit entging seinem scharfen Blick. Trat in einer Provinz durch Naturereignisse ein Nothstand ein, so war des Monarchen Fürsorge sofort bei der Hand, ihn durch die geeigneten Maßregeln zu mildern.

Das Nothwendigste war, die Ordnung und Ruhe wieder zu begründen in dem durch die langen Kriege verwilderten, von verabschiedeten Soldaten und müßigen Schloßherren ausgeplünderten Lande. Indem der König jedes Umherstreifen der Kriegsleute, sowie das Tragen von Feuergewehr aller Art unter den strengsten Strafen, ja selbst bei Lebensverlust untersagte, wurde binnen kurzem die Sicherheit völlig wieder hergestellt. Heinrich IV. hat noch in seinen letzten Lebensjahren für die strikte Ausführung dieser Gesetze Sorge getragen. Ein Adliger, der sich gestattete, Zölle und Kontributionen auf dem flachen Lande der Auvergne zu erheben, wurde in seinem Schlosse belagert, ohne Zweifel zur Ergebung gezwungen und, wie seine adligen Diebesgenossen in der Normandie, ohne weiteres gehängt.[1])

Freilich wäre es wünschenswerth gewesen, daß Heinrich gleiche Entschlossenheit auch gegen eine der schlimmsten Unsitten der Zeit, gegen die überall herrschende Duellwuth, entfaltet hätte. Die sinnliche Richtung der Geister nach der Beendigung der Religionskriege begünstigte die Duelle. Das

1) Lettres missives de Henri IV. T. VIII. (1872) par Guadet. S. 652 f. 958 f.

Abenteuerliche, Gefährliche übte auf diese abgestumpften und blasirten Menschen einen eigenthümlichen wollüstigen Reiz aus. Man wartete nicht etwa Beleidigungen ab, um sich zu schlagen, sondern man suchte die Zweikämpfe auf; jeden der Widersacher begleiteten drei bis vier Sekundanten, die dann gleichfalls mit der entsprechenden Anzahl von Gefährten des Gegners fochten. Es gab Duelle, wo zehn, ja fünfzehn Streiter auf jeder der beiden Seiten standen. So glichen die Zweikämpfe kleinen Schlachten. In achtzehn Jahren sollen infolge derselben 4000 Edelleute das Leben verloren haben. Hier aber fühlte der König viel zu ritterlich, um mit mehr denn Worten und bloßen Strafandrohungen einzuschreiten, die niemals ausgeführt worden sind.

Dagegen wurde die politische Unabhängigkeit des Adels und zumal des vor kurzem noch so übermächtigen Hochadels auf erfolgreiche Weise gebrochen. Selbst die dem Throne zunächst stehenden Familien suchte der König so viel wie möglich zu schwächen und einzuschränken. Den Prinzen von Geblüt, sowie des gefährlichen Hauses Lothringen ward jede glänzende und reiche Heirath untersagt. Ein zeitgenössischer Schriftsteller — Fontenay-Mareuil — legt dem Herrscher geradezu die Absicht unter, diese Familien erlöschen zu lassen oder sie wenigstens, durch ärmliche Verbindungen, der Macht und des Reichthums zu berauben. Aus diesem Grunde widersetzte er sich der langjährigen treuen Liebe seiner Schwester Katharine und ihres Vetters, des Grafen von Soissons, und machte sie dadurch beide unglücklich. Soissons, noch mehr aber seinen andern Vetter, Condé, hielt er in solcher Armuth, daß sie gänzlich von seiner Gnade abhängig waren. Den Provinzialgouverneuren, die bisher kleinen Königen geglichen hatten, setzte er Stellvertreter (Generallieutenants) an die Seite, deren Treue ihm gesichert war. Bei jenen wurde jede Regung der Selbständigkeit sofort unterdrückt; von der früher gebräuchlichen Vererbung ihrer Gouvernements war nicht mehr die Rede. Die Aushebung von Soldaten ohne Genehmigung des Monarchen, die Bereitung von Schießpulver außerhalb der königlichen Fabriken, die Haltung von Geschütz ohne königlichen Auftrag — dies alles wurde mit gutem Erfolge verboten. Wäre nur unter Heinrichs unmittelbaren Nachfolgern für die genaue Beobachtung dieser Gesetze Sorge getragen worden, es hätte kaum der eisernen Faust Richelieus und der feinen Staatskunst Mazarins bedurft, um das Ziel von Heinrichs IV. innerer Politik, die königliche Allgewalt, gegen jede Anfechtung zu sichern.

Selbst die Organisirung einer allgegenwärtigen, auf alle Verhältnisse sich erstreckenden, in alles sich mengenden Polizei hat Heinrich nicht unterlassen. So waren alle Vorbedingungen zur Ausübung eines aufgeklärten Despotismus geschaffen. Uebrigens wurden diese Mittel wirklich in verständiger Weise zu Gunsten der öffentlichen Ordnung und Gesundheitspflege verwandt.

Auch um die Justiz hat Heinrich sich durch ein Edikt vom Januar 1597 große Verdienste erworben. Sämmtliche Richter wurden strengen Prüfungen unterworfen; sie durften kein Nebenamt verwalten; die Disziplin innerhalb

der Gerichte wurde geordnet, die Verwaltungsjustiz bedeutend beschränkt. Diese Einrichtungen empfand man in ganz Frankreich als wahrhaft segensreich. Dagegen ließ sich Heinrich durch sein Bestreben, die Einnahmequellen des Staates ohne unmittelbare Bedrückung der Unterthanen zu erhöhen, zu einer verderblichen Neuerung verleiten. Bekanntlich waren seit Ludwig XII. die Finanzämter, seit Franz I. auch die Richterstellen käuflich: indeß galt dieser Kauf nur für die Person des Käufers selbst, so daß leicht wieder der ganzen schädlichen Anordnung ein Ende gemacht werden konnte. Heinrich IV. aber beseitigte auch die letzten Schranken dieses schädlichen Handels mit der Gerechtigkeit, dieser Monopolisirung der Justizämter. Auf Vorschlag seines Finanzrathes Karl Paulet bestimmte er gegen Ende des Jahres 1604, daß die Amtsinhaber für eine jährliche Abgabe von vier Deniers auf jede Livre = $1^2/_3$ % der letztbezahlten Kaufsumme ihre Aemter zu vollständigem, vererblichem und verkäuflichem Privatbesitze erhalten sollten. Zwar traf der König einige Einschränkungen, die auf den ersten Blick recht bedeutsam und vortheilhaft erscheinen möchten: die Uebernahme der Stellen war an Prüfungen der moralischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Berechtigten geknüpft, und die Krone behielt sich das Recht vor, das Amt bei einem Todesfalle von dem Erben nach billiger Schätzung des augenblicklichen Werthes zurückzukaufen und dann nach Gutdünken zu verleihen. Allein es ist ersichtlich, daß solche Beschränkungen, im Einzelfalle immer schwierig durchzuführen, mit der Zeit gänzlich außer Anwendung kommen, zu einer leeren Formalität herabsinken würden. Die „Paulette", wie nach dem Erfinder dieses „jährliche Recht" (droit annuel) im Volke hieß, hat in der That üble Folgen nach sich gezogen, wie alle Monopole und Privilegien. Die Preise der Aemter stiegen durch ihre erhöhte Sicherheit für den Inhaber ungemein; sie wurden zur Sache reiner Geldspekulation. Das Amt des Parlamentsrathes wurde gegen Ende von Heinrichs IV. Regierung mit 70,000 Livres (entsprechend heutigen 456,000 Mark), das eines Requetenmeisters gar mit 100,000 Livres (gleich 651,000 Mark) bezahlt. Den beträchtlichen Kaufschilling suchte man durch Höhe der Sporteln, Verschleppung der Prozesse, ja Annahme von Bestechungen baldmöglichst wieder einzutreiben. Nicht die allgemeinen Interessen, sondern nur die selbstsüchtigen oder höchstens die der Coterie wurden für den Richterstand maßgebend. Die Jugend des Standes ward hochmüthig und hielt es nicht für nöthig, sich für ihre zukünftige Stellung die unentbehrlichsten Kenntnisse anzueignen, da sie ja des Erbes ohnehin völlig sicher war. Allen Talenten aus der ärmeren Klasse dagegen war die Richterlaufbahn vom niedrigsten Amte bis zum höchsten völlig verschlossen. Dafür trat der erbliche Richterstand bald selbst dem Königthume keck und aufrührerisch entgegen.

Man sah dergleichen üble Folgen sofort voraus. Die Abneigung gegen die neue Maßregel war eine allgemeine. Indeß richtete sich der Haß wiederum gegen Sully, welcher die Einrichtung gebilligt hatte, und gegen Paulet, der sie vorgeschlagen; letzterer wäre im Jahre 1609 beinahe deßhalb erdolcht worden.

Freilich hatten diese Männer und Heinrich IV. selbst eine gewichtige Entschuldigung: die Lage der Staatsfinanzen am Ende der Bürgerkriege. Die öffentliche Schuld betrug damals nicht weniger als 348½ Millionen Livres, nach heutigem Geldwerthe an 2270 Millionen Mark, und dies bei einer jährlichen Gesammteinnahme von etwa dreißig Millionen Livres, so daß die Schulden fast zwölfmal so groß waren, als das Jahresbudget!

Des Königs und Sullys Verdienste auf diesem Gebiete sind unbestreitbar. Sie setzten die direkten Steuern, die ausschließlich auf den minder begüterten Klassen lasteten, herunter und vertheilten sie in gerechterer Weise, indem sie einen großen Theil des wohlhabenden Bürgerstandes, der sich von denselben während des Religionskrieges frei zu machen gewußt hatte, ihnen wieder unterwarf. Ferner wurde den Betrügereien und Quälereien der Einnehmer ein Ende gemacht, gleich sehr zum Vortheile des steuerzahlenden Volkes wie der Staatskasse. Die wenig einträglichen, aber das Volk ungemein drückenden indirekten Steuern wurden von Sully mit größerer Ordnung, Strenge und Regelmäßigkeit verwaltet. Von wahrhaft originellen und schöpferischen Gedanken ist freilich bei ihm nichts zu finden. Mit einem Manne wie Colbert darf man ihn nicht vergleichen. Die außerordentlichen Einkünfte des Reiches, wie die Steuern der Geistlichen, die Einnahmen aus den königlichen Domänen, die Ergebnisse der mit den Financiers abgeschlossenen Geschäfte und die Strafgelder wußte Sully durch einsichtige, gewandte und sparsame Verwaltung nicht unbedeutend zu erhöhen. Er brachte so die gesammte Staatseinnahme auf über 39 Millionen Livres jährlich, die etwa 255 Millionen Mark nach heutigem Geldwerthe entsprechen, und dies bei einer nur mäßigen Anspannung der Steuerkraft der Bevölkerung. Der Spanier hatte damals, obwohl ärmer als der Franzose, das Dreifache an Steuern zu zahlen.

Und Sully verstand es, mit diesem Budget einen steigenden Ueberschuß zu erzielen, der im letzten Regierungsjahre Heinrichs IV. nicht weniger als 18 Millionen Livres, fast die Hälfte der gesammten Reineinnahme, betrug.

Welch Gegensatz zu Spanien! Dort unentwirrbare Unordnung, chronisches Defizit, von Zeit zu Zeit ein mehr oder minder verhüllter Staatsbankerott, Mangel auf allen Seiten. Hier Regelmäßigkeit, stets pünktliche Zahlung der Gläubiger, ein Ueberschuß, der beinahe die Hälfte des Budgets ausmacht.

Sully verwendete die Ueberschüsse auf dreifache Weise. Einmal zur Bildung eines Kriegsschatzes, der in jener Zeit kostspieliger und schwieriger Kreditoperationen von wesentlichem und unbestreitbarem Nutzen war. Er betrug zuletzt 41⅓ Millionen Livres oder nach heutigem Maßstabe 268⅔ Millionen Mark — mehr als das Doppelte des heutigen deutschen Kriegsschatzes. Dann wurden die Schulden getilgt, und zwar um die hohe Summe von hundert Millionen Livres (651 Millionen Mark), etwas mehr, als Heinrich selbst während des Bürgerkrieges entlehnt hatte. Endlich betrieb er den Rückkauf der dem Staate auferlegten Renten und der ihm entfremdeten Domänen, und zwar in der Höhe von etwa 60 Millionen Livres oder 390½

Millionen Mark. Im Ganzen hat also Sully die finanzielle Lage des Staates um 200 Millionen Livres (über 1300 Millionen Mark) verbessert.

Es waren das großartige Resultate einer zwölfjährigen Verwaltung! Die Staatsschuld war um ein Drittel ermäßigt. Das Aktivvermögen des Staates war durch Vermehrung der Domänen beträchtlich erhöht. Die Steuern gingen regelmäßig und ohne große Erhebungsverluste ein, waren nicht allzu drückend und durch ihre Veranlagung als hauptsächlich direkte Steuern der Zunahme des nationalen Vermögens nicht gefährlich. Große Summen waren auf die Hebung des innern Wohlstandes, auf die Wiederherstellung der Beschädigungen durch Naturereignisse verwandt: bei den großen Ueberschwemmungen der Loire im Jahre 1608 hatte der Staat nicht weniger als zwei Millionen Livres (13 Mill. Mark) zugesteuert.[1]) Dabei hatte Sully seinem Herrn die Mittel gegeben, eine in allen Ländern Europas geachtete und einflußreiche Stellung einzunehmen. Solche Erfolge werden dem Oberintendanten der Finanzen für immer einen hervorragenden Platz in der Geschichte seines Landes anweisen, auch wenn wir den Ruhm eines finanziellen und ökonomischen Reformators, mit dem man ihn oft umgeben, nicht als berechtigt anzuerkennen vermögen.

Trotz aller Geschicklichkeit und allen Eifers würde es Sully nicht gelungen sein, die französischen Finanzen in eine so beneidenswerthe Lage zu versetzen: wenn nicht die durch die Bürgerkriege lang unterdrückte Produktionskraft des französischen Volkes nunmehr sich von neuem frisch entfaltet hätte. Freilich hat auch hieran die Regierung mehr als ein Verdienst. Das erste und wahrlich nicht unwichtigste war, daß sie sich nicht — wie so viele ihrer Nachfolgerinnen — unnöthig bevormundend in die Produktion mischte. Hier waren nicht, wie in Spanien, unzählige Barrieren aufgerichtet, hier waren nicht, wie auf jener Halbinsel, der Ackers- und der Handelsmann auf Schritt und Tritt durch Polizeivorschriften beengt und gequält.

„Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Brüste, welche Frankreich ernähren, und die wahren Minen und Schätze Perus." Gemäß dieser weisen Ansicht Sullys handelten er und der König. Der Landmann wurde durch besondere Gesetze gegen rechtliche und widerrechtliche Quälereien geschützt, alle Bedrückungen des Bauernstandes streng geahndet. „Was!" rief der König bei einer solchen Gelegenheit aus, „wenn man mein Volk zu Grunde richtet, wer wird die Lasten des Staates tragen, wer wird Ihre Pensionen bezahlen, meine Herren? Beim Himmel, mein Volk beeinträchtigen, heißt mich beeinträchtigen." Die Verminderung der Steuern, die genauere Kontrole, welche über die Steuerbeamten ausgeübt wurde, beließen dem Volke die Mittel zu kräftigerer Nahrung, zu sorgfältigerem Anbau seiner Felder. Je ausgeprägter sonst noch die feudale Gliederung des französischen Volkes war, um so anerkennenswerther ist das königliche Edikt, welches jede Jagd in sprießendem

1) Négoc. de Jeannin, Petitot II. XV, 82.

und reifendem Getreide und vom 1. März bis zur Ernte in den Weinbergen untersagte.

Wenn Frankreich in den nächsten hundert Jahren die vorzüglichste Stelle in Europa zu behaupten vermochte, so liegt die erste Ursache in dem wohlthätigen Regiment Heinrichs des Vierten. Da sammelte es seine Kräfte.

Noch lange wurde die Regierungszeit dieses Königs als des französischen Bauern goldenes Zeitalter betrachtet, nach welchem derselbe sehnsüchtig zurücksah, als ob damals „die Felder von reicherm Erträgniß, die Wiesen von frischerm Grün, die Bäume voller von Früchten gewesen wären".

Wie weit waren die ökonomischen Anschauungen Heinrichs seinem Zeitalter vorausgeeilt! In einer Periode, wo, um das Korn billig zu erhalten, die Getreideausfuhr nicht nur von einem Staate in den andern, sondern von einer Provinz in die andere verboten zu werden pflegte, huldigte jener den Grundsätzen des Freihandels. „Die Erfahrung lehrt uns," sagt er in einem Edikte von 1595, also ehe er Sully zu seinem Minister gemacht hatte, „die Erfahrung lehrt uns, daß die Freiheit des Handels, welchen die Völker und Unterthanen der Reiche mit ihren Nachbarn und den Fremden treiben, eines der vorzüglichsten Mittel ist, sie wohlhabend, reich und begütert zu machen, und in Hinsicht hierauf möchten wir nicht verhindern, daß ein jeder seinen Vortheil aus seinem Besitzthume ziehe durch das Mittel und die Wohlthat des Handels." Er begnügte sich aber nicht damit, solche Grundsätze auszusprechen, seiner energischen Weise gemäß setzte er sie vielmehr sofort und unbeirrt ins Werk. Es war dies keineswegs leicht. Vorurtheile und lokale Selbstsucht traten ihm immer wieder in den Weg. Allein der König setzte seinen aufgeklärten Willen durch. Die Getreideausfuhr wurde im ganzen Reiche gestattet, ja zugleich von fast allen auf ihr lastenden Abgaben befreit. Die Folge davon war ein lebhafter und einträglicher Export des französischen Getreides, besonders nach dem nördlichen Spanien.

Ein ungeheures Feld der Thätigkeit eröffnete sich dem Könige in Bezug auf die Industrie. War diese doch hauptsächlich dazu berufen und befähigt, sozialen Zuständen schlimmster Art in den Städten ein Ende zu machen. Unter den ärmern Volksklassen herrschten infolge der Bürgerkriege Liederlichkeit, Arbeitsscheu, entsetzliches Elend. Bettleraufzüge durchstreiften die Straßen, Lebensmittel und Kleidung waren theuer. Vom 1. Januar bis zum 10. Februar 1596 starben allein im Hôtel Dieu in Paris 416 Personen, die meisten an Mangel und Entblößung. Eine Frau wurde verbrannt, die durch schnellen Tod ihre verhungernden Kinder hatte erlösen wollen. In einem einzigen Viertel von Paris gab es 7769 Arme. Die Armentaxe mußte verdoppelt werden. Andrerseits fröhnten der Adel und die großen Bankiers einem ausschweifenden Luxus in Speisen und zumal in der Kleidung, zu welcher die Stoffe unter großen Kosten aus dem Auslande beschafft werden mußten.

Wie sollte man diesen traurigen Uebelständen abhelfen?

Sully mit seinem beschränkten und harten Sinne hatte die Antwort

schnell bei der Hand: man muß den Luxus verbieten, die Ausfuhr von Edelmetall untersagen, die Armen aus der Stadt auf das Land treiben, wo sie mit mühseliger Arbeit ihr Leben fristen können; denn nur so werden sie zum Kriegsdienst tüchtig. Die Industrie schien ihm nur gut, Müßiggang und unnützen Aufwand zu erzeugen. Heinrich aber, von Bartholomäus Laffemas, einem tüchtigen Praktiker und Theoretiker in Handelssachen, eines Bessern belehrt, erfaßte diese Dinge von einem viel höhern Gesichtspunkte. Den Sitten der Zeit durch Verordnungen Einhalt zu gebieten, schien ihm mit Recht unthunlich. Er hielt es auch für etwas gar nicht so Schlimmes, daß der, welchem die Mittel zum Genusse des Lebens zugefallen sind, sie wirklich benutze. Er kannte die Anstelligkeit, den guten Geschmack des französischen Arbeiters: deßhalb wollte er den Luxus der Großen zur Wiedergewöhnung des Volkes an Thätigkeit und zur Ernährung desselben verwenden. So hoffte er es körperlich und moralisch von seiner Verkommenheit zu heilen, so ohne Zweifel es auch in politischer Hinsicht ruhiger und friedliebender zu machen, so endlich seine eigenen Einkünfte zu erhöhen. „Eines der hauptsächlichsten Mittel," sagt er in einem Edikte, „unsere Unterthanen aus den Verwirrungen und der Zerrüttung der Bürgerkriege zu ziehen, ist die Einrichtung von Gewerben und Manufakturen."

Moralische und praktische Zwecke waren es, die Heinrich bei der Begünstigung der Industrie im Auge hatte: Besserung der untern Volksklassen, politische Beruhigung derselben, Erhebung Frankreichs zu dem ihm unter den Nationen gebührenden Range, Bereicherung des Landes. Wie groß das Uebel war, welches er bekämpfen wollte, geht aus dem Umstande hervor, daß jährlich nur an wirklich verzollten Waren, abgesehen von dem überaus beträchtlichen Schmuggel, für Seidenstoffe sechs Millionen Livres (39 Mill. Mark), für alle vom Auslande bezogenen Kleiderstoffe gar sechs Millionen Goldthaler (117 Mill. Mark) über die Grenze gingen. Die andern Einfuhrartikel sind hier noch nicht mit einbegriffen. Der französische Export aber war 1598 fast null.

Der König begann sein schwieriges Werk mit der Belebung der noch im Lande vorhandenen Industrie. Das erste Mittel, das er hierzu anwandte, war ein höchst rationelles: die Befreiung des Kleingewerbes von den drückendsten Fesseln. Durch Edikt vom April 1597 schaffte er die unendlichen Förmlichkeiten, Kosten und Schwierigkeiten, mit welchen Lokaltyrannei und Brodneid bisher die Erlangung der Meisterschaft erschwert hatten, mit einem Schlage ab. Freilich ist es durchaus irrthümlich, wenn einige moderne Schriftsteller behaupten, damit sei das System völliger Gewerbefreiheit eingeführt worden. Vielmehr blieb in allen Gewerben die bestimmte Zahl von Meisterstellen bestehen, die nur durch Erbschaft oder Kauf oder in einigen Fällen durch königliche Verleihung erworben werden konnten. Trotzdem war das Edikt von 1597 eine bedeutende Erleichterung, ein großer Fortschritt. Derselbe unbefangene Geist zeigt sich seitens des Königs in der Heranziehung

tüchtiger fremder Arbeiter, welchen die Naturalisation mit großer Leichtigkeit ertheilt wurde.

Ueberall verfolgte Heinrich den verständigen Weg, nichts von oben herab zu dekretiren, sondern allerwärts nur nach dem Gutachten Sachverständiger zu entscheiden. So setzte er aus Mitgliedern des Parlamentes, des Rechnungs- und des Steuerhofes sowie des Staatsrathes und einigen Privatpersonen eine „Kommission zur Wiederherstellung des Handels" ein, deren Berichterstatter Bartholomäus Laffemas wurde. Auch in den Provinzen wurden entsprechende Behörden, Handelskammern, gegründet: die erste in Marseille, 1599,[1]) sie sollte „überwachen und fördern alle Dinge, die Geschäft, Handel und Verkehr betreffen würden". Frankreich erntete aus seinem Systeme, allerorten frischer lebendiger Kraft den weitesten Spielraum zu lassen, die besten Früchte, zumal der König große Summen auf Einführung nützlicher Industriezweige verwandte. Binnen weniger Jahre entstanden zahlreiche Fabriken aller Art.

Vorzüglich aber ist Heinrich IV. als der wahre Schöpfer der hochwichtigen französischen Seidenkultur zu betrachten. Gegen den Willen Sullys ließ er weite Landstrecken mit Maulbeerbäumen bepflanzen, lehrte er durch staatliche Kommissäre zahlreichen Privaten die Kunst der Züchtung der Seidenraupen. In Paris, Orleans, Tours, Lyon wurden Seidenfabriken begründet. Ebenso ließ er mit großen Kosten aus Mailand einige Italiener, aus dem Orient dort ansässige Spanier kommen, um die Gold- und Silberweberei, damals für Möbelstoffe und Kleidung sehr beliebt, in Frankreich einzuführen. Die Goldfädenmanufaktur des Mailänders Turato in Paris ersparte dem Lande jährlich 1,200,000 Goldthaler (22½ Mill. Mark), die sonst für dieses Fabrikat ins Ausland gegangen wären.

Die Ergebnisse dieser umsichtigen und großartigen Thätigkeit zum Besten des Landes blieben dann auch nicht aus. Die Einfuhr von Seide in das Königreich nahm völlig ein Ende, wie die zeitgenössischen Schriftsteller einstimmig berichten. Ebenso wurde das Land von Rouen aus mit feinen Tuchen versehen; nur gröbere Tuche mußten während Heinrichs Regierung noch aus England zugeführt werden. Vendôme und Issoudun blühten durch ihre Handschuhfabriken, Beauvais durch Töpfereien und Spinnereien, Chatellerault und Moulins durch Messerfabriken, St. Etienne durch Waffenmanufakturen.

In den zwölf Friedensjahren seit 1598 hat sich die industrielle Lage Frankreichs völlig umgestaltet. Bis zu jener Zeit gewerblich von den Fremden gänzlich abhängig, hatte es gegen Ende von Heinrichs Regierung sich nicht allein von diesen emanzipirt, sondern Frankreich hatte noch Ueberfluß an gewerblichen Erzeugnissen gewonnen, deren Ausfuhr eine der lebhaftesten Sorgen des Königs war. Freilich läßt sich dergleichen nicht ausschließlich von oben herab schaffen. Aber die industrielle Geschicklichkeit und die natürliche Intelligenz des französischen Volkes würden weit weniger hervorgebracht haben,

1) A. Babeau, La ville sous l'ancien régime, 353.

wenn der König nicht mächtig anregend auf die erschlaffte Gewerbthätigkeit der Nation gewirkt hätte, wenn er nicht außerdem von verhältnißmäßig liberalen Gedanken in Bezug auf Handel und Industrie erfüllt gewesen wäre.

Es ist so recht einer von jenen durch einen wahren Instinkt der Popularität eingegebenen Gedanken Heinrichs IV., daß er das untere Stockwerk der von ihm theils erbauten theils beabsichtigten Galerien zwischen Louvre und Tuilerien tüchtigen Gewerbsleuten zur Ausstellung und zum Verkauf ihrer Waren unentgeltlich überlassen wollte. „Im Louvre würden,“ wie Michelet sich ausdrückte, „König und Volk unter demselben Dache gewohnt haben.“

Wollte der König seinen Grundsatz, daß jeder aus seinem Besitzthum nach freier Wahl möglichst vielen Nutzen solle ziehen können, verwirklichen; wollte man verhüten, daß der Ueberfluß der einen Provinz nutzlos zu Grunde gehe, während die benachbarte darbte; wollte man erzielen, daß die ländliche und die Gewerbthätigkeit durch die Hoffnung leichter und reichlicher Verwerthung ihrer Produkte zu gedeihlicher Anstrengung gespornt werde: so mußte man ohne jeden Zweifel zunächst für gute Straßen und Brücken Sorge tragen. Heinrich fand hierbei das rechte Werkzeug in Sully; im Jahre 1599 wurde derselbe zum Großwegemeister von Frankreich ernannt. Er entwarf einen umfassenden und allgemeinen Plan zur Anlage eines großen Wegenetzes, mit genauer Unterscheidung dessen, was bei diesem Werke vom Staate, was von den Provinzen, Gemeinden und Privaten geleistet werden müsse.

In der That wetteiferten alle diese Elemente in Bestreitung dieser fruchtbarsten aller Ausgaben. Frankreich bedeckte sich mit prachtvollen Landstraßen, welche es schon damals in dieser Beziehung zum Muster für Europa machten. An beiden Seiten waren sie mit Ulmen bepflanzt, welche dem Wanderer am Tage Schatten und in der Dunkelheit sichere Führung gewährten. Man behauptet, daß das Volk diese Bäume noch heutzutage nach dem Namen des Ministers „Rosnys“ nenne. Auch waren die Chausseen zum großen Theile gepflastert. — Der Handel belebte sich ungemein infolge dieser bequemen und zahlreichen Straßenzüge. Die Kapitalien der Bankiers, die außer in Paris vorzüglich in Lyon ihren Sitz aufgeschlagen hatten, zirkulirten durch das Land und erhöhten Industrie und Verkehr.

Auch die Wasserstraßen wurden von dieser Regierung nicht vernachlässigt. Man legte den Kanal von Briare an, der Paris und Orleans mit einander verbindet. Die Vorbereitungen zu anderen Werken von großartiger Tragweite wurden getroffen, ihre Ausführung aber durch den frühen Tod des Herrschers vereitelt.

Sollten alle diese Maßregeln ihre volle Wirkung üben, so mußte man den Natur- und Kunsterzeugnissen Frankreichs ein lohnendes Absatzgebiet im Auslande sichern. Die Regierung Heinrichs IV. ließ sich denn auch diese wichtige Sache überaus angelegen sein. Das Nothwendigste war, den steten Seeräubereien ein Ende zu machen, denen die von keiner Kriegsmarine geschützten französischen Fahrzeuge von Spaniern, Engländern, Berbern ausgesetzt waren.

Wir wissen, daß z. B. Elisabeth von England diese Piraterie gegen verbündete und befreundete Nationen offen begünstigte. Indeß die Beharrlichkeit und Geschicklichkeit Heinrichs IV. und die Gestaltung der politischen Umstände trugen zuletzt über alle diese Hindernisse den Sieg davon. Eine Reihe von Handelsverträgen sicherte die französische Flagge und den französischen Kaufmann, die im türkischen Reiche sogar eine bevorzugte Stellung einnahmen. Konsuln in den Hauptorten vertheidigten die Interessen der französischen Händler und beaufsichtigten wiederum die letztern, wie denn überhaupt der König mit richtiger Einsicht in die wahren Interessen seines Landes für das vertragsmäßige Verhalten seiner Unterthanen zur See Sorge trug. Seiner verständigen Weise getreu, pflegte Heinrich keine den Handel betreffende Angelegenheit zu entscheiden, ohne die bei derselben Betheiligten und Interessirten zu Rathe zu ziehen.

Mit großem Eifer warfen die französischen Rheder und Kaufleute sich in die ihnen so erschlossenen Bahnen. Da führte man Leinen jeder Qualität, Werkzeuge und Maschinen, Stahlwaren, Luxuspapier, Salz, Wein und ferner — wie verschieden von den heutigen Zuständen! — Getreide und Schlachtvieh in großer Menge aus. Die Franzosen betrieben einen ausgedehnten Kommissionshandel für Rechnung der Ausländer.[1]) Das Land begann, die günstigen Folgen dieses lebhaften Verkehrs zu empfinden. „Der König," sagt ein Zeitgenosse, „zog das Geld der Fremden herbei durch den Verkauf der Dinge, welche die Fruchtbarkeit Frankreichs in größerer Fülle hervorbringt, als es sie für seine Bedürfnisse nöthig hat. Und mit diesem Gelde stärkte es sich gegen die Fremden selbst. Denn man sah in Frankreich nur Pistolen, Doppel- und Halbdukaten aus Spanien; Gulden und Alberts der Niederlande; Jacobus, Engel und Nobel aus England; Zechinen aus Polen; Dukaten aus Deutschland, mit welcher sich die Koffer des Königs füllten; und auch die Koffer der Privatleute waren reich damit versehen."

Der Haupt-Exporthafen war Marseille. Venezianische Gesandte, die ihn kurz nach dem Tode des Königs sahen, schildern ihn als Venedig weit überlegen, ja als das „Emporium ganz Europas!" In seiner weiten und sichern Rhede lagen meist über 300 große Fahrzeuge. Mit siebzig Schiffen handelten die Marseiller selbst nach dem Oriente, während die nach Italien und Spanien bestimmten Schiffe der Marseiller Rhederei viel zahlreicher waren. Acht Millionen Goldthaler (nach jetzigem Geldwerth 156 Mill. Mark) reinen Gewinnes soll der Marseiller Hafen jährlich abgeworfen haben.

Man war übrigens in dem damaligen Frankreich aufgeklärt genug, um auch die Einfuhr fremder Waren keineswegs für ein Uebel, sondern für eine nothwendige Bedingung für die eigene Industrie und den eigenen Export zu halten. Rohproducte mannichfacher Art, grobe und mittlere Tuche, Gewürze und

1) Man sehe hierüber, wie über die Zustände des französischen Handels überhaupt die gewissenhafte und gründliche Arbeit von G. Fagniez, Le commerce extérieur sous Henri IV., Revue historique. XVI, 1 ff.

orientalische Waren bilden die hauptsächlichsten Einfuhrartikel. Der Handel und Verkehr der Fremden war in Frankreich, selbstverständlich unter gewissen Abgaben, frei und ungehindert. So war die damalige französische Handelspolitik vernünftiger und gedeihlicher nicht nur als die anderer zeitgenössischer Staaten — vorzüglich Spaniens — sondern auch als die späterer französischer Machthaber, besonders Colberts.

Mit dem scharfen Blicke für das Nützliche und Angemessene, der ihm die mangelnden Kenntnisse ersetzen mußte, sah Heinrich, einen wie großen Vortheil, zumal unter den Verhältnissen der damaligen Zeit, Kolonien dem Handel seines Landes bringen mußten. Sein Verdienst ist um so größer, als er hierbei auf den entschiedensten Widerspruch seines Ministers Sully stieß, der überall, wo es sich nicht um das Alterprobte und dabei augenfällig Praktische handelte, völlig unzugänglich wurde, dem jedes Verständniß für alles weiter Entlegene, für jede kühne Neuerung abging.

Ganz Westeuropa war damals in Bewegung, um in die von den Portugiesen und Spaniern eröffnete Bahn der Entdeckungen und fernen Eroberungen mit einzutreten. In Holland, in England entstanden privilegirte west- und ostindische Handelsgesellschaften. Die Engländer suchten die nördliche Durchfahrt nach Asien an den amerikanischen, die Holländer die nach Amerika an den asiatischen Küsten. Am 13. März 1607 wurde die erste englische Niederlassung in Nordamerika, Jamestown in Virginien gegründet. Die Holländer zogen es inzwischen vor, den Spaniern ihre ostindischen Besitzungen zu entreißen. Da wollten auch die Franzosen ihren Antheil an den Eroberungen in den neu entdeckten Gegenden haben; kühner Trieb nach der Ferne und dem Unbekannten, Gewinnsucht, Nationalgeist hatten daran gleichermaßen Antheil.

Der König ging mit vollem Eifer auf diese Bewegung ein, die er auf alle Erdtheile zugleich zu lenken suchte. Im Juni 1604 begründete er eine ausschließlich privilegirte Gesellschaft für den ostindischen Handel. Aber bei weitem fruchtbarer waren die Bemühungen, die längst aufgegebenen französischen Kolonien in Kanada zu erneuen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man sich über die Ergiebigkeit jener nördlichen Gegenden wie über die Zahl und Kulturfähigkeit ihrer Bewohner übertriebenen Hoffnungen hingegeben hat.

Nach mehrfachen mißglückten Versuchen setzte der König die amerikanische Kompagnie in den Stand, im Frühjahr 1608 abermals drei Fahrzeuge mit Kolonisten nach jenem Lande auszusenden. Dieses Mal ward des Königs Beharrlichkeit belohnt. Das Unternehmen glückte, weil der rechte Mann an seiner Spitze stand. Während nämlich Champdoré die kleine Kolonie Port-Royal auf der Halbinsel Akadien (Neuschottland) wieder bevölkerte, legte Champlain, der durch seine Reisebeschreibungen und Karten von Kanada, sowie durch seinen Eifer und seine Einsicht der verdienteste unter diesen frühen französischen Kolonisten ist, den Grund zu Quebec. Die Lage der Stadt, die Binnenhandelsplatz und doch zugleich an ihrem mächtigen Strome den größten

Seeschiffen zugänglich ist, ihre fruchtbare Umgebung, ihr gemäßigtes und mildes Klima lockten bald neue Ansiedler herbei und ließen sie binnen kurzem über alles Erwarten hinaus aufblühen.

So wurde unter Heinrich IV. und mit dessen lebhafter Beihülfe die französische Kolonisation Amerikas begonnen, die ein und ein halbes Jahrhundert hindurch die glänzendsten Fortschritte machte, und die sogar zu einer gewissen Zeit die angelsächsischen Gründungen daselbst zu erdrücken drohte. Wäre dies gelungen, so würden Franzosen und Spanier sich in Amerika die Hand gereicht, diesen Erdtheil, sicherlich zu dessen Schaden, in ein ausschließliches Erbe der lateinischen Rasse verwandelt haben. Dieser Versuch wurde durch denselben siebenjährigen Krieg vereitelt, in welchem Friedrich der Zweite zu der Größe Preußens und damit zu der Einheit Deutschlands den Grund legte. Den ersten französischen Kolonisten aber kann man seine Sympathie nicht versagen. Sie waren treffliche Repräsentanten eines frischen, tüchtigen aufstrebenden Volkes. Von den Spaniern unterschieden sie sich sehr vortheilhaft durch den Umstand, daß nicht Abenteurer, sondern durchgehends nur wackere und ehrenhafte Leute unter sie zugelassen wurden; von Spaniern und Engländern durch ihre Milde gegen die Eingeborenen, die sie weder zu knechten noch zu vernichten, sondern zu französiren bestrebt waren. Jeder bekehrte Eingeborene wurde in allen Stücken als Franzose behandelt, genoß alle Rechte eines französischen Bürgers!

Zum Schutze dieser Kolonien, zur Vertheidigung des französischen Handels bedurfte man ohne Zweifel einer Kriegsflotte, die in den Wirren und Verlegenheiten der Bürgerkriege gänzlich untergegangen war. In der That hat Heinrich hier wenigstens Anfänge geschaffen, besonders für das Mittelmeer eine Anzahl Galeeren bauen lassen. Indeß zu befriedigenden Ergebnissen gelangte man hier nicht. Es war für die Flotte ein Unglück, daß der König selbst vom Seewesen nicht das mindeste verstand und sich deßhalb persönlich für dasselbe nur wenig interessirte.

Ganz anders verhält es sich mit dem Landheere. Je fester Heinrich entschlossen war, die Obmacht des Hauses Habsburg in Europa zu stürzen, um so mehr mußte ihm die gedeihliche Entwicklung des Militärwesens als das wichtigste Ziel seiner Regierungsthätigkeit erscheinen. Als Grundlagen von Heinrichs System lassen sich hier drei Gedanken bezeichnen: möglichst niedriger Präsenzstand mit möglichster Leichtigkeit der Verstärkung und Mobilisirung; Schaffung eines nationalen Heeres und Zurückdrängung des feudalen Charakters der Armee, wie er bisher vorzüglich in der Kavallerie vorherrschend gewesen war.

Der ersterwähnte Grundsatz wurde dem Herrscher durch die prekäre Lage der französischen Finanzen bei dem Ende des Bürgerkrieges auferlegt. So beschloß er, ein nur geringzähliges stehendes Heer — höchstens 20,000 Mann — zu unterhalten, aber alles zur Bildung weit stärkerer Kräfte bereit zu halten. Während Spanien seine letzten pekuniären Mittel in großen

stehenden Armeen verzehrte, hielt Heinrich es für vortheilhafter, einerseits das Geld, andrerseits die Waffen und Vorräthe aufzuhäufen, um sich stets binnen kurzem eine bedeutende Truppenmacht beschaffen zu können. Und hier stand ihm Sullys bewunderungswürdiges Verwaltungstalent zur Seite, das in der That die Militäradministration auf das trefflichste einrichtete. Wirklich brachte man es dahin, daß 1610 in wenigen Wochen, abgesehen von den Besatzungstruppen, eine Feldarmee von 70,000 Mann aufgestellt werden konnte, ein aktives Heer, wie es damals keine andere Macht der Christenheit zur Verfügung hatte. Heinrich IV. hatte Frankreich, ohne es allzusehr anzustrengen, zum ersten Militärstaat Europas gemacht.

Und ebenso verständig, ebenso modern dachte Heinrich über die Qualität und innere Einrichtung seiner Truppen. Wir wissen, daß noch die Religionskriege ganz überwiegend mit fremden Söldnern, mit Schweizern auf der königlichen, Deutschen auf der hugenottischen Seite ausgefochten worden. Der König dagegen beschloß, sich auf eine nationale Infanterie zu stützen. Er pflegte zu sagen, es gebe in Frankreich 300,000 Leute, alles Veteranen, die auf ihre eigenen Kosten im Bürgerkriege den militärischen Dienst gelernt hätten. Diese wollte er benutzen. Deutsche hat er gar nicht mehr angewendet, und die Schweizer traten immer mehr in den Hintergrund. Bei der großen Aushebung im Frühjahr 1610 machten sie nur den zehnten Theil des Fußvolks aus. Für die Friedenszeit gar war die Rolle der Schweizer in der Armee auf die einer Luxus- und Haustruppe reducirt. Heinrich also ist als der eigentliche Schöpfer der nationalen Infanterie Frankreichs zu betrachten.

Schon durch die grundsätzliche Verstärkung des Fußvolks gegenüber der Reiterei ward der feudale Charakter des Heeres sehr zurückgedrängt. Allein auch in der Kavallerie selbst sah Heinrich fast gänzlich von dem Aufgebot des kühnen aber unbotmäßigen und unzuverlässigen Adels ab, um sie zum weit überwiegenden Theile aus französischen Söldnern zu bilden.

Und dabei sei dann noch vorübergehend der außerordentlichen Verdienste gedacht, die Sully sich um die Herstellung einer vorzüglichen Artillerie und eines nationalen Geniecorps erwarb; während man bisher in beiden Waffen zumeist auf Fremde, besonders Italiener, angewiesen gewesen war. Eine ausreichende Verpflegung, eine pünktliche Soldzahlung sicherten das leibliche Wohlbefinden, die gute Stimmung und den Gehorsam der Soldaten. Heinrich IV. gründete im Juli 1604 ein Invalidenhaus in der Pariser Vorstadt Saint Marceau. Er stiftete ferner eine Art Kadettenschule in La Flèche, eine Militärakademie an seinem eigenen Hofe.

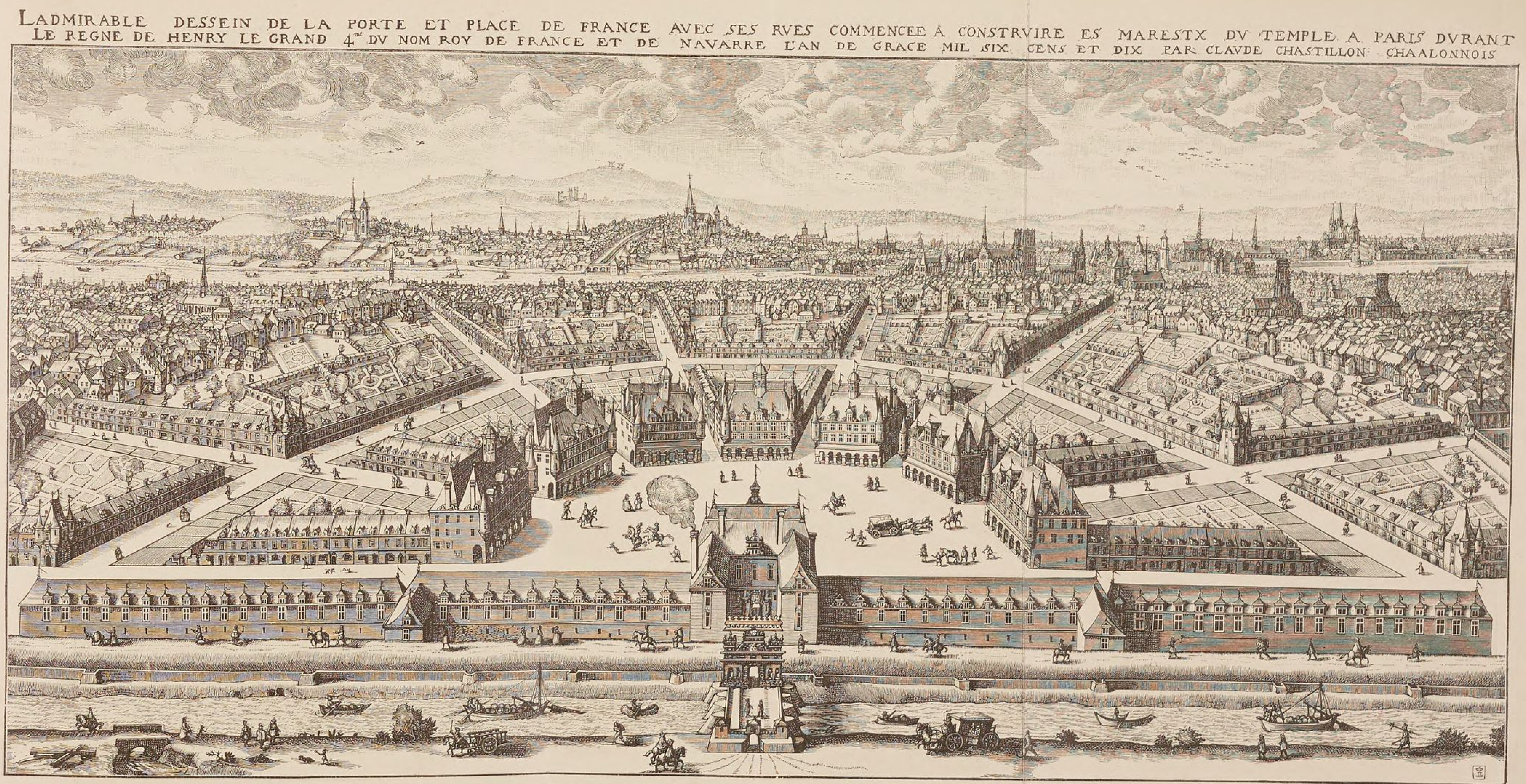
So hat auf dem Gebiete der Armee, wie auf allen übrigen, Heinrich IV. die Elemente zu der später alles überragenden Größe Frankreichs geschaffen. Soldaten, deren natürlicher Muth durch sorgfältige Uebung und gute Verpflegung gehoben wurde, wohl unterrichtete Offiziere, ein tüchtiges Ingenieurcorps, eine stark und vorzüglich bediente Artillerie, treffliches Material: das

waren in der That alle Elemente zu einer Armee ersten Ranges. Nur der Tod hinderte den König, sein Werk noch weiter auszubilden und zu vollenden. Er mußte das seinen Nachfolgern überlassen. Aber diese konnten überall weiterbauen auf den von ihm hergestellten Grundlagen.

Dieser Herrscher war es auch, der mit Hülfe tüchtiger Ingenieure, zumal Errards, die ersten Schritte zur Anlegung des mächtigen Festunggürtels that, welchen Vaubans Genie später vollendete, der im spanischen Erbfolgekriege Frankreich retten sollte. Erst durch die neuesten Fortschritte der Kriegskunst hat er seine Wichtigkeit zum Theil verloren.

Wir haben bisher unsere Aufmerksamkeit denjenigen Maßregeln gewidmet, die Heinrich IV. zum Schutze Frankreichs gegen äußere Feinde und innere Unruhen, sowie zur Hebung von dessen materiellem Wohlstande getroffen hat. Jetzt haben wir in Betracht zu ziehen, wie er für die geistige Entwickelung des Volkes, für die Ausschmückung und Verschönerung des Lebens Sorge trug, und wie seine deßfallsigen Bemühungen von der Nation aufgenommen und erwidert wurden. Wenn hier das Ergebniß nicht ganz dem Eifer und guten Willen des Königs entspricht, so ist das freilich in gewissem Umfange auch dessen eigene Schuld. Die französische Nation, ganz der materiellen Arbeiten des Wiederaufbaues ihres durch die Bürgerkriege zerstörten Wohlstandes hingegeben, hatte wenig Kräfte für literarische und künstlerische Thätigkeit übrig. Der Sinn für das Praktische, das Regelmäßige und ein für alle Mal Geordnete, für den „gesunden Menschenverstand", der Widerwille gegen alle „Ideologie", die Vorliebe für die groben Genüsse des gewöhnlichen Lebens, welche sich von den höchsten Regionen des Staates aus verbreiteten, waren wenig geeignet, trotz materieller Unterstützung, bei den Unterthanen die Phantasie zu begeistern, den Geschmack anzuregen.

So liegen in Bezug auf seine ausgedehnte Bauthätigkeit die Verdienste Heinrichs IV. hauptsächlich auf dem Gebiete der Nützlichkeitsbauten. Hier hat er zumal für Paris Großes und Bleibendes geschaffen. Die französischen Städte waren damals alle häßlich und ärmlich, zumal der Adel sie sorgfältig vermied. Selbst Paris war, mit Ausnahme weniger neuer von den Finanzmännern gebauter Straßen, eine Ansammlung enger, krummer und schmutziger Gassen, wie man sie noch in einigen Vierteln in der Nähe der Seine erblicken kann, mit Plätzen, die kaum diesen Namen verdienten und Regelmäßigkeit ebenso wenig wie Breite, Licht und Luft kannten. Ungescheut baute man die Häuser in die Straßen hinein, errichtete Verkaufsbuden noch vor den Häusern, sperrte die ohnehin so schmale Passage durch steinerne Treppen. Nach mittelalterlicher Weise sprangen die Stockwerke immer weiter hervor und schnitten der Straße Luft und Licht ab. Holz- und Kohlenhändler, Steinmetzen, Zimmerleute, Wagenbauer pflegten ihre Arbeit bei schönem Wetter vor dem Hause zu verrichten, während Gerber, Färber und Wäscher ihre nassen Zeuge zum Trocknen in die Straßen flattern ließen. Das Pflaster war schlecht und unordentlich, der Weg schmutzig nicht nur durch die Wasser



Ansicht des von Heinrich IV. entworfenen Place de France.

Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches. Abdruck der Unterschrift desselben:

Rien ne se trouue en tout cet Vniuers qui ne soit poussé d'vn ardent desir à la necessité de sa vicissitude. Aussi ce grand Dieu, Aucteur & Gouuerneur de la Nature, a tellement pourueu à toutes les humaines necessitez passees, presentes & futures, tant enuers les grands Empereurs, Rois & Monarques, que aussi enuers les plus petits, qu'il les a voulu expressément doüer d'vn instinct & inclination plus en certaines choses particulieres, que non pas en d'autres. Notamment sur le declin de nostre aage il a placé en nous l'affection de bastir, construire & edifier, temps à la verité auquel nous en auons aussi peu de besoin, que de vaine esperance d'vn long vsage. Ceste estincelle celeste toutesfois est infuse en l'homme, pour laisser à sa posterité vne loüable memoire de luy, & tend à l'entretien d'vn mutuel & secret amour, qui redonde par la volonté de la diuine prouidence aux siecles à venir. Ceste mesme volonté & affection print bonne place dans le noble courage de ce grand Monarque Henry IIII. Roi de France et de Nauarre. Apres auoir fait vne infinité de merueilles par ses armes, & auoir passé des dangers extraordinaires, & dignes d'admiration, estant en plaine & paisible possession de son Royaume, il se pleut à faire plusieurs actes vertueux & memorables, & à regler & policer ses subiects, & il s'affectionna extremement à l'Architecture, la faisant reuiure & prendre plus de lustre qu'elle n'auoit fait és siecles passez, poussé d'vn iuste desir de faire biẽ à tous, & de faire trauailler & gaigner le menu peuple, non comme ces Rois d'Egypte, qui pour faire r'entrer quelques deniers és mains du peuple, ont fait bastir ces grandes Pyramides tant renommees par les histoires: bastimens qui n'estoient vtiles: mais ce grand Roy par vn dessein tres-loüable selon Dieu & les hommes, premedita en sa fantaisie de faire trauailler en plusieurs endroits de son Royaume à des ouurages dignes de luy, & tellement vtiles à son peuple, qu'il luy en donne iournellement vne grande loüange. Et à son imitation grand nombre de ses subiects de toutes qualitez firent bastir en plusieurs Prouinces, de sorte que de son temps il s'est fait plus de bastimens que du regne d'aucun de ses predecesseurs: & on peut dire auec verité, que la France s'est fort augmentee & embellie de toutes sortes de structures, en estant comme rajeunie, & particulierement la ville de Paris, sejour & demeure ordinaire des Rois, où sa Majesté, de tres-heureuse memoire, auoit projetté de faire ce beau & superbe dessein de la Porte & Place de Frãce, entre les Portes sainct Antoine & du Temple. Et pour cet effect il donna charge à Monsieur le Duc de Suilly de faire faire ceste Porte & Place, à laquelle il apporta beaucoup d'industrie, & se transporta sur le lieu, donnãt l'inuention & reglement tel que ce dessein cy dessus representé le demonstre, qu'il fit aussi tracer deuant luy par le Sieur Aleaume & Castillon Ingenieurs de sa Majesté.

Ce grand Roy auoit projecté plusiers autres grands bastimens, & d'autres belles & rares choses que i'espere, Dieu aydant, faire voir cy apres au public, pour ne laisser enseuelir les actes genereux & heroïques de ce grãd & inuincible Prince, leque fit de son viuant commencer vne partie du dessein des ruës allans du centre de la Porte dans les vingt-cinq arpens du Temple. Et parce qu'il desiroit fort que cela s'acheuast promptement, il ne fit passer le marché auec les Entrepreneurs, à la charge d'y trauailler incessamment, comme estant l'vn des plus releuez desseins qui soit en tout le monde, & à l'embellissement merueilleux de Paris, ville capitale du Royaume. Mais, helas! le miserable et inopiné accident de sa mort troubla tellement les quatre coings & le milieu de la France, que toutes choses qui pouuoient estre sursises, furent delaissees du tout, pour aller & pouruoir aux plus importantes & necessaires, comme à l'establissement de nostre Roy Louys XIII. son fils & successeur, qui nous promet tout heur & felicité à l'aduenir, commençant à suiure & imiter les vertus d'vn si grand Heros: de maniere que chacun tient & espere qu'il acheuera non seulement les desseins de son defunct pere, mais que Dieu le sauoisera d'en faire encore naistre d'autres.

Ce dessein donc des plus releuez & parfaits qu'on puisse imaginer, n'attend pour estre paracheué autre support que de nostre Roy magnanime & vertueux, & de la Royne sa mere, Princesse qui ne respire que de hautes entreprises, qui procureront à leur pouuoir l'vtilité & embellissement de ce Royaume si florissant, & ferõt retentir à iamais la renommee des faicts & gestes du defunct Roy Henry le Grand, & celebrer leurs noms glorieux par tout le mond.

Ceste belle & rare entreprise merite d'estre paracheuee quelque iour, & si ce n'est à present, ce pourra estre cy apres en temps plus opportun, & quand sa Majesté en aura la volonté, d'autant que ce qui est commencé de present dans les 25. arpens du Temple est fait expressement à la subiection du dessein susdit de l'Estoile, porte & place de France, dont voicy en suite l'ordre de la constructiõ, suiuant les accords & marchez qui en furent faits par le defunct Roy au sieur Carel & consorts Entrepreneurs, & l'explication de la figure & pourtrait que i'ay fait faire en cuiure, afin que l'inuentiõ & modelle d'vn si rare dessein ne se puissent perdre par le laps du temps à venir.

Et premierement le terme & entree de la Porte susdite ioignant la Place de France pour entrer dans la ville de Paris, selon le dessein cy-dessus, est à 40. toises ou enuiron arriere le moulin de l'ardoise, estant sur le rempart au bout de l'esgoust de la vieille ruë du Temple, tirant vers la porte sainct Antoine, & faisant enuiron le milieu d'entre lesdites deux Portes du Temple & de sainct Antoine. En ce lieu on auoit projecté de faire vn pont pour passer le fossé, qu'on rendoit nauigable par autre entreprise separee, tout le terrin & marchepied de dedans la ville de Paris en cet endroit, se deuoit éleuer d'enuiron dix pieds, & les esgousts & cauës se deuoient porter par dessous terre dans le fossé. La largeur du pont susdit estoit diuisee en trois passages, le milieu pour le charroy, & les deux costez pour les gens de pied. Au bout d'iceluy & à l'entree du rempart y auoit vne percee & voulte qui le trauersoit, ayant le marchepied de dessous de mesme niueau que la Place de Frãce. Cette Porte estoit faite d'vne belle Architecture composite, tenant toutesfois quelque remarque de l'antique, & quelques quinze toises plus auant dans la ville rencontroit vne autre porte iointe de deux bastimens à crouppe, pour accompagner vn gros Pauillõ double, seruant de principale entree dans la Place de France.

Ce Pauillon auoit seize toises de face ou longueur, & dix de largeur hors d'oeuure & à l'erazement de sa façade & sur la clef de la

voulte vers la place s'arrachoit vn demy cul de lampe tres-hardiment composé & esleué d'vne grande hauteur, auec domes les vns sur les autres, & au couppeau & plus haut y auoit pour mettre vn petit flambeau à discretion. Le milieu & ligne perpendiculaire de ce cul de lampe se rapportoit iustement au milieu de l'entree de ceste Porte & erazement d'iceluy Pauillon vers la Place, en sorte que c'estoit le centre de l'Estoile & poinct optique pour veoir d'iceluy toutes les ruës qui y tendent, & d'icelles ruës aussi on pouuoit veoir la Porte & cul de lampe susdits.

Ce Pauillon auoit des arcades sur la place comme les autres qui portent face sur icelle au dessein estans aussi de pareille architecture. Et pour aucunement faire perdre la deformité du rempart qui se recontroit de biais auec la regularité des bastimens d'icelle place, on deuoit bastir vn grand corps de logis de part & d'autre dudit gros Pauillon, & d'vn esloignement capable pour borner l'oeil, & cacher le defaut du rempart, entre lequel & le susdit bastiment estoit jettee l'imperfection des angles contraints du plan, & auquel interualle on deuoit practiquer des courts & places publiques & separees pour y eriger des Marchez & Halles, & autres telles choses requises aux lieux habitez de grand nombre de peuple: Comme ladite Place pouuoit estre remplie, laquelle auoit quarante toises depuis le poinct du centre iusques aux bastimens des Pauillons estans au partour d'icelle: par consequet elle auoit de longeur sur la base au droict des ruës de rencontre bornans de part & d'autre le rempart és costez opposez du gros Pauillon de la porte 80. toises en longeur.

Ce ruës ainsi dressees & qui tiroiẽt en long en diuers lieux de ceste ville de Paris, qu'on peut appeller vn petit monde, se confinoient en ligne directe és endroits de rencontre des ruës habitees, les vnes plus longues, les autres moins, selõ la rencõtre qui en fut recerchee exactement auant la trace de ce dessein.

Ceste demie circonference estoit bornee de sept gros Pauillons & huict rües, les Pauillons ayans chacun de face sur la place treize toises ou enuiron. Chacune rüe auoit de largeur six toises. Tous les Pauillons sur la place estoient doubles, s'eslargissans sur le derriere par les fuites des lignes denotans les rües: & tous estoient assubiectis d'auoir vne galerie basse ou porche sur la place, composé de sept arcades, ayãs trois estages & vn d'exhaulsement, dans lequel y auoit trois lucarnes, sçauoir vne magistrale, & deux autres inferieures aux costez. Au milieu du faiste de la toicture respondãt sur la place, s'esleuoit sur icelle vn dome à huict pans, artistemẽt approprié, & à costé d'iceux Pauillõs y auoit aux deux angles qui respondoient sur la place, de tourelles ensaillies, prenans origine depuis le principal estage, & s'exhaulsans de massonnerie iusques à l'entablement: & te tout, sçauoir les Pauillons, Tourelles & Domes, estoit couuert d'ardoise, & toute la massonnerie de pierre de taille au premier estage, & le reste estoit fait de mesme pierre & brique entremeslez proprement.

Toutes les maisons des rües estoient aussi de mesme hauteur entr'elles, & y auoit pareille symmetrie des vnes aux autres, & basties de semblables materiaux.

A quarante toises ou enuiron arriere les gros Pauillons portans leurs faces sur la place, & en tirant dans la ville, il y auoit vn autre cercle concentrique au cercle d'icelle place, sur lequel estoient dressees des rües en lignes droites, chacunes portans mesmes longueurs, et seruans de pans equidistans aux pans des Pauillons de la place. Icelles rües trauersoiẽt les grandes, faisans autant de carrefours. Pour lesquels mieux representer, i'ay seulement fait le plan des bastimens, qui eussent peu empescher les curieux de bien considerer ce dessein: ausquels carrefours y deuoit auoir és quatre coings de chacun vn pauillon mediocre garny de trois tourelles: & d'iceux pauillons il s'en recognoist vn seulement representé en eleuation, & deuoient estre tous faicts de pierre de taille & brique couuerts d'artoise.

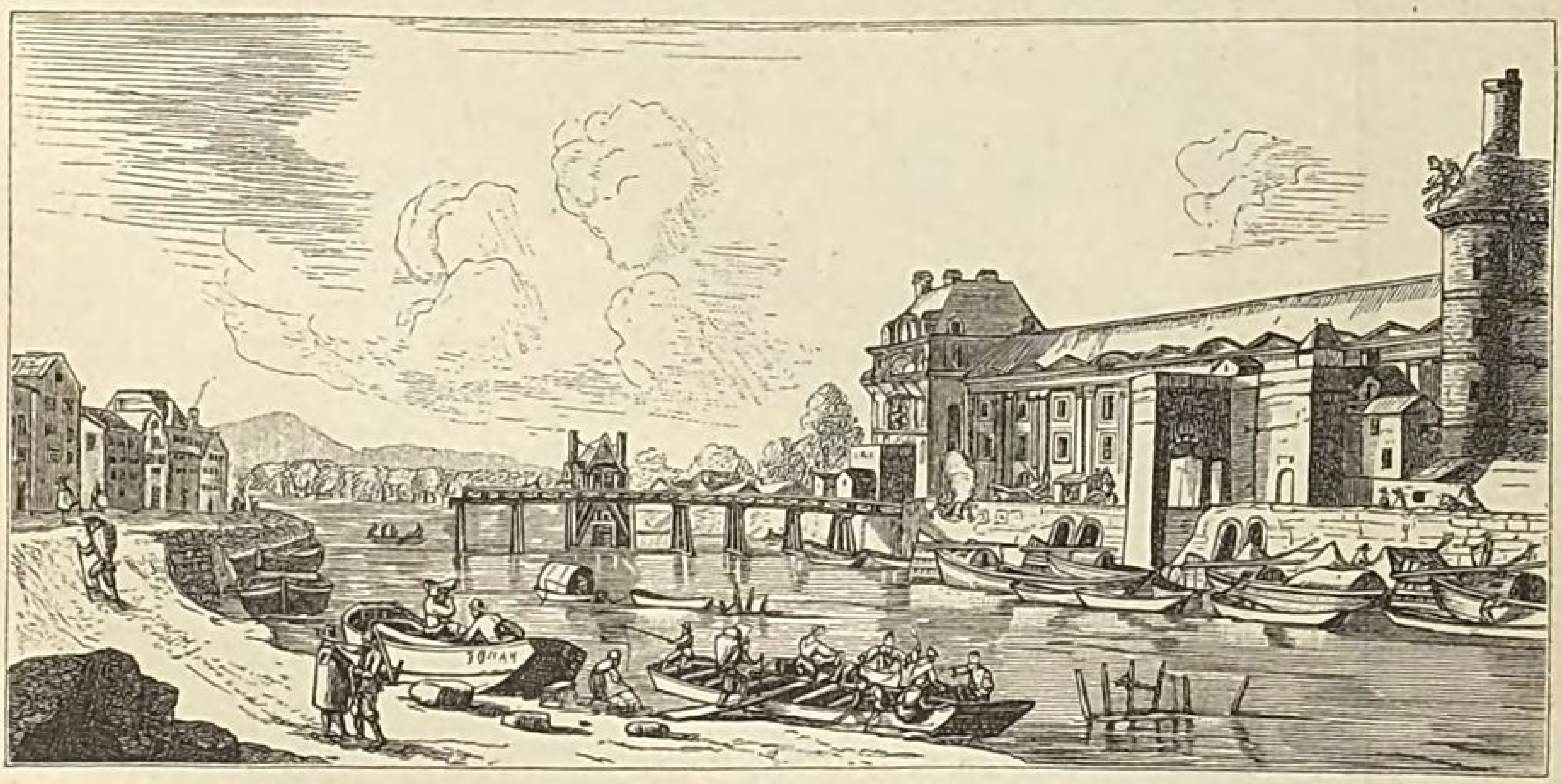
Ce grandes rües partans du centre d'Estoile & Porte de France, se deuoient nommer du nom des plus notables Prouinces du Royaume, comme de Normandie, Champagne, Picardie, Bretagne, Guyenne, & autres. Et les autres petites rües trauersieres du second cercle, deuoient aussi auoir le nom des plus petites Prouinces, commes de Touraine, d'Anjou, du Maine, Aulnis, Lymosin, Perigord, & autres.

Bref, ce qui estoit generalement fait en ce grand dessein, tant aux Pauillons & rües, qu'aux bastimẽs, l'ordre & symmetrie y deuoit estre entieremént gardé, estãs enrichis de corniches, frizes, architraues, plainctes, modellons, pilastres, triglisses, & d'infinis autres enrichissemens: de sorte que ce quartier du Temple, qui seul dans ceste grãde ville de Paris est comme vn desert, eust esté remply de ce superbe dessein. Dessein à la verité qui eust rendu le reste de la ville en quelque mespris à son esgard, pouuat estre non seulement comparé aux plus beaux Theatres & Amphitheatres des Romains, mais aussi aux plus beaux ouurages des nations estrangeres. Outre ce que les faicts & gestes des plus dignes sont dilatez par les siecles en trois manieres: Par la caballe quelque temps: par les bastimens quelques siecles: & par le escrits à tousiours, & se peuuent dire estre sans sepulture. Ce qu'au contraire, sans l'vn ou l'autre d'iceux tout s'enseuelit dans le silence perpetuel, & tant le grands que petits personnages, ge . . reux ou autres, en peu de temps sont rendus egaux (selon le monde seulemẽt) & . . . . aucune memoire ny marque d'eux, & non plus que le nauire qui trauerse la . . . . humide, ne laisse en sa toute aucune trace visible de son erreur ou droict . . . . Doncques l'vtilité de ce dessein le doit rendre recommãdable, & la perfecti . . . . de ceste grande ville de Paris l'attend, comme estant vne piece de sa robbe . . . . present imparfaite. Fait à Paris par Claude Chastillon Chaalonnois, le 7 F . . . .

A. PARIS, chez Jean le Clerc, rue S. Jean de Latran. Auec Privileg . . . .

des Himmels, sondern auch durch die Unreinlichkeiten, welche man aus den Häusern darauf zu gießen pflegte.

Der König brachte in dieses düstere Chaos zuerst Luft und Licht, indem er durch Polizeiverordnungen die ärgsten Mißbräuche abstellte und für möglichstes Alignement der Straßen thatkräftig Sorge trug. Die Pflasterung wurde verbessert, gute Brunnen gegraben. Heinrich legte an Stelle des alten Königsschlosses der Tournelles die Place Royale an, die von den Zeitgenossen als ein Wunder an Größe und Schönheit angestaunt wurde. Er war es, der die zweite steinerne und fahrbare Brücke in Paris, den Pont-Neuf vollendete. Diese prachtvolle Brücke, auf der sich heute das Standbild des „Bearners" erhebt, ward die Lieblingspromenade der Pariser. Da, wo der Pont-Neuf die Seine-Insel berührt, legte der König auf der letztern einen



Die Tuilerien und die Galerie des Louvres unter Heinrich IV.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Platz und mehrere Straßen an. Die Fortsetzung des Pont-Neuf auf dem linken Seineufer, die Rue Dauphine, wurde damals angestaunt als ein Muster der Schönheit und Regelmäßigkeit.

Mehr als acht Millionen Livres (= 52 Mill. Mark) hat Heinrich IV. auf seine Bauten verwendet. Denn neben den erwähnten Nützlichkeitsanlagen ist auch die monumentale Architektur von ihm berücksichtigt worden. Damals erhielt die Façade des Pariser Stadthauses ihre Vollendung. Heinrich faßte die von Napoleon III. verwirklichte Idee, Tuilerien und Louvre mit einander zu verbinden, und begann dieselbe ins Werk zu setzen. Er hatte dabei allerdings auch die politisch-militärische Absicht, sich einen freien Durchgang in die und aus den Wällen von Paris zu schaffen; denn das Louvre lag damals innerhalb der Stadtmauern, die Tuilerien außerhalb derselben.[1]) Die „Große Galerie" des Louvre ist seine Schöpfung, dieser Riesensaal in einer Länge

1) Sauval, Histoire et recherches des antiquités de Paris.

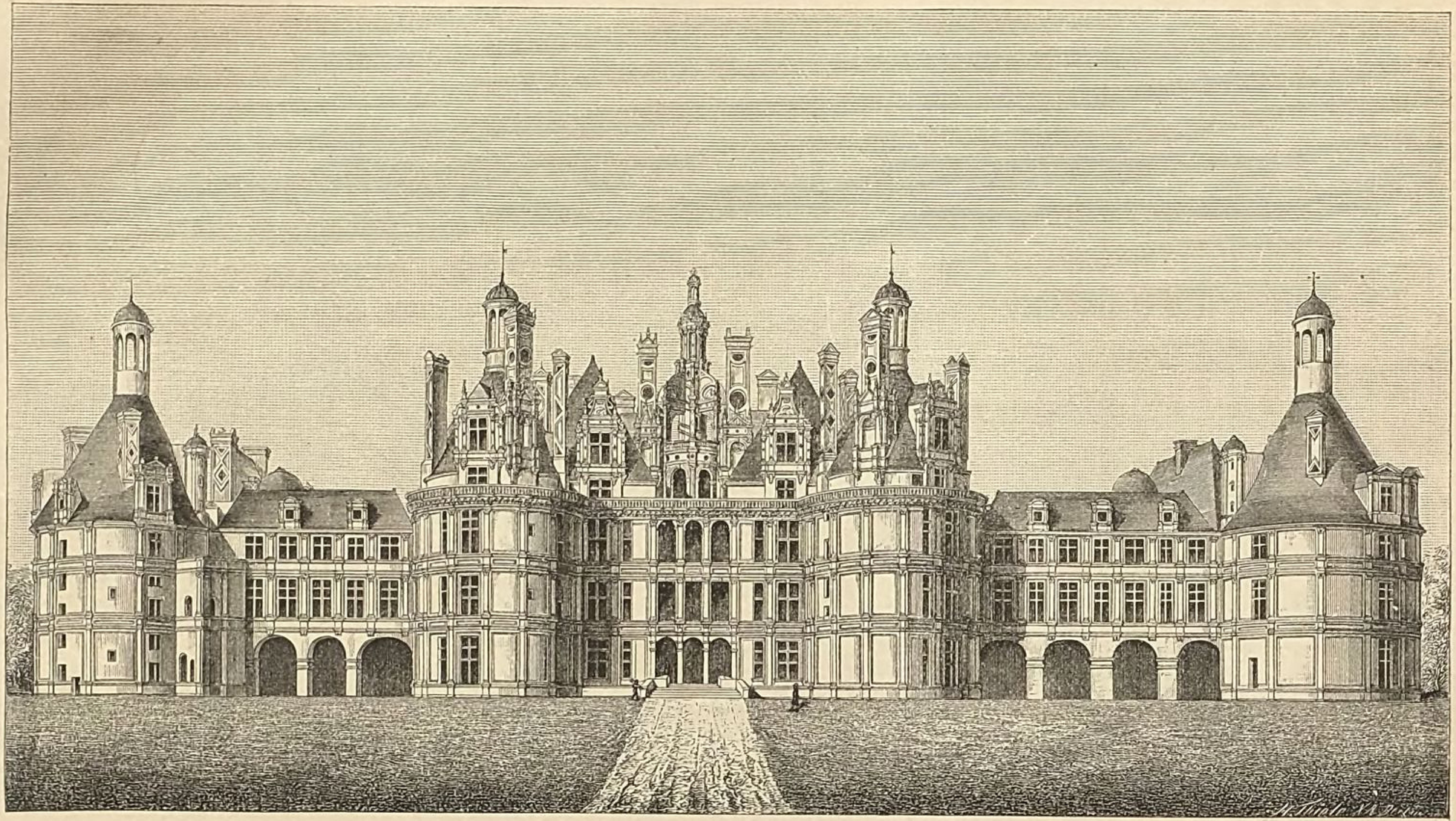
von 1362 Fuß. An den Tuilerien errichtete er den Flora-Pavillon, dicht an der Seine, und verband ihn mit dem Hauptkörper des damals noch sehr kleinen Palastes. Diese Bauten sind freilich weit davon entfernt, die reiche, mannichfaltige und doch regelmäßige Schönheit der Renaissancezeit und des 16. Jahrhunderts zu bewahren. Sie zeigen eine gewisse massenhafte Großartigkeit, sind aber in allen Einzelheiten barock, geschmacklos, selbst widersinnig. Man vermißt an ihnen jedes strengere Festhalten an einheitlicher Komposition, und die Rustikaornamentik tritt in recht störender Form auf.

Heinrich verdoppelte die Gebäude des von Franz I. angelegten Schlosses von Fontainebleau, wo er sich einen großen Theil des Jahres hindurch aufzuhalten pflegte, um in den benachbarten ungeheuern Wäldern der von ihm leidenschaftlich geliebten Jagd obzuliegen. Das prächtige Schloß von St. Germain-en-Laye ist, wie es von diesem Könige an der Stelle der jetzigen großen Terrasse erbaut worden war, völlig verschwunden. Es war von beträchtlicher Ausdehnung und besaß einen schönen Garten, der mit Grotten, Statuen, Springbrunnen nach italienischer Art reich verziert war und terrassenförmig bis zur Seine herabstieg.

In Monceaux errichtete man für die „schöne Gabriele", in Verneuil für die Entraigues Schlösser, von denen gleichfalls keine Spur mehr übrig ist.

Man sieht, an Ermuthigung und Gelegenheit sich auszuzeichnen, hat es Heinrich den Architekten nicht fehlen lassen. Er stellte ihnen die verschiedenartigsten Probleme, für Bauten zu den mannichfachsten Zwecken. Wenn sie all' dies nicht besser zu benutzen verstanden, so lag das zum größten Theile an allgemeinen Verhältnissen. Die Kunst der Renaissance hatte seit der Regierung Heinrichs II. ihren Höhepunkt überstiegen. Damals glänzte Philibert de l'Orme, der den prächtigen und großartigen Plan zu dem Tuilerienpalaste Katharinens von Medici entwarf, welcher ferner in seinen Schloßbauten das edelste und klarste Muster der Renaissance-Architektur verwirklichte. Aber seitdem ging diese mit schnellen Schritten abwärts, in dem Massenhaften, Kräftigen, Ungeheuerlichen Ersatz suchend für wahrhaft fruchtbare und künstlerische Ideen, die ihr allgemach abhanden gekommen waren. Eine falsche Einfachheit und „Majestät" verdrängte die feine reiche Gliederung in den französischen Bauten des sechszehnten Jahrhunderts.

Auch die Skulptur und Malerei hatten kein besseres Schicksal. Schon Germain Pilon, der Bildhauer Katharinens, ihrer Söhne und Hofleute, leidet bei aller Meisterschaft der Darstellung, bei aller Feinheit und geistvollen Auffassung, doch schon an Geziertheit und dem Streben nach augenblicklicher überraschender Wirkung. Seine Nachfolger vollends in den bildenden Künsten zeigen den Uebergang zur Barockepoche: Alles wird manierirt, schwülstig, in unnatürlich geschwellten und bauschigen Formen einseitig auf malerischen Effekt gerichtet. Und doch förderte der König nach Kräften diese Künste. Junge Leute, die ihm besonders begabt schienen, ließ er ausbilden und schickte sie zur Vollendung ihrer Studien nach Rom. Seinem bortigen Ge-



Das Schloß von Chambord. Von Franz I. 1532 begonnen, von Ludwig XIV. vollendet.

sandten trägt er in einem trefflichen Briefe auf, für die jungen Künstler „väterlich" zu sorgen. Aber das Genie läßt sich durch kein fürstliches Mäcenatenthum geben. Das frisch sprudelnde Leben der Renaissance ist erloschen, nüchterne Verständigkeit an seine Stelle getreten. Schon beherrschte die bolognesische Schule der Carracci, diese gelehrte eklektische Malerei, auch die französische Kunst, frische Natürlichkeit und originelle Entfaltung erstickend und tödtend. Martin Freminet, der Maler der Dreifaltigkeitskapelle in Fontainebleau, wußte allein sich den Bologneser Einflüssen zu entziehen und in kühner Nachahmung Michel Angelos Rühmliches zu leisten. Aber er hatte keine Schüler.

Im Guten wie im Schlimmen wurde unter Heinrich IV. der Keim gelegt zu allem, was bald darauf die Glanzzeit Frankreichs charakterisirt. Auch die Kunstrichtung des Zeitalters Ludwigs XIV. ist im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts begründet worden.

Mit kaum geringerm Eifer als für die Kunst sorgte der König für Unterricht und Wissenschaft. Freilich müssen wir hier sofort eine bedeutende Einschränkung machen. Wenn wir von Unterricht sprechen, so wird dabei nur von dem höhern Unterrichte die Rede sein. Für Volks- oder professionelle Schulen hat der König nicht das mindeste gethan. Wir haben uns deßhalb die Volksbildung auf dem Lande auf der möglich niedrigsten Stufe vorzustellen; während in den Städten das lebhafte politische Interesse der letzten dreißig Jahre die Kunst des Lesens ziemlich allgemein gemacht hatte.

Heinrich IV. zeigte wenigstens für die gelehrten Studien den regsten Eifer. Zur Hebung der altberühmten, aber in den Bürgerkriegen verfallenen Pariser Universität setzte er aus hervorragenden Männern eine Kommission zusammen, die in der That das ganze Institut in vernünftiger und ziemlich freisinniger Weise reorganisirte. Er stellte auch, um neben der mehr mittelalterlich schulmäßigen Universität die modernen Wissenschaften zu verbreiten, das von Franz I. gestiftete, aber während der religiösen Bürgerkriege untergegangene Collége Royal, das heutige Collége de France, wieder her mit zwanzig Lehrstühlen. Er erhöhte um die Hälfte die Gehälter der Professoren. Er berief den berühmten Philologen Casaubon von Montpellier nach Paris, um hier die humanistischen Studien wieder zu beleben, und sorgte für dessen Wohlergehen auf alle Weise. Neben Griechisch und Lateinisch ließ er auch Hebräisch lehren, wie es auf den protestantischen Akademien längst eingeführt war. Freilich der Gebrauch der Muttersprache blieb von der gesammten Universität, aus allen ihren Kollegien verbannt. Die Unterrichtssprache war und blieb auch nach dieser Reorganisation ausschließlich die lateinische.

Casaubon wurde der Leiter der königlichen öffentlichen Bibliothek, die Heinrich dem Untergange entrissen, wieder hergestellt und beträchtlich vergrößert und vermehrt hat. Zahlreiche französische und auswärtige Gelehrte und Dichter bedachte der König mit Geschenken und Pensionen, so dem Muster Franz' I. folgend und selber ein von seinem Enkel Ludwig XIV. viel nach-

geahmtes Beispiel gebend. Hugo Grotius, Justus Lipsius, mehrere andere große Gelehrte des Auslandes suchte er durch hohe Versprechungen nach Paris zu ziehen.

In der That blieben diese Bemühungen nicht ohne Erfolg. Der kritische Geist, durch Rabelais und Montaigne nach Frankreich verpflanzt, ließ in allen Wissenszweigen neue Bahnen einschlagen: in der Mathematik, in der Arzneikunde, in der Landwirthschaft, wo Oliver de Serres sich um Theorie und Praxis gleich große Verdienste erwarb. Die französischen Philologen: Joseph Scaliger, Mercier des Bordes, Casaubon, waren damals die ersten Europas. Der Geist der Antike war noch mächtig in den Männern der Bürgerkriege. Heinrich IV. selber hatte sich einen klassischen Wahlspruch erkoren: ἢ νικᾷν ἢ ἀποθανεῖν; er merkte es sehr wohl, wenn man Fehler im Lateinischreden beging;[1]) den Plutarch bezeichnete er seiner Gemahlin als den Lehrer seiner Jugend. — Peter Pithou, eine Zierde des Juristenstandes, veröffentlichte die Lex Visigothorum und vertheidigte siegreich die gallikanische Kirche gegen die Anmaßungen der Ultramontanen. In der Geschichtschreibung war man außerordentlich thätig. Unter der großen Zahl damaliger Historiker von bleibender Bedeutung seien nur zwei erwähnt: Aubigné und de Thou, wahrhaft hervorragende Männer, jeder in seiner Weise.

Theodor Agrippa von Aubigné ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser an kräftigen und schroffen Charakteren so reichen Zeit und verdient wohl eine kurze Betrachtung. Geboren 1552 in einem Schlosse der Saintonge, war er der Sohn des Kanzlers von Navarra, eines der ersten Männer unter den Calvinisten. Derselbe gab seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung und weihte ihn feierlich der Vertheidigung der reformirten Religion. Aber der junge Mann, kaum der Bartholomäusnacht entgangen, vergaß über Rauflust, Liebeständeleien und Begier zu glänzen völlig Schuldigkeit und Glauben und diente im Felde sowie am Hofe den katholischen Führern, die zu hassen ihn sein Vater verpflichtet hatte. Endlich that er im Jahre 1576 die für sein ganzes Dasein entscheidende Wendung: indem er mit Gefahr seines Lebens seinen Lehnsherrn Heinrich von Navarra aus der Gefangenschaft am Hofe befreite, trat er entschlossen zu den Reformirten über. Von nun an diente er der Sache des Calvinismus mit einer Treue, einer Selbstaufopferung und einem Muthe, die bewundernswerth sind. Bis zum Ende der Religionskriege kam er kaum aus dem Sattel „außer zur Zeit der Krankheiten und Wunden". Wo es einen verzweifelten Streich auszuführen, wo es den König zu schützen, wo es eine schwierige Sendung zu vollbringen galt, war stets d'Aubigné bereit, der verwegenste unter diesen verwegenen Kriegern. Freilich war er nicht milden Gemüthes; scharf und heftig gegen seine Freunde, war er unerbittlich gegen seine Feinde. Der Dienst, den er dem Könige von Navarra geleistet, ließ zwischen beiden Männern eine beständige Freundschaft

1) Scaligerana S. 188.

entstehen, die aber Aubigné nicht verhinderte, dem Könige gelegentlich die bittersten Vorwürfe zu machen: wiederholt kündigte er ihm die Freundschaft auf, bis ein zutrauliches Wort Heinrichs ihn wieder an diesen fesselte. Besonders entrüstet war d'Aubigné über des Königs Glaubenswechsel. Als ihm einige Jahre nach demselben Heinrich seine von einem Meuchelmörder durchbohrte Lippe zeigte, rief Aubigné unerschrocken: „Sire, Ihr habt Gott nur erst mit den Lippen verleugnet, und so hat er sich begnügt, diese zu durchbohren; aber wenn Ihr ihn mit dem Herzen verleugnen werdet, dann wird er Euch das Herz durchbohren." Ebenso war er im Jahre 1597, als der König den Protestanten die von ihnen geforderten Sicherheiten verweigerte, bereit, sie demselben mit Gewalt abzutrotzen. Einen solchen Freund konnte Heinrich nicht mehr brauchen, und er ließ ihn gänzlich unbeachtet, bis zu seinen großen Entwürfen im Jahre 1610: da rief er ihn an den Hof. Der jähe Tod des Monarchen schmerzte Aubigné tief. Mit jenem ging auch sein Stern unter. Nachdem er an allen Intriguen und Kämpfen des ersten Jahrzehnts von Ludwigs XIII. Regierung theilgenommen, wurde er von dem Egoismus und der Feigheit, die sich damals der meisten seiner französischen Glaubensbrüder bemächtigt hatten, so angewidert, daß er sich 1620 in das Privatleben nach Genf zurückzog; hier starb er 1630. Welche tragische Verkettung, daß seine Enkelin die Frau v. Maintenon war, die Zerstörerin des französischen Protestantismus!

Dieser unruhige, felsenharte, tollkühne und doch treuherzige Krieger war auch Schriftsteller, und zwar gleich ausgezeichnet als Dichter wie als Prosaiker! In seinen „Tragiques" und übrigen Satiren griff er die hervorragendsten Persönlichkeiten Frankreichs schonungslos, mit wahrhaft juvenalischer Schärfe, freilich auch mit juvenalischer Zügellosigkeit an, besonders die eifrigen Katholiken. Aber seine hervorragendsten Bücher sind seine beiden Geschichtswerke, seine Memoiren und zumal die „Allgemeine Geschichte seiner Zeit", von der Geburt Heinrichs IV. bis zum Jahre 1601. Wie in seinen Thaten, so ist auch in seinen Schriften Aubigné sich stets gleich geblieben. Er verschmäht die zierlichen und höfischen Phrasen, das übertriebene Lob wie die boshafte Klatscherei. Einfach und schmucklos will er die Dinge je nach ihrer Wichtigkeit beschreiben. Freilich ist seine Sprache nachlässig, rauh und keck, aber dafür von hoher Kraft, voll glücklich gefundener Ausdrücke, sehr treffend in Schilderung der Charaktere und Sitten. Die Begeisterung des religiösen Parteimannes, die Einbildungskraft des Dichters, das Selbstbewußtsein des ehrlichen Mannes, die Sicherheit des erprobten Kapitäns vereinigen sich, um dem Werke Aubignés anziehend charakteristisches Gepräge und oft hinreißende Beredsamkeit zu verleihen. Freilich Unparteilichkeit darf man von einem solchen Manne nicht erwarten. Er ist gleich unerbittlich gegen seine religiösen und persönlichen Feinde, beide greift er auf das bitterste an. Aber auch seine Freunde schont er nicht. Und im Grunde will er die Wahrheit sagen: er beschreibt meist, was er selber wahrgenommen, und besonders, was er selbst gethan. So ist seine „Allge-

meine Geschichte" nicht nur literarisch, sondern auch historisch ein höchst merkwürdiges und wichtiges Werk.

Wie anders Jakob August de Thou, der gelehrte, aufgeklärte Parlamentsrath! Er gehörte zu jenem Kreise gemäßigter, duldsamer, hochgebildeter Männer, den Heinrich IV. um sich zu sammeln pflegte, den er gegen alle Angriffe der katholischen und reformirten Eiferer schützte. De Thou wurde von dem König besonders bei Reorganisirung der Universität und der Bibliothek verwendet. Sein großes Geschichtswerk ist noch immer die vorzüglichste Quelle für die zweite Hälfte des sechszehnten, den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Unparteilichkeit, seine Wahrheitsliebe, sein Bestreben die Darstellung auf authentische Aktenstücke zu begründen, die Vorzüglichkeit des Materials, das ihm zu Gebote stand: alles dies ist schon von seinen Zeitgenossen anerkannt worden und wird es noch jetzt allgemein. Freilich als literarische Leistung, als Kunstwerk individuellen Gepräges dürfen wir seine lateinisch geschriebenen „Historien" dem Werke Aubignés nicht gleichstellen.

Der hohen Bildung in einem Theile der obern Schichten des französischen Volkes stand die grobe Unwissenheit in den untern gegenüber. Der Aberglaube bewahrte in dem damaligen Frankreich noch eine sehr ausgedehnte Herrschaft. Noch immer zog der wilde Jäger mit Peitschenknallen und Hundegebell durch die Wälder, noch immer fraßen in Wehrwölfe verwandelte Menschen die Frauen und Kinder: während die Dämonen sich mehr als je darin gefielen, menschliche Leiber zu ihren Wohnstätten zu erküren. Die Mönche machten sich ein Gewerbe aus dem Exorzisiren, wobei sie freilich schon dem Unglauben der medizinischen Fakultät begegneten. Der verderbliche Wahn der Hexen und Zauberer war noch allgemein verbreitet und fuhr fort, zahlreiche Unschuldige, Betrogene und auch Betrüger, zum Opfer zu fordern. Im Jahre 1606 fand zu Grenoble die Hinrichtung eines Zauberers Statt. Im Jahre 1608 wurde in Paris ein Edelmann enthauptet, weil er ein wächsernes Abbild des Königs mit Nadeln durchbohrt hatte, um so den Tod desselben herbeizuführen. 1609 Verbrennung mehrerer Unglücklichen in Paris, die man der Theilnahme am Teufelssabbath anschuldigte. 1610 Hinrichtung dreier Spanier und einer Spanierin in Bordeaux wegen Behexung von Menschen, Thieren und Feldfrüchten. Selbst ein so gelehrter und aufgeklärter Mann, wie Scaliger, glaubte fest an diese Thorheiten.[1]) Es versteht sich, daß in einer Zeit, wo der Aberglaube ebenso groß war wie die Sucht nach Reichthum und Genuß, die Schatzgräberei in hoher Blüthe stand. Nicht minder wußten die Verfertiger von Zaubertränken von unglücklichen Liebhabern viel Geld zu ziehen.

So standen sich damals alte und neue Zeit in unvermitteltem Zwiespalte gegenüber. Auf der einen Seite Bildung, gelehrtes Streben, Aufklärung; auf der andern Verdummung und finsterster Aberglaube, der leider

---

1) Scaligerana S. 375.

das praktische Leben noch auf weiten Gebieten beherrschte und von den höchsten Autoritäten im Staate anerkannt und getheilt wurde.

Mit diesem Aberglauben ging dann zum Theil in den gebildeteren Kreisen der krasseste Unglaube Hand in Hand. Es gab Gesellschaften in der Hauptstadt, wo der Materialismus um so willkommener war, je cynischer er auftrat. Selbst Verbrecher auf dem Richtplatze wiesen häufig den priesterlichen Beistand zurück und sprachen laut ihren völligen Unglauben aus.

Auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens ist die Regierung Heinrichs IV. eine Zeit des Ueberganges, wo das Alte, längst Ueberlieferte zwar noch seinen Platz behauptet, aber nur in immer mühsamerem Kampfe gegen das mächtig andringende Neue, das vom Throne selbst aus lebhafte Begünstigung erfährt: ohne daß damit gesagt sein soll, das Neue sei auch immer das Bessere gewesen.

Auf manchen Gebieten ist dies ganz entschieden nicht der Fall; und zu denselben gehört vor allem die Dichtkunst. Kein Zweifel, daß die Epoche Heinrichs IV. den Grund gelegt hat zu der ganzen Weise der spätern französischen Poesie, daß damals die Richtung und die Grenzen bestimmt worden sind, innerhalb welcher die Literatur Frankreichs während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts sich bewegte. Die neue Schule, welche mit Malherbe hervortritt, trägt den Sieg davon über die Schriftsteller, welche noch den Spuren Marots, Rabelais', Ronsards folgten. Ob zum Heile? An Stelle des rauhen, kecken, oft ungeschliffenen und selbst rohen, dabei aber stets frischen, selbstbewußten, stolzen, lebenslustigen und wahrhaften Frankreich, wo jeder Stand, jedes Individuum seine eigenthümliche Berechtigung besitzt und ausüben will: tritt auch in der Poesie ein höfisch feines, abgemessenes, wohlgebildetes und meist geschmackvolles Wesen, dem aber leider Originalität, Kraft, Innerlichkeit, Wahrheit gänzlich abgehen. Zwischen diesen beiden Richtungen zu wählen, wird immer Sache des Geschmacks jedes Einzelnen sein.

Der Bannerträger der neuen Schule war Franz von Malherbe. Für die Regelmäßigkeit der französischen Sprache, für die strenge Gliederung des Versbaus, für die Reinheit des Styls und die Schönheit der poetischen Form hat dieser sorgfältige Reimschmied gewiß viel gethan, und sich in dieser Hinsicht nicht geringe bleibende Verdienste erworben. Indeß ein wahrer Dichter war Malherbe nicht; und sein Mangel an Originalität, Witz, Einbildungskraft und wahrem Gefühl, seine ausschließliche Rücksichtnahme auf Eleganz und formelle Vollendung, seine knechtische Unterwürfigkeit unter die augenblicklichen Machthaber haben die übelste Wirkung auf die ganze sogenannte klassische Periode der französischen Literatur geübt.

Nicht ohne Widerstand vermochte diese neue Dichterschule sich Geltung zu verschaffen. An der Spitze ihrer Gegner stand der bedeutendste der damaligen Poeten, Mathurin Regnier. Er hat sich auf die Satyre beschränkt, aber in dieser hat er Unvergängliches geleistet, das seinen Werth und seine

Anziehungskraft behalten wird, so lange die Menschen ihre Natur nicht ändern werden. Regnier besitzt den Vorzug wahrer Dichter, daß er bei der Schilderung individueller Eindrücke und der Sitten seiner bestimmten Zeit doch zugleich das ewige Wesen des menschlichen Herzens enthüllt und darstellt. Alle irdischen Verkehrtheiten und Schwächen werden uns vorgeführt, und durch das Kostüm des sechszehnten Jahrhunderts scheinen deutlich die ewig wahren Typen. Dabei sucht Regnier nicht zu verwunden oder den Geist des Lesers zu betrüben und einzuschüchtern. Er weiß sehr gut, daß er die Welt nicht umgestalten wird, und daß er selbst seinen Theil an den Lastern hat, die er schildert: das bewahrt ihn vor der Heftigkeit und Bitterkeit des Juvenal. Seine Sprache gehört nur ihm an, er hat sie sich selbst gebildet, voll von Kühnheiten, Ellipsen, eigenthümlichen Wendungen. Wenn er durch Mängel im Versbau, archaistische und gewöhnliche Ausdrücke, Frivolität oft anstößt, so sind das Fehler, die man einem Satyriker am ehesten verzeiht. Er war der erbitterte Widersacher jener höfischen, fein konventionellen Poesie Malherbes.

Die Romanliteratur wurde zu Heinrichs IV. Zeit durch ein Werk repräsentirt, welches ein Jahrhundert hindurch das Entzücken der guten Gesellschaft Frankreichs ausmachte: die Asträa von Honoré d'Urfée, ein Schäferroman, dessen erster Theil, jenem Herrscher gewidmet, im Beginn des Jahres 1610 erschien. Es ist in unserer, dem Realen zugewendeten Epoche schwer, sich in diese fiktive Welt hineinzuversetzen, uns für Verhältnisse und Menschen zu interessiren, die ja nie wirklich gewesen sind. Indeß die Sprache der „Asträa" ist anmuthig, wohlklingend, reich und abwechselnd; sie hat ohne Zweifel sehr viel zu dem Beifall beigetragen, den dieses Werk so lange gefunden hat — der König selbst ließ es sich während einer langdauernden Krankheit täglich vorlesen. Und wenn wir es über uns gewinnen, uns den Voraussetzungen des Autors zu unterwerfen, wirklich an das Vorhandensein dieser eleganten und gebildeten Schäferrepublik zu glauben, so mögen uns immerhin einige flüchtige Stunden hindurch die Liebesleiden Celadons und Asträas, die Abenteuer des schönen Alcippus, die Eifersucht Celions und Belindens fesseln. Aber sich durch die ganzen fünf Bücher des Werkes durchzuarbeiten, das ist eine Aufgabe, der ein moderner Mensch nicht gewachsen ist; wenn auch Urfée Sorge getragen hat, hier und da durch Anspielungen auf wirkliche zeitgenössische Ereignisse die einförmigen Erzeugnisse der bukolischen Muse etwas zu beleben. Man muß nun, um sich die Begeisterung jener Zeit für die Schäferromane — Italien hatte seinen „Pastor fido", Spanien seine „Diana" — zu erklären, sich ins Gedächtniß rufen, daß es außer den Ritter- und einigen satyrischen Romanen keine umfassenden Schilderungen romanhafter Natur gab. Und gegen die Rittergeschichten stellen die Schäferromane in der That einen großen Fortschritt vor. Sie kommen der Wirklichkeit, dem wahrhaft Menschlichen bei weitem näher, es tritt in ihnen schon das psychologische Moment, Charakterschilderung und Charakterentwickelung hervor. Sie bilden so den Uebergang von jenen unmöglichen Aus-

geburten einer wilden und erhitzten Phantasie zu der Darstellung des realen Lebens in der neuern Romanliteratur.

Das Drama, das gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gänzlich in Gedankenlosigkeit und Rohheit versunken war, wurde einigermaßen gehoben durch Alexander Hardy. Das größte Verdienst dieses ungemein fruchtbaren, aber im Grunde höchst erfindungsarmen Dichters war, daß er dem Publikum wieder Interesse für das Theater einflößte. Alle Stände des Volkes nahmen an demselben Antheil, auch der König begünstigte es lebhaft. Die Truppe, für welche Hardy seine sechshundert Dramen, alle in heroischen Versen, schrieb, gründete um das Jahr 1600 das erste ständige Theater in Paris. Man spielte dreimal in der Woche unter großem Zulaufe; die Schauspieler, die zugleich Eigenthümer waren, gelangten zu einem gewissen Wohlstande. Später kam eine zweite stehende Bühne hinzu, noch unter Heinrichs Regierung. Auch fremde, italienische und spanische Truppen spielten in Paris. Schon entstanden Theater selbst in den Provinzialstädten. So schuf Hardy das Publikum für Corneille und Racine.

Die Literatur hat im Allgemeinen an Heinrich IV. keinen Förderer gefunden — wenn wir davon absehen, daß er Malherbe, den Begründer der höfischen Dichtkunst, zu seinem Hofpoëten erkor. Dafür ist er aber auch nicht durch strenge Preßgesetze ihr in den Weg getreten. Niemand war weniger rachgierig als dieser König. Ein guter Scherz, selbst auf seine eigenen Kosten, zumal aber auf Kosten seiner nächsten Diener und Freunde, war sicher ihm zu gefallen, und sogar bittere Kritik kränkte ihn wenig, wenn er auch noch weniger sich von ihr bestimmen ließ. Er war zu sehr Franzose, zu sehr Gascogner, um es nicht natürlich zu finden, daß jeder redete, wie der Mund ihm gewachsen war. In den Lustspielen machte man die Staatsbeamten und selbst des Königs Freunde, die Jesuiten, ohne Scheu lächerlich. Er ließ sich fast alle Erzeugnisse der Tagespresse, freundliche wie feindliche, vorlesen und hatte seine Freude daran. Forderte man ihn zur Bestrafung der Pasquillanten auf, so pflegte er wohl zu sagen: „Wenn sie weiter nichts Böses thun, als mit dem Munde, so ist es ihnen wohl zu verzeihen." Das wunderte die Fremden sogleich, wenn sie nach Paris kamen: das lebhafte politische Interesse, das man sich noch von den Bürgerkriegen her bewahrt hatte, und die große Freiheit des Volkes in seinen Reden. Regelmäßig erscheinende Zeitungen hatte man freilich noch nicht, aber Neuigkeiten — oft selbst geheimere Sachen — gingen in Abschriften oder auch in gedruckten Flugblättern von Hand zu Hand. Unermeßlich aber war die Zahl ernster und satyrischer Schriften gegen die Verwaltung, die Minister, den König selbst. Je bitterer die Angriffe waren, um so eifriger wurden die Blätter gekauft. Für des Arthur Thomas „Beschreibung der Hermaphroditeninsel", d. h. des französischen Hofes, bezahlte man wohl zwei Goldthaler, jetzigen vierzig Mark entsprechend. Der König ließ sich die Schrift selbst vorlesen, obwohl darin entwickelt war, „Frankreich sei jetzt die Höhle und das Asyl jedes Lasters, jeder Wollust

und Schändlichkeit, während es früher eine ehrenvolle Akademie, eine Pflanzstätte der Tugend gewesen". Heinrich fand das wohl etwas frei und kühn, verbot aber, den Verfasser zu bestrafen; „denn," sagte er lächelnd, „ich mache mir ein Gewissen daraus, einen Menschen zu kränken, weil er die Wahrheit gesagt." Die Minister waren empfindlicher als ihr Herr und beklagten sich über diese „Lizenz zu drucken", die sich meist gegen die Regierung kehrte.[1]) Man sieht, daß Heinrich keineswegs der populäre Herrscher war, zu dem die Ueberlieferung ihn gemacht hat. Das Volk warf ihm vor, daß nach hergestelltem Frieden die Abgaben nicht noch mehr vermindert seien und mit allzu großer Härte eingetrieben würden. Und wie denn die Franzosen gern aus allem einen Witz machen, so sagte es, Heinrich wolle lieber der König der Geusen (Bettler) als der Franzosen sein.[2])

Jedenfalls aber hat er mit sicherm Blick und fester Hand den Grund gelegt zu Frankreichs Größe und überwiegender Macht. Er war weniger der „gute König", wie man ihn schildert, als der große König, ein vorzüglicher Verwalter, ein ausgezeichneter Staatsmann, ein hervorragender Feldherr. Diese letzteren Eigenschaften werden sich uns in seiner Leitung der äußern Beziehungen Frankreichs enthüllen.

1) Mercier de Lacombe, Henri IV et sa politique. (Paris 1860.) S. 134.
2) Bericht Sir George Carews bei Bird, Negotiations between England, France and Brussels. (London 1749.) S. 463 f.

XIII. Uebergang der Vorherrschaft in Europa von Spanien auf Frankreich.

Als Heinrich IV. mit dem Frieden von Vervins seine Sturm- und Drangperiode abschloß — erst als Fünfundvierzigjähriger vermochte er zu diesem Lebensabschnitte zu gelangen — da faßte er mit ruhiger Besonnenheit aber zugleich mit unerschütterlicher Planmäßigkeit das Ziel ins Auge, das er sich und Frankreich für den Rest seines Wirkens stellte.[1]) Es galt zunächst die einheimischen Gegner durchaus unschädlich zu machen, die königliche Vollgewalt in ganzem Umfange wieder herzustellen, die Wunden des Landes zu schließen, Ackerbau und Industrie zu heben, Betriebsamkeit und Wohlstand zurückzuführen, die Finanzen zu ordnen und das Heer zu organisiren. So lange, bis ihm dies gelungen, sollte die vorbereitende Periode seiner äußern Politik dauern. Da begnügte er sich damit, die gegen ihn geführten Streiche abzuwehren, aller Orten seine diplomatischen Intriguen einzufädeln, die Gegner der Habsburger anzustacheln, denselben unter der Hand einen vorsichtig abgemessenen Beistand zu gewähren. In bewundernswerther Weise versteht es Heinrich während dieser Jahre, sein ungestüm und feurig veranlagtes Temperament in den Schranken ausdauernder und umsichtiger Geduld festzuhalten.

Aber im Hintergrunde seiner Entwürfe steht ihm immer die Absicht, mit dem bisher übermächtigen Nebenbuhler Frankreichs, mit jenem Spanien abzurechnen, das seit einem Jahrhundert Frankreich politisch und militärisch besiegt, ihm seine italienischen Provinzen entrissen, es mit Bürgerkrieg und Aufruhr erfüllt hatte. Kaum hat er in den ersten Wochen des Jahres 1606 die letzten Reste der weitverzweigten Verschwörung des Jahres 1602, den Aufstand des Herzogs von Bouillon, besiegt und sieht sein Reich aller Orten beruhigt und geeint, so beginnt er mit Thatkraft und Entschlossenheit unmittelbar auf die Demüthigung der Habsburger hinzuarbeiten. Dieselben werden zunächst aller Verbündeten beraubt, völlig isolirt. Schon weiß er mit Hülfe der in den Vorjahren geschaffenen Verhältnisse den spanischen Nebenbuhler diplomatisch aus dem Felde zu schlagen, an dessen Stelle in allen wichtigen Angelegenheiten Frankreich die bestimmende und entscheidende Rolle zu verschaffen. Diese überaus geschickte und erfolgreiche, ebenso plan-

---

1) Auch dieses Kapitel beruht zumeist auf meinem schon angeführten Werke „Heinrich IV. und Philipp III.“

mäßige wie nachdrücklich geführte diplomatische Aktion sollte dann endlich zu dem großen Entscheidungskampfe überleiten, den Heinrich als den unumgänglichen Abschluß seiner gesammten politischen Thätigkeit nie aus den Augen verlor.

Nur muß man bei dem Verfahren Heinrichs IV. keine sittliche Erhebung, keine idealen Grundsätze, keine unabänderliche Richtschnur verlangen. Nüchtern, praktisch, den Umständen sich anpassend und anschmiegend, nur unverrückbar das Eine Ziel: die Größe und das Uebergewicht Frankreichs im Auge, verfolgte er geduldig die mannichfach verschlungenen Wege seiner Politik.

Es kann wohl kein lebhafterer Gegensatz gedacht werden, als er damals zwischen Spanien und Frankreich bestand. Das erstere unermeßlich weit ausgedehnt, aber im Innern zusammenhanglos und schwach; dieses von verhältnißmäßig geringem Umfang, aber geschlossen und konzentrirt. Die pyrenäische Halbinsel, schon durch ihre natürliche Beschaffenheit gegen allen belebenden Einfluß von außen abgesperrt, am fernsten Ende Europas befindlich; Frankreich, im Herzen des Abendlandes, über seine offenen Grenzen allerwegen der Kultur der übrigen Völker Zutritt gestattend. Spaniens Lebensquellen allmählich versiegend, Frankreich dagegen voll frischer, sich entfaltender Kraft. Spanien ängstlich am Alten klebend, Frankreich auf allgemeinen Umsturz der bestehenden Verhältnisse hinarbeitend. Spanien der Repräsentant fanatischen Glaubenszwanges, Frankreich der möglichster Duldung. Alle Verhältnisse machten hier einen Kampf unvermeidlich, ließen es überhaupt auch nicht einen Augenblick zu wahrem Frieden kommen.

Unaufhörlich war jede der beiden Mächte bemüht, der andern Verlegenheiten zu verursachen, Unannehmlichkeiten zu bereiten. Frankreich unterstützte trotz des Vertrages von Vervins, trotz aller berechtigten Vorstellungen Spaniens die Holländer mit Geld und Truppen. Spanien rächte sich, indem es alle Unzufriedenen in Frankreich ermuthigte, mit Rathschlägen und Geld versah, immer neue Verschwörer gegen die Ruhe des Nachbarreiches besoldete. Heinrich IV. trug dann wieder kein Bedenken, sich mit den geknechteten, mißvergnügten Morisken in Verbindung zu setzen und einen Plan zur Schilderhebung derselben mit französischer Hülfe aufzustellen. Diese gegenseitigen Anschläge wurden ganz regelmäßig der bedrohten Regierung verrathen und dienten so selbstverständlich dazu, die Kluft und Abneigung, die beide Staaten trennten, immer mehr zu vergrößern. Auch in den auswärtigen Beziehungen fanden sie einander stets auf der entgegengesetzten Seite.

So friedfertig Heinrich auch zunächst gesinnt war, er sah sich bald nach dem Friedensschlusse genöthigt, noch einmal das Schwert zu ziehen, und zwar gegen einen Verwandten und Verbündeten des spanischen Königs. Herzog Karl Emanuel von Savoyen (geb. 1560), der Sohn des einst um Kaiser Karl V. so hoch verdienten Emanuel Philibert, hatte König Philipps II. jüngere Tochter geehelicht und aus dieser ehrenden Verbindung neue Nahrung für seinen Hochmuth und nimmer ruhenden Ehrgeiz geschöpft. Er wollte

in der That den Königen gleichberechtigt werden, seinen kleinen, bis dahin abwechselnd von Frankreich und von Spanien beeinflußten Staat zu einem großen, thatsächlich unabhängigen Reiche erweitern, das alte Königthum der Burgunden erneuern. Er hatte seinen Vortheil bisher in engem Anschlusse an das verwandte spanische Herrscherhaus zu finden gehofft, und bald Anschläge auf das protestantische Genf unternommen, bald mit Hülfe der Ligisten sich der Provence zu bemächtigen gesucht. Beides war gescheitert. Der Angriff auf Genf hatte zu einer derben Niederlage der Savoyer durch Berner und Genfer Truppen geführt, und die Provence war dem Herzog nach der Aussöhnung zwischen Heinrich und der katholischen Kirche wieder verloren gegangen. Nur eine Beute war Karl Emanuel geblieben. Zu der unruhigen Zeit Heinrichs III. war das Geschlecht der Markgrafen von Saluzzo ausgestorben, und dieses Gebiet hätte nun, als ein Lehen der Provence, an Frankreich fallen sollen. Aber der Herzog hielt es für angemessen, das Ländchen, das, nur 25,000 Einwohner zählend, von savoyischem Gebiete eingeschlossen in unmittelbarer Nähe Turins lag, für sich mit Beschlag zu belegen. Im Frieden von Vervins war die Erledigung dieser Frage gütlicher Uebereinkunft vorbehalten worden. Aber Karl Emanuel wollte das Gewonnene behalten und eine Entschädigung nicht dafür geben. Er suchte die Angelegenheit in die Länge zu ziehen, ging nach Paris, um den König zu überlisten, zettelte Umtriebe gegen die Ruhe Frankreichs an, traute im Nothfall auf die Hülfe seines Schwagers Philipp III.

Indeß Heinrich IV. war nicht gewillt, sich von einem kleinen Herzoge ungestraft verhöhnen und damit seinem Ansehen in Europa und ganz besonders in Italien einen tödtlichen Stoß geben zu lassen. Im August 1600 erklärte er Karl Emanuel den Krieg, und in wenigen Wochen war das eigentliche Savoyen mit all' dessen Nebenlandschaften in seinen Händen. Die Vesten, auf deren Wälle der Herzog getrotzt hatte, erlagen vor der gewaltigen, von Rosny auf das geschickteste geleiteten französischen Artillerie. Die Spanier, von dem Herzog dringend um Beistand angerufen, begnügten sich, demselben die piemontesische Hälfte seiner Staaten zu besetzen, ohne der von den Franzosen bedrängten savoyischen zu Hülfe zu kommen. In Gefahr also, alles an seine beiden übermächtigen Nachbarn zu verlieren, hielt Karl Emanuel es für gerathen, Frieden zu schließen, um sich sowohl seiner Feinde als auch seiner nicht minder bedenklichen Beschützer zu entledigen. Er fand bei Heinrich bereites Entgegenkommen, da derselbe ja durchaus noch nicht einen neuen Krieg mit Spanien hervorrufen wollte. Am 17. Januar 1601 wurde zu Lyon der Friede geschlossen, auf ziemlich überraschende Bedingungen: der Preis des Kampfes, Saluzzo, und einige bisher französische Plätze auf der Ostseite der Alpen blieben dem Herzoge, der aber dafür die zwischen Lyon und Genf gelegenen savoyischen Landschaften Bresse, Bugey, Valromey und Gex dem Könige abtrat.

Man war in Frankreich über diesen Vertrag vielfach ungehalten und

sagte: der König habe denselben geschlossen wie ein Herzog, und der Herzog wie ein König. In der That, zählten auch die französischen Erwerbungen mindestens sechs Mal so viele Einwohner, wie die abgetretene Landschaft enthielt, so hatte doch Frankreich mit Saluzzo auf seine letzte Besitzung in Italien verzichtet, und das zu einer Zeit, wo Spanien über die Hälfte dieser Halbinsel herrschte. Im Jahre 1575 hatte Heinrich III. denselben Tausch, den ihm damals Herzog Emanuel Philibert angeboten, zurückgewiesen, eben um einen Fuß in Italien zu behalten.[1]) Der Eindruck auf die italienischen Mächte war denn auch keineswegs ein für Frankreich sehr vortheilhafter. Sie hatten gehofft, das Lilienbanner sich in Italien entfalten zu sehen, unter dessen Schatten eine Zuflucht gegen die spanische Gewaltherrschaft auf der Halbinsel zu finden. Jetzt fanden sie sich enttäuscht und beeilten sich wetteifernd um die Gunst des Katholischen Königs, dessen Macht sie allein nicht zu widerstehen vermochten. Spanien drängte deßhalb Karl Emanuel zur schleunigen Annahme dieses Friedensschlusses. Heinrich aber mochte sich mit der Größe des neuen Erwerbes trösten und mit der Betrachtung, daß derselbe seine Grenzen an einer sehr wichtigen Stelle abrunde, indem er das mittlere Rhonethal Frankreich hinzufügte und Lyon deckte, auch eine unmittelbare Verbindung mit seinen Alliirten, den Schweizerkantonen, herstelle. Trotzdem hat er später den im Lyoner Frieden vollzogenen Tausch bedauert. In der That, man muß denselben, alles in allem genommen, als einen Fehler bezeichnen.

Viel wichtiger waren für Savoyen dieser Krieg und die Art seiner Beendigung; sie führten Folgen mit sich, deren vollen Umfang man damals freilich noch nicht zu ahnen vermochte. Der Herzog hatte ein französisch redendes, durch und durch französisch gesinntes und dabei jedem französischen Angriffe offen liegendes Gebiet abgetreten und dafür ein hinter dem Schutze der Alpen befindliches und von Italienern bewohntes Ländchen erlangt. Er hatte seine Grenzen abgerundet; man hörte nicht mehr in der Citadelle von Turin die französischen Trommeln und brauchte nicht mehr das französische Banner auf den Wällen von Carmagnola zu erblicken. Savoyen hörte so auf, ein bloßer Annex zu Frankreich zu sein, es wurde immer mehr dahingewiesen, wo allein die Bedingungen zu seiner Vergrößerung und zur Entfaltung seiner Macht sich vorfanden, nach Italien. Während Frankreich, das fest geeinte und geschlossene Reich, wenig Aussicht gewährte, binnen kurzem ein Objekt der Ländersucht seiner Nachbarn zu werden, waren die Zustände in Italien der Art, daß ein aufstrebendes Land unter einem kräftigen, ehrgeizigen und selbstbewußten Herrscherhause wohl hoffen mochte, große Vortheile aus denselben zu ziehen. Freilich bedurfte es in den nächsten Jahren noch einiger weiterer Erfahrungen, um Karl Emanuel völlig über die Richtung zu belehren, welche die Politik seines Hauses nunmehr einzuschlagen hatte. Aber dann erkannte

1) Dom. Carutti, Diplomazia di Savoia. (Turin 1875.) I, 397 f.

auch die savoyische Dynastie mit dem ihr eigenen praktischen Blicke die Verhältnisse ganz richtig und lenkte ihr Augenmerk für immer von der westlichen Grenze ab, um in Italien das Feld für ihren Ehrgeiz und ihren Vergrößerungstrieb zu suchen. Und ihr Bestreben hatte dann wirklich merkwürdige Erfolge, da es zugleich dem großen weltgeschichtlichen Zuge entsprach, der durch die neuere Zeit geht, dem Zuge nach Bildung umfassender nationaler Reiche. So lange Savoyen ein vorzugsweise französischer Staat gewesen war, konnte es jenem hohen Ziele nicht dienen, war es im Gegentheil der Zerstörung verfallen, weil es sich eben diesem Zuge zur Einheit innerhalb der französischen Volksstämme widersetzte. Aber von dem Augenblicke an, wo es auf das Franzosenthum verzichtete und vor allem ein italienischer Staat sein wollte, sehen wir es unaufhaltsam, bald mit kleineren, bald mit größeren Schritten dem Ziele sich nähern, das ihm von dem Geschick bestimmt war. Kein anderes Volk Italiens, als die kräftigen, tapfern und schlauen Piemontesen, kein anderes Herrscherhaus, als die verschlagenen, bedächtigen und ausdauernden Savoyer, entsprach so den Bedingungen für die Grundlegung der Einheit Italiens.

Noch einmal machte Karl Emanuel den Versuch einer Vergrößerung gegen den Willen Heinrichs IV. Es galt, Genf zu überraschen, diese einst savoyische Stadt, dieses Ketzernest, dessen Aushebung nicht nur Spanien, sondern auch die schweizer Katholiken, der Papst mit Freuden begrüßt haben würden. Das Unternehmen mißlang. Schon waren die Savoyer in die Stadt gedrungen, als die durch das Schießen und Schreien erweckten Bürger herbeieilten und die Feinde tödteten, gefangen nahmen oder vertrieben. Die Hauptstadt des Calvinismus war wieder und endgültig vor dem unversöhnlichen Feinde gerettet. Es ist dies die berühmte Genfer Escalade, am 22. Dezember 1602, deren Jahrestag noch jetzt in der Rhonestadt durch ein Volksfest und zumal durch historische Aufzüge gefeiert wird.

Von Heinrich IV. wegen dieses Friedensbruches bedroht, von Spanien abermals im Stiche gelassen, hielt es Karl Emanuel für das Beste, seine ganze Politik zu ändern und in das französische Lager überzugehen, um dereinst mit Heinrichs Beistand auf Kosten Spaniens die Vergrößerungen zu suchen, die er mit Spaniens Hülfe auf Kosten Frankreichs nicht hatte erlangen können. Von nun an durfte Heinrich auf die Beihülfe des unternehmenden und kriegerischen Herzogs zählen. Der Fehler von Lyon war zum guten Theile wieder ausgeglichen. Und trotz der Mißstimmung der katholischen Schweizer wegen dieser Angelegenheit wußte der König sich von neuem des Bündnisses sämmtlicher Kantone — mit Ausnahme Zürichs — zu vergewissern, die ihm ihre alterprobte, heldenhafte Infanterie zu Gebote stellten und das spanische Herzogthum Mailand zu Frankreichs Gunsten beständig bedrohten.[1])

1) Ueber diese Verhältnisse sehe man Ed. Rott, Henri IV., les Suisses et la

Der französische Monarch hatte sich bei dieser Gelegenheit kein Gewissen daraus gemacht, den katholischen Interessen entgegen sich einer befreundeten Stadt anzunehmen. Ueberhaupt, so gut kirchlich er sich für seine Person zu zeigen pflegte, opferte er doch dieser Rücksicht kein einziges politisches Moment.[1])

Dem mächtigen katholischen Klerus seines Reiches gegenüber war der König insofern in einer günstigen Lage, als er innerhalb jenes eine starke Partei zur Verbündeten hatte: nämlich die gallikanische Richtung, die möglichste Unabhängigkeit von Rom anstrebte und sich deßhalb auf das engste mit dem Staate gegen den Ultramontanismus alliirte.

Es waren Fragen, die noch heute die Welt bewegen, welche da zur Sprache kamen. Zweierlei forderte die Mehrheit der französischen Geistlichkeit von dem Könige: die Wiederherstellung der Wahlfreiheit der Kapitel und die Verkündigung des Konzils von Trient. Beides war der Herrscher entschlossen nicht zu gewähren. Durch Konkordat vom Dezember 1516 hatte Leo X. dem französischen Könige Franz I. das Recht gegeben, alle Aebte und Bischöfe in seinem Reiche selbst zu ernennen. Dadurch war die französische Kirche durchaus abhängig vom Königthume geworden. Natürlich genug, daß die überwiegende Zahl der französischen Prälaten nichts sehnlicher wünschte, als diesem Verhältniß ein Ende zu machen, die Wahl ihrer Genossen und Nachfolger den Dom- und Klosterkapiteln zurückzugeben. Allein sie fanden mit diesem Verlangen bei dem Könige um so vollständigere Zurückweisung, als sie selbst zugestehen mußten, daß er sein Wahlrecht nur zu Gunsten gelehrter und würdiger Personen ausübte. „Was die Wahlen betrifft," so antwortete Heinrich auf die Vorstellungen des Klerus im Jahre 1605, „so seht Ihr, wie ich damit verfahre. Ich bin stolz darauf, diejenigen, die ich eingesetzt habe, von denen der Vergangenheit so verschieden zu sehen; der Bericht, welchen Ihr mir davon gemacht habt, verdoppelt mir nur den Muth, in Zukunft immer besser zu verfahren." Mußte doch 1608 die Geistlichkeit zugestehen, die Ernennungen des Herrschers seien so glücklich, „daß die Kirche Se. Majestät segne und sich freue, von ihm so viele schöne Lichter erhalten zu haben". Da blieb freilich wenig Hoffnung, den Monarchen auf die Vortheile des Konkordats verzichten zu sehen. Schon seine feste Absicht, den religiösen Frieden unter seinen Unterthanen zu bewahren, mußte ihn veranlassen, die Besetzung der bischöflichen Stühle durch gemäßigte und versöhnliche Männer zu sichern.

Noch beharrlicher und energischer traten die Prälaten mit ihrer zweiten Forderung auf endliche Einführung der Bestimmung des Konzils von Trient auf. Hier war die Stellung des Königs insofern eine ungünstigere, als er bei seiner Absolution durch den Papst diesem ausdrücklich die

---

Haute Italie (Paris 1882): ein überaus fleißiges und gewissenhaftes, leider völlig verwirrtes und kritikloses Buch, das eine endlose Fülle ungeordneter Notizen beibringt.

1) Vgl. meinen Aufsatz: Heinrich IV. und die katholische Kirche. Hist. Zeitschr. XXXI, 73ff.

Verkündigung der Beschlüsse jenes Konzils in Frankreich versprochen hatte. Allein er hatte den Vorbehalt gemacht, „insofern es die Ruhe des Königreichs nicht störe;“ und dann war für die Verkündigung kein Termin festgesetzt worden. Beides benutzte der König, um nicht durch seine Verkündigung Beschlüssen Gesetzeskraft in Frankreich zu geben, die einen so ultramontanen, so starr gegen jedes Zugeständniß in Leben und Lehre sich abschließenden Geist athmeten, von denen er Stärkung der päpstlichen und Minderung der staatlichen Gewalt und vor allem auch Wiederaufreizung des kaum beschwichtigten Kampfes zwischen Katholiken und Protestanten fürchtete. Vergebens bat noch 1608 der Klerus um endliche Anerkennung jenes allgemeinen, ökumenischen, vom Geiste Gottes erfüllten Konzils; der König wolle doch nicht den ungenähten Rock Christi zertrennen, einen Schnitt in seinen mystischen Körper machen, noch einmal den Schleier des Tempels in der Mitte zerrissen sehen!

Solche mystisch-hyperbolische Gründe vermochten begreiflicher Weise auf den nüchternen Heinrich IV. durchaus keinen Eindruck zu machen. Hätte die Geistlichkeit ihm eine bedeutende Subsidie gewährt, so würde er vielleicht eher bereit gewesen sein, ihren Bitten zu willfahren. Indeß unter diesen Umständen war die Antwort des Königs kategorischer, als je zuvor. Er behauptete jetzt, seine Prokuratoren wären mit der Zusage der Veröffentlichung des Konzils über seine Intentionen hinausgegangen. Sei das Tridentinum erst angenommen, so werde die natürliche Folge die Annahme der Inquisition sein. Die letzten Könige, welche keine Verpflichtungen gegen die Hugenotten gehabt, hätten dieses Konzil nie anerkennen wollen, so habe er noch weniger Lust, dadurch den Frieden des Reiches zu stören. Und dabei blieb die Angelegenheit bis zum Tode Heinrichs IV.; so dringend auch die Päpste die Einführung desselben empfahlen, das Konzil von Trient war von dem französischen Reiche ausgeschlossen.

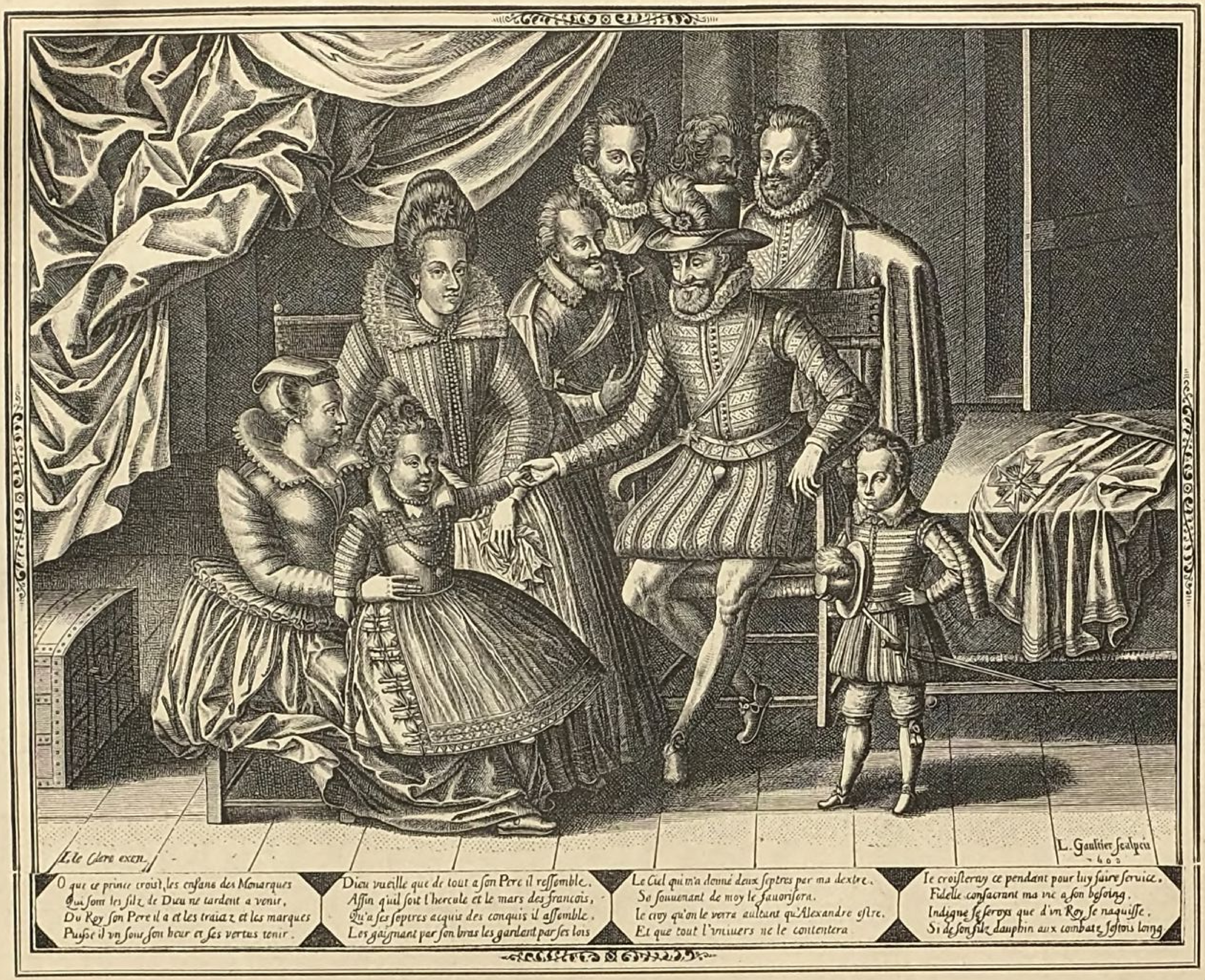
Damit hat nicht in weltlicher Hinsicht allein, sondern innerhalb gewisser Grenzen auch in geistlicher, der König sich als Oberherrn der französischen Geistlichkeit hingestellt. Wenn er selbst einem ökumenischen Konzile gegenüber sein Vetorecht so energisch geltend machte; wenn während der Zeit seines Streites mit dem Papste sein Großer Rath und seine Parlamente anstandlos die neu ernannten Prälaten bestätigten und in ihre Bisthümer und Abteien einwiesen; wenn noch später das Parlament der Provence den Erzbischof Genebrard von Aix seiner Würde entsetzen konnte: so sieht man, wie ungleich tiefer, als heute, der Staat in die „innern“ Angelegenheiten der Kirche eingriff! — Einen ganz besonderen Kummer verursachte der Geistlichkeit die Institution des appel comme d'abus, vermöge deren man von jedem Spruche eines geistlichen Gerichtshofes an das Parlament der betreffenden Provinz oder an den Großen Rath des Königs Berufung einlegen konnte. Nach einem vergeblichen Ansturme im Jahre 1605 suchte der Klerus noch 1608 die Beseitigung dieser Einrichtung herbeizuführen, indeß, wie man leicht voraussetzen kann, ohne Erfolg.

Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß Heinrich IV. persönlich mit Eifer religiöse Frömmigkeit bethätigte, auch in manchen Sachen, wie z. B. der Jesuitenangelegenheit, die Wünsche des Papstes zu erfüllen sich bemühte, um in wichtigeren Fragen seine Unabhängigkeit der Kirche gegenüber desto fester wahren zu können. Er übertrug Klemens VIII. die Pathenschaft bei dem 1601 geborenen Dauphin Ludwig. Er sparte nie Worte und Formen, den heil. Vater zu befriedigen. Die päpstlichen Nuntien in Frankreich zeigten sich von der Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Königs entzückt. Die Vertreter des letzteren in Rom waren freundlich und umgänglich und spendeten den Kardinälen reichlich Pensionen und Geschenke. Welch ein Gegensatz zu dem rauhen, anmaßenden Auftreten der Spanier! Und unter diesem Deckmantel konnte Heinrich ungescheut seine von allen kirchlichen Rücksichten freien Pläne verfolgen, seinen Staat, wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach, zu einem paritätischen machen, im Bündniß mit den Engländern, Niederländern, deutschen und schweizer Protestanten, ja noch mehr mit den Türken, gegen den Kaiser und den spanischen König, die Vorkämpfer des Katholizismus, wirken und arbeiten!

Sein gutes Verhältniß zum Papstthume und zumal zu dem milden und versöhnlichen Klemens VIII. schien auch den Tod des letztern überdauern zu sollen (März 1605). Die Kardinäle gaben in überwiegender Mehrheit dem Kardinal von Florenz, Alessandro de' Medici, welchen Heinrich IV. von vorn herein empfohlen, Philipp III. aber namentlich ausgeschlossen hatte, trotz des Protestes der Spanier ihre Stimmen; als Leo XI. bestieg er den päpstlichen Thron. Freilich war diesem Schützling des „Bearners" nur ein Pontifikat von 27 Tagen beschieden. Aber sein Nachfolger, der Kardinal Camillo Borghese — Paul V. — war den Franzosen auch durchaus genehm. „Gott sei Dank," rief Heinrich bei der Nachricht von dieser Wahl aus, „die französischen Kardinäle haben bewiesen, daß ich in Rom und im Konklave einige Macht besitze!" Und diese zu erwerben war ihm gelungen, ohne daß er in irgend einer Angelegenheit die Macht der Krone oder den Frieden des Staates den Wünschen des Papstthums geopfert hätte.

Wirklich sprach Paul V. sich auf das freundlichste für des Königs Person und sogar gemäßigt über die Hugenotten aus. Sonst war freilich Paul keine milde und nachgiebige Natur, wie Klemens VIII.; ganz im Gegentheile war er hart, entschlossen, herrschbegierig, von der höchsten Meinung in Betreff seiner Autorität erfüllt. Er zeigte dies sofort nach Antritt seines Pontifikates in einem Streite mit der Republik Venedig. Einem kleinern Staate gegenüber glaubte er seine hierarchischen Ansprüche leichter durchsetzen und damit für die ganze katholische Welt ein wichtiges Präzedens schaffen zu können.

Gegen Ende des Jahres 1605 wurden zwei venezianische Geistliche, die sich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht, in Uebereinstimmung mit zahlreichen Bullen früherer Päpste vor dem Rathe der Zehn zur Verantwortung gezogen. Dieser vermeintliche Eingriff in die kirchliche Gerichts-



Heinrich IV. und seine Familie.

Nach dem Kupferstiche vom Jahre 1602 von Leonhard Gaultier (1552–1641).

barkeit erfüllte Paul V., der einen überschwänglichen Begriff von der mystischen Würde des kirchlichen Amtes hatte, mit höchstem Zorn. Ohne die Kardinäle zu befragen, erließ er zwei Breve, in denen er von den Venezianern unter sofortiger Androhung von Exkommunikation und Interdikt nicht nur die Auslieferung der beiden gefangenen Geistlichen an die päpstlichen Beamten, sowie Verzicht auf jede weltliche Gerichtsbarkeit über Kleriker im Allgemeinen, sondern auch Aufhebung der Gesetze verlangte, welche den Erwerb liegender Güter durch die Geistlichkeit, sowie die Erbauung neuer Kirchen ohne besondere Erlaubniß der weltlichen Behörden verboten. Er stellte hier also in peremptorischem Tone Forderungen auf, die bisher noch gar nicht berührt, über welche die Venezianer noch gar nicht gehört worden waren. Diese aber ließen sich durchaus nicht einschüchtern. Ihre nächste Antwort auf jene Breven war die Erwählung Leonardo Donatos, eines der Häupter der anti-päpstlichen Partei, zum Dogen, die zweite die Ernennung des berühmten geistlichen Gegners der päpstlichen Allgewalt, Fra Paolo Sarpi, zum theologischen Berather der Regierung. Endlich wurden die Begehren des Papstes in ergebenen aber festen Worten abgelehnt. Darauf griff Paul V. zum Aeußersten: im April 1606 sprach er über das ganze venezianische Gebiet das Interdikt aus, d. h. die Untersagung jeder kirchlichen Handlung, des Gottesdienstes, der Taufe, der Trauung, des Begräbnisses. Indeß auch diese Waffe erwies sich als stumpf. Auf den scharfen Befehl des Senates, das Interdikt als ungültig zu betrachten, wurde es von dem Weltklerus gar nicht und nur von wenigen Mönchsorden, zumal von den Jesuiten beachtet. Die Renitenten wurden darauf, und zwar die Jesuiten auf ewige Zeiten, aus dem Gebiete der Republik vertrieben.

Allein wenn auch im Innern des eigenen Staates die Autorität des Senates und des herzoglichen Kollegiums triumphirte, so hatte doch der Streit zwischen dem Papste und Venedig eine Bedeutung, die weit über die Grenzen des venezianischen Gebietes hinausging. Es war eine Erneuerung des alten Kampfes um die selbständige Berechtigung, um die Gleichberechtigung des Staates der Kirche gegenüber, die sich als die höhere, „würdigere" und deßhalb überwiegende Macht betrachtete, noch ganz wie im Mittelalter. Die einzelnen Streitpunkte waren hier nur Symptome ganz verschiedener Weltanschauungen: derjenigen, welche den Staat als den untergeordneten, fast unwürdigen Diener der bei Gott allein berechtigten Kirche ansah; und der modernen, die im Gegensatze zu jener mittelalterlichen Auffassung im Staate die Vereinigung aller materiellen und sittlichen Faktoren des Volkslebens erblickte und ihm deßhalb allseitig die höchste Gewalt über sämmtliche Klassen des Volkes — die Geistlichen wie die Laien — zuschrieb. An und für sich war die letztere Ansicht damals schon ohne Zweifel die mächtigere, indessen dem Siege der Venezianer stellten sich mannichfache politische Verwickelungen entgegen. Bei dem scharfen Gegensatze, der gerade in Bezug auf die italienischen Zustände die beiden Hauptstaaten der Christenheit von einander

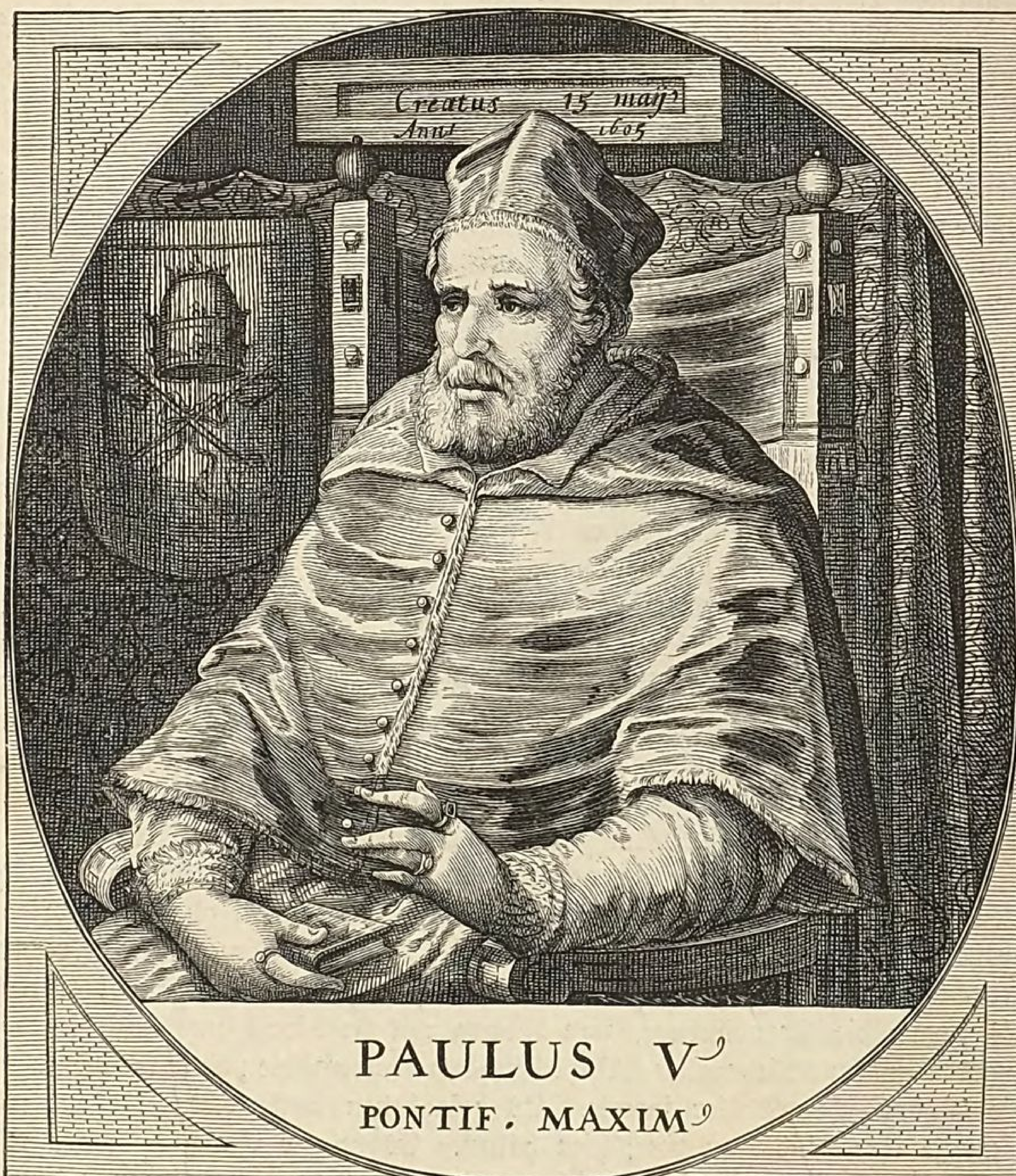
trennte, mußte eine italienische Angelegenheit von solcher Wichtigkeit einen empfindlichen Einfluß auf ihr beiderseitiges Verhältniß und damit auf die politische Lage Europas überhaupt üben.

Spanien in der That haßte die Republik als den letzten wahrhaft unabhängigen Staat der Halbinsel. Es hoffte jetzt unter dem Deckmantel der kirchlichen Interessen und mit Hülfe des Papstes dieselbe zu demüthigen und zu schwächen und damit zugleich Frankreich, dem alten Verbündeten Venedigs, eine arge Niederlage zuzufügen. Denn konnte Heinrich IV. es wagen, sich der Gebannten anzunehmen und so in Gegensatz zu dem hl. Stuhle zu treten? Sie drängten also den Papst zu kriegerischen Maßregeln gegen Venedig, stellten ihm ihre Hülfe in Aussicht, riefen die Kontingente ihrer Verbündeten auf und begannen wirklich bedeutende Rüstungen.

Die Lage des französischen Monarchen war allerdings eine sehr schwierige, allein er entwickelte eine bewundernswerthe Besonnenheit und Geschicklichkeit. Während die ganze katholische Welt von Waffenlärm erschallte, während der Papst wie Venedig sich allem Zuspruch unzugänglich zeigten und beide die Unterstützung Heinrichs anriefen: hielt sich dieser ruhig zurück, indem er nur immer gute Worte gab und sich beiden Theilen als wohlwollender Vermittler anbot. Die Habgier der Spanier, welche vom Papste für ihre Hülfe Einräumung wichtiger Festungen verlangten, kam ihm sehr gelegen. Paul wurde wegen des endlichen Ausgangs des Streites immer bedenklicher, zumal auch Venedig beträchtliche Truppenmassen aufstellte, England und Holland demselben ihren Beistand zusagten. Endlich drohte Venedig unter der Führung des Fra Paolo Sarpi zum Protestantismus überzugehen, der damals, bei dem Gegensatze wider den hl. Stuhl, in der Lagunenstadt große Fortschritte machte. Paul sah endlich keinen andern Ausweg, als sich der französischen Vermittelung in die Arme zu werfen!

Es war der Kardinal Joyeuse, der in seines Königs Auftrag im April 1607, nach vielfachen Mühen, das Friedenswerk zu Stande brachte. Die Könige von Frankreich und Spanien sollten in ihrem und der Republik Namen den Papst um Aufhebung der kirchlichen Zensuren gegen Venedig bitten. Die beiden gefangenen Geistlichen, die Ursache zu dem Streite gegeben, sollten Sr. Allerchristlichsten Majestät zu Gefallen dem französischen Gesandten übergeben werden, der sie dem Papste ausliefern möge, jedoch ohne Präjudiz für die Zukunft. Nach Aufhebung der Zensuren sollte ein venezianischer Gesandter nach Rom gehen, unter der Bedingung, daß er dort in altgewohnter Weise empfangen werde. Die verbannten Orden sollten unter gewissen Umständen in das venezianische Gebiet zurückkehren dürfen, jedoch mit Ausnahme der Jesuiten, die sich am keckſten gegen die weltliche Obrigkeit benommen hatten.

Was Venedig hier einräumte, waren nur zeitweilige Konzessionen, bestimmt die völlige Niederlage des Papstthumes diplomatisch zu bemänteln. Alle Ansprüche, die Paul gestellt, wurden stillschweigend aufgegeben; alle venezianischen Gesetze, die er angefochten, blieben bestehen. Selbst am kaiser-



Regna adijt PETRÆ LEO; PETRI *ſede locatus*
Gentibus eſt PAULUS PETRÆ *ouibusq;* PETRUS:
Hic FLORENTINO *prognatus* SANGUINE PASTOR
PETRA *tuas viridj gramine* PASCET OVES

Papst Paul V.

Kupferstich von Crispin de Passe (1560—ca. 1630).

lichen Hofe zu Prag rief man aus: „entweder habe der Papst bei seinem Bruch mit den Venezianern ungebührliche Forderungen erhoben, oder er habe ungehörige Zugeständnisse gemacht in den Friedensbedingungen!"

Das Papstthum konnte sich zu dem Ausgange dieses Streites wahrlich nicht Glück wünschen. Wohin waren die Träume der Weltherrschaft gerathen, mit denen ein Sixtus V. sich noch einmal hatte tragen dürfen? Das Papstthum mußte mit einer kleinen katholischen Republick völlig wie mit seines gleichen verhandeln, ja es hatte sich ihr nicht einmal gewachsen gezeigt. Es erschien damit als eine der geringern europäischen Mächte, ohne wirklich bedeutsamen Einfluß auf die Geschicke des Erdtheils. Die Demüthigung des Papstthums in diesem Streit war von wichtigster, bisher noch nicht genügend beachteter Bedeutung. Nicht nur wagte es dasselbe nie wieder, einen Staat mit dem Interdikte zu belegen; sondern es datirt auch von hier die verhältnißmäßige Bedeutungslosigkeit, in die das Papstthum nun mehr und mehr versinkt — bis zu der Reaktion, die im Beginne unseres Jahrhunderts auf die französische Revolution erfolgte; eine Bedeutungslosigkeit, die auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen Religionskrieges nur um so greller hervortritt!

Als der eigentliche Sieger ward Heinrich IV. betrachtet. Vergebens hatte Spanien seinen erschöpften Finanzen neue Opfer von Millionen auferlegt, vergebens hatte es alle Kräfte seiner Diplomatie angespannt. Das Scheitern der spanischen Bemühungen hatte das Gelingen von Heinrichs Vermittelung nur um so auffallender gemacht. In ruhiger, besonnener und höchst angemessener Weise hatte er den Frieden der Christenheit gewahrt. Sein Ansehen in Europa war nicht wenig durch diesen Erfolg erhöht.

Mehr und mehr wußte er seine Partei in Italien zu stärken. Außer Venedig und Savoyen gingen auch Mantua und Toskana, alle noch übrigen größern Staaten der Halbinsel zu Frankreich über. Viel trug dazu die rechtsverachtende Willkür bei, mit der Spanien auf der Apenninenhalbinsel auftrat. Es zwang die Graubündner, ihre Allianz mit Frankreich und Venedig aufzugeben, indem es jene aller Zufuhr von Getreide beraubte und durch Festungen die bündnerischen Thäler sperrte. Es befahl den italienischen Fürsten, mit wem sie ihre Kinder zu vermählen hätten. Es besetzte ihm günstig gelegene italienische Gebiete mitten im Frieden unter lächerlichen Vorwänden, nöthigte die kleinen mittelitalienischen Herzogthümer, sich als seine Vasallen zu bekennen, und versuchte selbst — vor Ludwig XIV.! — Reunionsgerichte zum Nachtheile der italienischen Staaten in Mailand einzurichten. Kein Wunder, daß solchem Verfahren gegenüber jeder italienische Souverän, der es vermochte, bei Frankreich Hülfe suchte. Selbst die Bündner wurden durch französisches Gold umgestimmt, gekräftigt, zur Feindschaft gegen Spanien entschlossen gemacht.

Denn dieses konnte seine Prahlerei, seine Anmaßung und Rechtsverletzung nicht einmal mehr durch entsprechende Machtmittel verfechten.

Zunächst der Nachfolger Philipps II. war ein Herrscher ohne eigenen

Willen, ja ohne eigenes Urtheil. „Seine Majestät," äußerte sich sehr respektwidrig ein venezianischer Berichterstatter, „liebt es, ohne viel Gedanken zu leben." Den Freuden der Tafel widmete er eine unverhältnißmäßige Zeit. Sonst lag er der Jagd ob, reiste sehr viel, spielte ganze Abende und Nächte hindurch Karten — alles, um das ewig drohende Gespenst der Langeweile zu beschwören. Fromm bis zur Bigotterie, treu seiner Gemahlin, Margarethe von Steier, gutmüthig war dieser Fürst; er bewilligte leicht Audienzen, hörte freundlich an, was man ihm zu sagen hatte, und antwortete leise und verlegen einige wohlwollende Worte. Aber in Wahrheit überließ er sämmtliche öffentliche Geschäfte seinem Günstling, dem Marques von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob.

Unumschränkter Herr des spanischen Staates war dieser Lerma. Von ihm konnte man sagen, er mache die Kardinäle, er vergebe die Würden, er vertheile weltliche und geistliche Einkünfte. In ihm war gleichsam die Summe der Herrschaft verkörpert. Meistens verfügte er über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates selbst und gab nur von den geringeren dem Staatsrathe Kenntniß, dem er dadurch seine eigentliche Bedeutung nahm. Hatte doch der König der Unterschrift des Herzogs dieselbe Gültigkeit beigelegt, wie seiner eigenen — wohl ein einziger Fall in der abendländischen Geschichte.

Und doch war Lerma nicht nur unwissend, beschränkt, durchaus ohne feste Anschauungen und Pläne, er war auch — unehrlich; er bestahl auf alle Weise den geldarmen, aus tausend Wunden blutenden Staat. Er, dem der Herrscher alles anvertraut hatte, benahm sich wie ein gieriger, diebischer Verwalter. Arm hatte er 1598 die Staatsleitung übernommen; dreizehn Jahre später hatte er ein jährliches Einkommen von 700,000 Scudi, was nach heutigem Geldwerthe mehr als siebzehn Millionen Reichsmark entspricht, während seine Kostbarkeiten, Geräthschaften und Garderobe außerdem auf sechs Millionen Dukaten oder etwa 120 Millionen Mark geschätzt wurden!! Alle diese ungeheuren Reichthümer waren dem verarmten und täglich mehr verarmenden Volk ausgepreßt worden! Und wenn infolge dieser unverschämten Plünderung des Staatsschatzes kein Geld mehr in demselben war, schossen Lerma und seine Geschöpfe — selbstverständlich unter fremdem Namen — die benöthigten Summen zu Wucherzinsen vor. El mayor ladron de España, den größten Dieb Spaniens, nannte ihn in einem Spottgedichte der Graf von Villamediana.[1]) Freilich gab er manches von seinem Raube der Kirche, die er überhaupt, um seines weltlichen und ewigen Heiles willen, sehr begünstigte. Unter ihm stiegen die Renten der Geistlichkeit in Spanien auf acht Millionen Dukaten, gleich 160 Millionen Mark, jährlich.[2]) Seine Familie, seine Schmeichler versah er gleichfalls mit hohen Würden und Reichthümern. Keiner stand ihm näher als Pedro Franqueza, der Sohn eines

1) Churton, Gongora. (London 1862.) II, 287. 2) Sempere, Betrachtungen über die spanische Monarchie, II. (Darmstadt 1829.) 10.

freigelassenen Sklaven, selber seinem Herrn sklavisch ergeben, überaus schlau, unglaublich habgierig. Auf das schnellste stieg er die Stufenleiter der Würden hinauf und wurde schließlich zum Grafen Villalonga erhoben. „Von Natur," so schildert ihn ein Gesandter, „ist er hart und rauh, aber wenn man ihn auf die rechte Weise faßt, wird er ganz höflich und liebenswürdig. Man hält es nämlich nicht mehr für eine Keckheit, ihm Bestechung anzubieten, sondern für Pflicht, und dabei helfen ihm Frau und Söhne, die auch gerne ihre Hand ausstrecken, und dann kommen seine Beamten, Diener und Thürsteher, und jeder will etwas haben." Dabei war Franqueza in Geschichte und Staatswissenschaften ebenso unbewandert wie sein Herr; in der Erledigung der Geschäfte ebenso, wie dieser, von unerträglicher Langsamkeit. — So stand es mit der Regierung Spaniens, in der Hand solcher Menschen lag die Leitung seiner Geschicke! Der Geist der Trägheit und des Eigennutzes durchdrang vom Meister aus all' seine Diener und Werkzeuge.

Vergebens waren die Steuern in Kastilien, in Italien zu unerschwinglicher Höhe angewachsen. Aus den europäischen Besitzungen — mit Ausnahme Flanderns und der Freigrafschaft — zog die Krone jährlich 21,300,000 Dukaten, etwa 422 Mill. Mark nach verhältnißmäßigem Geldwerthe. Amerika brachte durchschnittlich 3½ Mill. Dukaten, beinahe 70 Mill. Mark. So hatte der König an jährlichen Einkünften an 25 Mill. Dukaten, gleich 492 Mill. Mark. Indeß die Kosten des Heeres und der Flotte, zumal des beständigen Krieges in den Niederlanden, die Zinsen und die Amortisation der ungeheuren Schuld von 100 Mill. Dukaten — 1880 Mill. Mark — die Unsummen, welche die überaus kostspielige Hofhaltung verschlang, die Unterschleife der Beamten machten, daß trotz jener hohen Einnahmen die spanischen Finanzen, unordentlich, ohne Plan und System verwaltet, gänzlich zusammenbrachen und den Anblick einer kläglichen, heillos verfallenen Ruine darboten. „Meines Bedünkens," sagt schon im Jahre 1600 der kaiserliche Gesandte Khevenhiller, „ist man jetzt allhier zu neuen Kriegen nicht beschaffen." Die unbezahlten Soldaten meuterten. Im Frühling 1608 hatten die königlichen Beamten seit achtzehn Monaten keinen Gehalt bekommen, ohne daß zunächst irgend Hoffnung auf ihre Befriedigung war — ein Elend, das mit den großen an die Günstlinge verschleuderten Summen in grellstem Kontraste stand. In dieser Verlegenheit griff die Regierung zu den wunderlichsten Auskunftsmitteln. Sie bettelte bei ihren Unterthanen, verkaufte Verzeihung für bürgerliche und religiöse Verbrechen, fälschte die Münze, machte dann (1607) wieder einmal einen theilweisen Staatsbankerott. Trotzdem mangelte es an allen Ecken und Enden. Der geringste Zufall, z. B. das Ausbleiben der amerikanischen Silberflotte, mußte unheilbare Verlegenheiten herbeiführen!

Welchen unseligen Einfluß diese üble Finanzlage und zumal die Höhe und sinnlose Vertheilung der Steuern auf den Wohlstand der Bevölkerung ausübte, ist leicht abzusehen. Die Klagen über das Elend des Volkes erfüllen die Blätter selbst der loyalsten Schriftsteller des damaligen Spaniens. Wäh-

rend der spanische Staat an seine Angehörigen unerschwingliche Forderungen stellte, vermochte er nicht, seine erste und einfachste Aufgabe zu lösen, nämlich seine Bürger gegen innere und äußere Feinde sicher zu stellen. Im Lande wimmelte es von Räubern, „Bandoleros", die, zu Fünfzig und Hundert vereint, ganze Karawanen ausplünderten, die Städte selbst unsicher machten. Die öffentliche Meinung in den untern Klassen war ihnen durchgehends günstig, wie zahllose Balladen beweisen.[1]) Die Küstengegenden Spaniens und Italiens wurden von Engländern, Holländern, Barbaresken alljährlich verwüstet. Die spanische Flotte vermochte keinen Schutz mehr zu gewähren. Unermeßlich waren die Verluste, welche der spanische Handel durch die Korsaren aller Nationen erlitt. Ebenso wenig dachte man an Ausbesserung der Straßen und Brücken, die völlig verfielen, an Korrektion der Flüsse, die zusehends versandeten. Der Ackerbau, die Industrie, der Handel waren in übelster Lage. Man berechnete den Import in Spanien auf vierzig, die Ausfuhr auf nur zwanzig Millionen Dukaten. Was half da das amerikanische Gold? Bei so ungünstiger Handelsbilanz verarmte das Land in reißender Schnelligkeit, während bei der mangelhaften Produktion, den thörichten Steuern, der allgegenwärtigen staatlichen Bevormundung die Preise selbst der unentbehrlichen Gegenstände auf eine fabelhafte Höhe stiegen. Infolge dessen waren Theuerung und verheerende Hungersnöthe sowie deren Konsequenz, ansteckende Krankheiten, überaus häufig: das alles neben dem wahnsinnigen Luxus der Vornehmen. Die Bevölkerung, am Ende der Regierung Philipps II. noch acht Millionen betragend, nahm reißend ab, so daß sie am Schlusse der Herrschaft seines Nachfolgers nur noch sechs Millionen zählte.[2])

Unter die Ursachen der Entvölkerung zählte auch der starke Menschenbedarf des Heeres, dessen Zahl unter Philipp III. keineswegs heruntergesetzt wurde, und das sein festes Gefüge — den besten Schutz der wankenden spanischen Monarchie — im Ganzen bewahrte. Noch immer vermochte kein Land Europas den mächtigen stehenden Armeen Spaniens etwas ähnliches gegenüber zu stellen. Alles war da aufs trefflichste geordnet: Heereszusammensetzung, Verpflegungs-, Kleidungs- und Gerichtswesen, sowie Bewaffnung. Nur daß der Geldmangel schon mehr und mehr störend auf diese Einrichtungen, auflösend auf die einst so treffliche Disziplin wirkte. Aber an Muth und Kriegserfahrung war der spanische Soldat noch immer der erste Europas. Auch stand er bei den eigenen Landsleuten in hoher Achtung. „Ihr Herren Soldaten," señores soldados, pflegten ihre eigenen Offiziere sie anzureden.

So reißend es auch mit Spanien bergab ging, seine Bewohner hielten sich noch immer für das erste Volk der Welt, indem sie von dem kriegerischen Ruhme zehrten, den sie schon über ein Jahrhundert hindurch vor allen europäischen Nationen behauptet hatten, und auf ihre katholische Frömmigkeit

---

1) Churton, Gongora. I, 66. 2) Im Jahre 1619; Moncada, Restauracion politica de España.

pochten, in der ihnen allerdings niemand gleichkam. Viele spanische Schriftsteller haben im Beginne des 17. Jahrhunderts weitläufige Werke mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt, um zu zeigen, daß die Spanier an der Spitze der Menschheit stünden, und daß bereits im Alterthum heilige und profane Schriftsteller dies vorher gesagt hätten. Doktor Jakob Valdes, Rath des königlichen Obergerichts in Granada, gab im Jahre 1602 ein Buch heraus, das bewies, wie der König von Spanien der höchste und geehrteste Monarch der Christenheit sei, ja daß er, wenn es gerecht zuginge, auch über Frankreich die Herrschaft führen müßte.

Das stolze, finster schwärmerische und leidenschaftliche Wesen der damaligen Spanier, oft bis zum Fanatismus in den Leidenschaften so gut wie in der Frömmigkeit gesteigert, spricht sich eben auch in ihrer Literatur und Kunst aus. Es zeigt sich in den Gemälden der Schulen von Madrid und Sevilla ebenso deutlich wie in den gewaltigen düstern Massen des Escurial, dessen riesiger Gebäudekomplex nur den Marterrost des heiligen Laurentius nachahmen soll. Ein Genie, wie Lope de Vega, äußert einen grimmigen und grenzenlosen Haß gegen Andersglaubende, welcher den Leser auf das schmerzlichste aufregt. Ein schönes Talent, wie Lopes Zeitgenosse, der treffliche Dramatiker Tirso de Molina, stellt blinden, verdienstlosen Glauben weit über Sittenreinheit und Seelenadel.

Und wie auf den Höhen so auch in den breiten Tiefen des Volkslebens. Neben den theatralischen Vorführungen waren es die ritterlich glänzenden Turniere, die das Volk fesselten — sie haben sich wohl in Spanien am längsten erhalten — sowie die blutigen Stiergefechte und vor allem die Autodafes! Von weitem strömte man zusammen, um die Unglücklichen erdrosseln und verbrennen zu sehen. Nichts brachte die fanatische Menge mehr in Wuth, als wenn ein solches Schauspiel ihr plötzlich vorenthalten wurde.

Dieser wilde Fanatismus, diese grausame Unduldsamkeit des spanischen Volkes, begünstigt von einer verblendeten Regierung, führte eine Maßregel herbei, welche die Herrschaft Philipps III. zur unheilvollsten unter allen auf der Halbinsel machte, indem sie dem Volkswohle eine furchtbare, heute noch nicht vernarbte Wunde schlug. Es war dies die Vertreibung der Morisken.

Nach der Niederwerfung des großen granadischen Moriskenaufstandes der Jahre 1570 und 1571 hatten die unglücklichen Nachkommen der frühern Herren des Landes die Ausdehnung und Schwere der Bedrückungen nur immer zunehmen sehen. Außer dem religiösen und moralischen Zwange lasteten auf ihnen hohe Abgaben an Staat, Kirche, Standesherren. Im Königreich Valencia lebte von diesen maurischen Abgaben der größte Theil des Adels, der Klöster, Pfarreien, Domkapitel. Viele Millionen Dukaten sollen diese Moriskensteuern jährlich betragen haben.

Kein Wunder, daß Haß gegen ihre Unterdrücker, schwärmerische Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Vorfahren die Mehrzahl der Morisken beseelte. Aeußerlich Christen, blieben sie doch im Herzen Mohammedaner und übten

im Innern des Hauses eifrig deren Gebräuche. Alle Missionspredigten und sonstige Bekehrungsversuche blieben fruchtlos; freilich redete man nicht arabisch mit ihnen, sondern in der ihnen meist unverständlichen kastilischen Sprache.

So bildete sich unter dem spanischen Klerus eine einflußreiche Partei, welche nur in der Ausrottung oder doch Vertreibung der Morisken das Mittel sah, die Glaubenseinheit auf der Halbinsel zu erhalten. An ihrer Spitze stand einer der gelehrtesten und angesehensten Prälaten, Don Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia und Patriarch von Antiochien in partibus, ein wüthend fanatischer Mann, der alles Ungemach, das Spanien seit einigen Jahrzehnten betroffen hatte, dem Umstande zuschrieb, daß es nicht hinreichend katholisch handle! Indeß er fand lebhaften Widerspruch bei dem milden Klemens VIII., bei dem Adel, der seine reichen Einkünfte nicht verlieren wollte, bei dem Könige Philipp III. selbst. Man rieth vielmehr, die Morisken christlich zu behandeln, dann würden sie auch Christen werden.

Indeß die zelotische Partei wußte mit ebenso großer Geschicklichkeit und Beharrlichkeit wie Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel zu verfahren. Sie erließ theologische Gutachten gegen die Morisken; sie stellte Untersuchungen an, die angebliche gräßliche Verbrechen und Verschwörungen der Morisken zu Tage brachten; sie organisirte Wundererscheinungen und sonstige Mirakel, so daß die untern Klassen von blindem Fanatismus gegen die Morisken sich erfüllten. Der Riß zwischen alten und neuen Christen war erweitert, die Feindschaft zwischen ihnen so groß geworden, daß das, was König, Minister, Geistlichkeit, Adel, Volk noch vor kurzem verworfen hatten, sich immer mehr allen als Nothwendigkeit aufdrängte.

Entscheidend wurde es, daß Lerma, stets mit der kirchlichen Partei in enger Verbindung, die Vertreibung der Morisken beschloß; es war ihm leicht, den schwachen König, endlich auch Papst Paul V. dafür zu gewinnen. Im September 1609 wurde zuerst gegen die Valencianer Morisken, dann allmählich gegen die der andern Provinzen das Verbannungsdekret verkündet. Sie durften meist nur mitnehmen, was sie auf ihrer Person mit fortschaffen konnten; Fahrzeuge zur Einschiffung nach der Berberei wurden ihnen zu Gebote gestellt. Aber bald hörte man von gräulichen Schandthaten der Kapitäne und Schiffsleute gegen die ihnen anvertrauten waffenlosen Morisken. Da erhoben die Zurückgebliebenen sich zu wildem Aufstande in der Sierra Al-Aguar, dem rauhen Gebirgsstocke, der die Valencianer Küstenebene von der Murcianer trennt. Selbstverständlich wurden die Unglücklichen durch Militär und Milizen bald überwältigt, zu Tausenden niedergemetzelt.

Nun unterwarfen sich die übrigen; bis zum Juli 1611 waren die letzten der verhaßten Rasse, auch die schon seit Jahrhunderten christlichen Familien vertrieben. Nach den bescheidensten Schätzungen hatte Spanien eine halbe Million seiner fleißigsten, betriebsamsten, nützlichsten Bewohner verloren.

Die traurigen Folgen, die jeder Einsichtige für den Wohlstand Einzelner und des ganzen Volkes von dieser grausamen Massenaustreibung erwartet hatte, traten sofort in vollem Umfange ein. Fast die gesammte Wollenmanufaktur von Toledo, bisher in mehr als fünfzig Fabriken betrieben, wurde von den Morisken nach Tunis verpflanzt; nur dreizehn Fabriken blieben in Toledo bestehen. Viele Kleinhandwerke, in denen die Morisken die Mehrheit gebildet hatten, hörten fast ganz auf. Früher hatte man alljährlich 27,500 Tonnen, gleich 550,000 Zentner, spanischer Produkte nach Amerika ausgeführt; jetzt sank der Export auf 15,000 Tonnen oder 300,000 Zentner jährlich, also beinahe um die Hälfte.[1]) Zahlreiche Ortschaften, ehemals dicht bevölkert, enthielten keine lebende Seele mehr und fielen in Ruinen. Zumal die steinigern, rauhern und wasserärmern Gegenden, die nur durch den unermüdlichen Fleiß der Morisken der Kultur gewonnen und erhalten worden waren, verwandelten sich in Einöden und Wüsten. In den Seidenwebereien ruhte die Arbeit. In den einst von Morisken hauptsächlich bewohnten Provinzen der Krone Aragon trat eine Geldkrise ein, so daß die bisher blühenden Banken von Barcelona und Valencia fallirten. Eine reißende Verminderung auch der altchristlichen Bevölkerung machte sich geltend. Spanien, an Menschen, Industrie und Geld gleich arm, konnte bald nicht mehr Anspruch auf den Rang einer Großmächt erheben. Einsichtige zeitgenössische Berichterstatter sagten schon damals dieses Ergebniß als unzweifelhaft voraus.

Auch in den Niederlanden hatten die Dinge eine für Spanien keineswegs günstige Wendung genommen.[1])

Freilich das spanische Heer daselbst hatte einen vorzüglichen Führer erhalten in dem Marchese Ambrosio Spinola, einem Genueser von unermeßlichem Reichthum, den er benutzte, um seinen lebhaften Ehrgeiz und seine Lust an Kriegsthaten zu befriedigen. Wie ein Condottiere des fünfzehnten Jahrhunderts warb er 8000 Mann auf eigene Kosten für den spanischen Dienst an und zog mit denselben nach den Niederlanden; nicht lange, und er erhielt zum Lohn dafür den Oberbefehl über das Heer in Flandern. Im vierunddreißigsten Lebensjahre stehend, hatte er noch nie als Soldat gedient: aber er war ein geborener Feldherr, wie Friedrich II., wie Napoleon. Er beschämte bald durch seinen Eifer, seinen Muth, seine Einsicht und Geschicklichkeit die greisen Obersten der spanischen und wallonischen Regimenter, Offiziere, die seit einem halben Jahrhundert zu Felde lagen. Alle seine Fähigkeiten waren nothwendig, um einem Widersacher wie Moritz von Oranien gegenüber den Interessen der Erzherzoge einigermaßen wieder aufzuhelfen.

---

1) Ateneo Barcelonés, Juli—Sept. 1879, S. 76. 2) Eine befriedigende Geschichte der Regierung Alberts und Isabellens in den Niederlanden fehlt noch. Man muß einstweilen sich mit Lafuente (Hist. gen. de Esp.), dem vierten Theile von Motleys History of the United Netherlands, sowie mit den sehr schätzbaren aber fragmentarischen Bemerkungen Potvins in seinem Albert et Isabelle (erster und einziger Theil, Paris und Brüssel 1861) begnügen.

Am 2. Juli 1600 war Erzherzog Albert, trotz der höchsten persönlichen Unerschrockenheit, die er in der Schlacht bewiesen, bei Nieuwport gänzlich geschlagen worden. Seine besten italienischen Regimenter, durch beständige Kämpfe erschöpft und gelichtet, und für alle ihre Mühen und Gefahren nicht einmal bezahlt, empörten sich und bildeten in der kleinen Festung Hoogstraten eine förmliche Republik, die sich bald darauf mitsammt der Stadt dem Prinzen Moritz übergab. Als Spinola im Jahre 1603 das Kommando der erzherzoglichen Truppen übernahm, lagen dieselben bereits seit zwei Jahren vor Ostende, ohne es einnehmen zu können, während in ihrem Rücken Prinz Moritz sich einer Anzahl wichtiger, bisher von den Spaniern besetzter Festungen bemächtigte. Mit Spinola kam ein neuer frischerer Hauch in die Belagerung Ostendes, die damals als hohe Schule der Kriegswissenschaft angesehen wurde, und zu der die adlige Jugend ganz Europas, sei es für die eine, sei es für die andere Seite, zusammenströmte. Endlich, am 20. September 1604 kapitulirte Ostende — aber es war eine bloße Masse von Ruinen, ohne jeden Werth, als den, daß die Vereinigten Provinzen keinen Platz an der flandrischen Küste mehr besaßen. Und nun trug zwar Spinola in den Niederlanden selbst noch einige Erfolge davon in Gefechten und Belagerungen, allein die Vortheile, die der geniale Feldherr hier erlangte, wurden reichlich wieder aufgewogen durch den Schaden, den die holländischen Flotten den Spaniern zur See und in den Kolonien zufügten. Da wurden die spanischen Geschwader trotz ihrer überlegenen Größe und Bemannung von den geschickten und wohlgeübten Niederländern zerstört, da die Portugiesen aus den Molukken vertrieben und diese kostbaren Gewürzinseln für die Vereinigten Provinzen in Besitz genommen. Alle Meere waren von den holländischen Schiffen bedeckt. Ihre Handelsflotte zählte mehr als dreitausend große Fahrzeuge mit über vierzigtausend Seeleuten.[1]) Und endlich machten die innern Zustände der gehorsamen Niederlande dem Erzherzog Albert und seiner Gemahlin — „die Erzherzoge" pflegte man sie gemeinschaftlich zu nennen — den Frieden nothwendig.

Die pomphaft verkündigte Unabhängigkeit der südlichen Niederlande unter den „Erzherzogen" war freilich nur ein Schein. Wie Albert und Isabella, zur großen Unzufriedenheit der gehorsamen Provinzen, als Spanier auftraten, sich spanisch kleideten, spanisches Hofzeremoniell einführten, mit Vorliebe spanisch redeten:[2]) so blieben sie auch in jeder wichtigen politischen und militärischen Angelegenheit durchaus von den Madrider Beschlüssen und Weisungen abhängig. Indeß die innere Verwaltung war ihnen ausschließlich überlassen. Leider waren sie nicht die Leute, die tiefen Schäden zu bessern, welche die Religionsverfolgungen, vierzigjährige Empörungen, Kämpfe und Schlächtereien sowie die Uebermacht der holländischen Flotten den belgischen Provinzen zu-

1) Relaz. di Nic. Molin (1607). S. 73. 2) Lafuente, Hist. gen. de España. XV, 314.

gefügt hatten. Kein Zweifel, daß Albert und Isabella von den besten Absichten beseelt, daß sie pflichteifrig und wohlthätig waren, einen musterhaften Wandel führten, daß Albert Muth und selbst einige militärische Geschicklichkeit zeigte. Aber sie waren beide höchst beschränkten Geistes, von spanischem Hochmuth und Eigensinn befangen, ohne Verständniß für die Bedürfnisse der Bevölkerungen oder die Forderungen einer gesunden Staatsklugheit, und dabei von einer ebenso bigotten wie fanatischen Frömmigkeit, von jener Glaubenswuth, die keine Rücksicht des öffentlichen Interesses noch des Mitgefühls mit den Einzelnen kennt. Ihr Hof hätte einem Kloster geglichen, wenn sie sich nicht mit dem größten Pompe umgeben hätten. Zu einer Zeit, wo ihre braven Soldaten vor Ostende, soweit sie nicht den Kugeln der Feinde erlagen, vor Hunger und Entblößung starben, wo die nicht bezahlten Italiener sich empörten, gaben die Erzherzoge täglich zweitausend Goldgulden für ihren Hofstaat aus. Aber dafür versäumten sie auch keine Messe, keine gottesdienstliche Feier irgend einer Art, keine Prozession in ihrer Hauptstadt. Sie fanden das nöthige Geld, um dreihundert Kirchen aller Art zu gründen, zur Stiftung unzähliger Klöster beizutragen, beiden Arten von Anstalten Güter und Renten, zu vielen Tausenden von Goldgulden einer jeden, zu schenken. In drei Tagen gaben sie zu diesem Zwecke über sechszehntausend Goldgulden aus! Und diese Freigebigkeit hörte selbst zu einer Zeit nicht auf, wo man aus Mangel an Geldmitteln überlegte, ob man nicht auf die Fortführung der Belagerung von Ostende verzichten müsse! Man legte für fromme Zwecke dem verarmten und durch Steuern erdrückten Volke selbst besondere Abgaben auf. Zumal die Jesuiten wurden begünstigt: sie besaßen bald fünfundzwanzig Häuser und dreihundert Kollegien in den belgischen Provinzen! Die vornehmen Familien wetteiferten, dem Beispiel der Herrscher zu folgen: die Besitzungen der todten Hand nahmen derart zu, daß die Generalstände der südlichen Niederlande und selbst der König von Spanien sowie der Papst darüber erschraken und die fernere Ausdehnung dieses Unwesens verboten. Die Kirche hatte bereits mehr als die Hälfte aller liegenden Güter inne!

Man kann sich leicht vorstellen, daß unter solchen Herrschern, bei dieser Unzahl von Jesuiten und Mönchen aller Art die religiöse Verfolgung und der Aberglaube das Volk in Schrecken hielten. Der Glaube an Zauberei, an die Werke des Teufels und der Dämonen, an den Hexensabbath war allgemein und forderte zahllose Opfer. Bei dem geringsten Verdachte wurden die Unglücklichen, meist junge oder alte Weiber, gefoltert, bis die Qualen ihnen ein Geständniß abpreßten, und dann ohne Gnade verbrannt. Viele wahnsinnige oder hysterische Frauen hielten sich sogar selbst für schuldig und verstärkten so durch ihr freiwilliges und ausführliches Bekenntniß den allgemeinen Wahn. Kinder von vierzehn oder fünfzehn Jahren wurden ebensowenig verschont wie Greisinnen von fünfundneunzig oder hundert.

Damals lagerte sich auf die belgischen Provinzen der dichte Schleier des Aberglaubens, der Unwissenheit und der geistigen Verkommenheit, der sie

während zweier Jahrhunderte einhüllte, und der selbst in der Gegenwart noch nicht überall verflogen ist.

Und dabei waren die materiellen Zustände des Landes höchst traurige. Während eine große Anzahl von Aeckern unbebaut lag, weil die Abgaben so beträchtlich waren, daß der Anbau nichts mehr einbrachte, wurden die Generalstände vom Jahre 1600 gezwungen, zur Fortführung des Krieges 300,000 Gulden per Monat zu bewilligen. Indeß obwohl der spanische König jährlich drei Millionen Dukaten nach den Niederlanden sandte, obwohl Spinola dort sein ungeheures Vermögen von vierzehn Millionen Goldthalern völlig aufwandte, litt man beständig an Geldnoth. Der Kredit der belgischen Regierung war derartig zerrüttet, daß die Geldleute auch durch das Anerbieten der größten Vortheile nicht mehr zur Gewährung von Vorschüssen bewogen werden konnten. Von neuem blieb den Truppen der Sold monatelang geschuldet; darüber brach (Herbst 1606) ein abermaliger Aufstand unter dem größten Theile der flandrischen Armee aus, der die gehorsamen Provinzen ihren Feinden gegenüber ohne alle Vertheidigung zu lassen drohte. Der Norden von Brabant und Flandern, einst eine fruchtbare und wohlbevölkerte Gegend, war durch die beiderseitigen Heere in eine traurige Einöde verwandelt. Ueber alle Provinzen der gehorsamen Niederlande hin lag der Ackerbau danieder, war der Großhandel durch die holländischen Kaper- und Kriegsschiffe so gut wie vernichtet. Die flandrische Küste, zumal Antwerpen, wo sich einst die Fahrzeuge und Kaufleute ganz Europas begegnet waren, war öde und verlassen. Nur die Dünkirchener wahrten sich einen gewissen Namen — durch schamlose Seeräuberei!

Unter solchen Umständen hatte der friedliebende Albert schon seit dem Jahre 1603 mit Moritz von Oranien und den Generalstaaten Friedensverhandlungen anzuknüpfen gesucht. Lange Zeit vergeblich. Denn einerseits hoffte man in den Vereinigten Provinzen noch immer, auch die südlichen Lande zum Anschluß an die Union zu bewegen, anderntheils fürchtete man, Spanien wolle die gehaßten „Rebellen" nur durch einen Stillstand oder Frieden in trügerische Sicherheit wiegen, um sie dann durch List oder plötzlichen Ueberfall zu vernichten. Indeß allmählich wurde doch die Stimmung in den freien Niederlanden einem Ausgleich günstiger. Die Schuldenlast wuchs in erschreckendem Maße, und die Höhe der Abgaben war eine solche, daß an manchen Orten förmliche Aufstände gegen die republikanischen Obrigkeiten ausbrachen. Dazu kam, daß die politischen und militärischen Ereignisse keineswegs für die Niederländer sehr erfreulich waren. Von ihren bisherigen Bundesgenossen neigte England sich immer mehr Spanien zu; Heinrich IV. aber trieb offenbar ein sehr selbstsüchtiges Spiel mit den freien Niederlanden. Er gewährte ihnen so viel Unterstützung, daß sie nicht gerade verzweifelten, im Stande waren, den Kampf fortzusetzen, und nicht mit den Spaniern Frieden schlössen; aber wiederum so wenig, daß sie sich auf eine verlustvolle Defensive zurückzuziehen gezwungen sahen, denn er wollte sie nöthigen, sich unbedingt in die Arme

Frankreichs zu werfen, ja den französischen Monarchen als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Er trug ihnen ganz offiziell die Anerkennung seiner Souveränetät über die gesammten Niederlande an, ihnen nur unter dieser Bedingung seinen kräftigen Beistand zur völligen Vertreibung der Spanier verheißend (1606).

Zwanzig Jahre früher, zu den Zeiten eines Anjou und Erzherzog Matthias wären die Generalstaaten mit Freuden auf ein solches Anerbieten eingegangen. Aber in den letzten beiden Jahrzehnten hatten die Holländer sich durch eigene Kraft, mit den schwersten Opfern jeglicher Art, ohne durchgreifende fremde Hülfe ihrer Feinde erwehrt. Daran hatte sich der Geist nationalen Selbstbewußtseins und republikanischer Freiheit wesentlich erhoben und verstärkt, und längst war das Volk der „Vereinigten Provinzen" fest entschlossen, sein Land selbständig und unabhängig von jeder fremden Herrschaft zu erhalten. Da nun aber Frankreich immer ungeduldiger und heftiger auf eine beträchtliche Entschädigung für seine Opfer an Geld und Menschen und besonders auf die Einverleibung der gesammten Niederlande hindrängte, sahen die Generalstaaten den Augenblick nahen, wo Heinrich sie ebenso verlassen werde, wie Jakob I., ja sich vielleicht ihren Gegnern zuwendete. Die Mehrheit jener unter der Führung Barnevelts selbst hielt deßhalb den Frieden für dringend geboten, trotz der Opposition Moritz' von Oranien, der durch einen solchen nicht nur seine eigene auf das Heer gegründete Autorität, sondern auch die Einheit und den Bestand des jungen Staatswesens bedroht glaubte. Er drang nicht durch: seit dem Beginne des Jahres 1607 wurden, nach dem Abschlusse eines achtmonatlichen Waffenstillstandes, im Haag Friedensverhandlungen zwischen den Vereinigten Provinzen und dem Erzherzoge eröffnet, indem dieser jene als „freie Staaten" anerkannt hatte. Es war dies letztere ein gewaltiges Zugeständniß, durch welches Spanien seine Niederlage in dem vierzigjährigen Kampfe zugab, auf seine Pläne auf Weltherrschaft einstweilen gänzlich verzichtete. Freilich wünschte man in Spanien selbst diese demüthigende Anerkennung zu umgehen, und suchte alle möglichen diplomatischen Kniffe hervor, um sie zu vermeiden. Die Holländer aber blieben fest: und so mußte das stolze Spanien, nachdem ein volles Jahr über diesen Formalitäten verstrichen, der Waffenstillstand verlängert war, sich fügen und vorläufig mit den Vereinigten Provinzen als freien Staaten verhandeln. Die ganze ungeheure Macht des katholischen Königs war an den muthigen Herzen und den starken Armen eines kleinen, aber für bürgerliche und religiöse Freiheit begeisterten Volkes zerschellt!

Um die Holländer für alle Fälle vor spanischer List zu schützen, schloß Heinrich IV. mit ihnen ein Vertheidigungsbündniß ab, das nach Vollendung des spanisch-niederländischen Friedens in Kraft treten sollte. Es war ein geschickter Schachzug Heinrichs, darauf berechnet, die Generalstaaten moralisch zu stärken und sie vor allzu leichter Unterwerfung unter die Wünsche Spaniens zu bewahren.

Zum Entgelt für seine Zugeständnisse verlangte nun Spanien zweierlei

von den Holländern: ausdrückliche Anerkennung der Freiheit und Oeffentlichkeit des katholischen Gottesdienstes in den Vereinigten Provinzen, und Verzicht auf jeden Handel mit dem spanisch-portugiesischen Amerika und Asien. Zu beidem jedoch wollten sich jene nicht verstehen: der Handel mit den spanischen Kolonien galt ihnen für die Seele ihres Wohlstandes und ihres Verkehrs, während sie wohl zur völligen Duldung des Katholizismus bereit waren, dieselbe sich aber nicht durch eine fremde Macht auferlegen lassen wollten.

Die Spanier suchten die hartnäckigen „Rebellen" wehrlos zu machen, indem sie Heinrich IV. durch Heirathsanerbietungen zwischen ihrer ältesten Prinzessin — Anna von Oesterreich — und dem Dauphin für sich zu gewinnen bestrebt waren. Der Papst unterstützte, um die Ketzer zu isoliren, auf das eifrigste diese Verhandlungen. Als dieselben aber durch die Fehler der spanischen Diplomatie sowie die gesunde Einsicht Heinrichs IV. in die wahren Interessen Frankreichs gescheitert waren, mußte Spanien sich, wenn auch nicht zu einem endgültigen Frieden, so doch zu einem zwölfjährigen Waffenstillstande mit den Holländern unter demüthigenden Umständen verstehen. Es erkannte die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen an; es verzichtete auf die Bedingung der Freiheit der katholischen Religionsübung; es gestand zu, daß jene mit allen überseeischen Ländern verkehrten, die nicht unmittelbar unter spanischer Herrschaft stünden. Am 9. April 1609 wurde darauf hin, unter eifriger französischer Vermittelung, der zwölfjährige Waffenstillstand unterzeichnet.

Es war ein Ereigniß von größter Bedeutung! Der Sieg der Holländer war zugleich ein Sieg der religiösen und politischen Freiheit über den finstern Doppeldespotismus, den Spanien über die Leiber und Geister seiner Unterthanen ausübte. Er war ein wirksames Hemmniß für die seit einem halben Jahrhundert erfolgreich fortschreitende Gegenreformation, in deren Gefolge blutiger Glaubenszwang und materielles Elend einherzogen. Den tiefsten Schlag aber empfing dasjenige Land, welches diese schmähliche Kapitulation abgeschlossen hatte: Spanien. Die Erleichterung, die es sich durch dieselbe hatte verschaffen wollen, machte sich wenig fühlbar. Mit Recht bemerkte schon damals ein scharfblickender Venezianer — Girolamo Soranzo — der Friede könne für die Spanier nur von Vortheil sein, wenn dieselben ihre Gedanken, Handlungen, ganze Art des Auftretens änderten, was eben unmöglich sei. In der That, wie Spanien dastand, als Herr der halben Welt, überall widerwillige Unterthanen mit der Macht des Schwertes daniederhaltend, Feinde an allen Grenzen, keck und anmaßend, ländersüchtig und habgierig, Vertreter und Vollstrecker fanatischer Unduldsamkeit — konnte es nicht dazu gelangen, in ungestörter und gesammelter Ruhe seine finanziellen und Volkskräfte zu schonen, die zahlreichen Schäden im eigenen Innern zu bessern, sich für die Zeit neuer Entscheidung zu erholen und zu stärken. In diesem Weltreiche der hartnäckigsten politischen und religiösen Propaganda konnte noch weniger als in dem römischen Weltreiche der Janustempel je geschlossen werden. Un-

mittelbar an den holländischen Vertrag reihten sich die Vertreibung der Morisken, die dem Lande so tiefe Wunden schlug und wiederum militärische Anstrengungen erforderte, sowie abermalige politische Verwickelungen, die ohne ein unvermuthetes schreckliches Ereigniß einen neuen großen Krieg zur Folge gehabt haben würden.

So erntete Spanien aus dem niederländischen Frieden keineswegs die Vortheile, die Erzherzog Albert und Lerma aus demselben erhofft hatten, und es blieben nur die schlimmen Ergebnisse übrig: die Geringschätzung in ganz Europa, die Ermuthigung der Gegner, und hierdurch die bedeutende Schwächung der spanischen Macht, die ja schon längst mehr in der Idee von Spaniens früherer Größe als in seinen reellen Kräften bestanden hatte. Der niederländische Friede bezeichnet freilich nicht den Zeitpunkt, wo die Kräfte der unförmlichen spanischen Monarchie zu sinken beginnen — der liegt schon weit in der Vergangenheit; wohl aber macht er den Punkt aus, wo dieses Sinken den Augen ganz Europas enthüllt wird, wo der Schleier glänzender Erinnerungen sowie der prahlerischen und hochtönenden Phrasen, in denen die spanische Diplomatie ihre Stärke suchte, wo dieser Schleier, der bis dahin die innere Hohlheit und Schwäche des spanischen Wesens verborgen hatte, plötzlich zerreißt. Es war nichts Kleines und machte überall den tiefsten Eindruck, daß das stolze Großreich sich für besiegt erklären mußte durch die Handvoll muthiger Männer auf den Sandbänken der Schelde- und Maasmündungen! Vielmehr kam dies über die Völker und Fürsten wie eine Offenbarung ungeahnter Verhältnisse und Aussichten. „In der Vergangenheit," äußerte sich Paul V., „hielten die Spanier durch Ueberhebung ihre Angelegenheiten im Stande, jetzt haben sie die Methode dazu verloren. Sie werden von Jedermann verachtet, und was ihr Ansehen ganz zu Grunde gerichtet hat, das ist der flandrische Waffenstillstand, durch den sie ihre Ohnmacht selbst bekannt haben." Dieser niederländische Vertrag hat der ganzen Regierung Philipps III. die Signatur gegeben; er macht vorzüglich die Wendung aus, durch welche das Uebergewicht, der leitende Einfluß in Europa damals von Spanien auf Frankreich überging.

Die Entdeckung, die ganz Europa hier von Spaniens Schwäche gemacht hatte, war für dasselbe in der That sehr gefährlich. Sie nahm Heinrich IV. die Scheu, welche er bis dahin noch immer vor einem Zusammenstoß mit Spanien gehegt hatte. Sie flößte ihm die Ueberzeugung ein, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um den längst geplanten und vorbereiteten Entscheidungskampf gegen das Haus Habsburg, der sein ganzes politisches Bestreben abschließen und zur Erfüllung bringen sollte, zu unternehmen. Diese Gelegenheit war bereits da, als die Mitglieder des Friedenskongresses von Antwerpen ihre Namen unter den längst ersehnten Vertrag vom 9. April 1609 zeichneten.

Schon seit Jahren hatten sich auch auf Deutschland die diplomatischen Bemühungen Heinrichs IV. erstreckt, immer in der Absicht, Gegner wider die

Habsburger anzuregen und zu unterstützen, ohne doch einstweilen in einen offenen Krieg gegen die letzteren verwickelt zu werden. Er hatte sich nicht damit begnügt, sich des Beistandes der Türken bei einem etwaigen Kriege gegen Spanien zu vergewissern, sondern er hatte die Osmanli unmittelbar aufgehetzt gegen den halb geistesverwirrten deutschen Habsburger Rudolf II. Als im Jahre 1602 Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und den Türken im Gange waren, störte sie Heinrich mit allem Eifer, „soweit — wie er sich selbst ausdrückt — es anging, ohne den äußeren Anstand zu verletzen". In der That glückten dem französischen Könige seine Bemühungen gegen einen der Christenheit so nöthigen Frieden nur allzuwohl. Als dann am Ende des Jahres 1603 ein neuer Sultan, Achmed I., ein thatkräftiger und ehrgeiziger Herrscher, auf den Thron kam, war Heinrichs erster Rath an diesen, lieber mit Persien Frieden zu schließen, um seine ganze Kraft zur Ueberwältigung des Kaisers verwenden zu können. Wirklich nahm Achmed bald darauf Pest! In Bezug auf die innern Angelegenheiten Deutschlands verfolgte Heinrich zumal den Plan, die evangelischen Reichsstände zu einem festen, gut organisirten Bündnisse zu vereinen, dessen Spitze sich natürlich gegen den eifrig katholischen Kaiser und das mit demselben eng alliirte Spanien richten mußte. Der König wollte dann selbst mit jener Einigung eine enge und beständige Verbindung eingehen. Nach langen Verhandlungen sah er diesen Gedanken verwirklicht, indem die Mehrzahl der protestantischen Stände Deutschlands, von der sich fortwährend ausdehnenden katholischen Gegenreformation bedroht, sich im Jahre 1608 zu einer „Union" zusammenschloß, welche Heinrich von Frankreich eine kräftige Unterstützung gegen die Habsburger in Aussicht stellte. Dieses Ereigniß flößte dem König den Plan ein, den Hauptangriff auf das habsburgische Gesammthaus nach Deutschland zu verlegen.

An diesen Kampf knüpft sich die bis heute meist geglaubte Ueberlieferung von dem „großen Plane" Heinrichs IV.: nichts minderes soll dieser beabsichtigt haben, als Europa in fünfzehn gleichmächtige Staaten zu verwandeln, die als „christliche Republik" ein ewiges Friedensbündniß mit einander zu schließen und ihre gesammten Streitkräfte zur Vertreibung der Türken aus Europa zu vereinigen hätten. Es ist an sich schon höchst unwahrscheinlich, daß ein so praktischer und nüchterner Politiker, wie Heinrich IV., einen so offenbar chimärischen Plan gefaßt haben soll — er, der zu den Türken sorgfältig die besten Beziehungen aufrecht erhielt. In der That aber stellt sich bei einigermaßen genauer Prüfung der Quellen heraus, daß der „große Plan" lediglich in dem Gehirn eines Staatsmannes entsprungen ist, welcher unter der nächsten Regierung ungnädig verabschiedet, seine unfreiwillige Muße dazu benutzte, in phantastischen Memoiren sich und seinen König auf Kosten der beiderseitigen Nachfolger zu verherrlichen. Dieser Staatsmann ist Maximilian von Sully. In Wahrheit waren des Königs Pläne viel einfacher, natürlicher und leichter zu realisiren und endlich viel weniger uneigennützig, als Sully uns glauben

machen möchte. Gerade über diese Entwürfe und Vorgänge ist man jetzt durch ein umfangreiches und mannichfaltiges diplomatisches Material auf das genaueste unterrichtet.[1])

1) Moritz Ritter (Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV., München 1871), sowie ich im dritten Theile meines „Heinrich IV. und Philipp III." hatten uns neuerdings, in Anschluß an die Meinungen zahlreicher Vorgänger, auf das bestimmteste gegen die Realität des erwähnten „großen Planes" Heinrichs IV. erklären zu müssen geglaubt. Ritter hatte nachgewiesen, daß die Angaben Sullys über denselben sich in den wesentlichsten und wichtigsten Punkten total widersprechen, so daß sie schließlich ins Nebelhafte zerfließen, und daß sie mit den äußeren Verhältnissen in unvereinbarem Zwiespalt sich befinden. Er hat außerdem auf eine Menge sonstiger offenbarer Unwahrheiten, ja Fälschungen von Urkunden in den Oeconomies royales aufmerksam gemacht. Ich konnte die Zahl solcher Fälle noch beträchtlich vermehren, so daß die gänzliche Unzuverlässigkeit dieser Memoiren, ihre völlige Unbrauchbarkeit als historische Quelle grell hervortrat. Ich suchte die Gesichtspunkte darzulegen, aus denen die Oeconomies royales entstanden sind, Gesichtspunkte, die mit der Geschichtschreibung nichts zu thun haben. Ich habe endlich in Bezug auf die beiden letzten Lebensjahre Heinrichs IV. aus einem fast vollständigen Aktenmaterial dargethan, daß nicht nur kein französischer Minister, kein fremder Gesandter oder Souverän von der „christlichen Republik" etwas ahnte, sondern auch daß die thatsächlichen Umstände, auf welche Sully dieselbe aufbaut, durchaus unwahr sind. Nach ihm haben England, Dänemark, Schweden, Savoyen, Venedig, die Niederlande, die protestantischen schweizer Kantone, die protestantischen Reichsstände Deutschlands, der Herzog von Baiern, die Landstände von Ungarn, Böhmen, Niederösterreich, Mähren, Schlesien und der Lausitz dem französischen Könige ihre thätige Beihülfe zur Verwirklichung des großen Planes durch ein förmliches Bündniß zugesagt. Nun ist aber durch unwiderlegliche Aktenstücke, durch die Berichte der französischen Gesandten, sowie durch die Vertragsurkunden selbst dargethan, daß nur die evangelische Union und Savoyen sich mit Frankreich verbündet haben und auch lediglich zu ganz bestimmten praktischen Zielen, bei denen von einer „christlichen Republik" nicht die Rede ist. Die andern Staaten, die Sully nennt, haben entweder in gar keiner Allianzverhandlung mit Heinrich IV. gestanden oder sie haben effektiv jedes Bündniß mit ihm abgelehnt: auch da hatte es sich nie um eine „christliche Republik" gehandelt. — So stand die Frage, als Hr. J. A. Wijnne es unternahm (De groote en de kleine Plannen van Hendrik IV., in der Zeitschrift De Gids. 1879. II, 421 ff.), die Realität des sog. großen Planes von neuem zu erweisen, den schon Ranke als reine Chimäre bezeichnet hatte. Er sucht zuerst die Glaubwürdigkeit der Oeconomies zu retten. Und wie thut er dies? Indem er aus der überwältigenden Zahl von Beweisen der Unwahrhaftigkeit und absichtlichen Fälschung einen einzigen Fall herausgreift. Ich hatte u. v. a. gesagt (H. IV. und Phil. III. III, 496): Eine der keckſten Erfindungen Sullys ist die angebliche Errichtung eines Ueberwachungsrathes durch die Notablenversammlung von Rouen (1596). Weder bei Thou, der die übrigens gedruckten Beschlüsse der Stände im Auszuge mittheilt, noch bei den andern sorgfältigen und theilweise mit offiziellen Quellen arbeitenden Geschichtschreibern der Zeit findet sich eine Erwähnung dieses Conseil de raison, dessen Geschichte zur größten Verherrlichung von Sully dient. Hr. Wijnne führt nun nach Picot, Histoire des Etats généraux. Th. III, ein Dokument an, nach dem die Notabeln, ebenso wie bei Sully, dem Könige fünf Millionen Thaler zur freien Verfügung für seinen Hof und das Heer überlassen, den Rest des Staatseinkommens aber zu bestimmten anderweitigen Zwecken reserviren wollen. Was beweist die Koinzidenz dieses von den Ständen aufgestellten Musterbudgets mit einer nebensächlichen Angabe Sullys für das

Am 25. März 1609 starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, Johann Wilhelm, einer der mächtigsten deutschen Fürsten, Herzog von Cleve, Jülich

Dasein des angeblichen Conseil de raison? Offenbar nicht das mindeste. Man sieht nur, daß Sully auf Grund offizieller Aktenstücke gearbeitet, dieselben aber für die Zwecke seiner Eitelkeit und Prahlsucht nach Belieben verunstaltet hat. In keiner offiziellen Quelle findet sich nur ein Wort vom Conseil de raison. Aber Hr. Wijnne hat noch einen Pfeil auf seinem Bogen. Groulard, der selbst Mitglied der Notablenversammlung von Rouen war, sagt in seinen Memoiren (Petitot I. XLIX, 353): Messieurs du Conseil nous (d. h. einer Deputation der Versammlung) remonstrèrent la difficulté qu'il y aurait d'avoir les deniers que Sa Majesté s'attendait recevoir, si on voulait tenir à la rigueur du département qui était dans notre cahier. Hr. Wijnne meint, durch den Ausdruck département werde die Vertheilung der Einkünfte zwischen dem Könige und dem Conseil de raison bezeichnet. Aber es ist damit ganz einfach die Vertheilung in dem Musterbudget gemeint, das, wie soeben erwähnt, die Notablen dem Könige vorschlugen. Wenn Hr. Wijnne Groulard weiter gelesen hätte, würde er gefunden haben, daß derselbe die Einrichtung eines die Notablenversammlung überdauernden Conseil de raison geradezu ausschließt. Groulard fährt nämlich an der angeführten Stelle fort: Il leur fut prudemment répliqué par M. le cardinal de Gondy qu'on ne pouvait plus y rien changer et que la compagnie n'était plus assemblée, et qu'il y avait trop de délicatesse en leurs demandes, qui ne tendaient qu'à toucher tous les deniers et continuer les mêmes désordres des années passées; et chacun de nous en jugea autant. De sorte qu'eux, voyant qu'on ne voulait accorder aucune chose, firent que Sa Majesté le lendemain licencia la Compagnie, dont beaucoup prennent très mauvais augure et que tant de personnes d'honneur s'en retournant avec peu d'espérance dans leurs provinces, feront remplir toute la France d'effroi. Also: der König hat die Vorschläge der Notablen nicht angenommen, so daß man üble Folgen und große Unzufriedenheit voraussieht. Wie stimmt das mit der Angabe Sullys, daß der König die Hauptforderung der Notablen, nämlich die Errichtung eines ständigen Conseil de raison, bewilligt und dieser wirklich zwei Monate lang nach der Auflösung der Versammlung funktionirt habe? Vielmehr hat Heinrich das Verlangen sogar der Aufstellung eines Musterbudgets zurückgewiesen! Und nimmt man selbst an, wovon keine authentische Spur vorhanden, daß die Stände den Conseil de raison gefordert hätten, so wäre derselbe doch an der Weigerung des Königs gescheitert, wie aus Groulards, eines Mitgliedes der Schlußdeputation, Worten ohne Zweifel hervorgeht. — Es gelingt also Hrn. Wijnne nicht, auch nur in einem Punkte unter so vielen die Wahrhaftigkeit Sullys zu retten. Habe ich nöthig zu bemerken, daß, selbst wenn er hierin mehr Erfolg gehabt hätte, dies für die Frage im Grunde nichts beweisen würde, da er Ritters und meine übrigen Ausführungen zugeben muß und, freilich in allgemeinen Worten, wirklich zugiebt? — Was nun den Plan auf Errichtung der christlichen Republik von fünfzehn Staaten selbst betrifft, so sucht Hr. Wijnne denselben durch anderweitige Gewährsmänner zu bekräftigen. Er führt zuerst d'Aubigné an, dessen Bericht vollständig unabhängig von den Oeconomies royales sei. Das letztere ist natürlich zugegeben, da seine Histoire universelle 1620 veröffentlicht, seine Memoiren 1628 geschrieben wurden, während Sullys Werk im Jahre 1638 erschien. Aber erstens: bei Aubigné ist freilich auch von einem „großen Plan“ mit ganz abenteuerlichen Angaben die Rede, jedoch nicht von der christlichen Republik mit den fünfzehn Staaten; dieser eigentliche „große Plan“ Sullys schwebt also nach wie vor in der Luft. Und zweitens: wie, wenn Sully auf d'Aubignés Angaben seine Chimären begründet hätte? Ich habe diese Meinung schon in „Heinrich IV. und Philipp III.“ ausgesprochen und darauf hingewiesen, daß Sully auch sonst aus d'Aubigné schöpft, freilich stets um seine

und Berg, Graf von Mark und Ravensberg, Herr von Ravenstein. Zahlreiche Fürsten machten auf diese lockende Erbschaft Anspruch, theils weil sie,

---

eigenen Erfindungen hinzuzufügen. Und daß man nicht, wie Hr. Wijnne, mit d'Aubignés betreffenden Angaben „Staat machen kann", das beweisen seine Behauptungen, der König habe 50,000 Mann nach Spanien werfen wollen, und Erzherzog Albert habe versprochen, ihm zur Kaiserkrone zu verhelfen — Behauptungen, die zu offenbar der Wahrheit widersprechen, um hier einer Widerlegung zu bedürfen. — Kaum begreiflich ist es, wie Hr. Wijnne überhaupt Bassompierre als Zeugen für die Richtigkeit der Sully'schen Angaben anführen kann. Bassompierre erzählt (Petitot II. XIX, 424 ff.): der Herzog von Savoyen habe den König oft zum Angriff auf Spanien angereizt; endlich habe die Flucht Condés nach Belgien Heinrich wirklich zum Kriege gegen Spanien bewogen, und zwar habe er gleichzeitig das spanische Italien und die Niederlande angreifen wollen. Und das ist alles. Nicht einmal das Wort grand dessein gebraucht Bassompierre. Hr. Wijnne hütet sich auch wohl, die Nachrichten Bassompierres zu spezialisiren, er führt ihn nur im Allgemeinen zur Bekräftigung an, nur um mit seinem Namen „Staat zu machen". Ein solches Verfahren scheint mir auffallend und bei einer aufrichtigen kritischen Untersuchung ungewöhnlich. — Ebenso zitirt Hr. Wijnne die Memoiren von Fontenay-Mareuil und von Richelieu, weil der erstere (Petitot I. L, 11.) von les desseins qu'avait le roi Henri le Grand (nicht les grands desseins de Henri, wie Hr. Wijnne sagt), der letztere (dass. XXI, 16) von ce grand dessein spricht. Nun ist es doch sonnenklar, daß man den umfassenden Angriffskrieg, den Heinrich IV. 1610 gegen das Haus Oesterreich plante, einen dessein und selbst einen grand dessein nennen kann, ohne an Sullys Träumereien zu denken. Solche Ausdrücke als Beweis für letztere anzuführen, ist ein reines Spiel mit Worten, ja ein Advokatenkniff zu nennen. Um so mehr, als Fontenay-Mareuil und Richelieu gerade das Gegentheil von Sullys Anschauungen aussagen. — Sprechen wir zunächst von Richelieu als dem wichtigeren und glaubwürdigeren. Er erzählt: der König wollte Genua und Neapel für sich, Mailand und Montferrat für Savoyen erobern, welches letztere in ein „Königreich der Alpen" verwandelt werden sollte. Heinrich wünschte noch Venedig, Toskana, Parma, Modena, Mantua in das Bündniß zu ziehen, indem er ihnen allen bestimmte Vortheile versprach. Pour plus facilement exécuter ce grand dessein, fährt Richelieu fort. Für ihn gibt es also nur diesen grand dessein, der vorher angegeben ist. Und da hat Hr. Wijnne die Kühnheit, den Ausdruck grand dessein zu Gunsten Sullys anzuführen! Er hat offenbar darauf gerechnet, daß keiner seiner Leser die Memoiren selbst zur Hand nehmen und seine Behauptungen verifiziren werde. — Richelieu erzählt weiter, daß Heinrich, um die Ausführung dieses großen Planes zu erleichtern, auf Grund der jülicher Streitfrage eine Diversion am Rhein unternehmen wollte, ohne die Absicht, sich dort dauernd festzusetzen. Freilich im Laufe des Krieges hätte er doch vielleicht einen Angriff auf Flandern unternommen und den Rhein zur Grenze seiner Staaten gemacht. Aber damals, d. h. im Frühjahr 1610, dachte er noch nicht daran. Die Beschützung der Schwachen gegen die habsburgische Uebermacht und die Rückerwerbung alter französischer Besitzungen in Italien seien die Ursachen des Krieges gewesen; aber auch l'amour n'était pas la dernière cause, und nun folgt die Erzählung der Geschichte der Prinzessin von Condé. Wo ist da die „christliche Republik" als Grund und Ziel des Kampfes angegeben? — Bei Fontenay-Mareuil brauchen wir uns nicht aufzuhalten, da er, sonst sehr glaubwürdig, doch in diesem Anfange seiner Memoiren zahlreiche nachweisbare Irrthümer begeht (s. Heinr. IV. und Phil. III., Bd. III. S. 431): er stand damals erst in seinem fünfzehnten Lebensjahre! Genug, daß auch er von dem Projekte des Fünfzehn-Staaten-Bundes nicht die mindeste Andeutung gibt. — Hr. Wijnne sieht das selbst ein und sucht S. 434 die Ausflucht: „Nichts in den Oeconomies

wie der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, weibliche Angehörige der Familie geheirathet hatten, theils weil sie, wie besonders

royales deutet an, daß der König oder sein Minister in den letzten Regierungsjahren Heinrichs IV. die Hand ans Werk gelegt haben, um zu der Aufrichtung des großen christlichen Staates überzugehen." Das ist aber wieder vollkommen unwahr. Sully spricht in einem angeblichen Gutachten von 1609 noch einmal weitläufig dem Könige von der Organisirung der christlichen Republik. Und am Ende des Jahres 1609, nach Ausbruch des jülicher Erbfolgestreites, läßt Sully die Herren von Boissize, Fresne-Canaye, Ancel und Bongars an verschiedene Höfe senden, um dort die Pläne des Königs betreffs der christlichen Republik annehmbar zu machen (Oec. roy. Petitot II. VIII, 240. 326 ff. 344). Hr. Wijnne hat sich also nicht die Mühe gegeben, Sully durchzulesen, denn daß er seinen Lesern absichtlich eine unrichtige Behauptung vorführt, ist nicht anzunehmen. Er sah sich zu der letzteren freilich genöthigt, weil kein zeitgenössischer Schriftsteller, außer Sully, in den Jahren 1609 und 1610 auch nur ein Wort von der Fünfzehn-Staaten-Republik weiß, weil im Gegentheil das authentische Aktenmaterial von ganz anderen Verhandlungen und ganz anderen Zielpunkten der französischen Politik erzählt. Sully aber behauptet ausdrücklich, daß die französischen Gesandten 1609 mit der Verfechtung der christlichen Republik beauftragt gewesen seien — er steht also mit der Wahrheit in unversöhnlichem Widerspruche. — Wenn Hr. Wijnne (S. 436) dann die Realität der von Ritter und mir als unmöglich nachgewiesenen Gesandtschaft Sullys an Elisabeth von England durch einen andern, gleichfalls den Oeconomies royales entnommenen angeblichen Brief des Königs an Sully darthun will, so wirkt das um so komischer, als man in den Lettres missives de Henri IV. nur das Blatt umzuwenden braucht, um sich von der Unächtheit dieses Briefes zu überzeugen. Denn derselbe spricht von dem Tode Elisabeths zwei Tage früher, als der König überhaupt diese Nachricht empfangen hat! Hr. Wijnne gibt dies auch zu, aber nur nebenbei, mit unbestimmten Worten, während er vorher diesen — unächten — Brief triumphirend anführt, um die Gesandtschaft Sullys an Elisabeth zu retten. Ist das noch ein aufrichtiges Verfahren oder auf die Täuschung des oberflächlichen Lesers berechnet? — Hr. Wijnne fährt fort: „Doch welcher auch der Ursprung der Pläne sein mag, die Hauptsache, daß sie in den letzten Regierungsjahren des Königs in seinem Gehirn Posten gefaßt haben, scheint schwierig zu bestreiten." Und warum? Weil Aerssen, der holländische Gesandte in Paris, davon spricht, daß Heinrich ihm angekündigt, unter dem Vorwande der Clever Angelegenheit einen allgemeinen Krieg beginnen, den ungerechten Ehrgeiz des spanischen Königs zügeln, de grandes choses unternehmen zu wollen. Als ob dies uns etwas Neues wäre! Als ob Heinrich nicht überdies alles aufgeboten hätte, durch lockende Ankündigungen die Generalstaaten in sein Bündniß zu ziehen! Oder soll etwa das Taschenspielerkunststück wieder beginnen: Sully nennt seinen chimärischen Entwurf den grand dessein; andere Berichterstatter sprechen gleichfalls von desseins, grands desseins, grandes choses Heinrichs IV.; folglich stimmen alle diese Berichterstatter mit dem Plane Sullys überein?! — Aehnlich verhält es sich mit der Lobrede Dupleix' auf Heinrich IV., die nicht ein einziges thatsächliches Moment für den von Sully so wiederholt und weitläufig, freilich in steten Widersprüchen aus einander gesetzten Plan beibringt. — Wie seltsam kontrastirt mit dem Entwurfe der großen christlichen Republik, der im Gehirn des Königs während seiner letzten Regierungsjahre Posten gefaßt haben soll, der Schluß von Hrn. Wijnnes Aufsatz, wo er, noch über meine Auffassung hinausgehend, die Prinzessin von Condé als die einzige Ursache des drohenden Krieges, als die Helena darstellt, um deren schöner Augen willen ein Welttheil in Brand gerathen sollte! Wo bleibt da die christliche Republik und die Vertreibung der Türken aus Europa?! — — Neuerdings (1882) hat Hr. Ed. Rott in seinem schon angeführten

der Kurfürst von Sachsen, seit alten Zeiten Erbverträge mit dem Cleve'schen Hause eingegangen waren. Die Kühnern griffen zu. Vergebens verwies der Kaiser die Gesammtheit der Prätendenten an seinen oberstrichterlichen Ausspruch. Brandenburg, dessen Anrecht allgemein für das beste gehalten wurde, und Neuburg nahmen trotz des kaiserlichen Verbots in vorläufiger Uebereinstimmung von der Erbschaft gemeinsam Besitz, in welchem sich mit verbündeten Kräften zu erhalten sie einander versprachen. Sie erhielten deshalb den Namen der Possidirenden Fürsten.

Ohne Zweifel war damit der Kaiser tief in seinen Rechten gekränkt, und ein Konflikt zwischen ihm und den Possidirenden stand unmittelbar bevor. Heinrich IV. zögerte nicht, sich sofort mit aller Entschiedenheit auf Seite der letztern zu stellen. Er versicherte sie seiner Beihülfe und suchte die protestantischen Fürsten insgesammt zu ihrer Beschützung zu veranlassen. Wirklich schien ihm die Zeit gekommen, jetzt den so lange vorbereiteten Kampf gegen die Habsburger auszufechten. Als Rudolf seinen Bruder, den Herzog Leopold, mit der Sequestration der Erbschaft beauftragte und dieser wirklich durch einen Handstreich sich der starken Festung Jülich bemächtigte, erklärte Heinrich unumwunden, die Besitznahme der Cleve'schen Länder durch einen österreichischen Prinzen nicht dulden zu wollen; unter dem Vorwande der Religion habe das Haus Oesterreich bereits viele Länder verschluckt. Während er militärische Rüstungen anstellte, suchte er zugleich auf allen Seiten seine Bundesgenossen ins Feld zu führen. Indeß die Union, die Engländer und Holländer wollten doch nur für die Possidirenden etwas thun, ohne sich für Frankreich zu verpflichten; in Italien zeigten sich lediglich Savoyen und Mantua bereit, in das französische Bündniß einzutreten. Durch diese Zurückweisungen etwas entmuthigt, zeigte Heinrich sich einem Ausgleich mit den Habsburgern geneigter, als der politische Streit durch ein Ereigniß verschärft wurde, welches die persönlichen Interessen des Königs auf das tiefste berührte.

Heinrich IV. war stets ein Mann von heißblütigem Temperament, von zügelloser Sinnlichkeit gewesen. Mitten durch seine politischen und religiösen Kämpfe ziehen sich seine endlosen Liebeshändel. Auch in diesem Punkte war

---

Werke Henri IV., les Suisses et la Haute Italie abermals und ganz selbständig den angeblichen „großen Plan" Sullys behandelt. Er kommt völlig zu denselben Ergebnissen, wie ich. Selbst die katholischen Schweizerkantone sind der französischen Allianz keineswegs geneigt (S. 443). „Die Behauptungen Sullys in Betreff Italiens und der Schweiz sind mindestens ebenso irrig wie die, welche sich auf die Theilung Deutschlands beziehen" (S. 448). Paul V. zeigte sich durchaus Spanien günstig; der Großherzog von Toskana war im Begriff, ein engeres Bündniß mit diesem letztern abzuschließen; Venedig war so weit entfernt, dem Beispiele Savoyens zu folgen, daß es vielmehr Heinrich bat, seine Pläne auf Italien ganz aufzugeben, unter dem Vorwand, daß sonst der Türke diesen Kampf benutzen könne, um etwas gegen die Halbinsel zu unternehmen! (S. 449.) Alles unversöhnliche Widersprüche mit den Behauptungen Sullys! Es scheint also, daß Hrn. Wijnnes Feldzug für den letztern bei selbständigen und wohl unterrichteten Forschern wenig Anklang findet.

er, wie in den meisten anderen tonangebend für die Richtung des von ihm in Frankreich begründeten königlichen Absolutismus. Jetzt hatte ihn, den fast Sechzigjährigen, eine heftige Neigung zu der schönen fünfzehnjährigen Tochter des Connetable von Montmorency, Charlotte, erfaßt. Um seiner Leidenschaft unter ehrenvollem Deckmantel nachgehen zu können, hatte er seinen schwachen Vetter, den Prinzen von Condé gezwungen, das Fräulein zu heirathen, da er in ihm einen gefügigen Gatten zu finden hoffte. Gleich nach der Hochzeit hatte Heinrich seine Bewerbungen erneuert, aber er fand bei Condé einen unvermuthet hartnäckigen Widerstand. Durch List, Verleumdung, Drohungen, durch Geschenke und Gedichte suchte nichtsdestoweniger der König zu seinem Ziele zu gelangen, so daß endlich sich der Prinz auf seine Besitzungen in der Picardie, in der Nähe der damaligen belgischen Grenze, zurückzog. Vergebens unternahm es der Monarch, als Pilger und dann als Jägerbursche verkleidet,[1] sich seiner Geliebten zu nähern, er wurde vorzeitig entdeckt. Nach so unwürdigen Streichen von Seiten des Königs hielt Condé sich mit Recht in Frankreich nicht mehr für sicher und floh mit seiner Gemahlin nach den spanischen Niederlanden, nach Brüssel (Ende November 1609).

Heinrich war über diese Flucht nicht allein tief bekümmert, sondern auch sehr erschreckt; denn er fürchtete, daß Condé, der erste Prinz von Geblüt, sich mit den Spaniern gegen die Sicherheit seines Reiches verbinde. Heftige Sehnsucht nach der Prinzessin und politische Besorgniß verbanden sich, um ihm diese Angelegenheit in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Eiligst fertigte er an Erzherzog Albert Gesandte und nach Madrid Depeschen ab, die dringend die Auslieferung des flüchtigen Ehepaares begehrten.

Erzherzog Albert war ein friedliebender Fürst, der sich besonders mit dem mächtigen französischen Nachbarn stets gut zu stellen gewünscht hatte und eben deßhalb bei den Spaniern höchlichst unbeliebt war. Auch in der Cleve'schen Sache hatte er sich bis zur Schwäche nachgiebig gezeigt. Als ihm nun aber die Infamie zugemuthet wurde, Flüchtlinge, und noch dazu unschuldig verfolgte, ihrem Dränger auszuliefern, empörte sich sein fürstliches Ehrgefühl. Er wies ein solches Ansinnen in höflichen aber festen Worten zurück; höchstens werde er den Prinzen bitten, sich einen von Frankreich mehr entfernten, und deßhalb für die innere Ruhe des letzteren weniger bedenklichen Aufenthalt zu wählen.

Das war auch der Standpunkt, den die Madrider Regierung einnahm, obwohl dieselbe gleichfalls sehr gern den Krieg vermieden hätte. Philipp III. befahl dem Prinzen, sich nach Mailand zurückzuziehen — zu weitern Zugeständnissen war er nicht zu bewegen. Die Prinzessin Charlotte blieb inzwischen unter dem Schutze der Erzherzogin in Brüssel zurück. Heinrich war es nämlich gelungen, durch eine geheime Korrespondenz die Prinzessin wirk-

---

1) Ueber dieses Abenteuer sehe man Virey, des Sekretärs des Prinzen, Gedicht L'enlèvement innocent, herausg. von Halphen (Paris 1859).

lich für sich zu gewinnen und wider ihren Gatten einzunehmen, von dem sie geschieden zu werden verlangte. Ihre zärtlichen Briefe steigerten die Aufregung des Königs bis ins Unglaubliche, da man ihm die Geliebte nicht ausliefern wollte, ehe die Scheidung wirklich ausgesprochen sei.

Mit dieser ganzen unwürdigen Angelegenheit hat sich der König ausnehmend geschadet, in den Augen seiner eigenen Unterthanen und noch mehr der Fremden. Die auswärtigen Mächte sahen nicht ein, weshalb sie sich um des französischen Königs Liebeshändel willen in einen europäischen Krieg stürzen sollten. Die Unirten gingen zu Schwäbisch-Hall mit Heinrich IV. einen Bündnißvertrag ein, der aber nur auf die Cleve'sche Angelegenheit Bezug hatte und einstweilen lediglich Frankreich Lasten auferlegte (Febr. 1610). Einige Wochen später schloß Frankreich mit dem savoyischen Herzog zu Brosolo ab: für seine Mitwirkung gegen Spanien mußte man letzterm die Eroberung und Ueberlassung des gesammten Herzogthums Mailand versprechen.

Und selbst im Innern Frankreichs ergaben sich nicht geringe Schwierigkeiten.

Trotz der Begünstigung des Klerus und zumal der Mönchsorden und Jesuiten durch Heinrich IV. hatte dieser die klerikalen Eiferer seines Landes nie völlig für sich gewinnen können. Es verdroß sie, daß er seine reformirten Unterthanen gegen jeden Angriff eines fanatischen Pöbels mit Nachdruck und Strenge schützte, daß er sich weigerte, die Inquisition in Frankreich einzuführen. So gab es, zumal im Süden, Geistliche, die bei dem Gottesdienst das Gebet für den König wegließen, Meßbücher, in denen dasselbe gar nicht abgedruckt war. Jetzt waren sie voll Zorn, Heinrich in dem Cleve'schen Streite so ganz auf Seiten der Ketzer gegen den rechtgläubigen Kaiser und dessen nicht minder orthodoxe Verbündete zu sehen. Die zelotischen Prediger begannen von neuem gegen die Reformirten, gegen alle, welche dieselben duldeten, ja in ganz unverhüllten Ausdrücken gegen den König selbst zu donnern. Sogar die Gegenwart des letzteren konnte diese Prediger nicht zügeln, unter denen sich einige Jesuiten besonders hervorthaten. Einer der hitzigsten unter diesen, Vater Chartier, wagte es, die Aufforderung des Königs, er möge für ihn beten, mit den Worten zurückzuweisen: „Wie, Sire, könnten wir für Sie beten, da Sie in ein Land von Ketzern gehen wollen, um die Handvoll Katholiken, die es dort noch gibt, auszurotten?"

Es schien zu einem offenem Streite zwischen dem Könige und seinen bisherigen Freunden, den Jesuiten, kommen zu wollen. Schon bereitete er ihnen in einigen Dingen, die ihrem Orden sehr am Herzen lagen, empfindliche Enttäuschungen, während sie ihren Aerger nicht verhehlten. Betroffen rief Heinrich aus: „Das Geschlecht der Ligue ist noch nicht ausgestorben; diese verwünschte Ligue!"

Unter solchen Umständen mahnten den König sogar seine eigene Gemahlin, Maria, und sein Minister des Auswärtigen, Villeroy, fast alle seine Räthe zu Vorsicht und Mäßigung. Aber die Dinge waren bereits so weit

gediehen, daß an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken war. Selbst die Zweifel und trüben Ahnungen, deren Heinrich sich in Erwartung der großen Katastrophe nicht zu entschlagen vermochte, konnten die Entscheidung nicht mehr aufhalten.

Die Rüstungen zum Kriege wurden eifrig fortgesetzt, in Frankreich und der Schweiz zugleich bedeutende Aushebungen veranstaltet. Der Feldzugsplan wurde in der großartigsten Weise entworfen. 16,000 Franzosen unter dem protestantischen Marschall Lesdiguieres sollten sich mit ebensovielen Savoyern unter Karl Emanuel vereinigen, um das Mailändische anzugreifen. Die



Krönung der Maria von Medici.
Facsimile eines Kupferstiches, betitelt: Pourtraict du Sacre et du Couronnement de Marie de Médicis, Royne très chrestienne de France et de Navarre, faict à Sainct-Denis en France, le jeudy 13 de Mai 1610. J. Le Clerc excudit. Le Gaultier (1552—1641) sculpsit. N. Bollery invenit.

Graubündener, durch französische Truppen verstärkt und von einem französischen Kriegsmann befehligt, hatten Tirol zu überwachen und eventuell von Norden her in das Mailändische einzurücken.[1]) An der Spitze von 10,000 Mann sollte de la Force, gleichfalls ein Hugenott, in das mit der kastilischen Herrschaft durchaus unzufriedene Navarra einfallen, zugleich alle noch nicht aus Spanien vertriebenen Morisken zum Aufstande ermuthigen. Die Hauptarmee, über 35,000 Mann stark, sollte sich bei Chalons an der Marne sammeln, um unter dem eigenen Oberbefehle des Königs gegen Jülich vor=

1) Rott S. 445 f.

zurücken; vor dieser Festung würden 10,000 Deutsche, 8000 Holländer, 4000 Engländer — letztere beide als Verbündete der deutschen Union — zu ihm gestoßen sein. Der Einmarsch in das jülich-cleve'sche Gebiet sollte durch Luxemburg geschehen, damit die Feindseligkeiten gegen Erzherzog Albert eröffnet, vielleicht — doch das ist nicht ganz sicher — ein Streifzug nach Brüssel zur „Befreiung" der Prinzessin von Condé unternommen werden.

Ein allseitiger erbitterter Krieg gegen die Habsburger war beabsichtigt. Ende Mai sollten die Feindseligkeiten beginnen.

In Spanien verkannte man keineswegs den Ernst der Lage. Rüstungen im weitesten Umfange wurden unternommen. Die Truppenmacht im Herzogthum Mailand wurde auf 40,000 Mann gebracht, in Spanien selbst etwa 30,000 gesammelt, in den Niederlanden 18,000. Graf Fuentes, der Statthalter von Mailand, verstärkte mit großem Eifer die Werke der Festungen seines Gebietes. Auch der Kaiser rüstete. Alle Finanzkünste und die Börsen der Großen nahm man in Anspruch, um die nöthigen Gelder aufzutreiben. Ebenso bot man die spanischen Vasallen in Italien, die Herzoge von Modena, Parma, Urbino auf; selbst der Großherzog von Toskana wagte dem katholischen Könige den geforderten Geldbeitrag nicht zu versagen. In Madrid bereitete man schon das Kriegsmanifest vor, voll der bittersten und nicht ganz ungerechtfertigten Anklagen gegen Heinrich IV.

Am 19. Mai 1610 wollte dieser König zum Heere in der Champagne abreisen. Während seiner Abwesenheit ernannte er seine Gemahlin zur Regentin und umgab sie mit einem Rathskolleg, das meist aus eifrigen Katholiken bestand. So gedachte er die Katholiken zu befriedigen, indem sie die Regierung in Händen hatten, während die Heere fast ausschließlich durch Hugenotten befehligt wurden. Dem Wunsche der Königin gemäß und um ihr ein größeres Ansehen zu geben, ließ er sie am 13. Mai in St. Denis feierlich krönen. Das Gemälde Rubens' im Louvre vergegenwärtigt uns diesen glänzenden Akt. Drei Tage später sollte der festliche Einzug der Königin-Regentin in Paris stattfinden. Da trat eine furchtbare Katastrophe ein, die mit einem Schlage das Ansehen der Dinge von Grund aus veränderte. Als Heinrich bereits am 14. Mai nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, um die Vorbereitungen zu dem Einzuge zu überwachen, ereilte ihn, Nachmittags vier Uhr, wie er in offenem Wagen langsam durch die enge und mit Lastwagen versperrte Straße de la Ferronnerie fuhr, der Dolch des Mörders. Franz Ravaillac hieß der Elende, ein fanatischer Mensch, angesteckt von den königsmörderischen Lehren einiger jesuitischer Schriftsteller, erfüllt von den zelotischen Predigten, die gerade damals gegen den Kriegszug Heinrichs zu Gunsten der deutschen Ketzer vielfach gehalten wurden. Da hatte Ravaillac gemeint, sich hinieden die Zustimmung aller Gutgesinnten, in der Ewigkeit das Paradies zu verdienen, wenn er die katholische Welt von einem so gefährlichen Gegner befreie. Er traf so gut, daß Heinrich nur noch ausrufen konnte: „Es ist nichts!" — dann war er todt.



Facsimile einer gleichzeitigen Radirung von Cristoffel van Sichem auf die Ermordung Heinrichs IV.
und die Hinrichtung Ravaillacs.

Man hat vielfach untersucht, ob Ravaillac Mitschuldige gehabt, ob er durch fremde Aufreizung zu seiner Schandthat vermocht worden. Es hat sich nicht der mindeste verläßliche Anhalt ergeben. Ravaillac selbst hat unter den furchtbarsten Martern stets behauptet, der allein Schuldige zu sein, und die bestunterrichteten Zeitgenossen schenken ihm vollen Glauben. Fast alljährlich waren Mordanschläge auf Heinrich unternommen worden: dieser war geglückt. Noch einmal hatte der Glaubenshaß, der das ganze sechszehnte Jahrhundert so furchtbar kennzeichnet, einen Schrecken erregenden, blutigen Ausdruck gefunden.

Es war eine gewaltige Entscheidung, die jener Fanatiker herbeigeführt hatte. Die großen, weltumwälzenden Entwürfe Heinrichs IV. gingen mit ihm unter. Ein Kind, unter der Regentschaft einer wenig befähigten Frau, war sein Nachfolger. Nicht eine einzige seiner tief durchdachten, beharrlich und geschickt verfolgten Bestrebungen hatte Heinrich gänzlich durchführen können. Sein Lebenswerk blieb unvollendet.

Die Gegner frohlockten. „Der Herr der Heerschaaren that dies, denn er war geworden zum Abscheu der Herzen," rief der Papst jubelnd aus. In Spanien vereinten sich Hof, Große und Volk in Freude und Dank für dieses Ereigniß, das man ganz offen als eine Belohnung des Himmels für die Frömmigkeit und Güte Philipps III. und als einen Beweis des besondern Schutzes bezeichnete, den die göttliche Allmacht ihm angedeihen lasse.

In der That war eine große dringende Gefahr von dem spanischen Reiche genommen in eben dem Augenblicke, wo jener König einen furchtbaren Schlag auf dasselbe zu führen beabsichtigte.

Aber es war der plötzliche Tod Heinrichs IV. nur ein kurzer Aufschub für die Verwirklichung seiner Pläne. So fest hatte er sein Reich geeint und gekräftigt, so sicher dessen finanzielle, militärische und politische Ueberlegenheit über das Weltreich des katholischen Königs begründet, daß mit dem Augenblicke, wo wieder ein selbst- und zielbewußter Wille die Leitung Frankreichs übernahm, auch der Kampf zwischen diesem und Spanien, zwischen Bourbonen und Habsburgern entschieden war. In der innern Verwaltung wie in der äußern Politik hat Heinrich IV. mit klarer Einsicht und unentwegter Sicherheit die Bahnen vorgezeichnet, die seine Nachfolger einzuschlagen hatten und wirklich eingeschlagen haben, um Frankreich zu der ersten, überwiegenden Stellung in Europa zu führen, Frankreichs Einfluß auf allen Gebieten zu dem maßgebenden zu machen. Erst unter diesem Gesichtspunkte kann man das Wirken des wahrhaft größten der Bourbonen in richtigem und ausreichendem Umfange würdigen.

Auch in dem Kampfe der verschiedenen Religionen hatte Heinrich eine neue Epoche begründet, wenn auch noch nicht verwirklichen können. So viel war in dem letzten halben Jahrhundert klar geworden: die Reformation, vielfach in sich gespalten, uneinig, in mehrere sich grimmig anfeindende Sekten zerfallen, konnte nicht mehr daran denken, die gesammte Christenheit zu er-

obern. Vielmehr hatte der alte Glauben die Defensive, in die er zuerst gedrängt worden, verlassen, um zum Angriff auf die neue Religion überzugehen. Geführt von den Habsburgern, zumal den spanischen, hatte er namhafte Erfolge gegen dieselbe errungen, bedeutende Gebiete ihr wieder entrissen, zeitweise sogar ihren streitbarsten Anhängern, den Calvinisten, völligen Untergang gedroht. Elisabeth von England und Heinrich IV. selbst hatten dem Andrang der Gegenreformation Stillstand geboten. Aber Heinrich hatte eine höhere Anschauung: er war der erste wahrhaft tolerante Fürst, der erste, welcher den Staatsgedanken über die konfessionelle Beschränkung und Eingrenzung erhob. Auf das heftigste deshalb verketzert von den Zeloten beider Parteien, hatte er unentwegt die Gleichberechtigung der Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse vor und in dem Staate zu verwirklichen gesucht. Diesem seinem Streben ist er schließlich zum Opfer gefallen. Aber seinen Anschauungen gehörte die Zukunft. Durch die Gräuel und das Elend des dreißigjährigen Krieges wurden sie verwirklicht: friedlich, wenn auch noch nicht freundlich, richteten sich Katholizismus und Protestantismus, alter und neuer Glaube neben einander ein. Anderen, glücklichern Zielen strebte seitdem die europäische Menschheit nach.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Karten.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Erste Abtheilung. Die Gründung des Jesuitenordens.

Zweite Abtheilung. Das Konzil von Trient.

Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.

Berichtigungen.

Seite 137 Z. 16—14 von unten muß es anstatt: „Philipp aber gab ..... jeder der 17 Provinzen ein Bisthum", heißen: „Philipp aber errichtete .... noch 13 Bisthümer."

Seite 289 Z. 24 von oben muß es anstatt „Geldern" heißen: „Groningen".

Beendigung des Satzes am 6. Dezember 1883.